This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

ANATOLE D'ORSAY
DOMCAPITULAR in OLMÜTZ

63

[redacted]

13105

Das Jahr 1683

und der

folgende große Türkenkrieg

bis zum

Frieden von Carlowitz

1699

von

Onno Klopp.

Verlagsbuchhandlung Styria in Graz

Das Jahr 1683

und der

folgende große Türkenkrieg

bis zum

Frieden von Carlowitz

1699

von

Onno Klopp.

Graz.
Verlags-Buchhandlung Styria.

1882.

DR
536
.K66

Buchdruckerei Styria in Graz.

716 011-129

Vorwort.

Schon oftmals ist die zweite Belagerung der Stadt Wien durch die Türken und der Entsatz derselben durch eine Vereinigung christlicher Streitkräfte, im Jahre 1683, beschrieben worden. Namentlich hat in neuerer Zeit Herr Albert Camesina in seinem vortrefflichen Werke: „Wiens Bedrängniß im Jahre 1683" mit sorgsamem Fleiße alles gesammelt, was dienen kann, den furchtbaren Andrang der Türken, die heldenmüthige Vertheidigung, die schwere Noth der Stadt, und die endliche Rettung durch das siegende Christenheer in ein klares Licht zu stellen.

Allein, so verdienstlich auch immer das Werk Camesinas die gestellte Aufgabe löst, so bleibt es doch eben durch diese Aufgabe auf den localen Kreis beschränkt. Die Aufgabe betrifft die Stadt Wien, und nur, oder doch fast nur, die Stadt Wien. Andere auswärtige Factoren, welche vorbereitend, fördernd, hindernd einwirkten, werden genannt, kommen aber, wegen der Beschränkung der gestellten Aufgabe, nicht zur vollen Würdigung. Die Bedeutung der Belagerung und des Entsatzes von Wien nicht blos für die Monarchie des Hauses Habsburg, sondern auch für das gesammte West-Europa, die damalige Christenheit, wird nicht klar gestellt.

Von dem Standpunkte dieser Interessen aus, den ich als den universellen bezeichnen möchte, ist das ungeheuere Ereigniß von 1683 von den Zeitgenossen selber öfter und eingehender gewürdigt worden, als in späteren Tagen. Die Gründe dessen zu untersuchen, würde hier zu weit führen. Aber es fehlte denen,

welche in früheren Tagen mit dieser Aufgabe sich befaßten, allzu oft der tiefere Einblick in die Motive. Man wußte z. B., daß Ludwig XIV. von Frankreich alles gethan, was er vermochte, um die Gefahr über Wien zu bringen, und alles gethan, was er vermochte, damit Wien nicht entsetzt werde. Man wußte, daß der Papst Innocenz XI. alles gethan, was in seiner Macht stand, um das Verderben von Wien abzuwenden, um zu helfen und zu retten. Aber erst im Laufe der Zeiten, ja der Jahrhunderte, steigen aus den Archiven die Schriftstücke hervor, welche urkundliches Zeugniß ablegen für die Motive des Handelns in der Vorzeit.

Indem ich vor einigen Jahren in meinem größeren Geschichtswerke: „Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in England, im Zusammenhange der europäischen Ereignisse", welches Werk demnach durch seine Anlage die gesammte europäische Geschichte jener Zeit umfassen muß, in die Nothwendigkeit kam, auch die Belagerung und den Entsatz von Wien vom universellen Standpunkte aus zu besprechen, durfte ich froh sein, daß mir darüber mehr Material zu Gebote stand, als meinen Vorgängern. Das zu jenem ersten Zwecke angesammelte Acten-Material diente mir auch, die Geschichte des Jahres 1683 specieller ins Auge zu fassen. Dazu aber kam noch vieles andere Neue. Namentlich nenne ich die fortlaufenden Berichte des venetianischen Botschafters Contarini in Wien, aus den Jahren 1682, 1683, 1684 im k. k. Archive in Wien, so wie die Berichte und das Tagebuch des Internuntius Caprara von 1682 und 1683, jene im k. k. Archive, dieses in der k. k. Hofbibliothek. Dazu fügte sich manches andere handschriftliche Material aus dem genannten Archive und aus dem k. k. Kriegsarchive, und namentlich endlich die überaus wichtige, bisher unbekannte Correspondenz des Kaiserpaares Leopold und Eleonora mit dem Kapuziner-Pater Marco d'Aviano.

Dies alles setzt mich in den Stand, dasjenige, was ich in jenem größeren Werke nur in kurzen Umrissen angedeutet, in der vorliegenden Schrift weiter auszuführen.

Penzing, im Mai 1882.

Onno Klopp.

Inhalt.

Einleitung. Das Gemeingefühl der Christenheit gegen die Türken bis ins siebzehnte Jahrhundert S. 1 bis S. 22.

Das Gemeingefühl der Christenheit S. 1. — Der Papst Gregor VII. Urheber der Kreuzzüge S. 2 u. f. — Nachlassen der Kreuzzüge S. 4 u. f. — Die römischen Kaiser deutscher Nation aus dem Hause Habsburg S. 5 u. f. — Der Papst Pius II. S. 6. — Der Kaiser Maximilian I. S. 7. — Der Kaiser Carl V. und sein Gegner Franz I. S. 8 u. f. — Die erste Belagerung von Wien S. 11. — Die Kirchenspaltung wirkt lähmend auf die großen Plane Carls V. S. 12 u. f. — Die Brüder Carl V. und Ferdinand I. S. 15 u. f. — Nachlassen der Offensive der Türken S. 17 u. f. — Ungeachtet der Politik des französischen Königthumes und der Kirchenspaltung findet das Gemeingefühl der Christenheit gegen die Türken wiederholten Ausdruck S. 18 u. f. — Die Mission der Dynastie Habsburg S. 19 u. f. — Die Türken gehen auf die Lockungen d. Aggressiv-Mächte gegen die Kaiser Ferdinand II. u. III. nicht ein S. 20 u. f. — Die Erneuerung der Offensive, gegen Leopold I., 1663, ruft das Gemeingefühl der Christenheit wieder wach S. 21 u. f. — Die Schlacht bei St. Gotthard u. d. Friede von Vasvar 1664 S. 22.

Erstes Capitel. Der römische Kaiser Leopold I. und der König Ludwig XIV. von Frankreich S. 23 bis S. 60.

Gegenüberstellung Leopolds I. und Ludwigs XIV. S. 23 u. f. — Selbst-Charakteristik Ludwigs XIV. S. 25 u. f. — Sein Plan auf die Erlangung der spanischen Monarchie S. 26 u. f. — Sein Trachten nach der römischen Kaiserkrone S. 27 u. f. — Seine Stellung daheim und nach außen, und seine Mittel S. 28 u. f.

Leopold I. als römischer Kaiser S. 31 u. f. — Der Bestand seiner thatsächlichen Monarchie als Defensivmacht S. 32 u. f. — Die Schattenseiten S. 36 u. f.

Die ersten Versuche Ludwigs XIV. auf das spanische Erbe vor und nach dem Tode Philipps IV. S. 37 u. f. — Der Krieg von 1667, die Tripel-Allianz, der Theilungs-Vertrag mit dem Kaiser, die von Ludwig XIV. geschürte Rebellion in Ungarn, S. 38 u. f.

Die Politik Ludwigs XIV. im Oriente S. 41 u. f. — Auf seinen Angriff gegen die Republik der Niederlande, 1672, tritt der Kaiser helfend für dieselbe ein S. 42 u. f. — Bemühungen Ludwigs XIV., dem Kaiser Feinde zu erwecken, in Ungarn, in Polen S. 43 u. f. — Die Wahl Johann Sobieskis und die an diese Wahl geknüpften französischen Entwürfe in Betreff Polens, Ungarns, der Türken S. 44 u. f.

Der Kriegesgedanke in Constantinopel wider den Kaiser, im Jahre 1676, angeregt durch Kara Mustafa S. 50 u. f. — Verhalten Ludwigs XIV. zu diesem Gedanken S. 52 u. f. — Verstimmung des Ehepaares Sobieski wider Ludwig XIV. S. 53 u. f. — Fortdauer der ungarischen Rebellion durch französisches Geld mit der Connivenz Sobieskis S. 54 u. f. — Geringschätzige Behandlung französischer Gesandten in Constantinopel, von Ludwig XIV. schweigend hingenommen S. 57 u. f.

Der türkische Kriegesplan gegen den Kaiser von 1676 an in Westeuropa vermuthet, jedoch nur von Ludwig XIV. gewußt S. 59 u. f.

Zweites Capitel. Vom Aufsteigen der Türkengefahr, im Jahre 1676, bis zur Verkündigung derselben durch Ludwig XIV., im März 1682 S. 61 bis S. 97.

Es gelingt Ludwig XIV., die Allianz gegen ihn zu trennen und den Frieden von Nymegen vorzuschreiben, 1678, S. 61 u. f. — Das Widerstreben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, seine Unterwerfung unter Ludwig XIV. und Bündniß zum Dienste für denselben S. 64 u. f.

Die Reunionen Ludwigs XIV. und der eigentliche Zweck derselben S. 68 u. f. — Der Kaiser, in Erkenntniß des eigentlichen Zweckes, sucht den Frieden mit den Türken aufrecht zu halten S. 70 u. f. — Ludwig XIV. erhält den Brand in Ungarn andauernd über Polen S. 72 u. f. — Der Kaiser lehnt eine Offensiv-Allianz mit Polen wider die Türken ab, schlägt dagegen eine Defensiv-Allianz vor, welche von Ludwig XIV. durchkreuzt wird S. 73 u. f. — Sobieski in der Wendung von Ludwig XIV. ab S. 74.

Gegenüber der Gefahr von Osten und von Westen, 1680 u. f., hat der Kaiser gegen die letztere einen Gesinnungsgenossen an dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien, welcher eine allgemeine Allianz gegen den König von Frankreich anzubahnen sucht S. 76 u. f. — Entgegen-Wirken des Kurfürsten von Brandenburg und Bündniß desselben mit Ludwig XIV. S. 78 u. f.

Vergebliche Bemühung des Kaisers um ein Reichsheer S. 80. — Wegnahme von Straßburg, 1681, und der Congreß zu Frankfurt a. M. S. 81 u. f. — Fortdauernde Thätigkeit des Brandenburger Kurfürsten für Ludwig XIV. S. 82 u. f.

Fortdauer der Unruhen in Ungarn S. 84 u. f. — Auftreten des Emerich Tököly S. 85 u. f. — Landtag in Oedenburg, 1681, und Beschlüsse desselben S. 87 u. f.

Irrthum in Wien über die türkischen Entwürfe, 1681, S. 89 u. f. — Französisches Attentat gegen Chios, im August 1681 S. 90 u. f. — Absendung des Internuntius Caprara S. 91.

Der Kaiser sichert sich, 1681, Bundesgenossen gegen Westen, an Max Emanuel von Bayern, Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, Carl XI. von Schweden S. 92 u. f. — Vergebliche Bemühungen des Oraniers bei Carl II. von England S. 94 u. f. — Ludwig XIV. hebt, im März 1682, den Blocus von Luxemburg auf mit dem Hinweise auf die Türkengefahr S. 96 u. f.

Drittes Capitel. Das Aufsteigen der Türkengefahr im Jahre 1682 S. 98 bis S. 143.

Der Sendung Capraras nach Constantinopel kommt diejenige der Boten Tökölys zuvor S. 98. — Die Priester und Mönche im Oriente sind französischer Nationalität und für Frankreich S. 99 u. f. — Ludwig XIV. sucht den Unwillen der Pforte über das Attentat von Chios zu beschwichtigen S. 102 u. f.

Die Botschaft des Internuntius Caprara und seine Wahrnehmungen unterwegs S. 105 u. f. — Der Venetianer Civrano über den Stand der Dinge in der Türkei S. 107 u. f. — Die ersten Berichte Capraras aus Constantinopel, im April 1682, S. 109 u. f.

Bemühung von kaiserlicher Seite, den Tököly zu gewinnen, und seine Ausbeutung dieser Bemühung S. 111 u. f.

Audienzen und Conferenzen Capraras in Constantinopel, im Juni und Juli 1682 S. 113 u. f.

Die Frage der Abwehr der französischen Uebergriffe im Frühling und Sommer 1682 S. 116 u. f. — Der Hofkriegsrath, am 11. August, für einen Frieden mit den Türken, und für die Abwehr der Uebergriffe im Westen S. 120 u. f.

Das Königthum von Oberungarn für Tököly, von des Sultans Gnaden S. 123 u. f. — Die Nachrichten dieser Erfolge wirken entscheidend für den Entschluß des Sultans Mohammed IV. zum Kriege S. 125 u. f. — Caprara berichtet, im October, diese Wendung nach Wien S. 127 u. f.

Fortdauer der Unklarheit in Wien auch im Herbste S. 129 u. f. — Aussichten auf Bundesgenossen für den etwaigen Krieg im Westen, die geringste derselben auf England S. 131 u. f. — Langsames thatsächliches Zurückweichen Ludwigs XIV. S. 134 u. f.

Treuloses Spiel des Tököly gegenüber den Kaiserlichen S. 137 u. f. — Das Eintreffen der Meldungen Capraras eröffnet die gewisse Aussicht auf den Krieg, im December S. 139 u. f. — Die Plane Tökölys und Ludwigs XIV. S. 142 u. f.

Viertes Capitel. Allianzen des Kaisers Leopold gegen die Türkengefahr S. 144 bis S. 173.

Der Kaiser, auf die Ankündigung der Türkengefahr, findet Bereitwilligkeit zur Hilfe in München und Dresden, nicht bei Carl II. von England S. 144 u. f.

Der Papst Innocenz XI. und seine Bethätigung zu Gunsten des Kaisers S. 147 u. f.

Das Verhältniß von Innocenz XI. zu Ludwig XIV. und die Aufforderung des Ersteren zur Hilfe S. 149 u. f. — Verantwortung Ludwigs XIV. S. 151 u. f. — Breve des Papstes, vom 13. März, an den Kaiser Leopold S. 153 u. f. — Ausführliche Antwort des Kaisers über die Sachlage, vom 6. April S. 156 u. f.

Festhalten des Kaisers an seiner Forderung nach Westen, während Ludwig XIV. eine neue Feindseligkeit nicht wagt S. 160 u. f.

Die Haltung des Polenkönigs Johann Sobieski seit 1680 S. 162 u. f. — Die Ungewißheit über den eigentlichen Kriegesplan des Kara Mustafa, die Versuche Ludwigs XIV. dieselbe gegen den Kaiser auszubeuten, führen Sobieski dem Kaiser näher S. 163 u. f. — Der Antrag des Bündnisses S. 166 u. f. — Die Verhandlung desselben im Reichstage, und die französischen Zwischenfälle S. 167 u. f. — Der Abschluß der Allianz und die Entlassung des Botschafters Vitry S. 170 u. f. — Bestätigung der Allianz durch die Eidesleistung vor Innocenz XI. S. 172 u. f.

Fünftes Capitel. Der Türkenkrieg des Jahres 1683 bis zur Flucht des Kaisers aus Wien, am 7. Juli S. 174.

Caprara über die türkischen Kriegsrüstungen S. 174 u. f.

Die Frage, ob die Stadt Wien bedroht sei S. 176 u. f. — Das in Wien noch andauernde Vertrauen in die Vermittelung des Tököly, während er in Wirklichkeit die Pforte zum Kriege antreibt S. 177 u. f.

Der Marsch des Türkenheeres von Adrianopel nach Belgrad S. 180 u. f. — Die Verhandlung zwischen Caprara und Kara Mustafa bei Belgrad S. 183 u. f.

Die kaiserlichen Vorbereitungen für den Krieg und der Herzog Carl von Lothringen, kaiserlicher General-Lieutenant S. 184 u. f. — Die Revue von Kittsee und der Kriegesplan S. 187 u. f. — Die Belagerung von Neuhäusel angefangen und aufgegeben S. 189 u. f.

Kara Mustafa entläßt in Essek den Internuntius Caprara, behält Kuniz im Lager S. 191 u. f. — Die Häupter Kara Mustafa, Tököly, Ludwig XIV, S. 192 u. f. — Marsch des Kara Mustafa von Essek aus auf Raab, im Juni S. 193 u. f.

Der klagende Bericht des Palatins Paul Esterhazy an den Kaiser S. 193 u. f. — Die Tartaren und ihr Vordringen über die Raab S. 198 u. f.

Lothringen beschließt den Rückzug auf Wien, Kara Mustafa den Angriff auf die Stadt S. 199 u. f. — Ein Bericht aus Buda über die Gefahr für Wien S. 200 u. f. — Die Ereignisse des 7. Juli S. 202 u. f.

Sechstes Capitel. Die Umschließung und Belagerung von Wien, vom 14. Juli bis zum 11. September S. 206 bis S. 252.

Vorbereitungen in Wien zum Widerstande S. 206 u. f. — Die freiwillig in die Stadt Eingewanderten, unter ihnen Bischof Kolonitsch mit einer Vollmacht des Primas von Ungarn, Georg Szeleptseny, S. 209 u. f.

Fast gleichzeitiges Eintreffen der Belagerer und Vertheidiger am 13. und 14. Juli S. 213 u. f. — Verwüstung der Umgebung von Wien S. 215 u. f.

Das Türkenlager um Wien S. 219 u. f. — Die Wahl der Angriffsstelle S. 221 u. f. — Die Behausung des Großwesirs und die Laufgräben S. 223 u. f. — Abzug des Herzogs von Lothringen S. 225 u. f.

Geringe Wirkung der türkischen Projectile in der Stadt, der Kapuziner-Ingenieur S. 226 u. f.

Die Vertheidigung S. 229, der Minenkrieg S. 230 u. f., geringe Communication zwischen der Stadt und der Außenwelt S. 231 u. f., die ersten Erfolge der Türken S. 232. — Starhembergs Bericht vom 18. August S. 233 u. f.

Die Entlaſſung des Internuntius Caprara S. 235 u. f. — Das Morden der gefangenen Chriſten in der Favorita S. 236. — Geſinnungen einiger Ungarn, dagegen diejenige des Wallachen-Fürſten Kantakuzenos S. 237 u. f.

Die Nahrungsmittel in der Stadt und das Auftreten der Ruhr S. 238 u. f. — Die Berichte der Grafen Starhemberg und Kapliers vom 27. Auguſt S. 239 u. f. — Kara Muſtafa ruft zugleich den Tököly heran, jedoch vergeblich S. 242 u. f.

Mangel an Willigkeit in der Civil-Bevölkerung zur Betheiligung an der Abwehr S. 243 u. f. — Das Burg-Ravelin S. 244 u. f.

Anzeichen einer Differenz zwiſchen den Häuptern der Vertheidigung und dem Gemeinderathe S. 245 u. f. — Der Stand der Dinge in der Stadt in Folge der Zerklüftung der Burg- und der Löbel-Baſtei, und die Einwirkung von Kuniz S. 247 u. f. — Das Verhalten des Großweſirs Kara Muſtafa S. 250 u. f.

Siebentes Capitel. Die Vorbereitung des Entſatzes von Wien S. 253 bis S. 305.

Die Flucht des Kaiſers Leopold nach Paſſau S. 253 u. f. — Die Perſönlichkeit des Kapuziners Marco d'Aviano und der Bericht des Kaiſers an ihn S. 254 u. f.

Die reelle Hilfe leiſtenden Mächte S. 261. — Die Frage der Ausnutzung der Türkengefahr gegen den Kaiſer für Ludwig XIV. S. 263. — Die für längere Zeit ſchwankende Haltung des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg S. 263 u. f. — Die Verhandlungen Lambergs in Berlin S. 266 u. f. — Gegenwirken des franzöſiſchen Geſandten Rebenac S. 268 u. f. — Die Haltung des Kurfürſten perſönlich S. 270 u. f.

Die franzöſiſche Denkſchrift vom 26. Juli, von Seiten des Kaiſers nicht beantwortet S. 272 u. f. — Mahnungen des Papſtes Innocenz XI. an Ludwig XIV. S. 275 u. f.

Verhandlungen der Kaiſerlichen in Paſſau mit dem Fürſten Anhalt über eine brandenburgiſche Hilfeleiſtung S. 276 u. f. — Dagegen neuer Dienſtvertrag des Kurfürſten, unter Erhöhung des Lohnes, mit Ludwig XIV. S. 278 u. f. — Die Haltung des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg gereicht mittelbar dem Kaiſer zur Hilfe S. 279 u. f.

Haltung des Papſtes Innocenz XI. S. 280 u. f. — Dank des Kaiſers für die Leiſtungen der Kroaten S. 281 u. f. — Erwägungen über den Plan des Entſatzes S. 283 u. f. — Thätigkeit des Herzogs von Lothringen, im Juli und Auguſt, am linken Donauufer. Wiederholtes Zurückſchlagen des Tököly, S. 284 u. f.

Anmarſch der Entſatztruppen, der Bayern, der Franken und Schwaben, der Kurſachſen unter dem Kurfürſten Johann Georg, auf Krems S. 289 u. f.

Der Polenkönig Johann Sobieski S. 291 u. f. — Seine Begegnung mit dem Herzoge von Lothringen S. 292 u. f. — Die geſammte Armee S. 293 u. f. — Die Freiwilligen, Marco d'Aviano S. 294 u. f.

Die Abſicht des Kaiſers, ſich zur Armee zu begeben und das Gegenwirken des Polenkönigs S. 295 u. f.

Das Verhältniß der Häupter des Entſatz-Heeres, am 8. September S. 298 u. f.

Kara Muſtafa, mit geringer Kunde der heranziehenden Gegner, weiſt im Kriegesrath die Vorſchläge Ibrahim Paſchas zurück S. 299 u. f.

Marſch des Entſatzheeres über den Wiener Wald S. 301 u. f. — Schreiben des Polenkönigs und Marco d'Avianos auf dem Kahlenberge, im Angeſichte von Wien, am 11. September S. 302 u. f., und die Antwort des Kaiſers an den letzteren S. 304.

Achtes Capitel. Der Entſatz von Wien am 12. September 1683 und die nächſten Folgen S. 306 bis S. 337.

Der Morgen des 12. September S. 306 u. f. — Der Kampf auf dem linken Flügel bis nach Mittag S. 307 u. f. — Der Kampf der Polen auf dem rechten Flügel S. 309 u. f. — Erneutes allgemeines Vorgehen, die Türkenſchanze S. 310 u. f. — Abzug der Türken S. 312 u. f.

Ausdruck der Gefühle des Kaiſers in einem Schreiben an Marco d'Aviano S. 313 u. f.

Der Morgen des 13. September. Kolonitſch. Die Begrüßung der Häupter S. 314 u. f. — Beſuch des Polenkönigs in der Stadt S. 316 u. f.

Einzug des Kaisers Leopold in das befreite Wien S. 317 u. f. — Abmarsch des Kurfürsten Johann Georg S. 318 u. f.

Die vom Kaiser veranstaltete Begegnung mit dem Polenkönige S. 319 u. f.

Mißstimmung des Polenkönigs S. 322 u. f. — Die Beute vom 13. September S. 324 u. f. Urtheile über die Leistungen der Polen S. 325 u. f. — Sobieski in andauernder Correspondenz mit Tököly S. 326 u. f.

Anerkennung von Venedig aus für den Herzog von Lothringen und Siegesfeier dort S. 327 u. f. — Die Siegesfeier in Rom S. 329 u. f.

Der Eindruck der Siegesnachricht in Paris und verschiedene Urtheile französischer Schriftsteller über die Sache S. 330 u. f. — Verhalten Ludwigs XIV. in der Sache gegenüber dem Papste Innocenz XI. S. 333 u. f. — Urtheil der Königin Christine von Schweden S. 334.

Dankbare Gesinnung des Kaisers Leopold für den Sieg S. 335 u. f.

Kara Mustafa und Ibrahim Pascha S. 336. — Verhalten des Sultans Mohammed IV. S. 337.

Neuntes Capitel. Die letzten Monate des Feldzuges von 1683 S. 338 bis S. 370.

Verfolgung der Türken vom 18. September an S. 338 u. f. — Ungeachtet des Eifers von Innocenz XI. für die Fortsetzung des Türkenkrieges der Kaiser noch nicht entschlossen S. 339 u. f. — Schritt zum Frieden mit den Türken S. 341 u. f. — Kara Mustafa, jeglichem Friedensgedanken fern, fordert Tököly zu sich S. 342 u. f.

Marsch des Christenheeres von Komorn aus auf Parkany, nachtheiliges Gefecht der Polen, am 7. October, und Verstimmung darüber im Polenheere S. 344 u. f.

Schlacht und Sieg bei Parkany, am 9. October, S. 347 u. f.

Das Verhalten des Tököly in dieser Zeit und Sobieskis vermeintliche Vermittler-Rolle S. 349 u. f. — Einwirken Ludwigs XIV. und des Papstes Innocenz XI. S. 350 u. f.

Schwanken des Königs Johann Sobieski, so wie Belagerung und Einnahme von Gran S. 352 u. f. — Kundgebung Sobieskis von Gran aus nach Polen hin S. 355 u. f.

Verhandlung der Kaiserlichen und der Polen über Tököly S. 356 u. f. — Das Verfahren Tökölys gegen die Polen macht der Gönnerschaft Sobieskis für ihn ein Ende S. 358 u. f.

Die Frage der Fortsetzung des Türkenkrieges in Linz und die Gründe für dieselbe S. 359 u. f. — Beschluß einer starken Rüstung S. 361 u. f.

Die Botschafter Borgomainero und Contarini und der Nuntius Buonvisi geben unter sich der Stimmung f. d. Krieg Ausdruck S. 362 u. f. — Der Entschluß d. Kaisers im Reifen S. 363 u. f.

Ankunft des Herzogs von Lothringen in Linz und große Beförderung S. 364 u. f.

Wichtige Fragen der Berathung S. 365 u. f., voran diejenige des Friedens gegen Westen S. 366 u. f. — Die Haltung der verschiedenen Mächte in West-Europa S. 367 u. f. — Ludwig XIV., um es nicht zu einer Allianz wider ihn kommen zu lassen, lenkt ein und erklärt sich darüber vor dem Papste Innocenz XI. S. 369 u. f.

Zehntes Capitel. Die heilige Liga vom 5. März 1684 S. 371 bis S. 389.

Der Kaiser läßt der Republik Venedig die Allianz anbieten S. 371 u. f.

Die Frage der Amnestie für die Ungarn und die Zustimmung des Papstes Innocenz XI. S. 372 u. f.

Das Ende des Großwesirs Kara Mustafa, und die Geschichte seines Schädels S. 374 u. f. Der neue Großwesir Kara Ibrahim, nachdrücklich gegen Tököly und für einen Frieden mit dem Kaiser, wird überstimmt S. 377 u. f. — Der Kaiser seinerseits mit ganzer Seele für den Türkenkrieg S. 379.

Der eigentliche Grund der Willigkeit Polens zum Türkenkriege S. 379 u. f. — Der Sieg des Kuninski mit den Kosacken über die Türken S. 380.

Verhandlung über den Türkenkrieg im Senate von Venedig S. 380 u. f. — Kundgebung des Beschlusses an den Kaiser und den Polenkönig S. 383.

Verhalten Tökölys gegenüber der kaiserlichen Amnestie, und Zusicherung türkischer Hilfe für ihn S. 383 u. f. — Sein vergeblicher Versuch bei Innocenz XI. S. 385 u. f.

Verhandlung und Abschluß der heiligen Liga, am 5. März 1684, S. 386 u. f. — Die Thätigkeit des Papstes Innocenz XI. S. 388 u. f.

Der große Türkenkrieg vom Jahre 1684 an bis zum Frieden von Carlowitz, 1699 S. 390 bis S. 529.

Das Jahr 1684. Unterschied dieses Türkenkrieges von den früheren S. 390. — Erfolge und Kampfesweise der kaiserlichen Cavallerie S. 391 u. f. — Mißlingen der Belagerung von Buda S. 382. — Verhalten Sobieskis und der anderen Verbündeten S. 382 u. f. — Vorschläge Marco d'Avianos 393 u. f.

Das Jahr 1685. Der Stillstand vom 15. August 1684, und Hilfe von Reichsfürsten für den Kaiser S. 395. — Siege von Gran, Neuhäusel, an der Drau, und Geburt des Erzherzogs Carl S. 396 u. f. — Tököly von den Türken gefangen fortgeführt S. 397 u. f. — Fürsorge für die Verwundeten und Kranken der kaiserlichen Armee 398.

Das Jahr 1686. Innocenz XI. und Marco d'Aviano S. 399. — Brandenburgische Hilfsmannschaft 399. — Der Name Mariahilf S. 400. — Der Angriff auf Buda dennoch beschlossen S. 401. — Die Belagerung von Buda S. 401 u. f. — Das türkische Entsatzheer S. 404. — Buda mit Sturm genommen und der Eindruck dieses Sieges im Abendlande S. 405 u. f.

Das Jahr 1687. Der Friedensantrag der Türken abgewiesen S. 406 u. f. — Der Beginn des Feldzuges auf kaiserlicher Seite nicht glücklich S. 408 u. f. — Die Schlacht von Mohacs, am 12. August, S. 409 u. f. — Vergeblicher Friedensantrag des Großwesirs S. 410 u. f. — Die Consequenz des Sieges ist die Krönung des Erzherzogs Joseph zum Erbkönige von Ungarn S. 411 u. f. — Die Festungen Erlau und Munkacs capituliren S. 414 u. f. — Meuterei bei den Türken bringt Soliman II. auf den Thron S. 415 u. f. — Belgrad das Object für den Feldzug von 1688 S. 416.

Das Jahr 1688. Bei der Krankheit des Herzogs von Lothringen übernimmt der Kurfürst Max Emanuel, berathen von Marco d'Aviano, Caprara, Caraffa, den Oberbefehl S. 417 u. f. — Ausgleich zwischen dem Kurfürsten und dem wieder genesenen Herzog von Lothringen S. 419 u. f. — Erstürmung von Belgrad und die daran sich knüpfenden Aussichten S. 420.

Warum Ludwig XIV. sich den Waffen der Christenheit wider die Türken nicht anschließt S. 420 u. f.

Seine Stellung von 1684 bis 1688 gegenüber dem Kaiser Leopold S. 422 u. f. — Das Standbild Ludwigs XIV. mit der Inschrift: Viro immortali — und die Dreifaltigkeits-Säule des Kaisers S. 423 u. f.

Ludwig XIV. in den Jahren 1684 bis 1688 gegenüber dem Papste Innocenz XI. S. 424 u. f. — Die Angelegenheit der Neuwahl in Köln S. 426.

Ludwig XIV. in den Jahren 1684 bis 1688 gegenüber den Mächten England und der Republik der Niederlande S. 427 u. f. — Sein Trachten, den König Jakob II. und das englische Parlament gegen einander zu hetzen S. 428 u. f. — Sein Trachten, zugleich die beiden Mächte, die Republik der Niederlande und England, mit einander zu verfeinden S. 429 u. f.

Vorbereitung der Expedition des Oraniers nach England S. 431 u. f. — Sie wird von Ludwig XIV. nicht gehindert, sondern durch seine unwahre Drohung im Haag befördert S. 432 u. f. — Aussichten auf Erfolg für Ludwig XIV. S. 433.

Die englische Umwälzung von 1688 S. 433 u. f. — Die Flucht des Hauses Stuart von der Krone weg S. 434 u. f. — Die Stellung der drei wichtigsten Persönlichkeiten, Ludwigs XIV., Jakobs II., des Oraniers S. 435 u. f.

Das Jahr 1689. Nach der Ansicht Wilhelms III. steht die Entscheidung über die Umwälzung in England bei dem Kaiser Leopold S. 436. — Die eigenen Betrachtungen des Kaisers über die Weltlage S. 437 u. f.

Die Friedensverhandlung mit den Türken im Februar und März S. 439 u. f.

Entschluß des Kaisers zur Allianz mit der Republik d. Niederlande u. Wilhelm III. S. 440.

Mißlingen der Friedensverhandlung mit den Türken S. 441 u. f.

Die große Allianz vom 12. Mai 1689 S. 442 u. f. — Gutachten verschiedener Theologen S. 443. — Der geheime Artikel der Allianz S. 444. — Der Kern der Gedanken Wilhelms III. und die Unkunde der Engländer über diese große Allianz S. 445 u. f. — Verkettung der Angelegenheiten der großen Allianz und des Türkenkrieges S. 447.

Der Türkenkrieg im Jahre 1689 S. 447 u. f. — Anerkennung von Venetianern für die kaiserliche Armee S. 448. — Das Verhältniß von Marco d'Aviano zu dem Kaiser S. 449. — Die Siege der Kaiserlichen im Jahre 1689 S. 450.

Abermalige Friedensverhandlung mit den Türken und Fehlschlagen derselben S. 450 u. f. — Gutachten des Grafen Quintin Jörger S. 453 u. f.

Der Feldzug am Rheine 1689 und die Wahl und Krönung Josephs I. zum römischen Könige S. 454 u. f. — Charakteristik des Kaisers von dem Venetianer Cornaro S. 457 u. f.

Das Jahr 1690. Rückkehr des Kaisers nach Wien S. 458. — Tod des Papstes Innocenz XI. und verändertes Verhalten des neuen Papstes Alexander VIII. S. 459 u. f.

Wieder-Aufraffen der Türken durch den Großwesir Mustafa Köprili S. 461 u. f. — Ungünstiger Beginn des Feldzuges für die kaiserlichen Waffen bei Katsianek S. 462 u. f. — Fall von Kanizsa S. 465.

Tod des Herzogs Carl von Lothringen S. 464 u. f. — Keine Aussicht auf Frieden mit den von Frankreich angespornten Türken S. 465 u. f. — Der Feldzug Mustafa Köprilis und der Erfolg Tökölys in Siebenbürgen S. 466 u. f. — Das Einwirken Ludwigs XIV, S. 467. — Fall von Belgrad S. 468 u. f. — Der Siegeszug der Türken endet vor Esseg S. 470 u. f. — Der Markgraf Ludwig von Baden bewahrt Siebenbürgen S. 171 u. f.

Das Jahr 1691. Friedensbemühung Wilhelms III. für den Kaiser im Osten S. 472 u. f. — Entgegen-Arbeiten Ludwigs XIV. S. 473 u. f. — Das Verhalten Johann Sobieskis und der Polen in dem Türkenkriege S. 474 u. f. — Der englische Friedens-Botschafter Hussay und der Thronwechsel in der Türkei S 476.

Rüstung des Kaisers S. 476 u. f. — Segen Marco d'Avianos für das kaiserliche Heer S. 477. — Schlacht bei Salankemen S. 477 u. f.

Abermaliges Fehlschlagen der Friedensaussicht S. 479 u. f.

Der neue Papst Innocenz XII. unterstützt wie den Kaiser zum Türkenkriege, so auch Jakob II. im Exil S. 480. — Auf seinen Eifer für den Frieden der Christenheit antworten der Kaiser und der König von Spanien S. 481 u. f. — Ludwig XIV. erhebt vor dem Papste schwere Anklagen gegen das Haus Oesterreich S. 482 u. f.

Der kirchliche Reunionsplan des Kaisers in Deutschland und Ungarn S. 483. — Seine Verwendung bei Wilhelm III. für die Katholiken in England und die Antwort des Königs S. 484.

Das Jahr 1692. Willigkeit der Landtage der Erbländer für den Kaiser Leopold I. und Mahnungen Marco d'Avianos zur besseren Verwaltung der Mittel und energischer Kriegführung S. 485 u. f.

Die neunte Kurwürde und die ewige Union der Häuser Habsburg und Braunschweig-Lüneburg j. L. S. 487.

Die Kriegführung gegen die Türken S. 487 u. f. — Die Friedenssache abermals betrieben von Wilhelm III., aber ohne den Nachdruck einer Bedrohung der Türken durch die Seemächte S. 489 u. f.

Das Jahr 1693. Schwinden der Aussicht auf den Frieden S. 491. — Mangel an Ordnung und Nachdruck in den kaiserlichen Kriegsanstalten, hervorgehoben von Marco d'Aviano S. 492. — Mißlingen des Feldzuges gegen Belgrad S. 493.

Verhalten des Kaisers Leopold und sein Gelübde am 15. August S. 494 u. f. — Rückblick auf den Feldzug S. 496.

Das Jahr 1694. Ungeachtet der erkannten Duplicität Ludwigs XIV. beharren die Türken bei der Abneigung gegen einen Frieden S. 496 u. f. — Der Feldzug von 1694, ohne andere wichtige Ereignisse bringt dem Kaiser die Stadt Giulay S. 497 u. f. — Eine Hilfe zu Wasser von den Seemächten nicht zu erlangen S. 498.

Das Jahr 1695. Neuer Sultan Mustafa S. 499. — Rüstungen des Kaisers und die Frage des Oberbefehles S. 499 u. f. — Der Feldzug von 1695 S. 500.

Das Jahr 1696. Der Uneigennutz des Kaisers und dagegen die Mängel der Verwaltung S. 501. — Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen abermals Oberfeldherr S. 502. — Mißlingen des Planes gegen Temeswar S. 503. — Abermaliger Plan eines Angriffes auf Constantinopel zu Wasser S. 503 u. f. — Das Verhalten des Papstes Innocenz XII. S. 504.

Das Jahr 1697. Stand der Friedensſache nach Weſten und nach Oſten S. 505 u. f. — Nach der Wahl des Kurfürſten von Sachſen zum Könige von Polen gelangt der Oberbefehl in Ungarn an den Prinzen Eugen von Savoyen S. 507 u. f. — Trübe Ausſichten S. 508. — Die Schlacht bei Zenta S. 510 u. f.

Der Kaiſer Leopold durch die Seemächte, und dann durch die Reichsſtände, zum Frieden von Ryswyck mit Preisgebung Straßburgs genöthigt S. 512 u. f. — Dagegen erzwingt der Sieg von Zenta die Geneigtheit der Türken zum Frieden S. 513 u. f.

Die Jahre 1698 und 1699. Die Unterhandlung und der Friedensſchluß von Carlowitz S. 514 u. f.

Die Stimmung der betheiligten Mächte für oder gegen den Frieden 514 u. f. — Der Czar Peter in Wien läßt ſich durch den Grafen Kinsky umſtimmen S. 515 u. f.

Auguſt II. ſucht vergeblich den Einſpruch des Papſtes Innocenz XII. nach S. 518 u. f.

Eintreffen der Bevollmächtigten bei Carlowitz und ihre Perſönlichkeiten S. 519 u. f. — Noch einmal ein Verſuch der Türken in Betreff Siebenbürgens S. 521 u. f.

Die Verhandlungen und der Schluß am 26. Januar 1699 S. 522 u. f.

Bedeutung des Friedens von Carlowitz S. 524.

Dankbarkeit des Kaiſers Leopold I., insbeſondere für Marco d'Aviano S. 524 u. f. — Das Verhältniß des Kaiſerpaares zu Marco d'Aviano überſichtlich S. 525 u. f. — Mitwirkung des Letzteren für die Heirath des römiſchen Königs Joſeph S. 526 u. f. — Letzte Reiſe des Paters nach Wien, ſein Tod und das Verhalten des Kaiſerpaares S. 528 u. f.

Einleitung.

Das Gemeingefühl der Christenheit gegen die Türken bis ins siebzehnte Jahrhundert.

Es ist oft gesagt worden und kann dennoch nie genug wiederholt werden, daß eine der wichtigsten Bedingungen für die Erkenntniß der großen Ereignisse der Vergangenheit besteht in dem Sich-hinein-denken und Hinein-leben in die Anschauungen, in die Ideen, welche die Menschen der betreffenden Zeit beseelten und belebten. Eine Geschichts-Darstellung, welche nicht immer dies Princip sich vor Augen hält, welche dagegen Ideen ihrer Gegenwart hinein trägt in die Vergangenheit, oder gar die letztere bemessen will nach modernen Anschauungen, kann der ersten Forderung der Geschichte, derjenigen der Wahrheit, nicht entsprechen.

Eine der wichtigsten Ideen der großen Zeit, die den Namen des Mittelalters führt, war das Gemeingefühl, die Solidarität der Christenheit in sich und nach außen. Wie die Kirche in jedem einzelnen Menschen das Ebenbild Gottes anerkennt — wie sie im Namen und Auftrage ihres Stifters und Herrn alle Individuen des Menschengeschlechtes auf dem ganzen Erdkreise einladet, Theil zu nehmen an den Segnungen, deren Verwaltung der Stifter und Herr ihr verliehen — wie sie, indem sie alle Menschen betrachtet als Kinder des Einen Vaters im Himmel, nicht darauf ausgeht, die Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit der Einzelnen aufzuheben, sondern sie zu veredeln: so auch umfaßt sie mit gleicher Liebe alle Völker und Nationen, achtet jede derselben in ihrer Besonderheit, und nicht die eine mehr als die andere. Wie die Kirche den einzelnen Menschen vorschreibt, daß sie unter einander leben sollen wie Brüder: so fordert sie dasselbe von den Nationen und verwirft die Unterdrückung der einen durch die andere, die Selbstüberhebung und den Haß der einen gegen die andere.

Daher entstanden in den Zeiten, in welchen die Kirche ihre volle Kraft entwickelte, die Namen des christlichen Gemeinwesens, der europäischen, der christlichen Völkerfamilie. Der Name der Familie setzt ein Haupt voraus: es ist der Papst, dem in jener Zeit alle Nationen Europas den Namen des gemeinsamen Vaters der Christenheit darbrachten.

Daher richtete nicht damals eine christliche Nation gegen eine andere eine ständige Feindschaft. Eine solche wendete sich nur gegen den einen gemeinsamen Feind, der durch Ursprung und Grundsatz kein anderes Recht anerkannte als dasjenige seines Schwertes, und darum eine Reihe von Jahrhunderten hindurch die gesammte Christenheit mit der Vernichtung bedrohte: die Türken.

Jedermann kennt die Kreuzzüge. Sie waren nicht im eigentlichen Sinne eine Offensive des Westens gegen den Osten, sondern eine Offensive zum Zwecke der Defensive.

So hat es mit schmerzlich beredter Klage einer der größten Päpste verkündet, Gregor VII. Sein Wunsch und seine Mahnung gingen um reichlich zwanzig Jahre der Thatsache des ersten Kreuzzuges voran. Aber das Gemeingefühl der Christenheit als die Quelle, aus welcher dann jene Züge entsprangen, gelangte bereits in den Worten Gregors VII. zum vollendeten Ausdrucke. Daher sind diese Worte die lehrreichsten über jene Kraftentwicklung der Christenheit.

Gregor VII. richtete sein Ausschreiben vom 1. März 1074 an „Alle, die willig sind, den christlichen Glauben zu vertheidigen." [1])

„Wir haben, meldet er, von dem Ueberbringer dieses Schreibens, welcher auf seiner Heimkehr aus dem Morgenlande die Schwellen der Apostel besucht, so wie von vielen Anderen vernommen, mit welcher Gewalt die Heiden heranstürmen gegen das christliche Reich des Ostens, wie sie mit bejammernswerther Grausamkeit schon bis fast an die Mauern der Stadt Constantinopel alles verheert und viele Tausende von Christen hingeschlachtet haben wie das Vieh. Daher haben wir, wenn wir Gott lieben und uns als Christen erkennen, schwer zu klagen über das traurige Geschick eines so großen Reiches und eine so große Niederlage der Christen. Nicht jedoch die Klage genügt unserer Bekümmerniß, sondern das Beispiel unseres Erlösers und die Pflicht der christlichen Liebe mahnt uns, auch unsere Seelen einzusetzen für die Befreiung unserer Brüder. Wie der Heiland der Welt sein Leben hingegeben hat für uns, so sollen auch wir das unsrige hingeben für unsere Brüder. Wisset also, daß wir, im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und auf seine Macht, auf alle Weise uns bemühen und vorbereiten, daß wir, mit Gottes Gnade, dem christlichen Reiche dort bald möglichst Hilfe bringen. Daher bitten wir Euch um des Glaubens willen, in welchem Ihr durch Jesum Christum geeinigt seid als Kinder Gottes, und mahnen Euch vermöge der Autorität des heil. Petrus, des Apostelfürsten, daß auch Ihr Euch bewegen lasset durch die Wunden und das Blut Euerer Mitbrüder und durch die Gefahr des genannten Reiches, und daß Ihr es auf Euch nehmt, um Christi Namens willen, mit kraftvoller Hand Eueren Brüdern die ersehnte Hilfe zu bringen. Welche Beschlüsse die göttliche Erbarmung in Eueren Herzen über diese hochwichtige Sache anregt, die wollet Ihr mir ohne Verzug durch sichere Botschaft kund werden lassen."

[1]) Abgedruckt in Labbei sacrosancta Concilia, t. X., p. 44. — Harduini Acta Conciliorum, t. VI., p. 1.

Die Mahnung des Papstes Gregor VII. an die Christenheit vom Jahre 1074 wurde die Mahnung aller seiner Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle, so lange die Offensive der Türken gegen den Westen dauerte. Wir werden um sechs Jahrhunderte später dieselbe Mahnung vom Papste Innocenz XI. vernehmen, dann freilich nicht mehr für das bedrohte Constantinopel, sondern für das bedrohte Wien.

Die Mahnung des Papstes Gregor VII. war gerichtet an die Christenheit. Er selbst aber wollte das Beispiel geben. Denn zugleich mit jener Mahnung verfaßte er ein Privatschreiben an die Markgräfin Mathilde, welcher er diesen Entschluß ankündigt.[1]) „Wie sehr ich erwäge, sagt er, und wie dringend ich wünsche, über das Meer zu gehen, damit ich den Christen, die gleich dem Viehe von den Heiden niedergeschlagen werden, durch die Gnade Christi zu Hilfe komme, darf ich kaum sagen, um nicht den Schein eines Leichtsinnes auf mich zu laden. Aber Dir, geliebteste Tochter, trage ich kein Bedenken, dies zu eröffnen, weil Du selbst kaum auszudrücken vermagst, wie sehr ich auf Deine Besonnenheit vertraue. Deshalb sende ich Dir das Schreiben, welches ich an die Christenheit jenseit der Alpen richte, mit der Bitte, allen Fleiß dafür aufzuwenden, wenn Du es vermagst, Rath und Hilfe zu finden. Denn, wenn nach dem Worte des Dichters der Tod für das Vaterland süß und ehrenvoll ist, so ist es noch süßer und ehrenvoller, die Seele hinzugeben für Christus, der das ewige Leben ist. Denn ich habe das Vertrauen, daß viele Ritter für diese Unternehmung mir beistimmen, ja daß auch unsere Kaiserin es auf sich nehme, uns nach dem Osten hin zu begleiten und Dich mitzuführen. Das Beispiel der Kaiserin, die zum Zwecke der Fürbitte käme, zugleich mit dem Deinigen, würde Viele zu dem Unternehmen anfeuern. Ich aber, mit solchen Schwestern geziert, würde um so bereitwilliger das Meer überschreiten, um, wenn es sein muß, mit Euch, die ich mir als Gefährtinnen im ewigen Leben wünsche, mein Leben für Christus hinzugeben."

Allein, während der Papst Gregor VII. für die Ausführung des ungeheueren Planes, der seine Seele erfüllte, hoffte auf die Mitwirkung der Kaiserin Agnes, begann der übel berathene Sohn derselben, der Kaiser Heinrich IV., nicht mit Zustimmung der Mutter, den unseligen Kampf der Ueberhebung der weltlichen Macht über die geistliche. Der Kampf, so alt wie das Menschengeschlecht, zum ersten Male entbrannt in der Blutthat Kains an seinem Bruder Abel, erneuert sich unter wechselnden Formen durch alle Zeiten, und wird dauern mit dem Menschengeschlechte.

Der Gedanke jedoch, den Gregor VII. am 1. März 1074 in Worte kleidete, ward von da für zwei Jahrhunderte einer der hauptsächlich bewegenden der Christenheit. Die seichte Geschwätzigkeit des achtzehnten Jahrhunderts konnte es sich ausmalen, daß die Päpste zu eigenem Nutz und Frommen die Kreuzzüge gepredigt: die unmittelbaren Kundgebungen der Betheiligten thun dar, daß, welche andere Motive daneben in ihnen wirkten, als die hauptsächliche Triebfeder sich hindurchziehen jene Gedanken Gregors VII. Und zwar bildeten sich dieselben dahin weiter, daß nicht blos an eine Willigkeit Berufung erhoben wurde, sondern an eine Pflicht. Diese Pflicht des Schutzes der Christen gegen den Andrang des Islam lag, in der Anschauung der Zeit, namentlich dem römischen Kaiser ob als dem Schirmvogte der Kirche. Wir vernehmen den Begriff der Schirmvogtei der Kirche am klarsten von dem Kaiser Friedrich II., der doch, wie

[1]) Das Schreiben vom 1. März 1074 in Sudendorf, Registrum, t. II, p. 24, nr. 21. — Vgl. auch Jaffé, Papstregesten, p. 409, nr. 3584 und 3587.

sein Großvater Friedrich Barbarossa, in der Gesinnung gegen die Kirche das Erbe des Ahnherrn Heinrich IV. auf sich genommen hatte. Friedrich II. sagt, 1226, in der Bestätigungs-Urkunde der Schenkung des kulmischen Landes an den Hochmeister des Deutsch-Ordens, Hermann von Salza: „Darum hat Gott unser Reich (das römische Kaiserthum) so hoch über alle Könige der Erde erhoben und die Grenzen desselben erweitert über alle Klimate der Welt, damit wir unseren Fleiß dahin richten, daß sein Name gepriesen, der Glaube an ihn den Heiden verkündet werde. Denn er hat das heil. römische Reich vorbereitet zum Zwecke der Predigt seines Evangeliums." [1])

Von dieser Anschauung aus war für den Kaiser der Kreuzzug zum Schutze der bedrängten Christen im Osten eine Pflicht. In der That ersuchte der Kaiser Friedrich II. im Jahre 1219 den Papst Innocenz III., daß er bei Strafe der Excommunication allen Fürsten den Kreuzzug unter der Führung des Kaisers anbefehle. Er macht für ein Nichtzustandekommen den Papst verantwortlich. [2])

Im Jahre 1225 versprach Friedrich II. neuerdings den Kreuzzug, und nahm für den Fall der Untreue die Excommunication auf sich, gleich als wäre sie schon ausgesprochen. Und dies führt uns zu einem Ueberblicke über die Angelegenheit des Kreuzzuges, wie sie stand zwischen dem Papste Gregor IX. und dem Kaiser Friedrich II., der niemals sein Versprechen hielt.

Die Sache des Kreuzzuges war nicht blos diejenige des päpstlichen Stuhles, sondern diejenige des gesammten christlichen Abendlandes. Von jenem ging der Ruf aus; aber die Völker vernahmen ihn willig, und leisteten Folge. Und nicht blos ging der Ruf von der Kirche aus, sondern sie gewährte auch durch die Besteuerung des Kirchengutes einen großen Theil der Mittel, und überwachte und lenkte durch das Ansetzen und Handhaben von Tag und Stunde des Aufbruches das Zusammenwirken der einzelnen Kräfte. In späterer Zeit mag man die Meinung aufstellen, daß vielleicht eine andere Leitung besser gewesen wäre: damals fand nur diese wirklich statt, und zwar nicht blos der Thatsache, sondern auch dem Rechte nach. Denn zu dieser Leitung war die Kirche aufgefordert von der weltlichen Gewalt, nämlich von dem Kaiser Friedrich II. selbst. Auch wäre den Voranstalten gemäß das Unternehmen wahrscheinlich gelungen, und hätte damals, als schon in Constantinopel lateinische Kaiser herrschten, die Christianisirung aller Küsten des Mittelmeeres zur Folge gehabt, ohne das täuschende Hinschleppen, das herrische Eingreifen, das offene Gegenwirken Friedrich II. [3])

Wir erblicken in den Kreuzzügen einen Wetteifer der christlichen Nationen, nicht einen Gegensatz, nicht eine Feindschaft. Wo die letztere hervortritt, da geht sie aus von den Führern. Immerhin dürfte man sagen, daß schon die Benennung des Deutsch-Ordens national exclusiv ist gegenüber den beiden anderen großen Orden der Johanniter und der Templer, die hauptsächlich aus Franzosen und Engländern sich

[1]) Ad hoc Deus Imperium nostrum prae Regibus Orbis terrae sublime constituit et per diversa mundi climata nostrae Ditionis terminos ampliavit, ut ad magnificandum in saeculis nomen ejus et Fidem in gentibus propagandam, prout ad praedicationem Evangelii sacrum Romanum Imperium praeparavit, sollicitudinis nostrae cura versetur etc. — Abgedruckt in: Bericht vom preußischen Abfalle 1627, neu aufgelegt 1701.

[2]) Boehmer, Regesta Imperii 1198—1254. nr. 249.

[3]) Man vergl. Boehmer, Reg. Fr. II., p. 96 (nr. 249), p. 99 (nr. 279), p. 105 (nr. 324), besonders aber p. VI.

recrutirten. Aber daraus folgt kein Gegensatz. Niemand war bereitwilliger, die Verdienste der Deutsch-Ordensritter bei Damiata anzuerkennen, als der König Ludwig der Heilige von Frankreich, und er bethätigte diesen seinen Dank, indem er die vier Enden des schwarzen Kreuzes auf weißem Grunde mit den französischen Lilien zierte. Das Haus Hohenzollern hat allerdings, als es den Besitz des Deutsch-Ordens in Preußen sich erblich aneignete, und damit auch das einstige Wappen desselben an sich nahm, auf die Lilien verzichtet; aber in dem Wappen des berechtigten Hochmeisters sind sie als das Zeugniß jener Zeiten verblieben.

Die Kreuzzüge haben nicht vermocht, die zeitweilig den Türken entrissenen Länder dauernd für die Christenheit zu behaupten. Allein sie haben für Jahrhunderte die anrollende Fluth des Islam in seiner Jugendkraft gestaut. Sie haben nicht vermocht, die Christenheit des Ostens zu schützen; aber diejenige des Westens ist damals durch sie gerettet.

Nachdem das römische Reich deutscher Nation in Rudolf von Habsburg einen Herrscher erhalten, der es vermochte, den Frieden wieder zu bringen, gelangte auch der Beruf des Kaisers als des Schirmvogtes der Kirche wieder zur Geltung. Rudolf kam 1275 mit dem Papste in Lausanne zusammen. Sie verabredeten die Kaiserkrönung für das nächste Jahr und dann einen Kreuzzug. Aber der Zustand von Deutschland vergönnte dem Könige weder seine richtende und ordnende Hand über das nach ihm sich sehnende Italien auszubreiten, noch des Kreuzzuges zu gedenken.

Die innere Auflösung des Seldschucken-Reiches ließ dann für längere Zeit die Gefahr als geringer erscheinen. Aber auf den Trümmern desselben erhob sich dasjenige der Osmanen, gewaltiger, stürmischer als dasjenige ihrer Vorgänger, unaufhaltsam vordringend nach Westen. Die ansteigende Gefahr bewirkte, daß nach dem Tode Sigismunds die Kurfürsten die Krone des Reiches zurücktrugen an das Haus Habsburg. Sie wählten Albrecht, den König von Böhmen und Ungarn, der aus sich keinen Schritt um die Wahl gethan und nur durch die dringende Bitte des Papstes sich zur Annahme der Krone bewegen ließ. Von da an bleibt die Furcht vor dem Osmanenthum eins der hauptsächlichen Motive der Kurfürsten, immer wieder einen Habsburger zu erwählen, dem um seiner Erblande willen die Gefahr am nächsten lag.

Die Fluth des Osmanenthums war im Steigen. Im Mai 1453 erstürmten sie Constantinopel. Der Schrecken im Abendlande war groß. Der neu gewählte Papst Calixt III. beschwor in feierlichster Weise, auch das eigene Blut hinzugeben für den Wiedergewinn von Constantinopel. [1])

Auch in Friedrich III. war das Bewußtsein seiner Kaiserpflicht, als des Schirmvogtes der Christenheit, lebendig. Es ist hergebracht, diesem Kaiser wegen seiner Unthätigkeit überhaupt Vorwürfe zu machen, wo man doch nicht immer zuvor auch ermißt, was er mit seinen geringen Mitteln leisten konnte. Er berief zum Zwecke der Abwehr der Türken einen Reichstag nach Regensburg. Er lud auch die italienischen Fürsten und Städte dahin ein. Er ließ die anderen Könige und Fürsten Europas bitten, den Tag zu beschicken. Sie kamen nicht. Auch so war die Versammlung zahlreich und glänzend. Aber sie beschloß nicht, zu handeln, sondern abermals in Frankfurt zusammen zu kommen. Aeneas Sylvius als Kanzler des Kaisers führte das

[1]) Der Eid in Leibniz, Codex Diplomaticus, p. 411.

Wort. Seine Briefe vorher zeigen uns klar und anschaulich, wie richtig er die Einzelnen würdigte, wie wenig er auf eine Gesammtleistung rechnete. „Und dennoch, schließt er dann, werde ich Leib und Seele an das Gelingen setzen." [1])

Er hielt sein Wort. Seine zündende Rede blieb nicht ohne Wirkung. Die Reichsstände beschlossen, ein Heer von 42.000 Mann aufzustellen. Allein sie schoben dies wohlbedächtig hinaus auf das nächste Jahr. Im nächsten Jahre kamen sie abermals zusammen und beschlossen, daß erst der Friede im Reiche hergestellt werden müsse. Und damit war der Anlauf des Jahres zuvor zu Ende. [2])

Aeneas Sylvius ward Papst Pius II. Der Feuereifer für einen Kreuzzug war ihm geblieben. Im Einverständnisse mit dem Kaiser Friedrich III. berief er eine Versammlung der Häupter der Christenheit nach Mantua 1459. Friedrich III. mahnte die Kurfürsten des Reiches, sich dahin zu begeben. So prächtig der Einzug des Papstes, es waren fast nur Italiener seiner Ladung gefolgt. Er sendete dem Kaiser, als welchem kraft seines kaiserlichen Amtes der Schutz des apostolischen Stuhles und der Christenheit gebühre, einen geweihten Helm und Degen. Die Berathungen in Mantua dauerten acht Monate. Der Papst glaubte, daß die gefaßten Beschlüsse einen Erfolg haben würden. Er ernannte den Kaiser zum Oberanführer gegen die Türken, nicht blos, weil der Kaiserwürde das Amt des Schirmvogtes der Christenheit anhafte, sondern weil dem Kaiser allein auch die anderen Nationen den Gehorsam nicht weigern würden. [3])

Der Wunsch des Papstes, daß der Kaiser sich an die Spitze des Kreuzheeres stellte, war berechtigt. Und dennoch war er unausführbar, weil die Macht, die der von allen Seiten ringsum und daheim bedrängte Kaiser Friedrich III. von seinem Eigenen stellen konnte, geringer war als diejenige manches Fürstbischofs im Reiche, und weil er sich überhaupt aus seinem Erblande nicht entfernen durfte. Es geschah nur um zwei Jahre später, daß die Wiener ihn in seiner Hofburg belagerten. — Pius II. wollte dann, wie einst Gregor VII., selber die Führung seines Kreuzheeres übernehmen. „Wenn die christlichen Fürsten, rief er aus, ihren Lehrer und Vater, den römischen Papst und Stellvertreter Christi, einen kranken und hinfälligen Greis, in diesen Krieg ziehen sehen, so schämen sie sich vielleicht, daheim zu bleiben." Er hatte Ancona als Sammelplatz bestimmt. Die Stadt empfing ihn mit Jubel und Triumph. Allein den also Einziehenden durchschauerten Frost und Hitze des Fiebers. Pius II. starb in Ancona 1460. Sein Kreuzheer zerging. Von den Deutschen her hatte Niemand sich gestellt.

Man dürfte nicht sagen, daß das Gemeingefühl der Christenheit gegenüber den Osmanen erstorben gewesen sei; aber es war nicht mehr intensiv genug, eine That hervorzubringen, auch nicht auf die directe Forderung der Bedrohten. Auf dem Reichstage zu Freising im Jahre 1479 erschienen ungarische Gesandte, um Beistand gegen die Türken nicht blos zu erbitten, sondern zu fordern. Als die Reichsstände nach der bei ihnen in solchen Fällen herkömmlichen Weise erwiederten: es seien ihrer zu Wenige da, und der Kaiser möge lieber förderlich einen anderen Tag ausschreiben, überreichten die Ungarn vor Notar und Zeugen, welche sie zu diesem Zwecke gleich

[1]) Aeneae Sylvii epistolae, p. 716.

[2]) Müller, Reichstags-Theater. Vorstellung II, Cap. IV, § 3, S. 474.

[3]) Die betreffenden Schriftstücke in Leibniz, Codex Diplomaticus, p. 418, 599.

mit in die Versammlung gebracht, eine heftige Protestation wegen verweigerter Türkenhilfe. [1]) Von deutscher Seite hätte man freilich erwiedern können, daß es dem Könige Mathias Corvinus besser anstehen würde, dem Beispiele seines Vaters Johannes Hunyadi in der Vertheidigung der Heimat zu folgen, als für sich nach dem Besitze von Böhmen und Oesterreich zu trachten.

Jahr auf Jahr drangen die Türken weiter westwärts mit Feuer und Schwert. Katharina, die letzte christliche Königin von Bosnien, „im Vertrauen auf Gott, der keine widerrechtliche Gewalt für immer dauern lasse," vermachte ihr Königreich dem päpstlichen Stuhle. [2]) Sie konnte es dadurch nicht retten. Papst Sixtus IV. entsprach in seinen Mahnungen an die Christenheit dem Sinne seiner Vorgänger. Sie fanden keinen Widerhall. Die Brandfackel der Türken leuchtete wiederholt bis in Kärnten, Krain und Steiermark.

Die Seele des ritterlichen Maximilian I. war von Jugend auf erfüllt von dem Gedanken, seinen Kaiserberuf zu erfüllen, und somit der Vorkämpfer der Christenheit zu sein gegen das Osmanenthum. Er hatte auf allen seinen Reichstagen die Sache angeregt, die Stände immer gleich lau gefunden. Im Jahre 1505 forderte er in Köln nachdrücklich die Reichshilfe. Die Reichsstände erwiederten: die Absicht des Kaisers auf einen Heereszug gegen die Türken sei ehrlich, löblich, christlich; indessen sei dies eine Sache, welche die gesammte Christenheit angehe, nicht die Deutschen allein: darum möge der Kaiser mit dem Papste und anderen christlichen Königen davon handeln. [3])

Die lästige Angelegenheit war damit hinweggewiesen; aber einerseits das Motiv der Abweisung selber trug in sich die Bürgschaft, daß sie wiederkehren würde, andererseits die immer mehr ansteigende Türkenmacht. Der Jammer und die Noth der mißhandelten und zertretenen Christenvölker, die allgemeine Gefahr, riefen endlich einmal wieder die Kundgebung eines Willens der Abwehr hervor, nicht blos des Kaisers Maximilian und des Papstes Leo X., sondern eines Conciles. Das Lateran-Concil von 1517 faßte den Beschluß eines allgemeinen Kreuzzuges, dessen Führung dem Kaiser Maximilian als dem Schirmvogte der Kirche gebühre. Der Papst übersandte ihm die geweihten Waffen: Helm und Schwert. Maximilian, freudig und willig trotz seiner 60 Jahre, entwarf den Plan. Sein Verlangen an die Reichsstände ward unterstützt durch die flehenden Bitten aus seinen Erblanden. Sie wiesen darauf hin, daß, wenn nicht zeitig Widerstand geschehe, binnen Kurzem die Türken auch über Baiern und Schwaben kommen würden. „Darauf, melden die Frankfurter Reichsboten heim, sind die Kurfürsten, Fürsten und Prälaten denselben tröstliche Antwort zu geben gemeint gewesen; wo es aber zum Ausgeben kommt, hinterhält ein Jeder." [4]) Und es geschah nichts.

Mehr als einmal war damals schon der Fall eingetreten, daß eine christliche Macht wider eine andere die Türken zu Hilfe gerufen hatte. So war es geschehen von Ferdinand von Arragonien und Neapel wider die Republik Venedig, und umgekehrt. Doch blieben diese Fälle vereinzelt. Erst im sechzehnten Jahrhunderte wurden sie häufiger.

[1]) Müller, Reichstags-Theater unter Maximilian, Bd. II. S. 227.
[2]) Das Testament von 1479 in Leibniz, Codex Diplomaticus, p. 438.
[3]) Müller, Reichstagsstaat unter Maximilian I., Bd. III., S. 487.
[4]) Janssen, Frankfurter Reichs-Correspondenz, Bd. II, S. 982.

Wort. Seine Briefe vorher zeigen uns klar und anschaulich, wie richtig er die Einzelnen würdigte, wie wenig er auf eine Gesammtleistung rechnete. „Und dennoch, schließt er dann, werde ich Leib und Seele an das Gelingen setzen." [1])

Er hielt sein Wort. Seine zündende Rede blieb nicht ohne Wirkung. Die Reichsstände beschlossen, ein Heer von 42.000 Mann aufzustellen. Allein sie schoben dies wohlbedächtig hinaus auf das nächste Jahr. Im nächsten Jahre kamen sie abermals zusammen und beschlossen, daß erst der Friede im Reiche hergestellt werden müsse. Und damit war der Anlauf des Jahres zuvor zu Ende. [2])

Aeneas Sylvius ward Papst Pius II. Der Feuereifer für einen Kreuzzug war ihm geblieben. Im Einverständnisse mit dem Kaiser Friedrich III. berief er eine Versammlung der Häupter der Christenheit nach Mantua 1459. Friedrich III. mahnte die Kurfürsten des Reiches, sich dahin zu begeben. So prächtig der Einzug des Papstes, es waren fast nur Italiener seiner Ladung gefolgt. Er sendete dem Kaiser, als welchem kraft seines kaiserlichen Amtes der Schutz des apostolischen Stuhles und der Christenheit gebühre, einen geweihten Helm und Degen. Die Berathungen in Mantua dauerten acht Monate. Der Papst glaubte, daß die gefaßten Beschlüsse einen Erfolg haben würden. Er ernannte den Kaiser zum Oberanführer gegen die Türken, nicht blos, weil der Kaiserwürde das Amt des Schirmvogtes der Christenheit anhafte, sondern weil dem Kaiser allein auch die anderen Nationen den Gehorsam nicht weigern würden. [3])

Der Wunsch des Papstes, daß der Kaiser sich an die Spitze des Kreuzheeres stellte, war berechtigt. Und dennoch war er unausführbar, weil die Macht, die der von allen Seiten ringsum und daheim bedrängte Kaiser Friedrich III. von seinem Eigenen stellen konnte, geringer war als diejenige manches Fürstbischofs im Reiche, und weil er sich überhaupt aus seinem Erblande nicht entfernen durfte. Es geschah nur um zwei Jahre später, daß die Wiener ihn in seiner Hofburg belagerten. — Pius II. wollte dann, wie einst Gregor VII., selber die Führung seines Kreuzheeres übernehmen. „Wenn die christlichen Fürsten, rief er aus, ihren Lehrer und Vater, den römischen Papst und Stellvertreter Christi, einen kranken und hinfälligen Greis, in diesen Krieg ziehen sehen, so schämen sie sich vielleicht, daheim zu bleiben." Er hatte Ancona als Sammelplatz bestimmt. Die Stadt empfing ihn mit Jubel und Triumph. Allein den also Einziehenden durchschauerten Frost und Hitze des Fiebers. Pius II. starb in Ancona 1460. Sein Kreuzheer zerging. Von den Deutschen her hatte Niemand sich gestellt.

Man dürfte nicht sagen, daß das Gemeingefühl der Christenheit gegenüber den Osmanen erstorben gewesen sei; aber es war nicht mehr intensiv genug, eine That hervorzubringen, auch nicht auf die directe Forderung der Bedrohten. Auf dem Reichstage zu Freising im Jahre 1479 erschienen ungarische Gesandte, um Beistand gegen die Türken nicht blos zu erbitten, sondern zu fordern. Als die Reichsstände nach der bei ihnen in solchen Fällen herkömmlichen Weise erwiederten: es seien ihrer zu Wenige da, und der Kaiser möge lieber förderlich einen anderen Tag ausschreiben, überreichten die Ungarn vor Notar und Zeugen, welche sie zu diesem Zwecke gleich

[1]) Aeneae Sylvii epistolae, p. 716.

[2]) Müller, Reichstags-Theater. Vorstellung II, Cap. IV, § 3, S. 474.

[3]) Die betreffenden Schriftstücke in Leibniz, Codex Diplomaticus, p. 418, 599.

mit in die Versammlung gebracht, eine heftige Protestation wegen verweigerter Türkenhilfe. [1]) Von deutscher Seite hätte man freilich erwiedern können, daß es dem Könige Mathias Corvinus besser anstehen würde, dem Beispiele seines Vaters Johannes Hunyadi in der Vertheidigung der Heimat zu folgen, als für sich nach dem Besitze von Böhmen und Oesterreich zu trachten.

Jahr auf Jahr drangen die Türken weiter westwärts mit Feuer und Schwert. Katharina, die letzte christliche Königin von Bosnien, „im Vertrauen auf Gott, der keine widerrechtliche Gewalt für immer dauern lasse," vermachte ihr Königreich dem päpstlichen Stuhle. [2]) Sie konnte es dadurch nicht retten. Papst Sixtus IV. entsprach in seinen Mahnungen an die Christenheit dem Sinne seiner Vorgänger. Sie fanden keinen Widerhall. Die Brandfackel der Türken leuchtete wiederholt bis in Kärnten, Krain und Steiermark.

Die Seele des ritterlichen Maximilian I. war von Jugend auf erfüllt von dem Gedanken, seinen Kaiserberuf zu erfüllen, und somit der Vorkämpfer der Christenheit zu sein gegen das Osmanenthum. Er hatte auf allen seinen Reichstagen die Sache angeregt, die Stände immer gleich lau gefunden. Im Jahre 1505 forderte er in Köln nachdrücklich die Reichshilfe. Die Reichsstände erwiederten: die Absicht des Kaisers auf einen Heereszug gegen die Türken sei ehrlich, löblich, christlich; indessen sei dies eine Sache, welche die gesammte Christenheit angehe, nicht die Deutschen allein: darum möge der Kaiser mit dem Papste und anderen christlichen Königen davon handeln. [3])

Die lästige Angelegenheit war damit hinweggewiesen; aber einerseits das Motiv der Abweisung selber trug in sich die Bürgschaft, daß sie wiederkehren würde, andererseits die immer mehr ansteigende Türkenmacht. Der Jammer und die Noth der mißhandelten und zertretenen Christenvölker, die allgemeine Gefahr, riefen endlich einmal wieder die Kundgebung eines Willens der Abwehr hervor, nicht blos des Kaisers Maximilian und des Papstes Leo X., sondern eines Conciles. Das Lateran-Concil von 1517 faßte den Beschluß eines allgemeinen Kreuzzuges, dessen Führung dem Kaiser Maximilian als dem Schirmvogte der Kirche gebühre. Der Papst übersandte ihm die geweihten Waffen: Helm und Schwert. Maximilian, freudig und willig trotz seiner 60 Jahre, entwarf den Plan. Sein Verlangen an die Reichsstände ward unterstützt durch die flehenden Bitten aus seinen Erblanden. Sie wiesen darauf hin, daß, wenn nicht zeitig Widerstand geschehe, binnen Kurzem die Türken auch über Baiern und Schwaben kommen würden. „Darauf, melden die Frankfurter Reichsboten heim, sind die Kurfürsten, Fürsten und Prälaten denselben tröstliche Antwort zu geben gemeint gewesen; wo es aber zum Ausgeben kommt, hinterhält ein Jeder." [4]) Und es geschah nichts.

Mehr als einmal war damals schon der Fall eingetreten, daß eine christliche Macht wider eine andere die Türken zu Hilfe gerufen hatte. So war es geschehen von Ferdinand von Arragonien und Neapel wider die Republik Venedig, und umgekehrt. Doch blieben diese Fälle vereinzelt. Erst im sechzehnten Jahrhunderte wurden sie häufiger.

[1]) Müller, Reichstags-Theater unter Maximilian, Bd. II. S. 227.
[2]) Das Testament von 1479 in Leibniz, Codex Diplomaticus, p. 438.
[3]) Müller, Reichstagsstaat unter Maximilian I., Bd. III., S. 487.
[4]) Janssen, Frankfurter Reichs-Correspondenz, Bd. II, S. 982.

Nach Maximilians Tode bewarben sich um die deutsche Krone und demgemäß die römische Kaiserkrone sein Enkel Carl von Burgund und Spanien, und der König Franz I. von Frankreich. Sie beide legten den Nachdruck für ihre Bewerbung auf die Türkengefahr. Die Worte hatten Wahrheit bei dem Gewählten, dem römischen Kaiser Carl V.

„Du weißt, mein Bruder, schreibt der damals 24jährige Kaiser Carl V. an Ferdinand, und es ist ja Allen bekannt, daß es beständig mein Wunsch und all mein Streben ist, Frieden und Ruhe in der Christenheit zu haben und zu erhalten. Und Alles, was ich gethan habe und noch thue, hat nur diesen Zweck, damit die Waffen und die Kraft der gesammten Christenheit sich einigen können, nicht blos, um die Türken abzuwehren, sondern auch sie zurückzudrängen und das Gebiet der christlichen Religion zu erweitern." [1]) So im Jahre 1524.

Dies ist im Leben Carls V. der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen seiner Thätigkeit sich vereinigen, der Schlüssel, ohne welchen das Walten und Thun des herrlichen Kaisers, [2]) des größten seiner Dynastie, nicht begriffen werden kann. Wie zum Beginne seiner Laufbahn, so hat er sich ausgesprochen am Ende derselben, in seinen Abschiedsworten an die Stände der Niederlande. Man hat oft geredet von einer Rivalität zwischen ihm und dem Könige Franz I. Eine Rivalität setzt ein gemeinsames Ziel voraus. Ein solches fand sich nur einmal: die Kaiserkrone. Fortan liegen die Bahnen weit auseinander. Carls V. Ziel ist, seinen kaiserlichen Beruf zur Wahrheit zu machen, dasjenige des Königs Franz, ihn daran dadurch zu hindern, daß er unabläßige Angriffe gegen ihn richtet, theils durch sich selber, theils durch Andere.

Dies Streben von Franz I. ist mitwirkend für die erste Türkenbelagerung von Wien im Jahre 1529, wie es dasjenige seines späteren Nachfolgers, Ludwig XIV. für die zweite von 1683 war. Verfolgen wir daher auch die Ereignisse, die zu der ersten mitwirkten, mit einigen Strichen weiter.

Der erste Krieg zwischen dem Kaiser Carl V. und Franz I. wogte Jahre lang hin und her. Am 24. Februar 1525 kam es zum entscheidenden Treffen von Pavia.

Der Kaiser Carl V. befand sich in Madrid, noch nicht genesen vom Fieber. Eines Tages unterhielt er sich mit seiner Umgebung von dem Stande der Dinge in Italien, als ein Courier von der Armee eintrat. „Sire, hub dieser an, bei Pavia ist es zur Schlacht gekommen. Die Truppen Ew. Majestät haben gesiegt, die französische Armee ist vernichtet, der König gefangen und in Ew. Majestät Gewalt." Carl V. schwieg. Erst nach einer Weile wiederholte er die letzten Worte. Dann schritt er in das Nebenzimmer, und kniete vor einem Marienbilde, um zu beten. Sein kaiserlicher Beruf, als des Schirmvogtes der Christenheit, lag vor ihm in voller Größe. Er ließ Prozessionen veranstalten und Gott bitten, ihm dereinst noch andere, höhere Gnaden zu verleihen im Kampfe gegen die Ungläubigen. Er sprach von einem Unternehmen gegen Constantinopel und Jerusalem. [3])

Zuvor jedoch mußte er nach seinem Siege der Christenheit den Frieden geben. War es ihm Ernst damit?

[1]) Lanz, Correspondenz des Kaisers Carl V., Bd. I, S. 81.

[2]) Man vergleiche seine Charakteristik durch Ph. Melanchthon 1530, im Corpus Reformatorum, t. II, p. 430.

[3]) Ranke, Deutsche G., II, S. 255, aus einem Schreiben des mantuan. Gesandten Suardin.

Wenige Monate später stattete Contarini vor dem Senate von Venedig den Bericht über seine mehrjährige Gesandtschaft bei dem Kaiser ab. „Der Kaiser, sagt er, ist ein tief religiöser Mann, durchaus gerecht, frei von jedem Laster, in keiner Weise dem Vergnügen ergeben, wie gemeiniglich die Personen seines Alters, noch hat er Vergnügen an Späßen. Er macht wenig Worte. Er ist von Natur sehr bescheiden. Weder erhebt er sich im Glücke, noch beugt er sich dem Unglücke. Bei dem so großen Siege über den König von Frankreich bewies er eine solche Mäßigung, daß sie wie ein Wunder war. Man sah an ihm nicht irgend ein Zeichen des Uebermaßes, weder in Worten, noch in einer Geberde." „Das Ziel seines Strebens, fügt Contarini hinzu, ist der Kampf gegen die Türken." [1])

Derselbe Contarini hatte als Botschafter der Republik in entsprechender Weise zu dem gefangenen Könige geredet. „Ew. Majestät, sagte er, können getrost und guten Muthes sein; denn Sie haben zu thun mit der Majestät des Kaisers, der erfüllt ist von gutem Willen, der einzig und allein dahin strebt, das Wohl der gesammten Christenheit zu fördern." [2])

Carl V. ließ sofort die Unterhandlungen des Friedens beginnen. Er meldet dies seinem Gesandten in England. „Ich zweifele nicht, sagt er, daß die Königin Mutter von Frankreich jetzt den Frieden wünscht. Du weißt, daß ich immer ihn gesucht habe. Und gewiß, dies ist das beste Heilmittel, wenn es Gott gefällt, es zu verleihen. An mir soll es nicht fehlen, wenn man mir nur zurückgibt, was von Rechts wegen mir gehört. Denn es ist ehrenvoller, den Frieden in Güte zu erhalten, als in der Anwendung von Gewalt und Schärfe durch die Fortsetzung des Krieges gegen einen Gefangenen, der sich nicht vertheidigen kann. Das würde übel lauten. Aus diesem Grunde habe ich befohlen, die Friedensunterhandlungen anzufangen. Denn es soll von unserer Seite alles geschehen, was Großmuth und Milde fordern, und ich will keinen Zwang brauchen, wenn ich nicht durch die Verweigerung des Friedens dazu provocirt werde." [3])

Unter den wenigen Franzosen, welche ein Verständniß für den Charakter Carls V. besitzen, ist Flassan, der Geschichtsschreiber der Diplomatie. Er sagt: „Nach dem Urtheile verschiedener Politiker hat Carl V. aus seiner Stellung nach dem Siege von Pavia durchaus nicht den rechten Nutzen zu ziehen gewußt. Allein er handelte großmüthiger als man gewöhnlich glaubt; denn er unternahm auch nicht den geringsten Angriff auf Frankreich, obwohl es durch den Verlust seines Souveräns ganz bestürzt war. Er ließ sogar bereits am 14. Juli den Stillstand von Breda abschließen." [4]) — Er wollte nämlich einen dauerhaften Frieden. „Ich will weder Geld, noch Provinzen von Euch, sagte er dem französischen Unterhändler: ich habe deren genug; aber ich verlange die Herstellung der Rechte des Reiches und die Abwehr des Erbfeindes." [5])

Die Unterhandlungen gingen fort. Im Beginne des Jahres 1526 wurde der Friede zu Madrid geschlossen. Eine der hauptsächlichsten Bedingungen war, daß

[1]) Alberi, Relazioni degli Amb. Ven. del secolo XVI. S. I, t. II, p. 61.
[2]) A. a. O. p. 67.
[3]) Lanz, Bd. I, S. 157. Vom 26. März 1525.
[4]) Flassan, histoire de la diplomatie fr., t. I, p. 325.
[5]) A. a. O. p. 332.

Franz I. mit Carl V. gemeinschaftliche Sache mache gegen die Türken. Carl V. schreibt es seiner Tante Margaretha in den Niederlanden. Er hofft, daß nun es ihm gelungen sei, den allgemeinen Frieden dauernd zu kräftigen, und daß er somit die Waffen der Christen wider den Orient wenden könne. „Denn das ist, was ich von ganzem Herzen ersehne, um mich des von Gott mir anvertrauten Amtes würdig zu beweisen. Und ich versichere Dir, daß es nicht an mir liegen soll, wenn diese Aufgabe nicht ausgeführt wird. Auch scheint mir meine Ehre und mein Vortheil bei dem Frieden gewahrt zu sein, obwohl ich allerdings glaube, daß, wenn ich mehr auf meinen Nutzen als auf das Gemeinwohl hätte sehen wollen, ich mehr hätte erlangen können. Allein Gott verhüte, daß ich auf meinen Vortheil ausgehe, wo es sich handelt um seinen Dienst und um die Sache der Christenheit!" [1])

Carl V. wußte damals noch nicht, daß der König Franz I., bevor er den Vertrag unterzeichnete, der ihm seine Freiheit wieder geben sollte, am 13. Januar 1526 im Geheimen protestirt hatte, daß der Vertrag, den er nun unterzeichnen werde, nichtig sei.

Und eben so wenig ahnte Carl V. damals, daß die Königin-Mutter von Frankreich nicht der Gesinnung entsprach, die er bei ihr voraussetzte. Während Carl V. ihr für die Herstellung des von Franz I. geschädigten Rechtes die Freiheit des Sohnes und den Frieden bot, erging die Botschaft der Königin an Soliman den Prächtigen. „Mein Sohn, meldete sie dem Sultan, ist von Carl, dem Könige von Spanien, gefangen worden. Ich hoffte, er würde ihn großmüthig entlassen. Er hat dies nicht gethan, sondern ungerecht an meinem Sohne gehandelt. Ich nehme meine Zuflucht zu Dir, großer Kaiser, daß Du die Großmuth zeigen und meinen Sohn erlösen mögest." Soliman sann darüber nach, wie er diese Bitte gewähre. Er dachte an Ungarn. Er behauptete, daß seine Botschafter von dem Könige Ludwig dort unwürdig behandelt seien. Zugleich war Ludwigs Gemahlin Maria die Schwester Carls V. Aus diesen Beweggründen, also erzählte einige Jahre später der Großwesir Ibrahim dem kaiserlichen Gesandten, sann Soliman auf den Zug nach Ungarn, den er im folgenden Jahre unternahm. [2])

Das war der Anfang der oft sich erneuernden Verbindung zwischen den französischen Königen und dem Osmanenthume wider das Haus Habsburg. Auf Franz I. und seinen Nachfolgern aus den Häusern Valois und Bourbon ruhte nicht der Geist des Ahnherrn Ludwig des Heiligen, wie auf Carl V. und Ferdinand I. und ihrer Descendenz derjenige ihres Ahnherrn Rudolf.

Die erste Wucht Solimans des Prächtigen fiel auf den unglücklichen König Ludwig von Ungarn, und in den Sümpfen von Mohacs erlosch mit dem Leben desselben der Mannsstamm der Jagellonen. Aber durch die Schwester Anna, die Gemahlin Ferdinands I., lebten sie in cognatischer Linie fort im Hause Habsburg, und dadurch und auf Grund der früheren Verträge erwuchs diesem das Recht und die Pflicht, Ungarn auch wider den Willen eines großen Theiles der Bewohner gegen die Türken zu schützen. Indem der Woywode Johann Zapolya drei Jahre später auf dem Schlachtfelde von Mohacs dem Sultan Soliman huldigte, dann sich zu Buda durch einen Pascha im Namen desselben auf den Thron der Arpaden einsetzen ließ, begann für das reiche schöne Land die unselige Zeit von nahe an zwei Jahrhunderten, in

[1]) Lanz, Bd. I, S. 190. Vom 9. Februar 1526.

[2]) Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. II, S. 103.

welcher die Parteihäupter im vorgeblichen Interesse der Freiheit, in der Wirklichkeit zum Dienste der Türken oder der Franzosen, über das eigene Vaterland die Brandfackel schwangen.

Carl V. hatte gehofft, die Aufgabe seines Lebens und seines Berufes gegen das Osmanenthum zu lösen mit der Hilfe des Königs Franz von Frankreich. Das Gegentheil trat ein: er hatte zu ringen mit beiden zugleich. Am 21. September 1529 erblickte man von den Mauern von Wien aus zum ersten Male die vorsprengenden Haufen der türkischen Renner und Brenner. Am 27. September schlug Soliman der Prächtige sein ungeheueres golddurchwirktes Zelt, unfern von Schwechat, an derselben Stelle auf, an welcher noch heute das sogenannte Neugebäude den weiten Umfang desselben veranschaulicht. Näher an die Stadt heran lagerten 120.000 Mann mit 20.000 Kameelen. Zur Vertheidigung des Bollwerkes von Deutschland und der gesammten Christenheit des Abendlandes war von dem Reichsheere, welches der Reichstag zu Speier bewilligt, nur erst ein geringer Vortrupp von einhundert Reitern und 14 Fähnlein Fußvolk eingetroffen. Das eigentliche Heer gelangte nur bis Krems und blieb dort stehen. Die österreichische Macht mit den spanischen Truppen Carls V. in der schwachbefestigten Stadt bestand aus 16.000 Kriegern. Unter der Führung des wackeren Grafen Nicolaus von Salm hielten sie achtzehn Tage aus, bis das Murren der Janitscharen über die Unbill der Witterung den Sultan Soliman zum Abzuge zwang, am 14. October 1529.

Ragt unter diesen Männern von 1529 über Alle hervor der Führer Graf Nicolaus Salm, so ist es sehr merkwürdig, daß eine frühere Heldenthat von ihm ein Glied bildet in der Verkettung der Dinge, die Soliman den Prächtigen vor Wien führten. Der Reiter, welcher in der Schlacht bei Pavia das Pferd des Königs Franz I. von Frankreich niederstieß und dadurch dessen Gefangennahme herbeiführte, war der Graf Nicolaus Salm. Die That ist dargestellt an einem der Basreliefs des Grabmals, welches später Ferdinand I. seinem Getreuen errichten ließ, jetzt in der Votivkirche in Wien. [1])

Es fragt sich indessen, wie die französische Nation sich verhielt zu der Politik des Königs, welche die Tradition des Gemeingefühls der Christenheit gegen die Türken in solcher Weise durchbrach.

Die Freundschaft des Königs Franz I. mit Soliman ward für längere Zeit nicht offenkundig. Im Jahre 1532 schlossen gar Franz I. und Heinrich VIII. von England zu Calais ostensibel ein Bündniß zur Vertheidigung gegen die Türken. Die Worte hatten keine Folgen und sollten auch keine haben. Sie wurden nur vorgegeben aus Rücksicht auf die öffentliche Schicklichkeit; denn ein Bündniß gegen die Türken war in den Augen der damaligen christlichen Welt als dem Gemeingefühle derselben entsprechend immer populär. [2]) Allein Franz I. ging dann weiter. Er machte sich frei von diesen Rücksichten. Im Februar 1535 wurde zwischen ihm und dem Sultan der erste Handels- und Freundschafts-Vertrag geschlossen. Man sah in den Häfen des Mittelmeeres das Lilienbanner friedlich und freundlich wehen neben dem Halbmonde, für die christliche Welt des Abendlandes zum Entsetzen.

Ein geheimer Artikel des Vertrages besagte, daß die Türken unter Hairadin

[1]) Newald, das Grabmal des Grafen Niclas zu Salm.

[2]) Flassan, t. I, p. 366.

Rothbart in Neapel einfallen und dort von dem Könige Franz von Frankreich unterstützt werden sollten. Der Letztere wagte nicht, diesen Punkt zu erfüllen, und mußte dafür von Soliman den Vorwurf der Treulosigkeit hinnehmen. [1])

Es ist wichtig, das Urtheil eines französischen Augenzeugen über die Sache zu vernehmen. „Was mich betrifft, sagt der Marschall von Montluc, so würde ich die Geister der Hölle wachrufen, um meinem Feinde, der mir den Hals brechen will, ihn selber zu brechen. Ja, ich würde es willig thun. Gott verzeihe mir die Sünde! Allein was damals die Venetianer von der mißlichen Sache gesagt haben, weiß ich nicht, noch ob es der Beredtsamkeit meines Bruders (als Gesandten) gelungen ist, die Republik zur Billigung dessen zu bringen, was sie aus sich so sehr mißbilligte. Das Eine freilich weiß ich ganz genau, daß ich damals und später nur Tadel über die Sache vernommen habe, und ich halte dies für die Ursache, daß unsere Angelegenheiten niemals in einen besseren Stand haben gelangen können." [2])

Es bleibt nur übrig, noch hinzuzusetzen, daß in allen diesen Kriegen zwischen Carl V. und Franz I. der letztere der Angreifer war. Die aggressive Politik des französischen Königthumes von Franz I. an hat daher hauptsächlich beigetragen, das Gemeingefühl der abendländischen Christenheit gegen das Osmanenthum zu schwächen, mittelbar dadurch dieses zu stärken und die Herrschaft desselben in Europa zu erhalten.

In eben derselben Richtung hat gewirkt die Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts mit ihren Folgen.

Nicht freilich als ob in der neuen Lehre, welche die Anhänger derselben das Evangelium benannten, etwas den Türken Günstiges gelegen hätte. Vielmehr stand Martin Luther in seiner Heerpredigt wider die Türken, die an Kern und Kraft der Gedanken und des Ausdruckes derjenigen des päpstlichen Legaten Campegi [3]) auf dem Reichstage von 1530 in Augsburg die Wage hält, völlig in dem Ideenkreise des Kaisers Carl V. „Gegen den Türken, sagt Martin Luther, ruft den Kaiser seine besondere Pflicht als höchste Obrigkeit auf Erden, die nur von dem Stolze etlicher Könige und Fürsten nicht geachtet wird, weil sie gern wollen, daß der Kaiser nichts wäre, sie dagegen die Herren und Meister."

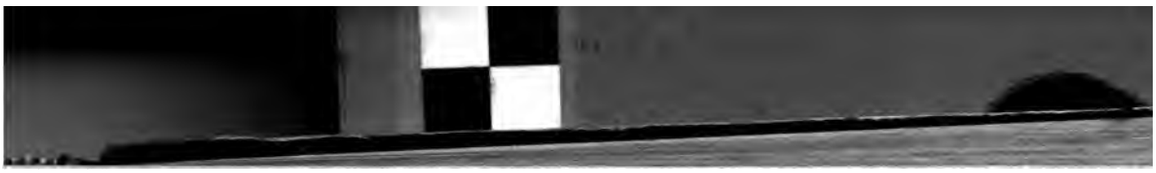
Nicht direct durch das neue Dogma hat die Kirchenspaltung das Gemeingefühl der Christenheit gegenüber dem Osmanenthume geschwächt. Die Thatsachen auch vorher zeigen genug, daß die Intensität dieses Gemeingefühles stark nachgelassen hatte. Dagegen ward Carl V., der kraft seiner Berufspflicht als römischer Kaiser gleich seinem Großvater dies Gefühl in vollster Kraft empfand, und der, darin anders als sein Großvater, durch seine eigenen Erblande auch die Mittel besaß, dies Gefühl zu bethätigen, an dieser Bethätigung gehindert, wie einerseits durch die Politik der französischen Könige, so andererseits durch diejenige der Reichsfürsten, welche die Kirchenspaltung erstrebten.

Denn das Wesen dieser Kirchenspaltung bestand nicht in dem neuen Dogma, sondern in der neuen kirchlichen Verfassung, nämlich in der Lossagung von der Jurisdiction der allgemeinen Kirche und in der Errichtung von Territorial-Kirchenthümern. Diese erfolgt gemäß dem Grundsatze des cujus regio, ejus religio, d. h.

[1]) Flassan, t I, p. 368.

[2]) Alexandri Patricii Armacani Mars Gallicus, p. 288.

[3]) Die Rede bei Lünig, Orationes procerum Europae, t. I, p. 228.



der Unterordnung der kirchlichen Jurisdiction unter die weltliche Gewalt. Die Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhundertes ist daher nur eine neue Form des alten Kampfes der Hohenstaufenzeit, mit dem Unterschiede, daß damals die höchste weltliche Gewalt auf Erden direct die höchste geistliche Gewalt unter sich zu beugen und zu brechen suchte, daß dagegen im sechzehnten Jahrhunderte einzelne Territorial-Gewalten für sich und ihre Unterthanen die Jurisdiction der höchsten geistlichen Gewalt zerrissen.

Der Prozeß liegt am klarsten und anschaulichsten vor in der eigentlichen Heimat der Kirchenspaltung, in Kursachsen. Die Predigt des neuen Evangeliums betonte nur den Glauben in der subjectiven Form, in welche Martin Luther ihn faßte, und wendete sich darum entweder gleichgiltig oder auch feindselig gegen die Lehre der guten Werke. Aber eben diese Lehre war ein wesentlich constitutives Princip der Zustände des Mittelalters, dessen große Schöpfungen, kirchlich wie weltlich, durch das gesammte christliche Abendland zu einem bedeutenden Theile geboren sind aus dem Geiste der guten Werke. Indem die Predigt des neuen Evangeliums die Verdienstlichkeit der guten Werke verneinte, hörten nicht blos diese auf, sondern die Habgier und die Zerstörungswuth der Menschen wandten sich feindselig gegen die Einrichtungen und die Zustände, welche der Bethätigung der Lehre von den guten Werken den Ursprung verdankten. Ein atomistisches Chaos drohte heran. Mit Schrecken und Entsetzen gewahrte es Martin Luther. Aber innerhalb des Rahmens seines subjectiven Evangeliums bot sich ihm kein Bindemittel. Er richtete daher an die weltliche Gewalt die dringende Bitte, die geistliche Jurisdiction an sich zu nehmen. Er erneuerte diese Bitten, und begründete sie durch eine Schilderung des chaotischen Zustandes, den die Predigt des neuen Evangeliums bewirkt, in drastischen Zügen, die eben durch seine Feder den Stempel der Glaubwürdigkeit erhalten.[1]) Der Kurfürst ließ endlich sich herbei, sich des Kirchenwesens anzunehmen, und kraft seiner Autorität die weiteren Anordnungen im Sinne Martin Luthers zu treffen.

Es bedurfte nur des gegebenen Beispieles. Dann begann der Wetteifer der Nachfolge, in welcher gegenüber dem kirchlichen Eigenthume das neue Evangelium erschien wie ein Freibrief gegen das siebente Gebot.

Der Zustand, der daraus sich entwickelte, ist vielleicht von keinem Nicht-Katholiken so scharf und klar aufgefaßt wie von dem preußischen Könige Friedrich II. Es ist ein Beweis, wie Jemand, auch bei wenig genauer Kunde der einzelnen Thatsachen und Daten, von seiner erhöhten Lebensstellung aus, auf welcher der Blick am Kleinen nicht haftet, dennoch die Principien großer Bewegungen rascher und schneller erfaßt, als manche Gelehrte, die im Vollbesitze des Wissens vieler Einzelnheiten, dennoch die treibenden Kräfte nicht zu erkennen vermögen. Friedrich II. fällt nämlich dem Franzosen Voltaire gegenüber sein Urtheil über die Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts mit den Worten: „Die Fürsten im Norden sind Luther und Calvin unstreitig große Verbindlichkeiten schuldig; denn diese übrigens armseligen Leute haben sie von dem Joche der Priester befreit, und durch die Säcularisation der Kirchengüter ihre Einkünfte beträchtlich vermehrt. Indessen ist ihre Religion noch nicht von Frömmlingen und abergläubischen Leuten gereinigt.“[2])

[1]) Der hauptsächlichste dieser Briefe bei De Wette, Luthers Briefe, Bd. III, S. 135 u. f. Vom 22. November 1526.

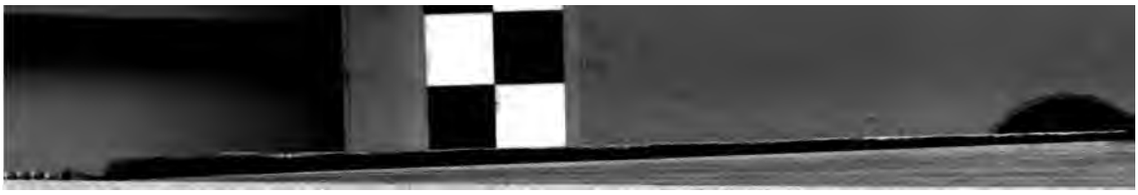
[2]) Oeuvres de Frédéric II, t. XXI, p. 64,

Die neuen Territorial- oder auch National-Kirchenthümer nahmen allerdings von dem Schatze der Lehren der allgemeinen Kirche einen erheblichen Theil mit hinüber, hier mehr, dort weniger, je nach der Subjectivität der Begründer des Kirchenthumes. Darum konnte und kann kein Territorial-Kirchenthum dem anderen völlig gleich sein, weder im Dogma, noch im Cultus, noch in der Verfassung. Keins von ihnen konnte einen ähnlichen Anspruch erheben wie die alte Kirche, welche als dieselbe an allen Orten und zu allen Zeiten, alle Völker des gesammten Erdkreises mit gleicher Liebe umfaßt. Nur Eine Negation blieb allen diesen Territorial-Kirchenthümern gemeinsam: diejenige der Jurisdiction der alten Kirche. Und aus dieser Negation entwickelte sich, gemäß dem Worte des alten Römers: Facile est odisse quem laeseris — der Haß. Und um so leichter konnte man dann dahin kommen, Dasjenige Freiheit zu nennen, was Unfreiheit war.

Von den Fürsten des Nordens, die der König Friedrich bei jenen Worten im Auge hat, konnten indessen damals selbst doch nur eine Minderzahl die Bahn der vermeintlichen Freiheit betreten, nämlich die eigentlichen Souveräne, die Könige von Schweden, Dänemark, England. Ja sie konnten sogar in der Verfassung des Kirchenthums die hierarchische Gliederung mit hinüber nehmen, mit dem Unterschiede nur, daß fortan, anstatt des Papstthumes, das Königthum die Spitze dieser hierarchischen Gliederung bildete. Die Könige des Nordens konnten dies, weil keine andere Macht ihnen gegenüber stand als die moralische der Autorität der Kirche und die ebenfalls moralische der Treue eines großen Theiles ihrer Unterthanen für dieselbe. Ueber beide moralische Factoren schritten sie hinweg.

Anders jedoch — und dies führt uns zurück zu der Stellung des Kaisers Carl V. gegenüber den Türken — stand es im römischen Reiche deutscher Nation. Die Fürsten desselben waren nicht souverän. Sie hatten, um das Territorial-Kirchenthum durchzusetzen, um sich zu Häuptern der neuen Landeskirchen zu machen, ein Jeder bis an seine Grenzpfähle, nicht blos jene moralischen Factoren zu überwinden, sondern auch den reellen Macht-Factor, den Kaiser, der in seinem Krönungseide geschworen, die Kirche zu schützen, und diesen Eid halten und erfüllen wollte.

Der Kaiser konnte daher für seinen Lebensplan gegen die Türken auf die Hilfe der Fürsten des neuen Kirchenthums nicht rechnen. Sie stellten den dringenden Mahnungen des Kaisers auf dem Reichstage in Augsburg 1530 ihre Religionsbeschwerden voran, d. h. sie waren erbötig, dem Kaiser für die Concessionen, die er ihnen in Betreff der Usurpation der kirchlichen Gewalt machen würde, ihre Hilfe wider die Türken zu verhandeln. Bald jedoch gestalteten die Dinge sich anders. Indem die Fürsten des neuen Kirchenthumes fürchteten, den neu erlangten Besitz der kirchlichen Jurisdiction durch das Einschreiten des Kaisers wieder zu verlieren, erwuchs ihr Wunsch, daß die Macht des Kaisers nicht sich stärken, sondern geschwächt werden möge. In diesem Wunsche begegneten sie sich, mehr oder minder offen, mit dem Könige von Frankreich und mit anderen Widersachern des Kaisers. Der gemeinsame Wunsch baute die Brücke zum Bunde. Die Reichsfürsten des neuen Kirchenthumes suchten Anlehnung an den König von Frankreich, und demgemäß, da nach dem alten Worte meines Freundes Freund auch mein Freund ist, an den Sultan. Es gelang endlich dem Kaiser, den Schmalkaldischen Bund, der das Geld für seine Rüstungen vom Könige von Frankreich bezog, völlig niederzuschlagen. Er benutzte nicht, wie



Friedrich II. von Preußen urtheilt,[1]) den Sieg von Mühlberg als die günstige Gelegenheit, Deutschland sich zu unterwerfen. Es ist möglich, daß eine Persönlichkeit wie Friedrich II. in der Lage Carls V. anders gehandelt haben würde. Aber Carl V. war der römische Kaiser, der berufene Schirmvogt der Christenheit nach innen und nach außen. Er forderte von den Reichsfürsten nichts als was auch vor seinem Siege und ohne denselben ihre Pflicht war. Er wollte zunächst den Frieden der Kirche herstellen, und darum verlangte er die Beschickung des allgemeinen Conciles, welches diese Fürsten des neuen Kirchenthumes in ihrer Confession von Augsburg von ihm und dem Papste erbeten hatten. Und die Herstellung des inneren Friedens der Kirche und des Reiches zog dann, gemäß der Ansicht und der Hoffnung des Kaisers, die Ausführung seines Lebensplanes nach sich: die Abwehr des Osmanenthumes. Bereits glaubten Diejenigen, denen ein Verständniß für den großen Sinn Carls V. inwohnte, den Gang der Dinge voraussehen zu können. Als Zeugen dessen nenne ich nicht einen Mann aus der Umgebung des Kaisers, sondern eine Persönlichkeit, die durch ihre Charakterschwäche sich dahin bringen ließ, ihre ungemeine geistige Befähigung zum Dienste des neuen Territorial-Kirchenthumes zu verwenden, und die dennoch vom Anfang bis zum Ende sich die Fähigkeit bewahrte, den Edelsinn des großen Kaisers zu erkennen und zu würdigen. Es ist Philipp Melanchthon. Er schreibt zu Ende 1550 einem Freunde, daß nun der Umsturz der türkischen Tyrannei bevorstehe. „Der Kaiser, meint er, wird mit einer wohlausgerüsteten Flotte Aegypten angreifen, und dadurch die Türken zwingen, ihre Macht vom Festlande Europas zurückzuziehen. Daß wir in unserer Zeit das erleben und somit den Beginn des Sturzes der osmanischen Herrschaft sehen werden, ist ein besonderes Walten des göttlichen Geschickes.“[2])

Es kam anders. Während man sich in der Christenheit mit solchen Hoffnungen trug, woben sich ebenfalls in der Christenheit die Fäden des Verrathes an dem Kaiser, nämlich zwischen dem neuen Kurfürsten Moritz, der, vom Kaiser mit Wohlthaten überhäuft, ihm betheuerte, daß er ihn liebe wie seinen leiblichen Vater — und dem neuen Könige Heinrich II. von Frankreich, der in die Fußstapfen seines Vaters Franz I. trat, und darum im Osten die Türken zu Freunden und Bundesgenossen hatte.

Die äußerlichen Vorgänge sind bekannt. Der Kaiser, wehrlos, überrascht, krank, flüchtig, ertheilte seinem Bruder Ferdinand Vollmacht, einen Vertrag zu schließen. Ferdinand, von den Türken aufs höchste bedrängt, willigte, um Hilfe gegen sie zu erlangen, in den Vertrag von Passau 1552, der, für den Fall der Nicht-Herstellung des kirchlichen Friedens, den Besitzstand anerkannte, d. h. für diesen Fall den Satz des cujus regio, ejus religio gut hieß.

Der Passauer Vertrag, der zuerst diesem ungeheueren, freilich thatsächlich längst geübten Satze im Reiche eine rechtliche Basis gab, ist die Frucht des Zusammenwirkens von drei Factoren: des Verrathes und der Rebellion des Kurfürsten Moritz, des Friedensbruches des Königs Heinrich II. von Frankreich, und der nimmer ruhenden Offensive der Türken.

[1]) Im Avant-propos de l'histoire de mon temps.

[2]) Corpus Reformatorum VII, p. 683. — Vergl. Sleidanus, p. 683.

Die Correspondenz [1]) der Brüder Carl und Ferdinand über den Stand der Dinge nach dem Vertrage von Passau ist eine der wichtigsten in der Geschichte Deutschlands und der Christenheit. Der Kaiser sah, daß die Worte über die Herstellung des kirchlichen Friedens bedeutungslos waren gegenüber der Anerkennung des Besitzstandes, daß vielmehr diese die Spaltung verewigen würde. Die Anerkennung war wider sein Gewissen. Er konnte sie nicht gewähren. Aber er hatte seinem Bruder Vollmacht gegeben. Ferdinand hatte bewilligt. Für ihn war der hauptsächlich zwingende Factor die Türkennoth seiner Erblande. Carl V. konnte ihn darum nicht tadeln. Aber eben so wenig konnte und wollte er sanctioniren. Der Vertrag von Passau war abgeschlossen nur zwischen dem römischen Könige Ferdinand und einigen Reichsständen: er band noch nicht das gesammte Reich. Der Kaiser hoffte noch auf einen allgemeinen Reichstag, den er nach Augsburg beschied. Ihn selber hielt der Krieg gegen Frankreich zurück. Dem Könige Ferdinand traten die Fürsten des Territorial-Kirchenthumes in Augsburg mit derselben Forderung entgegen wie in Passau. Er fand nicht, wie Carl V. gehofft, eine Stütze an den geistlichen Fürsten. Diese suchten zu behalten, was sie hatten, und um den Preis dieses Zugeständnisses waren sie bereit, das Princip ihres positiven Rechtes hinzugeben, diesem Rechte selber die Axt an die Wurzel zu legen. Ferdinand meldete es seinem Bruder. Er bat um die Entscheidung desselben. Carl V. verweigerte sie, von Brüssel aus, am 19. September 1555. „Ich wiederhole, sagte er, daß ich um des Gewissens willen Scheu trage, mich in den Religionspunkt zu verwickeln. Ich kann nicht, Du selbst mußt entscheiden." Ferdinand fügte sich in das Unvermeidliche. „Ich habe mich gezwungen gesehen, sagt er am 24. September 1555, endlich den Schritt weiter zu thun und abzuschließen. Ich habe dem Andringen der Reichsstände einerseits, und andererseits der Erwägung der Türkengefahr weichen müssen."

So erhielt der Satz des cujus regio, ejus religio reichsrechtliche Geltung.

Carl V. sanctionirte nicht. Vielmehr gestaltete er den längst gehegten Gedanken des freiwilligen Rücktrittes zum Entschlusse. Wenige Wochen nach jenem sogenannten Religionsfrieden von Augsburg versammelte er um sich die Stände seiner Niederlande. Er kündigte ihnen seinen Entschluß an. Er warf einen Rückblick auf seine Laufbahn. Er wiederholte, was er erstrebt. Er legte dar, was ihn daran gehindert. Seine Worte sind wie eine Ablage der Rechenschaft seines Thuns. Er hatte sich die höchsten Ziele gesetzt: den Frieden der Christenheit im Inneren, den Schutz derselben nach Außen. Er hinterließ beide Aufgaben ungelöst. Aber in die Stille des Klosters geleiteten ihn die hehren Worte: Et in terra pax hominibus bonae voluntatis.

Die kundigen Franzosen damaliger Zeit wußten sehr wohl, was ihre Könige Franz I. und Heinrich II. für das Osmanenthum geleistet. Ein französischer Gesandter, Lavigny, machte dies einmal einem Großwesir Rustan gegenüber in derber Weise geltend. „Was meint Ihr denn, fragte Jener, daß Ihr vielleicht durch Eure eigene Kraft Buda, Gran, Stuhlweißenburg und die übrigen Plätze in Ungarn besitzet? Wahrlich, Ihr irrt Euch; vielmehr habt Ihr sie uns zu verdanken. Wenn nicht wir den Krieg mit den Königen von Spanien unablässig erneuert hätten, so wäret Ihr

[1]) Bei Lanz, Correspondenz des Kaisers Carl V., Bd. III. Man sehe namentlich den wichtigen Brief des Kaisers S. 318 u. f. — Für die ganze Auffassung verweise ich auf meine Studie über Carl V. in den histor.-polit. Blättern, Bd. LX, Heft 1—6, namentlich S. 433 u. f.

tianer Soranzi, welcher als Bedingung für das Gemeinwohl Europas den allgemeinen Krieg gegen die Türken verlangt.[1]) Der Deutsche Bongars sammelt 1611 die Historiker der Kreuzzüge, und widmet sie, unter dem Titel: Gesta Dei per Francos, dem Könige Ludwig XIII. von Frankreich, als dem Nachfolger des heiligen Ludwig, als dem allerchristlichsten Könige. Weiter noch in dieser Richtung geht der Engländer Baco von Verulam, der einstige Kanzler und Berather eben jener Königin Elisabeth. In der Muße seiner letzten Jahre gedenkt Baco mit unbefriedigtem Gefühle seiner literarisch-politischen Thätigkeit. Er habe sich selten an kirchlichen Fragen versucht, sagt er, und möchte sich nun einen Gegenstand erwählen, der beide Gebiete, dasjenige der Kirche und das des Staates berühre. Er wolle eine Abhandlung schreiben vom heiligen Kriege; denn wer könne wissen, ob nicht jenes Wort in Erfüllung gehe: „Möge einst ein Rächer aus meinen Gebeinen erstehen!" — Er verfaßt dann diese Abhandlung in der Form eines Dialoges, den er nach Paris verlegt.[2]) Es treten zusammen Angehörige verschiedener christlicher Bekenntnisse, verschiedener Berufsclassen, und erörtern die Gerechtigkeit und die Möglichkeit eines allgemeinen Krieges der Christenheit gegen die Türken. Der Dialog ist nicht vollendet, jedoch weit genug gefördert, um erkennen zu lassen, daß das Ziel desselben nach Bacos Absicht die volle Rechtfertigung der Ueberschrift: Dialog vom heiligen Kriege, gewesen sei. Die Türken werden als außerhalb des Gesetzes stehend betrachtet: nach dem Naturrechte, dem Völkerrechte, ja nach dem göttlichen Rechte. Jeder Krieg christlicher Völker unter einander sei gleich einem Bürgerkriege; ein Krieg dagegen wider die Türken sei gleich zu achten einem Kriege gegen Räuber jeglicher Art als die Feinde aller menschlich und christlich gesitteten Ordnung, oder der Ausrottung wilder Raubthiere.

Wir sehen, daß Baco von Verulam auch von seinem anglicanisch-christlichen Standpunkte aus, wie einst Martin Luther von dem seinigen, einstimmt in den Ruf der Solidarität der Christenheit gegen das Osmanenthum.

Thatsächlich jedoch leistete die Abwehr desselben nur oder doch hauptsächlich das Haus Habsburg. Die verschiedenen Völker, die dasselbe unter sich vereinigte, wären, vereinzelt, dem Andrange des Osmanenthums unterlegen: sie erhielten sich durch die gegenseitige Hilfeleistung unter der Führung der Dynastie. Darum hat nicht einer der an sich disparaten Völkerstämme mehr als der andere ein Verdienst um das allmälige Werden der Monarchie. Wir haben vielmehr zurückzukehren zu dem Urtheile unserer Vorfahren, die mitten in den Bedrängnissen lebten, aus welchen sie durch die werdende Macht Oesterreich gerettet wurden. Bei dem Zerfalle des einstigen römischen Reiches deutscher Nation, sagten sie, hat Gott das Haus Habsburg erweckt, daß es die Tradition des alten Reiches auf sich nehme, daß es die verschiedenen Länder und Völker unter sich einige und verbinde zu gemeinsamen Schutze. Und eben die geographische Lage selbst machte der Dynastie und den Völkern, welche in ihr das Band der Einigung besaßen, zunächst zur Pflicht die Abwehr des Osmanenthumes.

Im ersten Jahrzehent des siebzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1606, gelang es endlich, durch den Frieden von Sitvatorok dem Vordringen der Türken nach Westen einen Markstein zu setzen. Zum ersten Male ließen die Türken sich herbei, unter völkerrechtlichen Formen, unter Anerkennung der Gleichheit der Souveräne zu ver-

[1]) Im Prooemium zur Schrift: Ottomanus.

[2]) Dialogus de bello sacro.

handeln. Sie betitelten den Kaiser nicht mehr als König von Wien, forderten nicht mehr wie seit fünfzig Jahren einen Tribut, zwangen nicht mehr wie bisher den kaiserlichen Bevollmächtigten, die Urkunde des Friedens unbesehen hinzunehmen. Es war zum ersten Male ein Friede nach beiderseitiger Uebereinkunft, ein Friede, der Raub und Streifzug untersagte, und, in Fällen der Klage, den Pascha von Ofen und den kaiserlichen Commandanten von Raab als Schiedsrichter einander gegenüber stellte. [1])

Daß ein solcher Friede bestand und fortan für länger als ein halbes Jahrhundert von den Türken gehalten wurde, war eine nicht genug zu würdigende Wohlthat.

Denn es nahte die Zeit, wo die thatsächlich, wenn auch noch nicht staatsrechtlich ausgesprochen, bestehende Monarchie des Hauses Habsburg auch nach der anderen Seite ihre Widerstandskraft zu erproben hatte, die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Was von dem Beginne der Kirchenspaltungen, das gilt in gleichem Maße von der Fortsetzung derselben in dem ungeheueren Kriege: die Fragen, die erhoben werden, sind diejenigen der Macht, der politischen Uebergriffe, die zur Täuschung und Blendung des großen Haufens verhüllt werden mit der Fahne der Religion. Der römische Kaiser Ferdinand II. ist kraft seines Krönungseides, gleich wie einst sein Ahn Carl V., berufen und verpflichtet, den bestehenden Rechtszustand zu schützen. Darum die Aggressive aller Derer gegen ihn, welche diesen Rechtszustand zu ihren Gunsten ändern wollten, zuerst der böhmischen Stände, dann einer Reihe deutscher Fürsten, dann auch der Könige des Nordens, der Republik der Niederlande, die immer bereit war, für jeden Feind des Kaisers zu zahlen, und vor Allem Frankreichs.

Jedoch fanden diese Aggressiv-Mächte nicht die eine Hilfe, welche für Diejenigen gegen Carl V. und Ferdinand I. den Ausschlag zu Gunsten des Angriffes gegeben, und welche die revolutionären Kräfte von damals in den Stand setzte, den sogenannten Augsburger Religionsfrieden zu ertrotzen: sie fanden nicht die osmanische Macht bereit zu einer Diversion von Osten her. Indirect durch Bethlen Gabor, direct bei der Pforte in Constantinopel, wurden von den böhmischen Rebellen an bis zu Leonhard Torstenson immer wieder die Versuche erneut, immer die Hoffnung festgehalten, daß, wie namentlich die Berather Friedrichs V. von der Pfalz es bezeichneten, ein Wetter vom Oriente her aufsteigen werde. [2]) Am weitesten in diesen Hoffnungen ging der Schwede Gustav Adolf. Er erbot sich zum Vasallen der Pforte, wenn diese ihm gestatte, die Stephanskrone auf sein Haupt zu setzen. [3]) Die Bitte allein schon deutet an, daß das Streben dieses nordischen Eroberers darauf hinausging, die gesammte bisherige Rechtsordnung von Europa in Trümmer zu schlagen, und auf diesen Trümmern eine neue Militär-Monarchie zu errichten. Das Ziel wurde einige Jahre später in wissenschaftlicher Form verkündet durch die Brandschrift des Deutsch-Schweden Chemnitz, unter dem Namen des Hippolithus a Lapide. [4]) Er fordert, daß man

[1]) Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 700 u. f.

[2]) Das Handschreiben Friedrichs V. an den Sultan, vom 12. Juli 1620, in meinem Werke Tilly u. s. w., Bd. I, S. 519.

[3]) Hammer's Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 129.

[4]) Dissertatio de ratione status in imperio nostro R. G. Freistadii 1647.

endlich den leeren Vorwand der Religion fallen lasse;[1]) denn nicht um die Religion handle es sich, sondern um Land und Leute. Die Vorbedingung aber eines besseren Standes der Dinge sei die Vernichtung des Hauses Habsburg.[2]) Dann sei erforderlich ein stehendes Heer, dessen geborener Führer der neue Kaiser sein werde.[3])

Solche Ziele zu erreichen, riefen die Schweden des dreißigjährigen Krieges die Hilfe der Türken an. Das letzte Schreiben dieser Art mit der Bitte um einmüthiges und vereintes Handeln richtete die Tochter Gustav Adolfs, die Königin Christine von Schweden, im Jahre 1647 an den Großwesir.[4])

Die Türken erfüllten die Wünsche nicht, welche diese Aggressiv-Mächte auf sie setzten, weder zu Gunsten des Gustav Adolf, noch eines Anderen. Sie führten damals mit den Polen einige Kämpfe. Den römischen Kaisern Ferdinand II. und III. gegenüber blieben sie friedlich.

Derselbe Zustand dauerte fort die Regierung Ferdinands III. hindurch und noch bis in die ersten Jahre des Kaisers Leopold I. Dann jedoch erwachten in Constantinopel, unter der Großwesirschaft der Familie Köprili, wieder die Offensivgedanken gegen den Westen. Der kaiserliche Resident in Constantinopel, Reninger, warnte dort vor einer Vereinigung der christlichen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande.[5]) Köprili erwiederte: sein Herr, der Löwe, fürchte weder Feuer, noch Wasser; wenn alle Christen vereint den Sultan angriffen, so würden sie die Macht desselben kennen lernen. Eben damals behandelte Köprili den französischen Gesandten de la Haye, Vater und Sohn, in ehrenrühriger Weise. Die Behandlung konnte wie absichtlich erscheinen, den König von Frankreich herauszufordern — zur selben Zeit, wo Köprili auf Krieg gegen den Kaiser sann.

Im Frühling 1663 geriethen die Türken in Bewegung. Sie nahmen die Festung Neuhäusel. Aber dann ergab es sich, daß das Gemeingefühl in der Christenheit gegen die Türken dennoch nicht erstorben war, ja daß es stärker sich regte, als im Jahrhunderte zuvor. Die Nachricht von dem Falle Neuhäusels erklang durch Deutschland wie ein Lärmruf. Türkenschriften, Türkenpredigten, Weissagungen drängten einander Tag auf Tag. Bemerkenswerth vor anderen stellt sich uns dar ein Buch des Gelehrten Hermann Conring. Er sammelte neun Schriften, ältere und neuere, welche die Solidarität der Christenheit gegen die Türken hervorheben und den Gesammtangriff gegen sie verlangen.[6]) Die letzte dieser Schriften enthält eine Anrede Turennes an Ludwig XIV., am 31. August 1663, in Marseille. Turenne erinnert darin den König an das glorreiche Vorbild Ludwigs des Heiligen. Alle Völker Europas, meint er, würden mit Freuden den Kriegesruf des Königs vernehmen, ihm sich anschließen, voran die Deutschen. Turenne erinnert den König an ein Vermächtniß des Cardinals Mazarin von 400.000 Livres für den Kaiser zum Türkenkriege. Es sei eine Gewissensache, dem bedrohten Kaiser dieses Geld auszuzahlen. „Es ist eine Verleumdung, ruft Turenne aus, daß wir Franzosen die Rathgeber zu dem türkischen

[1]) Si'eat autem ac cesset tandem vanus ille religionis praetextus!

[2]) Pars III, cp. II: De secundo restaurandi et firmandi status medio, quod est domus Austriacae extirpatío.

[3]) Pars III, cp. VI, sectio I.

[4]) Abgedruckt in meinem Werke: Tilly u. s. w., Bd. II, S. 482.

[5]) Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 523.

[6]) De bello contra Turcas prudenter gerendo libri varii, editi cura H. Conringii. 1664.

Angriffe auf den Kaiser gewesen sein sollen. Eine solche Anschuldigung muß aber meines Erachtens nicht durch Worte, sondern durch die That widerlegt werden." Hermann Conring, der dieser Rede seinen vollen Beifall gab, war Lutheraner, Turenne damals noch Hugenott.

In der That scheint Ludwig XIV. in den ersten Jahren seiner Regierung solchen Gedanken nicht ferne gestanden zu haben. In den Jahren 1661 und 1662 fanden zu Rom über ein Bündniß gegen die Türken Unterhandlungen statt zwischen dem Papste, dem Kaiser, den Königen von Frankreich und Spanien, der Republik Venedig.[1]) Der Gedanke ging aus von dem Kaiser und der Republik. Auf die Bitte derselben führte der Papst Alexander VII. die Unterhandlung. Aber sie wurde abgebrochen durch die Abreise des Herzogs von Crequi in Folge der vermeintlichen Beleidigung durch die korsische Garde. Während die Engländer den Türken die Bomben und Granaten lieferten gegen die Venetianer auf Candia, die Holländer die Ingenieure stellten, sendete Ludwig XIV. den Venetianern Hilfe. Er ließ Gigeri an der afrikanischen Küste angreifen. Zwischen ihm und einer Reihe von Reichsfürsten bestand seit der Wahl Leopolds I. der rheinische Bund, dessen Zweck war, den Kaiser zu hindern an einer Hilfe für Spanien. Aber auf Grund dieses Bundes durften diese Reichsfürsten im Jahre 1664 auch eine Hilfe gegen die Türken fordern. Ludwig XIV. sendete sie. Mit einigen Reichstruppen stießen auch 4000 Mann Franzosen zu dem kaiserlichen Heere, das unter der Führung Montecuculis den Türken bei der Cisterzienser Abtei St. Gotthard an der Raab entgegen trat.

Es handelte sich um die Probe, ob die Kriegsfähigkeit der christlichen Schaaren den Türken besser gewachsen sein würde, als so oft in früheren Zeiten.

Die Probe ward in glänzender Weise bestanden. Wie der Preis des Sieges der Leitung Montecuculis, der zur rechten Stunde die schwankenden Befehlshaber der deutschen Reichstruppen und Franzosen mit fortriß: so gebührte der Preis persönlicher Tapferkeit dem Führer der kaiserlichen Reiter, dem alten Johann von Sporck, dem Bauernsohne aus Westphalen. Bevor er seinen Ansturm unternahm, warf er sich mit entblößtem Haupte zur Erde nieder und betete laut: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst Du uns, Deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden nicht, sondern bleib neutral — und dann sollst Du Deinen Spaß sehen!"

Es war der größte und glänzendste Sieg in offener Feldschlacht, welchen christliche Truppen seit dreihundert Jahren wider die Osmanen erstritten. Zum ersten Male erfuhr die erstaunte Welt, daß die Janitscharen besiegbar seien, und diese Kunde erregte der Natur der Sache nach den Wunsch der weiteren Offensive wider sie.

Nicht freilich bei dem Kaiser Leopold. Er war geneigt zum Frieden. Wenige Tage später kam derselbe zu Vasvar auf 20 Jahre zu Stande, mit geringem Gewinne für den Kaiser, während den Türken sogar das einst gegen sie erbaute Neuhäusel verblieb. Unter den Motiven des Kaisers dafür mochte eins der stärksten sein das nicht ausgesprochene des Mißtrauens wider Ludwig XIV. und die Hilfe desselben.

[1]) Michaud, Histoire des croisades. t. V, p. 473, n. g. Précis des négociations.

endlich den leeren Vorwand der Religion fallen lasse;[1] denn nicht um die Religion handle es sich, sondern um Land und Leute. Die Vorbedingung aber eines besseren Standes der Dinge sei die Vernichtung des Hauses Habsburg.[2] Dann sei erforderlich ein stehendes Heer, dessen geborener Führer der neue Kaiser sein werde.[3]

Solche Ziele zu erreichen, riefen die Schweden des dreißigjährigen Krieges die Hilfe der Türken an. Das letzte Schreiben dieser Art mit der Bitte um einmüthiges und vereintes Handeln richtete die Tochter Gustav Adolfs, die Königin Christine von Schweden, im Jahre 1647 an den Großwesir.[4]

Die Türken erfüllten die Wünsche nicht, welche diese Aggressiv-Mächte auf sie setzten, weder zu Gunsten des Gustav Adolf, noch eines Anderen. Sie führten damals mit den Polen einige Kämpfe. Den römischen Kaisern Ferdinand II. und III. gegenüber blieben sie friedlich.

Derselbe Zustand dauerte fort die Regierung Ferdinands III. hindurch und noch bis in die ersten Jahre des Kaisers Leopold I. Dann jedoch erwachten in Constantinopel, unter der Großwesirschaft der Familie Köprili, wieder die Offensivgedanken gegen den Westen. Der kaiserliche Resident in Constantinopel, Reninger, warnte dort vor einer Vereinigung der christlichen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande.[5] Köprili erwiederte: sein Herr, der Löwe, fürchte weder Feuer, noch Wasser; wenn alle Christen vereint den Sultan angriffen, so würden sie die Macht desselben kennen lernen. Eben damals behandelte Köprili den französischen Gesandten de la Haye, Vater und Sohn, in ehrenrühriger Weise. Die Behandlung konnte wie absichtlich erscheinen, den König von Frankreich herauszufordern — zur selben Zeit, wo Köprili auf Krieg gegen den Kaiser sann.

Im Frühling 1663 geriethen die Türken in Bewegung. Sie nahmen die Festung Neuhäusel. Aber dann ergab es sich, daß das Gemeingefühl in der Christenheit gegen die Türken dennoch nicht erstorben war, ja daß es stärker sich regte, als im Jahrhunderte zuvor. Die Nachricht von dem Falle Neuhäusels erklang durch Deutschland wie ein Lärmruf. Türkenschriften, Türkenpredigten, Weissagungen drängten einander Tag auf Tag. Bemerkenswerth vor anderen stellt sich uns dar ein Buch des Gelehrten Hermann Conring. Er sammelte neun Schriften, ältere und neuere, welche die Solidarität der Christenheit gegen die Türken hervorheben und den Gesammtangriff gegen sie verlangen.[6] Die letzte dieser Schriften enthält eine Anrede Turennes an Ludwig XIV., am 31. August 1663, in Marseille. Turenne erinnert darin den König an das glorreiche Vorbild Ludwigs des Heiligen. Alle Völker Europas, meint er, würden mit Freuden den Kriegesruf des Königs vernehmen, ihm sich anschließen, voran die Deutschen. Turenne erinnert den König an ein Vermächtniß des Cardinals Mazarin von 400.000 Livres für den Kaiser zum Türkenkriege. Es sei eine Gewissensache, dem bedrohten Kaiser dieses Geld auszuzahlen. „Es ist eine Verleumdung, ruft Turenne aus, daß wir Franzosen die Rathgeber zu dem türkischen

[1] Si'eat autem ac cesset tandem vanus ille religionis praetextus!

[2] Pars III, cp. II: De secundo restaurandi et firmandi status medio, quod est domus Austriacae extirpatio.

[3] Pars III, cp. VI, sectio I.

[4] Abgedruckt in meinem Werke: Tilly u. s. w., Bd. II, S. 482.

[5] Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 523.

[6] De bello contra Turcas prudenter gerendo libri varii, editi cura H. Conringii. 1664.

Entschlusse bewog, in Folge dessen er, der Schwächere, dem Osmanenthume die schweren Streiche versetzte, die sein Ahn, der Stärkere, nicht hatte ausführen können — das darzulegen ist die Aufgabe dieser Blätter.

Nach dem Frieden oder, richtiger, dem zwanzigjährigen Stillstande, von Vasvar, ruhte die Offensive des Osmanenthumes, wenigstens die offene, gegen den Kaiser Leopold I. für achtzehn Jahre. Während dieser Zeit entwickelte sich die Gegenstellung der beiden Häupter, des römischen Kaisers Leopold und des französischen Königs Ludwig XIV., zu einer der schärfsten, die wir in der Geschichte der europäischen Menschheit kennen. Beide Persönlichkeiten, eine jede in ihrer Art, sind maßgebend für ihre Mitwelt.

Leopold und Ludwig XIV. waren fast gleichalterig, jener geboren 1640, dieser 1638. Sie waren Vettern, jener als Sohn der spanischen Infantin Maria, Gemahlin Ferdinands III., dieser als Sohn der Schwester, der Infantin Anna, bei den Franzosen gemeiniglich Anne d'Autriche genannt, der Gemahlin Ludwigs XIII. Beide gelangten früh zum Throne. Beim Tode des Vaters Ferdinand III. trat Leopold, siebzehnjährig, als König von Ungarn und Böhmen die Regierung seiner Erblande an, und wurde im nächsten Jahre in Frankfurt zum römischen Kaiser gewählt und gekrönt. Ludwig XIV. war durch den Tod seines Vaters vom fünften Lebensjahre an König; jedoch übernahm er die Regierung selbständig erst nach dem Tode des Cardinals Mazarin, 1661, im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Beide Fürsten besaßen, jeder in seiner Art, eine ungewöhnliche geistige Begabung.

Der Gegensatz der Charaktere dagegen kann nicht schärfer gedacht werden, und zwar nicht blos wegen der Personen an sich. In Ludwig XIV. erreichte die Aggressive des französischen Königthumes ihren Gipfel, zugleich aber auch die persönliche Spannkraft, welche die Aggressive bedingt. Der Kaiser Leopold war die Verkörperung der conservativen Tradition seines Hauses, mit allen Tugenden und mit allen Schwächen.

* * *

Man hat oft die ganze lange Zeit, während welcher jener König die Zügel Frankreichs in seiner Hand hielt, mehr als ein halbes Jahrhundert, das Zeitalter Ludwigs XIV. genannt. Diese Benennung ist nicht unrichtig, insofern, abgesehen von dem europäischen Norden, Ludwig XIV. der hauptsächliche Urheber war, von dem unmittelbar oder mittelbar die Kriegesstürme ausgingen, welche Europa durchschütterten. Nicht als ob man sagen könnte, daß Ludwig XIV. alle diese Kriege gewollt oder beabsichtigt habe, sondern daß sie unvermeidlich wurden durch sein Thun, durch den Widerspruch und den Widerstand, den dasselbe bei den anderen Mächten hervorrief. Die Thätigkeit Ludwigs XIV. umfaßt alle damaligen Königreiche und Länder Europas. Die Geschichte auch nicht eines einzigen derselben ist zu verstehen ohne die Kenntniß der unmittelbaren oder mittelbaren Einwirkung Ludwigs XIV.

Wir haben das Bild dieses herrschgewaltigen Königs uns zu vergegenwärtigen in dem Rahmen seiner Zeit und in dem Lichte, welches vor allen er selber ausgegossen hat über die Anfänge seines Waltens und die Ziele seines Strebens. Ludwig XIV. nämlich hat in den ersten Jahren seiner Regierung, sobald ihm ein Sohn geboren war, eine Zeichnung seines Meinens und Wollens entworfen, nicht für die ihm ferner Stehenden, sondern für den ihm nächsten, seinen Sohn, den

Dauphin, als Bericht zugleich und Richtschnur auch für diesen, demnach mit der subjectiven Wahrhaftigkeit des Vaters für den Sohn. [1])

Seine Lehren, seine Vorschriften, seine Mahnungen sind eine Mischung dessen, was ein jeder Patriot in jedem Lande von dem Vater an den Sohn überliefert sehen möchte, verbunden dagegen mit einem Cultus des Königthumes, welcher, indem er demselben jeden Besitz, jede Kraft, jedes Recht dienstbar machen will, hinausreicht über die Grenze des Möglichen. Da heißt es: „Die Könige werden geboren, um alles zu besitzen und über alles zu gebieten." [2]) Da heißt es ferner: „Vor allem Anderen steht für uns die Gewißheit, daß die Könige unumschränkte Herren sind, und von Natur die volle und freie Verfügung haben über alle Güter, mögen sie besessen werden von Geistlichen oder von Laien, zu dem Zwecke, sich jederzeit derselben als weise Haushalter zu bedienen, nämlich für das Wohl des Staates." — Oder weiter: „Es ist ein großer Irrthum vieler Fürsten, bestimmte Gegenstände und bestimmte Personen ihnen eigen zu nennen, als wenn dieselben auf eine andere Weise ihnen angehörten als das Uebrige in ihrem Reiche. Was immer sich im Umfange unserer Staaten befindet, von welcher Art es sei, gehört mit gleichem Rechtsanspruche uns, und muß auf gleiche Weise uns theuer sein. Das Geld in unserer Privatcasse, dasjenige, welches bei unseren Schatzmeistern beruht, und dasjenige, welches wir in dem Handel unserer Unterthanen belassen, fordert von uns die nämliche Sparsamkeit." — „Ferner müssen wir festhalten, daß das Wort der kirchlichen Freiheit in keiner Weise irgend Jemanden, weder Geistliche, noch Laien, entnimmt von der Unterwürfigkeit unter den Souverän, welche das Evangelium selbst gebietet." — „Was die Könige zuweilen gegen die allgemeinen Gesetze zu thun scheinen, gründet sich auf das Staatswohl. Denn dieses ist, nach Uebereinstimmung der ganzen Welt, das oberste aller Gesetze, aber das unbekannteste und dunkelste für alle diejenigen, welche nicht herrschen."

Wir sehen, wie hier die alte heidnische Idee der Staatsomnipotenz uns entgegentritt, mit der Modification, daß die Ausübung dieser Staatsomnipotenz, die Souveränetät der Gesetzgebung mit der Executive, stehen soll nur bei dem Königthume. Es ist die Wiederbelebung des alten heidnischen Satzes: quod principi placuit, legis habet vigorem — bis in die letzten Consequenzen.

Das Princip dieser alles in sich auffaugenden Staatsomnipotenz, vor welcher jedes andere menschliche Recht erstirbt, das individuelle wie das corporative, ist zu anderen Zeiten in Worten beredter ausgeführt von sogenannten Philosophen und Lehrern des Staatsrechtes — aus dem Munde und aus der Feder eines intellectuell hochbegabten und thatkräftigen Königs, des mächtigsten seiner Zeit, erlangte es eine ungleich schwerer wiegende praktische Bedeutung.

Daß unter den Segnungen, welche das Christenthum den Menschen gebracht, virtuell nicht die geringsten sind die Erlösung von diesem Fluche der heidnischen Idee der Staatsomnipotenz, die Wahrung dagegen der sittlichen Freiheit durch die Kirche, kam nicht in die Seele des jungen Königs. Vielmehr faßt er die Sache umgekehrt. Nach ihm gibt es keine Lehre des Christenthums, die fester begründet wäre, als diejenige des unbedingten Gehorsams gegen die Gesetze des Staates, nämlich die Gebote

[1]) In den Oeuvres de Louis XIV. Paris 1806, t. I et II.

[2]) A. a. O. t. II, p. 121.

des Königs. „Unter dem Heidenthume, sagt er, waren die Revolutionen häufig; seit der Ankunft Jesu Christi sind sie selten geworden." Aus dieser Thatsache aber zieht der junge König zu seinen Gunsten eben jene Forderung, welche die Menschheit zurückschleudert in das Heidenthum, nämlich die Forderung des absoluten Gehorsams unter das Gesetz der Staatsomnipotenz in der Form des Königthumes. Gemäß seiner Ansicht ist also das Bindemittel dieses seines Staatswesens die christliche Religion, oder, später specifisch bestimmt, der Katholicismus, vor allen Dingen in derjenigen Form, welche er demselben zu geben hoffte. Wesentlich von diesem Standpunkte aus empfiehlt Ludwig XIV. seinem Sohne die Bethätigung der Frömmigkeit. In der Darlegung dieser Ansichten entfallen ihm die merkwürdigen Worte: „Es wäre nicht blos ein Mangel an Gerechtigkeit, sondern auch an Klugheit, wenn wir es an Ehrfurcht fehlen ließen vor dem, von welchem wir nur die Stellvertreter sind." [1])

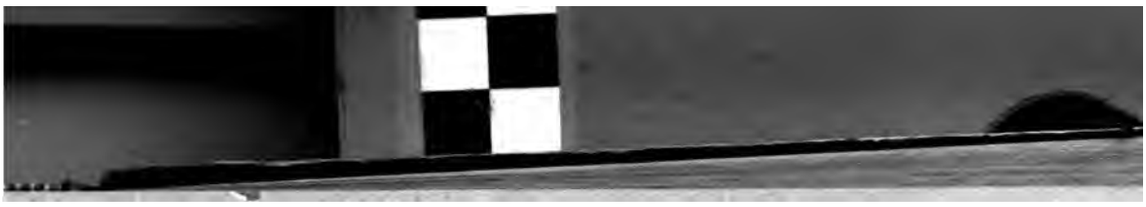
In den Aufzeichnungen, die Ludwig XIV. in der Vollkraft des jugendlichen Mannesalters für den Dauphin niedergeschrieben, berichtet er ferner, daß er sich die Sonne zur Devise erkoren als das lebendigste und schönste Bild eines großen Monarchen. Er erzählt weiter, daß dann Diejenigen, welche ihn mit solcher Leichtigkeit über Frankreich regieren sahen, ihn bewogen hätten, die Erdkugel hinzuzufügen, mit der Inschrift des Ganzen: nec pluribus impar. Es folgt die Deutung des Sinnspruches mit folgenden Worten: „Dies schmeichelte in angenehmer Weise dem Ehrzeize eines jungen Königs. Denn jene Freunde wollten damit sagen, daß ich, der ich die ausreichende Kraft für so viele Dinge besaß, ohne Zweifel vermögen würde, auch noch andere Länder zu regieren, wie die Sonne ausreicht, noch andere Welten zu beleuchten, wenn sie in gleicher Weise ihren Strahlen erreichbar sind." [2])

Diese scheinbar allgemein gesprochenen Worte haben dennoch eine bestimmte Beziehung. Die anderen Länder, welche Ludwig XIV. im Auge hat, sind die Monarchie der älteren, der spanischen, Linie des Hauses Habsburg. Die Vorgänger Ludwigs XIV. hatten in der endlos erneuten Aggressive gegen die spanische Linie des Hauses Habsburg bald hier, bald dort ein Stück abzureißen gesucht; ein anderes Ziel steckte sich Ludwig XIV., nämlich die Erlangung der gesammten spanischen Monarchie, und zwar damals, in seinen jugendlichen Mannesjahren, für ihn selbst. Führen wir also diesen Plan mit einigen Strichen weiter aus.

In Spanien galt das Successionsrecht auch der Cognaten, und durch dieses Recht, nämlich dasjenige der Mutter Johanna, war Carl V. auf den Thron von Spanien gelangt. Es war das Bestreben beider Linien des Hauses Habsburg, die Erbfolge in beiden Monarchien ihrem Hause zu erhalten. Aus diesem Bestreben entstammten die vielen Wechselheirathen, und zwar ohne einen Verzicht der Infantinnen, die nach Oesterreich gingen. Die Infantin Anna dagegen leistete vor ihrer Heirath mit Ludwig XIII. Verzicht auf die Thronfolge. Der Sohn Ludwig XIV. bewarb sich abermals um die Infantin Marie Thereſe, die ältere Tochter Philipps IV. Den Plan, der bei dem Cardinal Mazarin entsprungen war, als Ludwig XIV. erst acht Jahre zählte, zeichnet gleich damals der erstere selbst mit den Worten: daß diese Heirath die Basis sein sollte, nach der Succession in der spanischen Monarchie zu

[1]) A. a. O. t. I. p. 91: dont nous ne sommes que les lieutenants.

[2]) A. a. O., p. 197.



trachten, möge auch ein Verzicht geleiſtet werden wie er wolle.[1]) Lange Jahre weigerte ſich Philipp IV. unbedingt, bis endlich Spanien, durch das Zutreten Englands unter Oliver Cromwell überwunden, ſich, um nur den Frieden zu erlangen, in jede Bedingung fügen mußte. Die Einwilligung in jene Heirath war der Preis, den Philipp IV. für den erſehnten pyrenäiſchen Frieden zahlte. Dennoch forderte er als Bedingung den Verzicht auf die Thronfolge in Spanien. Marie Thereſe und Ludwig XIV. beſchworen den Verzicht, der letztere in der Abſicht, die ihm Mazarin vorgezeichnet, dieſen Eid *nicht* zu halten, ſondern, wie immer es ſei, die ſpaniſche Monarchie zu nehmen.[2])

Damals, als Ludwig XIV. ſich jenes Sinnbild erkor, war Philipp IV. von Spanien, wenn auch noch nicht alt, doch bereits hinfällig. Das Lebenslicht des einzigen ihm gebliebenen Sohnes, des nachherigen Königs Carl II., flackerte faſt noch matter als dasjenige des Vaters. Auf das Recht Carls wäre gefolgt dasjenige der Infantin Marie Thereſe, der Königin von Frankreich, wenn ſie nicht verzichtet hätte. Dann kam das Recht der Infantin Margaretha, der Gemahlin Leopolds, die nicht verzichtet hatte. Und dazu war der Kaiſer, auch wenn die Infantin Margaretha kinderlos hinweg fiel, das Haupt der jüngeren Linie des Mannsſtammes.

Wenn alſo Ludwig XIV. bei dem Vorſatze beharrte, ſich an den Verzicht nicht zu binden, den geleiſteten Eid nicht zu halten, ſo war der europäiſche Kampf um die ſpaniſche Erbfolge unvermeidlich. Daß der große Krieg nach dem Abſchluſſe der Heirath Ludwigs XIV. noch vierzig Jahre ſich hinausſchob, kam daher, daß das ſchwache, ſchwanke Lebenslicht Carls II. von Spanien ſo lange ſich erhielt.

Es gab noch einen zweiten Punkt der beſonderen Gegnerſchaft des Kaiſers Leopold und Ludwigs XIV.

Auch Ludwig XIV. hatte, wie einſt Franz I. mit Carl V., ſich gleichzeitig mit Leopold I. um die römiſche Kaiſerkrone beworben. Auch diesmal hatte, hauptſächlich um der nahen Türkengefahr willen, der Habsburger ſie davon getragen. Ludwig XIV. verſchmerzte das nicht. Auch über die Kaiſerkrone legte er ſeine Meinung für ſeinen Sohn, den Dauphin, ſchriftlich nieder. „Als Carl der Große, ſagt der König, in Folge ſeiner Siege die Kaiſerwürde an unſer Haus gebracht hatte, herrſchte dasſelbe zugleich über Frankreich, die Niederlande, Deutſchland, Italien und den beſten Theil von Spanien. Aber die Macht Carls des Großen verringerte ſich nach ihm, zuerſt durch die Theilungen, welche die Söhne von Frankreich (les fils de France) unter einander machten, dann durch die Schwäche, die Schlaffheit ſeiner Nachkommen. Denn die Reiche, mein Sohn, erhalten ſich nur durch dieſelben Mittel, durch welche ſie erworben werden, nämlich durch Kraft, Wachſamkeit und Arbeit. Es gelang den Deutſchen, die Fürſten unſeres Blutes auszuſchließen und ſich dieſer Würde zu bemächtigen, oder richtiger, eine völlig neue zu gründen, welche nichts gemein hat, weder mit dem einſtigen römiſchen Reiche, noch mit derjenigen unſerer Vorfahren.“[3])

Der Irrthum, das Haus Bourbon in eine ſolche Beziehung mit dem einſtigen Stamme der Karolinger zu bringen, liegt vor Augen. Andere Franzoſen damaliger

[1]) Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne, t, I, p. 32.

[2]) Ich habe dieſe Angelegenheit ausführlicher dargethan in meinem Werke: Fall des Hauſes Stuart u. ſ. w. Bd. I, S. 35 u. f.

[3]) Oeuvres de Louis XIV., t. I, p. 72.

Zeit gingen darin noch weiter. Sie behaupteten, daß kraft des salischen Gesetzes der König Ludwig XIV. als der Mannesproß Carls des Großen der Erbe sein müsse aller Länder dieses Kaisers.[1]) Die Erörterung solcher Theorien voll Blut und Brand dürfte überflüssig sein. Allein bei einem Könige wie Ludwig XIV. hatte jede seiner persönlichen Anschauungen, ob begründet, ob nicht, praktisch ihr volles Gewicht für die Schicksale der Völker seiner Zeit. Sein Irrthum selber läßt errathen, welche Bedeutung in seiner Hand die römische Kaiserkrone erlangt haben würde, wenn die Verblendung der deutschen Kurfürsten, vier Jahre zuvor, so weit gegangen wäre, sie ihm zu reichen. Die Gefahr für die Völker jedoch war damit nicht beseitigt. Mit dem Mißlingen des Wunsches von 1658 war dieser Wunsch nicht erstickt und nicht begraben. Ludwig XIV. betrachtete die römische Kaiserkrone als ein dem Königshause von Frankreich entrissenes Gut: wird er, auch ungeachtet des Mißlingens des ersten Versuches, je nach Zeit und Gelegenheit unterlassen, die Wiedererlangung des vermeintlich ihm entrissenen Gutes zu erstreben? — Die Frage greift tiefer ein in die Schicksale der Völker des siebzehnten Jahrhunderts, als es auf den ersten Blick scheint. Namentlich werden wir sie an mehr als einem Orte Europas erörtert finden beim Anblicke der Türken vor Wien.

Es sind demnach wesentlich zwei Angelegenheiten, in Betreff deren die beiden Herrscher, Leopold I. und Ludwig XIV., scharf einander gegenüber stehen: die spanische Thronfolge und die römische Kaiserkrone. Der Kaiser Leopold war, im Falle, daß das Königshaus in Spanien erlosch, dort der berechtigte Erbe. Aber Ludwig XIV. erstrebte dies Erbe für sich. Leopold trug die römische Kaiserkrone und würde voraussichtlich alles aufbieten, damit nach ihm diese höchste weltliche Würde der Christenheit seinem Hause erhalten bliebe. Aber Ludwig XIV. betrachtete diese Würde als ein seinem Hause entrissenes Gut, und harrte seiner Stunde, es zurückzufordern. Die Interessen beider Häupter also waren entgegen gesetzt. Demnach mußten sie Feinde sein, und zwar so, daß die Aggressive von Ludwig XIV. ausging, die Defensive bei Leopold I. stand.

Wir haben uns die Ziele Ludwigs XIV. beim Beginne seiner Laufbahn klar zu machen gesucht aus seinen eigenen Worten. Diese Ziele lagen den Zeitgenossen nicht von Anfang an offen vor, auch nicht dem Kaiser Leopold. Erst im Laufe der Jahre wurden sie kund.

Aber die Lage der Dinge bei dem Beginne Ludwigs XIV. war eine solche, daß ihm persönlich sehr viel erreichbar scheinen mußte. Denn wie so glänzend stand damals dieser junge König da! — Er war der mächtigste Herr in der Christenheit, daheim wie nach außen. Was die Cardinäle Richelieu und Mazarin mit Geschick und Nachdruck vor ihm erstrebt, das Brechen jeder corporativen Kraft und Selbständigkeit unter den Willen der Krone, das vollendete er. Die allgemeinen Stände des Königreiches waren zum letzten Male versammelt gewesen 1614. Die Parlamente betrachteten sich als stellvertretenden Ersatz. Sie verlangten als ihr Recht, die königlichen Edicte zu verificiren und zu registriren. Man ließ sie dabei. „Diese Arten von Körperschaften, sagt Ludwig XIV., sind nur für Denjenigen lästig, welcher sie fürchtet." So ward der Schein einer nationalen Vertretung erhalten, wo in der Wirklichkeit alles

[1]) Questions décidées etc. par M. Besian Arroy P. Docteur en Th. de la Faculté de Paris etc. 1634. Avec privilège et approbation des docteurs. Ch. XXIX.

sich beugte unter den Willen des Königs, anfangs hier und da noch murrend, bis die Gewöhnung unter Ludwig XIV. alle Wellen glättete. Die Geldkraft Frankreichs, die Erhebung wie die Verwendung der Mittel, lag in den Händen des Königs.

Indem der König Ludwig XIV. das Geld seiner Unterthanen erhob nach seinem Ermessen, war er vor allen anderen Fürsten im Stande, zu verfügen über das wichtigste Kriegsmittel: dasjenige eines stehenden Heeres.

Der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kannte, außer der geringen Anzahl fürstlicher Haustruppen, keine stehende Heeresmacht im Frieden. Man warb Söldner, wenn man ihrer bedurfte, und entließ sie nach hergestelltem Frieden. Das Fundament für die Erhaltung eines solchen Heeres war allzu oft nur die Contribution und die Freiheit des Quartieres in Freundes- wie in Feindesland. Beide Mittel waren verderblich für die Völker. Auf dieser Grundlage errichtete Wallenstein seine erste Armee für den Kaiser Ferdinand II.; auf eben derselben der König Carl I. von England die seinige gegen das Parlament. Das Parlaments-Heer, welches regelmäßigen Sold erhielt, war darum einer besseren Disciplin fähig. Die bessere Disciplin trug erheblich bei zum Siege der Rundköpfe, und demgemäß zum Sturze des Königthumes. Zum ersten Male in dem neueren Europa wurde das Heer, nach beendigtem Kriege, nicht entlassen in der Republik England, weil Oliver Cromwell gerade des Heeres bedurfte als des Fundamentes für sein neu zu errichtendes Königthum. Der Tod Cromwells, die rettende That Monks, erlösten England von diesem Fluche der Militär-Monarchie.

Aber gleichzeitig folgte in Frankreich der junge König, damals noch unter der Führung Mazarins, dem Beispiele Oliver Cromwells. Nach dem pyrenäischen Frieden von 1659 wurden nur wenige Truppen entlassen. Es verblieb ein Präsenzstand von 120.000 Mann. Damals erschien diese Zahl ungeheuer. Wir sehen im Laufe der nächsten Jahrzehnte sie wachsen in steigender Progression.

Ludwig XIV. persönlich war jedoch nur in den ersten zwei Jahrzehnten seiner Regierung zum Kriege geneigt. Die Erkenntniß, daß er selber nicht die Befähigung besitze, eine Armee zu führen — eine Erkenntniß, aus der er sich nach seinem Verhalten im Jahre 1676 bei Valenciennes gegenüber dem Prinzen von Oranien kein Hehl mehr machen konnte [1]) — wies noch mehr als früher ihn hin auf das Gebiet der Unterhandlung. Eins der wesentlichen Principien, die er von Richelieu und Mazarin überkommen hatte, war der Gedanke, daß Frankreichs Wohl erblühe aus dem Unfrieden und der Zerrüttung der Nachbarn. In dieser Beziehung ließen sich Erfolge erreichen, auch ohne französische Soldaten, durch französisches Geld. Niemals vielleicht ist dies Kriegsmittel im Frieden in so ausgiebiger Weise verwendet worden, wie in dem halben Jahrhunderte Ludwigs XIV. Es ist daher von besonderem Interesse, auch darüber seine dem Dauphin ausgesprochene Ansicht zu vernehmen.

Er erörtert für denselben die Verwendung der öffentlichen Gelder.[2]) „Die Könige, sagt er, welche Gott zu souveränen Verwaltern der Staatsgelder gemacht hat, würden pflichtwidrig handeln, wenn sie das Vermögen ihrer Unterthanen für überflüssige Ausgaben vergeudeten. Aber einem eben so schweren Vorwurfe setzen sie

[1]) St. Simon hat die Sache ausgemalt in den Mémoires t. VIII. p. 78 et suiv. — Man vergl. Pellisson: lettres historiques, t. III, p. 52 et suiv. — Ferner: Rousset, Louvois t. II, p. 226 et suiv. — Der Fall des Hauses Stuart u. s. w. Bd. V, S. 311 u. f.

[2]) Oeuvres de Louis, XIV, t. II, p. 44.

sich aus, wenn sie sich weigern, dasjenige herzugeben, was zur Vertheidigung ihrer Völker dienlich sein würde."

Ein so allgemein gefaßter Satz erscheint unanfechtbar. Es kommt auf die Anwendung an.

„Es geschieht oft, fährt der König fort, daß mäßige Summen, mit Geschick verwendet, dem Staate ungleich größere Verluste ersparen. Weil man nicht Herr ist über eine Abstimmung, wie man es um einen wohlfeilen Preis sein könnte, zieht man sich den Angriff ganzer Nationen zu. Ein Nachbar, den man mit einer geringen Ausgabe zum Freunde machen könnte, kostet uns weit mehr durch seine Feindschaft. Die geringste Armee, die unser Gebiet betritt, nimmt uns in Einem Tage mehr als erforderlich gewesen wäre, um zehn Jahre Freundschaft zu unterhalten."

Die Tragweite dieser euphemistischen Worte ist, man darf sagen, unabsehbar. In langer Reihe ziehen an uns vorüber spanische Staatsräthe, holländische Bürgermeister, ungarische Magnaten, türkische Wesire, schwedische Reichsräthe, Dänen und Polen, englische Parlaments-Mitglieder und Geheimräthe, deutsche Fürsten und ihre Minister, Männer und Frauen, Fürstinnen und Maitressen von Fürsten und Ministern, und zuletzt, jedoch nicht am wenigsten, hinausragend über Alle, der König Carl II. von England. Sie Alle nehmen Geld und Geldeswerth aus der Hand des Königs von Frankreich für den Krieg oder den Frieden ihres Vaterlandes, je nachdem der Krieg oder der Friede desselben dem Staatswohle jenes Königs entspricht. In seiner Hand wandeln sich die Erträgnisse der Arbeit seiner Unterthanen zum Dünger fremder Leidenschaften der Habgier, und demgemäß des Verrathes.

Ein Zeitgenosse, noch in den ersten Jahren der Regierung Ludwigs XIV., 1667, nachdem er eine Reihe von Beispielen dieser Art von Politik, die der König nicht geschaffen, sondern ererbt hatte, und die dann er mit Meisterschaft weiter führte, aufgezählt hat, faßt sein Urtheil zusammen in die Worte: „Die französische Politik hat das Wort des Apostels: Omnibus omnia factus sum, sich angeeignet, nicht um wie er den Frieden zu bringen, sondern die Zwietracht, und um ihren Interessen Alle dienstbar zu machen, hier die Türken, dort die Katholiken, dort die Protestanten, hier die Republikaner, dort die Monarchisten, je nachdem diese oder jene zu ihren Zwecken des Unfriedens im fremden Hause sich brauchbar oder willig erfunden haben." [1])

Bei der Machtfülle, welche dieser König daheim überkommen, und welche er durch genaue Verwaltung seiner Mittel täglich mehr zu stärken wußte — bei der Unterwürfigkeit, welche sein Volk seinem Willen entgegen trug — bei den Grundsätzen, welche er zur Richtschnur seines Handelns aufstellte — bei dem Fleiße, der Willenskraft, welche er persönlich entwickelte — bei der Erwägung alles dessen wächst die Gefahr der völligen Unterjochung, welcher das damalige Europa entgegen ging, vor unseren Augen hergeshoch empor.

Denn dazu kam, daß damals selbst diese Gefahr nicht von Anfang an als solche erkannt wurde. Man darf nicht die Schärfe der nationalen Gegensätze späterer Zeiten in den Beginn derjenigen Ludwigs XIV. hinein tragen. Vielmehr war diese Schärfe zu einem bedeutenden Theile erst die Consequenz seiner Politik. Dieses thatsächliche Verhältniß verdient, namentlich in Betreff Deutschlands, besondere Hervorhebung. Das römische Reich deutscher Nation hatte seit dem Jahre 1544 nicht einen

[1]) (Lisola), Bouclier d'Etat et de Justice.

Reichskrieg wider Frankreich geführt. Der dreißigjährige Krieg hatte das Reich stets nur gespalten gefunden, einen Theil auf Seiten Frankreichs oder Schwedens. Eine nationale Bewegung gegen Frankreich hätte um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland keinen Boden gehabt. Vielmehr war ein großer Theil, vielleicht die Mehrheit der deutschen Reichsfürsten, geneigt für Frankreich. Denn sie verdankten ja dieser Macht die Verringerung der Oberhoheit des Kaisers, namentlich das im westphälischen Frieden ihnen zugesprochene Recht der Bündnisse mit auswärtigen Mächten. Viele von ihnen hatten eben damals davon Gebrauch gemacht. Nicht zufrieden damit, dem Kaiser Leopold durch die Wahlbedingungen jede Hilfe für die spanischen Niederlande gegen Frankreich untersagt zu haben, schlossen sie zugleich, im August 1658, mit Frankreich und Schweden den rheinischen Bund, den Worten nach zur Garantie des westphälischen Friedens, in der Wirklichkeit als reelle Bürgschaft jener Wahlbedingung.

Ebenso wenig waltete im Beginne Ludwigs XIV. eine Feindschaft mit England ob. Er verdankte den Sieg in den Dünen, der von Philipp IV. die Einwilligung in die Heirath seiner Tochter mit Ludwig XIV. erzwang, zu einem bedeutenden Theile den englischen Hilfstruppen des Protectors Oliver Cromwell. Dann erfolgte die Herstellung des Hauses Stuart auf den Thron von England. Carl II. und sein Bruder York suchten Anlehnung an ihren Vetter auf dem Throne von Frankreich.

Zugleich stand die blühende und mächtige Republik der Niederlande, eine der Großmächte jener Zeiten, mit dem jungen Könige auf freundschaftlichem Fuße.

Und doch haben dann im Laufe der nächsten vierzig Jahre fast alle diese Mächte dreimal sich vereinigt zur Allianz wider die sie bedrohende Uebermacht! Und zwar banden sich diese Allianzen zusammen durch den römischen Kaiser Leopold. Denn aus dem Schwanken und dem Mißtrauen seiner ersten Jahre entwickelte sich für den Kaiser endlich die Ueberzeugung, daß ein wahrer Friede für ihn unmöglich sei mit einem Könige, der unablässig trachte, ihm seinen Besitz und sein Recht zu nehmen.

* * *

Der gewichtigste Grund für die deutschen Kurfürsten, immer wieder ein Oberhaupt aus dem Hause Habsburg zu erwählen, war die Türkengefahr. Es ist die andere Seite der Einwirkung der Türken auf den Westen. Hat die Furcht vor ihnen in der Verkettung der Dinge des sechzehnten Jahrhunderts, in den Jahren 1551 und ferner, erheblich beigetragen, dem römischen Könige Ferdinand die Einwilligung in den Passauer Vertrag und dann in den Augsburger Religionsfrieden abzuzwingen, und dadurch die Kirchenspaltung im Reiche anzuerkennen: so übte dieselbe Furcht auf die Kurfürsten ihre Wirkung, für sich das Bollwerk gegen eine etwaige Offensive der Türken im Südosten des Reiches zu erhalten, und daher immer wieder einem Habsburger die Reichskrone anzutragen. Insoweit gestaltete sich die Einwirkung der Türken auf Westeuropa indirect zu einer conservativen. Die Pflicht der Selbstvertheidigung, welche diesen weit gestreckten Ländern des Hauses Habsburg oblag, erhielt dagegen eine höhere Weihe durch die römische Kaiserkrone ihres Oberhauptes, welche ihm den Schutz der christlichen Ideen überhaupt zur Pflicht machte.

Denn der Kaiser Leopold faßte die römische Kaiserkrone nicht auf in dem Sinne Ludwigs XIV., in Betreff der Macht, welche sie verlieh oder verleihen sollte,

sondern, wie seine Vorfahren, hauptsächlich in dem Sinne der Pflicht, die er mit derselben auf sich nahm. Man darf mit Recht sagen, daß die Ideen des römischen Kaiserthumes damals bei den Völkern der Christenheit schon tief verblaßt waren. Aber sie konnten am wenigsten verblassen bei dem Träger selbst, schon wegen der äußeren Formen des Verkehres im Völkerleben, die dem römischen Kaiser den Vorrang vor den Königen zuerkannten. Ihm allein gebührte aus der Reichskanzlei der officielle Titel der Majestät, welchen sie damals jedem Könige noch versagte. Ungleich wichtiger jedoch als eine solche äußere Form war für den Kaiser Leopold die Pflicht, die er durch den Krönungseid in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt auf sich genommen, die Pflicht nämlich, den bestehenden Rechtszustand im Reiche zu schützen, so in kirchlichen wie in weltlichen Dingen.

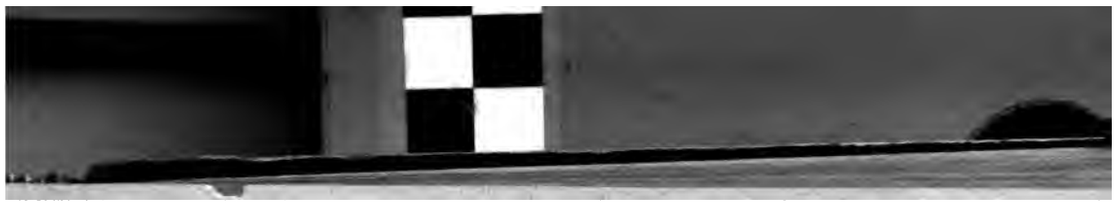
In dem Acte der Krönung erhielt die Idee des römischen Kaiserthumes, einst von den gewaltigen Ottonen an der Ruhm und der Stolz der deutschen Nation, weil sie durch das Vorrecht ihres Oberhauptes auf das Kaiserthum die erste und vornehmste der Christenheit war, ihren höchsten Ausdruck. Denn der Act der Krönung war der Vertrag der weltlichen Gewalt mit der Kirche als der Vertreterin alles Rechtes, und namentlich aller Schwachen und Hilfsbedürftigen, insbesondere der Witwen und der Waisen. Kraft dieses Vertrages verhieß und beschwor zuerst der Kaiser vor dem Altare seinen Schutz für die Kirche und alle Diejenigen, welche die Kirche vertrat, und empfing dafür von dem Oberhaupte der Kirche mit der Krone den Segen ihrer Weihe. Der Kaiserkrönung in Rom wurden die Königskrönungen in den einzelnen alten Königreichen der Christenheit nachgebildet, also auch diejenigen auf deutschem Boden, einst in Aachen, und später in Frankfurt. Die Formen, demnach auch der Krönungseid, blieben dieselben bis auf den letzten, Franz II.

Zahlreiche Aeußerungen von Leopold I. thun dar, daß er bei den wichtigsten Entschlüssen seines Lebens diesen Eid sich gegenwärtig gehalten, ja daß er in diesem Eide die Richtschnur seines Thuns und Unterlassens fand, nämlich den Rechtszustand zu schützen, daheim wie nach außen.

Er führte neben seinem Kaisertitel zunächst den eines Königs von Germanien, auf welchen erst diejenigen seiner Erblande folgten. Aber die Nennung Germaniens klang nur noch wie eine Erinnerung an die längst vergangenen Jahrhunderte, wo in der Wirklichkeit die deutsche Krone die Basis war für die Kaiserkrone. Diese Zeiten waren dahin. Dem Könige von Germanien war noch neulich durch den westphälischen Frieden, der, unter dem Einflusse Frankreichs, den Reichsfürsten das Recht der Bündnisse nach außen zusprach, fast jegliche reelle Macht im Reiche genommen. Verblieb dem Kaiser dagegen vermöge seines Krönungseides die Pflicht, den Bestand des alten Reiches zu schützen: so konnte er sich für die Erfüllung derselben nur auf die Kraft seiner Erblande sicher verlassen. Und ebenso überhaupt für den ganzen Umfang der Pflichten, welche das römische Kaiserthum ihm auferlegte. Daher darf man mit Recht sagen: die Idee des römischen Kaiserthumes, die Pflicht, das bestehende Recht zu schützen, war constitutiv für die thatsächliche Monarchie des Hauses Habsburg. Nicht etwa, weil die einzelnen Völkerschaften derselben, ob deutsch, ob slavisch, aus sich von diesem Geiste erfüllt waren, sondern weil sie in ihrer Gesammtheit politische Seele und Leben erhielten von dem Oberhaupte, in welchem sie ihre Einigung fanden. Und in der That auch ja war diese Monarchie ein kleineres Abbild dessen, was

(Zu Seite 32)

LEOPOLDUS I.
ROM. IMP. HUNGARIÆ BOHEMIÆ
REX, ARCHIDUX AUSTRIÆ &c. &c.



einst die Idee des römischen Kaiserthumes im großen Maße erstrebt hatte. Wie man sich den einstigen römischen Kaiser dachte als das weltliche Oberhaupt der gesammten Christenheit, als den Schirmvogt der conservativsten Idee und Körperschaft auf Erden, derjenigen der christlichen Kirche, bei allen Völkern und Nationen: so zeigte in der Wirklichkeit die Monarchie des Hauses Habsburg ein buntfarbiges Neben-Einander verschiedenartiger Völkerstämme, alle berufen zu gleicher Pflicht für die Gemeinsamkeit des Bestandes und zu gleichem Rechte innerhalb dieser Gemeinsamkeit. Nicht die eine Nationalität mehr als die andere band diese Völkerschaften zusammen, sondern der Kitt für Alle war die Dynastie. Die Monarchie war daher ähnlich wie der Granit, in welchem die verschiedenen Steinarten klar erkennbar neben einander liegen. Man mag den feingekörnten Marmor loben als den schöneren Stein: der festere ist der Granit.

Nur Ein Land und Ein Volk fügte sich nicht immer willig ein in die Ideen, welche das Haus Habsburg vertrat. Es waren die Ungarn. Sie gehörten dem römischen Reiche deutscher Nation nicht an. Sie hielten an dem Rechte der Wahl des Königs. Dies Ungarn, so weit es dem Kaiser als eigenem Könige gehorchte, war damals klein. Von den hundert Comitaten desselben besaßen, gemäß dem Frieden von Sitvatorok von 1606, die Türken 70, und nur 30 verblieben dem Könige. Thatsächlich aber erstreckte sich die türkische Herrschaft noch in 20 derselben hinein, so daß nur ein Zehntel von Ungarn und zwar der wenigst fruchtbare Theil, völlig in den Händen Leopolds war. Von der Königsburg in Buda aus blickte der Halbmond nach Westen.

Und selbst diese zehn Comitate von Ungarn waren für Leopold nicht ein sicherer Besitz. „Die Ungarn, sagt der Venetianer Molin in den ersten Jahren der Regierung Leopolds, noch vor dem ersten Türkenkriege von 1663/4, machen mit großem Eifer ihre Gesetze; aber sie halten sie nicht. Jeder Magnat könnte sich ein Königlein nennen, weil er seine Unterthanen für Sclaven hält. So wenig sie dagegen ihre Gesetze halten, so nachdrücklich bestehen sie darauf, daß der König sie pünktlich beobachte. Der König soll ihr Beschützer sein, nicht ihr Herr, und sie sagen ganz offen, daß ihre Freiheit sich mit Unterwerfung nicht vertrage. Sie haben eine ererbte Abneigung gegen die Deutschen, und, wenn sie nicht im Rachen der Türken und deshalb der Hilfe bedürftig wären, so würden sie die Krone dem Hause Habsburg nehmen. Mehr die Nothwendigkeit als ihr Wille erhält es im Besitze." [1]) Wir werden sehen, daß an dieser geringen Neigung vieler Ungarn der König Ludwig XIV. durch seine Mittel Einige unter ihnen für seine Zwecke sich zu nutze zu machen wußte.

Ein Theil der Ungarn trug daher, nach ihrer Absicht, nicht bei zu dem Werden, zu dem Erstarken der thatsächlichen Monarchie, deren Mission es war, das türkische Joch von ihrem Lande zu nehmen. Und doch trugen sie bei, in ähnlicher Weise wie die Türken, wie Gustav Adolf und Richelieu, wie Mazarin und Ludwig XIV., nicht nach ihrer Absicht, dazu beitrugen — nämlich durch das Zwingen zur Vertheidigung mit vereinten Kräften.

[1]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 78 zum Jahre 1661. — Es dürfte nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß die Italiener damaliger Zeit die Bewohner der Erblande generell als Deutsche bezeichnen.

Auch noch dem Kaiser Leopold I. lag es fern, das Verhältniß seiner Erblande zu ihm oder unter einander staatsrechtlich ändern zu wollen. Dem Unkundigen könnte es scheinen, daß, weil doch, von Ferdinand II. an fast das ganze letzte Jahrhundert des Mannsstammes von Habsburg hindurch, immer nur Einer zugleich römischer Kaiser und Regent der Erblande ist, schon eine wirkliche Monarchie existirt haben müsse. Aber der Mannsstamm war wenig zahlreich. Als Leopold I. zur Regierung kam, lebte noch ein Oheim, der Hoch- und Deutschmeister Leopold Wilhelm, ferner noch ein jüngerer Bruder, Carl, und dazu bestand noch die Tyroler Linie. Sie Alle starben bald hinweg. Leopold selber wurde 38 Jahre alt, bis ihm der erste lebensfähige Sohn, der spätere Kaiser Joseph I., geboren wurde. Lange Jahre daher stand wie in Spanien, eben so auch in Oesterreich der Mannsstamm des Hauses Habsburg nur auf zwei Augen, und die, zu Lebzeiten der ersten beiden Frauen des Kaisers Leopold, geringe Aussicht auf einen Erben, war mehr den Planen wider den Kaiser förderlich, als seinen eigenen Entschlüssen.

Wie immer dem sei, der Kaiser Leopold änderte das staatsrechtliche Verhältniß seiner Erblande nicht.

Eben so wenig wie er sie durch einen Gesammtnamen zu vereinigen suchte, ging er darauf aus, sie zu einer staatsrechtlich-einheitlichen Monarchie zu verschmelzen, oder auch nur, gemäß dem Zuge der Zeit, im Interesse seiner Herrschaft die Rechte dieser Länder zu verringern.

Vor allen Dingen achtete der Kaiser Leopold I. das Recht der Geldbewilligung durch die Landtage. Wie er dieses Recht in den Ländern des Reiches in Schutz nahm gegenüber der Willkür der Fürstenmacht: so gab er in seinen Erblanden das gute Beispiel. „Er fordert nicht absolut, sagt der Venetianer Giorgi, sondern verhandelt mit den Landtagen in maßvoller Weise.“ [1]) „Die Unterthanen des Kaisers, sagt der Venetianer Morosini, tragen die schwere Belastung mit exemplarischer Geduld, in der Ueberzeugung, daß der Krieg und die Waffen immer nur das Mittel, das Ende und der Zweck des Kaisers dagegen immer ist der Friede.“ [2])

Die Worte bergen in sich den eigenthümlichen Charakter dieser thatsächlichen Monarchie Leopolds nach innen, wie nach außen. Derselbe Fürst, der daheim mit jedem einzelnen Landtage pactirt über die ihm für die Gesammtheit zu leistende Pflicht, erscheint in seiner Politik nach außen als der absolute Monarch, der in der Frage des Krieges oder des Friedens nicht gebunden ist durch den Zweifel an der Bewilligung der Mittel von Seiten seiner Völker. Hier liegt der Unterschied der Monarchie Leopolds von derjenigen des Königs von Frankreich. Leopold ist in seiner Politik nach außen eben so wenig beschränkt wie Ludwig XIV. von Frankreich. Er allein entscheidet über Krieg und Frieden. Aber er nimmt die Mittel für den etwaigen Krieg von seinen Völkern nicht, wie Ludwig XIV., nach eigenem Ermessen, sondern kraft der Bewilligung der einzelnen Landtage. Die Bewilligung der Landtage erfolgt jedes Mal und unweigerlich auf Grund jenes Vertrauens. Die Landtage mischen sich daher nicht ein in die auswärtige Politik des Kaisers. Und doch erhält ihr Verhalten in der Gesammtheit das Gepräge durch die Stellung des Kaisers in Europa, durch die ihn beseelende, ihn erfüllende Idee des römischen Kaiserthumes.

[1]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 122, vom Jahre 1671.

[2]) A. a. O. p. 155, vom Jahre 1675.

Demgemäß war diese thatsächliche Monarchie des Hauses Habsburg lediglich eine Defensivmacht, und konnte nichts Anderes sein.

Wenn der Kaiser Leopold über diese Schranke hinauszuschreiten schien: so war es in Wahrheit nur ein Schein. Er erbte von seinem Vater Ferdinand III. den Krieg zur Vertheidigung von Polen und Dänemark gegen die übermüthige Kriegeslust des Königs Carl Gustav von Schweden. Das Ziel des jungen Kaisers dabei war, wie er von Anfang an sich aussprach, nur dahin gerichtet, zu verhüten, daß nicht, vermöge ungerechter Gewalt, ein König hinauswachse durch den Ruin der anderen. [1]) Nicht blos also für die eigenen Länder, sondern überhaupt, faßte Leopold das Kaiserthum auf als das Bollwerk gegen das Faustrecht im Völkerleben. Das im Kriege besiegte Schweden ging dennoch, vermöge des Einspruches von Frankreich, aus dem Frieden von Oliva mit Gewinn hervor. Dem Kaiser verblieb dafür, daß er zwei Könige vom Untergange gerettet, die Ehre, für sich nichts erlangt, aber auch nichts gefordert zu haben.

Damals, als unter Montecuculi die kaiserlichen Fahnen zum Schutze des bedrohten Dänemark gegen die Schweden am Belte siegreich wehten, schien es Manchem, daß die Erfolge den jungen Kaiser reizen würden, auf der Bahn der Siege weiter zu schreiten. Es geschah nicht. Der Kaiser Leopold war einestheils durch die Tradition seines Hauses, andererseits aber auch persönlich ein eminent friedlicher Charakter.

Gerade darin stand er in einem merkwürdigen Gegensatze zu anderen hervorragenden Häuptern seiner Zeit.

Dreißig Jahre zuvor hatte der Schwedenkönig Gustav Adolf, bei den Vorberathungen seines Krieges in Deutschland, den Plan entwickelt, ein neues Kaiserthum auf der Basis der Waffen zu gründen. „Derjenige allein ist Herr, sagt er, der die Leitung des Krieges in seiner Hand hat. Wenn ich Sieger bin, sind die Anderen meine Beute. Die Leitung des Krieges bedingt alles." [2]) Die Worte bergen in sich den Keim der neuen Zeit des Militarismus, welche der Schwede zu gründen kam. Er fand gelehrige Schüler. Von seiner Zeit an beginnen bei den deutschen Fürsten, die freilich wohl nicht alle die Tragweite jener Worte Gustav Adolfs ermaßen, und nicht erwogen, daß sein Vermächtniß zu Gunsten des Stärksten einst auch ihnen oder ihren Nachkommen den Untergang bereiten werde, die Anfänge stehender Truppen. Ihnen voran jedoch trat Ludwig XIV. Wir haben gesehen, daß er am Ende des Krieges mit Spanien dennoch 120.000 Mann behielt.

Diese Richtung entsprach nicht dem Charakter des Kaisers Leopold I. Nach dem Ende des ersten Türkenkrieges wollte er, nach alter Weise, sein Heer fast ganz entlassen.

Sein Feldherr Montecuculi dagegen hob die Nothwendigkeit einer stehenden Wehrkraft hervor. [3]) Der Kaiser habe immer Krieg zu besorgen: er selber möge wollen oder nicht. Darum sei erforderlich eine bleibende Heeresmacht von 40.000 Mann. Montecuculi wies zurück auf die geringe Zahl der Friedensjahre von 1606 an gegenüber derjenigen der Kriegesjahre. Der hauptsächliche Einwurf war: eine stehende Macht von solcher Zahl beeinträchtige die Freiheit der Landstände. Montecuculi

[1]) Wagner, historia Leopoldi Magni, t. I, p. 70.

[2]) Vergl. mein Werk: Tilly, Bd. II, S. 62 u. f.

[3]) Vergl. zu dieser Darlegung Wagner, historia Leopoldi Magni, t. I, p. 190 sq.

sondern, wie seine Vorfahren, hauptsächlich in dem Sinne der Pflicht, die er mit derselben auf sich nahm. Man darf mit Recht sagen, daß die Ideen des römischen Kaiserthumes damals bei den Völkern der Christenheit schon tief verblaßt waren. Aber sie konnten am wenigsten verblassen bei dem Träger selbst, schon wegen der äußeren Formen des Verkehres im Völkerleben, die dem römischen Kaiser den Vorrang vor den Königen zuerkannten. Ihm allein gebührte aus der Reichskanzlei der officielle Titel der Majestät, welchen sie damals jedem Könige noch versagte. Ungleich wichtiger jedoch als eine solche äußere Form war für den Kaiser Leopold die Pflicht, die er durch den Krönungseid in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt auf sich genommen, die Pflicht nämlich, den bestehenden Rechtszustand im Reiche zu schützen, so in kirchlichen wie in weltlichen Dingen.

In dem Acte der Krönung erhielt die Idee des römischen Kaiserthumes, einst von den gewaltigen Ottonen an der Ruhm und der Stolz der deutschen Nation, weil sie durch das Vorrecht ihres Oberhauptes auf das Kaiserthum die erste und vornehmste der Christenheit war, ihren höchsten Ausdruck. Denn der Act der Krönung war der Vertrag der weltlichen Gewalt mit der Kirche als der Vertreterin alles Rechtes, und namentlich aller Schwachen und Hilfsbedürftigen, insbesondere der Witwen und der Waisen. Kraft dieses Vertrages verhieß und beschwor zuerst der Kaiser vor dem Altare seinen Schutz für die Kirche und alle Diejenigen, welche die Kirche vertrat, und empfing dafür von dem Oberhaupte der Kirche mit der Krone den Segen ihrer Weihe. Der Kaiserkrönung in Rom wurden die Königskrönungen in den einzelnen alten Königreichen der Christenheit nachgebildet, also auch diejenigen auf deutschem Boden, einst in Aachen, und später in Frankfurt. Die Formen, demnach auch der Krönungseid, blieben dieselben bis auf den letzten, Franz II.

Zahlreiche Aeußerungen von Leopold I. thun dar, daß er bei den wichtigsten Entschlüssen seines Lebens diesen Eid sich gegenwärtig gehalten, ja daß er in diesem Eide die Richtschnur seines Thuns und Unterlassens fand, nämlich den Rechtszustand zu schützen, daheim wie nach außen.

Er führte neben seinem Kaisertitel zunächst den eines Königs von Germanien, auf welchen erst diejenigen seiner Erblande folgten. Aber die Nennung Germaniens klang nur noch wie eine Erinnerung an die längst vergangenen Jahrhunderte, wo in der Wirklichkeit die deutsche Krone die Basis war für die Kaiserkrone. Diese Zeiten waren dahin. Dem Könige von Germanien war noch neulich durch den westphälischen Frieden, der, unter dem Einflusse Frankreichs, den Reichsfürsten das Recht der Bündnisse nach außen zusprach, fast jegliche reelle Macht im Reiche genommen. Verblieb dem Kaiser dagegen vermöge seines Krönungseides die Pflicht, den Bestand des alten Reiches zu schützen: so konnte er sich für die Erfüllung derselben nur auf die Kraft seiner Erblande sicher verlassen. Und ebenso überhaupt für den ganzen Umfang der Pflichten, welche das römische Kaiserthum ihm auferlegte. Daher darf man mit Recht sagen: die Idee des römischen Kaiserthumes, die Pflicht, das bestehende Recht zu schützen, war constitutiv für die thatsächliche Monarchie des Hauses Habsburg. Nicht etwa, weil die einzelnen Völkerschaften derselben, ob deutsch, ob slavisch, aus sich von diesem Geiste erfüllt waren, sondern weil sie in ihrer Gesammtheit politische Seele und Leben erhielten von dem Oberhaupte, in welchem sie ihre Einigung fanden. Und in der That auch ja war diese Monarchie ein kleineres Abbild dessen, was

Die Mittel des Hauses Habsburg, auch diejenigen der deutschen Linie, waren reich, oder richtiger, sie hätten reich sein können, wenn nicht in Betreff ihrer jenes Uebermaß seine Wirkung geäußert hätte, welches, von dem Gründer und Stifter Rudolf an, dieser Dynastie erblich verblieben war: die Milde, die Freigebigkeit, der Mangel an Ordnung, an durchgreifender Strenge und Schärfe in der Regelung der Einkünfte und der Ausgaben. Mehr als einer der venetianischen Botschafter hat in seinem Endberichte dem Senate der Republik die Anekdote von dem guten Rathe erzählt, welchen ein Hofnarr Ferdinands III. ertheilte für die Kur eines nicht zunehmenden Pferdes. „Man mache es, lautete dieser Rath, für einige Monate zum Präsidenten der Hofkammer (zum Finanzminister), dann wird es rund werden wie ein Ball." — „Die Unordnungen, fügt der Venetianer Molin seinem Berichte von 1661 hinzu, sind maßlos. Sie sind dem Hofe bekannt. Aber die Macht der Gewohnheit scheint den Mißbrauch zum Gesetze zu stempeln, und man erwidert: es sei immer so gewesen." [1]) — Ein anderer Venetianer, einige Jahre später, indem er den Umlauf des Geldes im Staatswesen vergleicht mit der Circulation des Blutes im menschlichen Körper, sagt über die Erblande des Kaisers Leopold: [2]) „Der Lebenssaft, dessen Bestimmung es ist, den Körper des Reiches zu nähren, passirt durch so viele Venen der Diener des Kaisers, daß er, von der Gier derselben zu einem bedeutenden Theile aufgesogen, nicht in vollständiger Circulation verbleibt. Es ist mit ihm gerade umgekehrt wie mit den Flüssen, welche immer stärker in das Meer ausströmen, als sie aus der Quelle entspringen. Hier nämlich, nachdem unterwegs alle Mittel des Eigennutzes und der Habgier in Anwendung gebracht sind, erhält der Kaiser nicht den dritten Theil dessen, was das Volk bezahlt. So bei der Einnahme der Mittel, nicht anders bei der Ausgabe."

Es ist möglich, daß diese Schilderung zu stark aufgetragen ist. Ueber das Wesen der Sache jedoch sind alle zwölf Endberichte der venetianischen Botschafter aus der Zeit des Kaisers Leopold I. einstimmig mit vielen anderen Berichten und Thatsachen.

Die Folgen treten uns entgegen nicht blos auf einem Gebiete des Lebens, sondern auf allen, zu Ungunsten des Kaisers, namentlich gegenüber dem mächtigen Gegner, dessen hauptsächliches Ziel immer der Kaiser war, dem Könige Ludwig XIV.

* * *

Wir kennen bereits die beiden Ziele Ludwigs XIV.: die spanische Monarchie und die römische Kaiserkrone.

Dasjenige, welches er zunächst und beständig im Auge behielt, war die Erwerbung der spanischen Monarchie für sein Haus. In den ersten Jahren suchte er unter verschiedenen Vorwänden von dem Könige Philipp IV. eine Erklärung zu erlangen, daß der Verzicht seiner Gemalin nichtig sei. Das Andringen führte das Gegentheil herbei. Philipp IV. ließ durch Juristen und Theologen die Verzichtleistung nochmals prüfen. Die Prüfung ergab die Bestätigung der Giltigkeit.

Ludwig XIV. hatte in dem pyrenäischen Frieden versprochen, Portugal in dem Kriege gegen Spanien nicht mehr beizustehen. Portugal führte allein den Krieg fort;

[1]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 56.

[2]) A. a. O., p. 224.

aber es war in Europa offenkundig, daß es dies nur vermochte durch französisches Geld. Der spanische Stolz konnte es nicht über sich gewinnen, durch die Anerkennung der Unabhängigkeit Portugals sich von dem Dorne dieses Krieges frei zu machen. Aber eine Niederlage der Spanier folgte der anderen, bis das matte Leben Philipp IV. unter der Last des Kummers und der Sorge zusammen brach, im Sommer 1665. Sein Sohn Carl II. war fünfjährig. Demnach war der spanische Thron nicht erledigt; aber Ludwig XIV. gedachte dennoch diese Wendung so zu benutzen, daß er, mit Berufung auf das in einigen Theilen Belgiens geltende Privatrecht der Devolution diese gesammten Länder für seine Frau, als die Tochter erster Ehe, beanspruchte, und dadurch den vor seiner Heirath beschworenen Verzicht durchlöcherte.

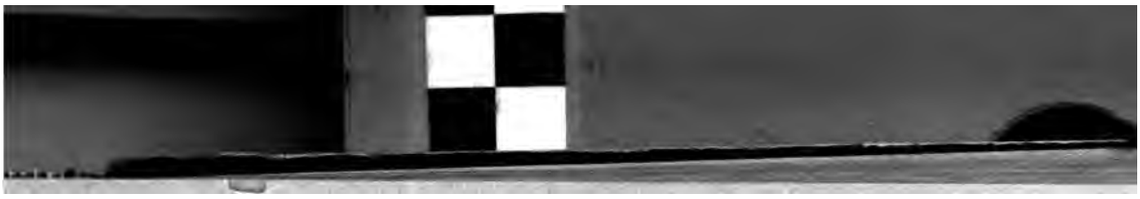
Nicht jedoch sogleich trat er damit hervor. Er suchte zuerst die Macht Spanien zu isoliren und in Sicherheit einzuwiegen, daß von ihm her nichts zu befürchten stehe. England und die Republik Holland waren mit einander im Kriege. Ludwig XIV., als unthätiger Verbündeter der letzteren, suchte den Krieg hinzuhalten und zu schüren. Als ihm dies gelang, brach er im Mai 1667 los, und nahm im raschen Zuge eine Reihe von belgischen, auf diese Gefahr nicht vorbereiteten Städten.

Der Kaiser erwog den Gedanken der Hilfe und konnte dennoch den Entschluß nicht fassen. Es war ihm damals noch nicht die volle, klare Erkenntniß aufgegangen, die er später, von 1673 an bis zu seinem Ende, vertrat, daß er der Pol sei des europäischen Widerstandes gegen die Uebermacht Ludwigs XIV. Diesen Gedanken, den später Leopold sich zu eigen machte, vertrat im Jahre 1667 und ferner nur erst sein damals eifrigster und fähigster Diener, Franz Freiherr von Lisola.

„Ich maße mir nicht an, sagt Lisola von Brüssel aus am 18. Mai 1667, zu urtheilen über die Frage, ob es dem Gesammt-Interesse Ew. K. Majestät entspricht, miteinzutreten in den Krieg. Ich kann nur die Frage aufwerfen, ob Ew. Majestät, unbeschadet Ihrer Ehre und Würde, einen minderjährigen König, Ihren Neffen und Schwager, der ungerechtesten Unterdrückung preisgeben dürfen. Die Folge würde sein, daß das Band der Freundschaft, welches bisher die beiden Linien des Gesammthauses geeinigt, und den Vorfahren beiderseits als der Eckstein des gemeinsamen Heiles gegolten, unwiederbringlich sich lösen würde. Die Folge wäre ferner, daß die Hoffnung der Succession dort, welche unmittelbar Ew. Majestät angeht, für immer entfiele. Es erwächst endlich die Frage, ob, wenn Belgien an Frankreich annectirt wird, und Spanien zu Boden liegt, Ew. Majestät gegen jenen unersättlichen Ehrgeiz sicher sein werden im Besitze der Kaiserwürde, ja, ich gehe weiter, im Besitze Ihrer Erblande. Ich hebe dies um so mehr hervor, da die Ansicht besteht, daß der König von Frankreich gerade gegen die Person Ew. Majestät eine besondere Eifersucht zeige und in seiner Seele trachte nach der römischen Kaiserkrone."

Die Worte Lisolas verhallten damals noch, zum großen Theile deshalb, weil der Kaiser den deutschen Reichsfürsten nicht trauen durfte, die mehr auf Ludwig XIV. schauten als auf ihn. Dieser König bezeichnet das ihm günstige Verhalten derselben mit den Worten: „Im Allgemeinen behandelten sie Alle, in Betreff der Fortsetzung des Krieges, mich mit der größten Artigkeit." [1]) Der Kaiser leistete also keine Hilfe. Spanien allein war nicht im Stande, Belgien zu schützen.

[1]) Oeuvres de Louis XIV, t. II, p. 328: A parler généralement, tous me traitaient à ce sujet (de la continuation de la guerre) avec la plus grande honnêteté du monde.



Und dennoch hatte Ludwig XIV., bei aller Arglist, nicht richtig gerechnet. England und Holland fühlten beide sich bedroht. Sie schlossen Frieden. Aber die Stimmung der Völker verlangte mehr: sie drängte zu einem Bündnisse für die Sicherheit Belgiens. Im Beginne des Jahres 1668 schlossen der Engländer Temple und der Holländer de Witt eine Allianz, welche nach dem Beitritte auch Schwedens, den Namen der Tripel-Allianz erhielt. Sie bewilligte dem Könige von Frankreich einige belgische Städte, um dadurch ihm gegenüber das Andere zu sichern.

Ludwig XIV. scheute zurück vor diesem Bunde, in welchem er den Keim einer allgemeinen Allianz erkannte. Er bequemte sich zu dem Friedensschlusse von Aachen. Aber er wollte der Wiederkehr einer solchen Gefahr des vereinigten Widerstandes gegen ihn vorbeugen. Er strebte nicht blos England und Holland wieder von einander zu lösen, sondern sie auch gegenseitig zu verfeinden. Er trachtete weiter, nicht blos sie mit einander zu verfeinden, sondern auch jedes der beiden Länder in sich, England, indem er den König Carl II. in Zwietracht brachte mit seinem Parlamente, Holland, indem er die Parteien der Oligarchen und der oranisch Gesinnten gegen einander hetzte. Sein Zorn galt aber überhaupt der Existenz der Republik, in welcher die Allianz gegen ihn geschmiedet war. Er wollte die Republik vernichten. Für alle diese Zwecke baute er auf die Leidenschaften der Menschen, namentlich des Königs Carl II. von England, die er sich dienstbar machen würde durch sein Gold.

Anders verfuhr er gegenüber dem Kaiser Leopold, um diesen von den Seemächten getrennt zu erhalten. Dem Kaiser haftete nicht eine Leidenschaft an, auf die Ludwig XIV. speculiren konnte. Aber das Verhalten des Kaisers während des Krieges in Belgien hatte dargethan, daß seine Friedensliebe sich sehr weit erstreckte. Auf diese rechnete Ludwig XIV. Er ließ dem Kaiser vorstellen, daß es von ihnen beiden abhange, der Christenheit den Frieden zu bewahren, wenn sie im voraus und geheim sich einigten über den bald bevorstehenden Fall der spanischen Erbfolge. Die Räthe Auersperg und Lobkowitz, von Ludwig XIV. gewonnen, redeten zu. Der Kaiser wich. Durch seine Friedensliebe ließ er sich bewegen, an die Stelle seines Rechtes zu setzen die Zweckmäßigkeit. Es kam zu einem Vertrage über die eventuelle Theilung der spanischen Monarchie. Die wesentliche Bedingung von Seiten des Kaisers war das Geheimniß. Das Ziel Ludwigs XIV. war das entgegen gesetzte. Triumphirend meldete ihm, nach der Ueberlieferung der Urkunde des Vertrages, sein Gesandter Gremonville: „Der große Plan, den ich mir vorgesetzt, als Ew. Majestät mich nach Wien sandten, ist gelungen: der Plan der Trennung des Kaiserhauses von Spanien.“ [1]) Der Mann war zu voreilig. Als Ludwig XIV. einige Jahre später den Vertrag dem Hofe von Madrid vorlegen ließ, überwog doch der Unwille wider ihn den Verdruß über den Kaiser.

Früher noch lernte der Kaiser Leopold von einer anderen Seite her seinen Vetter von Frankreich genauer kennen. Bei dem Einbruche in Belgien im Jahre 1667 befürchtete dennoch Ludwig XIV., daß, ungeachtet der dem Kaiser widerwilligen Haltung der deutschen Reichsfürsten, er für Spanien Hilfe bringen könne. Er erließ daher an seinen Gesandten Gremonville in Wien die Instruction: „Wenn der Kaiser den Entschluß faßt, Truppen nach den Niederlanden zu entsenden: so ist die Zeit gekommen und der Fall eingetreten, in welchem die Ungarn, wie sie oft gewünscht

[1]) Ausführlich in meinem Werke: Der Fall des Hauses Stuart u. s. w. Bd. I, S. 209 u. f.

haben, mit Nutzen anfangen können, sich zu regen und ihre Interessen geltend zu machen in herausfordernder Weise und mit den Waffen in der Hand. In diesem Falle wird der König sie unterstützen, so viel es in seiner Macht steht." [1])

Nach diesen Worten scheint die Initiative der rebellischen Plane in Ungarn von dort her an Ludwig XIV. gekommen zu sein. Aber er selber schreibt bereits zum Jahre 1666 für seinen Sohn, den Dauphin, die Worte nieder: „Ich unterhielt auch ein geheimes Einverständniß mit dem Grafen Zrinyi, um eine Erhebung in Ungarn hervorzurufen, für den Fall, daß ich mit dem Kaiser in Krieg geriethe." [2])

Wie immer es um die Initiative stehe, beide Stellen deuten auf Vorbereitungen von langer Hand. Auch banden weder der König selber, noch Gremonville sich an die Bedingung des Krieges. Der Gesandte vertheilte auch so das Gold des Königs, welches befruchtend wirkte für die Plane Zrinyis und seiner Gefährten Nadasdi, Frangepani und Tattenbach, zum Verderben für sie selber, zum Unsegen Ungarns, zum Schaden des Kaisers und seiner treuen Völker.

Es kam dem Kaiser Leopold hart an, die Urtheile über die Verschworenen vollstrecken zu lassen. In seiner vertraulichen Correspondenz mit dem Grafen Pötting in Madrid äußert er sich am 22. April: „Obwohl ich sonst nicht gar bös bin, so muß ich es dies Mal per forza sein." Vierzehn Tage später meldet er: „Endlich habe ich müssen dem Rechte seinen Lauf lassen." So über die drei ersten. Aber auch das Haupt Tattenbachs mußte fallen. „Ich habe es nicht gern gethan, schreibt der Kaiser; allein, damit die Ungarn nicht glauben durften, daß den Deutschen alles verziehen, sie allein gestraft würden, habe ich es müssen geschehen lassen. Gott sei seiner Seele gnädig!" [3])

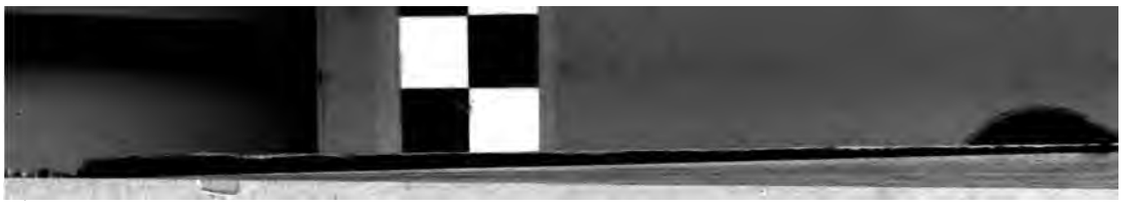
Anders äußerte sich Ludwig XIV. Der Proceß jener Hochverräther hatte wie den Versuch der Anknüpfungen mit den Türken, so auch die wirkliche Verbindung namentlich des Grafen Peter Zrinyi mit dem französischen Gesandten Gremonville dargethan. Die Behandlung, welche der Gesandte demgemäß in Wien erfuhr, mochte gar oft den Gefühlen entsprechen, welche man gegen ihn hegte. Ludwig XIV. kam ihm zu Hilfe. Nachdem zu Ende April 1671 das Haupt Zrinyis auf dem Blutgerüste gefallen war, erließ jener König am 24. Juni ein Handschreiben zu Gunsten von Gremonville an den Kaiser. „Wenn Ew. Majestät, sagt er darin, seit unserem Vertrage (von 1668) in Betreff seines Verhaltens zu den Ungarn, die für ihre abscheulichen Verbrechen in so gerechter Weise bestraft worden sind, [4]) irgend eine Klage zu erheben haben: so erbiete ich mich, auf Grund der Beweise ihn exemplarisch zu züchtigen. Ich weiß aber ganz gewiß, daß er diesen Verbrechern, so oft sie sich an ihn gewandt, abgerathen hat, wider die schuldige Pflicht und Treue zu handeln." — Ob solche Worte des Königs gegenüber den Acten der Processe, und namentlich gegenüber dem eigenen Eingeständnisse Zrinyis ausgereicht haben, dem Kaiser Leopold eine bessere Meinung von Gremonville und Ludwig XIV. selber beizubringen, dürfen wir dahin gestellt sein lassen. Dennoch kam noch manches Andere

[1]) Mignet, Négociations etc., t. II, p. 147.

[2]) Oeuvres de L. XIV, t. II, p. 35.

[3]) Auszüge aus den Briefen bei Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. III, S. 321 u. f.

[4]) Oeuvres de Louis XIV, t. V, p. 479: qui ont été si justement punis de leurs détestables crimes.



hinzu, bis der Kaiſer, zwei Jahre ſpäter, den Geſandten Gremonville ſelber binnen einer beſtimmten Friſt aus Wien und aus Oeſterreich hinaus weiſen ließ.

Jener Vorgang aber mit Zrinyi iſt bedeutungsvoll für das ganze unglückliche Haus, für den ſpäteren zweiten Gemahl ſeiner Tochter Helena, den Grafen Emerich Tököly, und für den Sohn erſter Ehe der Helena, den Grafen Franz Rakoczy, ſowie im weiteren Sinne für alle ungariſchen Rebellen jener Zeit. Wenigſtens Emerich Tököly und Franz Rakoczy konnten und mußten aus der Erfahrung an dem Schwiegervater und Großvater wiſſen, was ihnen der Dienſt für das Gold Ludwigs XIV., die Thaten an ihrem eigenen Vaterlande für dies Gold, bedeuteten. Auf die Klagen, die ein halbes Jahrhundert ſpäter Franz Rakoczy von ſeinem Exile aus, in Rodoſto am Marmara-Meere, wider das undankbare Frankreich erhob,[1]) dient moraliſch als Antwort jenes Handſchreiben Ludwigs XIV. vom 24. Juni 1671.

* * *

Es gab damals deutſche Patrioten, die, noch nicht erkennend, welche unausfüllbare Kluft gerade die Perſonen, den König Ludwig XIV. und den Kaiſer Leopold, von einander trennte, ſich mit der Hoffnung trugen, daß eine bleibende Verſöhnung der Häuſer Habsburg und Bourbon ſich ſtiften laſſen werde durch die Richtung derſelben auf ein gemeinſames Ziel im Intereſſe der geſammten Chriſtenheit, nämlich gegen die Macht der Osmanen. Man nahm zu dieſem Zwecke den einſtigen Plan Carls V. in anderer Form wieder auf: eine Eroberung Aegyptens durch Frankreich. Der Entwurf reifte in dem Kopfe eines noch jungen Mannes, Gottfried Wilhelm Leibniz, damals Rath an einem Gerichte in Mainz. Der Kurfürſt Johann Philipp, von Vielen der Große beigenannt, aus dem Hauſe Schönborn, ging willig ein auf den umfaſſenden Plan des jungen Gelehrten, und ließ ihn an Ludwig XIV. bringen. Der König erwiderte durch ſeinen Miniſter Pomponne: Je ne vous dis rien sur les projets d'une guerre sainte; mais vous savez qu' ils ont cessé d'être à la mode depuis St. Louis.[2])

Die ſpöttiſche Abfertigung entkeimte einem anderen Grunde. Ludwig XIV. pflegte hohen Zorn an den Tag zu legen, wenn ſeinen Geſandten irgendwo ein Mangel an Rückſicht widerfuhr: von Conſtantinopel her verſchmerzte er auch wiederholte thätliche Mißhandlungen derſelben.[3]) Ludwig XIV. wollte, wie ſeine Vorgänger, mit den Türken nicht brechen. Es iſt dabei eine doppelte Richtung der franzöſiſchen Politik zu unterſcheiden. Seit Heinrich IV. und noch mehr ſeit den Zeiten des Cardinals Richelieu erſtrebte die franzöſiſche Politik in Conſtantinopel, als die Schutzmacht der dort wohnenden Chriſten zu gelten. Die Prieſter im Oriente, Jeſuiten und Kapuziner, waren durchweg franzöſiſcher Nationalität, und deshalb abhängig von dem Geſandten dieſer Macht. Dies Verhältniß hielt die Anhänglichkeit der Chriſten im Oriente an den franzöſiſchen Namen rege. Aber zugleich war das Streben Frankreichs, von Macht zu Macht mit den Türken freundlich zu bleiben, auch ungeachtet der öfteren türkiſchen Provocationen, ſeit den Zeiten des Königs Franz I. immer dasſelbe geblieben. Das ſcharfe Auge der Venetianer erkannte, daß der eigentliche

[1]) Fontes rerum Austriacarum, Bd. XVII, p. 501 u. f.

[2]) Guhrauer, Kurmainz u. ſ. w., Buch 3, S. 294.

[3]) Flassan, Histoire de la diplomatie fr. t. III, p. 317 et suiv.; 418 et suiv. — Hammer, Geſchichte der Osmanen, Bd. III, S 490, 583, 599.

Grund dieses Verhaltens sei, die Türken gelegentlich gegen den Kaiser zu verwenden.[1]) Und eben dies war der Grund, weshalb Ludwig XIV. so geringschätzig auf die längst entschwundenen Zeiten seines edleren Vorfahren zurück blickte.

* * *

Er hatte zunächst ein anderes Ziel vor Augen Er hatte das von Leidenschaften bethörte Haus Stuart von England dahin gebracht, gemeinsam mit ihm auszuziehen, um die Republik der Niederlande zu vernichten, im Jahre 1672. Der Plan Ludwigs XIV. war, das Nest auszunehmen, in welchem die Tripel-Allianz gegen ihn gebrütet war. Es gelang ihm nicht. Zwar ging der holländische Urheber jener Allianz, Johann de Witt, in dem Sturme unter; aber statt seiner stieg um so höher ein jugendlicher Mann empor, der Oranier Wilhelm III., der fortan die Kraft seines ganzen Lebens daran setzte, sein Vaterland und das übrige Europa gegen die überwachsende Macht Frankreichs zu schützen. Die Bitte um Hilfe blieb nicht ungehört. Im ersten Jahre des Krieges machten der Kaiser und Brandenburg eine Diversion, die einen großen Theil der französischen Streitkräfte von der Republik abzog. Im zweiten Jahre, als Brandenburg zurücktrat, faßte der Kaiser allein den Entschluß, der fortan über sein Leben entschied.

Der Erfolg des Feldzuges von 1673 war sein. Montecuculi trieb, auch ohne eine Schlacht, die Franzosen über den Rhein, der Prinz von Oranien sie aus Holland. Die Republik brachte dem Kaiser die Anerkennung dar, daß sie, nächst Gott, ihm ihre Rettung verdanke.[2]) Der Glaube an die Unwiderstehlichkeit Frankreichs, der bis dahin wie ein Zauber die Augen der Reichsfürsten gefangen hielt, war gebrochen. Der Name des römischen Kaisers leuchtete hoch und hell empor. Ludwig XIV. hatte die Republik isolirt zu treffen vermeint, um fernere Allianzen gegen ihn unmöglich zu machen. Und nun hatte er zu ringen gegen die Coalition derselben mit der Macht der beiden Linien des Hauses Habsburg, und mit den Reichsfürsten. Das war das Werk des von Ludwig XIV. bis dahin gering geschätzten Kaisers.

Es fehlte dennoch in der Kette der Allianz ein wichtiges Glied. Es war England, dessen König Carl II. zwar nothgedrungen Frieden mit der Republik schloß, aber nicht die Kraft besaß, die goldenen Ketten Ludwigs XIV. abzuschütteln. Die Allianz behauptete sich gegen Ludwig XIV.; aber sie war ihm nicht überlegen. Beiderseitig sah man sich daher nach Bundesgenossen um. Der Kaiser, Spanien, der Oranier konnten nicht lassen von der Hoffnung, daß dennoch endlich Carl II. von England sein eigenes Heil erkennen und verzichten werde auf das französische Gold, durch welches Ludwig XIV. ihn von seinem Parlamente trennte. Es gelang dagegen dem letzteren Könige dasselbe Mittel, welches ihm in Whitehall nicht den Dienst versagte, mit Erfolg auch in Stockholm zur Anwendung zu bringen. Während der Minderjährigkeit Carls XI. von Schweden erhoben die Oligarchen dort die Waffen gegen ein Mitglied der Allianz, den Kurfürsten von Brandenburg, und brachen von Pommern aus in die Marken ein.

Entsprechend verfuhr Ludwig XIV. im Osten. Und zwar beschäftigte sich seine Thätigkeit dort, zum Zwecke der Verwendung wider den Kaiser Leopold, mit drei Mächten, mit Ungarn, mit Polen, mit den Türken.

[1]) So Morosini bei Barozzi & Berchet, Turchia, t. II, p. 229.

[2]) Man vergl. Fall des Hauses Stuart, Bd. I, S. 349.

In jenen vertraulichen Briefen an den Grafen Pötting, in welchen der Kaiser beklagt, daß er strafen müsse, tritt doch auch ein anderer Gedanke hervor, der nicht als ein glücklicher bezeichnet werden darf. Der Kaiser sagt, daß er in Ungarn eine andere Einrichtung treffen müsse. Diese andere Einrichtung, zu welcher der Kaiser sich von seinen Ministern bewegen ließ, traf für die Schuld der Wenigen die Gesammtheit. Die Verfassung des Königreiches wurde als durch die Rebellion verwirkt betrachtet, das Land militärisch regiert. Das gewaltsame Heilmittel verschlimmerte das Uebel. Die Mißvergnügten unter den Ungarn flohen zu dem Fürsten Abaffi von Siebenbürgen, und fanden dort Rückhalt und Hilfe für ihre Streifzüge, die, obwohl sie den Namen eines Krieges nicht verdienen, das unglückliche Ungarn nicht wieder zur Ruhe kommen ließen. Die Ernennung des Hoch- und Deutschmeisters Caspar von Ampringen zum Gouverneur von Ungarn konnte schon deshalb keine Frucht schaffen, weil, wie immer er gesinnt sein mochte, auch die katholischen Ungarn ihm mit entschiedenem Mißtrauen entgegen traten. Die confessionellen und nationalen Gegensätze, Protestanten gegen Katholiken, Ungarn gegen Deutsche und Slaven, verschärften die Verbitterung. Auf die Grausamkeiten dieser Kämpfe einzugehen, liegt hinaus über die Grenzen unserer Betrachtung. Aber die Zwietracht selbst lockte die Feinde des Kaisers zur Einmischung. In den ersten Jahren verweigerten noch die Türken ihre Hilfe und wiesen die zu ihnen flüchtigen Rebellen fort. [1]) Der Großwesir Achmet Köprili erging sich in heftigen Worten gegen sie. Er sagte dem holländischen Gesandten Colyer: „Die Lügen, welche diese verfluchten Rebellen erfinden, müssen bestraft werden." [2])

Anders verfuhr Ludwig XIV. Wir kennen sein Urtheil über den Grafen Peter Zrinyi und dessen Gefährten aus seinem Handschreiben an den Kaiser, vom 24. Juni 1671 (S. 40). Es dürfte mit Grund anzunehmen sein, daß er über die Nachfolger derselben nicht anders gedacht habe. Aber sie waren eine ihm nützliche Waffe wider den Kaiser. Er wußte, daß damals jene Rebellen sich an den polnischen General Johann Sobieski gewendet, um ihm die Leitung ihres Aufstandes zu übertragen, ihm sogar die Krone von Ungarn in Aussicht gestellt hatten. [3]) Aber der König Michael Koribut, befreundet mit dem Kaiser, dessen Schwester Eleonore er geheirathet, hatte nach Wien hin Kunde gegeben und dadurch jene Plane vereitelt. Ludwig XIV. sicherte sich damals, 1669, mehrere vornehme Polen, unter ihnen den General Sobieski, durch das Versprechen von Jahrgeldern. [4]) Allein, so lange der König Michael lebte, hatte Ludwig XIV. auf eine Thätigkeit von Polen her zu seinen Gunsten wider den Kaiser keine Aussicht. Die Regierung Michaels war freilich wenig glücklich. In dem Türkenkriege von 1672 an ging die wichtige Stadt Kaminiec verloren. Johann Sobieski als Kronfeldherr errang, im November 1673, den Sieg bei Chocjim; aber der erlittene Nachtheil ward dadurch nicht ersetzt. Im Anfange des Jahres 1674 starb der König Michael Koribut. Von da an tritt Johann Sobieski für Polen in den Vordergrund.

[1]) Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 650.

[2]) Colyers Bericht vom 10. August 1674: De leugens by deze vervloekte rebellen uitgevonden, moeten gestraft werden. — Der Bericht in Abschrift liegt bei demjenigen Kramprichs aus dem Haag, vom 15. October 1674. K. k. Archiv Hollandica.

[3]) Acta historica res gestas Poloniae illustrantia. Cracoviae 1879. vol. III, Archivum Frankuskie do Dziejow Jana III, vol. I, p. 209.

[4]) A. a. O., p. 14.

Auch noch dem Kaiser Leopold I. lag es fern, das Verhältniß seiner Erblande zu ihm oder unter einander staatsrechtlich ändern zu wollen. Dem Unkundigen könnte es scheinen, daß, weil doch, von Ferdinand II. an fast das ganze letzte Jahrhundert des Mannsstammes von Habsburg hindurch, immer nur Einer zugleich römischer Kaiser und Regent der Erblande ist, schon eine wirkliche Monarchie existirt haben müsse. Aber der Mannsstamm war wenig zahlreich. Als Leopold I. zur Regierung kam, lebte noch ein Oheim, der Hoch- und Deutschmeister Leopold Wilhelm, ferner noch ein jüngerer Bruder, Carl, und dazu bestand noch die Tyroler Linie. Sie Alle starben bald hinweg. Leopold selber wurde 38 Jahre alt, bis ihm der erste lebensfähige Sohn, der spätere Kaiser Joseph I., geboren wurde. Lange Jahre daher stand wie in Spanien, eben so auch in Oesterreich der Mannsstamm des Hauses Habsburg nur auf zwei Augen, und die, zu Lebzeiten der ersten beiden Frauen des Kaisers Leopold, geringe Aussicht auf einen Erben, war mehr den Planen wider den Kaiser förderlich, als seinen eigenen Entschlüssen.

Wie immer dem sei, der Kaiser Leopold änderte das staatsrechtliche Verhältniß seiner Erblande nicht.

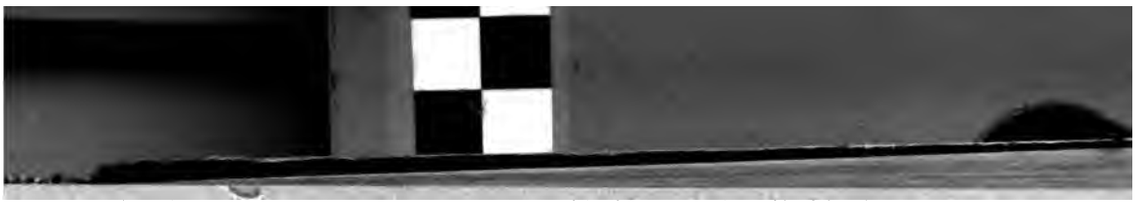
Eben so wenig wie er sie durch einen Gesammtnamen zu vereinigen suchte, ging er darauf aus, sie zu einer staatsrechtlich-einheitlichen Monarchie zu verschmelzen, oder auch nur, gemäß dem Zuge der Zeit, im Interesse seiner Herrschaft die Rechte dieser Länder zu verringern.

Vor allen Dingen achtete der Kaiser Leopold I. das Recht der Geldbewilligung durch die Landtage. Wie er dieses Recht in den Ländern des Reiches in Schutz nahm gegenüber der Willkür der Fürstenmacht: so gab er in seinen Erblanden das gute Beispiel. „Er fordert nicht absolut, sagt der Venetianer Giorgi, sondern verhandelt mit den Landtagen in maßvoller Weise.“ [1]) „Die Unterthanen des Kaisers, sagt der Venetianer Morosini, tragen die schwere Belastung mit exemplarischer Geduld, in der Ueberzeugung, daß der Krieg und die Waffen immer nur das Mittel, das Ende und der Zweck des Kaisers dagegen immer ist der Friede.“ [2])

Die Worte bergen in sich den eigenthümlichen Charakter dieser thatsächlichen Monarchie Leopolds nach innen, wie nach außen. Derselbe Fürst, der daheim mit jedem einzelnen Landtage pactirt über die ihm für die Gesammtheit zu leistende Pflicht, erscheint in seiner Politik nach außen als der absolute Monarch, der in der Frage des Krieges oder des Friedens nicht gebunden ist durch den Zweifel an der Bewilligung der Mittel von Seiten seiner Völker. Hier liegt der Unterschied der Monarchie Leopolds von derjenigen des Königs von Frankreich. Leopold ist in seiner Politik nach außen eben so wenig beschränkt wie Ludwig XIV. von Frankreich. Er allein entscheidet über Krieg und Frieden. Aber er nimmt die Mittel für den etwaigen Krieg von seinen Völkern nicht, wie Ludwig XIV., nach eigenem Ermessen, sondern kraft der Bewilligung der einzelnen Landtage. Die Bewilligung der Landtage erfolgt jedes Mal und unweigerlich auf Grund jenes Vertrauens. Die Landtage mischen sich daher nicht ein in die auswärtige Politik des Kaisers. Und doch erhält ihr Verhalten in der Gesammtheit das Gepräge durch die Stellung des Kaisers in Europa, durch die ihn beseelende, ihn erfüllende Idee des römischen Kaiserthumes.

[1]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 122, vom Jahre 1671.

[2]) A. a. O. p. 155, vom Jahre 1675.



Demgemäß war diese thatsächliche Monarchie des Hauses Habsburg lediglich eine Defensivmacht, und konnte nichts Anderes sein.

Wenn der Kaiser Leopold über diese Schranke hinauszuschreiten schien: so war es in Wahrheit nur ein Schein. Er erbte von seinem Vater Ferdinand III. den Krieg zur Vertheidigung von Polen und Dänemark gegen die übermüthige Kriegeslust des Königs Carl Gustav von Schweden. Das Ziel des jungen Kaisers dabei war, wie er von Anfang an sich aussprach, nur dahin gerichtet, zu verhüten, daß nicht, vermöge ungerechter Gewalt, ein König hinauswachse durch den Ruin der anderen. [1] Nicht blos also für die eigenen Länder, sondern überhaupt, faßte Leopold das Kaiserthum auf als das Bollwerk gegen das Faustrecht im Völkerleben. Das im Kriege besiegte Schweden ging dennoch, vermöge des Einspruches von Frankreich, aus dem Frieden von Oliva mit Gewinn hervor. Dem Kaiser verblieb dafür, daß er zwei Könige vom Untergange gerettet, die Ehre, für sich nichts erlangt, aber auch nichts gefordert zu haben.

Damals, als unter Montecuculi die kaiserlichen Fahnen zum Schutze des bedrohten Dänemark gegen die Schweden am Belte siegreich wehten, schien es Manchem, daß die Erfolge den jungen Kaiser reizen würden, auf der Bahn der Siege weiter zu schreiten. Es geschah nicht. Der Kaiser Leopold war einestheils durch die Tradition seines Hauses, andererseits aber auch persönlich ein eminent friedlicher Charakter.

Gerade darin stand er in einem merkwürdigen Gegensatze zu anderen hervorragenden Häuptern seiner Zeit.

Dreißig Jahre zuvor hatte der Schwedenkönig Gustav Adolf, bei den Vorberathungen seines Krieges in Deutschland, den Plan entwickelt, ein neues Kaiserthum auf der Basis der Waffen zu gründen. „Derjenige allein ist Herr, sagt er, der die Leitung des Krieges in seiner Hand hat. Wenn ich Sieger bin, sind die Anderen meine Beute. Die Leitung des Krieges bedingt alles." [2] Die Worte bergen in sich den Keim der neuen Zeit des Militarismus, welche der Schwede zu gründen kam. Er fand gelehrige Schüler. Von seiner Zeit an beginnen bei den deutschen Fürsten, die freilich wohl nicht alle die Tragweite jener Worte Gustav Adolfs ermaßen, und nicht erwogen, daß sein Vermächtniß zu Gunsten des Stärksten einst auch ihnen oder ihren Nachkommen den Untergang bereiten werde, die Anfänge stehender Truppen. Ihnen voran jedoch trat Ludwig XIV. Wir haben gesehen, daß er am Ende des Krieges mit Spanien dennoch 120.000 Mann behielt.

Diese Richtung entsprach nicht dem Charakter des Kaisers Leopold I. Nach dem Ende des ersten Türkenkrieges wollte er, nach alter Weise, sein Heer fast ganz entlassen.

Sein Feldherr Montecuculi dagegen hob die Nothwendigkeit einer stehenden Wehrkraft hervor. [3] Der Kaiser habe immer Krieg zu besorgen: er selber möge wollen oder nicht. Darum sei erforderlich eine bleibende Heeresmacht von 40.000 Mann. Montecuculi wies zurück auf die geringe Zahl der Friedensjahre von 1606 an gegenüber derjenigen der Kriegesjahre. Der hauptsächliche Einwurf war: eine stehende Macht von solcher Zahl beeinträchtige die Freiheit der Landstände. Montecuculi

[1] Wagner, historia Leopoldi Magni, t. I, p. 70.

[2] Vergl. mein Werk: Tilly, Bd. II, S. 62 u. f.

[3] Vergl. zu dieser Darlegung Wagner, historia Leopoldi Magni, t. I, p. 190 sq.

erwiederte: die Landſtände mögen bleibend bewilligen, was jetzt alljährlich. Sie mögen ſich das Recht vorbehalten, für den Fall, daß ein Erzherzog ſeine Gewalt mißbrauchen würde, die Bewilligung zurückzunehmen.

Es erſcheint nicht überflüſſig, hervorzuheben, von wem und zu wem dieſe Worte geſprochen wurden: von dem Feldherrn zu dem Kaiſer als Landesfürſten.

Montecuculi drang mit ſeinem Vorſchlage nicht durch. Der Kaiſer hegte ein tiefes Mißtrauen in ſeinen Vetter Ludwig XIV. Aber die Kenntniß der Aggreſſiv-Plane desſelben war ihm damals, 1664, doch noch verborgen.

„Dieſem Kaiſer — berichtet einige Jahre ſpäter der venetianiſche Botſchafter Giorgi dem Senate [1]) — haben ſich die ſchönſten Gelegenheiten geboten, ſich durch Siege unſterblich zu machen und Königreiche zu erobern. Die Nachwelt wird ihn nicht kriegeriſch nennen; aber ſie wird nicht aufhören, ihn auszuſtatten mit dem Namen des beſten und des klügſten Kaiſers." Es war im Beginne der Laufbahn des Kaiſers Leopold. Damals ließ ſich noch nicht vorausſehen, daß er, der nur widerſtrebend und gezwungen zum Schwerte griff, in der Geſchichte ſeiner werdenden Monarchie einſt daſtehen würde mit einem Siegeskranze wie keiner ſeiner Vorfahren, daß ihm namentlich es gelingen würde, die furchtbare Macht der Osmanen zu brechen.

Allein dieſe Friedensliebe hatte ihre Schattenſeiten. Es war vor Allem diejenige des Mangels an Entſchluß, an der Kraft der Initiative.

Wir finden das Urtheil der kundigen Zeitgenoſſen in dieſer Beziehung gedrängt zuſammen gefaßt in den Worten des Venetianers Giuſtiniani von 1682: „Leopold beſitzt den Thron des einzigen Kaiſers der chriſtlichen Welt mit ſolchen Eigenſchaften, daß, wenn er ſich losſagen könnte von der in ſeinem Hauſe ſeit längerer Zeit eingewurzelten Gewohnheit, ſich auf den Rath ſeiner Miniſter zu verlaſſen — wenn er dagegen den Entſchluß faßte, ſeiner eigenen Einſicht, ſeinem eigenen klaren Blicke zu folgen, er auch äußerlich dieſer Idee des Kaiſerthumes entſprechen würde." [2])

Wie auch dieſe Worte Giuſtinianis andeuten, ſo ſcheint es, daß die von allen Zeitgenoſſen, namentlich von Ludwig XIV., wohl erkannte Langſamkeit zum Entſchluſſe weniger dem Kaiſer Leopold individuell eigen war, als daß er ſie gemein hatte mit manchem ſeiner Vorfahren. Vor allem entſprach der Enkel Leopold in ſehr vielen Eigenſchaften dem Großvater Ferdinand II., namentlich in der Frömmigkeit, der Sittenſtrenge, der Gütigkeit, der Milde. Dieſe letzteren beiden Eigenſchaften erſtreckten ſich bei Ferdinand II., nach dem Urtheile ſeines Zeitgenoſſen Pappus, des Tacitus des dreißigjährigen Krieges, ſo weit, daß es ſchwer war, zu unterſcheiden, wo die Tugend aufhörte, wo der Fehler begann. [3]) In ähnlicher Weiſe urtheilt Liſola, der eifrigſte und vielleicht begabteſte Diener des Kaiſers Leopold in den erſten beiden Jahrzehnten: „Die Fehler der Habsburger entſpringen aus dem Uebermaße ihrer Nachſicht und Güte." [4])

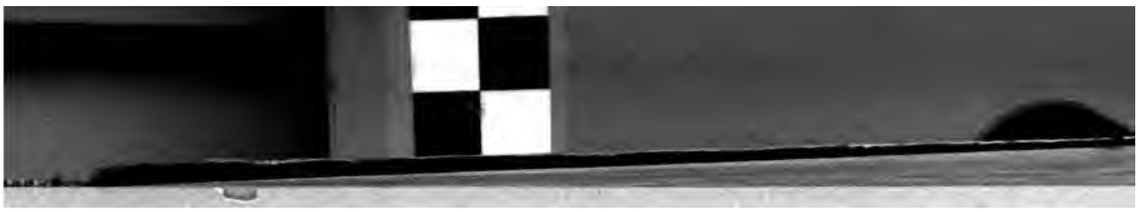
Ganz beſonders waltete dies Uebermaß ob in einem der wichtigſten Zweige des inneren Staatslebens, in demjenigen, welches alle Action nach außen bedingt, dem Geldweſen.

[1]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 128, vom Jahre 1671.

[2]) A. a. O., p. 210.

[3]) Epitome rerum Germanicarum ad 1637.

[4]) Bouclier d'état et de justice etc., p. 326 et suiv.



Die Mittel des Hauses Habsburg, auch diejenigen der deutschen Linie, waren reich, oder richtiger, sie hätten reich sein können, wenn nicht in Betreff ihrer jenes Uebermaß seine Wirkung geäußert hätte, welches, von dem Gründer und Stifter Rudolf an, dieser Dynastie erblich verblieben war: die Milde, die Freigebigkeit, der Mangel an Ordnung, an durchgreifender Strenge und Schärfe in der Regelung der Einkünfte und der Ausgaben. Mehr als einer der venetianischen Botschafter hat in seinem Endberichte dem Senate der Republik die Anekdote von dem guten Rathe erzählt, welchen ein Hofnarr Ferdinands III. ertheilte für die Kur eines nicht zunehmenden Pferdes. „Man mache es, lautete dieser Rath, für einige Monate zum Präsidenten der Hofkammer (zum Finanzminister), dann wird es rund werden wie ein Ball." — „Die Unordnungen, fügt der Venetianer Molin seinem Berichte von 1661 hinzu, sind maßlos. Sie sind dem Hofe bekannt. Aber die Macht der Gewohnheit scheint den Mißbrauch zum Gesetze zu stempeln, und man erwidert: es sei immer so gewesen." [1]) — Ein anderer Venetianer, einige Jahre später, indem er den Umlauf des Geldes im Staatswesen vergleicht mit der Circulation des Blutes im menschlichen Körper, sagt über die Erblande des Kaisers Leopold: [2]) „Der Lebenssaft, dessen Bestimmung es ist, den Körper des Reiches zu nähren, passirt durch so viele Venen der Diener des Kaisers, daß er, von der Gier derselben zu einem bedeutenden Theile aufgesogen, nicht in vollständiger Circulation verbleibt. Es ist mit ihm gerade umgekehrt wie mit den Flüssen, welche immer stärker in das Meer ausströmen, als sie aus der Quelle entspringen. Hier nämlich, nachdem unterwegs alle Mittel des Eigennutzes und der Habgier in Anwendung gebracht sind, erhält der Kaiser nicht den dritten Theil dessen, was das Volk bezahlt. So bei der Einnahme der Mittel, nicht anders bei der Ausgabe."

Es ist möglich, daß diese Schilderung zu stark aufgetragen ist. Ueber das Wesen der Sache jedoch sind alle zwölf Endberichte der venetianischen Botschafter aus der Zeit des Kaisers Leopold I. einstimmig mit vielen anderen Berichten und Thatsachen.

Die Folgen treten uns entgegen nicht blos auf einem Gebiete des Lebens, sondern auf allen, zu Ungunsten des Kaisers, namentlich gegenüber dem mächtigen Gegner, dessen hauptsächliches Ziel immer der Kaiser war, dem Könige Ludwig XIV.

* * *

Wir kennen bereits die beiden Ziele Ludwigs XIV.: die spanische Monarchie und die römische Kaiserkrone.

Dasjenige, welches er zunächst und beständig im Auge behielt, war die Erwerbung der spanischen Monarchie für sein Haus. In den ersten Jahren suchte er unter verschiedenen Vorwänden von dem Könige Philipp IV. eine Erklärung zu erlangen, daß der Verzicht seiner Gemalin nichtig sei. Das Andringen führte das Gegentheil herbei. Philipp IV. ließ durch Juristen und Theologen die Verzichtleistung nochmals prüfen. Die Prüfung ergab die Bestätigung der Giltigkeit.

Ludwig XIV. hatte in dem pyrenäischen Frieden versprochen, Portugal in dem Kriege gegen Spanien nicht mehr beizustehen. Portugal führte allein den Krieg fort;

[1]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 56.

[2]) A. a. O., p. 224.

aber es war in Europa offenkundig, daß es dies nur vermochte durch französisches Geld. Der spanische Stolz konnte es nicht über sich gewinnen, durch die Anerkennung der Unabhängigkeit Portugals sich von dem Dorne dieses Krieges frei zu machen. Aber eine Niederlage der Spanier folgte der anderen, bis das matte Leben Philipp IV. unter der Last des Kummers und der Sorge zusammen brach, im Sommer 1665. Sein Sohn Carl II. war fünfjährig. Demnach war der spanische Thron nicht erledigt; aber Ludwig XIV. gedachte dennoch diese Wendung so zu benutzen, daß er, mit Berufung auf das in einigen Theilen Belgiens geltende Privatrecht der Devolution diese gesammten Länder für seine Frau, als die Tochter erster Ehe, beanspruchte, und dadurch den vor seiner Heirath beschworenen Verzicht durchlöcherte.

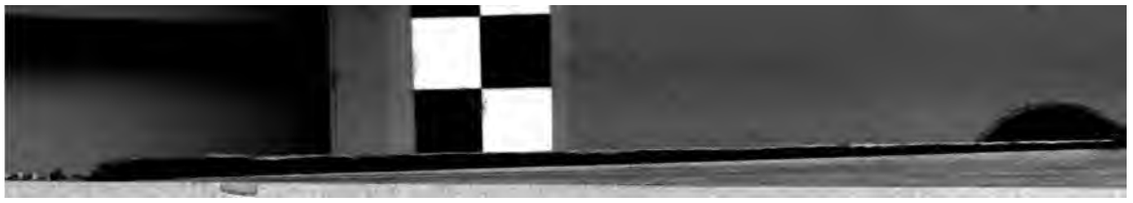
Nicht jedoch sogleich trat er damit hervor. Er suchte zuerst die Macht Spanien zu isoliren und in Sicherheit einzuwiegen, daß von ihm her nichts zu befürchten stehe. England und die Republik Holland waren mit einander im Kriege. Ludwig XIV., als unthätiger Verbündeter der letzteren, suchte den Krieg hinzuhalten und zu schüren. Als ihm dies gelang, brach er im Mai 1667 los, und nahm im raschen Zuge eine Reihe von belgischen, auf diese Gefahr nicht vorbereiteten Städten.

Der Kaiser erwog den Gedanken der Hilfe und konnte dennoch den Entschluß nicht fassen. Es war ihm damals noch nicht die volle, klare Erkenntniß aufgegangen, die er später, von 1673 an bis zu seinem Ende, vertrat, daß er der Pol sei des europäischen Widerstandes gegen die Uebermacht Ludwigs XIV. Diesen Gedanken, den später Leopold sich zu eigen machte, vertrat im Jahre 1667 und ferner nur erst sein damals eifrigster und fähigster Diener, Franz Freiherr von Lisola.

„Ich maße mir nicht an, sagt Lisola von Brüssel aus am 18. Mai 1667, zu urtheilen über die Frage, ob es dem Gesammt-Interesse Ew. K. Majestät entspricht, miteinzutreten in den Krieg. Ich kann nur die Frage aufwerfen, ob Ew. Majestät, unbeschadet Ihrer Ehre und Würde, einen minderjährigen König, Ihren Neffen und Schwager, der ungerechtesten Unterdrückung preisgeben dürfen. Die Folge würde sein, daß das Band der Freundschaft, welches bisher die beiden Linien des Gesammthauses geeinigt, und den Vorfahren beiderseits als der Eckstein des gemeinsamen Heiles gegolten, unwiederbringlich sich lösen würde. Die Folge wäre ferner, daß die Hoffnung der Succession dort, welche unmittelbar Ew. Majestät angeht, für immer entfiele. Es erwächst endlich die Frage, ob, wenn Belgien an Frankreich annectirt wird, und Spanien zu Boden liegt, Ew. Majestät gegen jenen unersättlichen Ehrgeiz sicher sein werden im Besitze der Kaiserwürde, ja, ich gehe weiter, im Besitze Ihrer Erblande. Ich hebe dies um so mehr hervor, da die Ansicht besteht, daß der König von Frankreich gerade gegen die Person Ew. Majestät eine besondere Eifersucht zeige und in seiner Seele trachte nach der römischen Kaiserkrone."

Die Worte Lisolas verhallten damals noch, zum großen Theile deshalb, weil der Kaiser den deutschen Reichsfürsten nicht trauen durfte, die mehr auf Ludwig XIV. schauten als auf ihn. Dieser König bezeichnet das ihm günstige Verhalten derselben mit den Worten: „Im Allgemeinen behandelten sie Alle, in Betreff der Fortsetzung des Krieges, mich mit der größten Artigkeit." [1]) Der Kaiser leistete also keine Hilfe. Spanien allein war nicht im Stande, Belgien zu schützen.

[1]) Oeuvres de Louis XIV, t. II, p. 328: A parler généralement, tous me traitaient à ce sujet (de la continuation de la guerre) avec la plus grande honnêteté du monde.



Und dennoch hatte Ludwig XIV., bei aller Arglist, nicht richtig gerechnet. England und Holland fühlten beide sich bedroht. Sie schlossen Frieden. Aber die Stimmung der Völker verlangte mehr: sie drängte zu einem Bündnisse für die Sicherheit Belgiens. Im Beginne des Jahres 1668 schlossen der Engländer Temple und der Holländer de Witt eine Allianz, welche nach dem Beitritte auch Schwedens, den Namen der Tripel-Allianz erhielt. Sie bewilligte dem Könige von Frankreich einige belgische Städte, um dadurch ihm gegenüber das Andere zu sichern.

Ludwig XIV. scheute zurück vor diesem Bunde, in welchem er den Keim einer allgemeinen Allianz erkannte. Er bequemte sich zu dem Friedensschlusse von Aachen. Aber er wollte der Wiederkehr einer solchen Gefahr des vereinigten Widerstandes gegen ihn vorbeugen. Er strebte nicht blos England und Holland wieder von einander zu lösen, sondern sie auch gegenseitig zu verfeinden. Er trachtete weiter, nicht blos sie mit einander zu verfeinden, sondern auch jedes der beiden Länder in sich, England, indem er den König Carl II. in Zwietracht brachte mit seinem Parlamente, Holland, indem er die Parteien der Oligarchen und der oranisch Gesinnten gegen einander hetzte. Sein Zorn galt aber überhaupt der Existenz der Republik, in welcher die Allianz gegen ihn geschmiedet war. Er wollte die Republik vernichten. Für alle diese Zwecke baute er auf die Leidenschaften der Menschen, namentlich des Königs Carl II. von England, die er sich dienstbar machen würde durch sein Gold.

Anders verfuhr er gegenüber dem Kaiser Leopold, um diesen von den Seemächten getrennt zu erhalten. Dem Kaiser haftete nicht eine Leidenschaft an, auf die Ludwig XIV. speculiren konnte. Aber das Verhalten des Kaisers während des Krieges in Belgien hatte dargethan, daß seine Friedensliebe sich sehr weit erstreckte. Auf diese rechnete Ludwig XIV. Er ließ dem Kaiser vorstellen, daß es von ihnen beiden abhange, der Christenheit den Frieden zu bewahren, wenn sie im voraus und geheim sich einigten über den bald bevorstehenden Fall der spanischen Erbfolge. Die Räthe Auersperg und Lobkowitz, von Ludwig XIV. gewonnen, redeten zu. Der Kaiser wich. Durch seine Friedensliebe ließ er sich bewegen, an die Stelle seines Rechtes zu setzen die Zweckmäßigkeit. Es kam zu einem Vertrage über die eventuelle Theilung der spanischen Monarchie. Die wesentliche Bedingung von Seiten des Kaisers war das Geheimniß. Das Ziel Ludwigs XIV. war das entgegen gesetzte. Triumphirend meldete ihm, nach der Ueberlieferung der Urkunde des Vertrages, sein Gesandter Gremonville: „Der große Plan, den ich mir vorgesetzt, als Ew. Majestät mich nach Wien sandten, ist gelungen: der Plan der Trennung des Kaiserhauses von Spanien.“ [1]) Der Mann war zu voreilig. Als Ludwig XIV. einige Jahre später den Vertrag dem Hofe von Madrid vorlegen ließ, überwog doch der Unwille wider ihn den Verdruß über den Kaiser.

Früher noch lernte der Kaiser Leopold von einer anderen Seite her seinen Vetter von Frankreich genauer kennen. Bei dem Einbruche in Belgien im Jahre 1667 befürchtete dennoch Ludwig XIV., daß, ungeachtet der dem Kaiser widerwilligen Haltung der deutschen Reichsfürsten, er für Spanien Hilfe bringen könne. Er erließ daher an seinen Gesandten Gremonville in Wien die Instruction: „Wenn der Kaiser den Entschluß faßt, Truppen nach den Niederlanden zu entsenden: so ist die Zeit gekommen und der Fall eingetreten, in welchem die Ungarn, wie sie oft gewünscht

[1]) Ausführlich in meinem Werke: Der Fall des Hauses Stuart u. s. w. Bd. I, S. 209 u. f.

haben, mit Nutzen anfangen können, sich zu regen und ihre Interessen geltend zu machen in herausfordernder Weise und mit den Waffen in der Hand. In diesem Falle wird der König sie unterstützen, so viel es in seiner Macht steht." [1])

Nach diesen Worten scheint die Initiative der rebellischen Plane in Ungarn von dort her an Ludwig XIV. gekommen zu sein. Aber er selber schreibt bereits zum Jahre 1666 für seinen Sohn, den Dauphin, die Worte nieder: „Ich unterhielt auch ein geheimes Einverständniß mit dem Grafen Zrinyi, um eine Erhebung in Ungarn hervorzurufen, für den Fall, daß ich mit dem Kaiser in Krieg geriethe." [2])

Wie immer es um die Initiative stehe, beide Stellen deuten auf Vorbereitungen von langer Hand. Auch banden weder der König selber, noch Gremonville sich an die Bedingung des Krieges. Der Gesandte vertheilte auch so das Gold des Königs, welches befruchtend wirkte für die Plane Zrinys und seiner Gefährten Nadasdi, Frangepani und Tattenbach, zum Verderben für sie selber, zum Unsegen Ungarns, zum Schaden des Kaisers und seiner treuen Völker.

Es kam dem Kaiser Leopold hart an, die Urtheile über die Verschworenen vollstrecken zu lassen. In seiner vertraulichen Correspondenz mit dem Grafen Pötting in Madrid äußert er sich am 22. April: „Obwohl ich sonst nicht gar bös bin, so muß ich es dies Mal per forza sein." Vierzehn Tage später meldet er: „Endlich habe ich müssen dem Rechte seinen Lauf lassen." So über die drei ersten. Aber auch das Haupt Tattenbachs mußte fallen. „Ich habe es nicht gern gethan, schreibt der Kaiser; allein, damit die Ungarn nicht glauben durften, daß den Deutschen alles verziehen, sie allein gestraft würden, habe ich es müssen geschehen lassen. Gott sei seiner Seele gnädig!" [3])

Anders äußerte sich Ludwig XIV. Der Proceß jener Hochverräther hatte wie den Versuch der Anknüpfungen mit den Türken, so auch die wirkliche Verbindung namentlich des Grafen Peter Zrinyi mit dem französischen Gesandten Gremonville dargethan. Die Behandlung, welche der Gesandte demgemäß in Wien erfuhr, mochte gar oft den Gefühlen entsprechen, welche man gegen ihn hegte. Ludwig XIV. kam ihm zu Hilfe. Nachdem zu Ende April 1671 das Haupt Zrinys auf dem Blutgerüste gefallen war, erließ jener König am 24. Juni ein Handschreiben zu Gunsten von Gremonville an den Kaiser. „Wenn Ew. Majestät, sagt er darin, seit unserem Vertrage (von 1668) in Betreff seines Verhaltens zu den Ungarn, die für ihre abscheulichen Verbrechen in so gerechter Weise bestraft worden sind, [4]) irgend eine Klage zu erheben haben: so erbiete ich mich, auf Grund der Beweise ihn exemplarisch zu züchtigen. Ich weiß aber ganz gewiß, daß er diesen Verbrechern, so oft sie sich an ihn gewandt, abgerathen hat, wider die schuldige Pflicht und Treue zu handeln." — Ob solche Worte des Königs gegenüber den Acten der Processe, und namentlich gegenüber dem eigenen Eingeständnisse Zrinys ausgereicht haben, dem Kaiser Leopold eine bessere Meinung von Gremonville und Ludwig XIV. selber beizubringen, dürfen wir dahin gestellt sein lassen. Dennoch kam noch manches Andere

[1]) Mignet, Négociations etc., t. II, p. 147.

[2]) Oeuvres de L. XIV, t. II, p. 35.

[3]) Auszüge aus den Briefen bei Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. III, S. 321 u. f.

[4]) Oeuvres de Louis XIV, t. V, p. 479: qui ont été si justement punis de leurs détestables crimes.

hinzu, bis der Kaiſer, zwei Jahre ſpäter, den Geſandten Gremonville ſelber binnen einer beſtimmten Friſt aus Wien und aus Oeſterreich hinaus weiſen ließ.

Jener Vorgang aber mit Zrinyi iſt bedeutungsvoll für das ganze unglückliche Haus, für den ſpäteren zweiten Gemahl ſeiner Tochter Helena, den Grafen Emerich Tököly, und für den Sohn erſter Ehe der Helena, den Grafen Franz Rakoczy, ſowie im weiteren Sinne für alle ungariſchen Rebellen jener Zeit. Wenigſtens Emerich Tököly und Franz Rakoczy konnten und mußten aus der Erfahrung an dem Schwiegervater und Großvater wiſſen, was ihnen der Dienſt für das Gold Ludwigs XIV., die Thaten an ihrem eigenen Vaterlande für dies Gold, bedeuteten. Auf die Klagen, die ein halbes Jahrhundert ſpäter Franz Rakoczy von ſeinem Exile aus, in Rodoſto am Marmara-Meere, wider das undankbare Frankreich erhob,[1]) dient moraliſch als Antwort jenes Handſchreiben Ludwigs XIV. vom 24. Juni 1671.

* * *

Es gab damals deutſche Patrioten, die, noch nicht erkennend, welche unausfüllbare Kluft gerade die Perſonen, den König Ludwig XIV. und den Kaiſer Leopold, von einander trennte, ſich mit der Hoffnung trugen, daß eine bleibende Verſöhnung der Häuſer Habsburg und Bourbon ſich ſtiften laſſen werde durch die Richtung derſelben auf ein gemeinſames Ziel im Intereſſe der geſammten Chriſtenheit, nämlich gegen die Macht der Osmanen. Man nahm zu dieſem Zwecke den einſtigen Plan Carls V. in anderer Form wieder auf: eine Eroberung Aegyptens durch Frankreich. Der Entwurf reifte in dem Kopfe eines noch jungen Mannes, Gottfried Wilhelm Leibniz, damals Rath an einem Gerichte in Mainz. Der Kurfürſt Johann Philipp, von Vielen der Große beigenannt, aus dem Hauſe Schönborn, ging willig ein auf den umfaſſenden Plan des jungen Gelehrten, und ließ ihn an Ludwig XIV. bringen. Der König erwiderte durch ſeinen Miniſter Pomponne: Je ne vous dis rien sur les projets d'une guerre sainte; mais vous savez qu' ils ont cessé d'être à la mode depuis St. Louis.[2])

Die ſpöttiſche Abfertigung entkeimte einem anderen Grunde. Ludwig XIV. pflegte hohen Zorn an den Tag zu legen, wenn ſeinen Geſandten irgendwo ein Mangel an Rückſicht widerfuhr: von Conſtantinopel her verſchmerzte er auch wiederholte thätliche Mißhandlungen derſelben.[3]) Ludwig XIV. wollte, wie ſeine Vorgänger, mit den Türken nicht brechen. Es iſt dabei eine doppelte Richtung der franzöſiſchen Politik zu unterſcheiden. Seit Heinrich IV. und noch mehr ſeit den Zeiten des Cardinals Richelieu erſtrebte die franzöſiſche Politik in Conſtantinopel, als die Schutzmacht der dort wohnenden Chriſten zu gelten. Die Prieſter im Oriente, Jeſuiten und Kapuziner, waren durchweg franzöſiſcher Nationalität, und deshalb abhängig von dem Geſandten dieſer Macht. Dies Verhältniß hielt die Anhänglichkeit der Chriſten im Oriente an den franzöſiſchen Namen rege. Aber zugleich war das Streben Frankreichs, von Macht zu Macht mit den Türken freundlich zu bleiben, auch ungeachtet der öfteren türkiſchen Provocationen, ſeit den Zeiten des Königs Franz I. immer dasſelbe geblieben. Das ſcharfe Auge der Venetianer erkannte, daß der eigentliche

[1]) Fontes rerum Austriacarum, Bd. XVII, p. 501 u. f.

[2]) Guhrauer, Kurmainz u. ſ. w., Buch 3, S. 294.

[3]) Flassan, Histoire de la diplomatie fr. t. III, p. 317 et suiv.; 418 et suiv. — Hammer, Geſchichte der Osmanen, Bd. III, S 490, 583, 599.

Grund dieses Verhaltens sei, die Türken gelegentlich gegen den Kaiser zu verwenden.[1]) Und eben dies war der Grund, weshalb Ludwig XIV. so geringschätzig auf die längst entschwundenen Zeiten seines edleren Vorfahren zurück blickte.

* * *

Er hatte zunächst ein anderes Ziel vor Augen Er hatte das von Leidenschaften bethörte Haus Stuart von England dahin gebracht, gemeinsam mit ihm auszuziehen, um die Republik der Niederlande zu vernichten, im Jahre 1672. Der Plan Ludwigs XIV. war, das Nest auszunehmen, in welchem die Tripel-Allianz gegen ihn gebrütet war. Es gelang ihm nicht. Zwar ging der holländische Urheber jener Allianz, Johann de Witt, in dem Sturme unter; aber statt seiner stieg um so höher ein jugendlicher Mann empor, der Oranier Wilhelm III., der fortan die Kraft seines ganzen Lebens daran setzte, sein Vaterland und das übrige Europa gegen die überwachsende Macht Frankreichs zu schützen. Die Bitte um Hilfe blieb nicht ungehört. Im ersten Jahre des Krieges machten der Kaiser und Brandenburg eine Diversion, die einen großen Theil der französischen Streitkräfte von der Republik abzog. Im zweiten Jahre, als Brandenburg zurücktrat, faßte der Kaiser allein den Entschluß, der fortan über sein Leben entschied.

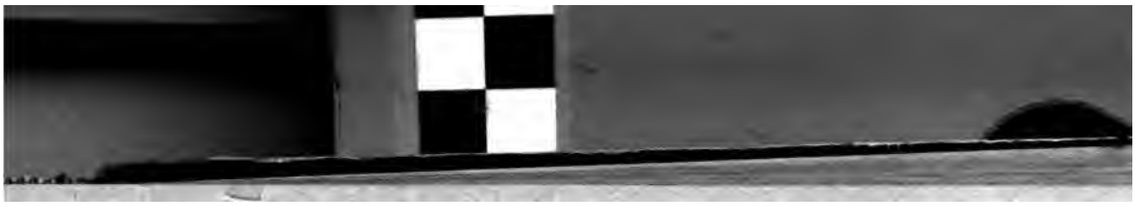
Der Erfolg des Feldzuges von 1673 war sein. Montecuculi trieb, auch ohne eine Schlacht, die Franzosen über den Rhein, der Prinz von Oranien sie aus Holland. Die Republik brachte dem Kaiser die Anerkennung dar, daß sie, nächst Gott, ihm ihre Rettung verdanke.[2]) Der Glaube an die Unwiderstehlichkeit Frankreichs, der bis dahin wie ein Zauber die Augen der Reichsfürsten gefangen hielt, war gebrochen. Der Name des römischen Kaisers leuchtete hoch und hell empor. Ludwig XIV. hatte die Republik isolirt zu treffen vermeint, um fernere Allianzen gegen ihn unmöglich zu machen. Und nun hatte er zu ringen gegen die Coalition derselben mit der Macht der beiden Linien des Hauses Habsburg, und mit den Reichsfürsten. Das war das Werk des von Ludwig XIV. bis dahin gering geschätzten Kaisers.

Es fehlte dennoch in der Kette der Allianz ein wichtiges Glied. Es war England, dessen König Carl II. zwar nothgedrungen Frieden mit der Republik schloß, aber nicht die Kraft besaß, die goldenen Ketten Ludwigs XIV. abzuschütteln. Die Allianz behauptete sich gegen Ludwig XIV.; aber sie war ihm nicht überlegen. Beiderseitig sah man sich daher nach Bundesgenossen um. Der Kaiser, Spanien, der Oranier konnten nicht lassen von der Hoffnung, daß dennoch endlich Carl II. von England sein eigenes Heil erkennen und verzichten werde auf das französische Gold, durch welches Ludwig XIV. ihn von seinem Parlamente trennte. Es gelang dagegen dem letzteren Könige dasselbe Mittel, welches ihm in Whitehall nicht den Dienst versagte, mit Erfolg auch in Stockholm zur Anwendung zu bringen. Während der Minderjährigkeit Carls XI. von Schweden erhoben die Oligarchen dort die Waffen gegen ein Mitglied der Allianz, den Kurfürsten von Brandenburg, und brachen von Pommern aus in die Marken ein.

Entsprechend verfuhr Ludwig XIV. im Osten. Und zwar beschäftigte sich seine Thätigkeit dort, zum Zwecke der Verwendung wider den Kaiser Leopold, mit drei Mächten, mit Ungarn, mit Polen, mit den Türken.

[1]) So Morosini bei Barozzi & Berchet, Turchia, t. II, p. 229.

[2]) Man vergl. Fall des Hauses Stuart, Bd. I, S. 349.



In jenen vertraulichen Briefen an den Grafen Pötting, in welchen der Kaiſer beklagt, daß er ſtrafen müſſe, tritt doch auch ein anderer Gedanke hervor, der nicht als ein glücklicher bezeichnet werden darf. Der Kaiſer ſagt, daß er in Ungarn eine andere Einrichtung treffen müſſe. Dieſe andere Einrichtung, zu welcher der Kaiſer ſich von ſeinen Miniſtern bewegen ließ, traf für die Schuld der Wenigen die Geſammtheit. Die Verfaſſung des Königreiches wurde als durch die Rebellion verwirkt betrachtet, das Land militäriſch regiert. Das gewaltſame Heilmittel verſchlimmerte das Uebel. Die Mißvergnügten unter den Ungarn flohen zu dem Fürſten Abaffi von Siebenbürgen, und fanden dort Rückhalt und Hilfe für ihre Streifzüge, die, obwohl ſie den Namen eines Krieges nicht verdienen, das unglückliche Ungarn nicht wieder zur Ruhe kommen ließen. Die Ernennung des Hoch- und Deutſchmeiſters Caſpar von Ampringen zum Gouverneur von Ungarn konnte ſchon deshalb keine Frucht ſchaffen, weil, wie immer er geſinnt ſein mochte, auch die katholiſchen Ungarn ihm mit entſchiedenem Mißtrauen entgegen traten. Die confeſſionellen und nationalen Gegenſätze, Proteſtanten gegen Katholiken, Ungarn gegen Deutſche und Slaven, verſchärften die Verbitterung. Auf die Grauſamkeiten dieſer Kämpfe einzugehen, liegt hinaus über die Grenzen unſerer Betrachtung. Aber die Zwietracht ſelbſt lockte die Feinde des Kaiſers zur Einmiſchung. In den erſten Jahren verweigerten noch die Türken ihre Hilfe und wieſen die zu ihnen flüchtigen Rebellen fort.[1]) Der Großweſir Achmet Köprili erging ſich in heftigen Worten gegen ſie. Er ſagte dem holländiſchen Geſandten Colyer: „Die Lügen, welche dieſe verfluchten Rebellen erfinden, müſſen beſtraft werden.“[2])

Anders verfuhr Ludwig XIV. Wir kennen ſein Urtheil über den Grafen Peter Zriny und deſſen Gefährten aus ſeinem Handſchreiben an den Kaiſer, vom 24. Juni 1671 (S. 40). Es dürfte mit Grund anzunehmen ſein, daß er über die Nachfolger derſelben nicht anders gedacht habe. Aber ſie waren eine ihm nützliche Waffe wider den Kaiſer. Er wußte, daß damals jene Rebellen ſich an den polniſchen General Johann Sobieski gewendet, um ihm die Leitung ihres Aufſtandes zu übertragen, ihm ſogar die Krone von Ungarn in Ausſicht geſtellt hatten.[3]) Aber der König Michael Koribut, befreundet mit dem Kaiſer, deſſen Schweſter Eleonore er geheirathet, hatte nach Wien hin Kunde gegeben und dadurch jene Plane vereitelt. Ludwig XIV. ſicherte ſich damals, 1669, mehrere vornehme Polen, unter ihnen den General Sobieski, durch das Verſprechen von Jahrgeldern.[4]) Allein, ſo lange der König Michael lebte, hatte Ludwig XIV. auf eine Thätigkeit von Polen her zu ſeinen Gunſten wider den Kaiſer keine Ausſicht. Die Regierung Michaels war freilich wenig glücklich. In dem Türkenkriege von 1672 an ging die wichtige Stadt Kaminiec verloren. Johann Sobieski als Kronfeldherr errang, im November 1673, den Sieg bei Chocjim; aber der erlittene Nachtheil ward dadurch nicht erſetzt. Im Anfange des Jahres 1674 ſtarb der König Michael Koribut. Von da an tritt Johann Sobieski für Polen in den Vordergrund.

[1]) Hammer, Geſchichte der Osmanen, Bd. III, S. 650.

[2]) Colyers Bericht vom 10. Auguſt 1674: De leugens by deze vervloekte rebellen uitgevonden, moeten gestraft werden. — Der Bericht in Abſchrift liegt bei demjenigen Kramprichs aus dem Haag, vom 15. October 1674. K. k. Archiv Hollandica.

[3]) Acta historica res gestas Poloniae illustrantia. Cracoviae 1879. vol. III, Archivum Frankuskie do Dziejow Jana III, vol. I, p. 269.

[4]) A. a. O., p. 14.

Die Mitwirkung von Johann Sobieski zu dem Entsatze von Wien im Jahre 1683 hat um sein Haupt einen Glanz des Ruhmes verbreitet, den man ungern verringert sehen möchte. Aber die Wahrheit der Geschichte fordert, daß der ganze Charakter des Mannes klar gestellt werde. Dies ist erst möglich geworden in unserer Zeit, nachdem die Krakauer Akademie höchst werthvolle Actenstücke über sein Thun und Walten ans Licht gegeben hat. [1])

Wie üblich, wurden mehrere Bewerber um die polnische Krone genannt: der Herzog von Condé, ein Prinz von Pfalz-Neuburg, der Herzog Carl von Lothringen. Der Letztere, dem Ludwig XIV. das Erb- und Stammland seiner Vorfahren genommen, war der Candidat der kaiserlichen Partei. Die Aussichten schienen günstig, weil viele Polen wünschten, daß die Königin Eleonora, die sich eines hohen Ansehens erfreute, dort bleiben möge, indem der zu Erwählende sie heirathe. Dieser Wunsch der Polen entsprach denen der Betheiligten, namentlich der Mutter der Königin, der Kaiserin-Witwe Eleonore aus dem Hause Gonzaga, die ihren Einfluß in Polen zu Gunsten Lothringens verwendete. Für ihn war namentlich der Primas von Polen, Erzbischof von Gnesen, dem es oblag, nach erfolgter Wahl den neuen König zu proclamiren.

Allein auf die Todesnachricht des Königs Michael handelte rasch und entschieden Ludwig XIV. Er entsendete sofort nach Warschau als außerordentlichen Botschafter den Bischof von Marseille, Forbin Janson, einen der nicht seltenen damaligen französischen Prälaten, denen der Dienst des Königs höher galt als derjenige der Kirche und die Mahnung des Gewissens. Die Aufgabe des Bischofs in erster Linie war, die Wahl des Herzogs von Lothringen zu verhindern, als eines Feindes des Königs, sowohl aus sich selber als durch seine Verbindung mit dem unversöhnlichsten Feinde, nämlich dem Kaiser. In zweiter Linie war die Aufgabe des Botschafters, für die Wahl des Prinzen von Pfalz-Neuburg einzutreten, dessen Haus damals als ganz französisch gesinnt galt. Von der Absicht einer Bewerbung Sobieskis hatte Ludwig XIV. noch keine Kunde, trachtete daher nur, ihn für jenen Prinzen zu gewinnen. Aber es handelte sich um die Mittel. Die im Jahre 1669 verheißenen Pensionen für Sobieski, Morštyn und den Palatin von Russinien waren nicht bezahlt. Ludwig XIV. wies den Bischof an, sie für Ein Jahr auszahlen zu lassen, und zugleich, um jene Persönlichkeiten williger zu machen, ihnen, jedoch nur in allgemeinen Ausdrücken, die Hoffnung in Aussicht zu stellen, daß sie nach der Wahl, wenn diese gemäß dem Wunsche des Königs ausfalle, auch die bereits fälligen Summen erhalten könnten. [2]) Dies war für die drei Personen. Für Sobieski allein ward mehr in Aussicht gestellt: eine französische Pairie, der Titel eines Marschalls von Frankreich, der heilige Geist-Orden und 100.000 Thaler baar. Endlich wies die Instruction den Bischof hin auf die Frau Marie Casimire, die vielen Einfluß auf den Gemahl besitze und als geborene Französin, aus dem Hause Arquien, ihrem Könige den schuldigen Respect bewahre. — Diesem Respecte war bereits vorher in geeigneter Weise durch das Versprechen eines Jahrgeldes von 20.000 Livres nachgeholfen.

[1]) Das in der vorstehenden Note genannte Werk.

[2]) A. a. O.: S. M. trouve bon que le Sr. Evêque de M. puisse les faire payer d'une année et que, pour engager d'avantage ceux qui les recevroient, il leur laisse concevoir l'espérance, bien que générale, de pouvoir toucher après l' élection, si elle succède au gré de S. M., les années qui leur sont dues.

Im Anfange Mai 1674 traf Forbin Janson über Danzig, Sobieski von der Armee her in Warschau ein. Sie traten zusammen. Forbin Janson stellte voran: „Kein Geld als bis der König auf dem Throne." Dann handelte es sich um die Personen. Sobieski kam entgegen mit der Eröffnung, daß er sich lieber zerhacken lassen werde,[1]) als den Prinzen Carl von Lothringen auf dem polnischen Throne zu sehen. Aber er war mehr für Condé als für Pfalz-Neuburg. Die Frau Marie Casimire löste dem erstaunten Botschafter das Räthsel. Sie schlug vor: wenn keiner von jenen Beiden durchzubringen, so sei ihr Gemahl der geeignete. Die weiteren Reden ergaben, daß zu diesem Zwecke die Vorbereitungen längst getroffen waren. Der Großwesir, sagte Marie Casimire, werde dann den Frieden bewilligen. Der Chan der Tartaren und der Kurfürst von Brandenburg drängten in ihren Gemahl. Forbin Janson sprach sein Bedenken aus. Er bemerkte, daß Sobieski schwankend war, aber Madame fort ardente.

Die Wahl rückte näher. Am Tage vor derselben meldete Forbin Janson: „Ew. Majestät würden sich niemals eine Vorstellung machen können von der schmählichen und schmutzigen Corruption, welche mir hier bei den Persönlichkeiten mittleren Standes entgegen tritt, aber mehr noch bei den Vornehmsten. Da morgen die Wahl, so habe ich dem Kronfeldherrn Sobieski die zur Vertheilung bestimmten 30.000 Thaler überweisen müssen. Er behauptet, mit der Summe von 30.000 Thalern mehr als die Hälfte der Lithauer zu kaufen."[2])

Die Lithauer hauptsächlich waren bis dahin für die Königin Eleonore. Ein besonderes Unglück kam für die österreichische Partei hinzu in dem Tode des Primas. Der Bischof von Cujavien, dem nach jenem das Recht der Proclamirung des neuen Königs zukam, war französisch gesinnt. Einen Hauptschlag jedoch versparte Sobieski auf den Morgen des Wahltages selbst. In einer Wahlversammlung schlug er vor, eine Deputation an die Königin-Witwe Eleonore zu senden, ihr durch dieselbe zu eröffnen, daß die Mitglieder der Versammlung bisher für Condé gewesen seien, daß sie jedoch um des Friedens willen und um der Königin einen Gemahl zu geben, den Prinzen von Pfalz-Neuburg vorschlagen wollten. Vier Bischöfe gaben sich zu dieser Deputation her. Die Königin, durch den tactlosen und eben darum wohl berechneten Antrag tief gekränkt, erwiderte: sie mische sich nicht darein, das Verhalten der polnischen Staatsmänner regeln zu wollen. — Wenn die Königin sich eingelassen hätte, so war die Wahl von Pfalz-Neuburg sicher. Ihre Weigerung benahm dem Letzteren die Aussicht, und kam dennoch dem Herzog von Lothringen nicht zu gute, sondern eröffnete die Bahn für die Wünsche Sobieskis.[3])

Paets, das Haupt der lothringischen Partei, sagte dennoch zu Sobieski: „Ich gehe zum Colo und werde für Lothringen stimmen." Sobieski dagegen erwiderte: „Auch ich gehe, und der Säbel wird entscheiden." Er faßte den Botschafter Forbin Janson bei der Hand und sagte: „Verlassen Sie sich auf mich: der König wird mit uns zufrieden sein."

Der Palatin von Russinien stimmte zuerst und schlug den Kronfeldherrn Sobieski vor. Forbin Janson lobt seine Beredtsamkeit, deren eigentliches Metall der Palatin

[1]) A. a. O., p. 27: qu'il se feroit plutôt hacher.
[2]) A. a. O., p. 32.
[3]) A. a. O., p. 43: Son refus a ouvert le passage au trône à celui qui y est parvenu.

doch wohl nicht geltend gemacht haben dürfte. Die Anderen folgten. Johann III. Sobieski ward zum Könige von Polen proclamirt.

Demgemäß erfolgten die noch rückständigen Zahlungen durch Forbin Janson. Sobieski stellte ihm Quittung aus über 400.000 Livres, legte Rechnung ab über die 50.000 Thaler, die fast sämmtlich durch die Hände des Ehepaares Sobieski zur Vertheilung gekommen waren, und versprach dem Forbin Janson seine Verwendung in Rom für den Cardinalshut. [1])

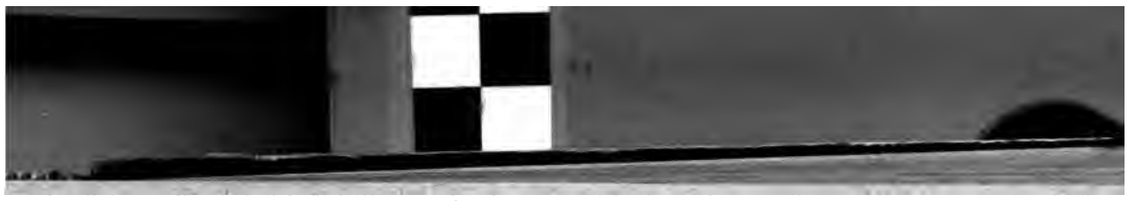
Ludwig XIV. hieß die Verwendung der Gelder gut, am 9. Juni 1674, und erwog dann die Frage der Dienste, die Sobieski ihm zu leisten habe. Entweder könne dieser beitragen, die Unruhen in Ungarn zu nähren, oder auch alte polnische Ansprüche auf Schlesien wieder ins Leben rufen, um darauf hin die Waffen gegen den Kaiser zu erheben. Biete sich die günstige Gelegenheit, in der Richtung der Feindseligkeit wider den Kaiser auf die neue Königin zu wirken: so solle der Botschafter ihr die Aussicht auf einige Geschenke eröffnen. Aber bei dem neuen Könige solle nicht der Botschafter die Sache anregen, sondern das Angebot desselben erwarten. [2])

In der That hielt Sobieski damit nicht zurück. Er wolle in Ungarn verfahren, sagte er, wie es in Portugal geschehen sei, wo Ludwig XIV., nachdem er mit Spanien den pyrenäischen Frieden abgeschlossen, durch die heimliche Unterstützung von Portugal dennoch den Krieg fortgeführt hatte. Sobieski verlangte für ein Corps von 6000 Mann vierteljährlich 100.000 Thaler. Ludwig XIV. strich davon 40.000. Nach demselben Verhältnisse war er bereit zu zahlen, wenn Sobieski mit 18.000 Mann in Schlesien einbräche. Aber Sobieski hatte dazu noch einen anderen Wunsch ausgesprochen. Sein Krieg mit den Türken dauerte noch. Seine Armee war nicht bezahlt. Wenn es zum Frieden kommen solle, so müsse er die Soldaten entlohnen können. Er nannte keine Summe. Eben darum war die Forderung dem Könige Ludwig XIV. zu hoch. Er seinerseits beauftragte den Botschafter, in geschickter Weise geltend zu machen, daß die halbe Million Livres, denen hauptsächlich Sobieski seine Wahl verdanke, doch bereits eine beträchtliche Leistung sei.

In dieser Weise geht die Correspondenz hin und wieder. Der Bischof Forbin Janson, nicht eine überaus delicate Natur, gab doch zuweilen seiner Stimmung Ausdruck, z. B. an den Minister Pomponne mit den Worten: „Sie können sich nicht vorstellen, welchen Verdruß man an diesem Hofe mit der hier herrschenden schmutzigen Habgier durchzumachen hat." [3]) Es gelang ihm endlich, aus den Reden der Königin herauszuhören, daß Sobieski für die Entlohnung seines Heeres 100.000 Thaler fordern werde. Er rieth dem Minister Pomponne, für die Bewilligung derselben zu reden; denn, wenn nicht — il ne faut pas s'en promettre aucun secours dans la suite: c'est un homme de boutade et d'intérêt .... [4]) Ein anderes Mal nennt er ihn extrêmement avare.

Für Ludwig XIV. trat noch ein anderer Gedanke mit ein, den er zum ersten Male zum Ausdrucke bringt im September 1674: „Wenn die Waffen des Sultans nicht mehr durch Polen in Anspruch genommen sind, so würden sie nach Ungarn sich wenden können, oder wenigstens würden sie in Wien eine lebhafte Besorgniß der Gefahr für dies Königreich erwecken, wo der Kaiser auch so schon nur mit Mühe sich der Rebellen zu erwehren vermag." Ludwig XIV. entschloß sich also, auch diese

[1]) A. a. O., p. 52. — [2]) A. a. O., p. 55. — [3]) A. a. O., p. 115. — [4]) A. a. O., p. 123.



100.000 Thaler für Sobieski zu bewilligen, jedoch mit Bedingungen, welche die Zahlung auch nach erfolgtem Frieden von seinem Willen abhängig machten. [1])

Ein Friede zwischen Polen und Türken erschien demnach wie ein doppelter Vortheil für Ludwig XIV., einerseits, weil er Sobieski wider den Kaiser verfügbar machen, andererseits, weil der Sultan dann den Kaiser wenigstens bedrohen würde. Forbin Janson in seiner Antwort überbot den König. Wenn, wie es heiße, der Sultan in Belgrad überwintere: so sei das ein sicheres Vorzeichen, daß er im nächsten Jahre seine Waffen gegen Ungarn wenden wolle. [2]) — Diese Hoffnungen, im September und October 1674, waren um mehrere Jahre verfrüht. Und dennoch ist es merkwürdig, daß sie schon damals Ausdruck fanden, wo ein begründeter Anlaß dazu noch nicht vorlag.

Um so mehr bemüheten sich Beide, ein Jeder von seinem Orte aus, in Constantinopel für den polnisch-türkischen Frieden zu wirken. Forbin Janson schickte dahin einen besonderen gewandten Agenten, Namens Akakia. Ludwig XIV. gab seinem Gesandten Nointel dort denselben Befehl. Zugleich suchte Ludwig XIV., auch ohne die Mithilfe und sogar ohne Mitwissen Sobieskis, das ermattende Feuer der Rebellion in Ungarn im Gange zu erhalten. Er schickte zu diesem Zwecke an Forbin Janson 100.000 Livres. Die Antwort des Bischofs, vom 22. November 1674, ist bemerkenswerth. „Ich habe die Gelder ausgetheilt, meldet er, um die Befehle Ew. Majestät auszuführen, welche dahin gingen, die Unruhen dieses Landes zu nähren, so wie die Hoffnungen Derjenigen, welche dazu beitragen konnten." [3])

Die Agenten Ludwigs XIV., namentlich Forbin Janson in Warschau, hätten gern gesehen, daß der König sowohl nach Ungarn als nach Polen hin freigebiger seine Hand aufthäte. Ludwig XIV. stimmte nicht zu. Er erwiderte dem Forbin Janson: „Indem ich den Häuptern in Ungarn einige Belohnungen zuweise, ist es meine Absicht, sie vorwärts zu treiben auf einer Bahn, die sie aus sich bereits betreten haben und die zu verlassen ihnen nicht mehr frei steht. Es ist durchaus nicht meine Intention, ihnen solche Summen zu gewähren, daß sie davon ihre Truppen unterhalten können." [4]) Der König kommt wiederholt auf diesen Punkt zurück, daß der Maßstab, nach welchem er seine Gratificationen für die Rebellen-Häupter bemesse, der Nutzen sei, den sie durch ihr Thun indirect ihm verschaffen. Dieser Nutzen bestehe in der Besorgniß und der Unruhe, welche von dort her in Wien erregt werde. Nicht jedoch wolle er, der König, große Ausgaben aufwenden für einen so entfernten, und noch dazu so wenig regelrechten Krieg, wie gemeiniglich diejenigen, die lediglich aus Revolten hervorgehen. [5])

Ludwig XIV. begnügte sich also damals, durch sein Gold für die Thorheit und die Leidenschaft der Häupter, nicht des großen Haufens, der Rebellen in Ungarn so vielen Brandstoff herbeizuschaffen, daß das Feuer dort langsam fortschweelte. Größere

[1]) A. a. O., p. 134. Im September 1674.

[2]) A. a. O., p. 148. Vom 16. October.

[3]) Mignet: Négociations, t. IV, p. 677.

[4]) Archivum Frankuskie, t. I, p. 189.

[5]) A. a. O., p. 197: Vous avez vu que, bien que je crusse tirer quelque utilité de nourrir l'inquiétude que l'on peut en avoir à Vienne, ce n'est pas jusqu'au point de vouloir soutenir par une grande dépense une guerre si éloignée et aussi peu réglée que le sont d'ordinaire celles qui sont appuyées seulement sur une révolte des peuples.

Hoffnungen setzte er auf Johann Sobieski, der dem Kaiser in Schlesien oder Ungarn, dem Kurfürsten von Brandenburg in Preußen, für französisches Gold einen regelrechten Krieg machen könne. Am 13. Juni 1675 ward sogar zu dem letzteren Zwecke ein formeller Vertrag abgeschlossen.[1] Allein die Vorbedingung einer solchen Thätigkeit war der Friede Polens mit den Türken.

Der Kaiser und der Kurfürst ihrerseits warnten den neuen König vor den Umtrieben der Franzosen in Warschau und in Constantinopel, die darauf ausgingen, einen durch den Verzicht auf Kamieniec für Polen wenig ehrenvollen Frieden mit der Pforte zu vermitteln.[2] Der Kurfürst hob namentlich hervor, daß, wenn der König Johann III. Sobieski die Krone erblich machen wolle, er bedenken möge, daß er für diesen Zweck der Hilfe des Kaisers nicht entbehren könne.[3]

Wir haben in dem Vorstehenden die Stellung einer Reihe von Persönlichkeiten zum Jahre 1674 beobachtet. Nicht für Alle ist sie eine feste. Nur Leopold und Ludwig XIV. sind die beiden Pole: andere sind wandelbar. Wir werden den Kurfürsten von Brandenburg, der damals Johann III. Sobieski zur Freundschaft mit dem Kaiser mahnt, einige Jahre später ähnlich von Ludwig XIV. angezogen sehen, wie Sobieski von dem Kaiser. Dagegen galt, wie erwähnt, das Haus Pfalz-Neuburg im Jahre 1674 wie französisch. Damals lebte noch Claudia Felicitas, die zweite Gemahlin des Kaisers; aber bereits nagte an dem noch jugendlichen Leben die Schwindsucht. Zwei Jahre später ging der an vielen Orten gehegte Wunsch in Erfüllung: der Kaiser Leopold, abermals Witwer, warb um Eleonore Magdalena, die älteste Tochter des Hauses Pfalz-Neuburg. Von dem Tage an stand Pfalz-Neuburg an Kaisertreue allen deutschen Fürstenhäusern voran.

In denselben Tagen, wo dem Kaiser Leopold die Hoffnung aufging, endlich durch die Geburt eines Erben sein Haus wieder zu begründen — eine Hoffnung, von welcher, nach den Worten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg an den Pfalzgrafen von Neuburg, das Heil der Christenheit abhing[4] — in denselben Tagen zuckte aus dem fernen Osten, jedoch dem Auge des Kaisers selber noch verborgen, das Wetterleuchten eines wider ihn sich zusammenziehenden Gewitters empor.[5]

Es erwächst also hier für uns die Frage: wie stand es damals um die türkische Macht?

* * *

Der venetianische Botschafter Civrano beginnt, nach mehrjährigem Aufenthalte in Constantinopel, seinen Endbericht im Jahre 1682 mit den Worten: „So schwierig auch den Gesandten am ottomanischen Hofe alle Schritte werden, so undurchdringlich auch die politischen Geheimnisse sind, wegen des Hochmuthes und der Rohheit des zur Zeit waltenden Großwesirs: so entbindet mich das nicht von der Obliegenheit, dem Senate zu berichten, was ich Bemerkenswerthes dort beobachtet habe. Ich werde also nach Kräften mich bemühen, ein Staatswesen zu beschreiben, welches, errichtet

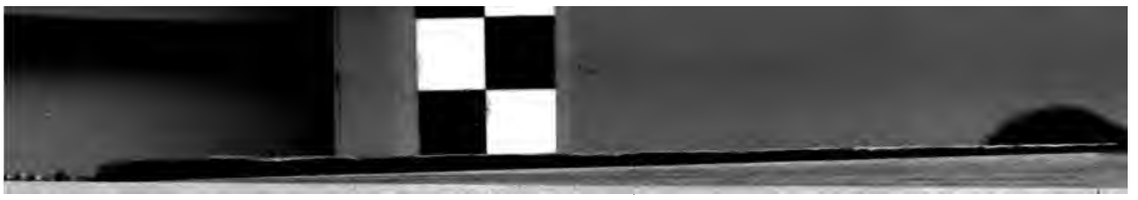
[1] A. a. O., p. 210.

[2] Pufendorf, De rebus gestis Fr. G. lib. XII, § 81, p. 962. (Man vergl. Anlage I.)

[3] A. a. O., lib. XIV, p. 1035.

[4] A. a. O., § 21, p. 1055: salus orbis Christiani.

[5] Für das Folgende die Finalberichte der venetian. Botschafter (Bailo) in Constantinopel: Quirini, Morosini, Civrano, in Barozzi e Berchet, Turchia, t. II.



auf den Ruinen so vieler Königreiche und Provinzen, gewachsen durch die Zwietracht der christlichen Fürsten, emporgestiegen ist zu einer solchen Macht und Größe, daß es wie eine irdische Gottheit von den Unterthanen eher Anbetung fordert als Gehorsam, und, als wäre es der höchste Monarch, die Oberhoheit über alle Potentaten fordert. Das ist die beweinenswerthe Folge der unglückseligen Zwietracht in der Christenheit, die von ihren eigenen Söhnen beständig zerrissen, immer mehr und mehr der Wuth des gottlosen Verlangens ausgesetzt zu sein scheint, welches die Osmanen anstachelt, die gesammte Christenheit zu vernichten." [1])

Als Civrano diese Worte niederschrieb, 1682, wußte er noch nicht, daß bereits seit sechs Jahren der bestimmte Plan eines Angriffes vorlag, demnach eine Bestätigung seiner eigenen Worte, daß das politische Geheimniß in Constantinopel undurchdringlich sei. Kehren wir also zurück zum Jahre 1676.

Sultan Mohammed IV., gleichen Alters mit Ludwig XIV., einerseits der Jagd und dem Vergnügen, andererseits der Habgier ergeben, war aus sich weder kriegesdurstig, noch grausam. Er beließ seinen zwei Brüdern, Soliman und Achmet, das Leben. Aber er war von grimmigem Christenhasse erfüllt. Seine geringe geistige Befähigung ließ dem Einflusse der Günstlinge freien Raum. Großwesir war bis 1677 Achmet Köprili, der im Jahre 1664 die Niederlage bei St. Gotthard erlitten. Er blieb im Amte, weil der Vater Köprili als Großwesir dem Sultan Mohammed IV. eingeschärft, daß an den häufigen Tumulten der Miliz der rasche Wechsel der Wesire die Schuld trage, daß dagegen die Kunst des Wohl-Regierens sich nicht in kurzer Frist erlernen lasse, und daß daher der Sultan, wenn er friedlich und glücklich herrschen wolle, allen fremden Einflüsterungen sein Ohr verschließen, und dem Großwesir völlig freie Hand belassen möge. [2]) Demgemäß handelte Mohammed IV. Auch Achmet Köprili war, ungeachtet jenes Andenkens an St. Gotthard, aus sich nicht kriegeseifrig.

Es folgte im Range der Kaimakam. Zu dieser Würde war damals empor geklommen Kara (d. h. der schwarze) Mustafa. Die Persönlichkeit dieses Mannes, der, wie der Venetianer Morosini bereits in seinem Berichte vom Jahre 1680 bemerkt, zur Geißel der Völker geboren war, fordert als die des Urhebers und Führers des türkischen Kriegszuges von 1683 vor Wien unsere besondere Aufmerksamkeit. Aus der Zeit vorher liegen die Berichte von drei venetianischen Botschaftern vor, Quirini, Morosini, Civrano, aus der Zeit unmittelbar nachher derjenige des Botschafters Donado. [3]) Sie sämmtlich standen mit Kara Mustafa längere Zeit in geschäftlichem, und daher auch oft persönlichem Verkehre, reden daher aus eigener Anschauung und Kenntniß. In den Hauptzügen stimmen diese Charakterzeichnungen überein. Drängen wir sie zusammen.

Kara Mustafa wurde in einem kleinen Dorfe in Kleinasien geboren, von wo sein Vater einen ärmlichen Obsthandel nach Constantinopel betrieb und den Sohn zu demselben Geschäfte anleitete. Eines Tages blieb der Sohn in der Stadt, und betrachtete sich die Menschenmenge, welche in den Palast des Großwesirs Mohammed Köprili ein- und wieder ausströmte. Aufgefordert, irgend welchen geringen Dienst zu übernehmen, war er willig und bereit. Seine Kraft, seine Ausdauer, seine rasche

[1]) A. a. O., p. 255.
[2]) A. a. O., p. 259. Bericht Civranos von 1682.
[3]) A. a. O., p. 147 sq.; p. 207 sq.; p. 259 sq.; p. 308 sq.

Entſchloſſenheit, dazu ſein Vordrängen, machten ihn bemerkbar: er ſtieg über den geringeren Troß hinaus. Eines Tages ertheilte ihm der Großweſir ſelber einen Befehl. Die Anſtelligkeit und Schnelligkeit des jungen Menſchen in der Ausführung erwarben ihm die Gunſt von Mohammed Köprili. Kara Muſtafa ſtieg höher. Er erhielt eine Stellung, in welcher er, bei dem häufigen Verkehre des Großweſirs mit dem Sultan, auch dem letzteren zu Geſichte kam. Als ſein Scharfblick die in Mohammed IV. dominirende Leidenſchaft der Habgier erkannte, brachte er ſeiner Hoffnung auf Glück die geringe Habe zum Opfer, die das Wohlwollen des Großweſirs ihm zu ſammeln verſtattet hatte, und wandte ſie an zu Geſchenken für den Sultan. Es gelang nach Wunſch. Mohammed IV. ſelber hob ihn fortan empor. Als nach dem Tode des Großweſirs Mohammed Köprili deſſen Sohn Achmet Köprili — ein ſeltenes Beiſpiel — dem Vater folgte, ernannte der Sultan den Kara Muſtafa zum Kaimakam, d. i. zum Stellvertreter, zum zweiten im Range nach dem Großweſir. Die Dienſte, die er dem Sultan bei der Eroberung von Kaminiec leiſtete, vollendeten das Band zu feſtigen.

Mit dem Großweſir Achmet Köprili verband den Kaimakam die Erinnerung einer langen Reihe von Jahren, man dürfte ſagen: eine Art Jugendfreundſchaft. Dennoch waren ſie an Charakter ſehr verſchieden. „Die Seele des Achmet Köprili, ſagt Moroſini zum Jahre 1680, entſpricht der Autorität ſeiner hohen Stellung: ſie iſt wohlwollend, königlich: diejenige des Kara Muſtafa dagegen iſt völlig käuflich, grauſam, ungerecht."

Kara Muſtafa war bis zur Würde des Kaimakam gelangt ohne irgend welchen Anflug einer wiſſenſchaftlichen Ausbildung, ja ſogar ohne die Kenntniß des Leſens und des Schreibens. Erſt in der neuen Stellung erkannte er aus der Menge der an ihn einlaufenden Schriftſtücke die Nothwendigkeit, mit eigenen Augen zu ſehen. Mit andauerndem Fleiße gelangte er, unter der Anleitung eines Renegaten, dahin, fließend zu leſen und verſtändlich zu ſchreiben. Er that ſich vor den fremden Geſandten auf dieſe ſeine Fortſchritte gern etwas zu gute. Aber ſeine Studien gingen weiter. Die Botſchafter Venedigs jener Zeit berichten wiederholt mit nicht geringem Verdruſſe, daß die Holländer unter den Geſchenken, welche damals die ſeefahrenden Nationen dem Sultan darzubringen pflegten, mit höchſt beklagenswerther Unbeſonnenheit [1]) auch ein reich ausgeſtattetes Kartenwerk von Europa eingeliefert hätten. Mohammed IV. hatte große Freude daran und gebot, es ins Türkiſche zu übertragen. Kara Muſtafa, unter der Anleitung des Dragomans Maurocordato, ſtudirte das Werk mit großem Eifer. Beſonders richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf die Macht und die Geltung des Königs von Frankreich.

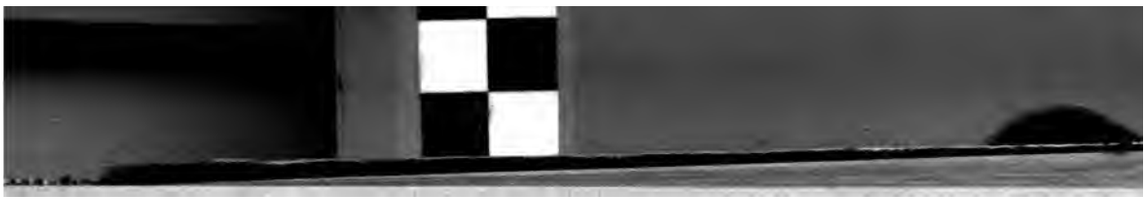
Sein Aeußeres machte einen vortheilhaften Eindruck: er erſchien freundlich, wohlwollend, religiös. Er beobachtete die Vorſchriften des Korans. Erfüllt von der Lehre des Fatalismus ſcheute er für ſich perſönlich vor keiner Gefahr. Er trank keinen Wein; aber der Koran ſagte nichts über gebrannte Waſſer, und daran hielt Kara Muſtafa ſich ſchadlos. Bei dem Genuſſe derſelben zur Nachtzeit mit ſeinen Genoſſen löſten ſich die Zügel jeglicher Begier. [2])

[1]) Con dannabile inconsiderazione, ſagt Moroſini, p. 209.

[2]) Die Worte Moroſinis von 1680 lauten: Se è il Visir alieno dall' uso del vino, si ritrova grandemente inclinato a quello dell' acquavita più possente, tracannata di notte tempo con alcuni de più favoriti, allora sciogliendo appunto la briglia alle più dannate libidini, e frammischiando l'un vizio con l'altro, con abbominevole sensualità.

(Zu Seite 50)

Kara Mustaph^a Bassa Turcarum Imperatoris Minister Primarius.



Indem auch Civrano zwei Jahre später, 1682, das vortheilhafte Aeußere des Kara Mustafa anerkennt, faßt er sein Gesammturtheil in die Worte: „Aber innerlich ist er ein grausamer Atheist, habgierig, hochfahrend, arglistig, und, vor allen Dingen, unversöhnlicher Feind der Christen.“ [1]) Er hatte bereits im Jahre 1674 den Polen seinen Namen zum Entsetzen gemacht bei der Erstürmung von Human. Dort ließ er die Einwohner sämmtlich niedermetzeln und einige lebendig schinden, um die Häute, ausgestopft, dem Sultan zu übersenden. [2]) Er dachte damals wohl kaum, daß Aehnliches einst auch ihm widerfahren könne.

Der Einfluß des Kara Mustafa im Rathe des Sultans brachte, im Beginne des Jahres 1676, eine folgenreiche Wendung hervor. Sobieski, der davon auf irgend eine Weise Kunde erhalten hatte, oder auch vielleicht die Sache aus den Umständen combinirte, ließ sie durch Forbin Janson nach St. Germain melden. Die Antwort Ludwigs XIV., vom 31. Januar 1676, läßt die volle Bedeutung erkennen. „Ich würde nichts mehr wünschen können, schreibt er, als die Verwirklichung der Meinung, welche der König von Polen über die Absichten des Sultans ausspricht, nämlich daß dieser vorhabe, im Beginne des nächsten Feldzuges mit Polen Frieden zu schließen, mit Vorbehalt von Kaminiec, und dann seine gesammte Macht nach Ungarn zu wenden. In diesem Falle dürfte ich auf eine doppelte Diversion gegen den Kaiser hoffen, des Polenkönigs und der Türken, in Folge deren das Reich eine ganz andere Gestalt erhalten würde.“ [3])

In denselben Tagen ließ der Sultan Mohammed IV. durch den französischen Gesandten in Constantinopel, Nointel, dem Könige Ludwig XIV. melden, daß er, wenn der König verspreche, ohne Einwilligung des Sultans nicht Frieden mit dem Kaiser zu schließen, im nächsten Jahre in Ungarn einbrechen werde.

* * *

Die wichtige Meldung lag am 15. April 1676 der Berathung Ludwigs XIV. mit seinen Ministern vor. [4]) Unter diesen erhob sich nur Eine Stimme gegen den Vorschlag, diejenige des Ministers Pomponne. Der König, meinte er, dürfe sich nicht des Vortheils begeben, daß er, im Falle eines Angriffes der Türken auf den Kaiser, für den Preis seiner Hilfe von dem letzteren günstige Bedingungen fordern könne. Gegen Pomponne standen Le Tellier, Colbert, der König. Der Kriegsminister Louvois war nicht anwesend. Sie wollten nur keinen formellen schriftlichen Vertrag mit dem Sultan. Aber der König beauftragte seinen Gesandten Nointel in Constantinopel, in seinem Namen das Versprechen zu geben, daß er dem Kaiser gegen die Türken nicht helfen werde, weder damals, noch später. Der König und die zwei Minister gingen weiter. Den Türken in die Christenheit zu ziehen, sagten sie, sei nicht erlaubt. Aber der Krieg Polens mit den Türken dauerte noch. Die letzteren standen also in einem christlichen Lande. Es sei erlaubt, sagten der König und seine Berather, um dieses befreundete christliche Land von den Türken zu befreien, sie hinüber zu leiten in das verfeindete christliche Land. — Auf Grund dessen erhielt Nointel den Befehl, für den

[1]) A. a. O., p. 259.

[2]) Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 70.

[3]) Archivum Frankuskie, vol. I, p. 248.

[4]) Man sehe das Protokoll der Berathung bei Rousset, Louvois, t. II, p. 212 n. 2.

Frieden der Pforte mit Polen zu arbeiten, damit die Waffen der Türken verfügbar würden wider den Kaiser. Der König, indem er die Berathung schloß, sagte: er kenne einen Mann, der sehr froh sein würde, die Türken in Ungarn zu sehen. Er nannte dann den Namen: es war Louvois. Der Minister Pomponne, der gegen die Sache gestimmt hatte, erhielt den Auftrag, die betreffenden Schreiben abzufassen.

Demgemäß ward im Jahre 1676 noch stärker als zuvor für den Frieden zwischen Polen und der Pforte gearbeitet, zugleich in Constantinopel und in Warschau, dort durch Nointel, hier durch die beiden Botschafter Forbin Janson und Bethune im Einverständnisse mit dem Ehepaare Sobieski. Der Weg zum Frieden war gebahnt, wenn von Seiten Polens auf die Wiedererlangung von Kaminiec verzichtet wurde. Es geschah, und im October 1676 erfolgte der Friede von Zurawna.

Die Berichte der Botschafter aus Warschau nach St. Germain waren voll Lobes für den König Johann Sobieski und mehr noch für die Königin Marie Casimire. „Und ich darf hinzufügen, meldet der Bischof Forbin Janson, daß die hauptsächliche Absicht der Königin bei dem Abschlusse dieses Friedens dahin gerichtet war, Ihren Gemahl, losgelöst von jenem Kriege, im Stande zu sehen, Ew. Majestät zu dienen.“ [1]) Von St. Germain erklang die entsprechende Antwort: „Niemals ist hier eine Nachricht mit solcher Freude begrüßt worden.“ [2]) In ähnlicher Weise schrieb der Minister Pomponne an die französischen Friedensbevollmächtigten in Nymegen, im December 1676: „Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu melden, daß die Nachricht vom Abschlusse des polnischen Friedens bei Sr. Majestät mit hoher Freude aufgenommen worden ist. Sie begreifen leicht, welche Consequenzen in Betreff des Kurfürsten von Brandenburg der König davon erwarten darf, und welche Besorgniß die nunmehr von der Verwickelung eines großen Krieges befreite Pforte dem Wiener Hofe erregen kann.“ [3])

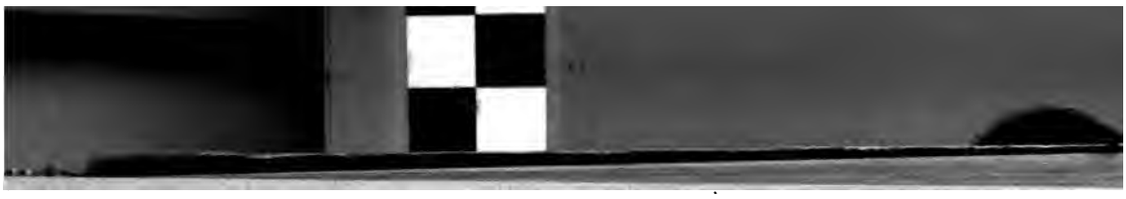
Allein so günstig, wie es noch im December 1676 in Paris scheinen mochte, lagen doch die Aussichten Ludwigs XIV. auf die Ueberwältigung des Kaisers durchaus nicht. Die Pforte hatte ihm immerhin ihren Willen zum Angriffe auf den Kaiser kund gegeben; zugleich jedoch entspann sich eine Verwickelung mit Moscovien. An der hohen Pforte aber galt damals der Grundsatz, nur Einen Krieg zur Zeit zu führen, und sie konnte daran festhalten, weil in jedem dieser Fälle sie Offensivmacht war. So lange sie den Kaiser nicht angriff, war sie von dort her des Friedens unbedingt sicher. Bereits im Frühlinge 1677 ward es dem Könige Ludwig XIV. klar, daß er seine Hoffnung auf einen Losbruch der Türken wider den Kaiser vertagen müsse bis nach der Beendigung des moscovitischen Krieges.

Er blieb also für Ludwig XIV. einstweilen nur die Hoffnung auf die Action Sobieskis, sei es durch einen Angriff auf Preußen zu Gunsten Schwedens, sei es durch offenes Eintreten für die Rebellen in Ungarn gegen den Kaiser. Nach beiden Richtungen hin aber hatten sich seit dem Beginne von Sobieskis Königthume, im Jahre 1674, bis zum Frieden von Zurawna, im October 1676, die Aussichten ungünstiger gestaltet. Und dazu begann die anfänglich so warme Ergebenheit und Dienstwilligkeit des Ehepaares Sobieski für Ludwig XIV. sich langsam abzukühlen.

[1]) Archivum Frankuskie, vol. I, p. 311.

[2]) A. a. O., p. 314.

[3]) Mignet, Négociations etc., t. IV, p. 681.



Es ist unvermeidlich, dies letztere Verhältniß zu berühren, so wenig auch darin Lichtseiten der menschlichen Natur sich wiederspiegeln. Marie Casimire von Polen hatte selber die Sendung des Marquis Bethune als Botschafters gewünscht, des Gemahls ihrer Schwester. Bethune brachte für Sobieski den heil. Geist-Orden mit, und zwar nach dem Rathe des Bischofs Forbin Janson, das Kreuz des Ordens in Diamanten. „Die Ausstattung, meldet Bethune, war würdig dessen, der sie tragen soll, wie dessen, der sie verleiht.“ [1]) Bethune war ferner reich beladen mit Geschenken für Marie Casimire. Und dennoch begann von der Ankunft Bethunes an der Hader. Es waren nun zwei französische Botschafter, Forbin Janson und Bethune. Sie zankten mit einander, und versöhnten sich, um dann abermals zu zanken und einander bei ihrem Könige daheim zu verklagen, bis Ludwig XIV. den Bischof Forbin Janson abberief. Aber der Hader blieb zwischen den beiden Schwestern, der Königin von Polen und der Marquise Bethune. [2])

Dazu wuchs allmählich auch eine Unzufriedenheit von Marie Casimire mit Ludwig XIV. selber auf. Er hatte viel geschenkt; aber Marie Casimire wünschte mehr. Seit drei Jahren war das verheißene Jahrgeld von 20.000 Livres rückständig. Indem sie es mit Nachdruck von Bethune forderte, bemerkte sie: es sei schimpflich für eine Königin von Polen, ein Jahrgeld zu empfangen, welches ihrem früheren Stande als Gemahlin des Kronfeldherrn kaum entsprochen habe. [3]) Mehr indessen noch fühlte sie sich unangenehm berührt durch das Zurückweichen Ludwigs XIV. vor einer anderen Forderung, nämlich daß er ihren Vater, den Marquis d'Arquien, zum Duc und Pair von Frankreich ernennen solle. Ludwig XIV. hatte diese Forderung schon im Jahre 1674 vorausgesehen, und den Bischof Forbin Janson beauftragt, daß er jeglicher Hindeutung darauf ausweichen solle. [4]) Der König hatte dafür einen sehr triftigen Grund. D'Arquien stand in Frankreich nicht blos in geringem Ansehen, sondern diente sogar durch einen Scheidungs-Prozeß, den er damals führte, zum allgemeinen Gelächter. [5]) Dieses Gelächter war wie ein breiter Graben, den in Frankreich auch die absolute Gewalt Ludwigs XIV. nicht überspringen konnte. Anders dagegen dachte Marie Casimire. Sie begnügte sich nicht mit Andeutungen. Sie brachte ihren Wunsch wiederholt sehr offen zur Sprache, und zwar so, daß das Ausweichen auf französischer Seite nur erneutes Andringen nach sich zog. Sie schickte ihren Bruder, Maligny, zu diesem Zwecke nach Frankreich. Sie richtete ein Handschreiben mit dieser Forderung an Ludwig XIV. [6]) Johann III. Sobieski stimmte ein in die Wünsche von Marie Casimire. Er für sich nahm es übel, daß Ludwig XIV. ihm den Titel der Majestät nicht gewähren wollte, indem er behauptete — was mit der Wahrheit nicht bestand — daß sogar der römische Kaiser ihm diesen Titel gäbe. [7])

Aber auch abgesehen von der aufsteigenden persönlichen Verstimmung des Ehe-

[1]) A. a. O., p. 273. Im April 1676. — Pufendorf gibt lib. XVIII, § 9, p. 1042 den Werth dieser sämmtlichen Geschenke auf 800.000 fl. an; vielleicht polnische Gulden?

[2]) Die Einzelnheiten dessen an vielen Stellen in jenem Werke der Krakauer Akademie.

[3]) A. a. O., p. 432. Trouvant fort honteux à une reine de Pologne de recevoir une pension qui autrefois à peine était-elle raisonnable pour la Grande-Maréchale.

[4]) A. a. O., p. 103. Vom 13. Juli 1674.

[5]) A. a. O., p. 138: Aujourd'hui sa cause qui se plaide, sert de risée à tout le Palais.

[6]) A. a. O., p. 231 und p. 380.

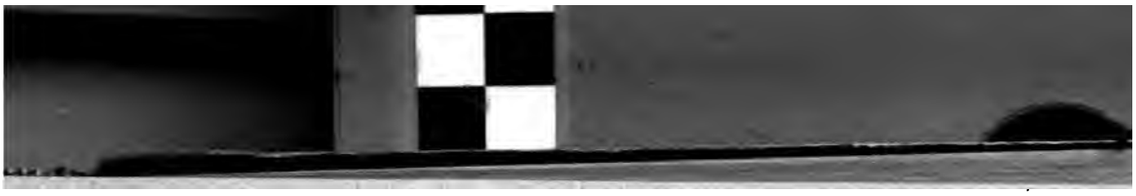
[7]) A. a. O., p. 378.

paares Sobieski wider Ludwig XIV., lagen die politischen Beziehungen nicht derartig, daß Sobieski, nach dem Frieden von Zurawna, es wagen durfte, offen in Action zu treten, weder gegen Brandenburg, noch viel weniger gegen den Kaiser. Von außen her strömten die Abmahnungen ein, die, von Seiten der Republik der Niederlande, sich zu Drohungen gestalteten. Der im Winter 1676 auf 1677 versammelte Reichstag verlangte die Erhaltung des Friedens mit allen Nachbarmächten. Er setzte die bewaffnete Macht in Polen von 30.000 Mann auf 12.000 herab. Der Bischof von Krakau verlangte die Erneuerung der Verträge mit dem Kaiser. Der gesammte Reichstag stimmte zu. [1]) Bethune berichtete daher nach Paris, Frankreich könne in Polen nur auf drei Personen rechnen, eine Unterstützung von dort her für die Rebellen in Ungarn wider den Kaiser könne nur geheim stattfinden. [2])

So geschah es, und von Warschau aus schürte Bethune durch seine Thätigkeit, Sobieski durch Geschehen-Lassen, das ungarische Feuer. Abaffi von Siebenbürgen und die Rebellen von Ungarn sendeten ihre Boten nach Warschau. Dort schloß Bethune, am 27. Mai 1677, mit ihnen einen formellen Vertrag. [3]) Der achte Artikel desselben ist besonders bemerkenswerth. Er lautet: „Die Conföderirten dürfen ohne die Zustimmung des Königs (von Frankreich) mit dem Kaiser nicht Frieden schließen. Im Falle der König seinen Frieden (mit dem Kaiser) schließt, wird er trachten, sie miteinzubegreifen, und in jedem Falle wird er ihnen die durch den Vertrag festgesetzte Hilfe auch ferner gewähren, nämlich die betreffende Geldsumme." Wie also hier einerseits die sogenannten Conföderirten den Frieden ihres Vaterlandes einem fremden Könige verkaufen: so kündigt andererseits dieser König an, daß er zu Gunsten fremder Rebellen seinen etwaigen Frieden mit dem Kaiser nicht halten wolle. Der Vertrag spricht nur von der Summe von 100.000 Thalern, die der König in vierteljährlichen Raten senden werde. Die Berichte Bethunes ergeben, daß er den doppelten Betrag jährlich zu verwenden hatte. [4])

Der Vertrag, der uns beide Theile moralisch auf gleicher Stufe, den Franzosen in der Ausbeutung fremder Thorheit ungleich überlegen zeigt, ist im Uebrigen lediglich geschäftlichen Inhaltes, ohne weitere Redensarten, deren die Wissenden unter einander nicht bedurften. Zur Bethörung des großen Haufens bediente man sich der Proclamationen und ähnlicher Mittel. Ein ferner mächtiger König, hieß es darin, nehme, nicht um seines Nutzens willen, sondern lediglich aus Mitgefühl, sich die Leiden Ungarns zu Herzen, als wären es die seinigen. Er wolle mit demselben Eifer, mit welchem er sein eigenes Volk umfasse, auch für das Glück und die Freiheit der Ungarn Sorge tragen. [5]) — Die Gesandten der Rebellen verkehrten in Warschau mit Bethune. Sie leerten bei Gastmählern die Becher auf das Wohl des Königs und der Königin von Ungarn, nämlich des Marquis Bethune und seiner Frau. [6]) Sobieski ließ geschehen. Auf die Beschwerden von Wien aus über die Anwerbungen des Bethune unter den entlassenen polnischen Soldaten erwiderte er: man hätte das von Wien aus verhüten sollen.

[1]) A. a. O., p. 322 und p. 330.
[2]) A. a. O., p. 315 und p. 321.
[3]) Mignet, t. IV, p. 681.
[4]) A. a. O., p. 678.
[5]) Wagner, Historia Leopoldi M., t I, p. 551.
[6]) Pufendorf, lib. XV, § 9, p. 1115.



Anders dagegen lautete die Rede des Ehepaares Sobieski an Ludwig XIV. In einer eigenhändigen Denkschrift, die Sobieski nach dem Lesen zu verbrennen bittet, zählt er, im August 1677, seine Verdienste um Ludwig XIV. auf. Die Denkschrift beginnt: „Auf den wiederholten und dringenden Wunsch des Königs, habe ich, obwohl zum Nachtheile der Republik Polen, Frieden mit der Pforte geschlossen." [1]) Stärker noch redet einige Monate später Marie Casimire zu Ludwig XIV. „Ohne Rücksicht, sagt sie, auf die Feinde, die wir uns zuziehen, thun wir blind alles, was Ihren Wünschen entspricht. Auf Ihren Wunsch haben wir mit den Türken einen Frieden geschlossen, den wir, ohne diesen Wunsch, leicht hätten hinzögern können, bis wir, bei dem Bevorstehen des Bruches der Türken mit den Russen, bessere Bedingungen erlangten." „Nicht ohne große Mühe und Kosten, fährt sie fort, ist mir das gelungen, mit Gefahr selbst für die Person des Königs. Die Kosten bestanden darin, daß die Vermittlung der Tartaren mit Geschenken erkauft werden mußte. Dafür haben Ew. Majestät uns 200.000 Livres versprochen; aber sie sind nicht gezahlt. — Der Vertrag mit den Unzufriedenen von Ungarn ist in Warschau unter dem Schutze des Königs geschlossen, nachdem die Verhandlungen drei Jahre lang in unserem Schlosse Stry geführt waren. Die Sache sollte geheim sein; aber der Papst und der Kaiser haben Kunde davon. Der Papst mahnt durch seinen Nuntius unablässig ab; die anderen Mächte drohen. Sie sagen, die Unruhen in Ungarn könnten nicht fortdauern, ohne Zuthun des Königs von Polen." Marie Casimire gibt diesen Anklagen nicht Unrecht. Sie sagt: „Alle Persönlichkeiten, die in Ungarn sich bethätigen, gehören dem Dienste des Königs von Polen an, wie z. B. der General Boham, einst sein Lieutenant, ferner Toreski, das Haupt der Tartaren. Diejenigen Tartaren, die in Ungarn feindlich wider den Kaiser agiren, wohnen mit Weibern und Kindern auf den Gütern des Königs, was unmöglich wäre, wenn nicht er es gestattete." Der Zweck des Schreibens tritt hervor in den Worten: „Und bei alledem hat der König (von Frankreich) so geringe Rücksicht für den Vater einer Königin, die alle ihre Interessen und diejenigen ihrer Kinder für diejenigen des Königs opfert!" [2])

Johann III. Sobieski schloß sich, wie er zu thun pflegte, abermals der Bitte von Marie Casimire an. Sie selber suchte noch einen anderen Bundesgenossen aufzubieten in dem nach Frankreich zurückgekehrten Bischof Forbin Janson. In ihrem Briefe an ihn steigert sie noch die Ausdrücke. „Wegen dieser ungarischen Angelegenheiten, sagt sie, hat der König von Polen alle Länder rundum und seine Unterthanen wider sich erregt, ohne irgend einen Vortheil, muß vielmehr für seine Liebe zu Frankreich den Haß der Anderen davon tragen, und vielleicht auch großen Nachtheil für seine Kinder, namentlich für seinen ältesten Sohn, dem der nächste Reichstag die Succession hätte zusichern sollen." [3])

Nach der Anschauung der Marie Casimire trug demnach ihr Gemahl Johann Sobieski, oder in erster Linie doch wohl sie selber, einen Hauptantheil der Mitschuld an der fortdauernden Zerrüttung von Ungarn. Und doch konnte sie dafür das ersehnte Ziel bei Ludwig XIV. nicht erreichen, weil auch selbst dieser König sich nicht stark genug fühlte, dem Gelächter der Franzosen Trotz zu bieten.

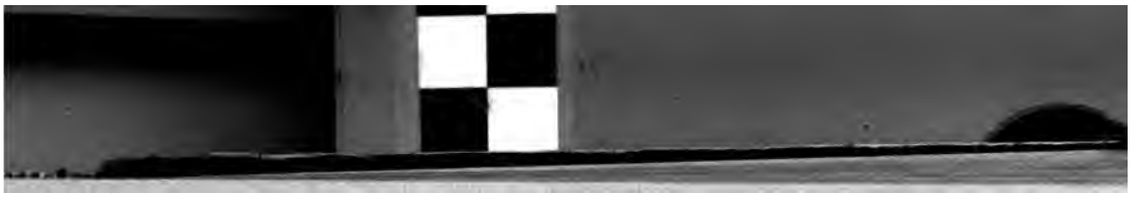
Die den Zeitgenossen offen vor Augen liegende Mitschuld des Polenkönigs an

[1]) Acta historica etc., vol. III, p. 407.
[2]) A. a. O., p. 475. Vom 6. Januar 1678.
[3]) A. a. O., p. 477.

der Zerrüttung von Ungarn für französisches Geld und im Interesse der französischen Politik, bewog einige Jahre später, nach dem Entsatze von Wien, den venetianischen Botschafter in Paris, Foscarini, zu dem Urtheile: „Es war wohl gerecht, daß Sobieski, eingedenk des Geschehenen, dem bedrängten Wien zu Hilfe kam, weil ja er selbst durch seine Connivenz (in Ungarn) so sehr viel beigetragen hatte, den Funken glühend zu erhalten, welcher zuletzt zu der furchtbaren Flamme ausschlug." [1]) Das Urtheil entspricht nicht völlig den Thatsachen. So schwer auch immer dem Könige Johann Sobieski zur Last fällt, daß er das Schüren des ungarischen Feuers durch französisches Gold von Polen aus geschehen ließ: so war doch diese Rebellion später nicht die Ursache, sondern diente nur zur Förderung des türkischen Einbruches, welcher aus dem selbständigen Entschlusse des Kara Mustafa entsprang.

Dagegen entsprach Johann Sobieski nicht der Forderung Ludwigs XIV., activ für ihn einzutreten, weder in Ungarn, noch zu Gunsten der damaligen schwedisch-französischen Politik wider den Kurfürsten von Brandenburg. Man erfuhr in Berlin, daß er ein Gelübde abgelegt, sich an einem Kriege gegen christliche Fürsten nicht zu betheiligen. Er ließ dem besorgt fragenden Kurfürsten erwiedern, daß er den Segen des Himmels erflehe für einen allgemeinen Frieden der christlichen Potentaten, damit es ihm verstattet sein möge, mit den vereinten Kräften die osmanische Macht zu brechen und dadurch seinem Volke und den Nachbarn Sicherheit zu verschaffen. Die Antwort beruhigte den Kurfürsten nicht völlig; denn man kannte die beständige Rede der Franzosen in Warschau: der König habe von Frankreich her so viele Wohlthaten empfangen, daß eine Weigerung etwas zu Gunsten Frankreichs zu thun, seinen guten Namen schädigen würde. [2]) Aber Sobieski wußte der Importunität seines Schwagers, des Botschafters Bethune, immer auszuweichen. Eben daraus jedoch keimte die Differenz. Das polnische Königspaar erhob an Ludwig XIV. eine Reihe von Forderungen, unter denen die hauptsächlichen waren diejenige Sobieskis von 200.000 Livres als Entschädigung für den Frieden von 1676 mit den Türken, diejenige der Königin Marie Casimire, daß Ludwig XIV. ihren Vater Arquien zum Duc und Pair von Frankreich ernennen solle. Ludwig XIV. dagegen behauptete jenes Geld nicht schuldig zu sein, weil Sobieski sich nicht weiter für ihn bethätige, weder in Ungarn, noch in Preußen. Noch weniger wollte er den Wunsch der Marie Casimire erfüllen. Bethune von Warschau aus redete bei Ludwig XIV. zu Gunsten jener Geldforderung. Denn das Feuer in Ungarn bringe dem Königspaare keinen Nutzen, sei dagegen für dasselbe eine nicht versiegende Quelle von Verdruß, weil der Nuntius des Papstes, der Gesandte des Kaisers, viele Polen selbst unablässig ihre Klagen darüber vorbrächten. Besonders warnt Bethune vor der Königin, mit den Worten: Il n'y a rien dont elle ne soit capable dans sa colère. [3]) Im April 1678 ward eine Abtheilung Kosaken, die für das Geld Bethunes den Rebellen zu Hilfe zog, auf Betrieb der Königin angehalten und gefangen genommen. Bethune erhob Beschwerde bei Johann Sobieski. Dieser erwiederte, nach dem Berichte Bethunes: beim Herannahen des Reichstages müsse er den Schein wahren. [4]) — So ärmlich die

[1]) In Barozzi e Berchet: Francia, t. III, p. 421.
[2]) Pufendorf, lib. XV, § 12, p. 1120.
[3]) 13. Januar 1678. Im Archivum Frankuskie do Dziejow Jana III, t. II, p. 21.
[4]) A. a. O., p. 76.



Antwort, wenn sie so gegeben ist, so beweist sie, was allerdings in allen Berichten Bethunes an Ludwig XIV. wohl erkennbar, daß viele Polen über das Schüren der ungarischen Rebellion von ihrem Lande aus entrüstet waren. Es bedurfte ja in der That nicht, wie Bethune meldet, der Intriguen des Nuntius und des kaiserlichen Residenten, um die Polen zur Erkenntniß zu bringen, daß auch das Geschehenlassen von Seiten ihres Königs dem Völkerrechte nicht entspreche, sondern es war die natürliche Stimme des Rechtes und der Billigkeit, die wider die friedebrüchigen Umtriebe Bethunes protestirte. Dennoch kam Ludwig XIV. den besonderen Wünschen des polnischen Königspaares nicht entgegen. Die wiederholten Vorstellungen Bethunes zeigen, daß er dies für einen politischen Fehler hielt und die völlige Wendung des polnischen Königspaares zu dem Kaiser befürchtete.

* * *

Das Feuer der Rebellion in Ungarn nach dem polnisch-türkischen Frieden von Zurawna wurde für den Kaiser Leopold um so gefährlicher, weil es gleichzeitig auch von den Türken her offen geschürt wurde.

Der Großwesir Achmet Köprili hatte Bedenken getragen, sich mit den Rebellen einzulassen, und darum war die Begünstigung, die der Kaimakam Kara Mustafa ihnen angedeihen ließ, damals nur eine gelegentliche und heimliche. Wenige Tage jedoch nach jenem Friedensschlusse endete Achmet Köprili, und zwar nicht, wie bei einem Großwesir selten geschah, eines gewaltsamen Todes. Mohammed IV. übergab das Siegel dem bisherigen Kaimakam, Kara Mustafa, dessen Seele erfüllt war von dem Plane des großen Zuges wider den Kaiser. Er hatte es vermocht, den Sultan zu jenem Vorschlage bei Ludwig XIV. zu bewegen, wo er noch der zweite im Range war. Als erstem Rathgeber des Sultans schien ihm nun nichts mehr im Wege zu stehen. Zunächst empfanden die Aufständischen in Ungarn den Wechsel zu ihrem Vortheile. Nicht anders hoffte es für sich auch die französische Politik.

Der französische Gesandte Nointel beeilte sich, dem neuen Großwesir die Plane der Festungen Raab und Komorn zustellen zu lassen. Diese zwei Festungen galten, wie damals die Dinge lagen, als die hauptsächlichen Bollwerke für die kaiserlichen Erblande gegen eine Offensive der Türken. [1]) — Dann erschien Nointel selber zur Beglückwünschung, nicht freilich mit eigenem Glücke.

Denn wir haben festzuhalten, daß, obwohl der König von Frankreich den Zug der Türken wider den Kaiser lebhaft wünschte und zur Beförderung desselben that, was er vermochte, er dennoch sich geweigert hatte, einen formellen Vertrag darüber einzugehen. Nicht einmal war das Verhältniß von Macht zu Macht immer ein freundliches, namentlich nicht in Fragen der Etikette. Wir müssen daher auf dies für damals wichtige Verhältniß eingehen. [2])

Als Nointel zur Audienz bei dem Großwesir erschien, bemerkte er, daß der ihm bestimmte Sitz außerhalb des Sophas war, wie der Ausdruck lautete, nämlich außerhalb der Estrade, die im Audienzsaale rundum lief, daß mithin der Sitz des Groß-

[1]) Finalbericht des Venetianers Giorgi, S. 123, im Jahre 1671: Nelle due rinomate (piazze) di Giavarino e Comor si ripone l'antemurale contro la fierezza Ottomana, e l'argine sodissimo per reprimere l'impetuoso torrente di potentissime Armate.

[2]) Das Folgende nach Flassan, t. III, p. 420.

wesirs auf dieser Estrade höher war als der seinige. Er gebot einem seiner Begleiter den ihm bestimmten Sessel hinauf zu tragen. Es geschah; aber ein türkischer Diener brachte den Sessel sofort wieder an den vorigen Ort. Nointel selbst erfaßte den Sessel, trug ihn hinauf und setzte sich. Der noch nicht anwesende Großwesir ließ ihm sagen: Nointel werde keine Audienz erhalten, wenn er sich nicht füge. Der Gesandte erwiederte: der Großwesir könne bestimmen über seinen Sitz, nicht über seine Person. Zugleich jedoch stürzten einige Türken herzu und rissen ihm mit Gewalt den Sessel hinweg. Nointel und seine Begleiter hoben die mitgebrachten Geschenke wieder auf und zogen ab.

Dem Könige Ludwig XIV. war eine thätliche Mißhandlung seiner Gesandten an der hohen Pforte nicht eine neue Erfahrung. Schlimmer noch als dem Nointel war es früher den beiden La Haye, Vater und Sohn, nach einander ergangen.[1] Ludwig XIV. verschweigt in seinen Aufzeichnungen für den Dauphin die Sache der La Haye nicht, redet sich jedoch darauf hinaus, daß die Differenz eine Privatangelegenheit zwischen dem Großwesir und ihnen beiden gewesen sei.[2] Daß Nointel den Instructionen des Königs entsprechend gehandelt, wird sich zum Jahre 1682, aus dem damaligen Handschreiben des Königs an den Sultan ergeben.[3] Allein, wenn Ludwig XIV. sich schon in Betreff der beiden La Haye gehütet hatte, den Mißhandlungen eine Bedeutung beizumessen, die eine Verwickelung mit der Pforte nach sich ziehen konnte: so war er in Anlaß der Sache des Nointel, im Jahre 1677, wo ihm die Aussicht eines Angriffes der Türken auf den Kaiser winkte, noch viel weniger dazu geneigt. Er beließ den Gesandten Nointel noch zwei Jahre in Constantinopel, obwohl derselbe, da eine Verständigung nicht erfolgte, eine directe Thätigkeit nicht ausüben konnte.

Allein jene Aussicht einer Erhebung der Türken wider den Kaiser, für welche Ludwig XIV. bereit war, sich von den Türken her Einiges gefallen zu lassen, rückte dennoch wieder in die Ferne. Es war dem Großwesir Kara Mustafa nicht gestattet, seinen Kriegesplan wider den Kaiser, gemäß jenem durch Nointel nach Versailles hin gemachten Erbieten, sofort zur Ausführung zu bringen. Der Abfall des Hetmanns der Kosaken, Doroszenko, verwickelte die Pforte gerade damals in den bereits erwähnten Krieg mit dem Großfürsten von Moskau.

* * *

Daß in Constantinopel etwas vorbereitet werde, daß namentlich Nointel sich bemüht habe, die Türken zu einer Unternehmung gegen den Kaiser zu bewegen, entging nicht den Blicken des kaiserlichen Gesandten Kinsberg. Wir finden die von dort her stammende Besorgniß des Kaisers ausgesprochen in der Instruction, die er im Februar 1677 dem nach England hin ernannten Gesandten Grafen Carl Waldstein mitgab.[4]

Die Instruction enthält ein unsägliches Klageregister über die treulose, alles Recht untergrabende, grausame Politik des Königs von Frankreich. „Der Kaiser, sagt sie, hat zu den Waffen gegriffen nicht aus Eigennutz, nicht um eines Privatvortheiles willen, sondern vermöge der Pflicht des Kaiserthumes,[5] zum Schutze der

[1] Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 490 u. 583.
[2] Oeuvres de Louis XIV., t. II, p. 168 et suiv.
[3] Man sehe die Anlage II zum dritten Capitel.
[4] K. k. Archiv. Anglica 1677.
[5] Muneris Imperatorii lege.

Bedrängten. Der König von Frankreich dagegen ist in seiner Herrschgier unersättlich. Er läßt sich nennen den König der Könige. Sein Ziel ist gerichtet auf eine europäische Monarchie. Er wendet darum alle Mittel auf, andere friedliche Länder in sich zu zerwühlen und zu verstören. Er säet durch sein Geld Zwietracht und Rebellion in Polen und Ungarn. Er sucht den Feind des christlichen Namens, den Türken, aufzureizen und zu entsenden gegen uns, zu keinem anderen Zwecke, als daß er uns, wenn abgemattet durch die Abwehr desselben, dann um so leichter unter sein Joch zwinge."

So richtig diese Worte den Wunsch und den Plan des Königs von Frankreich zeichnen, so lassen sie doch andererseits auch ersehen, daß in der Hofburg eine Kenntniß noch mangelte, diejenige der eigenen Willigkeit der Häupter der Türkei zum Kriegszuge nach Ungarn, oder vielmehr diejenige der Persönlichkeit des Großwesirs Kara Mustafa. Diese Unkenntniß ist von hoher geschichtlicher Bedeutung. Wir haben sie daher auch noch weiter zu verfolgen und klar zu legen.

Der Venetianer Michiele, der sich bis zum Jahre 1678 in Wien befand, meldet in dieser Zeit: „Aus dem Abschlusse des polnisch-türkischen Friedens im October 1676 wuchs die Besorgniß empor, daß nun der türkische Angriff den Erblanden des Kaisers gelten werde. Dagegen kam dann die Nachricht des Bruches der Türken mit den Moscoviten, im Frühling 1677, wie ein Sonnenblick, der den kaiserlichen Erblanden noch für lange Zeit Ruhe verhieß. Und wahrlich, wir dürfen beten, daß Gott in seiner Barmherzigkeit den Schlag von uns abwende. Denn, wenn einmal der Sultan sich zu diesem Angriffe entschlösse, so sind schwere Verluste für die Christenheit unvermeidlich. Dem Kaiser fehlen Feldherren, Officiere, und dazu, bei der Nachlässigkeit seiner Minister, Vorräthe und Geld." „Die Besorgniß dagegen vor einem Türkenkriege ist so groß, daß man nicht wagt, die Verschlammung der Donau an den Bollwerken von Komorn zu hindern, damit nicht die Türken dies als eine Neuerung auslegen und zum Vorwande eines Kriegsfalles benützen." [1])

Fassen wir also den Unterschied der Stellung des Kaisers Leopold und des Königs Ludwig XIV. zu der von 1676 an drohenden Türkengefahr kurz zusammen.

Der Kaiser Leopold hat Besorgniß vor einer solchen Türkengefahr, die, wie er weiß, Ludwig XIV. ihm herauf zu beschwören sucht. Aber er weiß nicht, daß Kara Mustafa auch aus sich selber den Willen dieses Kriegszuges hegt, daß daher dieser Kriegszug unabwendbar, das Eintreten desselben nur eine Frage der Zeit ist. In dieser Unkenntniß befangen, hofft daher der Kaiser, daß, im Falle die Gefahr sich verwirklichen werde, sie dennoch dann auf irgend eine Weise abgewendet werden könne. Man würde nicht sagen dürfen, daß der Kaiser handelt, als ob die Gefahr nicht bestünde; denn die Mahnung daran liegt ihm in den verworrenen Zuständen von Ungarn nahe genug. Aber direct wird noch keine Vorsichtsmaßregel getroffen.

Ganz anders Ludwig XIV. Vom April des Jahres 1676 an weiß er, daß Mohammed IV. dem Kriegsplane des Kara Mustafa wider den Kaiser seine Zustimmung gegeben. Der Kriegeszug wird erfolgen, sobald Kara Mustafa freie Hand hat. Indem aber Ludwig XIV. mit Sicherheit voraus weiß, daß dies Ereigniß, dessen Tragweite unabsehbar, in den nächsten Jahren eintreten wird, zieht er dies Eintreten in alle seine politischen Berechnungen ein, und zwar, der Natur der Dinge

[1]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 193.

wesirs auf dieser Estrade höher war als der seinige. Er gebot einem seiner Begleiter den ihm bestimmten Sessel hinauf zu tragen. Es geschah; aber ein türkischer Diener brachte den Sessel sofort wieder an den vorigen Ort. Nointel selbst erfaßte den Sessel, trug ihn hinauf und setzte sich. Der noch nicht anwesende Großwesir ließ ihm sagen: Nointel werde keine Audienz erhalten, wenn er sich nicht füge. Der Gesandte erwiederte: der Großwesir könne bestimmen über seinen Sitz, nicht über seine Person. Zugleich jedoch stürzten einige Türken herzu und rissen ihm mit Gewalt den Sessel hinweg. Nointel und seine Begleiter hoben die mitgebrachten Geschenke wieder auf und zogen ab.

Dem Könige Ludwig XIV. war eine thätliche Mißhandlung seiner Gesandten an der hohen Pforte nicht eine neue Erfahrung. Schlimmer noch als dem Nointel war es früher den beiden La Haye, Vater und Sohn, nach einander ergangen. [1]) Ludwig XIV. verschweigt in seinen Aufzeichnungen für den Dauphin die Sache der La Haye nicht, redet sich jedoch darauf hinaus, daß die Differenz eine Privatangelegenheit zwischen dem Großwesir und ihnen beiden gewesen sei. [2]) Daß Nointel den Instructionen des Königs entsprechend gehandelt, wird sich zum Jahre 1682, aus dem damaligen Handschreiben des Königs an den Sultan ergeben. [3]) Allein, wenn Ludwig XIV. sich schon in Betreff der beiden La Haye gehütet hatte, den Mißhandlungen eine Bedeutung beizumessen, die eine Verwickelung mit der Pforte nach sich ziehen konnte: so war er in Anlaß der Sache des Nointel, im Jahre 1677, wo ihm die Aussicht eines Angriffes der Türken auf den Kaiser winkte, noch viel weniger dazu geneigt. Er beließ den Gesandten Nointel noch zwei Jahre in Constantinopel, obwohl derselbe, da eine Verständigung nicht erfolgte, eine directe Thätigkeit nicht ausüben konnte.

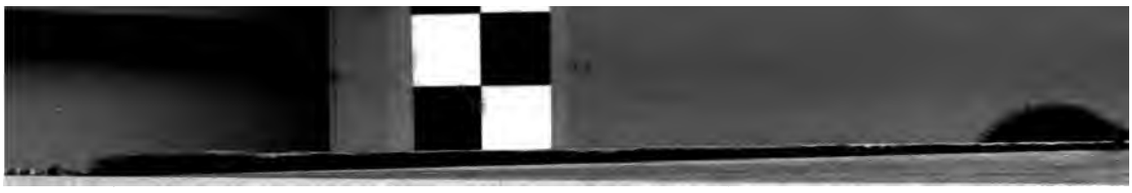
Allein jene Aussicht einer Erhebung der Türken wider den Kaiser, für welche Ludwig XIV. bereit war, sich von den Türken her Einiges gefallen zu lassen, rückte dennoch wieder in die Ferne. Es war dem Großwesir Kara Mustafa nicht gestattet, seinen Kriegesplan wider den Kaiser, gemäß jenem durch Nointel nach Versailles hin gemachten Erbieten, sofort zur Ausführung zu bringen. Der Abfall des Hetmanns der Kosaken, Doroszenko, verwickelte die Pforte gerade damals in den bereits erwähnten Krieg mit dem Großfürsten von Moskau.

* * *

Daß in Constantinopel etwas vorbereitet werde, daß namentlich Nointel sich bemüht habe, die Türken zu einer Unternehmung gegen den Kaiser zu bewegen, entging nicht den Blicken des kaiserlichen Gesandten Kinsberg. Wir finden die von dort her stammende Besorgniß des Kaisers ausgesprochen in der Instruction, die er im Februar 1677 dem nach England hin ernannten Gesandten Grafen Carl Waldstein mitgab. [4])

Die Instruction enthält ein unsägliches Klageregister über die treulose, alles Recht untergrabende, grausame Politik des Königs von Frankreich. „Der Kaiser, sagt sie, hat zu den Waffen gegriffen nicht aus Eigennutz, nicht um eines Privatvortheiles willen, sondern vermöge der Pflicht des Kaiserthumes, [5]) zum Schutze der

[1]) Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 490 u. 583.
[2]) Oeuvres de Louis XIV., t. II, p. 168 et suiv.
[3]) Man sehe die Anlage II zum dritten Capitel.
[4]) K. k. Archiv. Anglica 1677.
[5]) Muneris Imperatorii lege.



Bedrängten. Der König von Frankreich dagegen ist in seiner Herrschgier unersättlich. Er läßt sich nennen den König der Könige. Sein Ziel ist gerichtet auf eine europäische Monarchie. Er wendet darum alle Mittel auf, andere friedliche Länder in sich zu zerwühlen und zu verstören. Er säet durch sein Geld Zwietracht und Rebellion in Polen und Ungarn. Er sucht den Feind des christlichen Namens, den Türken, aufzureizen und zu entsenden gegen uns, zu keinem anderen Zwecke, als daß er uns, wenn abgemattet durch die Abwehr desselben, dann um so leichter unter sein Joch zwinge."

So richtig diese Worte den Wunsch und den Plan des Königs von Frankreich zeichnen, so lassen sie doch andererseits auch ersehen, daß in der Hofburg eine Kenntniß noch mangelte, diejenige der eigenen Willigkeit der Häupter der Türkei zum Kriegszuge nach Ungarn, oder vielmehr diejenige der Persönlichkeit des Großwesirs Kara Mustafa. Diese Unkenntniß ist von hoher geschichtlicher Bedeutung. Wir haben sie daher auch noch weiter zu verfolgen und klar zu legen.

Der Venetianer Michiele, der sich bis zum Jahre 1678 in Wien befand, meldet in dieser Zeit: „Aus dem Abschlusse des polnisch-türkischen Friedens im October 1676 wuchs die Besorgniß empor, daß nun der türkische Angriff den Erblanden des Kaisers gelten werde. Dagegen kam dann die Nachricht des Bruches der Türken mit den Moscoviten, im Frühling 1677, wie ein Sonnenblick, der den kaiserlichen Erblanden noch für lange Zeit Ruhe verhieß. Und wahrlich, wir dürfen beten, daß Gott in seiner Barmherzigkeit den Schlag von uns abwende. Denn, wenn einmal der Sultan sich zu diesem Angriffe entschlösse, so sind schwere Verluste für die Christenheit unvermeidlich. Dem Kaiser fehlen Feldherren, Officiere, und dazu, bei der Nachlässigkeit seiner Minister, Vorräthe und Geld." „Die Besorgniß dagegen vor einem Türkenkriege ist so groß, daß man nicht wagt, die Verschlammung der Donau an den Bollwerken von Komorn zu hindern, damit nicht die Türken dies als eine Neuerung auslegen und zum Vorwande eines Kriegsfalles benützen." [1])

Fassen wir also den Unterschied der Stellung des Kaisers Leopold und des Königs Ludwig XIV. zu der von 1676 an drohenden Türkengefahr kurz zusammen.

Der Kaiser Leopold hat Besorgniß vor einer solchen Türkengefahr, die, wie er weiß, Ludwig XIV. ihm herauf zu beschwören sucht. Aber er weiß nicht, daß Kara Mustafa auch aus sich selber den Willen dieses Kriegszuges hegt, daß daher dieser Kriegszug unabwendbar, das Eintreten desselben nur eine Frage der Zeit ist. In dieser Unkenntniß befangen, hofft daher der Kaiser, daß, im Falle die Gefahr sich verwirklichen werde, sie dennoch dann auf irgend eine Weise abgewendet werden könne. Man würde nicht sagen dürfen, daß der Kaiser handelt, als ob die Gefahr nicht bestünde; denn die Mahnung daran liegt ihm in den verworrenen Zuständen von Ungarn nahe genug. Aber direct wird noch keine Vorsichtsmaßregel getroffen.

Ganz anders Ludwig XIV. Vom April des Jahres 1676 an weiß er, daß Mohammed IV. dem Kriegsplane des Kara Mustafa wider den Kaiser seine Zustimmung gegeben. Der Kriegeszug wird erfolgen, sobald Kara Mustafa freie Hand hat. Indem aber Ludwig XIV. mit Sicherheit voraus weiß, daß dies Ereigniß, dessen Tragweite unabsehbar, in den nächsten Jahren eintreten wird, zieht er dies Eintreten in alle seine politischen Berechnungen ein, und zwar, der Natur der Dinge

[1]) Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 193.

nach, nicht als einen nebensächlichen, sondern als einen hauptsächlichen Factor. Ja man darf noch einen Schritt weiter gehen. Die Wahrnehmung, welche sich dem Auge des kaiserlichen Gesandten in Paris, Grafen Mannsfeld, im März des Jahres 1683, erschloß, und welche er damals in die Worte kleidete: „Der Türkenkrieg ist das General-Fundament, auf welches der König von Frankreich den glücklichen Ausgang aller seiner Projecte baut“ [1]) — diese Wahrnehmung hat für uns Spätere, denen der Zusammenhang der Dinge von damals offen liegt, ihre Wahrheit und ihr Gewicht nicht erst im Jahre 1683, sondern vom April 1676 an.

Die anderen Mächte Europas dagegen stehen zu dieser Sache ähnlich wie der Kaiser. Es tauchen hier und da zuweilen Vermuthungen, Besorgnisse auf, daß die Türken etwas unternehmen werden. Aber wir haben aus dem Berichte des venetianischen Bailo Civrano vernommen, daß er, der im Frühling des Jahres 1682 Constantinopel verläßt, die im Jahre 1676 bereits gefaßte Absicht des Zuges von Kara Mustafa nach dem Westen hin noch nicht kennt. Um so weniger also konnten die anderen Mächte Europas bis in das Jahr 1682 hinein um diese Absicht wissen, um so weniger also auch sie in ihre politischen Berechnungen mit einbeziehen.

In West-Europa waren die allein Wissenden bis in das Jahr 1682 Ludwig XIV und seine nächsten Berather.

[1]) K. K. Archiv. Gallica 1683. Bericht des Grafen Mannsfeld vom 11. März.

Zweites Capitel.

Vom Aufsteigen der Türkengefahr, im Jahre 1676, bis zur Verkündigung derselben durch Ludwig XIV., im März 1682.

Wenn auch die Hoffnung, welche das Erbieten Mohammeds IV. vom April 1676 in Ludwig XIV. erweckt hatte, im Jahre 1677 noch nicht in Erfüllung ging: so waren doch die Folgen des polnisch-türkischen Friedens und der Erhebung des Kara Mustafa zum Großwesir nachtheilig für den Kaiser. Der Brand in Ungarn, geschürt einerseits durch die Begünstigung vom türkischen Gebiete aus, andererseits durch die Geldmittel, welche Ludwig XIV. damals dem Marquis Bethune zur Verfügung stellte, beschäftigte dort einen erheblichen Theil der Streitkräfte des Kaisers, und hielt sie dadurch fern von dem größeren Kriegsschauplatze im Westen.

Wie nach dieser Seite hin der Kaiser Leopold und der Prinz von Oranien sich bemühten, den König Carl II. von England zu dem Entschlusse des Miteingreifens zu bringen, zu welchem das Parlament bereitwillig war, die Mittel zu gewähren: so trachtete Ludwig XIV. nicht blos diesen König der Sache fern und von sich abhängig zu erhalten, sondern auch die bereits bestehende Allianz in sich zu zersetzen und aufzulösen, und zwar dadurch, daß er die Republik der Niederlande für den Frieden gewann. Er hatte den Krieg unternommen in der Absicht, sie zu erdrücken und zu vernichten. Dies war ihm mißlungen, weil der Kaiser ihr zu Hilfe kam. Seitdem die Republik sich wieder frei fühlte von dem Feinde, der dann die Last des Krieges auf die spanischen Niederlande wälzte, wuchs von Jahr zu Jahr stärker die oligarchische Partei empor, die der Beginn des Krieges völlig niedergeworfen hatte. Der Hauptsitz dieser Partei war die reiche und mächtige Stadt Amsterdam. Sie ersehnte den Frieden, einerseits um, wenig bekümmert um die Gefahren einer noch fernen Zukunft, ungestört

ihren Handel zu treiben, andererseits, um die Autorität des Prinzen von Oranien, die im Kriege stätig wuchs, nicht noch höher steigen zu lassen. Ludwig XIV. wußte diese Friedenssehnsucht der oligarchischen Partei in der Republik mit ähnlicher Meisterschaft auszunützen, wie die moralische Versunkenheit des Königs Carl II. von England. Wie der letztere, trotz seines scheinbaren Anlaufes, der Allianz nicht beitrat, so schloß die Republik mit Ludwig XIV. ihren Sonderfrieden zu Nymegen, im August 1678. Wenige Wochen später folgte Spanien diesem Beispiele, und nahm von Ludwig XIV. den Frieden an gemäß seinem Willen.

Dieser König selber faßte das Wesen seines Verfahrens gegenüber den Verbündeten zusammen in einen einzigen Satz. „Die Sorgfalt, sagt er, mit welcher ich trachtete, sie von einander zu reißen, sie zu vereinzeln, überwältigte sie so völlig, daß sie sich gezwungen sahen, sich den Bedingungen zu unterwerfen, die, vom Anfange der Unterhandlungen an, ich vorgeschrieben." [1])

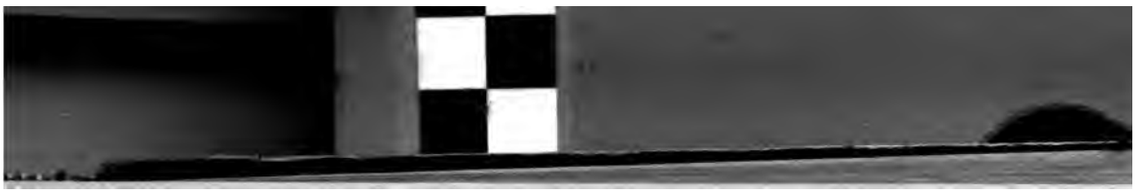
Es handelte sich jedoch noch um den Entschluß des römischen Kaisers Leopold, der zu den Waffen gegriffen nicht aus Kriegeslust, nicht aus Begier, seine Grenzen zu erweitern, sondern, nach seiner Ueberzeugung, vermöge seiner Kaiserpflicht, welche ihm auferlegte den Schutz des Schwächeren gegen die Gewalt des Starken. Der Dank dieses Schwächeren bestand nun, wie man im Rathe des Kaisers allerdings von Anfang an besorgt hatte, in dem Alleinlassen des Kaisers gegen die Uebermacht. Es war also die Frage, ob der Kaiser, ohne die Republik der Niederlande, ohne Spanien, ohne eine sichere Aussicht auf England, bedrängt von dem Aufstande in Ungarn, den das Gold Ludwigs XIV. düngte, beharren wolle in diesem Kriege.

Für die Fortsetzung des Krieges waren im Rathe des Kaisers Montecuculi und Königsegg. Sie stellten voran den Ehrenpunkt, welcher untersage, einen schimpflichen Frieden zu schließen auf das Dictat des Königs von Frankreich. Nirgends seien die Waffen des Kaisers, wenn auch schwächer, wirklich unterlegen, und ein einziger Sieg ändere die ganze Gestaltung der Dinge. Um die Bundesgenossen werde es auch nach ihrem Sonderfrieden nicht besser stehen. Spanien sinke unaufhaltsam. Der König von England werde sich den Fesseln seiner Vergangenheit nimmer entwinden. Die Treue der Holländer werde an Festigkeit immer ihren Gewässern gleichen. Aber eine Wendung der Dinge könne sie alle wieder herbeirufen. — Sie hoben die Nothwendigkeit hervor, den Schweden, den Söldling Frankreichs und rastlosen Friedensstörer, aus dem Reiche zu schlagen. Gegen Frankreich sei ein Heer von 80.000 Mann erforderlich: die Hälfte stelle der Kaiser, ein Viertel Brandenburg, ein Viertel die Andern. [2])

Die Mehrheit im Rathe des Kaisers war jedoch für den Frieden. Sie hob die Uebermacht des Feindes hervor. „Allerdings, sagten sie, wenn es Gott so fügte, daß alle Deutsche zusammen stehen und einig handeln wollten: so würde Frankreich nicht blos zurück, sondern nieder geworfen werden. Diese Einigkeit jedoch besteht nur im Reiche der Träume. Es herrscht die Zwietracht. Dem Kaiser gebührt die Oberleitung des Krieges; aber jeder Reichsfürst will selber seine Truppen führen, will handeln nach eigenem Ermessen, in seinem persönlichen Interesse. Das ist der Grundfehler dieses Krieges gewesen, und dieser Fehler wird immer dieselben Nachtheile nach sich ziehen, auch wenn wir dem Feinde doppelt überlegen wären. Statt dessen sind wir

[1]) Oeuvres de Louis XIV., t. IV, p. 174.

[2]) Wagner, Historia Leopoldi, t. I, p. 420.



ihm nicht gewachsen. Selbst jene 80.000 Mann, die man geltend macht, stehen nur auf dem Papiere. Der Kaiser vermag nicht die Hälfte derselben zu stellen. Die Schatzkammer ist leer; Ungarn ist im Aufstande; der Türke lauert; der kriegesdurstige Großwesir Kara Mustafa sinnt nur auf einen Vorwand zum Bruche. Soll ferner der Kaiser sich wegen des Viertels jener Zahl auf Brandenburg verlassen? Es gibt keinen Fürsten so reich an Wechseln wie dieser. An dem Tage, wo der König von Frankreich ihm eine Aussicht auf den Besitz von Stettin zeigt, legt er seine Waffen nieder wie seinen Zorn. Nicht umsonst hat er noch vor dem wirklichen Vertragsbruche der Holländer seine Boten nach Paris entsendet."

Die kaiserlichen Räthe, welche dieses Gutachten abgaben, hatten wegen jener Botschaft nach Paris nur einen unbestimmten Verdacht. Wir werden den Inhalt derselben bald näher kennen lernen.

Die Reichsstände in Regensburg schrieen um Frieden, zum Theile aus Furcht vor dem Brandenburger. Sie wollten nicht beitragen zur Erhöhung seiner Macht als ihrer eigenen Gefahr. Denn, wenn er noch Pommern erlange zu dem, was er besitze: welche Reichsstadt, welcher der schwächeren Fürsten werde dann noch sicher vor ihm sein? — Vor allen Anderen warnte der Pfalzgraf von Neuburg. Der Kaiser, bat er dringend, möge doch nicht die Mittel seines Hauses verwenden für die Erhöhung des Einen, dessen Streben Allen verdächtig, für Niemanden gefährlicher sei, als für den Kaiser selbst. Er bat dringend um den Frieden. [1])

Der Kaiser blickte umher, auf wen im Reiche er sich verlassen könne. Der Kurfürst von Bayern stand seit langem im Solde Frankreichs. Derjenige von Sachsen schwankte. In der Erwägung der gesammten Nothlage beschloß der Kaiser den Frieden auf Grund der französischen Forderungen. Ihnen gemäß mußte der Kurfürst von Brandenburg das schon eroberte Pommern an Schweden zurückgeben. Er führte schwere Klage. Der Kaiser erwiederte: wenn der Kurfürst die Bürgschaft für die Ruhe der Kurfürsten von Bayern und Sachsen übernehmen wolle, sowie für ein Reichsheer von 40.000 Mann am Rheine: so werde er, der Kaiser, beharren.

Es blieb bei jenem Entschlusse. Der König von Frankreich hatte dem Kaiser zwischen Freiburg im Breisgau und Philippsburg am Rheine die Alternative gestellt. Der Breisgau war ein Erbland des Kaisers. Die Stadt Philippsburg jedoch erschien wichtiger als Festung für das Reich. Der Kaiser Leopold gab Freiburg mit seinem eigenen Erblande hin, um dem Reiche die Stadt Philippsburg zu erhalten. Auf Grund eines solchen Handelns pries der Zeitgenosse Leibniz den wunderbaren Uneigennutz des Kaisers Leopold. [2])

Der Friede zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ward gezeichnet zu Nymegen, am 5. Februar 1679. Der Kaiser verordnete eine Dankesfeier mit dem Hinzufügen: man müsse Gott auch für Calamitäten dankbar sein. Dem Herkommen gemäß in solchen Fällen erschienen vor ihm Deputationen mit Glückwünschen zum Frieden. Der sonst immer leutselige Fürst brachte nur einige kurze abgebrochene Worte hervor. Vor ihm lag ein Friede, der heimlichen, versteckten Krieg in seinem Schooße barg.

An Einem Orte im Reiche jedoch ward der Friede gefeiert, am Reichstage zu

[1]) Wagner, t. I, p. 483, 599.

[2]) Die Werke von Leibniz, Bd. V, S. 260 u. f.

Regensburg. Dort pries man den Kaiser, der das Reich befreit habe von einer großen Gefahr. Diese Gefahr war in den Augen vieler Reichsstände die überwachsende Macht des Kurfürsten von Brandenburg. [1])

* * *

Das Verhalten dieses Kurfürsten ist für die weitere Entwicklung der Plane Ludwigs XIV. gegen den Kaiser Leopold, in der Hoffnung des Königs auf den Einbruch der Türken, von höchster Wichtigkeit.

Unbetheiligte Zeitgenossen maßen dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, lange vor diesen Ereignissen, viele bedeutende Eigenschaften bei, nur nicht diejenige der Rechtschaffenheit. „Er versteht es besser, als irgend ein Anderer, sagt der venetianische Botschafter Nani, im Jahre 1658, seine Freundschaft und sein Votum zu verhandeln." [2]) Dieses Urtheil in anderer Form kehrt bei den Venetianern häufig wieder. [3]) Aehnlich äußert sich der holländische Rathspensionär de Witt, im Jahre 1656. [4]) Leibniz faßt im Jahre 1669 sein Urtheil über diesen Kurfürsten zusammen in die Worte: „Wer mir das Meiste gibt, dem adhaerire ich." [5]) Der französische Gesandte Gremonville von demselben Gedanken aus bezeichnet, im Jahre 1672, diesen Kurfürsten als den feinsten Fuchs des Reiches. [6])

Der Urenkel dieses Kurfürsten, der König Friedrich II. von Preußen, hat eine Parallele gezogen zwischen seinem Ahn und Ludwig XIV. Er findet viele verwandte Züge. Sie sind unleugbar. Er findet jedoch auch Verschiedenheiten. Er kleidet eine derselben in die Worte: „Der Eine gab Subsidien, indem er seine Völker maßlos drückte; der Andere empfing sie, indem er die seinigen dadurch erleichterte." [7]) Auch diese Verschiedenheit ist unzweifelhaft. Aber sie hat noch eine andere Seite: Jener war der Herr, welcher zahlte, und Dieser der Diener, welcher bezahlt wurde. Aber wofür? Wir haben die Entwickelung dieses Dienstverhältnisses ins Auge zu fassen.

Es war, wie wir aus dem Gutachten der kaiserlichen Räthe vernommen haben, nicht unbekannt geblieben, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm, noch bevor der Vertragsbruch der Republik an der Allianz fest stand, seine Boten nach Paris entsendet hatte. Nur den Inhalt der Botschaft kannte man nicht. Auf diesen Inhalt kommt es an.

Der Kurfürst ließ zuerst dem Könige Carl II. von England und dem französischen Gesandten dort, Barillon, seine Sache empfehlen. Wenn der König von Frankreich bewirken wolle, daß er ganz Pommern oder doch bis zur Peene behalten dürfe: so wolle er für die Vortheile Frankreichs arbeiten. Wahrlich, der Kurfürst könne mehr für Frankreich leisten als Schweden, und werde dafür genügende Bürgschaft geben. In Deutschland oder anderswo könnten sich Gelegenheiten ergeben, etwas für Frankreich zu thun: dann solle dies nimmer seine Wohlthat zu bereuen haben.

[1]) Wagner, t. I, p. 486.

[2]) Fontes rerum Austriacarum. Bd. XXVII, S. 18.

[3]) A. a. O., bei Molin zum Jahre 1661, S. 65; bei Morosini zum Jahre 1674, S. 160; bei Michiele zum Jahre 1678, S. 196; bei Giustiniani zum Jahre 1682, S. 227.

[4]) v. d. Heim, Het archief van Heinsius, d. I, p. 39.

[5]) Die Werke von Leibniz, Bd. I, S. 169.

[6]) Mignet, Négociations etc., t. IV, p. 103.

[7]) In den Mémoires de Brandebourg: L'un donna des subsides, en foulant ses peuples; l'autre les reçut, en soulageant les siens.

Geleitet von der Ueberzeugung, daß der König nicht ein für Frankreich treu ergebenes Fürstenhaus darum ins Unglück verwickeln wolle, weil dieses zur Zeit durch unausweichliche Gründe der Pflicht sich mit ihm im Kriege befinde, lebe der Kurfürst der Hoffnung, daß der König das Vergangene vergessen und lieber auf den künftigen Vortheil schauen werde. — In Paris selbst ließ der Kurfürst bestimmter auf diejenige Angelegenheit hindeuten, die dem Könige am meisten am Herzen liege, welche seinen Ehrgeiz am lebhaftesten beschäftige. [1])

Fassen wir die Sache kurz: der Brandenburger Kurfürst bot, für die Erlaubniß, Pommern zu besitzen, dem Könige von Frankreich seine Dienste an, ihm die römische Kaiserkrone zuzubringen.

Ein patriotischer Geschichtsschreiber der Zeiten Leopolds sagt über die Veröffentlichung dieses Angebotes: „Der officielle Biograph (des Kurfürsten) hat dabei mehr die Gesetze der Geschichte als die Ehre seines Herrn im Auge gehabt." [2])

So sehr fern schien indessen damals die Sache nicht zu liegen. Zu Anfang Juni 1678 traf der erste Bote des Kurfürsten, d'Espence, nicht als Gesandter, sondern als Privatmann, mit diesem Erbieten in Paris ein. [3]) Damals war der Kaiser Leopold I. noch söhnelos. Der älteste Sohn, Joseph, der spätere römische Kaiser, wurde am 26. Juli 1678 geboren.

Ludwig XIV. schnitt dem d'Espence nicht alle Hoffnung ab. [4]) Aber er zog zur Zeit jeglichem Angebote den Ruhm vor, einen unglücklichen Bundesgenossen nicht verlassen zu haben, als den Beweis für die Zukunft, daß Frankreich die Macht und den Willen besitze, auch seine unglücklichen Bundesgenossen sicher zu stellen. [5]) Als der Kurfürst sich weigerte, freiwillig Pommern zu räumen, rückten die französischen Truppen gegen ihn heran. Noch einmal richtete Friedrich Wilhelm, am 26. Mai 1679, ein flehendes Schreiben an den König. „Ich erkenne an, sagt er darin, daß, wenn die Streitkräfte Ew. Majestät gegen die meinigen agiren, die Partie allzu ungleich ist, und daß ich erdrückt werden könnte durch einen König, der allein die Last des Krieges gegen die größten Mächte Europas getragen und sich mit solchem Ruhme und Erfolge herausgezogen hat. Aber wird denn Ew. Majestät Ihren Vortheil dabei finden, einen Fürsten zu Grunde zu richten, der den lebhaftesten Wunsch hat, Ihnen zu dienen, und der, wenn er erhalten bleibt, für Ihren Dienst etwas mehr aufwenden könnte als nur seinen guten Willen? Wahrlich, Ew. Majestät würden, wenn Sie mich verderben, selber zuerst es bereuen; denn Sie würden schwerlich auf der ganzen Welt einen Fürsten finden, der wahrhafter als ich und mit mehr Respect und Eifer Ihr ergebenster Diener sein würde." [6])

Ludwig XIV., sagt der französische Historiker Mignet, ließ sich rühren. Zwar mußte der Kurfürst in dem Friedensschlusse von St. Germain, vom 29. Juni, fast alle Eroberungen in Pommern an Schweden zurückgeben; aber in einem geheimen Artikel verpflichtete sich Ludwig XIV., um ihn für seine Unkosten zu entschädigen, und um

[1]) Pufendorf, lib. XVI, § 3, p. 1204; § 76, p. 1249. — lib. XVIII, § 1, p. 1378.
[2]) Wagner, t. I, p. 475.
[3]) Pufendorf, p. 1249.
[4]) A. a. O., p. 1252.
[5]) A. a. O., p. 1378.
[6]) Das Schreiben vollständig bei Mignet, Négociations etc., t. IV, p. 700.

ihm einen Beweis des Vergnügens zu geben, mit welchem der König ihn, den Kurfürsten, zur Allianz mit ihm zurückkehren sehe, binnen zwei Jahren 300.000 Kronthaler zu zahlen. [1])

Es ist vielleicht einzig in seiner Art, daß ein Sieger dem Besiegten einen erheblichen Theil der Kriegskosten bezahlt. Man muß nämlich bei diesem Betrage den Werth des Geldes damaliger Zeit im Auge behalten. Etwa derselbe Betrag jährlich reichte zwei Jahre später aus, den König Carl II. von England für Ludwig XIV. zu kaufen. Dem Kurfürsten gegenüber kehrt in dem Vertrage noch einmal der Ausdruck wieder, daß die Summe eine reine Bethätigung der guten Neigung des Königs für den Frieden sei. [2]) Der Werth des Geschenkes wird sich uns klarer stellen durch den Vergleich mit einer anderen Summe, die einige Monate später durch einen neuen Vertrag zwischen beiden Potentaten vereinbart wurde.

Obwohl in jenem Lobe Ludwigs XIV. für den Kurfürsten das Wort der Allianz vorkommt, so bezog es sich doch zunächst nur auf den Friedensvertrag. Aber der Kurfürst wollte ein formelles Bündniß. Das Wesen desselben für ihn sollte sein, daß Ludwig XIV. eine bedeutende jährliche Geldsumme zahle, damit der Kurfürst sein Landheer vermehre und eine mäßige Flotte unterhalte. Die französischen Minister vernahmen das anscheinend kühl. Sie sähen den Nutzen nicht ein, erwiederten sie, den Frankreich davon habe. Sie erinnerten an den öfteren Wechsel des Kurfürsten. Es müsse eine gewisse Zeit verfließen, bis man von der Feindschaft zum Bündnisse übergehe. [3]) Der Kurfürst ließ nicht ab. Er bot die reelle Waare an, auf die er, zuerst schon im Juni 1678, vor aller seiner Fiction einer vom Kaiser erlittenen Kränkung, hingedeutet hatte: die römische Königskrone, oder nach den Umständen, die Kaiserkrone für das Haus Bourbon. Da er mit diesem Erbieten dem eigenen sehnlichsten Wunsche Ludwigs XIV. entsprach: so konnte das Zaudern von französischer Seite nur den Zweck haben, den Preis zu drücken. Aber Friedrich Wilhelm beharrte. Der Handel kam zum Abschlusse bereits am 25. October 1679.

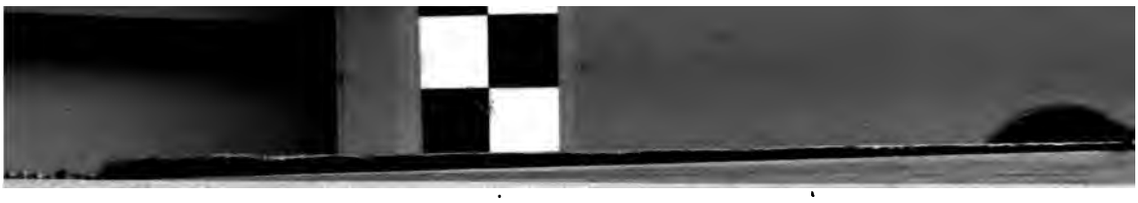
Der Vertrag umfaßt neunzehn Artikel, von denen die ersten neun Verschiedenes, und zwar minder Wichtiges, enthalten. Das eigentliche Wesen des Vertrages ist der Handel um die römische Kaiserkrone, eingeleitet durch Artikel 10, und ausgeführt in den folgenden. [4]) Der Kurfürst verspricht, daß er, im Falle der Kaiser die Kurfürsten berufe, in der Absicht, seinen Sohn Joseph, der damals noch ein Kind war, zum römischen Könige wählen zu lassen, auf alle Weise entgegen wirken wolle. Komme es dennoch zu einer solchen Versammlung, so verspricht der Kurfürst, in diesem Falle Niemandem als dem Könige von Frankreich oder dem Dauphin seine Stimme zu geben, auch in diesem Sinne auf die anderen Kurfürsten zu wirken. Wäre eine solche Wahl nicht durchzuführen, so verpflichtet sich der Kurfürst, sein Votum doch nur in Uebereinstimmung mit dem Könige von Frankreich einem Fürsten zu geben, der diesem

[1]) Pour le dédommager de ses dépenses et pour lui faire connaître le plaisir, avec lequel il le voyait rentrer dans son alliance. — Der ganze Vertrag mit den geheimen Artikeln lateinisch bei Pufendorf, lib. XVII, § 80, p. 1362.

[2]) Majestas Sua ex puro effectu propensionis suae optimae in bonum pacis promittere vult etc.

[3]) Pufendorf, lib. XVIII, § 2, p. 1378,

[4]) Der Vertrag im deutschen Auszuge bei Mörner: Staatsverträge Kurbrandenburgs, S. 413 u. f., und eben dort im Anhang im französischen Original.



genehm. Stürbe aber der Kaiser vor der erfolgten Wahl eines römischen Königs, dann verpflichtet sich der Kurfürst seinerseits und durch sein äußerstes Bemühen bei den übrigen Kurfürsten, die Wahl auf den König von Frankreich zu lenken, als den durch seine persönlichen Eigenschaften und seine Macht am meisten geeigneten Fürsten.

Der Preis, den Ludwig XIV. dem Kurfürsten für dieses Geschäft bezahlte, ist erstaunlich gering. Es waren einhunderttausend Livres jährlich für zehn Jahre. Die Geringfügigkeit des Betrages mochte die Folge des eifrigen Angebotes der Waare von Seiten des Kurfürsten sein. Dieser Eifer findet sogar seinen Ausdruck in dem Vertrage selbst, in dessen Eingange als Motiv geltend gemacht wird das Verlangen des Kurfürsten nach einer engeren Allianz. Allein, wenn auch darum der Kurfürst sich für den Anfang in die geringe Summe fügte, so war er doch auf diesem Gebiete des Handels dem Könige von Frankreich durchaus gewachsen, und wir werden sehen, daß es alljährlich ihm gelingt, eine Steigerung seines Preises herauszudrücken.

Der letzte Artikel besagt, daß der Vertrag, als der Ausdruck einer gegenseitigen Freundschaft, von beiden Seiten im tiefsten Geheimnisse gehalten werden solle. Wie der Käufer und der Verkäufer einander würdig, so haben sie dies Versprechen gegenseitig gehalten. Die Mitwelt mag die Existenz eines nicht ehrenhaften Vertrages solcher Art geahnt haben: sie hat den Wortlaut nicht gekannt.[1]) Sie hat dagegen die Consequenzen tief und schmerzlich empfunden. Denn dieser Vertrag ist für Deutschland der Ausgangspunkt einer Zeit, die an Verlust, an Jammer und an Schande schwerer wog, als ein sehr unglücklicher Krieg.

Nachdem dieser Vertrag vom 25. October 1679 das Verhältniß der beiden Potentaten festgestellt hatte, begannen sie von dieser Basis aus zu handeln. Der Kurfürst, der, wenn Ludwig XIV., im Juni 1678, seine Bitte hätte erhören wollen, im Verrathe an der gemeinsamen Sache auch den Kaufleuten von Amsterdam den Vorsprung abgewonnen hätte, erhob nun laute Klage, daß man ihn verlassen habe. Er erhob diese Klage nicht so sehr gegen die Holländer, welche in ihrem Sonderfrieden mit Frankreich vorangegangen, nicht so sehr gegen Spanien, welches den Holländern gefolgt, als gegen den Kaiser, welcher durch eigene Noth und die Untreue der Anderen gezwungen war. Der Kurfürst wiederholte diese Klage aller Orten, endlos, ad nauseam usque, wie Leibniz sich ausdrückt.[2]) Der Kurfürst sagte seinen Vertrauten: nicht der König von Frankreich habe ihn zum Frieden genöthigt, sondern der Kaiser, das Reich und seine Verbündeten. „Sie werden aber, fügte er hinzu, dafür büßen müssen: sie haben es aus Eifersucht gegen mich gethan: der König von Frankreich wird sie dafür strafen."[3])

War denn das Reich, auch wie es damals war, der französischen Macht nicht gewachsen? Es gab doch Manche, welche dies nicht zugestanden.

Auch damals ließ sich ein eifriger Patriot in einer Flugschrift vernehmen: „Ich sage mit Wahrheit, daß die Deutschen, wenn sie, auch ohne jede andere Hilfe, nur geeinigt in sich, mit den Franzosen zu thun hätten, ungeachtet aller französischen Tapferkeit, in weniger als drei Monaten vor Paris stehen und den Doppeladler pflanzen

[1]) Der Vertrag findet sich auch nicht bei Pufendorf.
[2]) Die Werke von Leibniz, Bd. V, S. 165.
[3]) Ranke, Genesis des preußischen Staates, S. 338.

würden auf den Louvre." [1]) Daß aber auf diese Einigkeit nicht zu hoffen war, liegt in jenen Worten des Brandenburger Kurfürsten zur Genüge ausgesprochen. Ludwig XIV. hatte die begründete Aussicht, daß die Wehrkraft des Reiches lahm gelegt würde durch einen der mächtigsten Fürsten desselben, der dann für seine Dienste hoffen durfte auf klingenden Dank von ihm.

* * *

Jedermann kennt die Thatsache der Reunionen, der Eroberungen unter dem Deckmantel des Friedens. Es genügt daher, die charakteristischen Züge anzuführen.

Die vor allem Anderen wichtigste Thatsache ist, daß die Reunionen beginnen gleichzeitig mit jenem Dienstvertrage des Brandenburger Kurfürsten mit Ludwig XIV., vom October 1679. Es wurden für die Ansprüche, die Ludwig XIV. an die Reichsgebiete auf dem linken Rheinufer zu erheben gedachte, nicht etwa besondere Gerichtshöfe eingesetzt. Die Obergerichte von Besançon für die Freigrafschaft, von Breisach für das Elsaß, von Metz für die drei Bisthümer, sämmtlich damals Parlamente genannt, reichten aus für den verlangten Dienst. Nur in Metz war zeitweilig eine besondere Gerichtskammer hinzugefügt, und daher hat der Name der Reunionskammern überwogen. [2])

Vor diesen Gerichten wurden die Ansprüche geltend gemacht, die der König von Frankreich auf diese oder jene Theile der benachbarten Länder des Reiches hatte oder zu haben vorgab. Das Verfahren begann sofort. Am 1. September 1679 bereits erfolgte das erste Urtheil der Kammer von Besançon. Es sprach dem Könige achtzig Dörfer von Mömpelgard zu. Man ging schrittweise. Gerade ein Jahr nachher erkannte dieselbe Kammer dem Könige das ganze Mömpelgard zu. Louvois tadelte die etwaige allzu große Eile. „Es handelt sich nicht darum, schrieb er dem eifrigen Ravaux in Metz, in einem oder in zwei Monaten die Oerter zu reuniren, auf welche die Krone Anspruch hat, sondern es zu thun in der Art, daß ganz Europa anerkennt: der König handle nicht mit Gewalt, suche nicht des Uebergewichtes, welches er sich über alle Mächte Europas durch eigene Kraft verschafft hat, sich zu bedienen, um andere Länder an sich zu reißen, sondern lediglich um den Domkirchen der drei Bisthümer, welche mit allen daran haftenden Rechten das Reich ihm abgetreten, das Genommene wieder zu bringen. Dann wird man anerkennen, daß der König Gerechtigkeit übt." [3])

Der Hohn, daß Jemand, der Kläger, Zeuge, Richter und Vollstrecker in Einer Person war, noch dazu die Anerkennung des Rechtes forderte, war noch mehr beleidigend als die That selbst.

Allein suchen wir auf den Grund des ganzen Vorgehens zu kommen.

Wir bemerken zunächst die Verschiedenheit des Objectes dieses Krieges im Frieden von den beiden ersten offenen Kriegen Ludwigs XIV. Der erste hatte bezweckt, Belgien zu nehmen, der zweite die Republik Holland zu vernichten. Der tiefere Grund beider Kriege war das Trachten nach der Succession in der spanischen Monarchie. Die Reunionen von 1679 an richten sich zum geringeren Theile gegen die belgischen Besitzungen des Königs von Spanien, zum bei weitem größeren gegen die Länder des Reiches am linken Rheinufer. Der tiefere Grund war also ein anderer.

[1]) Rousset, Louvois, t. III, p. 234.

[2]) A. a. O., p. 18 et suiv.

[3]) A. a. O., p. 23.

In der That hatten sich in Betreff Spaniens die Dinge in so weit verändert, daß die Eröffnung der Thronfolge dort nicht mehr wie in den ersten Jahren Carls II. von einem Tag zum anderen bevorzustehen schien. Das schwache Lebenslicht des jungen Königs war dennoch nicht erloschen. Er war herangewachsen, war selbständiger König geworden. Bereits im October 1677 waren Verhandlungen angeknüpft zum Zwecke einer Heirat zwischen ihm und Marie Louise, Prinzessin von Orleans, einer Nichte Ludwigs XIV. Nach hergestelltem Frieden ward die Heirat vollzogen. Demgemäß trat die Aussicht auf die Ergreifung der spanischen Monarchie bei Ludwig XIV. einstweilen zurück.

Um so lebhafter konnte er seinen anderen Hauptplan verfolgen, denjenigen gegen das Kaiserhaus.

Wir haben festzuhalten, daß er allein in Westeuropa sicher wußte, daß Kara Mustafa kommen werde. Im Reiche stand der Kurfürst von Bayern in seinem Dienste. Ludwig XIV. suchte eben damals dieses Band fester zu knüpfen durch die Heirat seines Dauphins mit der bayerischen Prinzessin Maria Anna. Der Kurfürst von Brandenburg hatte selber den Dienstvertrag angeboten und durchgesetzt, durch welchen er seine Kurstimme bei der demnächstigen Wahl an das Haus Bourbon im voraus verkaufte. Die Staatsmänner von Berlin scheinen das eigene Gewissen beruhigt zu haben mit der Ausrede, daß das Versprechen zweifelhafter Natur, Veränderungen unterworfen, und von künftigen Conjuncturen abhängig sei. [1]) Wenn diese Worte nur die eine Auslegung zuzulassen scheinen, daß Brandenburg, nachdem es den Kaufpreis genommen, sich von der Gegenleistung dennoch los machen könne: so steht dem entgegen, daß bei der bündigen Fassung des Vertrages, die alle denkbaren Fälle in Aussicht nahm, in dem Vertrage selbst eine Lücke zum Durchschlüpfen sich nicht fand, daß daher Ludwig XIV. sich berechtigt glauben durfte, auf Grund des Vertrages und für sein gezahltes Geld die Kurstimme des Brandenburgers im gegebenen Falle zu fordern.

Allein es gab noch sechs andere Kurfürsten. Vier von ihnen, diejenigen am Rhein, waren für Ludwig XIV. erreichbar.

Und dies führt uns auf den eigentlichen, oder doch hauptsächlichen Zweck der Reunionen.

Nehmen wir hier eine Unterredung vorauf, die um drei Jahre später stattfand, also nachdem Straßburg bereits genommen, Luxemburg bedroht war. „Der König, sagte ein Franzose zu dem englischen Gesandten Preston in Paris, wird sich auf kein Aequivalent für Luxemburg einlassen. Denn durch Straßburg, welches er bereits besitzt, und durch Luxemburg, welches er nehmen will, hat er die vier Kurfürsten des Rheines in seiner Macht, und kann, sobald ihm der Zeitpunkt geeignet erscheint, sie nöthigen, ihn zum römischen Könige zu wählen und demgemäß zum Herrn des Reiches zu machen." [2])

Es bedurfte für die schärfer Blickenden nicht eines solchen ausdrücklichen Zeugnisses von französischer Seite. Die drei venetianischen Botschafter Contarini, Foscarini, Venier, die nach einander von 1676 bis 1688 in Paris verweilten, machten, Jeder

[1]) Ranke, Genesis des preußischen Staates, S. 336, aus einem Briefe des Gesandten Meinders in Paris.

[2]) Dal rymple's Memoirs of Great Britain, vol. II, Appendix, p. 42. Vom 3. Febr. 1683.

aus sich, dieselbe Beobachtung, daß das Streben Ludwigs XIV. gerichtet sei auf die römische Kaiser- oder Königskrone, für sich oder für den Dauphin. Auch Foscarini ist der Ansicht, daß der Besitz Belgiens, zunächst also Luxemburgs, dem Könige von Frankreich die Kurfürsten des Rheines wie gefangen in die Hände liefere, und daß demgemäß die römische Kaiserkrone auf das Haus Bourbon kommen müsse. Indem aber die beiden letzteren ihre Berichte nach der Türkengefahr von 1683 niederschreiben, sprechen sie die Ansicht aus, daß Ludwig XIV. für die Verwirklichung seines Planes vorher auf die Türkengefahr gerechnet, auf diese als den erwünschten Anlaß gehofft habe.[1])

Es ist dabei zu wiederholen, daß der Vertrag zwischen Ludwig XIV. und Kurbrandenburg, vom 25. October 1679, der uns Späteren die volle Klarheit gibt, den damaligen Zeitgenossen unbekannt blieb.

Wir werden im Laufe der Ereignisse noch wiederholt das Urtheil der kundigen Zeitgenossen in dieser Richtung vernehmen.

Am wenigsten dem Kaiser Leopold selber konnte es auf die Dauer verborgen bleiben, welches Ziel Ludwig XIV. für sich und sein Haus ins Auge faßte. Bereits zum Jahre 1674 finden wir die Bemerkung des venetianischen Botschafters Morosini in Wien: „In dem Kaiser ist der Verdacht tief bewurzelt, daß der König von Frankreich trachtet nach der römischen Königskrone.“[2]) Aehnlich meldet einige Jahre später Giustiniani: „Der Kaiser erkennt, daß Ludwig XIV. nach einem höheren Titel strebt als dem königlichen.“[3]) Indem daher dann der Kaiser alle Schritte Ludwigs XIV. als auf dieses Ziel hin gerichtet ansehen mußte, wuchs in ihm die Pflicht für die Gesammtheit mit derjenigen der Selbsterhaltung untrennbar zusammen.

Jedoch erst im Laufe der Dinge von 1679 an ward dem Kaiser dies Trachten Ludwigs XIV. in Betreff der Reunionen zur vollen Klarheit, nicht vom Anfang an, nicht gleich nach dem Frieden von Nymegen.

Und eben so wenig oder noch weniger erkannte der Kaiser bereits im Jahre 1679 und auch in den nächsten drei Jahren die im Osten aufsteigende Gefahr, welche in den Berechnungen Ludwigs XIV. einen so wichtigen Factor ausmachte. Richten wir also unseren Blick nach Constantinopel.

* * *

Drei kaiserliche Residenten dort, Kinsberg, Hofmann, Terlingo, waren rasch nach einander gestorben. Im Jahre 1679 sandte der Kaiser den Herrn von Kuniz, ausgestattet mit einem kaiserlichen Handschreiben an den Sultan und mit einem Briefe Montecuculis an Kara Mustafa. Montecuculi war nämlich Präsident des Hofkriegsrathes, welchem, nach der damaligen Eintheilung der Geschäfte, die Beziehungen mit der Türkei oblagen. Die Aufgabe für Kuniz war, den auf 20 Jahre geschlossenen Frieden von Vasvar, der im Jahre 1684 ablief, in voraus zu erneuern. Die Berichte von Kuniz über seine Audienzen lassen ersehen, daß Kara Mustafa über die politische Lage der Dinge in der Christenheit im Ganzen wohl unterrichtet war. Er fragte, zu Anfang Juni 1680, ob Casale bereits in den Händen der Franzosen — also fast anderthalb Jahre vor der That. Seine Erkundigungen kehrten immer wieder zu Frankreich

[1]) Barozzi e Berchet, Francia t. III, p. 336, 407, 422, 444.

[2]) Fontes rerum Austriacarum, Bd. XXVII, S. 157: Il radicato sospetto et opinione dell' Imperatore, che aspiri cioè il Christianissimo alla corona di Rè de Romani.

[3]) A. a. O., S. 229.

zurück. Er fragte, woran es liege, daß die Allianz zwischen dem Kaiser, Spanien, Holland wider Frankreich nicht besseren Erfolg gehabt. Er fragte weiter, ob nach dem Frieden der König von Frankreich Ansprüche an das Reich erhoben oder Unruhen dort erregt habe. Dieser König, fuhr Kara Mustafa fort, sei sehr ehrgeizig: ob er denn viele Truppen habe. Auf die bejahende Antwort von Kuniz fragte Kara Mustafa weiter, gegen wen diese Macht gerichtet sei. Kuniz wich aus: das stehe zu erwarten. [1])

Die Fragen des Kara Mustafa lassen erkennen, daß er von den Thätlichkeiten Ludwigs XIV. gegen das Reich Kunde hatte. Das Verhältniß zwischen Kara Mustafa und Nointel hatte sich nicht hergestellt: der Letztere war daher, im September 1679, ohne Abschieds-Audienz, abgereist. An seine Stelle kam der Graf Guilleragues, der in Betreff des Sophas dieselben Ansprüche erhob, jedoch ohne Gewährung zu finden, und seinerseits, ohne es wieder zu einem Eclat kommen zu lassen. Es liegt nahe, daß Guilleragues den Großwesir darauf hingewiesen hat, daß Ludwig XIV. durch die Reunionen bereits zu Gunsten des türkischen Einbruches arbeite. Indessen auch bei allem guten Willen dafür mußte Kara Mustafa diesen Plan hinausschieben, so lange noch die Verwickelung mit Moscovien dauerte.

Die Meldungen des Residenten Kuniz aus Constantinopel im Jahre 1680 ergaben, daß er damals die Absicht des Großwesirs wider den Kaiser noch nicht erkannte. Jedoch verhehlte er in seinen Berichten nicht die Besorgniß darüber, daß Kara Mustafa jeglicher bestimmten Antwort auf den Antrag der Erneuerung des Friedens auswich. Diese Besorgniß theilte der venetianische Bailo Morosini. Er kleidete sie, nach seiner Rückkehr von Constantinopel, im Jahre 1680, vor dem Senate von Venedig in die Worte: „Bei meiner Abreise von Constantinopel stand das Vertrauen zwischen der Türkei und dem Kaiser zweifelhaft und ungewiß, und mit Bezug auf das Uebelwollen des jetzigen Großwesirs und der anderen Minister, darf ich hier vor dem Senate aussprechen, daß, wenn die Besorgnisse der Türken vor einem Bunde der Polen und der Russen aufhörten, ohne Zweifel die nächsten Aggressivstöße der Türken zum Schaden des Kaisers erfolgen würden. Denn die Türken sind begierig nach Ungarn. Der Reichthum des Bodens dort, die Annehmlichkeit des Klimas, so wie die Lage des Landes, die Wichtigkeit eines solchen Besitzes, locken sie an. Dazu kommt für sie als besonderer Anreiz noch der Eifer, mit welchem der Kaiser wie um jeden Preis die Verlängerung des Friedens zu erlangen sucht. Man dürfte sagen, daß zu den menschlichen Berechnungen, welche die Verlängerung des Friedens unwahrscheinlich machen, sich auch noch die Fügungen des Himmels hinzugesellen. Denn in fünfzehn Monaten sind nach einander vier Gesandte des Kaisers, die sämmtlich den Auftrag hatten, für die Erneuerung des Friedens zu arbeiten, in Constantinopel gestorben." [2])

Die beiden letzten Sätze zeigen, daß Morosini doch die hauptsächliche Triebfeder nicht erkennt, den fertigen Entschluß des Großwesirs Kara Mustafa, der nur noch durch die äußeren Hindernisse gelähmt wurde. Wenn von den Bemühungen des kaiserlichen Gesandten etwas abgehangen hätte, so zeigt der ganze Verlauf der Dinge bis in das Jahr 1683, daß Kuniz an rastloser Thätigkeit Keinem nachstand. Und eben so wenig an Scharfblick. Bereits am 23. August 1680 blitzte ihm aus dem Vergleiche verschiedener Aeußerungen des Großwesirs das eigentliche Geheimniß auf. Er meldete

[1]) Die Turcica im k. k. Archive. Namentlich der Bericht von Kuniz vom 14. Juni 1680.

[2]) Barozzi e Berchet, Turchia, t. II, p. 235.

seine Wahrnehmung nach Wien; jedoch war man dort nicht geneigt, an dasjenige zu glauben, was man so sehnlichst zu vermeiden wünschte, und es verblieb für Kuniz später nur die Genugthuung, rechtzeitig und zuerst gewarnt zu haben. [1])

Für Ludwig XIV. dagegen war es die wichtige Frage, wie er in der Erwartung des von türkischer Seite ihm in Aussicht gestellten Angriffes auf den Kaiser, nach dem Abschlusse des Friedens von Nymegen sich in Betreff Ungarns verhalten solle. Sein Botschafter Bethune in Warschau war in das Geheimniß der türkischen Kriegesabsicht nicht eingeweiht. Er durfte daher erwarten, daß Ludwig XIV. nun, nach dem Abschlusse des Friedens von Nymegen, die Zahlungen für die Rebellen in Ungarn einstellen werde. Ludwig XIV. entsprach dieser Erwartung jedoch nur in so weit, daß er sie beschränkte. Die Instruction darüber an Bethune ist bemerkenswerth. Sie lautet in den Hauptzügen wie folgt. [2])

„Da Ungarn mir schon große Summen gekostet hat und sich ohne schwere Ausgaben nicht halten kann: so ist es mein Wille, daß Sie dieselben auf 100.000 Thaler beschränken, sei es, um unter der Hand die Unzufriedenen zu fernerem Kriege gegen den Kaiser zu unterstützen, sei es um den Ausgleich für sie günstiger zu machen. In jedem Falle aber haben Sie dahin zu trachten, daß in diesem Königreiche eine Partei des Widerstandes gegen das Haus Oesterreich, wenn auch im Geheimen, erhalten bleibe. Sie haben Ihr Verfahren demgemäß so einzurichten, daß der Nutzen, den ich von den dortigen Angelegenheiten ziehe, mir nicht höher zu stehen kommt, als auf 100.000 Thaler. Sie werden selber leicht ermessen, daß diese Instruction geheim bleiben muß, damit Sie meine Absicht, die Ungarn fortan minder ausgiebig als bisher zu unterstützen, ihnen um so leichter verhehlen können. Auch werden Sie Sich so zu benehmen wissen, daß der König von Polen diesen meinen Plan nicht durchschaue, und werden fortfahren ihm zu versichern, daß ich bei allen etwaigen Unruhen, die das Haus Oesterreich ihm in seinem Königreiche erregen möchte, sehr gern ihm thatsächlich meine Freundschaft beweisen werde."

Ludwig XIV. will also auch in Ungarn seinen Krieg im Frieden wider den Kaiser fortführen, vermittelst der Rebellen, die von Freiheit und Vaterland reden, und dafür sich kaufen lassen durch französisches Gold, die aber zugleich dabei auch selber von dem vermeintlichen Wohlthäter betrogen werden sollen. Aehnlich will Ludwig XIV. den König Johann Sobieski irre führen, und dann ihn schützen gegen Unruhen, die der Kaiser ihm erregen würde, während in Wirklichkeit die Gefahr der Unruhen, die etwa zu befürchten stand, herstammte von der treulosen Politik Ludwigs XIV. in Ungarn.

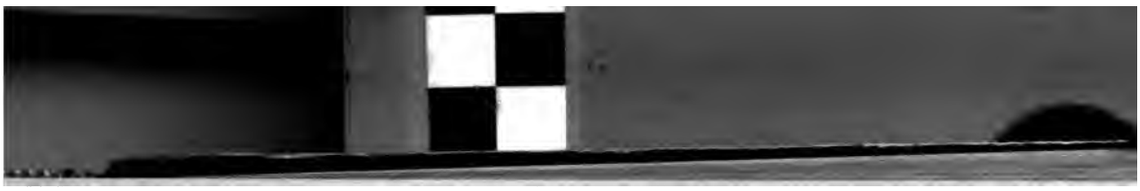
Denn die Klagen des Kaisers über dieselbe verhallten bei vielen Polen nicht ungehört. Im Herbste des Jahres 1678 meldete Bethune wiederholt, daß die polnische Opposition darauf ausgehe, alle Diejenigen, welche der Rebellion in Ungarn Vorschub geleistet, vor dem nächsten Reichstage zur Rechenschaft zu ziehen. [3]) Auch die Königin Marie Casimire redete in dieser Richtung. Es kam darüber zu heftigen Auftritten zwischen ihr und dem Gemahl. Denn Sobieski war noch immer, wie Bethune es bezeichnet, bon français. [4])

[1]) Sein Bericht vom 9. März 1682, in den Turcicis des k. k. Archives.

[2]) Archivum Frankuskie do Dziejow Jana III. vol. II, p. 147. Im Sommer 1678.

[3]) A. a. O., p. 149 u. 168.

[4]) A. a. O., p. 187 u. 205.



Ungeachtet der Beschwerden des Kaisers und der nicht geringen Anzahl der Polen, welche sie als begründet anerkannten, gelang es der französischen Partei im Reichstage, im Frühlinge 1679, die volle Amnestie für alle Polen durchzusetzen, die sich bei der ungarischen Rebellion betheiligt hatten. Bethune sandte die specificirte Kostenrechnung dafür ein. Die Ansätze variirten von 1000 Ducaten bis hinunter zu 50 Ducaten. Die ganze Summe betrug 3664 Ducaten.[1]) Bethune erbot sich damals für den Betrag von 20.000 Thalern jährlich seinem Könige einen so gesicherten Anhang in Polen zu schaffen, daß auch der König dort sich demselben fügen müsse.[2])

Der polnische Reichstag von 1679 faßte einen anderen wichtigen Beschluß, der ganz den Wünschen Johann Sobieskis entsprach, und dem auch Bethune nicht widerstrebte. Der Beschluß autorisirte den König, sich mit den beiden Großfürsten von Moskau zu verbünden, und mit den Türken zu brechen. Da man sich aber auf moskovitische Bundestreue nicht verlassen dürfe: so sollten zugleich drei Botschaften mit der Bitte um Hilfe an die Häupter der Christenheit entsendet werden: den Papst, den Kaiser, den König von Frankreich. Für die ersten beiden wurde der Prinz Radzivil ernannt, für die letzte der Kronschatzmeister Morštyn, zugleich mit dem Auftrage Sobieskis, eine Verständigung der Königin Marie Casimire mit Ludwig XIV. zu versuchen.[3])

Die Rede Radzivils in Wien war nachdrücklich. Dem Kaiser, sagte er, liege die Pflicht des Schutzes der Christenheit ob:[4]) darum fordere der König von Polen ihn auf zum Bunde wider den Erbfeind des christlichen Namens. In Rom ersuchte Radzivil den Papst Innocenz XI. um eine Beisteuer zum heiligen Kriege für Polen als diejenige Nation, welche dem Oberhaupte der Kirche immer getreu, nie den Vorwurf einer Spaltung auf sich geladen. Innocenz XI. erwiederte, daß er keine Mühe, keine Last scheuen werde, um ein der Christenheit so heilsames Werk zu befördern.[5])

Andere Erwägungen jedoch hatte der Kaiser Leopold zu machen. Er und seine Räthe fragten: woher dieser plötzliche und unzeitige Eifer des Polenkönigs, wo für den Kaiser der Friede mit den Türken sich noch auf fünf Jahre erstrecke? Es war doch gewiß, daß Johann Sobieski die Krone hauptsächlich der französischen Partei verdankte und der Dienstwilligkeit für Frankreich seitdem nicht entsagt hatte. In Warschau, sagte man, sei Bethune Herr, der, ob mit Wissen, ob sogar mit Zustimmung, in jedem Falle aber ohne Hinderniß von Seiten des Königs Johann Sobieski, die ungarische Rebellion unterstütze. Darum müsse, was vom Hofe in Warschau komme, gleich gehalten werden mit demjenigen, was vom französischen Hofe komme, dessen Streben gerichtet sei auf das Verderben des Erzhauses. Es liege nahe, daß das Gerücht eines solchen Bündnisses die Türken aufreizen werde. Aber bei der Lage der Dinge im Reiche müsse ein Türkenkrieg mit höchster Sorgfalt vermieden werden. Auf eine Hilfe der deutschen Fürsten gegen die Türken sei gar kein Verlaß. Wären sie einig und willig zum Kriege, so würde diese Willigkeit doch nur gegen Frankreich gehen. Aber auch sogar, wenn man auf das Bündniß einginge, würde man nur auf

[1]) A. a. O., p. 221.
[2]) A. a. O., p. 201.
[3]) A. a. O., p. 203.
[4]) Christianitatis tutela tibi incumbit. — Die Reden Radzivils in Lünig: Orationes procerum etc., t. II, p. 447 sq.
[5]) A. a. O., p. 458.

die Polen selber sich verlassen können? Würde nicht Bethune Mittel und Wege finden, durch die Erregung innerer Zwietracht die Polen in sich selber lahm zu legen? Würde dagegen nicht Frankreich vom Westen, Schweden vom Norden her, sich die günstige Gelegenheit zu nutze machen, um das Erzhaus zu erdrücken? [1]) — Dennoch ward der Antrag Radzivils nicht geradezu abgelehnt, sondern anders gewendet. Der Kaiser erklärte sich bereit, mit Polen in ein Defensiv-Bündniß wider die Pforte zu treten. Der Papst Innocenz XI. stimmte lebhaft zu. „Der Nuntius, meldet Bethune, benimmt sich in Warschau, als wäre er ein Minister des Kaisers." [2]) Nach der Ansicht Bethunes war es sogar der Plan des Papstes Innocenz XI., den beabsichtigten Defensiv-Bund noch weiter auszudehnen, so daß zugleich auch Deutschland und Italien gegen französische Uebergriffe gedeckt würden. [3])

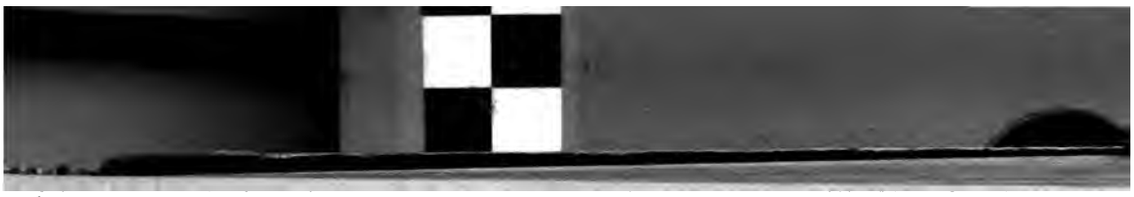
Eben darum arbeitete Bethune entgegen. Er entwickelte dem Könige Ludwig XIV. seine Ansicht in folgender Weise: „Die Consequenzen einer solchen Defensiv-Allianz würden für Frankreich zugleich gefährlich und schädlich sein. Denn durch die gegenseitige Pflicht der Hilfe würde sie Polen an das Schicksal des Kaisers binden, so daß, im Falle eines Angriffes der Türkei in Ungarn, das Königreich Polen sich genöthigt sähe, für die Vertheidigung desselben einzutreten. Griffe dagegen der Türke Polen an, so würde der Kaiser durch die Hilfe, die er leiste, einen festen Fuß in Polen erlangen, und davon bei allen vorfallenden Aenderungen seinen Nutzen ziehen. — Breche dagegen wieder im Reiche der Krieg aus, so würde die Allianz mit Polen dem Kaiser zum höchsten Nutzen gereichen. Denn dann wäre Ungarn nicht gegen den Kaiser zu verwerthen, sondern er würde von dort her durchaus sicher sein. Auch der Kurfürst von Brandenburg würde nicht für Frankreich agiren dürfen, aus Furcht für seine von Polen enclavirten Länder." [4])

Da Bethune nicht einmal wußte, daß Ludwig XIV. auf den Anzug der Türken gegen Ungarn rechnete: so hatte dieser König um so mehr Grund, mit der eifrigen Thätigkeit seines Dieners in Warschau zufrieden zu sein. Im Reichstage vom Januar 1680 stimmten zwei Drittel der Senatoren gegen die Defensiv-Allianz mit dem Kaiser, und nur ein Drittel dafür. „Dieses Drittel, setzt Bethune hinzu, bestand aus den Parteigängern des polnischen Hofes und den Pensionären von Oesterreich." [5])

In Betreff dieser letzteren Bezeichnung darf man begründete Zweifel aussprechen. Weder entsprach es dem Charakter der kaiserlichen Politik, sich Stimmen im fremden Lande zu erkaufen, noch besaß sie die dafür erforderlichen Mittel.

Die französische Politik hatte also in Warschau nochmals wieder den Sieg errungen; aber zugleich warnte Bethune den König Ludwig XIV. Der kaiserliche Resident Zierowski sei unermüdlich, die Anhänger Frankreichs für den Kaiser zu gewinnen. Die Königin werde es nicht verschmerzen, daß die Partei, zu welcher sie halte, eine Niederlage erlitten. Die Königin und ihr Gemahl hindern bereits die Ausführung der Maßregeln, die Bethune für Ungarn und Siebenbürgen getroffen. Der Kaiser erstrebe nachdrücklich die Pacification von Ungarn, und mache Fortschritte darin. — Deshalb

[1]) Wagner, t. I, p. 498.
[2]) Archivum Frankuskie do Dziejow Jana III, vol. II, p. 368, 408.
[3]) A. a. O., p. 423.
[4]) A. a. O., p. 356.
[5]) A. a. O., p. 353.



räth Bethune, Ludwig XIV. möge entgegen kommen, möge die Forderungen, die das polnische Königspaar durch Morštyn erhoben, bewilligen, nicht blos diejenigen des Königs, sondern auch der Königin, möge ferner sich eine starke Partei in Polen schaffen. Die Kaufsumme für dieselbe ist in seinen Augen gestiegen, nämlich auf 20.000 Ducaten jährlich, und zwar so, daß er die Preisliste im Einzelnen angibt. Wenn das nicht geschehe, so werde eines Tages Ludwig XIV. beide, den Hof und den Reichstag, gegen sich haben, und sie dann nur mit schweren Kosten wieder gewinnen können. [1])

So Bethune am 27. März 1680. Die Voraussagung des wenig ehrenhaften, aber scharf blickenden Diplomaten wurde erst drei Jahre später zur vollen Wahrheit.

Die Forderung der Königin Marie Casimire, daß ihrem Vater Arquien der Titel eines Duc und Pair von Frankreich gegeben werde, hatte bei Ludwig XIV. gar keine Aussicht. Aber auch diejenige des Königs Johann Sobieski wollte er nicht erfüllen. Er war der Meinung, daß, auch wenn es der Königin Marie Casimire gelinge, den Gemahl zu dem Kaiser hinüber zu führen, dennoch die Mehrheit der Polen nicht mit ihm gehen würde. [2])

Um dagegen dem Könige Ludwig XIV. zu zeigen, wie es mit Sobieski stehe, berichtete ihm Bethune die eigenen Worte desselben. „Sie wissen, hatte Sobieski gesagt, was ich seit Ihrem Aufenthalte in Polen gethan, um dem Könige von Frankreich meine Freundschaft zu beweisen, und wie ich ihm gedient habe ohne Eigennutz und selbst mit der Gefahr, mich und meine Familie zu Grunde zu richten. Während dieser Zeit haben der König von England und verschiedene deutsche Fürsten beträchtliche Summen von ihm gezogen, nicht weil sie ihn unterstützten, sondern nur, damit sie sich nicht gegen ihn erklärten. Ich bin der Einzige, den man schlecht behandelt und vernachlässigt hat. Dagegen muß ich sehen, daß jetzt der Kurfürst von Brandenburg und Diejenigen, welche sich als entschiedene Feinde des Königs bewiesen haben, täglich mit Gnaden und Geschenken überschüttet werden. Alles das hat bisher mich nicht gehindert, die mir gemachten Anerbietungen auszuschlagen, weil ich beständig bleiben will bis ans Ende. Allein, wenn man das Verhalten mir gegenüber nicht ändert, so darf man mir keinen Vorwurf machen, wenn ich der Besonnenheit und meinem Interesse entsprechend handle. Frankreich hat viele Feinde und Neider und würde mehr Sicherheit in meiner Freundschaft gefunden haben als in derjenigen des Königs von England und der deutschen Fürsten, die es so theuer kauft. Ich werde noch die letzte Antwort an meinen Botschafter abwarten, und Sie wissen ja, daß ich meine Entschlüsse nicht überstürze. Aber glauben Sie denn, daß der Kurfürst von Brandenburg dem Könige getreu bleiben wird? Die Zeit wird es lehren." [3])

Die Rede Sobieskis ist charakteristisch in mehr als einer Beziehung, nicht blos für ihn selber, sondern auch für die Anderen, die er benennt. Sie übte jedoch auf Ludwig XIV. nicht die Wirkung, welche Sobieski selber und Bethune davon erwarteten. Die Antwort an den Letzteren, im August 1680, enthielt seine Abberufung und die Ankündigung, daß der König, um die guten Beziehungen mit dem Hause Sobieski herzustellen, abermals den Bischof Forbin Janson senden werde, und dann als ständigen Botschafter den Marquis Vitry. [4])

[1]) A. a. O., p. 358. — [2]) A. a. O., p. 389. — [3]) A. a. O., p. 447. — [4]) A. a. O., p. 448

Ludwig XIV. hielt demnach fest an der früher ausgesprochenen Meinung, daß, auch wenn das Haus Sobieski sich von ihm wende und zum Kaiser übertrete, dennoch dasselbe, gegenüber der französischen Partei in Polen, nicht vermögen werde, sich für den Kaiser zu bethätigen. Welches Gewicht gerade diese Frage drei Jahre später haben werde, konnte im Jahre 1680 Ludwig XIV. eben so wenig wie ein Anderer voraussehen.

* * *

Die Gefahr, die nach dem Frieden von Nymegen für den Kaiser Leopold und seine Völker heraufzieht, ist demnach, wie wir beobachtet haben, eine doppelte, zugleich von Osten und von Westen, so jedoch, daß die erstere damals selbst noch nicht klar und bestimmt erkannt wird. Wir haben also zurückzukehren zu der Haltung des Kaisers gegenüber der unmittelbar drängenden Gefahr, derjenigen von Westen her.

Nach dem Abschlusse des Friedens erwog der Kaiser, wie in früheren Fällen, die Frage der Entlassung des Heeres. Für die Beibehaltung trat dringender noch als vierzehn Jahre zuvor der alte Montecuculi ein. Denn Ungarn sei nicht besänftigt, der Türke lauere, Frankreichs Absicht sei nicht ein wirklicher Friede, der Brandenburger nicht ehrlich. Die Entlassung dagegen vertraten Emerich, den als Kapuziner-Mönch der Kaiser Leopold zum Bischofe von Wien erhoben, und der Graf Sinzendorf, der Präsident der Hofkammer (d. h. der Finanzminister). [1])

Das Widerstreben des Letzteren, der die schweren Kosten eines stehenden Heeres geltend machte, rief spät genug, doch endlich, alle Gegner seiner Verwaltung wach. [2]) Montecuculi betrachtete den Sturz desselben wie seine letzte Lebensaufgabe. Die Anklagen häuften sich. Der Kaiser ließ den Grafen Sinzendorf zu Linz verhaften, und dort, im Hause des Grafen Nostitz, eine Untersuchung über seine Amtsführung eröffnen, im October 1680. Dieselbe ergab den nachweisbaren Unterschleif von etwa zwei Millionen Gulden. Die Patrioten hofften, daß hier, wo das Grundübel aufgedeckt war, unter welchem Alle litten, nun endlich einmal durchgegriffen werde mit aller Strenge. Es geschah nicht. Der Kaiser begnügte sich mit dem Ersatze des nachgewiesenen Schadens und mit der Entlassung des Grafen Sinzendorf. Die schweren Anklagen gegen denselben sah er nach. [3]) Der Kaiser mochte sich nicht klar darüber werden, daß seine Güte und Gnade gegen den einen schuldigen Mann für die Millionen seiner treuen und fleißigen Unterthanen an Wirkung gleich war wie eine grausame Härte.

Der Venetianer Giustiniani, welcher Zeuge dessen war, daß ein Mann, der ein volles Viertel-Jahrhundert hindurch den Kaiser und seine Völker geplündert, auf solche Weise davon kam, hält dem entgegen das strenge Walten des Königs von Frankreich, dessen Hand in solchen Fällen schwer hernieder greife auf den Schuldigen. Das Verfahren gegen Sinzendorf beseitigte den einen Mann, nahm die Wurzel des Uebels nicht hinweg. Giustiniani berichtet einen andern Fall, wo in fünf bis sechs Jahren ein Oberst sich 200.000 Gulden erpreßt habe. [4])

[1]) Wagner, t. I, p. 517.

[2]) Ein ausführliches Gutachten des GR. Grafen Quintin Jörger über die Verbesserung des Kammerwesens am k. Hofe, vom 14. April 1679, spricht von der Untreue Sinzendorfs als bereits notorisch. In Lünigs, Selecta Scripta Illustria, S. 79 u. f.

[3]) Die Anklage lautete auf crimina falsi, concussionis furti, peculatus, perjurii, repe tundarum, neglecti et male administrati officii.

[4]) Fontes rerum A., Bd. XXVII, S. 212, 225. Bericht von 1682.

Der Kaiser ging nicht so weit, das Heer völlig zu entlassen. Es ward der Mittelweg gefunden, 36.000 Mann zu behalten. Unter ihnen waren die 7000 Cürassiere, welche von den Kundigen betrachtet wurden als die erste Truppe der Welt. Es hieß von ihnen, daß der Feldheer, der sie zu verwenden wisse, im Voraus des Sieges sicher sei. [1]) Wenige Jahre später ward ihnen diese Aufgabe in dem großen Türkenkriege.

Diese Heeresmacht von 36.000 Mann war die eigene des Kaisers innerhalb seiner Erblande, in derselben Weise wie die mächtigeren der Reichsfürsten, ein jeder innerhalb seines eigenen Landes, ein eigenes Heer besaßen. Ein Reichsheer war nicht da. Ein sofortiges bewaffnetes Einschreiten gegen die Reunionen war daher nicht möglich.

* * *

Unterdessen gingen diese fort, unaufhaltsam. Die Klagen der Geschädigten und Bedrängten strömten ein bei dem Kaiser. Er erwog die Mittel zur Abhilfe. Er dachte zunächst an eine Zusammenkunft mit dem mächtigsten Reichsfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gegen welchen eine Thatsache zum Verdachte damals noch nicht vorlag.

Gleichzeitig schien eine andere Aussicht aufzugehen. Denn eben damals, im Beginne des Jahres 1680, gab sich der Prinz von Oranien der Hoffnung hin, daß es endlich ihm gelingen könne, von seinem Oheim Carl II. von England, der längere Zeit hindurch kein Geld von Ludwig XIV. bezog, für immer diese unwürdige Fessel fern zu halten. In der Seele jenes äußerlich kalten, verschlossenen, wortkargen Holländers glühte ein Patriotismus, der sich bis zur Leidenschaft steigerte. Er fand Schutz und Sicherheit für seine Heimat nur in einer allgemeinen Allianz, welche die minder Mächtigen zusammen fassen würde wider die Uebermacht des Königs von Frankreich. Er hatte sich im Jahre 1678 dem Sonderfrieden der Republik mit Frankreich widersetzt, so lange er es vermochte. In diesem Kampfe, in welchem er zuletzt fast allein stand, hat er in einer Unterredung mit dem Engländer Temple selber sich gezeichnet. Temple meldete ihm, daß er in Holland auch nicht Einen finde, der nicht bereit wäre, um den Preis des Friedens Belgien an Frankreich hinzugeben. Der Prinz fiel ihm lebhaft ins Wort: „Und doch weiß ich Einen, der anders denkt. Dieser Eine bin ich selbst, und ich will es hindern, so lange ich es vermag." Dann fuhr er fort: „Ich sah diesen Morgen einen armen Mann sein Boot hinauf rudern gegen den Ebbestrom aus einer geöffneten Schleuse. Als er mit der Anstrengung aller Kraft gerade daran war, die erstrebte Stelle zu erreichen, überwog die Gewalt des Stromes und warf ihn völlig wieder zurück. Sobald er es vermochte, wendete er sein Boot, legte abermals sich auf seine Ruder und arbeitete hinan mit aller Kraft. Und wiederum ging es wie zuvor. So sah ich ihn arbeiten, dreimal, viermal. Dieses armen Mannes Werk und das meinige glichen einander. Meine Pflicht ist, gerade so zu handeln wie er, ohne zu wissen, ob es mir gelingt, wie ich nicht weiß, ob es ihm gelungen ist." [2])

Die Rede, mit welcher dieser damals siebenundzwanzigjährige Mann sich selber zeichnete, gilt für sein Leben. Neben und mit dem Kaiser Leopold verdankt ihm Europa die Rettung von der Uebermacht Ludwigs XIV.

[1]) A. a. O., S. 198. Bericht Michiels von 1678.

[2]) Memoirs of Sir William Temple, vol. II, p. 387.

Dieſer König unterſchätzte an dem jugendlichen Gegner nicht die Befähigung, ſondern den Charakter. Ungeachtet der mehrmaligen Zurückweiſung, die er erfahren, verſuchte er aufs neue die ihm eigenthümlichen Mittel. Im Beginne des Jahres 1680 erzählte der Prinz einem Amſterdamer Bürgermeiſter, daß der König ihm das Herzogthum Limburg als Souverän angeboten, dazu viel Geld, auch Mithilfe für die Erlangung der engliſchen Krone, wenn nur der Prinz ihm nicht entgegen arbeiten wollte. Der Prinz fragte lachend den Bürgermeiſter: „Was würden Sie thun, wenn ich annähme?" — Der Bürgermeiſter erwiederte: „Ich würde Hab und Gut in Amſterdam verkaufen und mich in Conſtantinopel niederlaſſen." [1])

Ludwig XIV. nahm den Maßſtab für den Neffen von den beiden Oheimen in Berlin und Whitehall. Der Maßſtab war zu kurz.

Aber der Oranier glaubte damals in Demjenigen in Whitehall, in Carl II., beſſere Regungen erweckt zu haben. Sein Plan war, daß der Abſchluß von Allianzen wider Frankreich, als der Beweis, daß das Band der Abhängigkeit von Ludwig XIV. gelöſt ſei, dem Könige die Brücke bauen ſolle zur Ausſöhnung mit dem engliſchen Parlamente. Carl II. ging ein auf den Plan. Er entſendete ſeine Bevollmächtigten nach Wien, nach Madrid, nach Berlin. [2])

Dagegen bot ſich hier dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm die Gelegenheit, dem Könige von Frankreich ſeine Dienſtwilligkeit durch die That zu beweiſen. Es liegt hinaus über die Grenzen des menſchlichen Erkennens, ob Carl II. feſtgehalten haben würde, wenn er in Berlin Entgegenkommen gefunden hätte. Aber Thatſache iſt, daß er dies nicht fand, und Thatſache iſt ferner, daß der Kurfürſt Friedrich Wilhelm das Erbieten Carls II. auch in Wien durchkreuzte, und zwar durch die Behauptung, daß Carl II. von Ludwig XIV. noch wirklich Geld beziehe. Dieſe Behauptung, im April 1680, ſtand im Widerſpruche mit der Wahrheit. [3])

Die Anklage des Kurfürſten gegen den König von England wurde in Wien erwogen. Sie beſtärkte den Kaiſer in dem Wunſche einer perſönlichen Unterredung mit dem Kurfürſten. Der Kaiſer lud ihn ein zu einer Zuſammenkunft in Regensburg, um Rath zu pflegen über die Mittel zur allgemeinen Sicherheit, zur Abwehr der Uebergriffe der franzöſiſchen Reunionen. Der Kurfürſt wich aus. Die Uebermacht Frankreichs, ſagte er, rühre her von dem vorſchnellen Frieden, der die bis dahin geeinten Kräfte von einander gelöſt. Er wünſche, daß es dem Kaiſer gelinge, die Schwierigkeiten zu überwinden. Er zweifle. Er werde getreu mitrathen zum Heile des Vaterlandes; aber er könne nicht kommen: er ſei krank. [4]) Der Kaiſer machte einen neuen Verſuch. Er ſendete den Markgrafen Hermann von Baden nach Berlin, im Juni 1680, ließ durch dieſen den Plan eines zu errichtenden Reichsheeres vorlegen und das Gutachten des Kurfürſten darüber verlangen. Friedrich Wilhelm wich mit allgemeinen Redensarten einer eingehenden Erörterung aus. [5])

Während dem Kaiſer, wie es ſcheint, noch nicht die Ahnung aufging, daß dieſer Kurfürſt bereits ein Jahr zuvor die römiſche Kaiſerkrone, deren Vorrecht einſt

[1]) v. d. Heim, het Archief van Heinsius, p. XLIV.
[2]) Ausführlich dargelegt in: Fall des Hauſes Stuart u. ſ. w. Bd. II, S. 237 u. f.
[3]) A. a. O., S. 249.
[4]) Pufendorf, lib. XVIII, § 5, p. 1381.
[5]) A. a. O., § 6, p. 1382.

vor siebenhundert Jahren das sächsische Haus der Heinriche und Ottone der deutschen Nation erworben, für einhunderttausend Livres jährlich zum voraus an das Haus Bourbon verkauft hatte, schritt dieser Mann, dem die Freunde der Politik seines Hauses den Namen des Großen beigelegt haben, fort auf dem betretenen Wege. Im Beginne des Jahres 1681 kam ein neuer Vertrag zwischen ihm und Ludwig XIV. zu Stande.[1]) Als das Motiv desselben wurde angegeben das Verlangen, den Frieden zu befestigen, welchem der König so viele Eroberungen geopfert, gegenüber dem Bestreben einiger Reichsfürsten, das gute Einvernehmen des Königs mit dem Reiche zu stören.

Der Umkehrung der Wahrheit in diesen Eingangsworten, wo ja doch aller Welt vor Augen lag, daß der alleinige Friedensstörer der König von Frankreich war, entsprach der Fortgang des Vertrages, demnach auch der Dienst, zu welchem der Kurfürst sich verpflichtete. Dieser Dienst tritt klar hervor in dem fünften Artikel des Vertrages. Er lautet wie folgt:

„Um allen Schwierigkeiten der Auslegung und Ausführung des Tractates zu begegnen, wird weder Recht noch Unrecht desjenigen Contrahenten, der die Hilfe des Anderen requirirt, ob also er der Urheber der Differenz ist oder nicht, in Frage gestellt — ein Angriff auf sein Recht oder sein Land genügt für den Mit-Contrahenten, ihm die Hilfe thatsächlich leisten zu müssen." Es folgt ein weiterer Artikel: „Die Hilfe wird eventuell verdoppelt, verdreifacht, ja mit gesammten Kräften geleistet."

In das bürgerliche Leben übersetzt, würde sich der Vertrag charakterisiren wie folgt:

Ein Hausgenosse verbindet sich mit einem Einbrecher zur Hilfe mit aller seiner Kraft wider die anderen Hausgenossen, im Falle diese dem Einbruche und Raube einen Widerstand entgegen setzen.

Der Sündenlohn für diese Dienstbarkeit ward gefaßt in die Worte: „Der König zahlt dem Kurfürsten zum Unterhalte seiner starken Armee jährlich einhunderttausend Thaler, eingerechnet die durch den Vertrag vom 25. October 1679 zugesagten einhunderttausend Livres jährlich."

Fortan stand dem Könige von Frankreich auf dem Wege des Nehmens kaum noch ein Hinderniß entgegen. Im Falle eines Widerstandes vom Reiche aus lag es in seiner Hand, die Brandfackel des inneren Krieges dort zu entzünden.

* * *

Der Kaiser Leopold dagegen, in völliger Unkenntniß der neuen Felonie des Brandenburgers, beharrte in seinen Versuchen, zur Abwehr der französischen Einbrüche ein Reichsheer in die Waffen zu rufen. Er brachte seine Vorschläge an den Reichstag in Regensburg. Niemand verneinte das Bedürfniß. Auch die Erfüllung desselben erschien nicht schwer. Deutschland war eine Soldaten-Mine. Wo immer seit Jahrhunderten es Kriege auszufechten gab, da hatten sich Deutsche eingefunden, um mit zu schlagen. Daher war an versuchten Soldaten, wie man damals sie nannte, an erprobten Führern, eher Ueberfluß als Mangel. Der Reichstag beschloß die Aufstellung eines Heeres von 42.000 Mann. Dann erfolgte die Berathung über das Wie? Und dabei bewährte sich abermals die Erfahrung, welche einst der Schwede Gustav

[1]) Mörner, Staatsverträge Kurbrandenburgs, S. 418.

Adolf in die Worte gekleidet: „Für die Deutschen ist es zum Berathen immer Tag, zum Handeln immer Nacht." — Es stiegen über die Einzelnheiten neue und immer wieder neue, endlose Bedenken hervor. Der treibende Grund indessen, aus welchem alle diese Bedenken empor wuchsen, war die Besorgniß der mächtigeren Reichsstände, die Militärgewalt, welche sie seit dem Sturze Wallensteins in völliger Unabhängigkeit besessen hatten, wieder an das Reichsoberhaupt abgeben zu müssen. Diese Besorgniß der Einzelnen für den Nachtheil an der eigenen Gewalt wog schwerer als die Pflicht für das Gemeinwohl. Das Reichsheer blieb auf dem Papiere. [1])

Der Reichstag in Regensburg wandte sich mit schriftlichen Vorstellungen gegen die Reunionen an den König von Frankreich. Die juristische Deduction war gründlich, wenn es sich hier um Gründe gehandelt hätte. Die Antwort war kurz und höhnend. Klagen solcher Art, sagte sie, seien wenig vereinbar mit dem guten Willen, der erforderlich sei zur Bewahrung des Friedens. Der Inhalt der Deduction ward eines Eingehens nicht gewürdigt.

Auch der Kaiser sandte, nicht aus eigenem Antriebe, sondern um dem Wunsche des Reichstages zu willfahren, den Grafen Mannsfeld nach Paris. Die Forderung desselben, den Stand der Dinge gemäß dem letzten Friedensschlusse herzustellen, fand kein Gehör. Der Vorschlag dagegen, einen Congreß zur Erörterung der Reunionen zu berufen, fand bessere Aufnahme. Der Plan des Kaisers dabei war, Straßburg sicher zu stellen. [2]) Ludwig XIV. ließ dagegen, in seiner Meldung darüber an den Reichstag, Straßburg als Ort des Congresses ausdrücklich ausnehmen. Man möge wählen zwischen Speier, Worms oder Frankfurt, nur nicht Straßburg. Er seinerseits gab das Versprechen, daß von dem Eintreffen seiner Gesandten an die Reunionen still stehen sollten. Aber Mannsfeld entnahm aus der Haltung des Hofes, aus den Blicken und Reden, daß noch Größeres im Werke. Man nannte Straßburg und Casale in Italien. [3]) Wir haben vernommen, daß in Betreff der letzteren Stadt der Großwesir Kara Mustafa den kaiserlichen Residenten schon im Juni 1680 befragte. (S. 70.)

Ueberhaupt war die Gefahr für Straßburg, so schlau, so vorsichtig, so geheimnißvoll auch Ludwig XIV. und Louvois die Vorbereitungen zum Ueberfalle dieser Stadt betrieben, in den Jahren 1680 und 1681 gleich einem europäischen Geheimnisse. Im Januar 1681 kam sie im englischen Parlamente zur Sprache. [4]) Ganz besonders ward sie in Wien erwogen. Aber wie konnte der Kaiser eine Hilfe bringen vom Osten nach dem Westen, ohne den Anlaß zu geben zu der Beschuldigung, daß er andere Reichsstände mit Heeresmacht bedrohe? — Wen konnte er aufrufen zur Hilfe für sie? Wenn er dennoch etwas leisten wollte, so konnte es nur geschehen aus eigenen Mitteln, denjenigen seiner Erblande. Er bot der Stadt eine Besatzung an von 6000 Mann, ein volles halbes Jahr vor der Katastrophe. Der Rath von Straßburg verhandelte darüber. Das Gold des Königs von Frankreich hatte damals längst sich durchgebohrt bis in den Rath der freien Reichsstadt. Aber die verkauften Mitglieder bedurften, um das kaiserliche Erbieten abzulehnen, einer Stütze. Sie ward ihnen durch die Drohung des Königs von Frankreich, daß er die Aufnahme auch

[1]) Wagner, Historia Leopoldi, t. I, p. 517 sq.
[2]) Pufendorf, lib. XVIII, § 21, p. 1403.
[3]) Wagner, t. I, p. 517.
[4]) Der Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. II, S. 325.

nur Eines kaiserlichen Soldaten in die Stadt ansehen werde als eine Kriegserklärung gegen Frankreich, und demgemäß wider die Stadt, wider die Bürger und ihren Besitz verfahren werde mit allen Mitteln des Krieges. Der Kaiser seinerseits drängte auf Antwort. Der Rath berieth aufs neue und immer aufs neue, hoffend, zagend, schwankend. Er kam zu keinem Ergebnisse. Unterdessen zog Louvois, im Sommer 1681, seine Netze enger und enger zusammen. Das Wesen des Planes war, daß die Stadt nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern unter dem Scheine einer freiwilligen Uebergabe französisch werden solle. Und so geschah es am 1. October 1681. Am selben Tage verkaufte der Herzog von Mantua, Vasall von Kaiser und Reich, die Stadt Casale.

Einige Monate zuvor, im April 1681, war es Ludwig XIV. gelungen, den König Carl II. wieder in den goldenen Käfig einzufangen, aus welchem dieser für mehrere Jahre sich befreit hatte. Durch die erneuerte Knechtschaft des Königs Carl II. war daher Ludwig XIV. sicher vor dem Einspruche Englands gegen Reunionen in Belgien, und, da die Republik Holland ohne die Stütze von England nichts wagen würde, auch vor demjenigen Hollands. Bereits im August 1681 forderte Ludwig XIV. die Stadt Luxemburg. Auf die Weigerung nahten seine Truppen heran.

Wir haben (S. 69) vernommen, welche Bedeutung die Festungen Straßburg und Luxemburg in den Händen Ludwigs XIV. haben sollten.

Unterdessen war der Congreß in Frankfurt a. M. zusammen getreten. Ein unbetheiligter Zeitgenosse, der venetianische Botschafter Foscarini in Paris, gibt als die Absicht Ludwigs XIV. bei diesem Congresse an: durch die dolosen Verhandlungen desselben den aufsteigenden Zorn des Reiches zu täuschen.[1] Die Worte sind klar und bezeichnend. Zur Erörterung der Sache selbst ließen es die französischen Gesandten in Frankfurt nicht kommen.

Ludwig XIV. ließ durch seinen Gesandten Avaux im Haag sagen: der König habe gewußt, daß der Kaiser ihn im Elsaß angreifen wolle. Dagegen habe er sich sichern müssen durch ein Bollwerk, welches von den Bürgern freiwillig ihm übergeben worden sei.[2] In ähnlicher Weise wagte der Gesandte Seppeville in Wien zu reden vor dem Kaiser: nicht als Eroberer habe der König die Stadt Straßburg genommen, sondern als Beschützer. Der Kaiser, heftiger als es sonst seine Weise war, erwiederte: durch die Wegnahme von Straßburg habe der König offen gezeigt, wie er sein gegebenes Wort halte. Zuwider dem Frieden von Nymegen seien Festungen errichtet, die Freiheit von Reichsständen und Städten unterdrückt, die Grenzen mit höchstem Unrechte hinausgeschoben, und in der wortreichen Rede habe der Gesandte nichts erbracht, was darthue, daß ein solches Verfahren bestehen könne mit irgend einem Frieden. Im Vertrauen auf die Güte seiner Sache, auf Gott, als den Rächer des Unrechtes, werde er als Kaiser nicht dulden, daß seine und des Reiches Würde so mißachtet werde.[3]

[1]) Barozzi e Berchet, Francia, t. III, p. 408: Delusa con la dolosa negoziazione di Francoforte la collera nascente dell'Imperio.

[2]) Pufendorf, lib. XVIII, § 21.

[3]) Wagner, t. I, p. 523.

* * *

Im Reiche ging damals vielfach ein Wort um, welches man dem Kaiser Carl V. zuschrieb: wenn Wien und Straßburg zugleich bedroht wären, so würde er zuerst Straßburg zu Hilfe kommen, dann Wien. [1]) Von einer nahen Gefahr für Wien wußte damals, im Herbste 1681, der Kaiser noch nichts. Aber seine Worte an Seppeville zeigten, daß sein Entschluß zum Kriege wider Frankreich reifte.

Hier tritt uns der Gegensatz vor Augen. Ludwig XIV. wollte nehmen, was er ohne offenen Krieg erlangen konnte. Den offenen Krieg, der wieder, wie bereits zweimal, eine Allianz gegen ihn ins Leben rufen würde, wollte er nicht. Darum ging er dem Reiche gegenüber nicht über Straßburg hinaus. Der Kaiser dagegen sah den offenen Krieg an als das einzige Mittel, sich und das Reich zu schützen und zu retten.

Es kam also darauf an, welche Stützen dem Einen und dem Anderen zur Seite stehen würden.

Für Ludwig XIV. arbeitete im Reiche der Kurfürst von Brandenburg. Seine Boten gingen aus an alle Fürsten des Reiches, um abzumahnen von einem Widerstande gegen Frankreich. Er legte die Frage vor, ob bei dem Zustande des Reiches eine Hoffnung sei, die entrissenen Länder und Städte wieder zu gewinnen, ob es nicht besser sei, das noch Gebliebene zu erhalten, als alles einem ungewissen Kriege anheim zu stellen. So namentlich bei den vier Kurfürsten des Rheines, [2]) die ja im Falle des Krieges der Gefahr zunächst bloß gestellt waren, auf deren Abhängigkeit andererseits Ludwig XIV. für seinen besonderen Zweck das Hauptgewicht legte. Bedroht wie sie waren, wagten sie nicht, entschieden zu reden. Bei dem Landgrafen von Hessen-Cassel jedoch kam die Aufforderung des Kurfürsten an den unrechten Mann. „Unsere Nachkommen, sagte er, würden uns ein Nachgeben auf die französischen Forderungen nie verzeihen können. Ich wenigstens will stehen zu Kaiser und Reich, und nach Kräften streben für die Freiheit des Vaterlandes und für den von den Vorfahren ererbten Ruhm." Von dem Kurfürsten von Brandenburg, fügte er hinzu, hange die Sache ab: er allein vermöge die Entscheidung zu geben, und, wenn er die Hand mit anlegen wolle, so habe das Reich nicht nöthig, sich den schmählichen Bedingungen zu fügen. [3])

Wir werden wiederholt, im Reiche und außerhalb desselben, das Wort vernehmen, daß es lediglich von dem Kurfürsten von Brandenburg abhange, das Reich einig zu erhalten.

Es gereicht dem officiellen Historiographen des Kurfürsten von Brandenburg zur Ehre, daß er die Antwort des Landgrafen als edelmüthig bezeichnet. Dem Kurfürsten hätte sie dienen können als die Mahnung eines rechtschaffenen Mannes zur Umkehr vom Verrathe.

Sie übte nicht diese Wirkung. Vielmehr suchte der Kurfürst den Dänenkönig zu gleichem Bunde mit Frankreich an sich zu ziehen. Der Däne trug Bedenken. Ein solches Bündniß mit Ludwig XIV., sagte er, würde ihnen beiden in Deutschland Haß zuziehen. Der Brandenburger ließ erwiedern: es handele sich nicht darum, einen Bund wider das Reich zu schließen, oder zur Steigerung der Macht des Königs von Frank-

[1]) A. a. O., p. 522.
[2]) Pufendorf, lib. XVIII, § 34 sq. Ausführliche Berichte.
[3]) A. a. O., § 42, p. 1421.

reich beizutragen, sondern lediglich für die Ruhe und den Frieden des Reiches zu sorgen, und dies Bestreben werde bei allen Wohlgesinnten Zustimmung finden. [1])

Der Brandenburger verschwieg also dem Dänen den Vertrag vom Beginne des Jahres 1681, durch welchen er, so viel an ihm war, dem Könige von Frankreich vom Reiche verkauft hatte, was dieser nehmen wollte. Es gelang dem Kurfürsten nicht sogleich, durch seine Unwahrheiten den Dänenkönig zu bethören. Friedrich Wilhelm schloß also zunächst allein mit dem Könige von Frankreich einen abermaligen Vertrag ab, am 12./22. Januar 1682. [2]) Die Grundlage desselben sollte sein jener frühere vom Januar 1681; aber es ist zu beachten, welche Beschränkungen darin eintreten.

„Der König von Frankreich, heißt es im dritten Artikel, wünscht den Reichsfürsten die Besorgnisse zu benehmen, die aus seinen Ansprüchen ihnen erwachsen könnten. Daher, obwohl es ihm leicht genug sein würde, auf Grund des westphälischen und des Nymeger Friedens, sowie der zu Nymegen gepflogenen Conferenzen seiner Botschafter mit den kaiserlichen, die Gerechtigkeit seiner Ansprüche auf noch mehrere Gebiete und Länder des Reiches darzuthun — will er dennoch, dem Frieden zu Liebe, seine Ansprüche beschränken auf die Stadt Straßburg mit dem Gebiete, welches sie am Tage ihrer Unterwerfung besaß, sowie derjenigen Länder, in deren Besitze der König sich befand am Tage der Abreise seiner Gesandten nach Frankfurt a. M."

Die Beschränkung besteht also darin, daß, während der Vertrag vom Januar 1681 dem Könige von Frankreich die Freiheit gibt, vom Reiche zu nehmen, was er für nehmenswerth hält, der Vertrag vom 12./22. Januar 1682 ihm dasjenige zusichert, was er bis dahin genommen, so jedoch, daß er, wie er selber sagt, dem Frieden zu Liebe, [3]) nun nicht mehr nehmen will.

Und dennoch war, ungeachtet dieser Beschränkung, der Kaufpreis gestiegen. Ludwig XIV. zahlte dem Kurfürsten fortan zur Friedenszeit 400.000 Livres, im Falle des Krieges 900.000 Livres, miteingerechnet den Dienstlohn der Friedenszeit.

Was der Kurfürst von Brandenburg auf diese Weise, so viel das von ihm abhing, dem Könige von Frankreich verkaufte, wurde von den Zeitgenossen bezeichnet als der achte Theil des Reiches. Friedrich Wilhelm hob dieses sein Verdienst um Ludwig XIV. bei demselben in nachdrücklicher Weise hervor. Das Verfahren des Königs, ließ er durch seinen Gesandten Spanheim dort sagen, werde allgemein angesehen als friedensbrüchig. Darum rüste man vielfach gegen Frankreich. Alle diese deutschen Fürsten schaueten nicht wenig auf den Kurfürsten, seien bereit, seinem Beispiele zu folgen. Desungeachtet habe er den Weg betreten, der dem Könige genehm, habe alle Erbietungen des Kaisers zurück gewiesen. Eben darum aber dürfe er auch hoffen, daß, nachdem er um des Königs willen sich und seinem Hause großen Haß zugezogen, der König für ihn Sorge tragen und ihm nahe sein werde mit seiner Hilfe. Er bat, daß der König von Frankreich wie mit ihm, so auch mit Dänemark abschließen wolle. [4])

Ludwig XIV. war nicht abgeneigt. Aber der Kurfürst Friedrich Wilhelm bedurfte

[1]) Pufendorf, lib. XVIII, § 43, p. 1422.
[2]) Mörner, Staatsverträge Kurbrandenburgs, S. 426.
[3]) Pour le bien de la paix.
[4]) Pufendorf, lib. XVIII, § 44, p. 1423.

doch noch besonderer Mittel, um den Dänenkönig Christian V. zum Gefährten zu erlangen. Er legte diesem Könige nicht seinen wirklichen Vertrag mit Frankreich vor, sondern einen fingirten.[1]) Darauf hin gelang es dem Kurfürsten, bei einer Zusammenkunft in Itzehoe, im Juni 1682, den König Christian V. zum Abschlusse eines entsprechenden Vertrages mit Frankreich zu bewegen.

Der Eifer des Kurfürsten, den Dänenkönig zu gleichem Bunde herbeizuziehen, läßt sein eigentliches Ziel näher erkennen. Er wollte nicht blos bezahlter Diener Ludwigs XIV. sein, als Treiber für die Jagd desselben; er selbst wollte auch Jäger sein. Er und der Dänenkönig wollten sich erobernd auf Schweden stürzen. Der Kurfürst von Brandenburg wollte also nun, im Bunde mit Frankreich, diejenige Beute erjagen, welche er früher, auf das Machtgebot des Königs, hatte fallen lassen müssen, das Herzogthum Pommern.[2]) Friedrich Wilhelm vergaß dabei, daß nicht er den König bezahlte, sondern ihn der König, daß darum dieser der Herr war, er der Diener. „Frankreich will solche Fürsten als Werkzeuge seiner Plane, sagt in Bezug darauf der venetianische Botschafter Foscarini — nicht als Theilhaber seines Glückes."[3]) Wir werden bald ersehen, daß Ludwig XIV. dem Kurfürsten von Brandenburg diesen Standpunkt klar zu machen wußte.

* * *

Der Kaiser Leopold dagegen sah in dem offenen Kriege wider Frankreich das alleinige Heilmittel wider die Uebergriffe desselben. Es fragte sich also, wer zu ihm stehen würde. Und noch dringender war zuvor die andere Bedingung, sich Frieden zu schaffen im eigenen Hause.

Der Name Krieg würde für den Zustand der Dinge in Ungarn zu viel sagen. Ein beobachtender Zeitgenosse, der Venetianer Michiele in Wien, zeichnet diesen Zustand, zum Jahre 1678, in folgender Weise.[4])

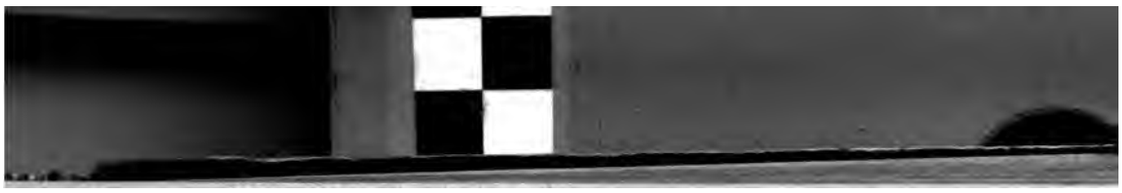
„Die Aufständischen halten an ihrer Rebellion hartnäckig fest. Die Verluste durch sie sind weniger nachhaltig, als daß sie mit den üblichen Streifzügen Schaden bringen, indem sie sich bis in Schlesien und Mähren vorwagen, zum Schrecken der Bewohner. Es ist daher schwer, diese Art Räuber zu vertilgen oder niederzuschlagen; denn, da sie nur ausziehen, um wieder zu fliehen, so kann man die Gelegenheit zum Kampfe nicht erlangen. Der schwere Nachtheil, den der Kaiser durch diese Verwickelung erleidet, besteht darin, daß er mehrere Regimenter in Ungarn aufrecht halten muß, mit dem Drucke der Bevölkerung, zum Nachtheile seines Aerars, und ohne Hoffnung eines Vortheiles, vielmehr mit der augenscheinlichen Gefahr, daß bei der Bekämpfung der Rebellen sich Anlässe ergeben zu Reibungen mit den Türken. Dies war schon vor zwei Jahren einmal der Fall, wo der General Strassoldo bei der Verfolgung der Rebellen bis nach Debreczin vordrang, also das türkische Gebiet berührte. Denn Debreczin gehört halb dem Kaiser, halb dem Sultan. Dem Letzteren erschien das als eine große Verwegenheit. Er ließ darüber bei dem kaiserlichen Residenten an der

[1]) Mörner, S. 431.

[2]) Daß dies das Ziel, führt Pufendorf aus in lib. XVIII, § 1, p. 1378.

[3]) Barozzi e Berchet, Francia, t. III, p. 413: La Francia li desiderava bensì per istromenti dei suoi disegni, non per compagni della sua fortuna.

[4]) Fontes rerum A., Bd. XXVII, S. 192.



Pforte Beschwerde erheben, und ähnlich verfuhren die angrenzenden Paschas durch die Entsendung ihrer Tschausche nach Wien. Auf dieser Grenze sind die Wirren andauernd, häufig mit blutigen Kämpfen. Zwischen den Türken und den Deutschen (d. h. Kaiserlichen) findet keine Auslösung statt, und zwar nach gegenseitiger Uebereinkunft, um einander das Motiv der Zwietracht zu benehmen. Die Folge ist, daß auf beiden Seiten dem etwaigen Gefangenen der Kopf abgeschlagen wird. Dabei bleiben dennoch die Souveräne kriegesfrei, weil in den letzten Friedensbedingungen ausgemacht ist, daß keine Thätlichkeit als Bruch angesehen werden soll, wenn nicht die betreffenden Schaaren mit Fahnen und Kanonen aufziehen. Es scheint jedoch unvermeidlich, daß nach so vielen Zusammenstößen und nach so vielem vergossenen Blute endlich zwischen den beiden Souveränen selbst der furchtbarste Krieg ausbrechen müsse."

So der Zustand der Dinge im Jahre 1678. Er ward verschlimmert durch eine pestartige Krankheit, die namentlich auch in Wien viele tausende Bewohner hinraffte. Die Krankheit gab dem Gouverneur Caspar von Ambringen Grund oder Vorwand, um die Entlassung von seinem Amte zu bitten, welches unfruchtbar und undankbar bleiben mußte, weil es auch den Kaisertreuen in Ungarn mißfiel. Ungarische Historiker [1]) sind gegen Ambringen maßlos in ihren Vorwürfen, die doch, in so weit sie überhaupt berechtigt, mehr dem Amte zu gelten hätten als der Person.

Der Kaiser ernannte den Grafen Würben zum Landeshauptmann. Er begann damit, den Ungarn die Gnade des Kaisers zu verkünden. „Aber bei den Ungarn, sagt einer ihrer Historiker, befestigte sich mehr und mehr die Ueberzeugung oder der Argwohn, daß von den deutschen Verwesern der königlichen Gewalt kein aufrichtiges und redliches Verfahren gegen die Ungarn zu erwarten sei." [2]) Der richtigere der beiden Ausdrücke dürfte der letztere, der Argwohn, sein. Aber gegen diesen Argwohn stand die Wahrscheinlichkeit, daß dem Kaiser und seinen Räthen daran gelegen sein mußte, daß Ungarn zur Ruhe komme, stand namentlich aber die Thatsache, daß Diejenigen, die sich jenem Argwohne hingaben und darum in den Waffen blieben, dafür französisches Gold nahmen.

* * *

In denselben Tagen, wo der Kaiser Leopold glaubte, durch die Ernennung des Grafen Würben einen entgegenkommenden Schritt zu thun, trat der siebenbürgische Magnat Michael Teleki als bisheriger Führer der Aufständischen zurück. Die Stimmen aller Häupter vereinigten sich auf den Grafen Emerich Tököly. Man darf sagen, daß fortan sich die Unruhe Ungarns in die Persönlichkeit dieses noch jugendlichen Mannes concentrirt.

Aus einer alten und vornehmen ungarischen Familie entsprossen, war Emerich Tököly intellectuell wie körperlich reich begabt, von schneller Fassungskraft, mit einer erstaunlichen Beredtsamkeit. [3]) Sein Vater, betheiligt an der Verschwörung von Nadasdy, war in den Folgen derselben untergegangen. Der junge Emerich Tököly hatte,

[1]) Feßler, Geschichte Ungarns, Bd. IX, S. 287. — Horvath, Geschichte der Ungarn, Bd. II, S. 280.

[2]) Feßler, Bd. IX, S. 283.

[3]) Man sehe die Schilderung bei Horvath, Bd. II, S. 288.

nach verschiedenem Umherirren, Zuflucht bei dem Fürsten Abaffi in Siebenbürgen gefunden, war von diesem gehegt und gepflegt. Er verlobte sich mit der Tochter jenes Magnaten Teleki. Dann aber, nach der Wahl zum Haupte der Aufständischen, sandte er den Brautring zurück. „Er zog vor die Feste Munkacs, sagt ein ungarischer Historiker, [1]) um der dort weilenden Helena Zrinyi, Witwe Rakoczy, sich als ihren künftigen Befreier aus der Zucht der frommen Schwiegermutter Sophie Bathori (der älteren Witwe Rakoczy) anzukündigen." „Im Angesichte des Schlosses hielt er Parade. Dann zog er friedlich ab." — „Nur katholische Priester und Mönche wurden überall grausam mitgenommen." So berichtet Feßler. Die Kriegesweise des Tököly gegen Priester und Mönche wird auch von Anderen zur Genüge bestätigt. Die Parade vor dem Schlosse Munkacs jedoch scheint nach anderen Nachrichten weniger friedlich verlaufen zu sein. Der venetianische Historiker Camillo Contarini meldet, daß die ältere Witwe Rakoczy ihre Mannschaft aufgeboten und das Lager Tökölys angegriffen, daß ein blutiger Kampf stattgefunden, und daß Tököly erst nach dem Anzuge einer Hilfe von einigen tausend Tartaren für ihn das Lager aufgebrochen habe. [2])

Durch die Person Tökölys erhielt der ungarische Aufstand mehr Planmäßigkeit, weil ihm ein festes Ziel vor Augen schwebte. Dieses Ziel war die Gründung eines selbständigen Fürstenthums Ungarn, wie dasjenige Abaffis in Siebenbürgen, unter der Oberherrlichkeit der Pforte. Das neue Fürstenthum war zu befestigen durch die Heirath mit jener jungen Witwe Helena Rakoczi, als der reichsten Erbin des Landes.

Ludwig XIV. erkannte die festere Leitung des ungarischen Aufstandes an durch mehr Geld. Er sendete im Jahre 1679 den Betrag einer halben Million Gulden. Zum Danke dafür wurden in Ungarn Münzen ausgeprägt, die auf der einen Seite das Bild Ludwigs XIV. zeigten, auf der anderen die Inschrift trugen: „Der Beschützer des Königreichs Ungarn." [3])

Die Wahrnehmung, die bei diesen französischen Geldsendungen nach Ungarn uns Späteren sich wie von selbst aufdrängt, nämlich, daß Ludwig XIV. sich diese Kosten nicht machte um der Ungarn willen, sondern um seinetwillen, damit zu seinem Nutzen und zum Schaden des Kaisers das Feuer in Ungarn nicht verlösche — diese Wahrnehmung werden wir in der nächsten Zeit durch die ausdrücklichen Worte eines französischen Agenten bestätigt finden. [4])

Der Kaiser dagegen, um ein Mittel zur Beendigung der Wirren zu finden, schrieb eine Conferenz von getreuen Ungarn nach Preßburg aus. Die Wahl der Persönlichkeit, die er dahin entsendete, war nicht eine glückliche. Es war der Hofkanzler Hocher, ein Tiroler, den seine staunenswerthe Arbeitskraft zu dieser Stellung empor getragen hatte, treu und ehrenhaft, aber derb und sogar verletzend in seinen Ausdrücken. Es ergab sich jedoch, daß auch den getreuen Ungarn die eine Forderung mit den Rebellen gemein war, diejenige der Herstellung der ungarischen Verfassung, so daß ohne dieselbe auf den inneren Frieden Ungarns nicht zu hoffen war. [5])

Nach der Meinung vieler Ungarn hatte Tököly sogar ein Recht, in Waffen zu

[1]) Feßler, Bd. IX, S. 269. Er gibt die Schaaren des Tököly an auf 20.000 Mann.
[2]) Camillo Contarini, Istoria della guerra di Leopoldo I. etc., t. I, p. 48.
[3]) Horvath, Bd. II, S. 291. — Vgl. Wagner, t. I, p. 558.
[4]) Man sehe die Anlage I zum dritten Capitel.
[5]) Feßler, Bd. IX, S. 273.

(Zu Seite 86)

EMERICUS TŐKŐEY COMES.

stehen. „Den Rechtsgrund für sein Unternehmen, sagt ein ungarischer Historiker,[1]) fand auch er in der immer noch bestehenden und immer falsch gedeuteten Clausel der goldenen Bulle des Königs Andreas II." Aber dieser Historiker selber macht dann die Einschränkung, daß dies Recht des bewaffneten Widerstandes der ganzen Nation, nicht dagegen dem Einzelnen gebühre. Demnach war auch von diesem ungarischen Standpuncte aus das Verhalten Tökölys unberechtigt, selbst wenn wir davon absehen, daß das Ziel seiner Waffen ein ganz anderes war, als die Herstellung der Verfassung. Die Führer seiner Truppen vereinigten sich mit ihm zu einer Bundesurkunde, daß sie ihn nie verlassen würden.[2])

Dagegen rieth dem Kaiser der Erzbischof von Gran, Szeleptseny, den Anhang des Tököly zu schwächen durch die Berufung eines Landtages. Der Kaiser ging ein. Am 28. April trat der Landtag in Oedenburg zusammen. Der Kaiser selber hielt eine Anrede, so nachdrücklich, so eindringlich, daß viele Männer sich der Thränen nicht enthalten konnten.[3])

Als die erste Bedingung für die Herstellung der Verfassung erschien die Wahl eines Palatins. Die Stimmen einigten sich auf den Grafen Paul Esterhazy. Die Wahl war auf den rechten Mann gefallen. „Er vermochte es, sagt ein Zeitgenosse, in seiner so schwierigen Stellung der Nachwelt das Beispiel zu geben, daß ein Palatin mit gleicher Treue für den König und das Königreich, in unverbrüchlichem Gehorsam gegen den ersteren, für das Wohl der Völker des anderen wachen könne." Der Palatin forderte Tököly auf, sich zum Landtage zu begeben, indem er ihm als Geisel der Sicherheit den eigenen Sohn anbot. Tököly erwiederte, daß er und die Seinigen die Wahl des Palatins Esterhazy nicht anerkennten, daß sie als Vorbedingung ihres Erscheinens in Oedenburg die Rückgabe sämmtlicher den Protestanten genommenen Kirchen forderten, auch der ursprünglich katholischen. Sie kamen nicht.[4])

Auf dem Landtage zu Oedenburg standen sich gegenüber die katholischen und die protestantischen Stände, mit heftigen Klagen wider einander vor ihrem Könige. Es ist Gewicht zu legen auf diese letzten Worte. Diese beiderseitigen Klagen[5]) enthüllen uns ein furchtbares Bild der inneren Zustände von Ungarn. Aber es handelt sich, wie in allen solchen Fällen, wo die Religion den Namen hergeben muß, weniger um eine Glaubenslehre, als um Besitz und Herrschaft. Nach langem Hader legte der Landtag, das ist die katholische Mehrheit, dem Könige ihre Resolutionen vor. Besonders merkwürdig ist derjenige Artikel, welcher die Religionsübung betrifft. Mit Berufung auf den König, der um des Friedens und der Ruhe des Königreiches willen sich für die Freiheit der Religion erklärt, verleiben die Stände von Ungarn diesen Artikel ihren Beschlüssen ein. Sie schließen denselben mit den Worten: es soll fortan kein Einwohner des Königreiches an der freien Uebung seiner Religion auf irgend eine Weise beeinträchtigt werden.[6]) — Der Fassung dieses Artikels gemäß haben die

[1]) Feßler, Bd. IX, S. 273.
[2]) A. a. O., S. 289.
[3]) Wagner, t I, p. 565.
[4]) Horvath, Bd. II, S. 292. — Genauer C. Contarini, t. I, p. 71.
[5]) Abgedruckt bei Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. III, S. 336 u. f.
[6]) Lünig, Negotiorum publicorum sylloge, t. II, p. 263: nullus regnicolarum in libero suae religionis exercitio in posterum quoquo modo turbetur. — Die Artikel deutsch im Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 313 u. f.

katholischen Stände von Ungarn sich dem Willen des Kaisers für die Religionsfreiheit gefügt.

Dies ist eine merkwürdige Thatsache. Damals verstattete überall dort, wo nicht bestimmte Verträge vorlagen, wie in Deutschland derjenige des westphälischen Friedens, principiell eben so wenig ein katholischer Fürst seinen protestantischen Unterthanen die öffentliche freie Religionsübung, wie ein protestantischer Fürst seinen katholischen Unterthanen. Der römische Kaiser Leopold als König von Ungarn gab das erste Beispiel dieser Art.

Vielleicht eben so merkwürdig oder noch merkwürdiger als diese Thatsache, ist die andere, daß von dem einen Geschichtsbuche zu dem anderen sich der Irrthum fortschleppt: der Kaiser Leopold habe gegen die Protestanten in Ungarn mit besonderer Unduldsamkeit gewaltet.

Damals selbst machte die Entscheidung des Kaisers zu Oedenburg im westlichen Europa tiefen Eindruck, namentlich in England, [1]) wo die Blutgesetze gegen die Katholiken erst einige Jahre zuvor erneuert waren. Louvois in Paris dagegen lobte die Ueberlegenheit des französischen Verfahrens. „Während der Kaiser, schrieb er an Verjus in Regensburg, in Ungarn Kirchen hingibt an die Protestanten, stellt der König in Straßburg den katholischen Cultus her, und doch so, daß Brandenburg damit zufrieden ist." [2]) Louvois wußte doch sehr wohl, aus welchem anderen Boden die Zufriedenheit des Kurfürsten von Brandenburg mit dem Thun des Königs Ludwigs XIV. sproßte.

Dagegen dürfte nicht gesagt werden, daß der Schritt des Kaisers in Ungarn selber die allgemeine Zustimmung fand. Die Katholiken klagten: der Kaiser sei gewichen von dem Beispiele seiner Vorfahren. Nur ungern fügten sich die katholischen Stände von Ungarn in die Unterschrift des Vertrages, der ihnen die Rückgabe einer Anzahl von Kirchen auferlegte. Die protestantischen Stände dagegen forderten mehr. Sie bestanden auf die Herausgabe aller Kirchen, die sie verlangt hatten. Sie legten Protest ein. Der Kaiser beharrte bei seiner Entscheidung.

Tököly und sein Anhang hielten sich fern. Während der Landtag versammelt war, hatte er, im Mai 1681, von dem Pascha Ibrahim in Buda die Zusicherung erhalten, daß der Sultan ihn und seine Parteigenossen in Schutz genommen und zu ihrer Unterstützung dem Fürsten von Siebenbürgen, den Woiwoden der Wallachei und Moldau, den Paschas von Großwardein und Temeswar gemessenen Befehl ertheilt habe. [3]) Tököly hielt dann mit den Seinen zu Kapos eine besondere Versammlung. Sie nannten sich: „Wir für Gottes Ehre und des Vaterlandes Freiheit verbannte, unter den Waffen stehende Ungarn, Magnaten, Edle, Krieger." [4]) Im Namen dieser Gesellschaft richtete Tököly ein Schreiben an die Landstände, in welchem er forderte: völlige kirchliche Freiheit, Herstellung der alten Rechte der Nation, und die Anerkennung der Schutzherrlichkeit des Sultans als des einzigen Mittels, das Vaterland vor dem gänzlichen Untergange zu retten. [5])

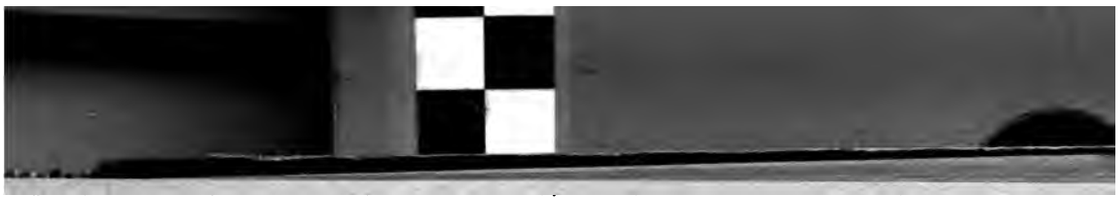
[1]) Mehrere Berichte des Grafen Thun von 1681 in den Anglicis des k. k. Archivs.

[2]) Rousset, Louvois III, p. 46.

[3]) Horvath, Bd. II, S. 293.

[4]) Ein anderes Mal findet sich die Unterschrift: Hungarorum pro Deo et patria exulantium ac nunc in regno Transilvaniae commorantium universitas. So in Török-Magyarkori Történelmi Emlekek. Első Osztaly: Ormany tarak VIII, p. 220.

[5]) Horvath, a. a. O.



Klang nicht diese letzte Forderung wie eine Warnung vor den Türken?

Auch andere Nachrichten ähnlicher Art kamen ein. Im Februar 1681 war der Friede der Türken mit Moscovien hergestellt, damit also der Krieg dort beendet, dessen Ausbruch einige Jahre zuvor wie eine glückliche Fügung zu Gunsten des Kaisers erschienen war. Die Türkei war daher nach allen Seiten kriegesfrei. Dennoch meldete der Resident Kuniz aus Constantinopel, daß abermals gerüstet werde. Er meldete ferner, daß der Großwesir Kara Mustafa seinen Vorschlägen auf die Erneuerung oder Verlängerung des Friedens von Vasvar ausweiche. — Von Buda aus warnte Jemand, dessen Name unbekannt geblieben, wiederholt im Laufe des Jahres 1681, daß im Osten ein schweres Gewitter aufsteige, daß es der Stadt Wien selber gelten werde.[1]) Allein ein anderes sicheres Anzeichen ergab sich nicht.

Nur die Frage der Grenzstreitigkeiten in Ungarn hatte sich in den letzten Monaten schärfer zugespitzt.

* * *

Am 13. August 1681 unterzog der Hofkriegsrath in Wien, dem die Beziehungen zu der Türkei oblagen, die Lage der Dinge im Osten seiner Erwägung.[2]) Man kam zu der Ansicht, daß die Berichte von Kuniz mit den Thatsachen nicht immer überein stimmten. Daher sei zu schließen, daß er mangelhafte Kundschaft habe. Es sei Gewicht zu legen nur auf die Aeußerungen des Großwesirs, des Reis Effendi, des Kiaja. Diese lauten nicht feindselig. Der Großwesir habe augenscheinlich noch keinen Entschluß gefaßt, sondern warte in Betreff der Grenz-Differenzen zuvor auf eine Antwort. Auch bleibe der Großwesir noch immer bei der Betheuerung, den Frieden verlängern zu wollen. Besonders aber werde bestätigt, daß der Sultan selbst mehr als der Großwesir zum Frieden neige. — Demnach faßt der Hofkriegsrath sein Votum zusammen in die Worte: „Es sind daher alle Mittel zu ergreifen, damit dieser gefährliche Plan der Krone Frankreich, welche der Ursprung alles dieses Uebels ist, bei Zeiten unterbrochen, und die von ihr so sehr gewünschte Ruptur (mit den Türken) vermieden bleiben möge."

„Das geeignete Mittel ist die Sendung eines Internuntius, wie es der Pascha und der Kanzler zu Ofen selbst eingerathen."

In längerer Ausführung schlug dann der Hofkriegsrath als die dafür geeignete Persönlichkeit den Grafen Albert Caprara vor.

Der Kaiser Leopold fügte dem Protokolle seine Resolution bei mit folgenden Worten: „Der Kriegsrath hat die Sache wohl ausgearbeitet. Es ist nöthig, die Prolongation (des Friedens von Vasvar) zu erhalten zu suchen, damit man wenigstens wisse, woran man sei, wenn sie nicht erlangt werden könnte, arte vel Marte. Ein Internuntius ist nöthig. Der Resident ist der Sache nicht recht gewachsen. Alle Briefe lauten friedlicher." Der Kaiser genehmigt dann den vorgeschlagenen Grafen Caprara.

Das Protokoll und die Resolution zeigen uns in den eigenen Worten der Betreffenden den hauptsächlichen Irrthum des Kaiserhofes. Man maß dem Könige von Frankreich allzu viel bei. Weil man wußte, daß er den Bruch der Türken mit dem Kaiser wünschte und herbeizuführen trachtete: so erörterte man nicht zuerst die wichtigere Frage, ob der Großwesir aus sich einen Entschluß dieser Art gefaßt haben

[1]) Vgl. die Anlage II zum fünften Capitel. Zu Anfang.

[2]) Das Protokoll in den Turcicis des k. k. Archivs von 1682.

könne. Man verneinte dies, weil man sich durch die Worte des Großwesirs und der Anderen täuschen ließ. Man dachte nicht, daß der Rath des Paschas von Buda und seines Kanzlers arglistiger Weise gegeben sein könne, um hinzuhalten und irre zu führen. Man tadelte den Residenten Kuniz, daß er zu viel berichtet, wo er doch in Wahrheit, weil des eigentlichen Geheimnisses von Kara Mustafa nicht kundig, eher zu wenig berichtet hatte.

Der Irrthum war folgenschwer. Denn aus ihm erwuchsen noch über ein Jahr hindurch eine lange Reihe falscher Schritte.

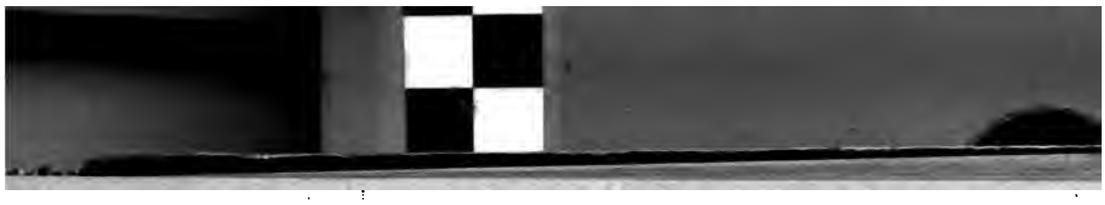
Und da man sich einmal in diesem Irrthume befand, so konnte es geschehen, daß derselbe eben damals in Anlaß eines besonderen Vorfalls sich noch verstärkte.

Im Monate August 1681 verfolgte der französische Admiral Du Quesne im Archipel einige Tripolitaner. Sie flüchteten in den Hafen von Chios. Auch Du Quesne segelte ein, anscheinend freundlich. Dann zog er die Kriegesflagge auf, und überschüttete Hafen und Stadt mit tausenden von Kugeln, zu großem Schaden an Leben und Eigenthum der Bewohner. So die Nachricht der Türken.[1]) Auf die Meldung in Constantinopel ward der französische Botschafter Guilleragues vor den Kiaja geladen, der ihm den Zorn des Sultans ankündigte. Es kam beiderseitig zu heftigen Reden. Dann ward der Botschafter zu dem Großwesir beschieden. Dieser nahm, wie er dem Nointel gegenüber gethan, den höheren Sitz ein. Der Botschafter stieß den ihm angewiesenen niederen Sessel zweimal mit dem Fuße weg, und verhandelte stehend. Der Großwesir forderte zur Satisfaction für Chios ein Entschuldigungsschreiben des Königs, und 700 Beutel zu je 500 Thalern. Der Botschafter solle sich schriftlich dafür verpflichten, oder in die Sieben-Thürme gebracht werden. Guilleragues vertheidigte den Admiral: die Türken hätten zuerst geschossen. Der Großwesir erwiederte: in solchem Falle hätte der Weg der Klage beim Sultan offen gestanden. Er wiederholte seine Alternative. Guilleragues entgegnete: der Großwesir werde bedenken, daß er einen Botschafter des Königs von Frankreich vor sich sehe. Der Großwesir setzte ihn dann zwar nicht in die Sieben-Thürme, aber behielt ihn in Arrest. Guilleragues verstand sich endlich dazu, ein Geschenk zu versprechen, nicht im Namen des Königs, sondern im eigenen. Der Großwesir nahm an, und verstattete ihm zur Erfüllung eine Frist von sechs Monaten.[2]) So der französische Bericht, nach welchem anzunehmen wäre, daß Guilleragues sehr bald wieder der Haft entlassen worden sei. Dies geschah nicht. In einem Berichte des kaiserlichen Residenten Kuniz, vom 13. Januar 1682 heißt es: „Erst jüngst ist der französische Gesandte Guilleragues aus dem Arreste entlassen worden, weil er sich erboten hat, den Schaden von Chios zu ersetzen."[3])

Die nach dem französischen Berichte gestellte Frist lief mithin bis zu Ende Februar 1682. Wir werden später zu sehen haben, in welcher Weise Ludwig XIV. den Forderungen des Großwesirs Kara Mustafa entsprach.

Der Vorfall von Chios legte dar, daß ein Bündniß zwischen der Pforte und Ludwig XIV. nicht bestand, berechtigte vielmehr zu der Vermuthung, daß, so lange die Differenz über Chios nicht ausgeglichen war, an eine Einwirkung des Königs

[1]) Hammer, Bd. III, S. 718.
[2]) Flassan, IV, p. 30 et suiv.
[3]) Turcica des k. k. Archivs.



auf die Pforte kaum zu denken sein würde. Da man nun in Wien sich der Meinung hingab, daß ein Entschluß der Pforte zum Kriege eine solche Einwirkung voraussetze: so diente der Vorfall von Chios, diesen Irrthum zu verstärken, wirkte mithin nach beiden Seiten zu Ungunsten des Kaisers.

Wie der Kaiser Leopold zu Ende des Jahres 1681 die Fortdauer des Friedens mit den Türken hoffte: so schaute er, von diesem Standpunkte aus, mit mehr Befriedigung als früher auf Ungarn. Zwar standen noch Tököly und sein Anhang grollend bei Seite. Aber man gab sich in Wien der Hoffnung hin, daß auch sie gütlich zu gewinnen sein würden. Tököly durfte nicht erwarten, daß jemals Sophie Bathori, die ältere Witwe Rakoczy, kaisertreu und katholisch, wie sie war, ohne Genehmigung des Kaisers in die Heirath Tökölys mit Helena Zriny, der jüngeren Witwe Rakoczy, einwilligen werde. Deshalb ließ Tököly durch den General Leslie seine Bitte direct an den Kaiser bringen. Er bot für die Erlaubniß der Heirath und die Rückgabe der väterlichen Güter die völlige Unterwerfung. Er würde dann katholisch werden und mit der ganzen Schaar der Unzufriedenen sich zu den Füßen seines allergnädigsten Herrn begeben. [1])

Die Ansichten im Rathe des Kaisers über dies Erbieten gingen auseinander. Den Einen erschien es allzu gewagt, darauf einzugehen, den Anderen thöricht, es nicht mit beiden Händen zu ergreifen. In jedem Falle aber mochte man glauben, daß, wenn es zum Aeußersten komme, man in der Bewilligung des Verlangens von Tököly ein Mittel habe, ihn völlig zu gewinnen.

Die im August bereits beschlossene Absendung des Grafen Caprara nach Constantinopel ward zum großen Verdrusse desselben bis nach dem Schlusse des lange sich hindehnenden Landtages von Oedenburg aufgeschoben, damit zuvor daheim eine sichere Basis gewonnen werde. [2]) Zum Abschlusse des Friedenswerkes von Oedenburg ward, am 9. December 1681, die Kaiserin Eleonora Magdalena mit der von Preßburg aus herbeigeschafften Krone als Königin von Ungarn gekrönt. Die Theilnehmer an der Feierlichkeit ahnten nicht, daß bereits sich die Boten Tökölys auf dem Wege nach Constantinopel befanden, um dem Sultan die Oberlehensherrlichkeit über ganz Ungarn anzutragen und dadurch den Kriegeszug des Kara Mustafa zu befördern. Wie der Kaiser beschlossen hatte, durch die Sendung des Grafen Caprara nach Constantinopel die Verlängerung des Friedens zu erlangen: so war es die Absicht Tökölys, durch seine Boten dort zuvorzukommen. Es gelang ihnen.

Der Kaiser Leopold, dieser Dinge noch unkundig, glaubte daher zu Ende des Jahres 1681, unbehelligt im Osten, seine ganze Kraft gegen Westen wenden zu können. Und dies führt uns zu der Frage, wer in dem zu erwartenden Kampfe zu ihm stehen würde.

[1]) Wagner, t. I, p. 562.

[2]) Die Relazione particolare von Caprara. Er hat außer den laufenden Berichten, die sich in den Turcicis des k. k. Archivs befinden, aus seinem Journal nachher eine Relazione particolare zusammengestellt, von welcher sich eine Abschrift in der k. k. Hofbibliothek befindet. — Ferner des Gesandtschafts-Secretärs Benaglia ausführliche Reisebeschreibung, S. 4.

* * *

Es gab im Reiche nicht wenige Fürsten, auf die der Kaiser sich verlassen durfte, und merkwürdiger Weise am sichersten auf diejenigen, deren unmittelbare Vorgänger während des großen Reichskrieges sich theils neutral, theils für Frankreich günstig verhalten hatten, nämlich Bayern, Hannover, Schweden.

Die Hinneigung des Hauses Wittelsbach in Bayern zu Frankreich hatte dem Kaiser und dem Reiche lange Jahre hindurch schweren Nachtheil bereitet. Noch vor dem Tode des Kurfürsten Ferdinand Maria schien die Heirath seiner Tochter Maria Anna mit dem Dauphin von Frankreich dies Verhältniß für immer zu befestigen. Aber in dem Nachfolger, dem jugendlichen Kurfürsten Max Emanuel, begann eine andere Richtung sich zu erheben. Sie ward befördert von seinem Oheim und Leiter, dem Herzoge Max, der kaiserlich gesinnt war, und dem kaiserlichen Gesandten Grafen Nostiz. Nur blieb noch der Kanzler Schmid, und leitete die Dinge in dem alten Geleise. Die Franzosen redeten in München wie in Paris von der Größe und dem Ruhme ihres Königs, der, siegesmüde, dem flehenden Europa den Frieden geschenkt. Sie priesen das Glück und die Sicherheit der Fürsten, die er seines Bündnisses würdige. Sie bedauerten das traurige Loos derer, die sein Mißfallen auf sich gezogen. Sie spotteten über die Schwäche des Kaisers, der nicht vermöge, Herr zu werden über eine Handvoll Rebellen in Ungarn, der nicht im Stande sei, den Bundesgenossen Vortheile zuzuwenden, sondern nur Mühen und Lasten. Derartige Reden wurden dem jungen Fürsten zu viel. Der kaiserliche Gesandte Graf Lobkowiz, welcher auf Nostiz gefolgt war, faßte ihn bei dieser Mißstimmung über die Franzosen, die nicht wie Gesandte dort aufträten, sondern wie Pädagogen, die Lohn und Strafe in Aussicht stellten je nach dem Verhalten. Der Kaiser pflege nicht, sich zu rühmen, oder rühmen zu lassen; aber Europa beweise ihm Achtung und Vertrauen, dem Könige von Frankreich Haß und Furcht. Der junge Kurfürst wandte sich lieber dem Grafen Lobkowiz zu, als den Franzosen. [1])

Den Ausschlag gab bei ihm der Kaiser selbst. Leopold hatte längere Zeit hindurch das von einer pestartigen Seuche heimgesuchte Wien vermieden, und erst in Prag, dann in Linz residirt. Bevor er, im Jahre 1681, zurück kehrte in seine nun wieder pestfreie Hauptstadt, mit dem Gelübde, für die Errettung der heil. Dreifaltigkeit zu Ehren eine Gedenksäule zu errichten, that er eine Wallfahrt hinaus nach Alt-Ötting, im Anfange März 1681. Dort erschien vor ihm der jugendliche Kurfürst. Und wieder bewährte sich die alte Erfahrung, daß die Kaiser des Hauses Habsburg in persönlicher Begegnung sich oft die Fürsten gewannen, die bis dahin mit Mißtrauen ihnen gegenüber gestanden. Auch ist es möglich, daß in dem vertraulichen Beisammen-Sein beider Häupter bereits damals Worte gefallen sind über eine Heirath des jungen Kurfürsten mit der Erzherzogin Maria Antonia, der Erbin der einstigen Kaiserin Margaretha. Der Kaiser beschenkte den jungen Fürsten mit einem kostbaren Degen. Max Emanuel, hocherfreut, nahm das Geschenk entgegen mit den Worten: „Ich werde ihn führen nur für den Kaiser und das Vaterland." Es vergingen kaum zwei Jahre, daß ihm die Gelegenheit ward, das gegebene Wort einzulösen, nicht, wie man im Jahre 1681 noch glaubte, im Westen, sondern im Osten, vor den Thoren von Wien.

[1]) Wagner, t. I. p. 493 sq.

Nach München zurückgekehrt, führte der Kurfürst eine andere Rede als zuvor. Er pries den Kaiser. Er wies die Franzosen hin auf die Einbrüche ihres Königs in fremdes Recht, auf die Verletzungen des Friedens. Erstaunt und verwundert vernahmen sie es.

Schon vorher war in Hannover ein Umschwung eingetreten.

In dem Herzoge Johann Friedrich, der söhnelos starb, erlosch die durch die Familienbande seiner Gemahlin, der Herzogin Benedicte, genährte Neigung zu Frankreich. Der Bruder und Nachfolger Ernst August verfolgte ein anderes Ziel. In ihm war mehr als in einem seiner Vorfahren seit einem halben Jahrtausende lebendig die Erinnerung an die einstige Macht und Größe seines Hauses, an die Gewalt und das Unrecht des Hohenstaufen Friedrich Barbarossa gegen den Ahnherrn, Heinrich den Löwen. Das Streben von Ernst August war darauf gerichtet, den Theilungen der Fürstenthümer seines Hauses ein Ende zu machen. Darum erließ er, einer der ersten Reichsfürsten auf diesem Wege, das Hausgesetz der Primogenitur. Er erstrebte weiter die Herstellung des einst Verlorenen, die Wiedervereinigung des niedersächsischen Stammes unter die Führung seines Hauses. Er lebte, wie sein Historiograph Leibniz, der Ueberzeugung, daß von dem Sturze Heinrichs des Löwen an der Verfall des Reiches beginne, daß in der Gliederung nach den hauptsächlichen Volksstämmen die Sicherheit und die Kraft desselben wesentlich bestanden, daß somit sein Streben nach dieser Herstellung nicht blos das Interesse des eigenen Hauses und des niedersächsischen Stammes bezwecke, sondern auch dasjenige der Gesammtheit des Reiches. Dieses Streben machte dem Herzog Ernst August treuen Anschluß an den Kaiser zur Pflicht. Sofort daher nach seinem Regierungsantritte entsendete Ernst August seine Boten an den Kaiser. Doch verzog sich der Abschluß des eigentlichen Bundes, in Wien das hannoversche, in Hannover das Laxenburger Bündniß genannt, noch bis in den Januar 1683.

Die stärkste Schwenkung machte in den Jahren nach dem Nymeger Frieden der junge König Carl XI. von Schweden.

Man darf sagen, daß er, welcher als Sohn Carl Gustavs zugleich mit der Krone Schweden das Herzogthum Zweibrücken ererbte, die französischen Reunionen so lebhaft und schmerzlich empfand wie nur irgend einer der betheiligten deutschen Fürsten. Auch er war vorgeladen vor die Reunionskammer von Metz, um für dieses sein Herzogthum, den ererbten Besitz seines Hauses, dem Könige von Frankreich die Huldigung zu leisten. Auf sein Nicht-Erscheinen war dieses sein Eigenthum der Krone Frankreich zugesprochen. Der junge Fürst hatte noch manchen anderen Anlaß zum Grolle wider Frankreich. Zwar hatte dieses ihm Pommern zurückgestellt; aber der ganze Krieg, in welchem Schweden großen Schaden an Mannschaft und Geld gelitten, und wenig Ehre erworben, war doch das Werk des Königs von Frankreich. Dieser hatte, während der Minderjährigkeit Carls XI., die Gier der schwedischen Oligarchen nach französischem Golde benutzt, um das Königreich Schweden hinein zu zerren in den unglücklichen Krieg, in welchem es Schlag auf Schlag erlitten. Dazu traten die hochfahrenden Reden der Gesandten Frankreichs, welche, wie es ja allerdings seit Gustav Adolf thatsächlich sich als wahr erwiesen, Schweden betrachteten als den Söldling, der nicht sich regen und bewegen könne ohne das Gold Frankreichs. Carl XI., berathen von Benedict Oxenstjerna, der am Hofe des Kaisers Leopold die Ideen des-

ſelben zu würdigen gelernt, war entſchloſſen, eine neue Bahn zu betreten, mit dem Kaiſer und wider Frankreich.

Dazu kam die Wahrnehmung, die von 1680 an dem Könige Carl XI. und Benedict Oxenſtjerna nicht verborgen bleiben konnte, daß zwiſchen Berlin und Paris ſich die Fäden eines Bündniſſes woben. Bei dem in Europa bekannten ſehnſüchtigen Verlangen des Kurfürſten von Brandenburg nach Pommern war dieſes Bündniß bedrohlich für Schweden, um ſo mehr, als auch Dänemark mit ſeinen Wünſchen nach ſchwediſchem Beſitze ſich hinzugeſellte.

Indem aber auch Carl XI. und Oxenſtjerna erkannten, daß ein vereinzeltes Streben wider die Uebermacht Frankreichs ſchwer durchzuführen, vielmehr nur von einer Vereinigung der Kräfte ein Erfolg zu hoffen ſtand, erwogen ſie doch auch, daß, bei der allgemeinen Furcht der Schwächeren vor den Gewaltſchlägen Frankreichs, eine Vereinigung der Kräfte wider dasſelbe nur im tiefſten Geheimniſſe vorbereitet werden könne. Sie bauten ihren Plan auf unter dem Namen einer Aſſociation zum Schutze der Friedensſchlüſſe von Münſter und Nymegen. Sie wendeten ſich mit dieſem Vorſchlage zunächſt an die Republik Holland. Die erſte Anregung ward gethan am 13. März 1681.[1]) Dann vergingen viele Monate, bis ein weiterer Schritt erfolgte.

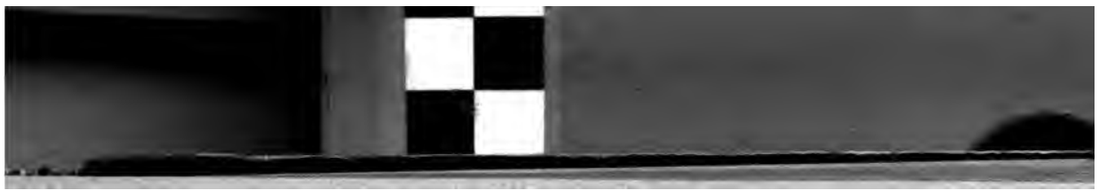
* * *

Der Vorſchlag rief den vollen Eifer desjenigen Prinzen hervor, der vor allen anderen Fürſten und Staatsmännern ſeiner Zeit erſcheint als die Seele der Allianz-Plane wider die Uebermacht Ludwigs XIV. Wilhelm von Oranien mit ſeinem klaren Blicke, der alle einzelnen Factoren richtig würdigte, hatte niemals ſeine Hoffnung gebaut auf den Reichstag in Regensburg. Sein Ziel war eine Allianz der Mächtigeren, in deren Schatten auch die Schwächeren ſicher und friedlich wohnen würden. Aber dieſe Allianz konnte, nach ſeiner Anſicht, nicht ausgehen von dem Kaiſer, nicht von der Republik Holland, nicht von Spanien, oder überhaupt irgend einer anderen Macht, die, im Falle des Nicht-Gelingens, in Furcht ſtehen mußte vor dem Zorne und der Rache des jedem Einzelnen überlegenen Königs von Frankreich; ſondern dieſe Allianz mußte ausgehen von dem, nach der Lage der Dinge, gegen Frankreichs Macht am meiſten geſicherten England. Das Beiſpiel der That von England würde, nach ſeiner Anſicht, die Anderen unwiderſtehlich mit fortreißen. Die Stimmung des Parlamentes, im März 1682, war feindſelig wider Frankreich. Allein der König Carl II. löſte es auf, im Anfang April.

Schmerzlich darüber betroffen, nannte der Prinz von Oranien dieſe Auflöſung das größte Unglück, das zur Zeit uns hat betreffen können. Das Wort „uns" faßt die Republik Holland und England zuſammen. — Oranien ließ dieſe Worte an ſeinen Oheim Carl II. ſelber bringen. Er wußte noch nicht, daß die Auflöſung die Conſequenz eines neuen Geldvertrages der beiden Könige von Frankreich und von England war. Ludwig XIV. zahlte zwei Millionen franzöſiſcher Livres, damit Carl II. des Parlamentes entbehren könne. Der Oranier betrachtete damals die Republik wie verloren.[2]) Allein wir kennen ihn aus ſeiner eigenen Erzählung, wie er dem armen Manne zugeſchaut, der ſein Boot hinan treibt gegen die Strömung, und zurückgeworfen

[1]) Négociations du comte d'Avaux, t. I, p. 178.

[2]) Grovestins, t. IV, p. 276. Schreiben des Prinzen an Hyde, vom 14. April 1681.



von ihr, es von neuem hinan treibt. Er selber ja war dieser arme Mann, der nicht abließ, nicht verzagte, ob es endlich ihm gelänge. Er faßte den Entschluß, nach England zu gehen, persönlich seinem Oheim gegenüber zu treten.

Unterdessen schritten im Sommer 1681 die Reunionen Ludwigs XIV. in Belgien fort und fort. Während noch der Prinz in Windsor weilte, schickten die Generalstaaten, am 5./15. August 1681, einen Courier mit der Nachricht, deren schon früher, im Zusammenhange des eigentlichen Planes von Ludwig XIV., Erwähnung geschehen ist: dieser König begehre Luxemburg. Man fürchte, daß er auch Antwerpen fordern werde. Die Aufregung in England war groß. Der spanische Gesandte forderte Hilfe auf Grund der Verträge. Der Prinz von Oranien redete nachdrücklich mit ein. Der König wich aus. Er habe keine Mittel, kein Geld. Er wolle sich beim Könige von Frankreich verwenden. In England kannten außer Carl II. selber nur sehr wenige Personen den Geldvertrag. Aber Alle fühlten bis zur Ueberzeugung, daß ein solcher existiren müsse. [1])

Der Prinz von Oranien kehrte aus England zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Aber die Republik trat dann dem schwedischen Defensiv-Vertrage bei, der sogenannten Association. Und eben so der Kaiser. Dagegen zogen sich, wie bereits früher erwähnt, im Herbste 1681, die französischen Truppen enger um Luxemburg. Die Stadt ward blokirt. Eine Belagerung, einen offenen Angriff wagte Ludwig XIV. nicht. Er wollte gehen bis an die Grenze der menschlichen Geduld, nicht sie überschreiten. Auch so schon erklärte in der Republik der Niederlande der Prinz von Oranien den Blocus für einen Act des offenen Krieges von Frankreich gegen Spanien. Mithin sei der Fall des Bündnisses da, und die Republik könne sich der Hilfe nicht entziehen. Aehnlich erhoben sich viele Stimmen in England. Aber der König dort war gefesselt. Im Monate März 1682 berieth man die Frage in der Republik. Aber die mächtige Stadt Amsterdam gab den Ausschlag für die Nichthilfe, den Frieden.

In Anlaß dieser Berathungen zeichnete der Prinz von Oranien in kurzen, klaren Strichen die Lage Europas. [2])

„Niemand zweifelt an der Absicht des Königs von Frankreich, sich zum Meister von Europa zu machen, um eine allgemeine Monarchie und gleiche Religion zu begründen."

„Vom Könige von England hangt es ab, Frankreich zu einem anderen Verhalten zu nöthigen. Die jetzige Haltung des Königs ist zu verwünschen. Aber sie ist auf die Dauer nicht zu behaupten: der König dort wird dem rechten Nachdrucke nicht widerstehen können."

„In Deutschland liegen die Dinge nicht wie zu wünschen, aber auch nicht so schlimm, wie Einige meinen. Der Kaiser, sehr wohl gesinnt, wird binnen kurzem besser gerüstet dastehen, als jemals einer seiner Vorfahren. Dem Kurfürsten von Brandenburg allein gebührt der Vorwurf, daß das Reich nicht einig. [3]) Mainz und Köln halten zu ihm. Die anderen vier Kurfürsten sind wohl gesinnt, obwohl zwei von ihnen, Pfalz und Trier, für Frankreich stimmen."

[1]) Bericht des Grafen Thun, vom 15. August 1681, in den Anglicis des k. k. Archivs.

[2]) v. d. Heim, Het archief van Heinsius, p. XLIX.

[3]) In einem Schreiben an Waldeck, vom 19. Februar, bei Müller, Wilhelm v. O. und G. F. v. Waldeck, Bd. I, S. 229, sagt der Oranier: l'Electeur de Brandebourg fait le Diable.

„Die Fürsten fast einstimmig, jedenfalls in der Mehrheit, sind wohl gesinnt. Schwaben und Franken allein schon halten ein stattliches Heer."

* * *

Der Ueberblick des Prinzen von Oranien, am 7. März 1682, läßt noch nichts von der Besorgniß einer Türkengefahr durchblicken. Eben damals aber war es Ludwig XIV. selber, der zuerst vor dem erstaunten Europa darauf hinwies, daß im fernen Osten blutig roth der Halbmond emporsteige.

Zu Ende März 1682 waren die Dinge dahin gekommen, daß Carl II. von England dem französischen Botschafter an seinem Hofe, Barillon, erklärte: wenn nicht der König von Frankreich gestatte, daß die Festung Luxemburg verproviantirt werde, so könne er als König von England dem Andringen der Spanier, daß er dem Allianzvertrage mit ihnen Genüge thun möge, nicht mehr widerstehen. Die Consequenz würde sein, daß er das Parlament berufen müsse, dessen feindselige Gesinnung wider ihn der König von Frankreich kenne. Als Carl II. diese Mahnung aussprach, befand sich bereits ein französischer Courier unterwegs, mit der Meldung: da der König von Frankreich von Wien und von Constantinopel her vernommen, daß der Türke mit Macht heranziehen werde: so habe der König, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, daß er zur Zeit der Gefahr die Christenheit spalte, dem Marschall Crequi den Befehl ertheilt, den Blocus von Luxemburg aufzuheben. Er überlasse den schiedsrichterlichen Spruch über seine Differenzen mit Spanien dem Könige von England. Der Befehl an Crequi war datirt vom 22. März 1682. [1])

Von einer so nahen Türkengefahr wußte damals, außer Ludwig XIV., in Westeuropa noch Niemand. Und noch weniger glaubte man an das Wort Ludwigs XIV., daß er darum den Blocus von Luxemburg aufgehoben habe. Der Oranier sah den Rückzug an als einen Erfolg der festen Haltung seiner Anhänger in der Republik der Niederlande. [2]) Der König Carl II. von England wollte diesen Rückzug geltend machen als die Frucht seiner Abmahnung. „Nicht doch, erwiederte ihm der kaiserliche Gesandte Thun, sondern der Rückzug von Luxemburg ist dem Könige von Frankreich abgezwungen durch seine eigene Furcht vor einem allgemeinen Kriege wider ihn." [3]) Die Worte des Königs und des Gesandten stehen nicht im Widerspruche: sie hatten Recht, ein Jeder auf seine Weise.

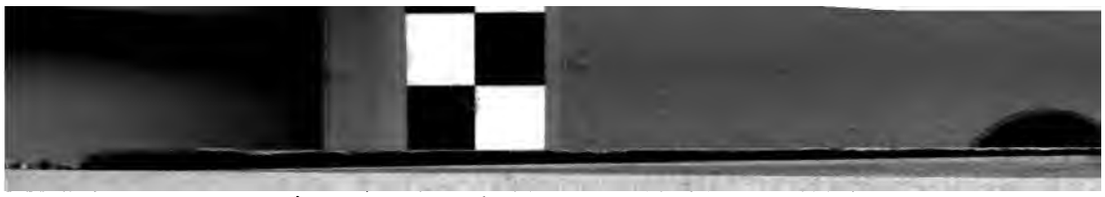
Der Minister Croissy führte vor den fremden Gesandten in Paris jenen vermeintlichen Grund zum Rückzuge noch weiter aus mit den Worten: die Gelegenheit sei freilich günstig, alle Forderungen durchzusetzen. Aber der König halte es seines Ruhmes für unwürdig, durch die Türken, mit denen er niemals sich habe einlassen wollen, einen Vortheil zu erlangen. Wenn der Kaiser klug sei, so biete sich ihm nun die Gelegenheit, alle Differenzen zu beenden und sich von dem Könige eine stattliche Hilfe gegen die Türken auszubedingen. [4])

[1]) Bericht des Grafen Thun vom 30. März. — Vergl. Pufendorf, lib. XVIII, § 52, p. 1429. — Finalbericht des Venetianers Foscarini bei Barozzi e Berchet, Francia t. III, p. 411.

[2]) Müller, Wilhelm v. O. und G. F. v. Waldeck, Bd. I, S. 143.

[3]) Die Berichte des Grafen Thun vom 17. April und 1. Mai.

[4]) Pufendorf, lib. XVIII, § 52, p. 1429.



Mit solchen Reden mochten Ludwig XIV. und Croissy auf den Beifall des großen Haufens in Frankreich rechnen. Allein, wie der Kaiser Leopold nicht die Art von Klugheit besaß, welche die beiden ihm anwünschten: so standen nach der anderen Seite jene Reden in schneidendem Widerspruche mit der Wahrheit.

Unbetheiligte Staatsmänner jener Zeit erkannten dies. „Indem der König, sagt der Venetianer Foscarini in Paris, statt des wahren Motivs für das Zurückweichen von Luxemburg, den religiösen Beweggrund vorgab, daß der Christenheit die Gefahr eines türkischen Angriffes bevorstehe, gerieth er von der einen Inconvenienz in die andere und schlimmere, nämlich diejenige, durchblicken zu lassen, daß er im voraus und mehr als es sich gebührte, von den Intentionen der Pforte unterrichtet war.“ [1])

Die Worte streifen die Wahrheit; aber sie erschöpfen sie nicht.

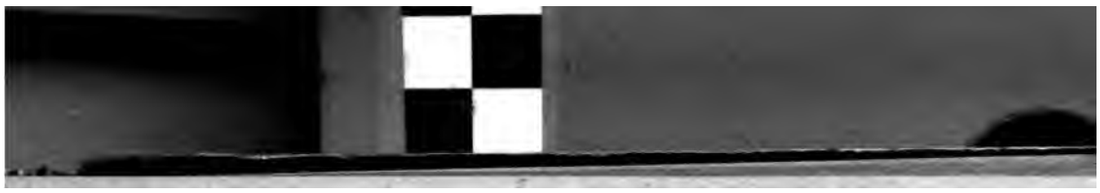
[1]) Barozzi e Berchet, Francia, t. III, p. 411.

Drittes Capitel.

Das Aufsteigen der Türkengefahr im Jahre 1682.

Der im August 1681 gefaßte Beschluß des Kaisers, einen besonderen Internuntius nach Constantinopel zu entsenden, um die Verlängerung des Friedens von Vasvar zu bewirken, ward von dem Residenten Kuniz dort nicht freudig begrüßt. Er betrachtete den Beschluß als einen Mißgriff. „Alle hier anwesenden Botschafter und Residenten, sagt er, von Frankreich, England, Venedig, Holland, Polen, Genua sind sämmtlich viel beschimpft und wider das Völkerrecht behandelt worden.“ Er legt die einzelnen Fälle dar, in denen die Habgier des Großwesirs hohe Summen aus ihnen allen herauspresse, durch Drohungen, durch Arrest auch kranker Personen, wie des Gesandten von Genua. Denn der Großwesir führe ein despotisches Regiment, ohne alle Rücksicht. „Was Geschenke anbetrifft, ist er so geartet, daß er mit der einen Hand nimmt und mit der anderen begehrt.“ — Der Graf Caprara, indem er während seiner Anwesenheit in Constantinopel dies bestätigt, schätzt den Betrag, den der Großwesir aus den Gesandten und Angehörigen der europäischen Mächte herauspresse, auf eine Million Thaler jährlich.

Dennoch, fährt Kuniz fort, sei bisher der Stand der Dinge derartig, daß er, Kuniz, als Resident des Kaisers mit Ehren behandelt werde. Nur möge man nicht glauben, daß durch ein weiteres Entgegenkommen etwas Anderes erreicht werde, als den Hochmuth des Großwesirs noch zu steifen. Bei dem dermaligen Stande der Sache sei das einzige Mittel zur Bewahrung des Friedens die Bereitschaft mit den Waffen, und die Unterhandlung mit stetem Hinweise auf diese Waffen. Der Beschluß dagegen, einen Internuntius zu senden, werde aufgefaßt als ein Beweis der Schwäche, und entspreche so sehr



den Wünschen der Gegner, daß der Graf Guilleragues sich öffentlich berühme: er habe durch seine Correspondenz am kaiserlichen Hofe den Beschluß dieser Absendung zu Wege gebracht. [1])

Im kaiserlichen Rathe wurden die Einwendungen des treuen und kundigen Mannes betrachtet als der Ausdruck des gekränkten Gefühles über die durch den Beschluß ihm widerfahrene Zurücksetzung. Er erhielt den Bescheid: der Internuntius Caprara werde Vollmacht bringen, die Forderungen der ottomanischen Pforte in Güte zu begleichen. [2]) — Es gelang dagegen dem Residenten Kuniz, in den Besitz des Wortlautes der Meldung zu kommen, durch welche der Pascha Ibrahim von Buda dem Großwesir die Absendung des Grafen Caprara ankündigte. Sie lautete: „Ich benachrichtige E. E., daß ein Gesandter des Kaisers kommen wird, um sich zu den heiligen und erlauchten Füßen unseres Sultans zu werfen und den Frieden zu erbetteln. Ebenso wird er mit aller Unterwürfigkeit zu den Füßen Ew. Excellenz kommen." [3]) Kuniz, der nicht einmal gewußt zu haben scheint, daß Ibrahim Pascha selber in doloser Absicht den Rath der Absendung gegeben, schickte jenen Wortlaut nach Wien ein. Immerhin mögen die Worte dort einigen Zweifel erregt haben, ob man wohl überlegt gehandelt. In den Acten wird ein solcher Zweifel nicht laut. Er erstarb unter dem Drucke des sehnlichen Verlangens, im Osten dennoch den Frieden bewahren zu können.

Bevor indessen Caprara nach Constantinopel hin aufbrach, bethätigten sich dort die beiden hauptsächlichsten Factoren, welche positiv den Kriegeszug zu fördern trachteten, den der Großwesir Kara Mustafa, unabhängig von ihnen, aus sich beschlossen hatte: der ungarische Rebell Emerich Tököly und der König von Frankreich.

* * *

Zu Ende 1681 langten drei Boten des Tököly in Constantinopel an. Am 9. Januar 1682 erhielten sie Audienz bei dem Großwesir. Ihr Anbringen war: die Pforte möge Tököly zum Könige von Ungarn declariren: dafür werde er einen hohen Tribut zahlen und in zwei Jahren ihr ganz Ungarn unterthänig machen. [4]) Die Audienz währte zwei Stunden. In der Hauptsache erfuhr Kuniz alles wieder, auch den Bescheid, mit welchem die Tökölyaner am 9. Februar zur Heimkehr entlassen wurden. Der Pascha zu Buda, hieß es darin, als bereits ernannter Serdar (Ober-Anführer) der türkischen Truppen in Ungarn, soll dem Tököly in allen Angelegenheiten zur Hand stehen und ihn beschützen. — An Tököly selber erfolgte ein Schreiben, des Inhalts: der Sultan sei wegen seiner bisher treu geleisteten Dienste mit ihm sehr zufrieden und daher wohl geneigt, für diese Dienste erkenntlich zu sein. Der Sultan werde nicht ermangeln, ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen. [5])

So allgemein diese Worte, so wußten doch die betheiligten Personen, worauf es ankam. Wie die Boten Tökölys in ihren Reden darüber kein Hehl machten: so

[1]) Die Berichte von Kuniz, vom 13. und 26. Januar 1682, in den Turcicis des k. k. Archivs.

[2]) K. Rescript vom 3. März.

[3]) Avviso V. E. che vien un Elzi de Nemze a prostrarsi ai piedi sacri et Exmi del nostro Imperatore e mendicar la pace, e vien anco con ogni sommissione ai piedi di V. E.

[4]) Bericht des Kuniz vom 13. Januar 1682.

[5]) Desgleichen vom 16. Februar.

schwiegen eben so wenig darüber die zahlreichen französischen Agenten in Constantinopel, welche durchweg mit den Tökölyanern zusammen gingen. Leider muß hinzugefügt werden, daß ein großer Theil dieser Agenten aus römisch-katholischen Priestern bestand, nämlich Jesuiten und Kapuzinern, sämmtlich französischer Nationalität. Vielleicht niemals bis dahin hatte sich der Unterlassungsfehler der Wiener Politik, sich den Schutz der Christen im Oriente von den französischen Königen entwinden zu lassen, so bittere Früchte getragen wie damals. Ludwig XIV. hatte es durchgesetzt, daß die kirchlichen Gebäude im Oriente das Wappen Frankreichs trugen.[1]) Weil die katholischen Christen im Oriente Verwendung und Schutz der Regel nach nur von Frankreich zu erwarten hatten: so waren sie geneigt, die Erhöhung dieser Macht zu wünschen, willig dafür zu arbeiten, und voreingenommen wider die Gegner des Königs. Während also der Kaiser Leopold, weil er das wahre Verdienst des Jesuiten-Ordens daheim nach Gebühr würdigte, darum dem großen Haufen in Deutschland und Ungarn als von dem Orden geleitet und abhängig erschien, erblicken wir dem gegenüber den merkwürdigen Contrast, daß der Kaiser Leopold in Constantinopel gerade in den französischen Jesuiten leidenschaftliche politische Widersacher fand. Voran unter ihnen trat darin ein Pater Benie. Er hatte sich, auf das Geheiß des Grafen Guilleragues, den Boten des Tököly zur Audienz beim Großwesir angeschlossen. Er sprach sich dann über das zu erstrebende Ziel offen aus gegenüber einem dort weilenden Magyar aus Siebenbürgen, Christoph Pasko.[2])

„Mein allerchristlichster König, sagte der Pater Benie, hat keine andere Absicht, als daß Ungarn und Siebenbürgen in beständiger Bewegung bleiben; denn einen anderen Nutzen hat er von dort nicht zu hoffen — und bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist es besser, daß Ungarn unter türkische Herrschaft komme, wie es mit Siebenbürgen der Fall gewesen ist."

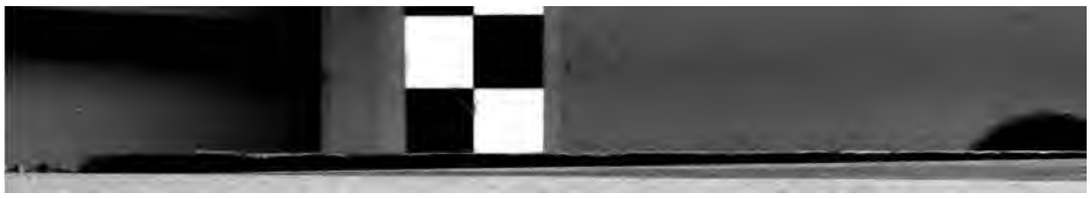
Darauf versetzte Pasko: „Verzeihen mir Ew. Hochwürden; aber das ist nicht die Rede eines Christen, daß mein geliebtes Vaterland Ungarn, auf dessen Boden, als dem Bollwerke der Christenheit, seit Jahrhunderten so viel Heidenblut vergossen ist, nun türkisch werden soll. Das möge Gott verhüten! Denn wehe dann allen Nachbarländern, Polen, Schlesien, Mähren, zu denen der Weg dem Türken offen stehen würde? Was soll dann aus der gesammten Christenheit werden? Ist es nicht eine Schmach, für einen solchen Plan zu arbeiten?" —

„Verstehen Sie mich nur recht, erwiederte Pater Benie. Innerhalb der Frist weniger Jahre wird durch die Waffen des allerchristlichsten Königs alles wieder befreit werden: nur für jetzt ist aus gewissen Gründen die Unterwerfung nothwendig. Es ist der Wille der Pforte, daß auch der Fürst Abaffi zum Kriege in Ungarn mitwirke."

Pasko entgegnete: „Abaffi wird niemals für das Gemeinwohl arbeiten, sondern nur, um sich seine Herrschaft zu erhalten, und für diesen Zweck wird er Alle betrügen. Aber sagen mir Ew. Hochwürden, welches Königreich hat bis jetzt der Türke genommen, um es nachher den Christen wieder auszuliefern?

„Wollen Sie denn, fragte Pater Benie, daß es unter türkischer Herrschaft bleibe?"

[1]) Capraras Bericht vom 31. Mai, aus Constantinopel.
[2]) Anlage I.



„Nein, erwiederte Pasko, und eben darum wünsche ich einen Frieden, der die Freiheit bewahrt; denn immer ist es sicherer, mit einem Christen zu verhandeln als mit einem Heiden. Was davon kommt, dem Türken unterthänig zu sein, davon liefert Siebenbürgen ein Beispiel." Dennoch ließ Pater Venie nicht ab, dem Pasko darzulegen, daß Siebenbürgen werde am Kriege Theil nehmen müssen, ob willig, ob nicht.

Pater Venie bewies in jeder Weise, wie sehr er von den Entwürfen und Wünschen seines Königs erfüllt war. Eines Tages verkündete er in Galata nach der Predigt: es sei von Tököly ein Courier an Guilleragues geschickt, mit der Meldung, daß der Dauphin zum römischen Könige gewählt worden sei.[1]) Es bleibt die Wahl, wem zuerst die Unwahrheit zur Last falle. Die Wahrscheinlichkeit spricht für Tököly als den Urheber.

Kuniz beschwerte sich über den Eifer des Pater Venie bei dem Pater Superior. Es kam zu scharfen Reden. Der Pater Superior versetzte: „Man weiß ja doch, daß Sie dem Großwesir eine silberne Schüssel voll Zechinen dargebracht haben." Kuniz rief hoch erregt: „Da dies die Reputation meines Kaisers antastet, so verpfände ich meine Seligkeit, daß ich in der Zeit meiner Residenz hier auch nicht einigen wenigen Schatten einer Zechine dem Großwesir präsentirt habe." Da der Pater Superior dennoch nicht schwieg, sondern eine leidenschaftliche Antwort gab: „so bewegte mich das, meldet Kuniz, zu einem billigen Zorn, so daß ich die Faust erhob." Doch fiel ihm dann der anwesende Dolmetsch rechtzeitig in den erhobenen Arm.

Es gibt einen sachlichen Grund, der für die Wahrheit jener Worte von Kuniz spricht. Wenn der Kaiser Zechinen für den Großwesir zur Verfügung hatte, so würde er sie dem Grafen Caprara mitgegeben haben. Wir werden sehen, daß dies nicht geschah.

Der Bericht des Kuniz über die Reden des Paters Venie machte auf den Hofkriegsrath in Wien einigen Eindruck. Er legte seine Ansicht über die national-französische Geistlichkeit dem Kaiser dar mit folgenden Worten: „Es ist auch sonst ja genugsam bekannt, sogar weltkundig, daß die französischen Theologen dafür halten und vermeinen: es sei ihrem Könige sowohl vor der Welt als vor Gott zulässig, zum Zwecke der Erlangung einer allgemeinen Monarchie über die Christenheit Anderen das Ihrige zu nehmen, unschuldiges Blut zu vergießen, alles völlig umzukehren, wie nur Zeit und Gelegenheit es zulassen, damit alles unter sein Joch gebracht werde. Denn nach der Meinung dieser Theologen ist ihr König der einzige in der Christenheit, der die Kraft und die Mittel besitzt, eine solche Universal-Monarchie zu Stande zu bringen, ohne welche doch die Christenheit gegenüber der ottomanischen Macht nimmer gerettet werden könne. Frankreich dagegen werde es vermögen, nicht blos die Christenheit zu erhalten, sondern auch das mohammedische Reich unter sich zu bringen."[2])

In der Hauptsache jedoch kamen dadurch die Räthe des Kaisers nicht zu einer anderen Ansicht. Kuniz hatte gemeldet, daß Ludwig XIV. dem Fürsten Abaffi von

[1]) Bericht des Kuniz vom 11. Februar.

[2]) Gegen die hier gezeichnete Richtung, die damals auch auf dem Boden des Reiches ihre Anhänger und Vertreter fand, ist die satirische Schrift von Leibniz: Mars Gallicus, gerichtet; abgedruckt in meiner Ausgabe der Werke von Leibniz, Bd. V, S. 201 u. f., eine der schärfsten, die gegen Ludwig XIV. damals abgefaßt sind.

Siebenbürgen 300.000 Gulden, dem Tököly einen ähnlichen Betrag übermacht hatte. Das Protokoll der Berathung über diese Mittheilungen enthält dagegen die Worte: „Allen Berichten nach stehen die Rebellen in höchster Besorgniß, daß E. K. M. sich mit den Türken und dem Abaffi, cum exclusione illorum, vergleichen werden." Es könne jedoch nicht schaden, wenn der Kaiser die Reden des Paters Benie, der sich auf den französischen Gesandten Guilleragues berufe, dem Papste berichten lasse.[1])

* * *

Im Beginne des Jahres 1682 lagen allerdings noch immer die Dinge so, daß man wegen des Vorfalles von Chios an eine Spannung zwischen der Pforte und dem Könige von Frankreich glauben durfte. Der Gesandte Guilleragues war zwar seiner Haft entlassen; aber damit war die Sache selbst nicht ausgeglichen. Der Großwesir beharrte bei seinen Forderungen eines Entschuldigungsschreibens des Königs an den Sultan und einer Geldentschädigung. Guilleragues dagegen führte bei den anderen Gesandten hohe Reden: die französische Flotte werde demnächst an den Dardanellen erscheinen und die Ehre des Sophas für ihn erzwingen. „Er hat dennoch geringen Credit bei der Pforte, und kann wenig durchsetzen," meldet Kuniz. In der That ließ sich der Großwesir auf jene ihm hinterbrachte Drohung vernehmen: wenn es dahin käme, daß der Sultan es ihm geböte, so sei er entschlossen, zuvor den Gesandten aller anderen Mächte, auch sogar der tributpflichtigen, und erst nach allen anderen dem französischen Gesandten die Ehre des Sophas zu gewähren.[2])

Die Dinge entwickelten sich auf andere Weise. Als die Frist der sechs Monate, welche der Großwesir für die Genugthuung von Seiten des Königs von Frankreich wegen der That seines Admirals gegen Chios gestellt, dem Ablaufe nahe waren, fügte sich Ludwig XIV. darein, das verlangte Handschreiben abzufassen. Dies Schreiben ist wie ein Denkmal zur Charakteristik des Königs in seiner Zeit, andererseits, indem es das Hinderniß hinwegräumte, welches dem Plane des Kriegeszuges von Kara Mustafa entgegen stand, ein für die Entwickelung der Ereignisse gewichtvolles Actenstück. Es lautet wie folgt.[3])

„Sehr hoher, sehr vortrefflicher, sehr mächtiger, sehr hochherziger und unüberwindlicher Fürst, großer Kaiser der Muselmanen, Sultan Mohammed, in welchem alle Ehre und Tugend überströmt, unser sehr theuerer und vollkommener Freund! Gott wolle Ihre Größe und Hoheit segnen bis zu einem sehr glücklichen Ende!"

„Nachdem wir die der Stadt Chios widerfahrenen Unordnungen vernommen, haben wir gern Ew. Hoheit versichern wollen, daß wir nicht die Absicht gehabt haben, irgend etwas zu thun, was die enge Freundschaft, die guten Beziehungen und den Verkehr unserer beiderseitigen Reiche stören müßte. Wir wünschen nicht blos, daß diese seit so vielen Jahren dauernde Freundschaft sich auch noch eine Reihe anderer hindurch glücklich fortsetze, sondern auch, daß sie sich noch steigern möge, indem wir nicht zweifeln, daß Ew. Hoheit auch Ihrerseits dieser Gesinnung entspreche, und in der gesammten Ausdehnung Ihres blühenden Reiches die genaue Beobachtung der Capitulationen befehle, so wie eine ehrenhafte und auszeichnende Behandlung unseres

[1]) Protokoll vom 18. März, in den Turcicis des k. k. Archivs.
[2]) Bericht des Kuniz vom 5. Februar.
[3]) Anlage II.

Botschafters durch die Aufnahme auf das Sopha des erlauchten und hochansehnlichen Wesirs der hohen Pforte, des sehr würdigen Ministers Ew. Hoheit, welchem wir darüber vor längerer Zeit einen ausführlichen Brief geschrieben haben, enthaltend eine Darlegung der Gründe, welche diesen Anspruch rechtfertigen. Wir können ihn auch nicht aufgeben, indem wir dabei zugleich Rücksicht nehmen auf die Größe und den Ruhm des ottomanischen Reiches, in welchem der kaiserliche Titel, die erste Allianz mit den sehr hohen und sehr mächtigen Fürsten glorreichen Gedächtnisses, Vorgängern Ew. Hoheit, und mehrere besondere Praerogativen unserem Botschafter mehr Ehrenerweisung verschaffen müssen als den Gesandten anderer Fürsten, denen wir durch unsere großen Eroberungen in Europa unendlich überlegen sind. Wir hoffen mit Ungeduld dieses Zeugniß der Achtung, welche Ew. Hoheit unserer vollständigen Einigung beimessen, da nichts so sehr vermögen würde, unsere alte Freundschaft zu steigern. Wenn diese Vergünstigung unserem Botschafter nicht gewährt wird: so haben wir ihm befohlen, sich mit unseren Unterthanen dort nach Frankreich einzuschiffen, weil wir nicht gestatten können, daß er mit anderen Botschaftern und Residenten gleich gestellt werde. Wir ersuchen also Ew. Hoheit um diesen Beweis Ihrer Gerechtigkeit und Ihrer Freundschaft, indem wir Ihnen abermals, wie im Beginne dieses Briefes, versichern, daß das, was sich in Chios zugetragen hat, die Wirkung eines unvermutheten Unglücks und einiger losgegangenen Schüsse gewesen ist. Unsere wahre Absicht ist nur, die Tripolitaner und andere Seeräuber zu bestrafen, als rebellische Unterthanen Ew. Hoheit, als solche in den Capitulationen ausdrücklich bezeichnet, welche unseren Unterthanen in treuloser Weise Hohn gesprochen haben und dies noch thun, gegen den Willen Ew. Hoheit und zum Nachtheile der besagten Capitulationen, die ihnen heilig sein sollten."

„Und darauf hin bitten wir Gott, daß er die Tage Ew. Hoheit vermehre und sie erfülle mit allem Gedeihen zum endlichen glücklichen Ausgange."

„Geschrieben zu St. Germain en Laye, am 4. Februar des Jahres 1682.

Ihr Sie hochschätzender und völlig zugethaner Freund

Ludwig.

Colbert."

Die Gesinnung, die in dem Schreiben sich offenbart, wird der Leser zu würdigen wissen. Aber auch die Umstände fordern unsere Aufmerksamkeit.

Ludwig XIV. erfüllt die Forderung des Großwesirs Kara Mustafa, sich wegen der Vorfälle von Chios zu entschuldigen, zu einer Zeit, wo der Großwesir auf das eifrigste beflissen ist, den, wie Ludwig XIV. allein in Westeuropa weiß, seit sechs Jahren geplanten Kriegeszug wider den Kaiser zur Ausführung zu bringen. Indem Ludwig XIV. die verlangte Abbitte leistet, weiß er, daß er durch die Beendigung der Differenz das einzige Hinderniß hinwegnimmt, welches, bei der politischen Lage Europas von 1682, den Großwesir abhalten könnte, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Und doch verkündet dann dieser selbe König vor Westeuropa, am 22. März, daß er wegen der drohenden Türkengefahr den Blocus von Luxemburg aufhebe. Indem er alles thut, was nach der Lage der Dinge in seiner Macht steht, den Zug des Kara Mustafa nicht zu hindern, gibt er sich vor dem leichtgläubigen Volke der Franzosen — denn viele Andere dürfte er schwerlich getäuscht haben — den Schein, daß auch er die Türkengefahr betrachte wie ein Unglück für die Christenheit.

Die Daten sind dabei nicht unwichtig. Am 4. Februar verfaßt Ludwig XIV. das Schreiben, am 22. März gibt er jene Erklärung ab, also nach dem Ablaufe einer Frist, nach welcher die Ankunft seines Schreibens in Constantinopel mit Sicherheit angenommen werden durfte. Ludwig XIV. hat also gedacht, daß seine Abbitte in Constantinopel sofort die entscheidende Wirkung ausüben würde.

Allein hier scheint ein Bedenken entgegen zu treten. Ludwig XIV. sagt doch auch in dem Schreiben, daß, im Falle der Nicht-Bewilligung des Sophas, der Botschafter den Befehl habe, sich mit allen Franzosen einzuschiffen. Dies wäre der Bruch gewesen. Demnach hätte Ludwig XIV. diese Eventualität mit in Rechnung gezogen. Der weitere Verlauf der Thatsachen wird ergeben, ob dies so ernstlich gemeint war.

Bereits zu Anfang des Monates März traf die französische Post, welche auch jenes Handschreiben des Königs überbrachte, in Constantinopel ein. Die fremden Gesandten erfuhren nichts von dem Handschreiben: es war nur von einem Briefe die Rede, in welchem der Admiral Du Quesne den Großwesir ersuchte, dem Botschafter Guilleragues die herkömmliche Ehre des Sophas zu erweisen. Im Uebrigen verlange die französische Nation in allem die guten Beziehungen aufrecht zu erhalten. Die französischen Kriegsschiffe, die bis dahin unweit Smyrna geankert hatten, begaben sich bis an die Straße der Dardanellen. Es schien also jenen drohenden Worten in dem Handschreiben des Königs Nachdruck gegeben werden zu sollen.

Allein der Türke Kara Mustafa kannte seinen Mann. Er bewilligte dem Botschafter Guilleragues nicht die Ehre des Sophas. Guilleragues aber schiffte sich *nicht* ein. Die französischen Kriegsschiffe blieben *vor* den Dardanellen. Am 24. April meldet Kuniz: „Die französischen Kriegsschiffe, die vor den Dardanellen ankern, haben königlichen Befehl, sich zurückzuziehen, was den Botschafter sehr consternirt." [1])

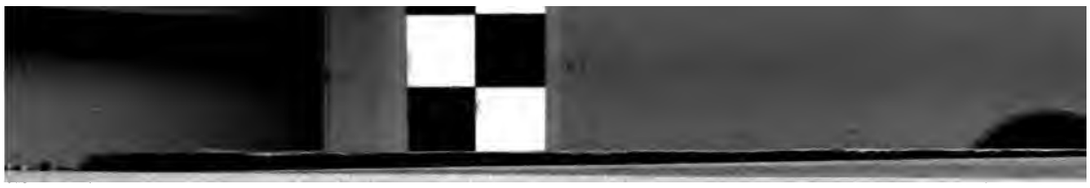
Abermals also war Ludwig XIV. in dem Wunsche, dem Großwesir nicht ein Hinderniß seines Kriegszuges wider den Kaiser zu bereiten, von seinem Worte gewichen. Aber noch schwebte die andere Forderung des Schadenersatzes für Chios.

„Am 13. Mai, meldet Kuniz, ließ der Großwesir durch etliche Tschausche den Grafen Guilleragues vor den Kiaja holen, und durch diesen den Schadenersatz für Chios begehren im Betrage von 700 Beuteln. Der Botschafter erbot sich, dem Großwesir einstweilen Geschenke zu geben, über die 700 dagegen die Entscheidung des Königs einzuholen. Er entschuldigte sich für das Ausbleiben der Bescheide von Frankreich her mit den stattgehabten Seestürmen." [2]) Der Großwesir nahm an und bestimmte den Werth der einstweilen zu gebenden Geschenke: dem Sultan Edelsteine zum Werthe von 60.000 Thalern, dem Großwesir zum Werthe von 15.000, noch Anderen die Hälfte. „Dies ist dem Grafen Guilleragues deshalb widerfahren, meldet Kuniz, weil er von einem Geschenke geredet, ohne dasselbe zu specificiren, worauf der Großwesir die Summe benannt hat, ohne ein Mittel zu belassen, davon abzukommen. Es ist gewiß, daß Frankreich dieses Accommodement erstrebt, um den Großwesir nur noch mehr zum Kriege in Ungarn anzufeuern."

Damit war die Sache noch nicht zu Ende. Am 25. Juni meldet Kuniz: „Der König von Frankreich schreibt dem Sultan: der Admiral Du Quesne hätte das Attentat

[1]) Man sieht, daß der Bericht bei Flassan, t. IV. p. 32, über die Haltung des Guilleragues und seines Königs mit den Thatsachen sehr wenig vereinbar ist.

[2]) Bericht vom 27. Mai.



in Chios wider seinen Willen verübt; denn des Königs Intention sei nicht, der ottomanischen Pforte einen Schaden zuzufügen, sondern wie bisher die guten Beziehungen zu pflegen. Eben so hat auch der Graf Guilleragues dem Großwesir geschrieben, und die Differenz mit Kleinodien und baarem Gelde zum Werthe von 200 Beuteln wirklich beigelegt." Es ist nicht ohne Interesse zu bemerken, daß das Handschreiben Ludwigs XIV. vom 4. Februar den Admiral nicht nennt. Wenn also das Citat von Kuniz genau ist: so folgt, daß der Großwesir das Handschreiben des Königs vom 4. Februar nicht als genügend angesehen, sondern die ausdrückliche Desavouirung des Admirals verlangt, und daß Ludwig XIV. darin willfahrt hat. Dafür spricht, wie sich später ergeben wird, eine Meldung Ludwigs XIV. an die Pforte über sein Verfahren gegen den Admiral.

Der sehnliche Wunsch Ludwigs XIV. nach der Ehre des Sophas für seinen Botschafter Guilleragues ging dennoch um ein Jahr später in Erfüllung,[1]) nicht freilich, wie er gefordert, als eine Anerkennung seiner Ueberlegenheit über alle anderen Souveräne, sondern als Beweis der Herabstimmung des türkischen Hochmuthes in Folge der Siege der kaiserlichen Waffen.

Ludwig XIV. hatte gethan, was in seiner Macht stand, den Anzug der Türken wider den Kaiser nicht zu hindern. Es kommt also nun darauf an zu sehen, ob die von dem Kaiser und seinem Rathe erstrebte feindliche Beilegung aller Differenzen mit der Pforte dem Grafen Caprara gelingen konnte.

* * *

Am 14. Januar 1682 erhielten der Internuntius Caprara und sein zahlreiches Gefolge, sämmtlich in türkischer Kleidung, in der Hofburg die Abschieds-Audienz. Auch die Kaiserin, mit dem noch nicht vierjährigen Erzherzog Joseph zur Seite, ließ sie vor sich kommen. Als Alle sich herandrängten, ihr die Hand zu küssen, wollte Caprara abwehren. Die Kaiserin, es bemerkend, fiel ein: „Wie, diese guten Leute wollen sich zum Dienste des Kaisers einer so weiten Reise unterfangen, und ich sollte ihnen dafür diese Satisfaction nicht gewähren?"[2]) Das Gefolge, bei welchem sich vier Geistliche befanden, ein Canonicus, ein Jesuit, ein Franziskaner, ein Minorit, war so zahlreich, in Allem 82 Personen, daß zur Unterbringung siebzehn Donauschiffe erforderlich waren. Um Mittag des 3. Februar kündigten Trompeten-Fanfaren von den Schiffen den Aufbruch an, und die Ruder senkten sich ins Wasser, unter dem frohlockenden Zurufe einer unzähligen Volksmenge auf den Stadtmauern und an den Ufern des Stromes. Sie Alle hofften ja, wie der Kaiser selbst und seine Räthe, einen günstigen Erfolg dieser Sendung. Eine Ahnung dagegen, in welchem Zustande die Reisenden bei ihrer Rückkehr anderthalb Jahre später die Heimat wieder finden würden, lag Allen fern. Langsam schwammen die Fahrzeuge den Strom hinab, dessen hoher Wasserstand besondere Vorsicht erforderte.

In Preßburg fügte sich, nach dem Antrage des Oedenburger Landtages, den der Kaiser genehmigt, ein Deputirter der ungarischen Stände, Namens Pannesics, zu der Botschaft. Er war nicht befähigt, der Sache wesentliche Dienste zu leisten. Auch der Palatin Paul Esterhazy kam zum Besuche an Bord. Er sah die Lage der Dinge

[1]) Flassan, t. IV, p. 90.

[2]) Die Relazione particolare, und Benaglias Reisebeschreibung, S. 7.

nicht günstig an. „Ich habe Grund zu vermuthen, sagte er zu Caprara, daß Tököly sich mit weit ausschenden Planen trägt, daß er sich eine Herrschaft gründen will bis über die Theiß hinaus. Ich fürchte, unsere Angelegenheiten stehen weit schlimmer, als der Hof in Wien vermeint, der immer noch hofft, daß alles gut gehen werde und selbst da noch an friedliche Absichten glaubt, wo man das Gegentheil vor Augen sieht." [1])

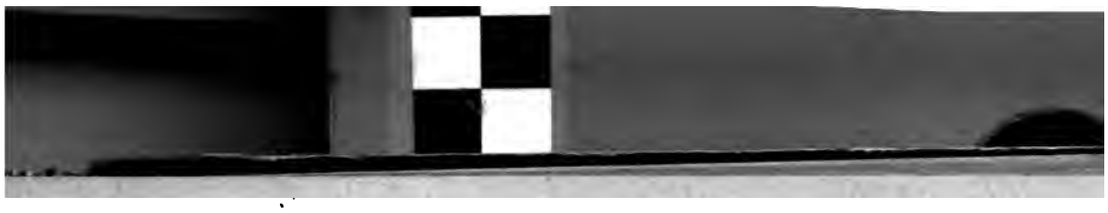
Von dem Berühren des ungarischen Bodens unter türkischer Hoheit an stand wenigstens die Möglichkeit größerer Gefahren in Aussicht. Daher beschied in Preßburg der Internuntius das ganze Gefolge um sich und eröffnete, daß er Jedem, der gegen die weite Reise Bedenken trage, noch den Rücktritt verstatte. [2])

Bereits von Buda an erhalten die Berichte Capraras eine düstere Färbung. Er vernahm dort, daß Ibrahim Pascha zum Serdar ernannt sei, daß er carta bianca habe, daß man die Formation von drei Corps vorbereite. Dies Alles, sagt er, könne Gerücht sein. Aber bedenklich seien die oft erneueten Fragen des Mustafa Bei, den Ibrahim Pascha ihm zur Begrüßung entgegen gesendet: welche Geschenke er mitbringe, welche Vorschläge er zu machen habe, und ob er wohl versehen nach Constantinopel reise. Mustafa Bei war früher in Wien gewesen, hatte im Hause des Markgrafen Hermann von Baden verkehrt, und dort, wie Caprara annahm, oft die Rede vernommen, daß ein Krieg wider Frankreich demjenigen gegen die Türken vorzuziehen sei. Der Internuntius betrachtete ihn als einen willfährigen Diener der Kriegeslust des Großwesirs. Daß dieses Urtheil berechtigt war, wird sich uns später von türkischer Seite bestätigen. Aber auch die Haltung des Ibrahim Pascha selbst, obwohl ruhiger und gemessener als die des Prahlers Mustafa Bei, deutete ähnliche Gesinnungen an. Caprara schloß daraus, daß die Türken für den Frieden durchaus etwas begehren würden. Er hatte das Gerücht vernommen, daß ein Courier von Constantinopel her unterwegs. Er erklärte sich bereit, zu warten. Der Pascha erwiederte: es sei nicht nöthig, und drängte auf die Weiterreise. Am anderen Tage erfuhr Caprara auf dem Schiffe, daß der Courier am Abende zuvor angekommen, der Pascha also die Begegnung nicht gewollt habe. Er drängt die Wahrnehmungen seiner ersten Berichte [3]) zusammen in die Worte: „Die Sache steht schlimmer, als wir sie uns in Wien vorgestellt haben." Er hebt hervor, daß er weder über Geldmittel verfüge, noch die Vollmacht habe, in eine Landabtretung zu willigen. „Ja, wenn ich wirklich schon eine türkische Armee anmarschiren sähe, so würde ich nicht im Stande sein, einen Vorschlag zu machen." Er verlangt daher 10.000 Ducaten in Gold baar, einen Wechsel auf 100.000 Thaler und eine weitere Vollmacht.

Der Hofkriegsrath berieth die Forderung Capraras, Gold zur Verfügung zu haben, und befürwortete sie. Die begehrte Summe und der Wechsel seien ihm unverweilt und ganz eilfertig durch einen Courier zu übermachen. [4]) Aber die Hofkammer hatte kein Geld. Es blieb dabei.

Man dürfte nicht sagen, daß Caprara aus sich geneigt gewesen wäre, für die Erhaltung des Friedens den Türken einen Preis zu zahlen. In einem Orte an der

[1]) Relazione particolare f. 8.
[2]) Ebendort und Benaglias Reisebeschreibung, S. 10.
[3]) Vom 15. und 19. Februar 1682, in den Turcicis des k. k. Archivs.
[4]) Votum des H. K. R., im März 1682.



Donau haftete die Tradition, daß Soliman der Prächtige, auf seinem nicht ehrenvollen Rückzuge vor dem Kaiser Carl V. im Jahre 1532, laut in die Worte ausgebrochen sei: „Gott sei gelobt, daß meine Seele hier in Sicherheit!" Caprara gedachte an Ort und Stelle dieser Tradition. „Ich weiß nicht, fügt er dann hinzu, ob es für Soliman weniger ehrenhaft war, mit solcher Eile und Bestürzung zu fliehen, oder für uns, daß wir, wo die Erfahrung uns zeigt, daß unser Widersacher bei einem geringen Unfalle den Muth sinken läßt und sich kläglich beweist, dennoch nicht wagen, ihn mit nachdrücklicher Kühnheit anzugreifen, und die großen Vortheile uns anzueignen, die aus seiner Niederwerfung uns erwachsen müssen." [1])

Je weiter Caprara die Donau hinab fuhr, desto mehr bestärkte sich bei ihm die Ansicht, die er bereits in Buda gefaßt. „Man sieht klar, daß die Türken boshaftig handeln wollen. Was zu einem großen Kriege dienen kann, ist alles in Bereitschaft. Namentlich sind die militärischen Vorräthe unendlich, und zwar zu einer Belagerung. Man meint dort: es werde der Stadt Raab gelten. Auch der Großwesir selber werde kommen. So eben, am 4. März, bringt ein Courier von Constantinopel nach Belgrad den Befehl, Brücken über die Save zu schlagen. Das ist so viel wie der klare Krieg." Jede wohlwollende Mittheilung, die von Weltpriestern oder Mönchen unterwegs an die Gesandtschaft gelangte, enthielt eine Warnung vor dem Kriege, den die Türken beabsichtigten.

Am 22. März, wo Caprara in Sophia eintraf, befanden sich dort die von Constantinopel rückkehrenden Boten des Tököly. Sie vermieden es, dem Internuntius zu begegnen. Aber sie redeten mit dem Ungarn Pannesics. Sie sagten ihm, daß ganz Ungarn der Pforte tributpflichtig werden, eine gleiche Stellung zu ihr einnehmen müsse wie Siebenbürgen, daß binnen zwei Jahren ganz Ungarn türkisch sein werde. [2])

Am 11. April 1682 traf Caprara in Constantinopel ein. Er fand dort den bereits abberufenen Bailo [3]) Civrano vor, der wenige Wochen später, im Juni, nach Venedig zurückkehrte. Es ist daher von Interesse, bevor wir auf die eigenen Wahrnehmungen Capraras eingehen, zu beobachten, wie Civrano einige Wochen später, nach seiner Ankunft in Venedig, dem Senate dort die Lage der Dinge im Oriente darlegte. Sein Bericht contrastirt einigermaßen mit jener Ankündigung Ludwigs XIV., vom 22. März, die Civrano nicht gekannt zu haben scheint.

* * *

In dem Berichte Civranos vor dem Senate entfielen ihm die Worte: „Wenn der allmächtige Gott, zur Strafe der Sünden der Christenheit, wieder einen kriegerischen Sultan erweckte, wie es leicht und sehr bald geschehen kann: so würde keine Zuflucht übrig sein als die Reue, daß die Christenheit die günstigen Gelegenheiten, die sich zur Niederwerfung des furchtbaren Ungeheuers dargeboten, unbenutzt hat verstreichen lassen." [4]) Civrano weist hin auf die Größe und die Macht dieses Reiches, welches vierzig Paschaliks umfasse, jedes einem beträchtlichen Königreiche gleich, außer den

[1]) Relazione particolare, f. 14. Caprara schreibt den Ort: Giancurteran. Im Jahre 1683 berichtet er, daß Kara Mustafa sich von diesem Orte links auf Vesprim zu gewendet habe.

[2]) Capraras Bericht vom 22. März.

[3]) Dies der Titel eines venetianischen Botschafters bei der Pforte.

[4]) Barozzi e Berchet, Turchia, t. II, p. 267.

tributpflichtigen Ländern der Wallachei, Moldaus, Siebenbürgens, derjenigen der Tartaren, welche letztere, von Feindschaft gegen die angrenzenden christlichen Fürsten erfüllt, auf jeden Wink der Pforte bereit stehen. Civrano meldet weiter, wie sehr sich der König von Frankreich die ungarischen Angelegenheiten zu Herzen nehme, mit welchem Geschicke dessen Emissäre in Siebenbürgen operirt haben, um immer die Fäden der Verbindung mit den Rebellen dort im Gange zu erhalten, und sie zu stacheln und zu unterstützen. „Die Franzosen, fährt Civrano fort, suchen auch die Pforte zu Gunsten der Rebellen zu erregen. Die Türken nehmen das an, in so weit es ihnen paßt, ohne zu zeigen, daß sie sich rühren wollen auf fremden Rath und zu fremdem Dienste. Sie handeln lediglich nach Maßgabe ihres eigenen Vortheils und Nutzens.“ [1])

Nach diesen ersten Worten Civranos, im Sommer 1682, wußte er noch nichts von einem unmittelbar bevorstehenden türkischen Kriegeszuge. Er fürchtet das Wiedererstehen eines kriegerischen Sultans. Aber bedurfte es eines solchen Sultans, wo ein kriegsdurstiger Großwesir da war, in dessen Händen, nach Civranos eigener Wahrnehmung, der Sultan Mohammed IV. sich biegsam erwies? Nur einmal war Kara Mustafa bei dem Sultan in Gefahr gekommen. Es waren dem Letzteren Thatsachen über die Erpressungen des Kara Mustafa hinterbracht. Der Großwesir, schnell entschlossen, ließ diejenige Persönlichkeit, deren er sich als Werkzeug zu solchen Bedrückungen hauptsächlich bedient, den Kiaja, sofort erdrosseln, und schickte den Kopf desselben dem Sultan ein. „Die That war gottlos und unmenschlich, sagt Civrano; aber wohl berechnet und rechtzeitig. Er lud dem also Verstummten alle Schuld auf, und, indem er dann die Beute mit dem Sultan selber theilte, besänftigte er dessen Unheil drohenden Zorn. Diese Wendung wurde dann das wirksamste Mittel, den Minister noch sicherer als zuvor in der Gunst des Herrschers zu befestigen.“ [2])

Wir werden dasselbe Verfahren noch einmal von Kara Mustafa angewendet erblicken, nicht mit gleichem Erfolge.

Indessen steigt dann auch in dem Berichte Civranos selbst die Gefahr näher und höher heran.

„Der Kaiser Leopold, sagt er, findet sich in Ungarn nicht wenig bedroht. Wie ich in meinen letzten Berichten mitgetheilt, sind es nun drei Jahre, daß der Großwesir über einen Angriff dorthin sinnt. Zur Zeit scheint es, daß er den Plan zur Ausführung bringen will. Die Rebellen, unter der Anführung Tökölys, machen Fortschritte, und werden dabei gesteift von den Türken, die daran ihre Freude haben: das Feuer ist angezündet, die Flamme lodert, und wird das von dem unglücklichen Ungarn noch Uebrige völlig zerstören. Die Unterhandlungen um die Erneuerung des Friedens, von Caprara mit großem Eifer unternommen und vom Kaiser sehnlichst gewünscht, steigern eher die Wünsche der Türken, als daß sie sie verringern, und versprechen nicht einen günstigen Ausgang. Ich kenne die kaiserlichen Gesandten dort als ihrer Nationalität entsprechend: sie sind leicht zu überreden, werden von den Dolmetschern schlecht bedient und von den Türken betrogen. Die christliche Liebe und der Eifer für das Gemeinwohl haben mich öfters bewogen, ihnen besondere Mittheilungen von Wichtig-

[1]) A. a. O., p. 273.

[2]) A. a. O., p. 260. — Vgl. Hammer, Bd. III, S. 715. Nur nennt Hammer den Kiaja ganz unschuldig, was nach der Darstellung des Civrano nicht richtig sein kann.

keit zu machen: sie haben mir dafür ihren Dank, ihr Vertrauen, ihre Hochachtung ausgesprochen. Ich vermuthe, daß, wenn nicht der Kaiser nach jener Seite hin mächtig rüstet, die Unterhandlung Capraras sich lange hinziehen wird, und dies um so mehr, da man auf eine fremde (nämlich französische) Einwirkung gefaßt sein muß. Allzu stark blasen die Winde eines anderen Interesses mit ein, und dadurch ist die Conjunctur den Türken günstig. Wenn das Bestreben nach einer Einigung zwischen dem Kaiser und dem Polenkönige gelingen könnte: so dürfte man eher hoffen, daß dem wilden Strome entgegen sich ein Damm errichte. Mir jedoch scheint der Kaiser geneigt, die momentane Ruhe nach jener Seite hin um einen allzu hohen Preis zu erkaufen. Und das ist eine Frage, die auch für die Interessen unserer Republik schwer ins Gewicht fällt. Den Türken fehlt es nicht an Gelegenheit, Fortschritte zu machen: Gott weiß, was dann das Ende des Tököly und seiner Anhänger sein wird, und es ist mir nicht unglaublich, daß aus der Hilfe der Barbaren für ihn das Erbe des Elends erwächst. Nach Siebenbürgen hin läßt der Großwesir andere Mittel wirken. Er hält in geschickter Weise die Hoffnungen Abaffis lebendig. Er hört ihn an, läßt ihn nicht fallen, und stützt die Malcontenten des Landes wider den Kaiser. Dennoch ist er immer bereit, sie alle zu zerschmettern; denn er kennt kein anderes Gesetz der Freundschaft und der Dankbarkeit als dasjenige seines eigenen Interesses. Der Sultan aus sich würde nicht zum Bruche neigen; aber der Großwesir weiß ihn mit allen Mitteln, bis zu demjenigen der Religion, in seine Plane zu verwickeln. Er erkennt, daß unter dem Drucke der Muße die Disciplin des Heeres erschlafft, hält es daher seit zwei Jahren in Thätigkeit mit den für einen Krieg nothwendigen Vorbereitungen. Und nun erhebt sich noch dazu das leider nur zu wahre Gerücht von so beträchtlichen Rüstungen der Türken, wie seit vielen Jahren nicht. Gott weiß, wohin der Wirbelsturm fallen wird, der ja häufig gegen die minder bedrohte Seite sich wendet." [1])

Civrano erörtert dann, daß unter allen christlichen Gemeinwesen, die das Unglück haben, mit der überlegenen barbarischen Macht zu grenzen, die Länder der Republik Venedig wie der Invasion nächst ausgesetzt, so zum Widerstande am schwächsten befähigt, und darum mit dem Untergange am ehesten bedroht erscheinen.

Man sieht also, Civrano hält erst einen türkischen Angriff gegen den Kaiser für wahrscheinlicher, und doch zweifelt er dann, und fürchtet noch mehr für sein eigenes Vaterland. Es ist von Wichtigkeit, diese Ungewißheit zu constatiren, auch bei denjenigen Staatsmännern also, die zunächst im Stande sein mußten, sich zu orientiren.

* * *

Die Wahrnehmungen Capraras selber waren allerdings bestimmter. „Man behandelt mich höflich, meldet er in den ersten Tagen nach seiner Ankunft, im April 1682, anders als den Franzosen Guilleragues, mit welchem auch Differenzen obschweben. Aber diese sind der Art, daß es von dem Willen der Franzosen abhangt, sie zu beseitigen; dagegen ist die eigentliche Feindschaft wider uns gerichtet." [2])

Wir haben bereits gesehen, daß bei Ludwig XIV. an Entgegenkommen für Kara Mustafa kein Mangel war. Caprara dagegen, nach einem Monate seines Aufenthaltes in Constantinopel, zeichnet die Lage der Dinge wie folgt. [3])

[1]) A. a. O., p. 276.

[2]) Capraras Bericht vom 13. April.

[3]) Desgleichen vom 11. Mai.

„Der Großweſir iſt durchaus entſchloſſen zum Kriege, und, obwohl alle Anderen mehr zum Frieden geneigt ſind, ſo fruchtet doch dies ſo viel wie nichts; denn er iſt abſoluter Herr, gegen welchen Niemand ſeine Stimme zu erheben wagt, und betreibt dazu alles im tiefſten Geheim. Dieſer Entſchluß ſtammt aus vielen Gründen. Zunächſt iſt es der hergebrachte Grundſatz der Türken, immer nach einer Seite hin in Krieg zu ſtehen. Ein zweiter Grund iſt der Vortheil, den die Rebellen in Ausſicht ſtellen, daß bei dem Erſcheinen der ottomaniſchen Waffen in Ungarn das ganze Königreich ſich für ſie erheben werde. Jedenfalls kennen ſie den eigentlichen Stand der Dinge dort genauer als wir. Der Großweſir hat dem Tököly und dem Abaffi geboten, ſich nach Buda zu begeben, um dort die Befehle des Paſchas Ibrahim zu empfangen. Der dritte Grund iſt ein perſönlicher des Großweſirs, und darum für ihn der wichtigſte. Nach ſeiner Anſicht hangt an dem Kriege die Erhaltung ſeines Lebens und ſeiner Stellung. Er hat am Hofe des Sultans ſo viele Neider und Widerſacher, daß er fürchtet, ſie werden eines Tages den Sultan dahin vermögen, ſeinen Kopf zu verlangen. Der Krieg dagegen würde dieſe Widerſacher unter ſeinen Befehl bringen, und ihm Gelegenheiten geben, ſie dem Untergange zu weihen. Der vierte Grund endlich iſt, daß man bereits weit vorgegangen iſt, und Kriegsvorräthe aller Art in großen Mengen vorbereitet hat."

„Hinderniſſe von auswärts beſtehen nicht. Die Differenzen mit Moscovien über die Ausführung des Friedensſchluſſes ſind durch das Nachgeben von dort her in allen Punkten erledigt. Frankreich bemüht ſich, jegliches Hinderniß zu beſeitigen."

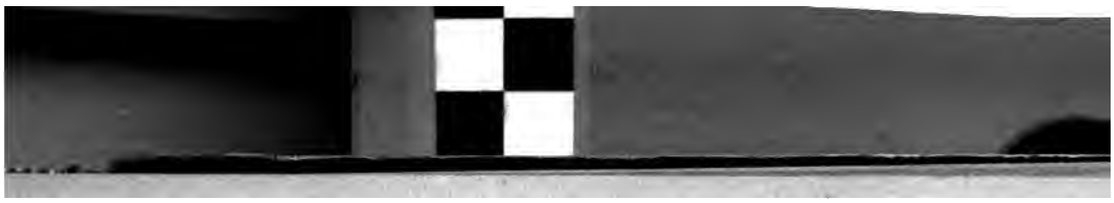
„Als das zweckmäßigſte Mittel, fährt Caprara fort, würde ich vorſchlagen, in Oberungarn ſofort eine ſtarke Macht zu ſammeln und die Rebellen auf den Kopf zu ſchlagen. Dies würde hier Eindruck machen. Im anderen Falle beſorge ich, daß meine Sendung hierher fruchtlos bleiben wird. Eine Unterhandlung vermittelſt Hin- und Wiederſendung von Courieren werden die Türken nicht geſtatten. Ihre Anſicht iſt, daß man dadurch nur hinhalten und täuſchen wolle. Ein Erfolg dagegen wäre möglich, wenn ich mit einem beſtimmten anſehnlichen Vorſchlage zu ihren Gunſten aufträte. Durch das Nichteingehen darauf würde der Großweſir allen ſeinen Neidern und Widerſachern beim Sultan eine Waffe gegen ihn bieten. Gründe allein, auch wenn mit höchſter Beredtſamkeit dargelegt, vermögen hier nichts mehr. Das Uebel iſt ſchon allzu weit entwickelt. Wie ich bereits von Buda aus gemeldet, iſt nur noch mit poſitiven Vorſchlägen und Geldmitteln etwas auszurichten. Ich bin aber hier wie mit gebundenen Händen und mit geſchloſſenem Munde." [1])

Obwohl Caprara und ſein Gefolge in Conſtantinopel mit aller Höflichkeit behandelt wurden, ſo vergingen doch nach ſeiner Ankunft zwei Monate, bis er Audienzen beim Sultan und beim Großweſir erhielt. Der Großweſir entſchuldigte ſich mit Geſchäften. Caprara durchſchaute, daß Kara Muſtafa zuvor Nachricht über die Beredung von Ibrahim Paſcha und Tököly in Buda haben wollte.

* * *

Im kaiſerlichen Rathe in Wien herrſchte nicht die Anſicht Capraras, daß es zunächſt zweckmäßig ſei, die Rebellen in Oberungarn auf den Kopf zu ſchlagen. Man

[1]) Im Berichte vom 12. Mai: Ego protestatus sum in humillima supplicatione, quod manibus ligatis et ore clauso mittebar.



zog es vor, das Haupt derselben, den Grafen Emerich Tököly, den Bundesgenossen des Großwesirs Kara Mustafa und Ludwigs XIV., durch Güte gewinnen zu wollen. Der Versuch ward gemacht, ohne daß der Palatin Esterhazy darüber befragt worden wäre.

Tököly selber hatte früher durch den General Leslie die Bedingung seiner persönlichen Unterwerfung nach Wien gelangen lassen: die Einwilligung in seine Heirath mit Helena Zriny, Witwe Rakoczy. Inzwischen war die kaisertreue Schwiegermutter, Sophie Bathori, ältere Witwe Rakoczy, gestorben. Es stand zu besorgen, daß die junge Witwe, deren Neigung derjenigen des Emerich Tököly in offenkundiger Weise entsprach, sich selber und ihre feste Burg Munkacs ihm überliefern würde. [1]) Deshalb entschloß man sich in Wien, mit der Einwilligung zuvorzukommen, in der Hoffnung, dadurch zugleich an Tököly einen Vermittler für den Fortbestand des Friedens mit den Türken zu erlangen.

Der Gesandte an Tököly zu diesem Zwecke war mit besonderer Vorsicht ausgewählt. Es war nicht ein Deutscher, oder Slave, deren Nationalität dem Magyar zuwider sein könnte, sondern ein Italiener, der Baron Saponara, als früherer Commandant von Szathmar eine dem Tököly bekannte und angenehme Persönlichkeit. Saponara erhielt den Auftrag, dem Tököly die Einwilligung des Kaisers in diese Heirath anzubieten, gegen die Verpflichtung Tökölys, sich den Beschlüssen des Reichstages von Oedenburg zu fügen und bei den Türken die Verlängerung des Friedens von Vasvar zu vermitteln. [2])

„Tököly, sagt der ungarische Historiker Feßler, [3]) zeigte zu Allem diesem eine aufrichtige Bereitwilligkeit. Er bekannte aber auch zugleich, daß sein Eifer für das Vaterland und die Freiheit ihn schon so weit fortgerissen habe, daß ihm der Rücktritt von allen Seiten erschwert, ja fast unmöglich gemacht werde. Dennoch wolle er sogleich versuchen, was er bei dem Pascha von Buda vermöge. Wenn erst dieser gewonnen, so würden die übrigen Schwierigkeiten sich leichter überwinden lassen. Diese übrigen Schwierigkeiten verschwieg jedoch Tököly dem Abgesandten." — „Sie bestanden in dem unversöhnlichen Hasse der Helena Zriny gegen die Blutrichter ihres Vaters, in dem tief gewurzelten Mißtrauen der Mißvergnügten in alle Verheißungen des Wiener Hofes, und ihrer Gewohnheit, bei den Meisten schon drückenden Nothwendigkeit, von Raub und Beute zu leben."

In Wahrheit jedoch verschwieg Tököly noch ungleich mehr als diese Schwierigkeiten. Er verschwieg seine völlige Unaufrichtigkeit. Er verschwieg seine Absicht, dies ihm entgegen getragene Vertrauen des Kaisers im eigenen Interesse, in demjenigen Kara Mustafas und Ludwigs XIV. auszubeuten, so weit nur immer möglich.

Die Abrede des Tököly mit Saponara, sich nach Buda zu begeben und mit Ibrahim Pascha zu verhandeln, paßte trefflich zu dem Befehle des Großwesirs. Bei der Ankunft des Tököly in Buda wurden alle Geschütze abgefeuert, die ganze Besatzung stand im Gewehre. Es ward zwischen Ibrahim Pascha im Namen des Sultans Mohammed IV., und Emerich Tököly ein Vertrag abgeschlossen, der sich

[1]) Wagner, t. I, p. 565.

[2]) Die Berichte Saponaras finden sich im k. k. Archive nicht vor. Ich habe daher getrachtet, das Thatsächliche bei Feßler, Bd. IX, S. 308 u. f., und bei Wagner, t. I, p. 563 sq., mit der Entwickelung der Ereignisse zu combiniren.

[3]) Feßler, a. a. O.

charakterisirt durch seinen Eingang.[1]) Dieser lautet: „Nachdem der Graf Emerich Tököly, aus dem Hause Käsmark, dem Stamme des einst berühmten Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, immer Devotion und Treue für mein erhabenes Haus und Großherrschaft bewiesen, und dafür Leid und Beschwerden erduldet hat, ist bei mir beschlossen, daß ich ihn unter meinen kaiserlichen Schutz nehme. Und darum soll er von Gottes Gnaden, gemäß der freien Wahl und den Bitten der ungarischen Nation, fortan König von Oberungarn sein. Und da er zur Gemahlin hat Helena, die Tochter Zrinys, der einst sein Leben hingeopfert hat für den Ruhm und Glanz meiner Herrschaft, indem er aus Liebe zu mir den Tod erlitt: so sollen sie beide mit ihren Gütern und aller ihrer Habe für immer in meinem kaiserlichen Schutze stehen."

Wir haben zu seiner Zeit auch das Urtheil Ludwigs XIV. über die Thaten und den Tod des unglücklichen Zriny vernommen (S. 40). Es lautete anders als dasjenige des Sultans Mohammed IV. und seines Dieners Ibrahim Pascha.

Mit Geschick und Berechnung auf den großen Haufen sowohl in Oberungarn, als in vielen deutschen Gegenden, ferner auch in Holland und England, war namentlich der zehnte Artikel des Vertrages ausgedacht. Er sagt: „Der König von Oberungarn und die Ungarn selbst vertreiben und verjagen die Jesuiten, die sich immer als Feinde von Oberungarn erwiesen haben, die den Gottesdienst dieser Gegenden anfeinden und immer schädigen werden. Der Erzbischof oder der Bischof sollen diese Personen hinweg nehmen und Calviniſten oder Lutheraner an ihre Stelle setzen. Und im Falle, daß solche Personen kämen sich bei meiner hohen Pforte darüber zu beklagen, so soll ihnen kein Gehör verstattet werden; vielmehr, wenn die Nothwendigkeit es verlangt, sollen sie mit meiner Hilfe und Mitwirkung dafür gezüchtigt und verjagt werden."

Der Tribut, den Tököly dem Sultan zu zahlen hatte, ward auf 40.000 Thaler angesetzt.

Dennoch wurde dabei der Schein der Vermittlung für Tököly beibehalten. Der ungarische Historiker Feßler[2]) berichtet den Vorgang mit folgenden Worten: „Mit vieler Mühe und zu großer Unzufriedenheit seiner Begleiter erhielt Tököly von dem Pascha Ibrahim noch die Zusage: wenn der Kaiser Ungarn sogleich in den Stand herstelle wie vor 27 Jahren; wenn er sich verpflichte, dem Sultan einen jährlichen Tribut einer halben Million Gulden zu entrichten; wenn er die Festungen Leopoldstadt und Gutta schleife; wenn er den Rebellen alle Güter zurückgebe, und unumschränkte Religionsfreiheit mit völliger Verzeihung gewähre — dann solle der Friede von Vasvar auf 20 Jahre verlängert werden. Im anderen Falle bleibe der Vertrag mit Tököly in Kraft."

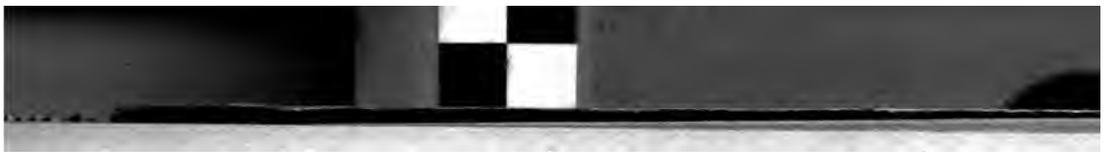
Das Verfahren von Ibrahim Pascha und Tököly zeigt, daß sie überhaupt nicht den Frieden, und dennoch den Kaiser in Ungewißheit erhalten wollten.

Tököly kehrte nach Kapos zurück, und entließ von dort aus den Saponara mit seiner Antwort, am 24. Mai.

Am 14. Juni feierte Tököly auf der Bergfeste Munkacs seine Vermählung mit der Helena Zriny, Witwe Rakoczy. Wenige Tage später traf von Wien aus dort die Antwort ein: der Wiener Hof habe die entehrenden Anträge des Paschas

[1]) Der Vertrag bei Dumont, t. VII, 2, p. 40.

[2]) Feßler, Bd. IX, S. 310.



von Buda verworfen. — Nicht jedoch gab man damit die Hoffnung auf, durch die Vermittelung Tökölys den Frieden mit den Türken zu erhalten.

Ein Courier von Buda nach Constantinopel gebrauchte damals mindestens neun Tage. Nachdem der Großwesir Kara Mustafa die Nachricht erhalten, in welcher Art Ibrahim Pascha und Tököly sich geeinigt, standen einer Audienz des Grafen Caprara, der diese Einigung nur erst ahnte, seine Geschäfte nicht mehr im Wege.

* * *

Der Audienz bei dem Sultan, am 4. Juni, ging eine Bewirthung Capraras bei dem Großwesir voran.[1]) Ueber Tafel fragte der Letztere nach den Gewächsen und Früchten des Ungarlandes. Caprara erging sich im Lobe derselben, setzte aber dann mit Nachdruck hinzu: „Indessen der überreichliche Genuß zieht schwere Uebel nach sich." Kara Mustafa lächelte. Nach dem Mahle erfolgte unter den üblichen Förmlichkeiten der Zug in den Audienzsaal bis vor den Thron des Sultans. Caprara gab kurz den Zweck seiner Sendung an: er sei geschickt worden, zu sehen, ob zur Abwendung des Jammers, den ein Krieg über die armen Unterthanen bringe, der Stillstand verlängert werden könne. Mohammed IV. erwiederte nur die zwei Worte: Bene, bene, die dann der Großwesir in weiterer Rede erläuterte. Demgemäß standen die Conferenzen in Aussicht. Bevor es dazu kam, meldete Caprara, am 17. Juni, nochmals seine Ansicht.

„Der Großwesir, sagt er, beharrt in seinem Eifer für Krieg, und seine persönlichen Motive dafür sind so stark, daß es unmöglich ist, ihn von dem Gegentheile zu überzeugen. Er ist verhaßt bei Allen bis zum geringsten Manne, und schwebt in täglicher Gefahr seines Sturzes. Daher sieht er eine Sicherheit für seine Stellung nur im Kriege. Auch eine geringe Geldsumme würde nichts fruchten. Abaffi von Siebenbürgen hat neulich 60.000 Thaler geschickt, damit der Großwesir ihm erlasse, persönlich sich nach Buda zu begeben. Der Großwesir hat das Geld genommen, und dann den Befehl für Abaffi erneuert. Es ist also auch bei einem Geldgeschenke auf ihn kein Verlaß. Ueber ein Versprechen von Geld würde er lachen. Denn die Türken wollen mit den Händen fassen."

„Der Großwesir also ist entschlossen, nicht jedoch der Sultan, der darin seine Anlehnung an den Mufti findet. Das hält bis jetzt die Sache zurück. Aber darauf darf man sich nicht verlassen. Der Großwesir, unendlich schlau, wirkt auf den habgierigen Sultan durch Geschenke, die er bringt, durch Briefe, die er an sich schreiben läßt, durch die Erbietungen der Rebellen, die maßlos sind. Die Gegner des Großwesirs arbeiten dagegen nicht wider den Krieg, in der Hoffnung, daß er einen Schlag erleide und dadurch sich seinen Sturz bereite."

„Daher ergeben sich nur zwei Mittel. Das eine ist, daß die treu gesinnten Ungarn sich bereit zeigen, das Königreich zu vertheidigen; das andere, daß man die Rebellen auf den Kopf zu schlagen sucht. Die Jahreszeit ist schon zu weit vorgerückt, als daß der Großwesir noch hoffen dürfte, selber ins Feld zu gehen. Aber zu Anfang August wird er nach Adrianopel aufbrechen, und den Sultan dahin mitführen. Auch mich wird er nöthigen, mitzuziehen, in der Hoffnung, daß er mich durch die Furcht zu

[1]) Benaglias Reisebeschreibung, S. 51 u. f.

einer Abtretung zwingt. Ich habe keine Furcht, wenn nur Ew. K. M. es mir an dem Nothwendigen zum Leben nicht fehlen lassen. Ich bin seit meinem Aufbruche von Wien, nunmehr fünf Monate, ohne Nachricht und ohne Sendung von dort."

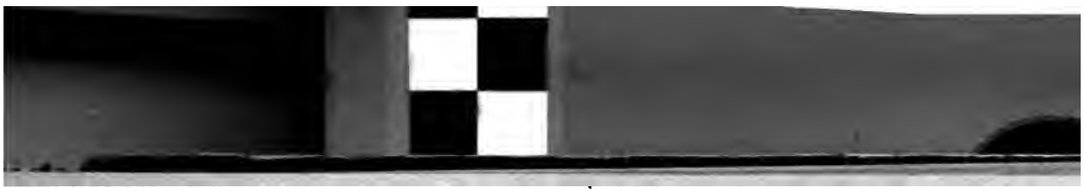
„Man berichtet mir, der Großwesir habe den französischen Botschafter gefragt, ob, im Falle eines Angriffes auf E. K. M. oder den König von Polen, der König von Frankreich versprechen würde, keine Hilfe zu leisten. Der Botschafter habe erwiedert: der König von Frankreich verfüge über seine Armeen, und er als dessen Unterthan könne nichts versprechen, wenn der Angriff Ewr. K. M. gelte; aber in Betreff des Königs von Polen dürfe er sagen, daß sein König denselben nicht ohne Hilfe lassen würde, wenn nicht an Mannschaft, an welcher Polen selber genug habe, so an Geld. Dies kann wahr sein, oder auch nicht. Denn ich verlasse mich nicht auf das, was man mir zuträgt. Nach Allem, was ich weiß, würde ich es für möglich halten, daß man mit einer erheblichen Summe Geldes den Plan des Krieges von uns ab und gegen Polen wenden könnte. Aber auch unter einem solchen Kriege würden die Länder E. K. M. leiden. Das beste und heilsamste Mittel ist daher die Vorbereitung einer guten Abwehr. Dahin gehört auch, daß ich eine Abberufung erhalte, vorzeigbar, damit die Türken erkennen, daß wir Willens und im Stande sind, uns zu wehren. Darauf kommt alles an."

Am 23. Juni ward der Internuntius zur Conferenz geladen.[1]) Ihm gegenüber befanden sich der Aga der Janitscharen, der Reis Effendi oder Kanzler, und noch ein anderer Minister. „Der Zweck der Conferenz von türkischer Seite, sagt Caprara, war, dem Sultan berichten zu können, daß wir nichts thun wollten, um den Frieden zu erhalten. Das Local der Conferenz stand offen für die freie Bewegung des Gefolges des Aga. Demnach sollten auch alle diese Persönlichkeiten nach eigener Wahrnehmung bezeugen können, daß wir nichts bewilligen wollten." Der Aga begann: das Handschreiben des Kaisers an den Sultan lasse ersehen, daß Caprara die Vollmacht besitze, abzuschließen. Caprara verneinte. Er habe lediglich die Vollmacht, den Frieden auf Grund der früheren Artikel zu erneuern, zugleich jedoch die Abstellung der Einbrüche in denselben zu verlangen. Mache man neue Vorschläge, so müsse er darüber nach Wien berichten.

Diese erste Frage des Aga der Janitscharen gab den Standpunkt der Türken entscheidend an, auf welchen sie, ungeachtet der Antwort Capraras, immer wieder zurückkehrten.

Die Türken deuteten hin auf Leopoldstadt: für die Erhaltung des Friedens könne der Kaiser immerhin einen solchen Platz hergeben. Sie redeten ähnlich über Gutta, über eine lange Reihe von Dörfern und Palanken in der Nähe von Neuhäusel. Als Caprara sich auf seinen Auftrag berief, erwiederte der Aga der Janitscharen: „So werden wir an die Grenzen marschiren müssen!" — Er wiederholte dann das schon einmal gefallene Wort: „Unsere Gesetze schreiben uns den Krieg vor. Vom Osten her bis an die Stelle, wo wir stehen, sind wir gekommen durch die Kraft unseres Schwertes. Dennoch ist das Thor des Friedens offen für Denjenigen, der ihn sucht, nur daß er uns Genugthuung bietet." — Caprara in seinem Berichte hielt diese Worte für eine Rodomontade. „Wir können leichter zu einem Abschlusse gelangen,

[1]) Für das Folgende sein Bericht vom 23. Juni 1682.



erwiederte er dem Aga, wenn ich Eueren Willen weiß. Ein einziger Courier wird dann genügen, ein definitives Ja oder Nein einzuholen." Die Türken entgegneten: sie würden nicht wagen, dem Sultan oder dem Großwesir eine solche Zumuthung eher zu machen, als bis sie auf kaiserlicher Seite mehr Willigkeit erblickten. Die Antworten des Internuntius seien dieselben wie früher die des Residenten. Aber ein Internuntius müsse mehr Autorität haben, und wenn, wie Caprara sage, seine Vollmacht nicht weiter sich erstrecke, als diejenige des Residenten, so hätte er nicht kommen müssen.

Caprara schließt seinen Bericht an den Kaiser mit der Bemerkung: „Die Türken handeln nicht aufrichtig. Sie regen immer neue Dinge an, um immer neue Forderungen zu erheben, und zugleich die bereits erhobenen festzuhalten. Das beste Mittel würde sein, wenn ich ihnen erklärte: ich sei gekommen auf Grund der Hoffnungen des Friedens in den von hier ausgegangenen Reden. Da ich aber hier keine Geneigtheit fände, so bäte ich, mir die Rückkehr zu gestatten. Denn, wenn wir nicht entschieden reden, nicht offen erklären, daß wir Befehl haben, abzureisen: so werden wir in der Angelegenheit nicht zur Klarheit gelangen."

Am 6. Juli fand eine zweite Conferenz statt. Sie verlief wie die erste. Caprara legte eine Denkschrift vor, in welcher er nachzuweisen suchte, daß von kaiserlicher Seite den Artikeln des Friedens entsprochen sei, daß dagegen die türkischen Forderungen mit denselben im Widerspruche stünden. Der Janitscharen-Aga ließ sich nicht darauf ein. Da Caprara nichts bewilligen wolle, sagte er, so schiene es, daß er nach Constantinopel gekommen sei zu seinem Vergnügen, und nicht zu Geschäften. [1]) Er erwiederte: „Ich bin gekommen, um, wie wir glaubten, eine aufrichtige und definitive Friedens-Proposition zu vernehmen, auf dieselbe zu antworten, und nach der Sendung eines Couriers hin und zurück, eine endgiltige Resolution zu geben. Wer wirklich den Frieden will, pflegt nicht, die Sache in die Länge zu ziehen, und dadurch Raum zu lassen für Diejenigen, welche durch ihre Listen sich bemühen, den Krieg zu erregen." — Die Türken entgegneten: „Ihr, die Ihr den Frieden wünscht, müßt etwas dafür bieten." Caprara versetzte: „Der Kaiser wünscht den Frieden, wünscht ihn sehnlichst, und dennoch kann er nicht Forderungen bewilligen, die anstatt einen Frieden zu begründen, nur die Aussaat zu immer erneueten Kriegen sein würden." — Die Türken kamen immer wieder auf den einen Punkt zurück. „Bedenkt Euch besser, sagten sie. In Eurem Interesse liegt der Friede: also entschließt Euch, etwas dafür zu geben." — „Wir wollen einen guten Frieden, entgegnete Caprara, nicht einen schlechten. Bewegt daher Ihr den Sultan oder den Großwesir, eine endgiltige Forderung auszusprechen. Alles Andere ist Zeitverlust, der uns nicht dem Frieden nähert, sondern dem Kriege. Wir sind zu jeder Stunde bereit, den Frieden abzuschließen, wenn man aufrichtig mit uns verfährt. Der Kaiser hat uns gesendet, damit seine Völker und ganz Europa erkennen, daß von unserer Seite man den guten Willen hat zum Frieden." Die Türken erwiederten, daß sie noch einige Punkte vorlegen, und daß man dann sehen würde, ob man zum Schlusse kommen könne. Damit endete die zweite Conferenz.

Im Hinblicke auf den Verlauf derselben meldet Caprara: „Ich sage nicht positiv, daß wir den Krieg haben werden. Nur das Eine sage ich mit aller Bestimmtheit, daß der Großwesir absolut einen Krieg will, und daß seine nächste Absicht

[1]) Hanno detto che non volendo io concedere alcuna cosa, pareva fossi venuto in queste parti per mio spasso, e non per affari.

dabei auf Ungarn gerichtet ist, wo er auf den Vortheil der Hilfe von den Rebellen her rechnet. Im Falle sich E. K. M. dort im guten Stande der Vertheidigung befinden und eine Erhebung zu Gunsten der Türken nicht erfolgt, würde sich der Strom vielleicht gegen Polen wenden, oder der Großwesir könnte den Fürsten Abaffi absetzen und dem Lande Siebenbürgen ein härteres Joch auferlegen wollen."

Für die Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens mochte mitwirken, daß er und die Mitglieder seiner Botschaft andauernd mit besonderer Höflichkeit behandelt wurden, mehr als eine andere Gesandtschaft. Die Türken redeten sie an als Gäste, und kamen ihnen in freundschaftlicher Weise entgegen.[1] „Ich denke mir, schließt Caprara seinen Bericht, daß sie in wohl erwogener Absicht so verfahren, um einige Monate Zeit zu gewinnen und dann sich zu richten nach den Umständen."[2] Er meldet, daß er nun nach dieser zweiten Conferenz nicht eine dritte begehren, sondern abwarten werde, bis man ihn berufe. Eben darum verzog sich die dritte Conferenz noch viele Monate, bis in den December.

An den Kaiser jedoch trat die Nothwendigkeit, über die Berichte Capraras einen Beschluß zu fassen. Er berief daher einen großen Rath, am 11. August 1682. Aber es handelte sich nicht blos um die Frage des Ostens, sondern eben so sehr um diejenige des Westens. Wir haben also zuvor auf den Stand derselben im Jahre 1682 bis zum Monate August hier einzugehen.

* * *

Der Ausgangspunkt für uns ist der Ueberblick, den, am 7. März 1682, der Prinz von Oranien in kurzen klaren Strichen zeichnete. (S. 95.)

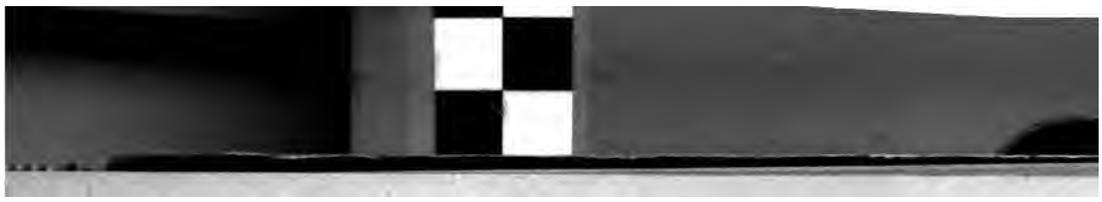
Der Wortführer derjenigen Partei in Deutschland, die den Frieden verlangte gemäß dem Willen des Königs von Frankreich, also mit der Hingabe der Reunionen an ihn, Straßburg eingeschlossen, blieb nach wie vor der Kurfürst von Brandenburg. Die minder mächtigen Kurfürsten am Rheine, die mit ihm stimmten, standen unter dem Drucke der Furcht.

Wenige Wochen, nachdem Ludwig XIV., im März, für seine Aufhebung des Blocus von Luxemburg zuerst von einer Türkengefahr geredet, am 6. Mai, entwickelte der Gesandte des Kurfürsten als des Herzogs von Magdeburg, Gottfried von Jena, auf dem Reichstage in Regensburg in ausführlicher Rede die Gründe, welche, nach seiner Meinung, für den Verzicht des Reiches auf die von Frankreich reunirten Städte und Länder sprachen.[3] Unter diesen Gründen tritt nun auch von Brandenburgischer Seite zum ersten Male die drohende Türkengefahr auf, welche, im Falle des Krieges mit Frankreich, dem Kaiser nicht verstatten werde, für das Reich eine erhebliche Hilfe zu leisten. Der Inhalt der Rede drängt sich zusammen in den Satz, daß die Belassung von Straßburg und den anderen reunirten Orten das geringere Uebel sei, das größere dagegen der Krieg zum Zwecke des Wiedergewinnes. Die Rede endete damit, den Verlust dessen, was der König von Frankreich im Frieden dem Reiche genommen,

[1] Sempre col nome di hospiti, e con maniera che pare amichevole.

[2] E però credo e m'imagino che a bella posta cosi procedono per guadagnar alcuni mesi, e poi regolarsi secondo quello che accade.

[3] Das Votum Magdeburgicum deutsch in Lünigs: Europäische Staats-Consilia, Bd. II, S. 986 u. f.; lateinisch bei Pufendorf, lib. XVIII, § 53, p. 1430.



zu vergleichen mit einer Amputation von Gliedern des menschlichen Körpers. „Die Menschen, sagte Jena, lassen sich, um ihren Leib am Leben zu erhalten, Finger, Füße und Hände ablösen, und thun recht daran; denn sie bleiben in Substanz, was sie gewesen, und können an Verstand, Reputation und Vermögen wachsen und mehr als zuvor ausrichten."

Diese letzteren Gedanken, die der Herr von Jena in Regensburg vortrug, scheinen dennoch nicht von ihm, sondern an höchster Stelle in Berlin ihren Ursprung gehabt zu haben; denn wir werden um ein Jahr später sie von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm persönlich ausgesprochen vernehmen.

Der officielle Historiograph meldet: „Diese mit so großem Freimuthe vorgetragene Rede wurde von Vielen mit Lob aufgenommen. Aber Diejenigen, denen sie mißfiel, murrten lange." [1]) Es dürfte doch die Frage sein, ob nicht die Zahl dieser Murrenden weitaus überwogen habe. Denn wir werden sehen, daß einige Monate später der Kurfürst von Brandenburg eine Forderung an Frankreich, seinen Lohn zu erhöhen, zu begründen sucht mit dem Hinweise auf den Haß und die Feindschaft, die er sich im Reiche wegen seiner Dienste für den König zugezogen habe.

Der Kaiser dagegen ließ in Regensburg erwiedern: wenn der Kurfürst und die wenigen Anderen, die, wegen besonderer Rücksichten, dem Könige von Frankreich zustimmen, und ihn dadurch in seinem vertragswidrigen Verfahren bestärken, dem Kaiser und dem übrigen Reiche mit Rath und That beitreten, und dieselbe Mühe, die sie jetzt zu Gunsten der Zwietracht aufbieten, um dadurch die Annahme eines so häßlichen Friedens mit Frankreich durchzusetzen, anwenden wollen für die Einigung der Gemüther: so wird sofort das Reich einstimmig zusammen stehen und mit vereinten Kräften sich sein Wohl und seine Freiheit sichern. [2])

In der That hatte inzwischen der Wille und die Kraft zum Widerstande im Reiche eine bestimmtere Gestaltung gewonnen. Noch im März 1682 berief der Kaiser den Grafen Georg Friedrich von Waldeck, den Freund und Vertrauten des Oraniers, nach Wien. Indem Waldeck dem Prinzen die Meldung macht, fügt er hinzu: „Man darf mit Gewißheit sagen, daß E. H. das Werkzeug sind, dessen sich Gott für die Freiheit Europas bedient." [3]) Es liegt Wahrheit in diesen Worten, aber nicht blos in Betreff des Prinzen von Oranien, sondern auch Waldecks selber. Man muß die rastlose Thätigkeit dieses Patrioten anstaunen und bewundern, der, damals zweiundsechzigjährig, ungebeugt durch Krankheit und Leiden, von einem der größeren und kleineren Höfe Deutschlands zum anderen eilte, um sie alle zu bewegen, hinwegzusehen von den verschiedenen kleinen Interessen, und sich mit dem Oberhaupte des Reiches zu einigen zum Schutze der Gesammtheit. Zu Ende April traf Waldeck in Wien ein. Wie der Prinz von Oranien ihm vorhergesagt, fand er wie den Kaiser selbst, so auch fast sämmtliche Räthe entschlossen zum nachdrücklichen Widerstande gegen Frankreich. [4]) Derselben Gesinnung war der in Wien weilende Pfalzgraf von Neuburg, der Schwiegervater des Kaisers. Er hob hervor, daß durch den französischen Raub unter

[1]) Pufendorf, lib. XVIII, § 54, p. 1432.

[2]) A. a. O.: Si Elector et pauci alii qui peculiares ob respectus cum Gallo conspirant etc.

[3]) Sein Schreiben vom 26. März/5. April, bei Müller, Wilhelm III. von Oranien und Georg Friedrich v. Waldeck, Bd. I, S. 144.

[4]) Die Berichte Waldecks an Oranien, a. a. O., S. 154 u. f.

dem Namen der Reunionen, und besonders durch die Wegnahme von Straßburg, der Weg nach Schwaben und Franken für die französischen Waffen offen stehe, und daß namentlich die vier Kurfürsten des Rheines wie umschlungen, und dadurch gezwungen seien, bei der künftigen Wahl nach dem Willen Frankreichs zu stimmen. Wenn daher der Kaiser nicht als der letzte seines Hauses die römische Kaiserkrone tragen wolle: so müsse er den Kurfürsten des Rheines die Freiheit wieder erringen. Die Sicherheit eines Friedens bestehe darin, daß Straßburg wieder gewonnen werde, daß der Friede alle Mächte umfasse, und daß alle Mächte sich verpflichten, ihn zu verbürgen. Im anderen Falle werde Frankreich sich der Schweiz oder Italiens bemächtigen. Und für Italien sei hauptsächlich Sorge zu tragen, weil der König von Frankreich beabsichtigen würde, nach Rom zu gehen, und den Papst zu zwingen, ihm die römische Kaiserkrone aufzusetzen. — Dennoch stimmt der Pfalzgraf nicht ohne Weiteres für den Krieg, sondern für eine starke Rüstung, um gewaffnet zu unterhandeln, und vor allen Dingen Straßburg zurückzufordern. [1])

Im selben Sinne wirkte namentlich der spanische Botschafter Borgomainero. Die Schatten, die sich zur Zeit des Friedens von Nymegen zwischen dem Kaiser und seinem Neffen von Spanien erhoben, waren zerstreut, nicht zum wenigsten durch die Thätigkeit Borgomaineros. Im Jahre 1682 war dem Kaiser Leopold der zweite Sohn geboren. Man glaubte wahrzunehmen, daß von dem Tage an die Fähigkeit des Kaisers zum Entschlusse fester und entschiedener geworden sei, daß er wie für den älteren, Joseph, auf die Kaiserkrone hoffe, so für den zweiten auf das Erbe der spanischen Monarchie. [2]) Der Kaiser Leopold hatte sich dagegen durch die Erfahrung von 1668 überzeugt, daß es dem Könige von Frankreich vor allen Dingen darum zu thun sei, die beiden Linien des Hauses Habsburg zu entzweien. Er sprach dies seinem Neffen von Spanien in einem Schreiben vom 1. Juli ausdrücklich aus. [3]) Es ist merkwürdig, daß sich zur selben Stunde bereits ein Schreiben Carls II. von Spanien, vom 25. Juni, auf dem Wege befand, in welchem er sagt: „Ich versichere E. K. M., daß ich mich ohne Ihre Betheiligung auf keine Verhandlungen einlassen werde, und des Willens bin, mit Ihnen und dem Reiche zu gehen." [4]) Daß der Kaiser die Gefahr vom Westen her höher anschlug, als diejenige von Osten, gereichte augenscheinlich dem von Ludwig XIV. in Belgien bedrängten Könige Carl II. von Spanien zum Vortheile, und daher maß der venetianische Botschafter Contarini, welcher der entgegen gesetzten Ansicht war, hauptsächlich dem Einflusse des alten, aber rastlosen und geschäftsgewandten Borgomainero es bei, daß die Richtung gegen den Westen bis zum äußersten die Oberhand behielt. [5])

Unter den Ministern des Kaisers stand obenan in seinem Vertrauen der Kapuziner Emerich, Bischof von Wien, mit welchem der Kaiser in unablässigem Austausche der Gedanken sich befand, wenn nicht mündlich, so schriftlich. Emerich begeg-

[1]) Pufendorf, lib. XVIII, § 60, p. 1439.

[2]) Ebendaselbst § 59, p. 1438. Dieser Erzherzog starb jedoch bald wieder. Der spätere römische Kaiser Carl VI. wurde geboren am 1. October 1685.

[3]) Ut ambas Augmae Domus lineas hactenus indissolubili vinculo nexas ab invicem separet.

[4]) Asegurando a V. M. que no admitire ninguna instanzia sin su participacion, y que estoy en animo de seguir sus deliberaciones y las del Imperio. K. k. A.

[5]) Fontes rerum Austriacarum, Bd. XXVII, p. 241.

nete sich in seinen Anschauungen mit Waldeck, nur daß der Eifer des Ersteren dem Letzteren oft das Maß zu überschreiten schien. [1])

Der Herzog von Lothringen, der Schwager des Kaisers, war damals krank, so sehr, daß man an seiner Genesung zweifelte. „Deshalb, meldet Waldeck, kann er den Credit, dessen er sich bei dem Kaiser erfreut, nicht geltend machen. Ungeachtet der Meinung, welcher mehrere Personen sich hingeben, daß der Herzog durch den Abbé Beggue unter der Hand mit Frankreich verhandelt, ist der Kaiser ihm mit unendlicher Liebe zugethan und setzt sein volles Vertrauen in die Rechtschaffenheit des Herzogs." Dieser ließ durch seinen Adjutanten Taaffe dem Grafen Waldeck sagen, daß er auch für den sofortigen Bruch mit Frankreich stimmen würde. Auch andere Räthe des Kaisers, wie der Graf Mannsfeld, waren dieser Ansicht.

Der Oranier und Waldeck jedoch besorgten, daß, im Falle eines sofortigen Bruches, es Frankreich gelingen werde, bei der starken Strömung in Holland für den Frieden, die Republik von dem Kaiser getrennt zu erhalten. Man möge vielmehr, sagten sie, sich in Stand setzen, Truppen nach dem Rheine senden, die geringeren Fürsten durch Bündnisse heranziehen. Der Kaiser ging so bereitwillig auf die Vorschläge ein, daß er dem Grafen Waldeck die Charge eines Feldmarschalls anbot, mit dem Commando der Truppen am Mittelrhein. Waldeck nahm nur an, insoweit die Generalstaaten, in deren Dienst er Feldmarschall war, es ihm verstatten würden. Rascher gingen dann seine Unterhandlungen von statten.

Am 10. Juni 1682 kam das Laxenburger Bündniß zu Stande, damals häufig der Waldeckische Receß genannt. Demgemäß sollte der Kaiser mit Zuthun des Kurfürsten von Bayern 30.000 Mann am Oberrheine stellen, die süd- und mitteldeutschen Bundesgenossen 20.000 Mann am Mittelrheine; der Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover sollte ersucht werden, mit 20.000 Mann an den Niederrhein zu ziehen.

Einige Tage später verlieh der Kaiser dem Grafen Waldeck die Reichsfürsten-Würde. [2]) Der Letztere schrieb die Gnadenbewilligung der Verwendung des Oraniers zu. Dieser jedoch verneinte: der Kaiser, erwiederte er, werde aus eigenem Antriebe gehandelt haben.

Es war dann noch die Aufgabe Waldecks, namentlich den fränkischen Kreis zur Ratification dieses Laxenburger Bündnisses zu bewegen. Es gelang ihm. [3])

Waldeck arbeitete, nach seiner Ansicht und Meinung, gegen den König von Frankreich, nicht gegen die Türken. Dennoch fügten sich nachher die Dinge so, daß dies Laxenburger Bündniß, welches Waldeck vermittelt hatte wider den König von Frankreich, dem Kaiser und seinen Völkern zum Heile gereichte wider die Türken. Im Sommer 1682 freilich ahnte Waldeck noch nicht, daß er dieselben Truppen, deren Commando am Rheine der Kaiser ihm zugedacht hatte, im Sommer 1683 an die Donau führen werde, um in der Nähe der Stelle selbst, wo er das Bündniß geschlossen, mit ihnen seinen Antheil zu haben an einer der gewichtigsten Thaten des Jahrhunderts.

[1]) Die Berichte Waldecks an Oranien, bei Müller, O. 152 u. f., 167.
[2]) Müller, S. 172.
[3]) Müller, S. 179 u. f.

Der Kaiser, in seinen öffentlichen Kundgebungen an die Reichsstände, that im Jahre 1682 der Türkengefahr noch keine Erwähnung. Waldeck meldete von Wien aus, am 21. Juni, dem Prinzen von Oranien: „Hier ist der Beschluß gefaßt, den Frieden mit den Türken jedem anderen vorzuziehen, und nicht mit Frankreich sich gesondert einzulassen." [1]) Die Meldung war wie eine Antwort im voraus auf die Besorgniß des Prinzen über die Türkengefahr, deren Ausdruck sich in einem Briefe an Waldeck auf dem Wege nach Wien befand. [2])

* * *

Es trat dann die Frage heran, ob in Folge der Berichte Capraras über seine Conferenzen in Constantinopel, vom Juni und Juli, dieser Beschluß eine Aenderung erleiden würde. Der Kaiser verlangte ein Gutachten darüber nicht blos des Hofkriegsrathes, dem die türkischen Angelegenheiten unterstanden, sondern mit Beiordnung einer Reihe anderer Persönlichkeiten. Die sämmtlichen Namen sind: Fürst Schwarzenberg, Markgraf Hermann von Baden, Präsident des Hofkriegsrathes, Emerich, Bischof von Wien, die Grafen Martiniz, Nostiz, Dietrichstein, Starhemberg, Sinzendorf, Königsegg, Schafgotsch, Harrach, Kinsky, Baron Bartholdi, die Grafen Jörger und noch ein anderer Dietrichstein, Baron Abele, Graf Kapliers, Baron Dorsch. Am 11. August traten sie zusammen in der Favorita, dem späteren Theresianum. [3])

Die Versammlung war darin einig, daß es unmöglich sein würde, nach zwei Seiten im Kriege zu stehen, und daß man darum nach der einen oder der anderen Seite sich entscheiden müsse. Man erörterte dann die sämmtlichen Motive bei den Türken für den Krieg, wie Caprara sie berichtet. Es fehlt daher unter diesen Motiven das eine positive, welches auch dem Grafen Caprara nicht bekannt war, um welches in Westenropa nur Ludwig XIV. und seine nächste Umgebung wußten: der Ehrgeiz des Großwesirs Kara Mustafa, der nicht erst in den beiden letzten Jahren den Kriegesplan ausgedacht, sondern den Entschluß seit dem Jahre 1676 fertig in sich getragen und nur der günstigen Gelegenheit zur Bethätigung geharrt hatte. Wie die Versammlung diesen seit sechs Jahren fertigen Entschluß des Großwesirs nicht kannte, also auch nicht wußte, daß er nicht erst seit zwei Jahren, sondern von langer Hand her die Vorbereitungen getroffen hatte: so konnte sie im August 1682 noch weniger wissen, daß Ludwig XIV., weil er jenen Entschluß Kara Mustafas kannte, und darum der Ausführung desselben stätig gewärtig war, zu einem bedeutenden Theile darauf die Aggressiv-Politik seiner Reunionen gebaut hatte.

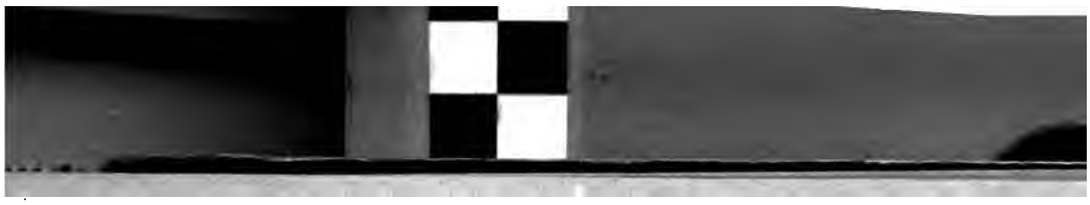
Weil dieses eine wesentliche Motiv, der selbständige Entschluß des Kara Mustafa zum Kriege, auch abgesehen von den negativen Antrieben, die aus seiner Stellung ihm erwuchsen, dem Hofkriegsrathe in der Berathung am 11. August 1682 sich nicht erschloß: so konnte er sich der Hoffnung hingeben, daß der Türkenfriede, wenn auch unter schweren Bedingungen, dennoch erhalten bleiben könne. Und von dieser Position aus gab die Versammlung dem Kaiser den Rath, auch in sehr schwere Bedingungen einzuwilligen, und begründete diesen Rath wie folgt.

„Der Erfahrung gemäß hat alles, was mit diesem orientalischen Feinde ab-

[1]) Schreiben Waldecks, vom 21. Juni, bei Müller, S. 171.

[2]) Schreiben des Prinzen, vom 22. Juni, bei Müller, S. 173.

[3]) Protokoll der Berathung über türkischen und französischen Krieg, 11. August 1682.



geschlossen wird, mehr Bestand und Sicherheit, als was man mit Frankreich verhandelt. Ferner bleibt in Betreff dessen, was man im Osten nachläßt, immer die Hoffnung, es heute oder morgen wieder zu gewinnen. Dagegen hat man auf keinerlei Weise, Art, noch Manier [1]) sich von Frankreich eines nützlichen, viel weniger denn sicheren Friedens zu versehen. Wie die Schäden und Nachtheile, die in dem unsicheren Frieden bisher die Krone Frankreich Ewr. Majestät, dem Reiche und allen dessen Nachbaren zugefügt hat, viel ärger und größer gewesen sind, als der Krieg selbst: so würde auch, nach den jetzigen Forderungen Frankreichs, der Friede nicht einmal nur auf kurze Zeit bestehen können. Und selbst ein solcher ganz unsicherer Friede wäre doch nur dadurch möglich, daß Ew. K. M. die erst neulich ratificirten oder abgeschlossenen Allianzen mit Spanien, mit Holland, mit Schweden, mit verschiedenen Reichsfürsten, wieder annullirten. Daraus würde unfehlbar das große Unheil erwachsen, daß nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft alles Vertrauen zu Ewr. K. M. erlöschen würde. Erstürbe aber dies Vertrauen, so könnten auch noch andere Mächte desperate und dem Erzhause fatale Entschlüsse fassen. Dann würde es sich nicht mehr handeln um einige Comitate in Ungarn, die ohnedies auch, ehe man sie noch cedirt, den Türken zur Beute werden dürften, sondern um das Uebrige, um die Erbkönigreiche und Länder. Denn, wie ungern man auch dessen gedenkt, so muß doch gesagt werden, daß, im Falle eines Sonderfriedens mit Frankreich, ohne Einschluß Spaniens und der anderen Nachbarmächte des Reiches, der gänzliche Untergang des seit so vielen Jahrhunderten glorreich bestandenen Erzhauses daraus kommen, und Ew. K. M. alle Hoheit, das Kaiserthum, Ihre Königreiche in Gefahr stürzen, und dann dasjenige, was man in Ungarn conserviren will, neben dem vielen Anderen dennoch verlieren würden, nicht ohne unwiederbringlichen Schaden der katholischen Religion."

„Demnach stellt der Hofkriegsrath E. K. M. höchst erleuchtetem und von Gott gesegnetem Urtheile anheim, darüber einen Entschluß zu fassen; denn Caprara bedarf der Vollmacht."

„Jedoch viele und augenscheinliche Gründe", setzt dann noch der Hofkriegsrath hinzu, — jedoch ohne diese vielen und augenscheinlichen Gründe weiter klar zu legen — „geben Hoffnung: man werde es von türkischer Seite nicht auf das Aeußerste treiben. Darum soll Caprara den Türken auch die Strafe Gottes, die demjenigen bevorsteht, welcher ohne genügende Ursache den Frieden bricht, und den üblen Nachklang eines solchen Friedensbruches mit Nachdruck vorstellen."

Die lange Reihe dieser achtzehn Männer deutschen und slavischen Stammes, unter denen jedoch kein Ungar sich befindet, beweist, daß nicht, wie von französischer Seite behauptet wurde, die Beschlüsse des Wiener Hofes sich richteten nach den Wünschen des spanischen Botschafters Borgomainero. Immerhin dürfte nicht gesagt werden, daß das Gutachten einstimmig beschlossen wurde; denn der Fürst Schwarzenberg zog, beim Abwägen der Gründe für und wider, den Frieden mit Frankreich vor. [2]) Jedenfalls aber war die Mehrheit groß, weil in einer so wichtigen Sache eine einigermaßen starke Minderheit ein eigenes Gutachten gegeben haben würde. Ein solches findet sich

[1]) Man wolle diese gehäufte Verneinung beachten.

[2]) Pufendorf, lib. XVIII, §. 62, p. 1441. — Vgl. D. Contarinis Finalbericht in Fontes rerum Austriacarum, t. XXVII, p. 242.

nicht. Dagegen verfaßte unter jenen achtzehn Männern der Graf Jörger noch ein besonderes Gutachten, nicht abweichend, sondern einzelne Fragen schärfer erörternd. Zum Schlusse berührt er den einen wichtigen Punkt: „Wenn E. K. M. die Sache am ottomanischen Hofe weder durch Unterhandlung, noch durch Geld beizulegen vermöchten: so muß allerdings die Frage lediglich dahin gestellt werden, wie von unserer Seite der Krieg geführt werden könne." [1])

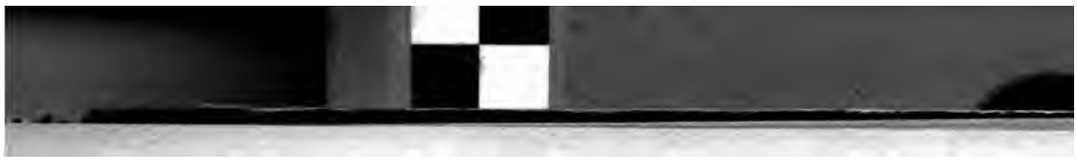
Daß es dahin kommen müsse, unabwendbar, weil Kara Mustafa nicht blos durch die äußeren Umstände seiner gefährdeten Stellung zum Kriege bewogen wurde, sondern ihn auch, bevor diese auf ihn einwirkten, positiv wollte: das blieb — es ist zu wiederholen — den kaiserlichen Räthen noch für längere Zeit verhüllt. Es ist nicht die Aufgabe der Geschichtschreibung, nachträglich einen Rath zu ertheilen, was jene Männer hätten thun sollen, sondern sie hat zu berichten, was geschehen ist. Jene Männer gaben ihren Rath nach ihrer Ueberzeugung innerhalb der Grenzen ihrer Kenntniß und Einsicht, und fanden dafür die volle Zustimmung des Kaisers. [2])

In dem Sinne dieses Gutachtens antwortete der Kaiser in einer Audienz, am 3. September, dem brandenburgischen Gesandten Krokow, der nochmals alle seine Gründe für einen Frieden mit Frankreich vorzubringen hatte. Bestimmter noch redete nachher zu diesem Gesandten der Graf Königsegg vertraulich aus sich. „Der Krieg mit Frankreich, sagte er, ist eine Nothwendigkeit. Wenn jener König das Geraubte behält und zugleich im Stande bleibt, sich Italiens zu bemächtigen: so ist der Untergang des Hauses Oesterreich unabwendbar. Immerhin ist der Ausgang eines Krieges zweifelhaft; aber besser ist es, sich einer großen Gefahr auszusetzen, als den sicheren Untergang auf sich zu nehmen. Das Recht der Sache und die Gründe des Gemeinwohles von Europa stehen auf Seiten des Kaisers. Auch darf man hoffen, daß es ihm an Freunden nicht fehlen wird. Dem Kaiser ist zur Genüge bekannt, daß der König von Frankreich die Monarchie über Europa anstrebt, und die Vorstufe dazu ist ihm der Untergang des Hauses Oesterreich. Er geht nicht blos darauf aus, dem Erzhause die römische Kaiserkrone zu entreißen, sondern auch die Erblande unter Andere auszutheilen. Auf diesen Zweck hin zielen die Einbrüche in die Friedensverträge, sowie die Verräthereien, welche zur Friedenszeit in kaiserlichen Festungen angesponnen werden. Er erregt und hegt den Aufruhr in Ungarn, und sucht die Türken in die Waffen zu bringen. Tököly führt bereits Klage, daß den ihm gemachten Verheißungen zuwider Frankreich noch nicht zum Kriege losgebrochen ist. Das ist das sichere Anzeichen, daß der Krieg nach Westen unvermeidlich. Von jener Seite, im Osten, handelt es sich um einige Comitate von Ungarn; von dieser, im Westen, um die Kaiserkrone. Darum wird Niemand es dem Kaiser verargen dürfen, daß er lieber im Osten etwas preisgibt, was seine Vorfahren nicht besessen haben, als daß er nach Westen hin alles aufs Spiel setzt. Der Kaiser ist so erregt, daß die Minister, um nicht einen Verdacht auf sich zu laden, nur mit großer Vorsicht das Wort Friede in den Mund nehmen. Bereits dreimal hat man von ihm die Aeußerung vernommen: wenigstens wolle er mit Ehren untergehen."

In entsprechender Weise berichtete Waldeck dem Prinzen von Oranien: „Man versichert mir aus Wien, meldet er zu Ende August, daß der Kaiser lieber sich in

[1]) Abgedruckt in Lünigs Selecta Scripta illustria, S. 89.

[2]) Pufendorf, lib. XVIII, § 61, p. 1440.



alle Forderungen der Türken und des Tököly fügen, als einen Sonderfrieden mit Frankreich eingehen werde." — Und einige Tage später, am 4. September: „Ungeachtet der bedrohlichen Anzeichen eines Krieges mit den Türken verspricht man sich doch einen Ausgleich mit den Ungarn. Wie aber auch die Dinge dort verlaufen, man wird von den mit mir getroffenen Verabredungen nicht abgehen." [1])

Die in diesen Reden wiederholte Erwähnung des Verlustes einiger Comitate in Ungarn führt uns dahin, den Stand der Sache dort ins Auge zu fassen. Wir werden sehen, daß der wiederholte Rath Capraras aus Constantinopel, die Rebellen in Ungarn auf den Kopf zu schlagen und dadurch den Türken zu imponiren, in Wien geringe Zustimmung fand.

* * *

Das Bekanntwerden des Bündnisses zwischen Tököly und Ibrahim Pascha, so wie eine Abmahnung des commandirenden Generals, Grafen Strasoldo, an die dreizehn Comitate Oberungarns, machten dem Ersteren viele Ungarn abwendig, namentlich Katholiken. Auch die Einladung seines Feldhauptmanns Peter Madacs aus Rosenau an die Bergstädte zur freiwilligen Unterwerfung blieb ohne Erfolg. [2]) Dessen ungeachtet hatte Tököly außer den verbannten und mißvergnügten Herren, wie sie sich nannten, aus den Herrschaften, die er soeben, im Juni, durch die Heirath mit der Helena Zriny, Witwe Rakoczy, erworben, ein Heer, wenn man die Haufen so nennen darf, von 14.000 Mann. Im Anfang Juli trafen die von Ludwig XIV. verheißenen Gelder ein. Und dann erhob Tököly abermals die Fahne der Empörung, auf welcher man die Worte las: „Für Gott und Freiheit!" [3]) Treffender vielleicht, als der Name der Empörung, ist derjenige der Eroberung, weil Tököly darauf ausging, eine selbständige Herrschaft für sich zu gründen. Zugleich ließ er durch Ungarn eine Schrift ergehen, voll Klagen über die Blindheit Derjenigen, welche sich täuschen lassen durch die ungewohnte Gnade von Wien her, und nicht sehen, daß das Alles nur auf den Untergang Ungarns abziele, daß der Bischof Kolonitsch und die Jesuiten, in der Erkenntniß, Ungarn nicht durch die Waffen bezwingen zu können, diesen Fallstrick der Gnade ersonnen haben, um dadurch den Betrogenen die Waffen zu entwinden, ihnen dann eine andere Kleidung, eine andere Sprache, fremde Sitten aufzuzwingen, die Widerstandsfähigen dagegen auszutreiben oder durch Strafen zu vernichten. [4]) Aehnliche Reden hallten von den Kanzeln Oberungarns wieder. Eine heftige Erregung fuhr unter die Bewohner dieser Gegenden. Sie rechtfertigten den Vorwurf der Blindheit, den die Brandschrift Tökölys ihnen machte, nur in der umgekehrten Richtung, zu Gunsten seiner, des Rebellen und Verderbers.

Zuerst überwältigte Tököly die Stadt Szathmar. Am 27. Juli gewann er durch eine List das Schloß von Kaschau. Ein, ob absichtlich, ob zufälliges Feuer in der Stadt hatte die einen Angriff nicht ahnende Besatzung nach der einen Seite hin gelockt. Unterdessen legten an der anderen Seite die hinzu geeilten Tökölyaner Leitern an und erstiegen, noch unbemerkt, die Mauern.

[1]) Müller, Wilhelm III. und Waldeck, S. 190, 192, 196.
[2]) Feßler, Bd. IX, S. 310.
[3]) Horvath, Bd. II, S. 296.
[4]) Wagner, t. I, p. 571.

In dem Schreiben, durch welches Tököly seinen Agenten in Constantinopel beauftragt, den Erfolg zu melden, finden sich die Worte: „Der barmherzige Gott hat solches Glück gegeben, daß die Meinigen in Einem Sturm die Burg mit ihrem Blute gewinnend, mehr als hundert Deutsche getödtet und eben so viele lebendig gefangen haben." [1])

Von der Burg aus bedrohte Tököly die Stadt Kaschau. Ein großer Theil der Bürger war geneigt für Tököly, in der schlecht bezahlten Besatzung regte sich Meuterei. Sie zwang den Commandanten Lamb zur Capitulation. Ueber die Meuterer jedoch kam eine Vergeltung. Als bei dem Einzuge der Tökölyaner eine aus Nachlässigkeit ihnen nicht kund gegebene Mine explodirte, nahmen sie dies für einen Verrath und hieben die Abziehenden nieder. [2])

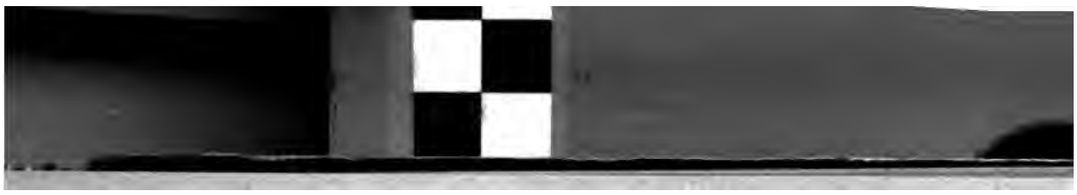
Anstatt einer Truppenmacht wurden von Wien aus Saponara und Tökölys Schwager, Balthasar Zrinyi, an ihn gesendet, zum Zwecke eines Waffenstillstandes, am 1. August. Tököly erwiederte, daß bereits Ibrahim Pascha von Buda aus mit 40.000 Mann zu seiner Hilfe sich auf dem Marsche befinde, er also einen Stillstand nicht gewähren könne. Jedoch bewilligte er Schutzwachen für die Gegenden, wo Ernte und Weinlese zu machen war. [3])

Ibrahim Pascha nahte heran. Die Schaaren vereinigten sich. Und weiter ging dann der Siegeslauf durch Oberungarn, dessen Commandant, der Graf Strasoldo, nicht über genügende Mittel zum Widerstande verfügte. Die Haufen lagerten vor Fillek, das betrachtet wurde als die Vormauer der Bergstädte, welche die Schätze der edlen Metalle zu Tage förderten. Die Standhaftigkeit des Commandanten Cohary war eben so fest wie seine Felsenburg; aber seine Officiere, ihn umdrängend, verlangten die Capitulation. Als Cohary bei seiner Weigerung beharrte, ward sie geschlossen ohne ihn, am 10. September. Cohary unterzeichnete nicht. Anstatt den Mann nach Gebühr zu ehren, überwies Ibrahim Pascha ihn als Geschenk dem Tököly. Diesem sagte Cohary ins Angesicht: er sei ein Verräther, ein unaustilglicher Schandfleck des ungarischen Namens, ein feiler Sclave der Türken. Die Rebellenhäupter Petrozzy, Szirmay, Petnehazy, Ketzer, versuchten vergeblich, durch ihre Reden den besseren Mann für die Sache der Rebellion zu gewinnen. Tököly warf ihn in den finsteren Kerker seines Schlosses Ragacz. Die Geduld des braven Mannes, die allen Qualen der ihm auferlegten Entbehrungen ungebrochen widerstand, rührte seine Wächter so sehr, daß sie eines Tages seine Fesseln lösten und mit ihm entflohen. Sie wurden sämmtlich eingeholt, die Wächter gepfählt, Cohary nach Munkacz gebracht, später nach Unghvar, dann nach Patak. Nach zwei Jahren endlich, als die Burg Patak den siegreichen kaiserlichen Waffen erlag, ward auch Cohary aus seinem finsteren Verließe dem Lichte und dem Leben zurückgegeben. „Und noch heute, sagt dreißig Jahre später ein Zeitgenosse, lebt dieser Mann, das Musterbild ungarischer Treue, hervorragend zugleich durch seine Abstammung, seine Waffenthaten, seine Wissenschaft,

[1]) Misericors Deus talem fortunam dedit, ut uno conflictu arcem sanguine capientes plures quam centum Germanorum occiderint, totidemque vivos ceperint. — Eine Abschrift dieses Briefes von Tököly liegt einem Berichte Capraras bei, vom 26. Februar 1683.

[2]) Wagner, t. I. p. 573.

[3]) Feßler, Bd. IX, S. 312.



seine Frömmigkeit. Und im Gedächtnisse der Menschen wird sein Name leben, so lange es eine Geschichte gibt, so lange Treue und Edelsinn noch Werth behalten." [1])

Jenen Worten Coharys an Tököly entsprach in anderer Weise Ibrahim Pascha. Unter den Wällen der geschleiften Feste Fillek händigte er ihm, vor den zu diesem Zwecke berufenen Ständen von Oberungarn, das türkische Königsdiplom mit Roßschweif und Fahne ein, am 29. September 1682. Jedoch nannte sich Emerich Tököly nicht König, sondern regierender Fürst von Ungarn. Er ließ dem Könige von Frankreich melden, daß es aus Bescheidenheit geschehe, daß er aber ferner Geld bedürfe und verlange, um seine Erfolge fortzusetzen. [2]) Wie in St. Germain, der damaligen Residenz Ludwigs XIV., so ward der Fall der Bergfeste Fillek in Constantinopel von Kara Mustafa mit Freuden vernommen. Er beschenkte den Ueberbringer der Nachricht mit einem reichen Kaftan. [3]) Er hatte Grund dazu; denn wir werden bald ersehen, daß die Nachricht für seinen Plan des Kriegszuges entscheidend wirkte. Beobachten wir zunächst den Fortschritt der Dinge in Constantinopel an den Berichten Capraras.

* * *

Seit den Conferenzen vom Juni und Juli, die doch immer noch eine Friedenshoffnung beließen, färbten sich diese Berichte immer düsterer. Am 6. August ward an der Pforte in Constantinopel der Roßschweif ausgesteckt. Dies war nicht, wie man später oft angenommen hat, bereits die Ankündigung des Krieges, sondern das Zeichen, daß der Sultan aufbrechen werde, und zwar diesmal nach Adrianopel. [4]) „Und von dort aus, fügt Caprara hinzu, wird der Großwesir seine weiteren Schritte thun, gemäß den Entschlüssen, die er im Kopfe trägt, und über die Niemand mit Sicherheit urtheilen kann, weil er allein sie kennt und sie ändert je nach den Umständen, wie er seinen Vortheil zu finden glaubt."

Dennoch sah Caprara den ausgesteckten Roßschweif als ein Zeichen des Unheils an. Er suchte sich Gewißheit zu verschaffen, und schickte deshalb den Dolmetsch Janaki an den Reis Effendi, den Kanzler. Caprara ließ sagen, daß er sich auf keinen Anderen verlassen könne; aber an dem Benehmen des Reis Effendi glaube er einen weisen und besonnenen Mann erkannt zu haben, der auch bei dem Großwesir Geltung besitze. Indem daher Caprara volles Vertrauen in den Reis Effendi setze, bitte er um Rath, was er etwa thun könne, um seiner Unterhandlung einen guten Ausgang zu geben. Der Reis Effendi erwiederte: er erkenne an, daß Caprara mit Maß und ohne Leidenschaft verfahre, einen Rath jedoch könne er nicht geben. Dann nach kurzem Schweigen wandte er sich wieder zu Janaki mit den Worten: „Was ich jetzt ausspreche, dürfen Sie dem Internuntius nicht wieder sagen: wir werden den Krieg haben, die Dinge sind bereits zu weit gekommen." — „Ich halte die Worte für wahr, fügt Caprara hinzu. Und doch, wenn wir den Rebellen einen wuchtigen Hieb

[1]) Wagner, t. I, p. 574.

[2]) Das Schreiben Jaigels, Commandanten in Kaschau, an den Agenten Duvernay, vom 22. September, im Theatrum Europaeum, Th. XII, S. 440. — Vgl. Feßler, Bd. IX, S. 314.

[3]) Kuniz Bericht vom 27. September.

[4]) Già è fuori la coda di cavallo, cioè il Tug, e ciò non è altro che segno di partenza. — Vgl. Benaglias Reisebeschreibung, S. 78.

auf den Kopf versetzten, so würden auch die Türken ihn mit empfinden, und alles würde sich wenden." [1]) Wir sehen, Caprara wußte nicht, daß in Wien die entgegen gesetzte Strömung die Oberhand hatte, daß man meinte, den Rebellen Tököly durch Nachgiebigkeit gewinnen zu können.

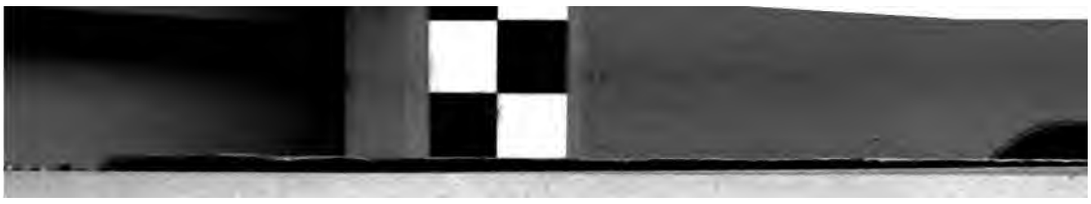
Immer klarer dagegen ward es dem Internuntius, daß Kara Mustafa persönlich den Krieg durchaus wolle, und sich dafür sehr vieler Mittel bediene. Man erzählte einen besonderen Vorfall. Eines Tages ließ Kara Mustafa sich mit einem muhamedanischen Prediger in ein Gespräch ein. Der letztere äußerte im Fortgange desselben: Jedermann beklage sich über die Aussicht auf einen Krieg, den man nicht begründet finde. Der Großwesir zog ihn mit sich in sein Zimmer und zeigte ihm dort eine Reihe von Briefen, die, wie er sagte, von Ibrahim Pascha von Buda eingesandt seien. Der Letztere beklagte sich darin über die großen Excesse, welche die Kaiserlichen auf türkischem Gebiete verübten. — „Die Briefe sind falsch, sind das Werk des Großwesirs, von ihm erdichtet und geschmiedet, fügt Caprara hinzu; aber das sind die Mittel, die er auch bei dem Sultan in Anwendung bringt, um dessen Einwilligung zu erhalten." [2])

Dennoch zauderte der Sultan Mohammed mit dem definitiven Entschlusse. Kara Mustafa wendete andere Mittel an. Er ließ nicht direct, sondern durch seinen Kiaja an Untergebene des Internuntius die Frage stellen, warum und zu welchem Zwecke er an die hohe Pforte gekommen sei und was er bisher ausgerichtet. In Ungarn lodere das Kriegesfeuer, und der Internuntius befinde sich in Constantinopel. Wozu sei er denn gekommen? — Caprara erkannte, daß die Absicht dahin gehe, vor dem Sultan den Vorwurf des Bruches auf ihn zu bringen. Er erwiederte auf demselben Wege: er sei gekommen in Folge des von den Türken geäußerten Wunsches, in freundlicher Weise über den Frieden zu verhandeln. Nun, da man andere Wege einschlage, erwarte er sehnlichst seine Abberufung. Wenn dagegen der Kiaja seinerseits das Verweilen des Internuntius nicht begründet finde: so möge er ihm beim Großwesir den Befehl zur Abreise und die erforderliche Sicherheit verschaffen. [3])

Die Antwort wies die Sache an den Großwesir zurück. Der Befehl zur Abreise wäre der Bruch von seiner Seite gewesen. Und so weit hatte er den Sultan noch nicht gebracht.

Wieder verflossen einige Wochen. Am 25. September ging das Gerücht, daß der Sultan sich bis nach Stuhlweißenburg begeben werde. „Ich glaube es nicht, meldet Caprara; aber in der Erwägung, daß die Kriegsgerüchte sich immer verschlimmert haben, daß alles Ueble sich bewahrheitet, daß dagegen die früheren günstigen Anzeichen nicht in Erfüllung gehen, muß ich nun als sicher hinstellen, daß im nächsten Jahre E. K. M. von einem mächtigen Heere in nachdrücklichster Weise angegriffen werden. Ich bitte daher, daß keine Zeit verloren werde, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen, und wiederhole, daß es auch jetzt noch das beste Mittel sein würde, den ersten Streich zu thun. Ziehen wir die Sache in die Länge, und verfahren wir mit Behutsamkeit, um nicht völlig mit den Türken zu brechen, so nehmen sie das als Schwäche auf und werden nur noch übermüthiger. Allein, wenn wir die Anstalten treffen, sie

[1]) Capraras Bericht vom 6. August.
[2]) Bericht vom 6. August.
[3]) Die Berichte vom 2. und 3. September.



oder die Rebellen in Ungarn zu schlagen — wenn wir ihnen zeigen, daß der Friede uns nicht so sehr am Herzen liegt — wenn sie sehen, daß wir uns anstrengen: so erhöht sich sofort ihre Meinung von uns und sie werden gefügiger. Daß ich diesen Rath gebe, ist ein Beweis meines Eifers; denn er ist wider mein Interesse. Aber ich wiederhole meine Ansicht: vermögen wir es noch in diesem Jahre, ihnen auch nur einen geringen Schlag beizubringen: so wächst sofort den zahlreichen Feinden des Großwesirs der Muth und sie werden trachten, ihn zu verderben. Zur Stunde schwillt sein Hochmuth empor, höher als derjenige eines seiner Vorgänger. Sein ehrgeiziger Kopf denkt sich weite Unternehmungen aus, und es gibt nichts, was er für sich nicht als ausführbar erachtete. Wenn Frankreich wollte, so könnte es mit der Sendung einer Flotte von zwanzig Kriegsschiffen an die Dardanellen den Dingen eine andere Wendung geben. Aber Frankreich wird der Christenheit diesen Dienst nicht erweisen. Die Vertreter der Seemächte England und Holland hier denken nur an Handel und Gewinn." [1])

Die Worte über Frankreich zeigen, daß nach der Ansicht Capraras ein eigentlicher Bund der beiden Mächte nicht bestand, daß demnach auch damals das Verhältniß demjenigen entsprach, welches wir bei dem ersten Aufsteigen des türkischen Kriegsplanes wider den Kaiser, im Jahre 1676, kennen gelernt haben. (S. 52). Der Rath Capraras dagegen, den ersten Streich zu thun, war von einer völlig anderen Basis aus gegeben, als auf welcher man in Wien stand, und ließ namentlich die Stellung des Kaisers gegenüber Frankreich außer Acht.

Es ist von Interesse, diesen Gegensatz zwischen den Anschauungen Capraras in Constantinopel und denen der kaiserlichen Räthe in Wien noch mit einigen Strichen weiter zu verfolgen.

In den Tagen, wo in Wien jene große Kriegsberathung stattfand, am 11. August 1682, welche den Krieg wider Frankreich für den wichtigeren und nothwendigen erklärte, schrieb Caprara für sich in sein Tagebuch die Worte: „Die gedruckten Blätter melden mir, daß unser Hof Truppen an den Rhein marschiren läßt. Ist es denn jetzt die Zeit, wider den König von Frankreich Front zu machen? Wäre es denn nicht besser, mit ihm sich abzufinden und nach Osten hin einen nachdrücklichen Krieg zu führen, dessen glücklicher Ausgang uns die Bahn nach allen Seiten frei machen würde?" — „Ich hätte doch geglaubt, daß man, durch das Anrücken der kaiserlichen Truppen nach Ungarn, den Türken einen Schrecken einjagen und zugleich eine Nation im Zaume halten würde, die immer zum Tumultuiren bereit sein wird. Das Gegentheil hat man gethan. Man hat den falschen Vorspiegelungen des Tököly Glauben geschenkt, ihm die Heirath mit der Rakoczy gestattet, die ihn zum Herrn eines ausgedehnten Besitzes macht. Und dann hat er, wie ich glauben muß, aufs neue wider seinen Wohlthäter die Waffen erhoben, mit doppeltem infamem Verrathe." [2])

Stärker noch ward dann, einige Wochen später, der Internuntius Caprara erregt durch die Nachrichten über Kaschau und Fillek, obwohl sie zuerst nur in der Form eines türkischen Gerüchtes an ihn gelangten. Dies letztere meldete zugleich

[1]) Bericht vom 25. September.

[2]) In der Relazione particolare zum Datum des 10. August: E poscia devo credere c'habbia di nuovo rivoltate l'armi contro il suo benefattore, con doppio infamissimo tradimento.

unerhörte Grausamkeiten des Tököly gegen die kaiserlichen Besatzungen der genommenen Plätze. „Das ist ein klarer Beweis, schrieb Caprara in sein Journal, daß Tököly den kaiserlichen Hof verachtet und keine Aussöhnung will. Es ist daher schwer, ja unmöglich, hier zu irgend einem Tractate zu gelangen. Daher wäre es jetzt an der Zeit, daß unser Hof mir den Befehl der Abberufung sendete, um dadurch zu zeigen, daß, wenn auch in diesem Jahre durch den infamen Verrath derer, welche sich erdreistet haben, die überschwengliche Gnade Sr. k. Majestät zu betrügen, etwas verloren gegangen ist, dennoch wir im nächsten Jahre bereit stehen werden, mit den Waffen in der Hand Vergeltung zu üben sowohl an den Verräthern, als an ihren Beschützern." [1])

Es ist die erregte Rede eines Mannes, der aus sich zu der Ansicht gedrängt wird, daß alle seine Mühe und Arbeit verloren ist. Aber es fehlte ihm noch die Bestätigung von außen her. Auch diese blieb nicht aus. Zunächst kam sie dem Internuntius als das Gerücht zu Ohren, daß die Ereignisse in Oberungarn die Bedenken des Sultans Mohammed IV. wider den Krieg völlig überwunden hätten. Dies Gerücht erfuhr bald seine Bestätigung durch die Handlungen des Großwesirs. Kara Mustafa beschränkte die Einkünfte der Mutter des Sultans, des Mufti, einer Reihe von Personen, die dem Sultan nahe standen, alles zum Zwecke der Kriegsrüstung. [2]) Es war klar, daß Kara Mustafa so nur handeln konnte, wenn er sich seiner Sache bei dem Sultan völlig sicher fühlte.

Caprara erging sich in schmerzlichen Betrachtungen. „Seit meinem Aufbruche von Wien, schreibt er in sein Tagebuch, beginnt nun der neunte Monat, und zur Verwunderung aller Welt weile ich hier ohne jegliche Nachricht, ja selbst ohne eine Zeile über den Empfang meiner Berichte. Was haben wir überhaupt geleistet? Wir unterhandeln seit nun vier Jahren. Wir haben uns den Türken gegenüber nichts zu Schulden kommen lassen, als unsere maßlose Langsamkeit, die hauptsächlich unseren Angelegenheiten zum Verderben gereicht. Wir haben keine anderen Schritte gethan, als Internuntien zu senden, unnütz, weil sie ohne Instruction und Vollmacht zum Abschluß waren, und, was noch schlimmer, weil man ihrer sich nicht mehr erinnerte, sobald die Flagge ihrer Fahrzeuge auf der Donau dem Blicke von der Höhe des Stephansthurmes entschwand."

Diese letztere Klage war, wie uns bereits der Kriegsrath in Wien, am 11. August, dargethan, nicht begründet. Wenige Tage später empfing Caprara ein kaiserliches Handschreiben und 15.000 Ducaten. Das Handschreiben ermächtigte den Internuntius, abzubrechen, wenn die Türken einen Tribut fordern würden, im Uebrigen weiter zu unterhandeln.

Aber bereits war Kara Mustafa in Folge der Vorgänge in Oberungarn über diesen Stand der Dinge hinaus, und auch Caprara hatte entsprechend gehandelt. Zu Anfang des Monates October legte er in einer Reihe von Briefen nach Wien dar, daß in Folge der Ereignisse in Oberungarn Kara Mustafa beim Sultan völlig die Oberhand gewonnen habe, und darum der Krieg in sicherer Aussicht stehe. Da die Türken ihm nicht gestatteten, einen Courier direct nach Wien zu senden, so mußte er sich, mit Hilfe des venetianischen Bailo, des Umwegs über Venedig bedienen. Die

[1]) Relazione particolare, zum 30. September.
[2]) Ebendaselbst, zum 1. October.

verschiedenen Adressen seiner Briefe, an den päpstlichen Nuntius Buonvisi in Wien, an den Grafen Harrach, den Jugendfreund des Kaisers, die in dem Schreiben an Harrach ausgesprochene Bitte, es dem Kaiser vor Augen zu legen,[1]) deuten die Besorgniß Capraras an, daß der Hofkriegsrath selber dem Kaiser nicht die ganze Wahrheit vorbringen werde.

In den ersten Tagen des Monates October erfolgte der im August bereits angekündigte Aufbruch des Sultans Mohammed IV. und seines Großwesirs Kara Mustafa nach Adrianopel. Der Zug geschah mit aller erdenklichen türkischen Pracht,[2]) die auch dem Internuntius Caprara imponirte. Aber mit schärferer Spannung schaute sein Auge auf die militärische Haltung der Truppen. Er schlug sie nicht hoch an.[3]) Die Spahi (Cavallerie), meint er, seien nicht viel werth, und eben so wenig die Mehrzahl der Infanterie. „Rechnet man die älteren Janitscharen ab, sagt er, so wird der Angriff der Anderen uns nicht einen großen Schaden zufügen. Und doch hat man für diesen Zug die gesammte Kraft des osmanischen Reiches aufgeboten."[4])

Einstweilen blieb Caprara in Constantinopel. Am 19. October ließ der Großwesir auch ihn und den Residenten Kuniz nach Adrianopel bescheiden, um dort, wie er ihnen sagen ließ, über das Friedenswerk weiter mit ihnen zu verhandeln.

Wir sehen die Absicht des Kara Mustafa, den Wiener Hof, ungeachtet aller kundbaren ungeheueren Rüstungen der Türkei, dennoch in Ungewißheit zu erhalten, wem zuletzt diese Rüstungen gelten sollten. Kara Mustafa und Tököly handelten darin einander entsprechend; der letztere dadurch, daß er unablässig in Wien das Angebot seiner Vermittlung vorspiegelte, der erstere, indem er die Sache hinzog, ohne dem Internuntius einen Bericht nach Wien zu gestatten.

Dies Verfahren hatte jedoch seine Folgen auch nach anderen Seiten. Wie der Bericht Civranos vor dem Senate von Venedig, im Sommer 1682, uns dargethan, fühlte man sich dort nicht sicher, daß der Türkenschwall nicht endlich doch auf den Schwächsten fallen würde, auf die Republik. Und eben so wenig hatte man in Warschau eine Bürgschaft, daß sich das Unwetter nicht selbst von Oberungarn aus über Polen entladen werde. Diese Berechnung des Großwesirs, den Wiener Hof in Ungewißheit zu erhalten, war daher, bei der kundbaren Richtung desselben gegen Westen, und dem Friedenswunsche nach Osten hin, wohl angelegt. Es fragte sich dann freilich, ob sie auch nach anderen Seiten hin eben so richtig war.

Zunächst ward Kara Mustafa sich nicht klar darüber, daß es dem Internuntius Caprara, dem er die directe Berichterstattung nach Wien abschnitt, dennoch gelingen konnte, auf dem Umwege über Venedig nach Wien hin den wirklichen Sachverhalt zur Kunde zu bringen.

* * *

Bis allerdings diese erst im October abgefaßten Berichte in Wien eintrafen, herrschte dort große Unklarheit, hatten Kara Mustafa und Tököly große Aussicht auf das Gelingen ihres Planes, alle Anstalten zur Gegenwehr nach Osten zu ver-

[1]) Relazione particolare.

[2]) Man sehe die Beschreibung bei Hammer, Bd. III, S. 725 u. f.

[3]) Mà quanto al militare, vi è molto poco.

[4]) Levata una parte de'Giannizzeri vecchi, anche questi non faranno gran male nell'assalirci.

eiteln. Die in dem Beschlusse des Hofkriegsrathes vom 11. August ausgesprochene Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens im Osten dauerte noch Monate hindurch.

Denn, so auffallend es erscheint, die Nachrichten aus Oberungarn im Juli, August und September 1682, erregten die Stimmung der hauptsächlichen Persönlichkeiten in Wien weitaus nicht in dem Maße, wie Caprara in Constantinopel es sich dachte, oder wie die Thaten des Tököly es verdient hätten. Allzu stark rann der Strom der Erbitterung wider den König von Frankreich. Die oft wiederholte Warnung Capraras aus Constantinopel, daß ein nachdrücklicher Schlag auf den Rebellen Tököly in Constantinopel für den Frieden wirksamer sein werde, als alle Gründe und alle Erbietungen, hatten ja in Wien von Anfang an kein Gehör gefunden. Man war vielmehr geneigt, den Reden des Tököly Glauben zu schenken, daß er, wenn man ihm seine Eroberungen belasse, die Fortdauer des Friedens mit den Türken vermitteln werde. Im September wurde wieder Saponara an ihn entsendet, mit ihm der Bischof Sebesteny. Man wollte nicht die Schmach auf sich laden, einem Rebellen durch einen Vertrag ein Fürstenthum abzutreten. Man stellte ihm schweigende Connivenz in das Geschehene in Aussicht, wenn er dafür den Fortbestand des Friedens zu Wege bringe. Wir haben die herben Worte vernommen, in welchen Caprara sich über das Uebermaß des Vertrauens in Wien auf den Rebellen Tököly erging. Und doch wußte Caprara bei weitem nicht alles. Anstatt daß man, wie er gewünscht, mit Nachdruck gegen Tököly auftrat, schloß man, nach seinen Attentaten in Oberungarn, mit ihm einen Waffenstillstand, zunächst auf sechs Monate, der thatsächlich den Besitz anerkannte, in der Absicht, daß Tököly dafür den Frieden vermitteln sollte.[1] Wir werden die Hoffnung auf den guten Willen des Tököly sich in Wien erhalten sehen in einer Weise, die das Staunen der Unbetheiligten erregte, und die erklärbar ist nur unter den Umständen des grenzenlosen Mißtrauens und des glühenden Unmuthes wider Ludwig XIV.

Wir finden sogar die Ansicht ausgesprochen, daß der Präsident des Hofkriegsrathes, der Markgraf Hermann von Baden, im Einverständnisse mit dem spanischen Botschafter Borgomainero, durch die Verringerung der Besatzungen in Oberungarn mittelbar zu Gunsten des Tököly gearbeitet habe, um nur nicht die kaiserlichen Streitkräfte dort zu verwickeln, sondern sie verfügbar zu erhalten wider Frankreich. Er habe dann die Schuld auf den Grafen Strasoldo abzuwälzen gesucht.[2] In jedem Falle hatte dies für den Letzteren keine bleibende Wirkung; denn wir finden ihn im nächsten Jahre als Commandanten des wichtigen Postens Graz.

Indessen nicht auf solche Einzelnheiten kommt es an. Fassen wir also die Grundzüge, welche das Verfahren der kaiserlichen Politik bestimmten, nochmals übersichtlich zusammen.

In Wien trug man sich mit dem Gerüchte: es bestehe ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und der Türkei. Demgemäß solle der Sultan Ungarn und das Erzherzogthum Oesterreich nehmen: Böhmen und die Nebenländer sollten der Kaiserkrone verbleiben, über diese jedoch der König von Frankreich verfügen. Man wußte aus aufgefangenen Briefen um die Verbindung Tökölys mit Frankreich. Man folgerte weiter: bei der Wahrnehmung im Rathe des Königs von Frankreich, daß

[1] Contarini in seinem Finalberichte von 1683, in Fontes r. A., t. XXVII, p. 242.
[2] A. a. O.

der Unwille über seine Friedensbrüche sich in einen allgemeinen Kriegessturm wider ihn entladen könne, habe Louvois als wirksamstes Mittel dagegen eingerathen, dem Kaiser die Türken auf den Hals zu hetzen. Dann würden die Deutschen, um dem doppelten Uebel zu entkommen, entweder bereitwillig auf die reunirten Länder verzichten, oder auch, beim Ueberwachsen der Türken, die Hilfe des Königs von Frankreich anrufen. [1])

Diese Gedankenreihe, so viel Richtiges sie sonst enthalten mochte, litt an dem einen Grundirrthume über den Willen der Türken. Kara Mustafa hatte nicht erst die Aufhetzung Ludwigs XIV. oder seines Ministers Louvois abgewartet, sondern trug die Absicht des Krieges gegen den Kaiser seit Jahren in sich. Weil Ludwig XIV. dies wußte, so war die Hoffnung auf die Ausführung dieser Absicht die Basis, von welcher aus er die Reunionen unternahm und sie glücklich einzuheimsen hoffte. Daß er dabei auch jenen andern Gedanken weiter spann: die überwachsende Türkennoth werde endlich doch den Kaiser zwingen, auch wider Willen seine Hilfe anzurufen, und dadurch ihn, den König von Frankreich, völlig zum Herrn der Situation zu machen, wird im Laufe der Dinge immer klarer hervortreten.

Indem dagegen der Kaiser nicht wußte, daß der Entschluß des Kara Mustafa zum Kriege, wenn auch angefeuert durch die französische Politik, dennoch in seinem Ursprunge selbständig aus ihm entsprossen war: so lag, bei dem sehnlichen Wunsche, sich des Unrechtes und der Gewalt von Westen her zu erwehren, die Täuschung über die größere Gefahr von Osten her ihm nahe. Der Kaiser war erbötig, auch sehr schwere Forderungen der Türken zu bewilligen. Kara Mustafa dagegen, indem er sein eigentliches Object, Wien selber, mit Anstand doch nicht verlangen konnte, wollte nicht eine andere bestimmte Forderung stellen, um sich nicht, im Falle der Bewilligung, jeglichen Vorwand zu dem Kriege abzuschneiden, der, nach seiner Meinung, ihm die Stadt Wien in die Hände liefern sollte. Kara Mustafa wollte unter allen Umständen den Krieg, und zwar aus sich selber. Indem der Kaiser dies nicht erkannte, so konnte er bis zur letzten Stunde hoffen, den Frieden mit den Türken zu erhalten, wenn er dem Tököly, als dem Diener derselben, auch noch die neue Treulosigkeit in Oberungarn nachsah, wenn er ihm die genommenen Comitate hingab, um dafür durch seine Vermittelung die Erneuerung des Friedens von Vasvar zu erlangen, und somit, sicher gegen Osten, seine Kraft zu wenden gegen Westen.

* * *

Auch dürfte man nicht sagen, daß die Aussichten des Kaisers in einem solchen Kampfe gering waren. Das Laxenburger Bündniß vom Juni bot doch bereits einen festen Kern, und man durfte, bei der Stimmung aller Orten wider den König von Frankreich, mit Sicherheit hoffen, daß, im Falle es zu den Waffen kam, noch Andere beitreten würden. Diese Stimmung zeichnet sich in der Antwort des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, auf den Versuch des Kurfürsten von Brandenburg, ihn zu sich herüber zu locken. Der Sachse erwiederte: ein Friede, wie Frankreich ihn biete, ziehe das sichere Verderben von Deutschland nach sich. Er billige nicht die Schritte des Wiener Hofes; aber er stelle als sicher hin, daß, wie die Dinge liegen, von der

[1]) Pufendorf, lib. XVIII, § 62, p. 1441.

Erhaltung des Hauses Oesterreich auch diejenige des Reiches abhange, daß beider Heil untrennbar verbunden, und daß weder die Kurfürsten, noch die anderen Reichsstände ohne das Haus Oesterreich bestehen können. Denn der König von Frankreich werde nicht eher ruhen, als bis er die Kaiserkrone an sich gebracht, und dann werde er die Stände des Reiches behandeln gleich seinen Unterthanen in Frankreich.[1])

Wie auf eine große Zahl der Reichsfürsten, so konnte sich der Kaiser verlassen auf seinen Neffen von Spanien. Zwar war der Wille Carls II. von Spanien besser als seine Kraft; aber er hatte eben damals den Marchese di Grana nach Belgien entsendet, der im Einverständnisse mit dem Oranier, mit Kraft und Geschick sich bemühte, dasselbe in Vertheidigungsstand zu setzen. — Die Republik der Niederlande war der schwedischen Association beigetreten, und der Kaiser durfte dort hoffen auf die rührige Thätigkeit des Oraniers. Ludwig XIV. hatte damals den Prinzen persönlich aufs höchste gereizt, indem er ihm, mitten im Frieden, das Fürstenthum Orange wegnahm. „Das ist eine Gewaltthat, schreibt der Prinz an Waldeck, wie sie niemals in Friedenszeit erhört worden, und lediglich dafür, daß ich hier in der Republik meine Pflicht thue, indem ich für ihre Selbsterhaltung strebe."[2])

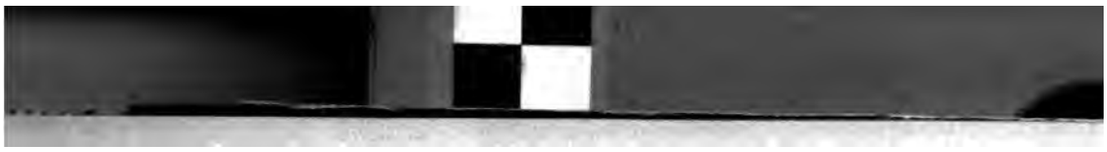
Nur das wichtigste Glied einer Allianz gegen Frankreich, England, stand aus, weil es gelähmt war in seinem Könige. Ludwig XIV. mochte allerdings der goldenen Fessel, an welcher er den König Carl II. hielt, nicht unbedingt vertrauen. Er hatte ihm schon zwei Jahre zuvor, als Carl II. in einer kurz dauernden Regung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Frankreich ein Defensiv-Bündniß mit Spanien schloß, durch den Gesandten Barillon mit der Kundmachung des geheimen Vertrages von Dover bedroht. Carl II. hatte in diesem Vertrage von 1670 Vieles verkauft, was sein war und was nicht sein war, und Ludwig XIV. hatte über die gezahlten Summen genaue Quittung eingefordert. Der Letztere ließ damals, im Jahre 1680, seinem Bruder von England melden, daß die Kundmachung dieses Vertrages fortan über dem Haupte Carls II. schweben werde wie ein Blitzstrahl, den Barillon gemäß seinem Ermessen im Falle der Noth auf ihn niederfahren lassen werde.[3]) Wenn der Dover-Vertrag vor ein englisches Parlament kam, so konnte allerdings dem Könige Carl II. das Geschick widerfahren, welches er am meisten fürchtete, dasjenige seines Vaters Carl I. In dieser Furcht, welche Ludwig XIV. dem Könige Carl II. durch seine Drohung einflößte, lag also für den Ersteren eine gewisse Bürgschaft, daß Carl II. nicht ein Parlament berufen werde.

Im nächsten Jahre, 1681, trat dann wieder das alte Verhältniß ein. Carl II. ließ sich abermals die goldene Fessel anlegen, und löste dafür das Parlament auf. Im Jahre 1682 jedoch erneuerten alle verbündeten Mächte, voran Spanien, auf Grund des Bündnisses von 1680, ihre Bemühungen, den König Carl II. zur Berufung eines Parlamentes zu bewegen. Was eine solche Berufung bedeuten würde, meldete der Graf Thun aus London dem Kaiser mit den Worten: „Ein Parlament würde sich zur Zeit nicht zuerst mit den inneren Angelegenheiten beschäftigen, mit den Fragen der Religion und der Succession, sondern würde damit beginnen, von dem Könige die Kriegserklärung wider Frankreich zu verlangen, und die Mittel dafür zu

[1]) Pufendorf, lib. XVIII, § 79, p. 1457.

[2]) Ausführlich dargelegt in: Der Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. II, S. 370 u. f.

[3]) Ebendaselbst, S. 262.



bewilligen." [1]) Eben dies aber wußte auch Ludwig XIV. Er wußte auch, wie sehr Carl II. vor einer solchen Berufung scheute, theils wegen der goldenen Fessel, theils wegen jener Drohung mit der Publication des Dover-Vertrages. Aber Ludwig XIV. erwog auch, wie stark von der anderen Seite auf Carl II. eingewirkt wurde. In Folge dessen konnte es ja doch geschehen, daß Carl II. sich losriß, daß er ein Parlament berief, um durch diesen Act der Berufung eine Versöhnung mit demselben anzubahnen, deren Consequenz eine Allianz von England mit den anderen Mächten wider Frankreich sein würde. In diesem Falle würde auch eine dann erst erfolgende Publication des Dover-Vertrages den Strom nicht hemmen, Carl II. vielmehr durch die Aussöhnung mit dem Parlamente die Absolution für jenen wenig ehrenhaften Vertrag erlangen.

Von diesen Erwägungen geleitet, beschloß Ludwig XIV. zuvorzukommen, nicht bei jener Drohung der Publication des Vertrages stehen zu bleiben, sondern sie zur That zu machen, bevor Carl II. sich zu der von den Gesandten vieler Mächte in London sehnlichst gewünschten Berufung eines Parlamentes bewegen lasse.

Im Juli 1682 ward in Paris der erste Band eines Geschichtswerkes über den letzten großen Krieg ausgegeben. Das Buch, im übrigen von geringem Werthe, enthielt den bis dahin geheimen Dover-Vertrag von 1670. Ludwig XIV. ließ den Verfasser, einen Abbé Primi, in die Bastille setzen, die Exemplare aufgreifen. Die schlauen und doch plumpen Maßregeln des erheuchelten Zornes vermochten nicht, den englischen Gesandten Preston zu täuschen. Er berichtete den wirklichen Sachverhalt heim, daß das vermeintliche Geschichtswerk nicht anders als mit Vorwissen und auf Veranlassung des französischen Hofes entstanden sein könne. Er wußte, daß, ungeachtet der geräuschvollen Confiscation, einige Exemplare nach England geschickt seien. Auf die Zahl derselben kam es ja nicht an. Preston konnte bald hinzufügen, daß jener Autor Primi, aus der Bastille entlassen, von dem Könige von Frankreich eine Pension beziehe.[2])

Ludwig XIV. hatte durch diesen Act der Publication des Dover-Vertrages die Nichtberufung eines Parlamentes für Carl II. zu einer persönlichen Lebensfrage gemacht. Was immer dieser König von England von dem neuen Liebesdienste seines Bruders von Frankreich denken mochte: die Berechnung des Letzteren, daß er fortan gegen die Berufung eines englischen Parlamentes, und somit auch wider eine europäische Allianz, welche England mit umfasse, völlig sicher sein werde, erwies sich als richtig. Die fremden Gesandten, namentlich der kaiserliche, Graf Thun, und der spanische, Don Ronquillo, welche jenes Verhältniß nicht durchschauten, dagegen die Stimmung der Engländer als durchaus feindselig wider Frankreich kannten, hörten freilich darum nicht auf, in den König um die Berufung eines Parlamentes zu dringen. Carl II. dagegen wußte ihnen zu entkommen mit dem Hinweise auf den Dienstvertrag des Kurfürsten von Brandenburg mit Frankreich vom Januar 1682. Ein solches Bündniß, sagte er, von Mitgliedern des Reiches zum Nachtheile der allgemeinen Sache sei ein Scandal. Eben darum aber sei ein allgemeiner Bund wider den König von Frankreich unausführbar. [3])

[1]) Bericht des Grafen Thun vom 9. Februar.

[2]) Ausführlicher dargelegt in: Der Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. II, S. 371 u. f.

[3]) Die Berichte d. Grafen Thun v. 17. April, 1. u. 8. Mai 1682, i. d. Anglicis d. k. k. Archivs.

Mochte indessen auch Carl II. von England sich bemühen, seine Mitschuld an der traurigen Lage Europas abzuwälzen auf Andere, und zu diesem Zwecke namentlich den Kurfürsten von Brandenburg moralisch noch um eine Stufe tiefer erblicken wollen, als sich selber: er täuschte damit die Augen der Kundigen nicht. Der Oranier, der den einen seiner Oheime durchschaute wie den anderen, maß allerdings die Schuld der nicht geschlossenen Einigkeit des Reiches seinem Oheim von Brandenburg zu: diejenige dagegen des Nicht-Zusammenstehens von Europa wider Frankreich seinem Oheim von England. „Alles unser Unglück, schrieb er an Waldeck, rührt her von England, welches das eigene Verderben, wie dasjenige von ganz Europa verschulden wird. Der Hof dort ist schlimmer, als er je gewesen, über alle Vorstellung hinaus." [1])

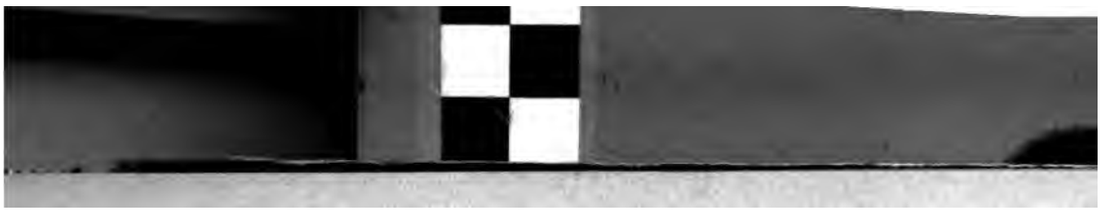
Hatte demnach auch die Hoffnung des Kaisers Leopold, daß es ihm gelingen werde, die europäischen Kräfte wider Frankreich zusammen zu raffen, in Betreff Englands im Jahre 1682 geringe Aussicht auf Erfolg: so ist es doch von besonderer Wichtigkeit gegenüber dem Bestreben des Kaisers, das Verhalten Frankreichs noch weiter zu beobachten. Es liegen darüber verschiedene Anzeichen vor.

* * *

Der eigentliche Beweggrund des Kurfürsten von Brandenburg zu seinem Bündnisse mit Frankreich war die Hoffnung, mit der Zustimmung und mit der Geldhilfe Frankreichs sich in den Besitz von Pommern zu setzen. Der Zweck Ludwigs XIV. bei diesem Vertrage war ein anderer: die Macht des Kurfürsten sollte dienen, für den Fall der Erhebung des Kaisers mit den Waffen, um die Reunionen wieder zu gewinnen, als ein Keil der Zwietracht innerhalb des Reiches dasselbe zu lähmen. Nur dafür zahlte Ludwig XIV. Der Kurfürst dagegen suchte freiere Hand zu bekommen. Das erste Dienstjahr war noch nicht zu Ende, als er sich schon in Paris beklagte: in Folge des großen Hasses, den er sich durch seine Bemühungen für den Frieden mit Frankreich zugezogen, sei seine Sicherheit bedroht: er müsse rüsten und dafür mehr Geld verlangen. Aehnlich der Dänenkönig. Die französischen Ohren waren dafür taub. Vielmehr warnte Croissy: der Kurfürst solle nicht durch unzeitige Rüstungen einen Anlaß zum Kriege geben. Die Deutschen, meinte er, seien nicht geneigt zum Kriege: dagegen werde der Türkenkrieg unter allen Umständen eintreten. Tököly traue dem Kaiser nicht, und finde seine Rechnung besser im Kriege als im Frieden. — Entbrenne jedoch der Krieg nach der anderen Seite hin, so werde er sich richten gegen Frankreich, nicht gegen den Kurfürsten. Darum habe dieser nicht nöthig, außerordentliche Ausgaben für Rüstungen zu machen. Wenn die Zeit gekommen, zu den Waffen zu greifen, so werde der König dem Kurfürsten rechtzeitig einen Wink geben. Einstweilen müsse man sparsam sein und einen anderen Krieg verhüten. Die Schatzkammer des Königs, der bereits fünfzig Millionen an Subsidien für Andere ausgegeben, sei leer. [2])

Dieselbe Summe, als den Betrag der Ausgaben des Königs an seine Diener auf fremden Thronen, oder auch niedriger, für das Jahr 1682, gibt der Venetianer Contarini an, mit dem Bemerken, daß dadurch die Mittel zum Kriegführen dem Minister Louvois vorweg genommen seien. [3])

[1]) Müller, S. 213. Schreiben vom 23. October 1682.
[2]) Pufendorf, lib. XVIII, § 74, p. 1453.
[3]) Contarinis Bericht vom 30. November 1682.



Beachten wir diese Angabe von fünfzig Millionen Livres. — Der König Ludwig XIV. zahlte dem Könige von England, nach dem April-Vertrage von 1681, jährlich eine halbe Million Kronthaler,[1]) dem Rebellen Tököly monatlich 30.000 Livres,[2]) dem Kurfürsten von Brandenburg, nach dem Vertrage vom Januar 1681, in Friedenszeit jährlich 100.000 Thaler.[3]) Die Beträge für die hauptsächlichsten drei Diener Ludwigs XIV. in Europa stellen also zusammen genommen nur erst einen kleinen Theil der für die damaligen Zeiten ungeheuren Summe von fünfzig Millionen französischer Livres dar. Wenn demnach die Angabe derselben dem wirklichen Thatbestande entspricht: welcher ungeheuere Sumpf von Treubruch und Verrath, von Lüge und von Schwäche, birgt sich dann unter die goldig glänzende Oberfläche solcher fünfzig Millionen!

„Aus jener Antwort Croissys, fügt der Historiograph des Kurfürsten von Brandenburg hinzu, blickte zur Genüge die französische Kunst hervor, die Bundesgenossen so zu verwenden, daß sie nur den Zwecken Frankreichs dienten, ihnen jedoch nicht zu gestatten, nach eigenem Ermessen auch für ihre Interessen zu sorgen."

Die Richtigkeit dieser Bemerkung dürfte eben so wenig in Zweifel zu ziehen sein, wie die subjective Berechtigung des Königs von Frankreich, von seinem Standpunkte aus, zu dieser politischen Kunst. Denn dafür bezahlte er seine Diener. Er hielt es für sein Interesse, daß Ungarn in Flammen stand. Darum bezahlte er den Tököly, nicht um Tökölys willen. Er hielt es nicht für sein Interesse, daß damals in Deutschland eine Kriegesflamme auffloderte. Darum legte er der Gier des Kurfürsten von Brandenburg nach fremdem Eigenthume den Zaum ein.

Denn aus jenen Worten Croissys blickt die Hauptsache hervor: Ludwig XIV. wollte nicht einen Krieg im Westen, der zum allgemeinen Brande ausschlagen konnte. Eben dieser Gedanke hallt wieder aus allen Berichten des kaiserlichen Gesandten Mannsfeld in Paris. „Ungeachtet der hochfahrenden Reden der französischen Gesandten nach allen Seiten ist die Furcht vor einem allgemeinen Kriege hier eben so groß, wie die Insolenz, und es bedarf daher nur eines energischen Entgegentretens, um den König von seinen Forderungen zurückzuscheuchen. Aus dieser Furcht vor einem allgemeinen Kriege hat der König von Frankreich bisher alle Bitten von Dänemark und Brandenburg um die Erlaubniß zum Angriffe auf Schweden abgeschlagen. Denn das Fundament aller Plane des Königs von Frankreich ist der Türkenkrieg."[4])

In der That ist, trotz aller hohen Reden des Königs von Frankreich und seiner Gesandten, im Jahre 1682 ein thatsächliches Zurückweichen unverkennbar. Einen Glauben an das Vorgeben, daß er um der Türkengefahr willen den Blocus von Luxemburg aufgegeben, im März 1682, durfte er doch höchstens den Franzosen zumuthen. Die Anderen erklärten es ein Jeder nach seiner Weise. Aber für Alle blieb die Thatsache, daß er gewichen war ohne einen erkennbaren Zwang. Die Beredungen auf dem Congresse in Frankfurt dauerten fort. Am 28. September 1682 stellten dort die französischen Gesandten den Termin des letzten November. Darüber hinaus wolle

[1]) Vgl.: Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. II, S. 309.
[2]) Barozzi e Berchet, Francia, t. III, p. 559.
[3]) Mörner, Staatsverträge Kurbrandenburgs, S. 418.
[4]) Bericht vom 11. März 1683 in den Gallicis des k. k. Archivs.

der König an seinen früheren Friedensvorschlag auf Grund der Belassung der Reunionen bis zum 1. August 1681, mit Einschluß von Straßburg, nicht gebunden sein, sondern behalte sich nach dem fruchtlosen Ablauf dieses Termins alle seine königlichen Rechte vor. Allein bereits eine Woche später erfolgte eine neue Erklärung. Sie besagte zuerst, daß nach dem Ablaufe der Frist die französischen Gesandten von Frankfurt aufbrechen würden. Dann aber kam der wichtige Zusatz: dieser Aufbruch solle jedoch nicht hindern, daß auch nachher etwa der Reichstag in Regensburg insgesammt oder ein Mitglied desselben friedliche Vorschläge machen könne. Der französische Gesandte dort werde sie entgegen nehmen, jedoch ohne Verbindlichkeit. [1])

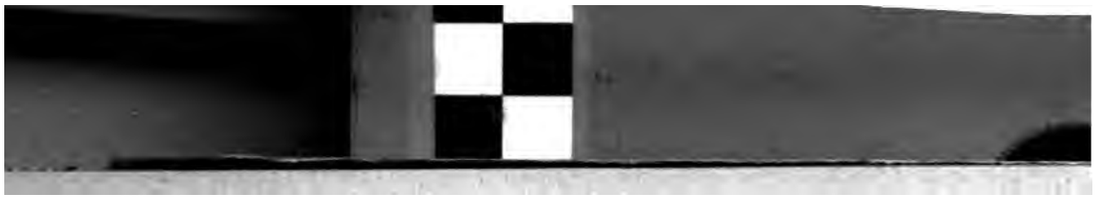
Die Drohung vom 28. September wandelte sich also bereits am 4. October in ein Erbieten, die Verhandlungen fortzusetzen, nur allerdings auf einem für Frankreich günstigeren Boden. Denn die deutschen Delegirten in Frankfurt waren sämmtlich kaiserlich gesinnt: auf dem Reichstage in Regensburg hatten auch die deutschen Diener Ludwigs XIV. das Recht, mitzureden. Allein als Thatsache blieb das Zurückweichen von der zuvor ausgesprochenen Drohung.

Das hauptsächlich treibende Motiv bei Ludwig XIV. für die Verlegung der Verhandlungen von Frankfurt nach Regensburg war die Besorgniß, daß sich aus dem partiellen Congresse in Frankfurt ein allgemeiner entwickele. [2])

In Regensburg kündigte der Gesandte Verjus de Crecy im Namen des Königs den Reichsständen an, am 1. December, daß er die Vollmacht habe, bis zum 1. Februar 1683 dort über den Frieden zu verhandeln. Der König wünsche, daß diese Zeit wohl und nützlich angewendet werde. Wie aber, wenn auch bis zum 1. Februar 1683 Kaiser und Reich auf die französischen Forderungen nicht eingingen? Darüber schwieg Verjus. Dagegen erhob er schwere Klage über die friedliche Haltung des Kaisers gegenüber dem Osten. Der Kaiser, sagte Verjus, sinne nur auf Krieg gegen Frankreich. Der Kaiser sei bereit, ein so edles Königreich, wie Ungarn, dem gemeinsamen Feinde des christlichen Namens auszuliefern, nur um Krieges willen gegen Frankreich. [3])

Die Anklage hätte mehr Wirkung thun können, wenn nicht eben damals, in den letzten Monaten des Jahres 1682, eine Reihe von Briefen der Welt kund geworden wäre, welche darthaten, daß für den Kaiser der eine Feind gleich war dem anderen. Es war der Thätigkeit und der Umsicht des kaiserlichen Residenten Zierowski in Warschau gelungen, in den Besitz einiger Briefe zu gelangen, welche für das Zusammenwirken französischer Agenten mit Tököly und den Türken ein authentisches Zeugniß ablegten. Wir werden später, in Anlaß der Vorbereitung des Bündnisses zwischen dem Kaiser und Polen, darüber Genaueres vernehmen. Zierowski ließ die Briefe drucken und schickte sie durch Europa. [4]) Die eigenen Worte der betreffenden Persönlichkeiten legten dar, daß eine Einigung bestehe zwischen Franzosen, ungarischen Rebellen und Türken, daß mithin die Verkündigung des Beweggrundes, aus welchem Ludwig XIV. den Blocus von Luxemburg, im März 1682, aufgehoben haben wollte, im Widerspruche stand mit der Wahrheit, so wie daß, wenn Ungarn an die Türken verloren ging, Ludwig XIV. dafür nach Kräften mitgewirkt hatte.

[1]) Beide Erklärungen bei Pufendorf, lib. XVIII, § 66, p. 1444.
[2]) Mannsfelds Bericht vom 11. März 1683.
[3]) Lünig, Negotiorum publicorum sylloge, t. I, p. 805.
[4]) Abgedruckt im Theatrum Europaeum, Bd. XII, S. 437.



Weil der Kaiser Leopold die Erhaltung des Friedens im Osten so sehnlich wünschte, hielt er auch noch den Monat November hindurch und länger an der Hoffnung auf die von Tököly angebotene Vermittlung. Es kommt weniger darauf an, in die Einzelnheiten der Verhandlungen einzugehen, als das thatsächliche Verhalten darzulegen. Im November kamen zwei Deputirte des Tököly, Szirmay und Janoky, nach Wien. Sie machten große Hoffnung auf einen Stillstand mit der Pforte. Der Präsident des Hofkriegsrathes, Markgraf Hermann von Baden, sprach gutes Vertrauen auf den Ausgang aus. Tököly, meinte er, würde sich mit Oberungarn auf Lebenszeit begnügen, würde nicht mit Abaffi von Siebenbürgen sich einigen, würde auch die Türken bewegen. Der Venetianer Contarini, dem er dies aussprach, schüttelte bedenklich den Kopf.[1]) Aber höher stieg seine Verwunderung einige Tage später. Man wußte schon, daß diese Rebellen-Boten anders gehalten wurden, als sonst geschehen war. In früheren Fällen wurden sie in den Vororten zurück behalten, durften die innere Stadt nicht betreten. Szirmay und Janoky dagegen wohnten in der inneren Stadt, im Hause des Grafen Daun, und wurden verpflegt auf kaiserliche Kosten. Vor ihrem Abschiede erhielten sie Audienz bei dem Kaiser. Man sah sie in voller Waffenrüstung sich in die Hofburg begeben, mit dem Säbel an der Seite vor die Person des Kaisers treten. So etwas war unerhört.[2])

Der Kaiser Leopold und seine Räthe mochten damals hoffen, daß dieses Uebermaß von Gnade und Leutseligkeit ihnen den Tököly und seine Anhänger gewinnen werde. Es übte nicht diese Wirkung.

Die Thatsachen der Audienz, die man vor Augen sah, erregten große Verwunderung. Aber noch andere Gefühle würden aufgestiegen sein, wenn eine andere gleichzeitige Thatsache zur Kunde gekommen wäre. Im Gefolge der zwei Rebellen-Boten befand sich ein entlaufener Kapuziner, der nachher bei dem Heere des Kara Mustafa unter dem Namen Achmet Bei als erster Ingenieur auftrat. Während jene Boten dem Kaiser die versöhnliche Thätigkeit ihres Herrn anprieſen, benutzte dieser Ingenieur den Aufenthalt in der inneren Stadt, um die Burg- und die Löbel-Bastei, und das zwischen ihnen liegende Burg-Ravelin abzuzeichnen, also den Plan des Angriffes zu entwerfen, wie er um sieben Monate später unter seiner Leitung zur Ausführung kam. Wir werden im Fortgange der Dinge erfahren, in welcher Art Emerich Tököly diese Gesandtschaft nach Wien bei Kara Mustafa geltend zu machen wußte, und welche Wirkung auf diesen selbst jene Zeichnungen ausübten.[3])

Daß darauf hin die Absicht des Emerich Tököly gerichtet war, erfuhr der Internuntius Caprara in dem fernen Adrianopel am selben Tage jener Audienz in Wien. Der polnische Gesandte Proski, der in Constantinopel sich mehr französisch als kaiserlich gesinnt bewiesen hatte, näherte sich auf der gemeinsamen Reise dem Internuntius. Er meldete, Kunde zu haben von einem Schreiben des Tököly an Kara Mustafa, enthaltend die Aufforderung, direct auf Wien zu marschiren, weil in diesem Falle die kaiserliche Armee, in der Besorgniß für Wien, Ungarn aufgeben

[1]) Bericht des Botschafters Contarini vom 21. November. Vgl. Anlage III.

[2]) Bericht Contarinis vom 26. November: Con ammirazione non mediocre, che si fosse compiaciuto che s'avvicinassero alla sua imperial persona i proprii Ribelli con le loro armi, e sciabli a canto, mentre etc.

[3]) Man vgl. hierzu den Bericht Capraras, v. 20. März 1683, in Anl. I zum fünften Capitel.

würde, so daß dann das gesammte Königreich die Waffen zum Dienste der Pforte erheben könne.[1]) Die Mahnung des Tököly entsprach, wie sich sehr bald ergeben wird, den eigenen Wünschen des Großwesirs.

Am 24. November brachen die Rebellen-Boten von Wien auf, um, wie sie sagten, die bestimmten Vorschläge des Tököly einzuholen und wieder zu bringen. Das nicht-berechtigte Vertrauen auf den guten Willen dieses Rebellen dauerten bei vielen gewichtigen Persönlichkeiten in Wien noch längere Zeit fort.

Dagegen ergoß sich bereits in den nächsten Tagen für den Kaiser und seine Räthe ein helleres Licht über die eigentliche Absicht des Kara Mustafa. Nicht zuerst von dem Internuntius Caprara, der damals fern in Adrianopel, nur erst um den gleichartigen Wunsch des Tököly wußte, sondern aus größerer Nähe, aus Buda, gelangte nach Wien ein Schreiben, welches über die eigentliche Gefahr kaum noch einen Zweifel belassen konnte. Das Schreiben meldet wie folgt.[2])

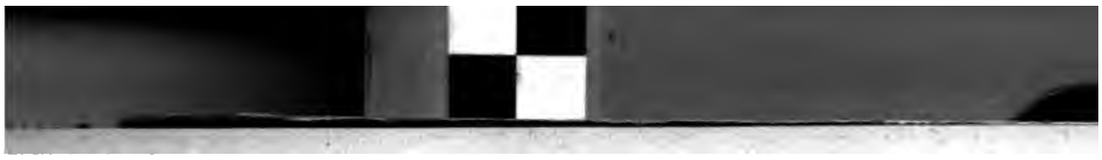
„Die Absicht der Türken, Wien anzugreifen, während sie Raab durch einige Cavallerie blokirt halten wollen, steht fest. Zu diesem Zwecke werden hier nicht blos die Kirchen der Christen, sondern auch die Moscheen der Türken mit Vorräthen angefüllt, namentlich mit Heu, vielleicht um nicht das Gras abwarten zu müssen. Es ergibt sich aus den Registern, daß seit Soliman dem Prächtigen niemals solche Vorbereitungen getroffen worden sind. Mein Freund glaubt mit Bestimmtheit, daß die Türken frühzeitig im Felde sein und Wien angreifen wollen, in der Voraussetzung, daß Ihr nicht im Stande sein werdet, ihnen mit einer Armee entgegen zu treten. Sie sind über die Lage der Dinge gegenüber Frankreich genau unterrichtet. Man hat eine Anzahl Schiffe hierher kommen lassen mit Säcken, groß und klein, welche bestimmt sind, Erde einzunehmen zum Zwecke der Ausfüllung der Gräben, so wie Wolle, welche in außerordentlicher Menge hieher geschafft wird. Viele Feuerwerker, auch von denen, die sich bei dem Kriege um Candia bethätigt haben, sind bereits hier, und arbeiten Tag und Nacht. Kurz, Ihr dürft glauben, daß noch niemals solche Vorbereitungen getroffen worden sind."

Daß das Schreiben, dessen Verfasser leider nicht genannt wird, zugleich mit den Meldungen, die Caprara, im Anfange October, über Venedig abgesandt, Wirkung gethan habe, ergibt sich aus der Thatsache, daß der Botschafter Contarini am selben Tage, dem 29. November, an welchem er dasselbe dem Senate von Venedig einschickt, zugleich meldet: der Kaiser habe eine Proclamation erlassen, welche die Türkengefahr verkünde, mit den Worten: „Nicht blos um uns handelt es sich, sondern um die Christenheit."

Die Rebellen-Boten kehrten am 6. December mit den Forderungen Tökölys nach Wien zurück. Da man sein wirkliches Verhältniß zu den Türken noch nicht kannte: so verhandelte man weiter mit ihm, um nicht die Möglichkeit einer Aussicht auf den Frieden zu verlieren. Der Kaiser war bereit, dem Tököly für die Rückgabe von Fillek das Land Ober-Ungarn als eigenes Fürstenthum zu belassen. Jedoch ist

[1]) Relazione particolare, 29. novembre: E venuto il Proski, Polacco inviato, a vedermi, e m'hà detto, che con una lettera il Techeli esorta il Visire d'andare a' dirittura sotto Vienna, perche cosi l'esercito Alemanno temendo di quella citta uscirebbe del Regno, e tutto il Regno pigliarebbe l'armi in servizio della Porta.

[2]) Anlage IV.



bemerkenswerth, daß der Graf Quintin Jörger, indem er in einem besonderen Gutachten diesen Vorschlag befürwortet, zugleich hinzufügt: wenn Tököly sich auch dadurch nicht gewinnen lasse, so wisse er, Graf Jörger, nicht, warum ein oder anderer geheimer Plan gegen ihn zu unterlassen, damit dieser Bösewicht, der die Freiheit der Christenheit und die Seelen Aller in Gefahr bringe, durch eine Nachstellung getödtet werde. [1]) — Der Eifer eines treuen Dieners konnte seinem Unwillen wider den unseligen Mann, dessen volle Tücke man damals, im December 1682, noch nicht durchschaute, in solchen Worten Luft machen; nicht jedoch konnte der römische Kaiser Leopold sie gut heißen. Die Verhandlungen mit Tököly erstreckten sich bis tief in das Jahr 1683 hinein.

* * *

Inzwischen trafen, Schlag auf Schlag, auch die weiteren, sehr dringenden Berichte Capraras, die er bereits aus Adrianopel über Venedig gesandt, zu Anfang December in Wien ein. „Ich kündige also abermals an, sagt er in einem am 12. December eingelaufenen Schreiben, daß für den Frieden keine Hoffnung mehr übrig, und daß es kein anderes Heilmittel mehr gibt, als eilig zu waffnen und die Türken in Ungarn anzugreifen." „Die Anzahl der Combattanten, meint er damals, wird 60.000 nicht übersteigen; aber das begleitende Gesindel wird nicht zu zählen sein. Namentlich wird man sich der Tartaren zu verheerenden Streifereien bedienen. Darum bitte ich, E. K. M. wollen Frieden mit Frankreich schließen und sich mit aller Kraft wider die Türken setzen. Denn weder Gründe, noch Geld, noch eine Landabtretung, wenn nicht überaus groß, können noch den Frieden erhalten." [2]) In der nachdrücklichsten Weise wiederholt er einige Tage später: „Gedenken Ew. K. Majestät nicht mehr an den Frieden: er ist unmöglich. Die Widersacher des Großwesirs, die gern den Frieden erhalten wollten, klagen sehr, daß sie von unserer Seite her nichts vernehmen, kein Gerücht einer Rüstung, welches ihnen den Muth geben könnte, freier zu reden. Der Großwesir dagegen triumphirt, daß nichts von unserer Seite geschieht. Er wünscht, daß es bereits Frühling wäre. Ew. K. Majestät dürfen überzeugt sein, daß, wenn Sie auch noch mehr bieten wollten, als was die Türken fordern, Sie doch den Frieden nicht haben würden. Denn der Großwesir ist in dieser Sache wie trunken. [3]) Aber auch andere Türken halten an der Maxime, daß sie durch Krieg nichts verlieren können. Der Reis Effendi hat neulich sich zu einem der Dolmetsche geäußert: wenn wir Türken Frieden haben wollten, so würden wir ihn immer haben."

Es ist von Wichtigkeit, solche Worte hervorzuheben, in Betracht der Zeiten, welche nachher kamen.

Die weiteren Worte Capraras beweisen, daß ihm nicht blos über das Bevorstehende, sondern auch über das Vergangene die volle Klarheit aufgeleuchtet war. „Ew. K. M. dürfen überzeugt sein, sagt er, daß der Entschluß zu diesem Kriege bei dem Großwesir seit Jahren fest stand, daß seitdem alle Verhandlungen, die man mit uns anstellte, alle Hoffnungen, die man in uns erregte, keinen anderen Zweck hatten, als uns zu täuschen; ferner, daß der Rath, einen Internuntius hierher zu senden, dem

[1]) Lünig, Selecta Scripta Illustria, p. 93. Vom 11. December 1682.

[2]) Man vgl. die Worte von D. Contarini zu 1685, in Fontes r. A., t. XXVII, p. 249.

[3]) Essendo il G. V. come ubriaco in questo negotio.

Ehrgeize entstammte, uns um den Frieden bitten zu sehen, und dann mich hier fest zu halten; ferner, daß alle Redensarten, die man jetzt uns macht, nur Fallstricke sind, und endlich, daß nicht ein freundliches Entgegenkommen von unserer Seite sie zur Vernunft bringen wird, sondern nur Feuer und Schwert." [1])

Einige Tage nach der Absendung dieses Berichtes luden die Türken endlich den Internuntius zur dritten Conferenz, am 21. December. Der Großwesir empfing den Internuntius mit den Worten: „Der Friede würde ein Vortheil für Sie sein." Caprara erwiederte: „Der Friede ist ein Vortheil für Alle, nur für den Einen mehr noch als für den Anderen." — Dann zog Kara Mustafa sich zurück, und überließ die Verhandlung denselben Personen wie früher. Dem Internuntius standen also entgegen der Aga der Janitscharen, der Tschausch-Pascha, und der Reis Effendi. Nach langem Hin- und Widerreden über die drei in der ersten Conferenz verlangten Punkte: die Schleifung von Leopoldstadt, die Erweiterung der zu Neuhäusel gehörigen Orte, das Aufgeben einer Reihe befestigter Plätze (Palanken), fuhr der Aga heraus: „Und wenn Sie uns die Stadt Wien anböten, ohne vorher jene drei Forderungen zu erfüllen: so würde das Ihnen doch den Frieden nicht verschaffen. Ferner haben wir den Tököly zum König von Oberungarn erklärt, wollen ihn aufrecht halten und seine Herrschaft vergrößern. Was haben Sie also auf die drei Punkte zu erwiedern?" — Caprara erwiederte: „Ich bin nicht autorisirt, irgend etwas abzutreten. Eben so wenig kann ich in Betreff des Tököly als eines Fürsten von Ungarn antworten. Will man dafür die Länder des Kaisers mit Armeen überziehen, so muß ich mich auf den höchsten Herrn der Armeen beziehen, dessen Auge sieht, wer den Frieden bricht und wer ihn aufrichtig wünscht."

Die letzte Instruction für Caprara hielt in sich die Ermächtigung, die Verhandlung als beendet anzusehen und abzureisen, falls die Türken einen Tribut fordern würden. Da die Einsetzung eines neuen Fürsten als Vasallen der Pforte innerhalb des Königreiches Ungarn über die Forderung eines Tributes noch hinausging: so hielt Caprara seinen Auftrag für beendet. Er verlangte jedoch zuvor noch einen Courier nach Wien abzusenden. Es ward ihm nicht gewährt. Es blieb ihm also nur übrig, officiell die Vertreter der christlichen Mächte in Constantinopel in Kenntniß zu setzen.

Wir haben gesehen, daß Kara Mustafa, um den kaiserlichen Hof in Ungewißheit zu erhalten, auch früher schon eine Berichterstattung Capraras nach Wien nicht zuließ. Es ist hier abermals hervorzuheben, wie der Türke sich so sehr täuschen konnte, daß er durch sein Verbot die Mittheilungen hindern werde. Es verdient vielmehr alle Anerkennung, daß es dem Grafen Caprara, bei allem Mangel an Geldmitteln, der uns in seinen Berichten oft in Mitleid erregender Weise entgegen tritt, dennoch gelang, seinem Hofe so häufige Nachrichten zukommen zu lassen. Ungeachtet jenes Abschlages sandte er dennoch am 29. December eine Depesche ab. Sie kam nach Wien. Unterdessen hatte er in Erfahrung gebracht, daß der Graf Waldstein als Botschafter nach Warschau gesandt sei. Am 3. Januar 1683 entließ er ein Mitglied seiner Gesandtschaft, Petrazzi, als Courier über Polen nach Wien. [2]) Auch Petrazzi richtete seinen Auftrag aus, sowohl in Warschau, wie in Wien. Bei dieser zweiten Sendung fügte Caprara seinem Berichte über die Conferenz vom 21. December hinzu: „Nach meiner

[1]) Capraras Bericht vom 16. December. Ferner die Relazione particolare.

[2]) Benaglia, S. 99.

Ansicht darf ich hier nicht mehr verweilen, und darum gedachte ich sofort in Wien um die Abberufung anzuhalten; aber die Türken haben mir die Absendung eines Couriers nicht gestattet. Ich habe versucht, mit dem Reis Effendi privatim zu sprechen; aber man hat es nicht erlaubt. — Alle Schiffe der Christen, auch diejenigen der Venetianer, sind zum Zwecke des Transportes der Truppen von Kleinasien herüber weggenommen. In wenigen Tagen wird hier in Adrianopel der Roßschweif ausgesteckt, und von da an in vierzig Tagen erfolgt der Aufbruch nach Belgrad."

Die Türken wollten den Internuntius nicht ziehen lassen. Kara Mustafa ließ ihm sagen: da er um des Friedens mit der Pforte willen gekommen sei, so würde es besser sein, darin fortzufahren. [1]) Um so ferner also lag der Gedanke einer Kriegserklärung. Im Sinne der Türken war dies Schweigen die Fortsetzung der List, den Kaiser nicht zur Klarheit kommen zu lassen. Es wird sich uns ergeben, daß diese türkische List überscharf zugespitzt war.

Eben derselben List diente ja auch Tököly mit seinen trügerischen Anträgen der Vermittelung, im November. Der Hofkriegsrath sandte sie auch dem Grafen Caprara ein. Es ist von Interesse, seine Ansicht nicht so sehr über den Inhalt der Vorschläge, als über die Thatsache an sich zu vernehmen. „Es scheint mir doch, schreibt Caprara für sich nieder, [2]) daß diese Zulassung der Rebellen zur Audienz zum großen Nachtheile für die Würde des Kaisers gereicht, und in gewisser Weise die Schwäche und die Furcht bekundet, auf welche die Türken ihren ganzen Plan bauen, und auf welche hin sie täglich sich mehr dagegen verhärten, bestimmte Vorschläge zu machen."

Der Reis Effendi ging dennoch dann auf eine besondere Unterredung mit einem der Dolmetsche Capraras ein. Jener hatte geäußert: es würde leicht sein, zum Frieden zu gelangen. Der Dolmetsch warf die Frage hin, was denn der Reis Effendi über Kaschau denke. „Das, erwiederte dieser, gehört durch die Verleihung des Sultans bereits dem Tököly, der auch noch mehr erhalten muß, bis gegen Preßburg hin." — „Das beweist abermals klar, meldet Caprara, daß die Türken nicht einen Frieden wollen." Und wiederum erging er sich dann in scharfen Ausdrücken über die Thorheit in Wien, zu wiederholten Malen einem rückfälligen Verräther und Rebellen zu trauen, und ihm solche Wohlthaten zu erweisen, auf das Vertrauen hin, daß er als ehrlicher Mann handeln würde. [3])

Der Agent des Tököly im türkischen Lager, von dem Ungar Pannesics in die Enge gedrängt, ließ sich ihm gegenüber verlauten: er erkenne an, daß sein Herr und dessen Anhänger sich durch ihr Bündniß mit den Türken in einen Abgrund gestürzt hätten; aber sie hätten es thun müssen zum Heile ihrer Seelen; denn sie hätten ihre Religion nicht behaupten können, ohne sich auf diejenige Mohammeds zu stützen: — Auf den Bericht darüber übte Caprara seine Kritik mit folgenden Worten: „Wer zuerst die Definition gegeben, daß der Mensch ein vernünftiges Thier sei, hat ein Wort zu viel gesagt. Er hätte das Wort: vernünftig weglassen sollen; denn der Mensch ist mehr Thier als jedes andere." [4])

[1]) Relazione particolare, fol. 77.

[2]) A. a. O., p. 78.

[3]) Questo grande sbaglio di credere per più volte ad un traditore ribelle ricaduto, e fargli tanto bene sù la fidanza ch'operasse in huomo sincero.

[4]) Per esser' egli più animale d' ogn' altro.

Indeſſen es dürfte ſich doch fragen, ob jener Agent die letzten Gedanken ſeines Meiſters kannte. Laſſen wir den Werth, den Emerich Tököly ſelber auf die Verwandtſchaft des Calvinismus mit dem Islam legte, dahin geſtellt ſein, und fragen wir mehr nach denjenigen Motiven, die bei ihm wie ſeinem Gönner Ludwig XIV. ſtärker hervortreten, denjenigen des Beſitzes und der Herrſchaft. Auch darüber ergibt ſich uns mehr Licht aus den Berichten Capraras.

Wir haben den Internuntius kennen gelernt nicht als eigentlichen Gegner Ludwigs XIV. Er war nicht einverſtanden mit der Politik des Kaiſerhofes, die in jenem Könige einen mehr tückiſchen und bösartigen Feind erblickte, als in Kara Muſtafa. Er hatte wiederholt zum Frieden mit Frankreich gerathen. Sein Unmuth wider dieſen König betraf längere Zeit nur die Unthätigkeit desſelben, daß er, der durch eine nachdrückliche Drohung den Kriegeszug der Türken hemmen könne, ſie nicht ausſpreche, vielmehr durch ſein Zurückweichen vor jeder Forderung Kara Muſtafas ihn ermuthige. „Es iſt ſchmählich für den König von Frankreich, ſagt Caprara, daß er ſich mißhandeln läßt in der Perſon ſeines Botſchafters, dem der Großweſir die Audienz nicht in der Form gewähren will, die ſeinem Range entſpricht. Es iſt ferner nicht ehrenhaft, daß der König ſich herbeiläßt, den von Du Quesne in Chios angerichteten Schaden mit Geld aufzuwägen, wo er doch ſieht, daß der Türke im Begriffe ſteht, einen Kriegeszug wider die Chriſtenheit zu unternehmen. Es iſt nicht ehrenhaft, daß dieſer König, auf der Höhe ſeines Anſehens in Europa, wo er jedes Uebel verhindern könnte, vielmehr vor den Türken ſich demüthigt und erniedrigt, und mit eigenen Mitteln beiträgt, damit der Riß, den die Kirche Gottes davon zu erleiden hat, noch größer werde. Wir dürfen geſpannt ſein auf den Ausgang, ob die Weisheit Gottes nicht noch Mittel finde, ſo übel angelegte Maßregeln zum Beſſeren zu lenken.“ [1]) Dieſe Erörterung Capraras beweiſt, daß er beim Niederſchreiben derſelben noch nicht die volle Einſicht in den franzöſiſchen Plan beſaß. Dieſe wurde ihm erſt einige Tage ſpäter durch einen Gefährten des Zuges, den polniſchen Geſandten Proski, der, je gefährlicher ſich der Kriegeszug anließ, deſto mittheilſamer wurde. Dieſe Mittheilungen zeichnen den Plan, nach welchem Ludwig XIV. und ſeine Gehilfen ſeit ſechs Jahren arbeiteten, in ausreichender Klarheit. [2])

„Von dem Botſchafter Guilleragues in Conſtantinopel, ſagte Proski, habe ich vernommen, daß dieſer ganze Krieg von den franzöſiſchen Miniſtern angeſponnen iſt. Sie waren zuerſt thätig in Polen, nachher bei Abaffi, dann bei Tököly, durch beſondere Agenten und mit vielem Gelde. Sie haben dadurch bewirkt, was wir nun vor ſich gehen ſehen. Der leitende Gedanke dabei iſt, daß Deutſchland in der Furcht, zu Boden gedrückt zu werden, den König von Frankreich als Schützer und Retter herbeirufe und dafür ihn als Kaiſer anerkenne. Und um den infamen Plan mit dem Vorwande einer guten Abſicht zu Ehren zu bringen, würde der König von Frankreich, ſobald er zum Kaiſer erklärt wäre, dem Tököly als König von Ungarn hinreichende Streitkräfte zur Verfügung ſtellen, um die Türken von dort aus zurück zu werfen, während zugleich er ſie von der anderen Seite (alſo zur See) angreifen würde. So von zwei Seiten zugleich bedroht, müßte die gigantiſche Macht des Osmanenthumes zuſammen brechen.“

[1]) Relazione particolare, fol. 101.

[2]) Anlage V.

„Das iſt, ſetzt Caprara hinzu, wahrlich ein edler, heiliger und frommer Plan, der verdient, daß allen kommenden Jahrhunderten das Gedächtniß ſo würdiger Berathungen überliefert wird."

Dieſer Wunſch Capraras iſt nicht in Erfüllung gegangen. Für die erſten zwei Jahrhunderte hat das Gedächtniß im Dunkel der Archive begraben geruht.

Wir ſehen, an dem guten Willen dieſer drei, Kara Muſtafa, Tököly, Ludwig XIV., ein Jeder den Anderen für ſich nutzbar zu verwenden, ſehen ſie einander gleich wie ein Kleeblatt. Die Frage für ſie, die ſpäter, bei dem Anzuge auf Wien, noch wieder beſtimmter herantreten wird, iſt die: wem von ihnen es gelingen werde, den Anderen zu überliſten und deſſen Arbeit für ſich ſelber nutzbar zu machen. Daß dieſe Arbeit, mochte ſie ausſchlagen nach dieſer oder jener Seite, unſäglich viele Trümmer und Aſche, Blut und Leichen erfordere, dürfte Allen drei gleichmäßig klar geweſen ſein.

Caprara, im Lager von Adrianopel, ſchloß das Jahr 1682 und begann das Jahr 1683 mit der Betrachtung: „Ich fürchte nur zu ſehr, daß Viele wünſchen werden, dies Jahr nicht mehr erblickt zu haben. Denn herb und bitter iſt die Fülle der Leiden, die es über uns herauf beſchwören wird. Aber ich werde, wie bisher, mein Leben einſetzen, um zu berichten, zu mahnen, zu warnen. Gott wird meine gute Abſicht erkennen, wird finden, daß ſie ihren Urſprung hat in meinem Eifer, beizutragen für die Rettung ſeiner heiligen Kirche und des chriſtlichen Volkes." [1])

[1]) Relazione particolare, fol. 78.

Viertes Capitel.

Allianzen des Kaisers Leopold gegen die Türkengefahr.

Vom Anfange December 1682 an stand die Gefahr, welcher die Monarchie des Kaisers Leopold entgegen ging, in ihrer vollen Größe vor Augen. In der That, sie wurde von den Kundigen nicht unterschätzt. „Nehmen die Türken in diesem Jahre Wien — sagt der Graf Jörger in seinem Gutachten vom 11. December — so nehmen sie im folgenden Jahre Regensburg. Was an die Türken verloren wird, das ist unwiederbringlich verloren. Das liegt vor in der Erfahrung an den festen Plätzen von Constantinopel bis Neuhäusel. Wir haben keinen jemals wieder gewonnen. Geht aber Wien verloren: so fallen mit der Stadt auch die umliegenden Länder in die Gewalt der Türken. Darum muß für die Erhaltung von Wien alle Kraft aufgeboten werden." [1])

Es ist nun aber mit besonderem Nachdrucke hervorzuheben, daß in diesem Gutachten die, wie es scheinen könnte, nahe liegende Frage, ob bei dieser von Osten her aufsteigenden Gefahr es zweckmäßig sein würde, ein Abkommen mit dem Könige von Frankreich zu treffen, um alle Kraft gegen den Osten verfügbar zu machen, auch nicht einmal angeregt wird. Die von dem Könige von Frankreich reunirten Länder und Städte ihm preiszugeben, war wider den Eid und das Gewissen des römischen Kaisers Leopold. Darum war jene Frage vor ihm schlechthin undiscutirbar.

Der französische Gesandte in Wien, Seppeville, bemühte sich, diese Frage hervorzurufen. Noch im December 1682 streute er mit großer Geschäftigkeit in Wien aus, daß sein König den allgemeinen Frieden wolle, daß er dafür die Sicherheit und die Garantie aller Länder des Hauses Oesterreich

[1]) Lünigs Selecta Scripta Illustria, p. 91.

anbiete, daß nur der Kaiser dieser so heilsamen Absicht widerstrebe.[1]) Die Rede sollte dienen als ein Keil der Zwietracht zwischen dem Kaiser und seinen eigenen Unterthanen. Denn was hatte der Kaiser sich viel zu sorgen und zu kümmern um Straßburg und die linksrheinischen Länder, die nicht ihm gehörten, wenn er selber von Frankreich her unangetastet blieb und, sicher von dort, die Kraft seiner Erbländer verwenden konnte zur Abwehr der Türken?

Die Worte Seppevilles machten nicht die gewünschte Wirkung. Vielmehr schickte der Kaiser in denselben Tagen den Grafen Walderndorf an die Kurfürsten des Reiches, um sie einzuladen, mit ihm in Regensburg zusammen zu kommen. Da voraussichtlich Walderndorf weder bei dem Kurfürsten von Brandenburg, der für Gold im Dienste Ludwigs XIV. stand, noch bei den Kurfürsten des Rheines, welchen die Furcht vor Ludwig XIV. die Zunge lähmte, eine geneigte Antwort erhalten würde: so erhob sich vielfach die Meinung, daß der Kaiser durch eine solche Einladung den etwaigen eigenen Rückzug von Wien verdecken wolle.[2]) Indessen die Meinung schwand, als im Laufe der nächsten Monate sich ergab, daß der Kaiser nur in der äußersten Gefahr Wien verlassen würde. In der That lauteten nur die Antworten von München und von Dresden her auf jene Ladung bereitwillig. Die Zusammenkunft in Regensburg erfolgte daher nicht. Aber jedenfalls hatte der Kaiser dargethan, daß es ihm fern lag, in der eigenen Noth das Reich gegenüber dem Könige von Frankreich zu verlassen.

Zugleich jedoch war es sein Recht und seine Pflicht, für sich und seine bedrängten Unterthanen Hilfe zu verlangen. In der Hoffnung, mit den Türken friedlich abzukommen, wenn auch mit schweren Opfern, hatte der Kaiser im Laufe des Jahres 1682 in seinen Kundgebungen an das Reich der von Südosten her aufsteigenden Gefahr keine Erwähnung gethan. Bei der Gewißheit derselben von Ende November an konnte er darüber nicht mehr schweigen. Vielmehr hielt er principiell fest an dem Standpunkte der Solidarität der Christenheit gegenüber dem Islam. In diesem Sinne erhielten die Gesandten ihre Instruction: die Grafen, Mannsfeld in Paris, Thun in London, Althann in Stockholm, Lamberg in Dresden und Berlin, Kaunitz in München, ferner Kramprich im Haag. Für die wichtigsten Orte wurden neue Gesandte ernannt; der Graf Martinitz nach Rom, der Graf Waldstein nach Warschau.

* * *

Sehr geringe Schwierigkeit fand unter diesen Gesandten der Graf Kaunitz in München. Max Emanuel war willig, zu handeln im Sinne seines Versprechens von Alt-Öttingen (S. 92), sowohl gegen Osten, wie gegen Westen. Ludwig XIV. versuchte bei ihm dasjenige Mittel, welches er anzuwenden pflegte, wo das Gold die Wirkung versagte. Er ließ durch die Dauphine, die Schwester des Kurfürsten Max Emanuel, ihm einen Brief schreiben, der ihn für seine Anhänglichkeit an den Kaiser mit der Verwüstung seiner Länder bedrohte. Max Emanuel hatte, wie der Zeitgenosse Contarini sagt, den bemerkenswerthen Muth, den Brief an seinem Hofe von Hand zu Hand gehen zu lassen.[3]) — Jedoch würde es nicht richtig sein, anzunehmen, daß die

[1]) Contarinis Bericht vom 5. December.
[2]) Ebendaselbst vom 5. und 12. December.
[3]) Ebendaselbst vom 20. März.

Hilfe, zu welcher Max Emanuel sich für den Kaiser entschloß, eine unentgeltliche war. Bereits im December kam man überein, daß die Subsidien, die der Kaiser ihm zu zahlen habe, bestehen würden in 400.000 Gulden jährlich in Kriegeszeit. Der Vertrag wurde einige Monate später auf eine halbe Million in Kriegeszeit abgeschlossen, auf zwei Fünftel dieser Summe in Friedenszeit. Dafür versprach Max Emanuel Hilfe mit 10.000 Mann.

Auch in Dresden bei dem Kurfürsten Johann Georg fand der Graf Lamberg williges Gehör. Wir werden seine dort und namentlich in Berlin durch eine lange Zeit sich hinziehenden Verhandlungen später im Zusammenhange zu überblicken haben.

Das geringste Entgegenkommen fanden, wie zu erwarten, die Gesandten des Kaisers bei den Königen von England und Frankreich. Die englischen Minister erwiederten dem Grafen Thun mit Lachen: der König von Frankreich werde nicht so einfältig sein, so lange zu warten, bis der Kaiser, nach der Ueberwindung der Türken, im Stande sei, mit völliger Macht ihm gegenüber zu treten und ihm seine Eroberungen zu nehmen.[1]) Der Graf Thun verlangte eine Audienz bei dem Könige. Auf die Darlegung des gemeinsamen Interesses der Christenheit, auf das Ersuchen, daß er den König von Frankreich abmahnen wolle, in solcher Zeit das Reich zu bedrängen, erwiederte Carl II.: „Dergleichen Forderungen an den König von Frankreich würden mich dort nur lächerlich machen. Ich habe den Frieden in Händen gehabt, glaube aber nicht, daß ich ihn wieder in meine Hände bekomme. Der König von Frankreich wäre schon längst ausgebrochen, wenn ich ihn nicht zurückgehalten hätte. Daher darf, was auch immer sich ereigne, es nicht mir beigemessen werden."[2])

Es ist zu bemerken, daß Ludwig XIV. diese Meinung über sein baldiges Losbrechen in England ausdrücklich nähren ließ. Sein Gesandter Barillon dort hatte einige Tage zuvor sich geäußert: der König werde noch eine Weile inne halten und laviren. Sobald aber der Türke erscheine, werde er an allen Ecken auf einmal losbrechen und vielleicht gar vordringen bis in Böhmen hinein.[3])

Der König von Frankreich konnte in solcher Weise reden lassen vor Carl II. von England und seinen Ministern, bei denen damals, wie ihre Antworten zeigen, jegliches Gemeingefühl der Christenheit gegenüber dem Islam erloschen war. Dies war noch nicht der Fall bei der englischen Nation überhaupt; denn wir finden in den nächsten Jahren, namentlich bei der Erstürmung von Buda (1686), mehr als einen Lord als Freiwilligen unter den kaiserlichen Fahnen. Aber gesetzt auch, die englische Nation habe in dieser Sache übereinstimmend mit ihrem Könige und seinen Ministern gedacht: so war doch auf dem Festlande von Europa dies Gemeingefühl, wenn auch verblaßt, noch immer ein starker Factor, den auch Ludwig XIV. nicht außer Acht lassen durfte. Wir haben beobachtet, daß er ihn bereits bei der Aufhebung des Blocus von Luxemburg antecipirte, um seinen Rückzug vor dem wider ihn aufsteigenden Zorne der Völker zu verdecken. Wir haben ferner beobachtet, daß er dann, im Jahre 1682, bei allen hochfahrenden Reden, dennoch gegenüber dem Kaiser und dem Reiche, thatsächlich eher zurück als vorwärts ging. Nun, wo die Türken wirklich im Anzuge waren, mochte es ihm daher doch um so mehr bedenklich

[1]) Bericht des Grafen Thun vom 18. December 1682.
[2]) Desgl. vom 1. Januar 1683.
[3]) Desgl. vom 18. December 1682.

erscheinen, diesen Anzug zu einem directen Vorgehen auch seinerseits wider den Kaiser auszunutzen.

Denn eben damals erhielt dies Gemeingefühl einen beredten Ausdruck aus dem Munde des gemeinsamen Vaters der Christenheit, dem der Graf Martinitz die Klage und Bitte des römischen Kaisers Leopold überbracht hatte.

* * *

Und damit treten wir in eine reinere und lichtere Sphäre, als diejenige dieser Könige, Carls II. von England und Ludwigs XIV. von Frankreich.

Einige Monate zuvor hatte der venetianische Botschafter Civrano nach seiner Heimkehr aus Constantinopel vor dem Senate berichtet: „In besonderer Beachtung steht bei den Türken der Papst. Ihn halten sie für fähig, die christlichen Potentaten zu einem Bunde wider sie zu einigen, als dem einzigen Bollwerke wider ihre Macht, das sie fürchten." [1])

Die Entwickelung der Ereignisse des Jahres 1683 wird uns darthun, daß diese Besorgniß der Türken vor dem Papste wohl begründet war, und daß mithin sie den Beruf des Papstes in dieser Beziehung genauer kannten, als viele Christen in Westeuropa.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß Innocenz XI., aus dem Hause Odescalchi. Er hatte im jugendlichen Mannesalter selber in Polen die Waffen gegen die Türken getragen. Dann widmete er sich dem geistlichen Stande, stieg rasch zu höheren Würden empor, und wurde am 21. September 1676, im Lebensalter von 66 Jahren, zum Papste gewählt.

Die Zeitgenossen, außer Ludwig XIV. und denjenigen Franzosen, welche die Politik dieses Königs vertraten, sind einstimmig in ihrer Anerkennung für Innocenz XI. Vernehmen wir daher zur Charakteristik dieses Papstes den Bericht eines anderen Franzosen, aus Rom, vom Jahre 1689, kurz nach dem Tode des Papstes. [2])

„Jedermann hier erzählt den Reisenden gern von den Lebensumständen des verstorbenen Papstes und preist seine Tugenden. Auch die Protestanten und die Juden, so feindselig sie immer dem päpstlichen Stuhle gesinnt sein mögen, stimmen ein in dieses Lob der Person, und beweisen dadurch, mit welcher Kraft eine einfach stille, strenge Lebensweise, gepaart mit wahrhafter Frömmigkeit, die Anerkennung der Menschen fordert. Die Verehrung in Rom für diesen Papst steigt so hoch, daß bereits viele Menschen ihn um seine Fürbitte anrufen; ja man behauptet, daß Wunder geschehen an seinem Grabe. Sein ganzes Leben hat bestanden in einer Kette exemplarischer Handlungen. Vom Tage seiner Wahl an, dem 21. September 1676, bis zu seinem Tode hat man ihn beflissen gesehen, einzig und allein die Pflichten seines Pontificates zu erfüllen, Mißbräuche abzustellen, die Hospitäler zu besuchen, den Armen zu helfen. Er begann, nach seiner Erhebung, mit einem Schritte, den kein anderer Papst vor ihm gewagt, nämlich der Unterdrückung des Nepotismus. Sparsam, ja geizig gegen seine eigene Person, war er freigebig für das Gemeinwohl. Er stand mit aller Kraft dem Kaiser und der Republik Venedig zur Seite gegen die Türken. Ihm verdankt der Kaiser, daß die Stadt Wien sich hielt und entsetzt wurde. Er

[1]) Barozzi e Berchet, Turchia, t. II, p. 270.

[2]) Jean Dumont, voyages en France, en Italie etc. 1699, t. I, p. 287.

Die andere Richtung der Thätigkeit von Innocenz XI. zu Gunsten des Kaisers im Jahre 1683 betraf den König Ludwig XIV. von Frankreich. Fassen wir, um uns diese Thätigkeit klar zu machen, zunächst das damalige Verhältniß der beiden gewichtigen Persönlichkeiten ins Auge.

* * *

Dies Verhältniß war nicht ein einträchtiges, und konnte es nicht sein vermöge der Principien beider Männer. In der Person Ludwigs XIV. verkörperte sich die Idee der Staatsomnipotenz. Diese Idee der Staatsomnipotenz, in welcher Form immer sie auftrete, ob in der Person eines Königs allein, oder eines Königs mit einer sogenannten Volksvertretung, oder der letzteren allein, muß und wird sich immer feindselig verhalten gegen das Bollwerk der sittlichen Freiheit auf Erden, gegen die katholische Kirche. Die Idee der Staatsomnipotenz verneint nicht die Nothwendigkeit der Religion — denn auch das Heidenthum, welchem Ludwig XIV. als der Urheber der Theorie in moderner Form sie entnahm — hat dies nicht gethan; aber sie trachtet immer, das Maß und die Form der Bethätigung der Religion nach ihren Gesetzen zuzuschneiden. Der Regel nach sucht sie eine Staats- oder National-Religion zu schaffen. Auf dies Ziel gingen damals auch die Velleitäten Ludwigs XIV. hinaus, und zwar nach beiden Seiten, nach links und nach rechts. Die Hugenotten immerhin mochten die Verfolgungen gegen sie, die 1681 begannen, und in der Aufhebung des Edictes von Nantes im Jahre 1685 ihren Höhepunkt erreichten, auffassen als einen Act der Unduldsamkeit im Interesse der katholischen Kirche. Diese Meinung jedoch entspricht nicht den Thatsachen. Der Beginn der Verfolgung fällt zusammen mit den Vorbereitungen zur Abfassung der vier gallicanischen Artikel, die, wenn folgerecht durchgeführt, eine französische Nationalkirche constituiren würden, unabhängig von Rom und darum abhängig von der jeweiligen weltlichen Gewalt. Ludwig XIV. schrieb dann diese vier Artikel als Richtschnur der Lehre für sein Königreich vor, während er zugleich die Hugenotten durch Mißhandlungen und Peinigen zu vermeintlichen Katholiken machen wollte. Beide Richtungen seines Thuns entkeimten derselben Wurzel, der Staatsomnipotenz seines Königthumes. Eben darum mußte der Papst, als das Haupt der christlichen Kirche, als der Wächter und Hüter ihrer Freiheit, den Widerruf der gallicanischen Artikel von 1682 verlangen. Darum richtete er an die französischen Erzbischöfe und Bischöfe, die dem Willen des Gewaltigen zu Dienste waren, die zürnende Mahnung: „Ihr leistet mir Widerstand in derjenigen Angelegenheit, in welcher es sich handelt um Euer Heil und um Euere Freiheit!" [1]) Und eben darum konnte der Papst das gewaltsame Verfahren des Königs wider die Hugenotten nicht gut heißen. Das sei nicht die rechte Weise, sagte öffentlich Innocenz XI., bewaffnete Apostel auszusenden: diese neue Methode sei nicht die bessere: Christus habe sich ihrer nicht bedient. [2])

Während in solcher Weise different Innocenz XI. und Ludwig XIV. einander gegenüber standen, erging der Hilferuf des Kaisers durch die Christenheit, seine Bitte

[1]) **Bericht des Cardinals Pio**, 1. August 1683: Resistitis nobis in ea causa, in qua vestrarum ecclesiarum salus ac libertas agitur.

[2]) Gérin: recherches historiques sur l'assemblée de 1682, p. 366. — Vgl. Barozzi e Berchet, Relazioni etc. Francia, t. III, p. 467.

an den Papst. Darauf erließ Innocenz XI., am 20. Januar 1683, an den König von Frankreich das folgende Breve. [1])

„Innocenz P. P. XI.

„Unser geliebtester Sohn in Christo, Gruß und apostolischen Segen!"

„Mit welchem großen und furchtbaren Heere die Türken gegen Ungarn bereit stehen, und welcher Sturm daher von diesem unsäglichen Feinde gegen jenes Königreich und das gesammte christliche Gemeinwesen herandroht, ist Deiner Majestät zur vollen Genüge bekannt. Obwohl wir nun von der Hochherzigkeit Deiner erhabenen und unbesiegten Seele eine so vortreffliche Meinung haben, daß wir uns gern der Ueberzeugung hingeben, Du werdest in einer solchen Gefahr Deinem Titel des Allerchristlichsten Königs entsprechend handeln, und werdest mit Deinen starken Armeen, deren Kraft und Tapferkeit und Ruhm über den ganzen Erdkreis gefeiert wird, zur Hilfe in dieser Bedrängniß nicht fehlen: so ist doch die Lage der Dinge derartig, und die Pflicht unseres oberhirtlichen Amtes eine solche, daß wir nicht unterlassen dürfen, Deine Majestät aus tiefstem Drange unseres Herzens zu bitten, zu mahnen, und um der Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi willen anzuflehen, daß Du die herrliche jetzt dargebotene Gelegenheit, den christlichen Namen gegen den Anlauf der Barbaren zu schützen, ihre Wildheit und unersättliche Herrschgier zurückzuschlagen, Dir nicht entschwinden lässest, sondern mit dem Eifer, der von Deinen ruhmreichen Vorfahren wie nach Erbrecht Dir überkommen, mit welchem Du die Ketzerei bisher so glücklich überwunden und ferner zu überwinden nicht aufhörst, Deine siegreichen Waffen erhebst wider die Barbaren, die so verwegen dem Volke Gottes Hohn sprechen, und die Grausamkeit, mit welcher sie den Fluch ihrer Treulosigkeit in die christlichen Länder zu tragen bereit stehen, mit dem Arme Deiner königlichen Kraft niederschlägst. Wenn jedoch der Zustand Deines Königreiches, wider unser Verhoffen, Dir dies nicht gestatten sollte: so wirst Du wenigstens Dich so verhalten, daß in einer solchen Zeit der Bedrängniß Deutschland und die anderen christlichen Länder sich frei fühlen von der Furcht vor Deinen Waffen, damit der allerchristlichste, unser in Christo geliebter Sohn, Leopold, der römische Kaiser, und die übrigen Fürsten, mit ihm geeinigt, vermögen, ihre Kraft zu wenden wider den gemeinsamen Feind, wie es geschehen ist in ähnlichen Fällen, wo die Fürsten, mit Hintansetzung und Beilegung ihrer Privatstreitigkeiten, einmüthig und wetteifernd eingetreten sind für das Gemeinwohl."

„Wir erachten es nicht für erforderlich, diese Angelegenheit noch weiter vor Deiner Majestät zu erörtern. Denn wir kennen ja Deine Bereitwilligkeit, alles Große und Herrliche zu umfassen, und besonders alles, was die Sicherheit der christlichen Religion betrifft. Und wir haben von Deiner Frömmigkeit und Deiner Einsicht eine so hohe Meinung, daß wir nicht zweifeln, der ausreichende Antrieb werde Dir aus Dir selber kommen. Es bleibt uns also nur noch übrig, im Falle Du unseren und der gesammten Christenheit, die durch uns zu Dir redet, Wünschen entsprichst, darauf hinzuweisen, daß Du zum Lohne Deines herrlichen Thuns von der Allgütigkeit Gottes für Dich und Dein Haus auf ein beständiges Glück Deiner Regierung hoffen darfst, während wir dasselbe inbrünstig erflehen wollen. Wir überlassen unserem geliebten

[1]) Das Breve ist abgedruckt in Lünigs: Literae Procerum Europae, P. III, p. 1 sq., und in Lünigs: Negotiorum publicorum sylloge, t. I, p. 813.

Sohne, dem Herzoge d'Estrees, dem wir zu diesem Zwecke unsere Ansichten des weiteren mitgetheilt haben, Dir dieselben zu berichten, und ertheilen Deiner Majestät bereitwilligst unseren apostolischen Segen."

„Gegeben in Rom zu St. Peter, unter dem Siegel des Fischerringes,
am 20. Januar 1683."

Wir sehen, die Rede des Papstes Innocenz XI. ist der Widerhall der einstigen des Papstes Gregor VII. Und ob auch die Christenheit zur Zeit von Innocenz XI. zerrissen und getheilt war, so durfte dennoch dieser Papst mit Wahrheit sagen, daß die Gesammtheit derselben durch ihn rede. Denn es widerstrebt jeglichem Gefühl, daß auch nur ein einziger Christ in Westeuropa, wenn er nicht, wie Ludwig XIV. oder Emerich Tököly, seinen Privatnutzen dabei fand, den Sieg des Kaisers über Mohammed IV. und Kara Mustafa nicht gewünscht haben sollte. Auch Carl II. von England, so gleichgiltig er thatsächlich sich verhielt, versicherte doch in Worten dem Kaiser sein tiefes Beileid über die Gefahr vor dem gemeinsamen und entsetzlichen Feinde des christlichen Namens. [1])

Innocenz XI. richtet seine Rede an Ludwig XIV., als wäre es an Ludwig IX. Wir haben die Frivolität, mit welcher Ludwig XIV. die Erinnerung an das Vorbild seines edleren Ahnherrn zurückwies, bereits früher kennen gelernt (S. 41.) Innocenz XI. redete ferner zu ihm in Ausdrücken, die ein Vertrauen in die Bereitwilligkeit des Königs zu bekunden scheinen. Allein gewichtiger als alle diese Worte des Vertrauens für die Zukunft war die Thatsache selbst, daß der Papst als der Vater der Christenheit eine solche Anrede und Mahnung an einen seiner Söhne richtete. Denn die Thatsache selbst der Mahnung zum Frieden war der Beweis des Zweifels, des Verdachtes gegen ihn. Demgemäß suchte sich Ludwig XIV. zu verantworten. Seine Erwiederung vom 12. Februar 1683 lautet wie folgt. [2])

„Heiligster Vater! Wir haben mit vieler Genugthuung das Breve Eurer Heiligkeit vom 20. Januar empfangen, aus welchem wir die Ueberzeugung Ewr. Heiligkeit ersehen, daß wir alle Mittel, welche Gott in unsere Hand gelegt, immer mit Freuden dazu verwenden, die Ruhe in der Christenheit zu sichern, und alle ihr drohenden Uebel abzuwehren. Eure Heiligkeit wird in der That aus der Haltung, die wir seit länger als einem Jahre beobachten, erkannt haben, mit welcher Aufrichtigkeit wir verfahren und mit welchem Verlangen wir wünschen, alle Differenzen zu beenden, aus denen wieder eine Theilung der Christenheit hervorgehen könnte. Denn in der Zeit, während welcher wir uns leicht in den Besitz dessen setzen konnten, was die Krone Spanien wider den Vertrag von Nymegen uns bisher vorenthält, ja auch uns für die Verzögerung zu entschädigen im Stande waren, haben wir doch lieber unsere ganz unzweifelhaften Rechte dem schiedsrichterlichen Spruche des Königs von Groß-Britannien unterwerfen, als denjenigen, welche sich mit der eitlen Hoffnung schmeicheln, aus der Verwirrung ihren Nutzen zu ziehen, einen Vorwand zum Kriege darbieten wollen. Aus diesem selben Grunde haben wir fünf Vierteljahre unsere Bevollmächtigten in Frankfurt belassen, mit dem Auftrage, dort in möglichst schneller Weise alle Erörterungen zu beenden, die sich bei der Ausführung des genannten Vertrages erhoben

[1]) Das Handschreiben vom 18. August 1683 in Lünigs: Literae Procerum Europae. P. III, p. 24. Die Worte: communis et immanissimus Christiani nominis hostis, waren die herkömmlichen.
[2]) Anlage I.

haben könnten. Und obwohl es uns sehr vortheilhaft gewesen wäre, bei einer eingehenden Discussion unserer Rechte darzulegen, daß wir viel mehr noch zu beanspruchen haben, als was wir gemäß den Friedensverträgen von Münster und Nymegen in Händen haben: so haben wir doch, um den Verzug der gewöhnlichen Unterhandlungen zu vermeiden und ohne Zeitverlust ein völliges Einverständniß zwischen uns und dem römischen Reiche herzustellen, es vorgezogen, alle unsere Ansprüche zu beschränken auf unseren gegenwärtigen wirklichen Besitz."

„Daher sind auch unsere Erbietungen bei den meist betheiligten Kurfürsten und Fürsten des Reiches als so begründet angesehen, daß bereits das kurfürstliche Collegium in drei Resolutionen, die es in authentischer Form unserem Gesandten Verjus in Regensburg zugestellt, in dieselben gewilligt hat. Imgleichen würde auch die Mehrheit der anderen Fürsten und Stände des Reiches unverzüglich einwilligen, wenn nicht die Furcht vor dem Zorne des Wiener Hofes sie zurückhielte."

„Demnach, heiligster Vater, dürfen wir mit Wahrheit sagen, daß wir den Wünschen Ewr. Heiligkeit zuvor gekommen sind, und daß wir von unserer Seite nichts unterlassen haben, um den Frieden in Europa zu befestigen und den Bruch desselben zu verhindern. Mögen nun Ew. Heiligkeit über die Absichten derjenigen urtheilen, welche darauf ausgehen, sich einer so großen Wohlthat zu widersetzen, ob sie nicht gerechten Grund zu der Vermuthung geben, daß sie, wenn sie nur sicher sind, einen zweifelhaften Frieden von den Ungläubigen erkaufen und die Macht derselben auf ihre Nachbarn werfen zu können, dazu bereit sind, auch auf Kosten der Kirche, in der Absicht, dann alles, was sie an Kraft und Mitteln besitzen, aufzuwenden, um den Krieg in der Christenheit zu erneuern. Wenn die Grenzen derselben dadurch geschädigt werden, so werden wir es mit Leid vernehmen. Allein, nachdem wir alles gethan, was von uns abhing, um es zu hindern, werden wir die Anderen da stehen lassen, beladen mit den gerechten und verdienten Vorwürfen für ihr Verhalten, das dem unsrigen so sehr widerspricht. Indem wir nicht zweifeln, daß dasjenige, was unser Vetter, der Herzog d'Estrees, darüber weiter vorzubringen den Auftrag hat, Ew. Heiligkeit bekräftigen werde in der guten Meinung von unserem Eifer für das Wohl der Kirche, das Wachsthum der Religion und für die Ruhe der Christenheit, welchem Ew. Heiligkeit in so würdiger Weise Ihre Sorgfalt widmen, bitten wir Gott, daß er Ew. Heiligkeit der Regierung seiner Kirche noch lange Jahre erhalte."

„Geschrieben zu Versailles, den 12. Februar 1683."

„Ewr. Heiligkeit devoter Sohn, der König von Frankreich und Navarra.

Ludwig."

Das Schreiben des Königs enthält, wie man sieht, eine Wiederholung der alten Anklage des Friedensstörers gegen den Friedfertigen. Ludwig XIV., seit dem Jahre 1676 in Besitz der Kunde, daß die Türken einen Kriegeszug gegen den Kaiser beabsichtigten, hatte im Vertrauen darauf die Reunionen unternommen, in der Voraussicht, daß der Kaiser nicht nach zwei Seiten zugleich, nach Ost und nach West, sich wehren könne, zumal wenn der König durch seine Kriegsmittel im Frieden, durch Geld und durch Drohungen, das Reich in sich zerspaltete und dadurch lähmte. Als der Angriff der Türken sich verzog, die Gährung dagegen des allgemeinen Unwillens wider die französische Gewalt einen Ausbruch in Aussicht stellte, hielt Ludwig XIV. im März 1682 inne, indem er den Vorwand des Innehaltens gerade von derjenigen

Gefahr im Osten hernahm, auf welche vertrauend er die bisherigen Einbrüche verübt hatte. Aber er mußte im Laufe des Jahres 1682 erkennen, daß der Unwille des Kaisers wider ihn stärker war, als die Besorgniß vor den Türken, daß daher der Kaiser erbötig sein würde zu erheblichen Opfern an die Türken, wenn er dann, im Frieden vor ihnen, seine gesammte Macht und diejenige seiner Bundesgenossen wider Ludwig XIV. wenden könne. Ludwig XIV. fürchtete, wie wir wiederholt vernommen haben, einen allgemeinen Krieg, zumal, da es dann auf die Dauer schwer zu vermeiden war, daß nicht auch England mit eintrat. Daher konnte Ludwig XIV. nicht einen weiteren Schritt unternehmen wollen, der voraussichtlich zum Kriege führen würde. Ein kundiger Zeitgenosse in Berlin faßte sein Urtheil über diese Lage der Dinge in die Worte: der König von Frankreich wolle sich zur Zeit deshalb nicht rühren, damit nicht der Kaiser um jeden Preis sich mit den Türken vergleiche, um sich auf Frankreich zu werfen. [1]) Eben darum aber mußte ihm die Mahnung des Papstes zum Frieden willkommen sein. Denn sie gab ihm den Anlaß, sich so zu verantworten, daß er theils durch Verschweigen, theils durch Verdrehen, die an ihn gerichtete Mahnung zurückwendete, als gebühre sie dem Kaiser.

Im Anfange März traf d'Estrees mit dem Schreiben des Königs in Rom ein. Bevor er es übergab, redete er zu einigen Cardinälen, daß sein König bereit sein würde, dem Kaiser Hilfe zu bringen, nicht jedoch mit Geld, sondern mit Mannschaft, und daß, wenn dem Kaiser eine französische Mannschaft verdächtig sei, er diejenige seiner Bundesgenossen senden würde. Zu dem Papste redete d'Estrees noch viel ausführlicher. Bereits habe der König erwogen, seine Bevollmächtigten von Regensburg abzuberufen, jedoch um des Papstes willen diesen Entschluß noch vertagt. Denn er wünsche, bei jeglicher Gelegenheit seinen guten Willen für die Erhaltung des Friedens von Europa zu beweisen. — Am nächsten Tage erschien auch der Bruder des Botschafters, der Cardinal d'Estrees, bei dem Papste, um den guten Willen des Königs von Frankreich zu betheuern. Andere waren der Meinung, daß unter dieses Anbringen sich noch eine besondere Absicht verberge. Frankreich wolle einen Congreß in Rom beantragen. Wenn die protestantischen Fürsten keine Gesandten dorthin schicken würden: so würde die Weigerung als die Saat der Zwietracht unter den Bundesgenossen dienen. Oder wenn die katholischen Fürsten sich weigern würden, ohne ihre Bundesgenossen in Rom zu erscheinen: so würde diese Weigerung den Papst mehr für Frankreich geneigt machen. [2]) — Wenn der König dem Papste wirklich diesen Vorschlag hat machen lassen, so beweist der Erfolg, daß der Papst auf den Fallstrick nicht eingegangen ist.

* * *

Dagegen nahm Innocenz XI. die Betheuerung des Königs, daß er immer bereit gewesen sei, alle Streitigkeiten in der Christenheit gütlich beizulegen, als gegeben an, und erließ in diesem Sinne seine fast gleichlautenden Breven an den Kaiser und den König von Spanien, vom 13. und 15. März. Dasjenige an den Kaiser lautet wie folgt. [3])

[1]) Pufendorf, lib. XVIII, § 92, p. 1471.

[2]) Bericht des Cardinals Pio an den Kaiser, vom 13. März.

[3]) Anlage II.

„Unserem geliebtesten Sohne in Christo, Leopold, König von Ungarn und Böhmen, erwähltem römischem Kaiser der Papst Innocenz XI."

„Unser geliebtester Sohn in Christo, Heil und apostolischen Segen. Um der Pflicht unseres Hirtenamtes, so viel an uns ist, nach allen Seiten Genüge zu thun, haben wir unlängst an unseren in Christo geliebten Sohn Ludwig, den allerchristlichsten König von Frankreich, ein Schreiben entsandt, durch welches wir ihn dringend bitten, daß er bei dem für die gesammte Christenheit gefährlichen Stande der Dinge in Ungarn nachdrückliche Hilfe leisten, oder wenigstens sich so verhalten wolle, daß nicht Deutschland oder andere christliche Länder sich sehr zur Unzeit gezwungen sähen, sich auch gegen seine Waffen zu schützen. Da wir aber aus seiner Antwort ersehen, daß er immer bereit gewesen ist, alle Streitfragen, die das christliche Gemeinwesen in Unruhe setzen könnten, freundschaftlich beizulegen: so halten wir es unserer Pflicht gemäß, Deine Majestät in liebevollster Weise zu ermahnen, daß Du eben darauf bedacht seiest, damit die gegenseitige Eintracht, welche wir zwischen Dir mit den anderen christlichen Fürsten und dem allerchristlichsten Könige beständig ersehnen, durchaus befördert werde, und verheißen uns dies völlig von Deiner Frömmigkeit, weil wir ja die Erfahrung haben, daß Du nicht weniger geneigt bist, für den Frieden des christlichen Gemeinwesens Sorge zu tragen, damit Ihr vereint vermöget, Euere gesammte Kraft für die Vertheidigung des gemeinsamen Wohles aufzuwenden. Und wahrlich, wir hoffen, daß Du durch die Wahrung des Gemeinwohles wider den unsäglichen Feind und durch den Schutz der christlichen Religion gegen den Fluch des Barbarenthumes unsterblichen Ruhm davon tragen wirst, und wir werden nicht unterlassen, von dem höchsten Könige, dem Lenker aller Dinge, auf dessen Wink die mächtigsten und gewaltigsten Reiche entstehen und vergehen, den Sieg für Dich bei Tag und bei Nacht in Demuth zu erflehen."

„Mehreres darüber wird Deine Majestät, der wir unseren apostolischen Segen freundlichst ertheilen, von unserem geliebten Sohne Franz Cardinal Buonvisi, vernehmen. Gegeben zu Rom bei St. Peter, unter dem Fischerringe, am 13. März 1683, unseres Pontificates dem siebenten Jahre."

In Wien war man mit dem guten Glauben des Papstes an die Friedenswilligkeit Ludwigs XIV. durchaus nicht zufrieden, und zwar nicht blos die Kaiserlichen selbst. Auch der Venetianer Contarini meldet dem Senate: „Die Bemühung des Papstes, durch die Mahnungen seines Breve den König von Frankreich abzuhalten, die Vertheidigung der bedrohten Christenheit zu stören, ist fehl geschlagen. Der König beobachtet dasselbe Verfahren, wie auf dem Congresse in Frankfurt, und behauptet aufs neue alles, was ihm dort widerlegt worden ist. Entweder täuscht sich der Papst aus sich selber, oder läßt sich täuschen durch die französische Partei." [1] Andere jedoch waren der Ansicht, der Papst habe sich nicht blenden lassen, halte sich vielmehr für überzeugt, daß der König von Frankreich keine weiteren Thätlichkeiten verüben werde.

In Rom selber faßte man das Breve des Papstes nicht so günstig für Ludwig XIV. auf, wie es in Wien geschah. „Beim Anblicke des Schreibens von Ludwig XIV., meldet der Cardinal Pio dem Kaiser, sind die hier bereits gefaßten Hoffnungen zum Theile

[1] Contarinis Bericht vom 3. April: Il Papa o s'è ingannato da se stesso, o lasciato ingannare dagl'inclinati al partito francese.

wieder geschwunden." [1]) Es kam dazu eine auffallende Wahrnehmung. Das Breve des Papstes an Ludwig XIV. war, wie üblich, geheim gehalten. Dagegen ward von französischer Seite das Breve und die Antwort des Königs geflissentlich öffentlich verbreitet. [2]) Demnach schien Ludwig XIV. die Gelegenheit, in seiner Antwort an Innocenz XI. jene Unwahrheiten vorzubringen, weniger mit Rücksicht auf den Papst sich zu nutze gemacht zu haben, als für den großen Haufen, namentlich der Franzosen, den er dadurch bethören wollte.

In entsprechender Weise handelten die Diener Ludwigs XIV. in Deutschland. Wie an diesen König, so richtete Innocenz XI. seine Mahnung namentlich an die deutschen Kirchenfürsten, voran unter ihnen an die drei geistlichen Kurfürsten. „Unsere Stimme, schreibt der Papst an Anshelm Franz, Erzbischof von Mainz, möge an Dich, ehrwürdiger Bruder, gelangen wie Posaunenton, damit Du alles aufbietest, was in Deinen Kräften steht, und nach Maßgabe Deiner hohen Stellung Anderen das Beispiel gibst, dem Kaiser schnelle und kräftige Hilfe zu senden." [3]) Allein Anshelm Franz erwiederte: er sehe nicht ab, wie Deutschland, namentlich bei seiner inneren Zerrissenheit, zwei Kriege, nach Ost und West, zugleich bestehen könne. [4]) Anshelm Franz bat daher den Papst um die Vermittelung des Friedens mit Frankreich, d. h. um einen Frieden auf der Grundlage der französischen Forderung. Auch diese Antwort blieb nicht geheim. Im gleichen Sinne antworteten die Kurfürsten von Köln und Trier.

Noch bevor dem Kaiser diese Antworten kund wurden, ließ er durch den Cardinal Pio dem Papste melden, daß sie in diesem Sinne ausfallen würden, so wie die Gründe mittheilen. Es war nicht blos die Furcht vor der Nähe Frankreichs. Der Kurfürst von Mainz ließ sich völlig von einem seiner Minister leiten, der dafür täglich auf den französischen Goldregen hoffte. Der Kölner Kurfürst, Maximilian Heinrich, befand sich ganz in den Händen Fürstenbergs, des Bischofs von Straßburg, der die französische Occupation der Stadt wie eine Segnung mit blasphemischer Nachahmung der Worte Simeons im Tempel begrüßt hatte. Nur der Trierer Kurfürst Hugo, aus sich wohl gesinnt, war wie gefesselt durch die furchtbare französische Nähe. Aber auch der Fürstbischof von Münster, meldete der Kaiser, sei der Gier nach französischem Golde zugänglich. Der Kaiser bat daher den Papst, ihn abzumahnen. [5])

Aber doch hatte, wie es schien, der Papst Innocenz XI. in seinem Breve vom 13. März an den Kaiser die Antwort des Königs von Frankreich als glaubhaft angenommen, und dadurch in Wien Verstimmung erregt. In der Wirklichkeit war der Papst nicht so weit gegangen. Er hatte von den thatsächlichen Unwahrheiten in dem Schreiben des Königs so wenig eine Notiz genommen, daß er derselben in den Breven an den Kaiser und an den König von Spanien auch nicht mit Einem Worte gedenkt, sondern lediglich die Friedenswilligkeit betonte, die der König von Frankreich für sich behauptete. Es stand nicht dem Papste zu, diese Behauptung für eine Unwahr-

[1]) Bericht vom 20. März: Vedutasi la lettera, sono in parte suanite le speranze, si erano concepite.

[2]) Derselbe Bericht.

[3]) Lünig, Literae Procerum etc. t. III, p. 4. Vom 6. März 1683.

[4]) A. a. O., S. 5. Vom 21. März.

[5]) Kaiserliches Rescript an den Cardinal Pio, vom 14. April.

heit zu erklären, sondern Demjenigen, welcher die Angaben und die Behauptung Ludwigs XIV. genauer prüfen konnte als er, dafür die Bahn zu eröffnen.

Daß dies im Sinne des Papstes lag, ergab sich nicht blos aus der Natur der Dinge, sondern ward von dem Cardinal Pio in Rom dem Kaiser ausdrücklich nahe gelegt. Eben damals hatte der Papst einen Nuntius nach Frankreich zu senden. „Der Papst, meldet Pio, wird dies nicht eher thun, als bis er auf seine zwei Breven nach Wien und Madrid Antwort erhalten hat." [1]

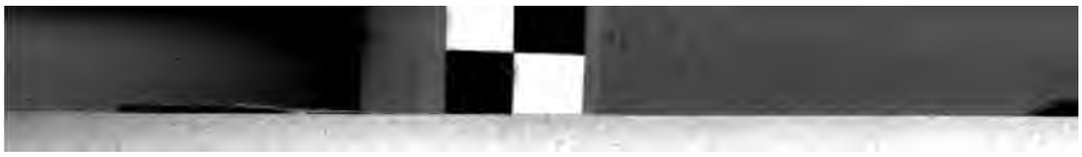
* * *

Demgemäß ward in Wien eine ausführliche Antwort entworfen, die nicht blos das Breve des Papstes vom 13. März betraf, sondern namentlich die Anschuldigungen jenes französischen Schreibens eingehend besprach. Dieser Entwurf, vom 6. April, lautet wie folgt. [2])

„Aus dem Breve Ewr. Heiligkeit, vom 13. März, so wie aus den Vorträgen des hochwürdigsten Cardinals Buonvisi, haben wir klar ersehen, wie väterlich Ew. Heiligkeit uns zur Eintracht und zum Frieden mit dem Könige von Frankreich mahnen, damit wir unsere gesammte Kraft verwenden können zur Vertheidigung des Gemeinwohles der Christenheit wider die Barbaren. Vor allen Dingen war es dabei uns erfreulich und wohlthuend zu vernehmen, daß Ew. Heiligkeit von unserer Bereitwilligkeit für den Frieden der Christenheit überzeugt sind. Wenn doch auch Diejenigen, welche sich dieses Strebens rühmen, nur einigermaßen in gleicher Weise handelten, und zufrieden mit dem ihrigen, Fremdes nicht begehrten! — Wir hatten gehofft, daß die Achtung vor dem zu Münster geschlossenen, zu Nymegen kürzlich bestätigten Frieden, und die Erkenntniß unseres Eifers für die öffentliche Ruhe den König von Frankreich hätte bewegen sollen, daß er sich enthielte, die deutschen Grenzen ferner anzutasten. Allein nachdem wir, gemäß unserem Vertrauen auf den Nymeger Frieden, unsere Streitkräfte in unsere Erblande zurückgezogen und zum Theile entlassen hatten, verliefen die Dinge nicht jenem Vertrauen entsprechend. Denn Frankreich unterwarf sich nach einander ganze Fürstenthümer, große Stücke von Fürstbisthümern, ferner Abteien, Grafschaften, Herrschaften, die Reichsritterschaft im Elsaß und die zehn Waldstädte. In gleicher Weise zog es, unter dem leeren Vorgeben der Vasallenschaft der drei ihm abgetretenen Bisthümer Metz, Tull, Verdun, sehr viele dahin nicht gehörende Reichsstände unter seine Herrschaft, und machte so, durch eine bisher unerhörte Verwandlung, Lehnsträger des Reiches zu seinen Unterthanen. Wenn die Ursache und der Grund dieser Friedenseinbrüche zur Erörterung kommt, so bringen die Franzosen derartige Angaben vor, welche bei den der Thatsachen Kundigen kaum als ein Schatten eines gerechten Grundes dienen können. Denn, obwohl sie die Verträge von Münster dabei benennen, so beweisen doch der ausdrückliche Wortlaut und der klar wie die Mittagssonne einleuchtende Sinn derselben mehr als zur Genüge, daß ihre Thaten mit den genannten Verträgen in schneidendem Widerspruche stehen. Will man dennoch in leichtsinniger Weise den Sinn dieser Verträge in Zweifel ziehen, so dienen als aufrichtige Ausleger frühere Franzosen selbst und ihre Handlungen. Nachdem sie nämlich bei der Vollstreckung des Friedens von Münster dieselben Reichsstände, die sie jetzt in

[1]) Bericht des Cardinals Pio vom 20. März.

[2]) Anlage III.



ihre Unterthanenschaft hinein zu zwingen suchen, durch die Abführung ihrer Besatzungen, der Reichsfreiheit wieder überwiesen hatten, behandelten sie dieselben denn auch auf diesem Fuße, sei es durch Abordnung von Gesandtschaften, oder durch Abschluß von Verträgen, oder überhaupt durch Anerkennung der Rechte, die nur freien Reichsständen gebühren, sei es auf Reichstagen oder Kreistagen, oder wo immer französische Minister anwesend waren, welche niemals einen Zweifel an dem Rechte der betreffenden Reichsstände erhoben."

„Erst nachher, als Frankreich anfing, den Stärkeren für den besser Berechtigten zu halten, erachteten sie es für zeitgemäß und nützlich für sich, bald mit bewaffneter Hand zuzugreifen, bald das Gaukelspiel eines Processes aufzuführen, in welchem die Franzosen als Kläger, Zeuge und Richter zugleich fungirten."

„Durch den Frieden von Nymegen hat Frankreich nicht irgend ein neues Recht erlangt, und weiß auch heute kein anderes vorzubringen, als die neu ausgefundenen Namen der Reunionen und Dependentien. Als inzwischen dann der Frankfurter Congreß zusammen trat, wo, nach Einstellung der offenbaren Gewalt und des Blendwerkes der Richtersprüche, man von beiden Seiten die Frage des Rechtes und der Gerechtigkeit erörtern wollte, wurde, wider die getroffene Uebereinkunft, Straßburg gezwungen, sich zu überliefern, und in Italien die Reichsfestung Casale arglistig weggenommen."

„Dennoch hofften die unterdrückten, unter dem Joche seufzenden Reichsstände, daß ihre Beschwerden angehört, und daß die Streitfragen nach dem Wortsinne des Friedens von Münster, weil ja dies allein der eigentliche Zweck des Frankfurter Congresses, entschieden werden sollten. Die französischen Gesandten jedoch wiesen jegliche Erörterung der Rechtsfrage hinweg, und erhoben beständig nur die eine Forderung, daß der Friedensvorschlag, den das Belieben des französischen Hofes dictirt, wie eine große Wohlthat angenommen werden müsse. Geschähe dies nicht und würden die Bedingungen zurückgewiesen, so werde Frankreich dies für einen Kriegesfall halten. Jedenfalls stehe es fest, daß von dem Genommenen nichts zurückgegeben werde."

„Das Reich weigerte sich mit Grund, unter dem Namen des Friedens sich auf Fallstricke einzulassen, schlimmer als jeglicher Krieg. Daher wandten sich die Franzosen zur List. Sie fanden Einige, die durch ihre Habgier sich gewinnen ließen, den Franzosen in solcher Art gefällig zu sein, daß die Zeit der Unterhandlungen in Frankfurt mit nutzlosem Gerede verstrich. Endlich brachen jene mit besonderem Hochmuthe die Tractaten ab."

„Demnach kann es nicht im entferntesten uns zur Last gelegt werden, daß die Eintracht mit dem allerchristlichsten Könige nicht hergestellt worden ist. Denn wie konnten wir, die wir die Pflicht unserer beschworenen Wahl-Capitulation vor Augen hatten, mit einem verschwenderischen, vor der Nachwelt nimmer zu entschuldigenden Wurfe an Frankreich dasjenige hingeben, was es aus einer Reihe von Reichskreisen, demjenigen des Oberrheines, dem westphälischen, dem schwäbischen, dem burgundischen, von anderen Reichsständen und Lehen, ohne Recht und ohne Grund an sich gerissen hatte? — Dies ist bis zum Ueberdrusse sowohl in Frankfurt, wie in Regensburg ihnen klar dargelegt. Die Erfahrung lehrt zur Genüge, daß, wenn man einmal von den Friedens-Tractaten zurückweicht, man nichts weiter erlangt, als daß immer härtere und unerträgliche Forderungen erhoben werden, bis endlich, was von Deutschland noch übrig, zum Zipfel von Frankreich würde. Da die Franzosen keine Hoffnung haben,

heit zu erklären, sondern Demjenigen, welcher die Angaben und die Behauptung Ludwigs XIV. genauer prüfen konnte als er, dafür die Bahn zu eröffnen.

Daß dies im Sinne des Papstes lag, ergab sich nicht blos aus der Natur der Dinge, sondern ward von dem Cardinal Pio in Rom dem Kaiser ausdrücklich nahe gelegt. Eben damals hatte der Papst einen Nuntius nach Frankreich zu senden. „Der Papst, meldet Pio, wird dies nicht eher thun, als bis er auf seine zwei Breven nach Wien und Madrid Antwort erhalten hat." [1])

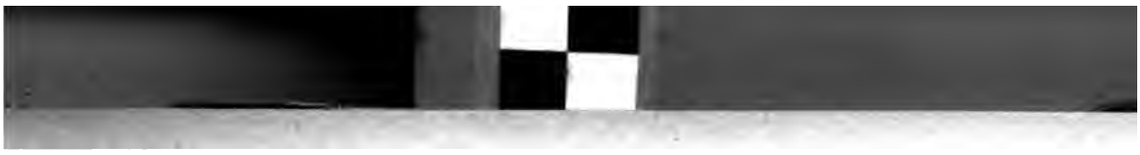
* * *

Demgemäß ward in Wien eine ausführliche Antwort entworfen, die nicht blos das Breve des Papstes vom 13. März betraf, sondern namentlich die Anschuldigungen jenes französischen Schreibens eingehend besprach. Dieser Entwurf, vom 6. April, lautet wie folgt. [2])

„Aus dem Breve Ewr. Heiligkeit, vom 13. März, so wie aus den Vorträgen des hochwürdigsten Cardinals Buonvisi, haben wir klar ersehen, wie väterlich Ew. Heiligkeit uns zur Eintracht und zum Frieden mit dem Könige von Frankreich mahnen, damit wir unsere gesammte Kraft verwenden können zur Vertheidigung des Gemeinwohles der Christenheit wider die Barbaren. Vor allen Dingen war es dabei uns erfreulich und wohlthuend zu vernehmen, daß Ew. Heiligkeit von unserer Bereitwilligkeit für den Frieden der Christenheit überzeugt sind. Wenn doch auch Diejenigen, welche sich dieses Strebens rühmen, nur einigermaßen in gleicher Weise handelten, und zufrieden mit dem ihrigen, Fremdes nicht begehrten! — Wir hatten gehofft, daß die Achtung vor dem zu Münster geschlossenen, zu Nymegen kürzlich bestätigten Frieden, und die Erkenntniß unseres Eifers für die öffentliche Ruhe den König von Frankreich hätte bewegen sollen, daß er sich enthielte, die deutschen Grenzen ferner anzutasten. Allein nachdem wir, gemäß unserem Vertrauen auf den Nymeger Frieden, unsere Streitkräfte in unsere Erblande zurückgezogen und zum Theile entlassen hatten, verliefen die Dinge nicht jenem Vertrauen entsprechend. Denn Frankreich unterwarf sich nach einander ganze Fürstenthümer, große Stücke von Fürstbisthümern, ferner Abteien, Grafschaften, Herrschaften, die Reichsritterschaft im Elsaß und die zehn Waldstädte. In gleicher Weise zog es, unter dem leeren Vorgeben der Vasallenschaft der drei ihm abgetretenen Bisthümer Metz, Tull, Verdun, sehr viele dahin nicht gehörende Reichsstände unter seine Herrschaft, und machte so, durch eine bisher unerhörte Verwandlung, Lehnsträger des Reiches zu seinen Unterthanen. Wenn die Ursache und der Grund dieser Friedenseinbrüche zur Erörterung kommt, so bringen die Franzosen derartige Angaben vor, welche bei den der Thatsachen Kundigen kaum als ein Schatten eines gerechten Grundes dienen können. Denn, obwohl sie die Verträge von Münster dabei benennen, so beweisen doch der ausdrückliche Wortlaut und der klar wie die Mittagssonne einleuchtende Sinn derselben mehr als zur Genüge, daß ihre Thaten mit den genannten Verträgen in schneidendem Widerspruche stehen. Will man dennoch in leichtsinniger Weise den Sinn dieser Verträge in Zweifel ziehen, so dienen als aufrichtige Ausleger frühere Franzosen selbst und ihre Handlungen. Nachdem sie nämlich bei der Vollstreckung des Friedens von Münster dieselben Reichsstände, die sie jetzt in

[1]) Bericht des Cardinals Pio vom 20. März.

[2]) Anlage III.



ihre Unterthanenschaft hinein zu zwingen suchen, durch die Abführung ihrer Besatzungen, der Reichsfreiheit wieder überwiesen hatten, behandelten sie dieselben denn auch auf diesem Fuße, sei es durch Abordnung von Gesandtschaften, oder durch Abschluß von Verträgen, oder überhaupt durch Anerkennung der Rechte, die nur freien Reichsständen gebühren, sei es auf Reichstagen oder Kreistagen, oder wo immer französische Minister anwesend waren, welche niemals einen Zweifel an dem Rechte der betreffenden Reichsstände erhoben."

„Erst nachher, als Frankreich anfing, den Stärkeren für den besser Berechtigten zu halten, erachteten sie es für zeitgemäß und nützlich für sich, bald mit bewaffneter Hand zuzugreifen, bald das Gaukelspiel eines Processes aufzuführen, in welchem die Franzosen als Kläger, Zeuge und Richter zugleich fungirten."

„Durch den Frieden von Nymegen hat Frankreich nicht irgend ein neues Recht erlangt, und weiß auch heute kein anderes vorzubringen, als die neu ausgefundenen Namen der Reunionen und Dependentien. Als inzwischen dann der Frankfurter Congreß zusammen trat, wo, nach Einstellung der offenbaren Gewalt und des Blendwerkes der Richtersprüche, man von beiden Seiten die Frage des Rechtes und der Gerechtigkeit erörtern wollte, wurde, wider die getroffene Uebereinkunft, Straßburg gezwungen, sich zu überliefern, und in Italien die Reichsfestung Casale arglistig weggenommen."

„Dennoch hofften die unterdrückten, unter dem Joche seufzenden Reichsstände, daß ihre Beschwerden angehört, und daß die Streitfragen nach dem Wortsinne des Friedens von Münster, weil ja dies allein der eigentliche Zweck des Frankfurter Congresses, entschieden werden sollten. Die französischen Gesandten jedoch wiesen jegliche Erörterung der Rechtsfrage hinweg, und erhoben beständig nur die eine Forderung, daß der Friedensvorschlag, den das Belieben des französischen Hofes dictirt, wie eine große Wohlthat angenommen werden müsse. Geschähe dies nicht und würden die Bedingungen zurückgewiesen, so werde Frankreich dies für einen Kriegesfall halten. Jedenfalls stehe es fest, daß von dem Genommenen nichts zurückgegeben werde."

„Das Reich weigerte sich mit Grund, unter dem Namen des Friedens sich auf Fallstricke einzulassen, schlimmer als jeglicher Krieg. Daher wandten sich die Franzosen zur List. Sie fanden Einige, die durch ihre Habgier sich gewinnen ließen, den Franzosen in solcher Art gefällig zu sein, daß die Zeit der Unterhandlungen in Frankfurt mit nutzlosem Gerede verstrich. Endlich brachen jene mit besonderem Hochmuthe die Tractaten ab."

„Demnach kann es nicht im entferntesten uns zur Last gelegt werden, daß die Eintracht mit dem allerchristlichsten Könige nicht hergestellt worden ist. Denn wie konnten wir, die wir die Pflicht unserer beschworenen Wahl-Capitulation vor Augen hatten, mit einem verschwenderischen, vor der Nachwelt nimmer zu entschuldigenden Wurfe an Frankreich dasjenige hingeben, was es aus einer Reihe von Reichskreisen, demjenigen des Oberrheines, dem westphälischen, dem schwäbischen, dem burgundischen, von anderen Reichsständen und Lehen, ohne Recht und ohne Grund an sich gerissen hatte? — Dies ist bis zum Ueberdrusse sowohl in Frankfurt, wie in Regensburg ihnen klar dargelegt. Die Erfahrung lehrt zur Genüge, daß, wenn man einmal von den Friedens-Tractaten zurückweicht, man nichts weiter erlangt, als daß immer härtere und unerträgliche Forderungen erhoben werden, bis endlich, was von Deutschland noch übrig, zum Zipfel von Frankreich würde. Da die Franzosen keine Hoffnung haben,

dies mit offener Gewalt wider die Gesammtheit durchzusetzen, so versuchen sie es allmählich, durch stückweises Nehmen und einzelne Abmachungen zu erreichen. Wir aber, die wir gemäß unserer Kaiserpflicht, so viel an uns ist, die allgemeine Ruhe und die allgemeine Sicherheit bewahren wollen, verlangen einen Frieden, der Alle umfaßt, ehrenvoll zugleich und darum dauerhaft, und werden für einen solchen Frieden sowohl in Regensburg, als wo immer sonst es zweckmäßig erscheint, nach Kräften eintreten, damit nicht blos für die Angelegenheiten des Reiches in Italien, im burgundischen Kreise, sondern auch für die Interessen unserer Bundesgenossen in den mit dem Könige von Frankreich obwaltenden Streitigkeiten, und somit für die Ruhe der gesammten Christenheit, einmal und für immer sichere Fürsorge getroffen werde."

„Denn bisher hat leider jeder besondere Friedensvertrag mit Frankreich sich als schlüpfrig und löcherig erwiesen, ja sogar nur gedient als Vorstufe und Handhabe zu einem neuen Kriege. Freilich hat der allerchristlichste König durch seinen Gesandten an unserem Hofe seine Bereitwilligkeit zu einem allgemeinen Frieden betheuern lassen. Aber er klagt uns an, als ob es von uns abhinge, daß nicht Deutschland seinen Frieden machte, wo doch am Reichstage zu Regensburg fünf Kurfürsten und noch einige Fürsten durch formellen Beschluß die französischen Forderungen sich zu eigen gemacht. Die Uebrigen dagegen würden durch unsere Drohungen zurückgeschreckt. Denn es sei unsere Absicht, nach Verwerfung der Pacification das Reich demnächst durch unsere Waffen in Wirrwarr zu setzen. Ob die Anschuldigung gegründet sein kann, stellen wir dem Urtheile Ewr. Heiligkeit und der gesammten Welt anheim. Denn was den vorgeblichen formellen Beschluß von fünf kurfürstlichen Gesandten betrifft, so gibt es zunächst einen solchen nicht, wenn er nicht uns vorgelegt und von uns approbirt worden ist. Dieser sogenannte Beschluß ist von den Franzosen künstlich herausgebohrt, und zwar bei denen, welche entweder für Geld, oder durch Drohungen, oder ihre eigene Furcht in den Fesseln Frankreichs stecken, und darum nicht frei auszusprechen wagen, was sie von der Freiheit und der Würde des Vaterlandes, so wie auch über die Rechte ihrer eigenen Kirchen denken sollten."

„Dagegen redet Frankreich aus seiner eigenen Art, indem es uns andichtet, Drohungen mit Feuer und Schwert gegen die kirchlichen Reichsfürsten ausgesprochen zu haben. Denn wie sollten wir Gefallen daran finden können, einen Krieg im Reiche zu erregen, wo wir bereits zu ringen haben mit der unsäglichen Macht der Türken?"

„Ferner ist es eine böswillige Anschuldigung, daß wir versuchen sollten, auf Kosten der christlichen Kirche einen schimpflichen Frieden mit den Türken zu erkaufen, um ihre Macht auf die Nachbarn abzulenken. Jeder Christ, in dessen Brust noch ein Funke christlicher Frömmigkeit und Liebe sich regt, ist verpflichtet, die maßlose Macht der Barbaren abzuwehren, damit nicht, wie es dann zu geschehen pflegt, so viele tausende unschuldiger Christen in die unsägliche Sclaverei geschleppt werden. Darum waren wir bestrebt, unseren Stillstand mit der ottomanischen Pforte, zu keines Anderem Nachtheile, zu verlängern, zumal wo uns die verderblichen Plane der Franzosen offen lagen, welche die Rebellen in Ungarn, die Genossen der Türken, mit Lohn und Subsidien unterhielten, und endlich zugleich mit den Türken zu den Waffen wider uns anstachelten. Auch heute fahren sie darin noch eifriger fort; denn der Rebell Valentin Nemessani, neulich von Paris zurückgekehrt, hat reichliche Verheißungen von Geldhilfe für seine Genossen mitgebracht."

„Nachdem die Missethat auch in Polen zu Tage getreten, kann es Ewr. Heiligkeit nicht unbekannt sein, wie unser Resident dort dem Könige und den Senatoren des Reiches authentische Schriftstücke des französischen Emissärs, des Abbé Duvernay, so wie auch andere, vorgelegt, und dadurch öffentlich erwiesen hat, daß die Franzosen mit den Türken zusammen thun, daß dem Tököly, dem nunmehr anerkannten Sclaven-Vasallen der Pforte, erhebliche Geldmittel aus Frankreich über Danzig zugeflossen sind."

„Ferner liegt es der Welt vor Augen, welche schwere Anschuldigungen gegen den französischen Gesandten, den Marquis Vitry, im öffentlichen Reichstage von den Polen erhoben und bewiesen worden sind. Er hat nämlich — wie die im polnischen Reichstage verlesenen Briefe darthun — keine Arglist des Betruges und der Bestechung unterlassen, um, mit Untergrabung der Autorität des Königs, es durchzusetzen, daß das Bündniß des Königs mit uns wider die Türken nicht geschlossen würde. Dem Tököly und den Türken sind Haufen von Gold versprochen worden, damit sie nur recht bald mit Raub und Verwüstung in unsere Erblande einbrächen. Der Marquis Vitry, als offen überführt, hat nicht seine Unschuld oder eine Unwahrheit der wider ihn erhobenen Anklagen behauptet, sondern lediglich sich auf seine Immunität als Gesandter berufen, und daher eben durch dies Schweigen alle Anklagen bestätigt."

„Das also, heiligster Vater, ist die Frömmigkeit und die Redlichkeit der Gesinnungen, das der aufrichtige Eifer für das Gemeinwohl der Christenheit und den Frieden, bei denen, welche uns den Verzug desselben beimessen! Für diese Böswilligkeit der Franzosen gibt es keinen anderen und letzten Grund, als daß wir mit der ungeheueren Türkenmacht verwickelt und auf das äußerste gebracht, dem französischen Belieben und ihren Forderungen zu Willen sein sollen."

„Daher werden Ew. Heiligkeit aus sich erfinden, wie weit die Franzosen entfernt sind von Friedensliebe und von einem Eifer für die Ausbreitung der katholischen Religion. Deshalb bitten wir aus unserer söhnlichen Observanz und Treue, Ew. Heiligkeit wollen gemäß Ihrem Amte als Hirt und gemeinsamer Vater mit aller Besonnenheit und Billigkeit das Wahre von dem Falschen scheiden, wollen die gegen Deutschland ersonnenen Ansprüche Frankreichs als hohl und leer, als offene Gewaltthat anerkennen, wollen ferner die christliche Kirche und das christliche Gemeinwesen gegen die Türken und die Anhetzer derselben schützen, wollen endlich für unsere klare und gerechte Sache und die Herstellung des Friedens in der Christenheit Sorge tragen. Denn wenn auch uns nicht geringes Unrecht geschehen, so wird uns doch, indem wir das Gemeinwohl höher achten, nichts mehr am Herzen liegen, als wenn ohne Verzug ein fester, unsere Bundesgenossen mit umfassender Friede zwischen uns und dem allerchristlichsten Könige vereinbart würde. Und da wir auf keine andere Weise noch Wege diesen Frieden leichter erreichen zu können glauben, als durch die wirksame Vermittelung der Autorität des päpstlichen Stuhles, so bitten wir mit der gebührenden Ehrerbietung, daß Ew. Heiligkeit gemäß Ihrer väterlichen Sorgfalt für diesen Zweck alle Mühe aufwenden wollen. Wir inzwischen erflehen inständigst, daß Gott Ew. Heiligkeit noch lange gesund und in Kraft erhalte."

Dieses bereits von dem Kaiser Leopold gezeichnete und von dem Reichs-Vicekanzler Grafen Königsegg gegengezeichnete Schreiben ist dennoch dann nicht abgefertigt, und eben so wenig ein anderes entsprechendes an den kaiserlichen Botschafter in Rom,

den Grafen Martinitz. Es ward vielmehr einige Tage später, am 23. April, nach Rom ein anderes Schreiben entsendet, das, wesentlich desselben Inhaltes, doch in den Ausdrücken ein strengeres Maß innehielt, und namentlich nicht dem Papste die Anforderung einer Friedensstiftung mit Frankreich stellte. Der geschichtlichen Wahrheit dagegen scheint es zu entsprechen, wenn, mit der Angabe dieser Umstände, der volle Ausdruck des Unwillens von Leopold wider Ludwig XIV. zur Erscheinung kommt. Denn in der Darstellung der Thatsachen in dem nicht abgesandten Schreiben lag keine Uebertreibung. Im Gegentheil blieb die für Ludwig XIV. am meisten gravirende Thatsache, nämlich daß seit dem Jahre 1676 er allein in Westeuropa um das Herannahen der Türkengefahr wider den Kaiser gewußt, daß er sie nach Kräften gefördert, und daß er seitdem auf dieselbe alle seine eigenen politischen Entwürfe gebaut hatte — diese Thatsache, die erst jetzt uns offen liegt, blieb dem Kaiser, wie überhaupt sämmtlichen Zeitgenossen, nach wie vor ein Geheimniß.

Ueberblicken wir aber hier, bevor wir die Einwirkung des Papstes Innocenz XI. auf die Stellung des Kaisers gegenüber den Türken weiter verfolgen, diejenige gegenüber dem Könige von Frankreich in den ersten Monaten des Jahres 1683.

* * *

Die Lage der Dinge in Regensburg 1683 blieb wesentlich dieselbe wie im Jahre zuvor in Frankfurt. Ludwig XIV. hatte die gemachten Reunionen im Besitze und verlangte die Anerkennung dieses Besitzes, wie er auf dem Congresse in Frankfurt gethan 1682, so auch am Reichstage in Regensburg 1683. Fünf von den Kurfürsten waren, je aus verschiedenen Motiven der Habgier oder der Furcht, geneigt für diese Anerkennung. Der Kaiser, die Collegien der Fürsten und der Städte verneinten. Der Kaiser hielt dazu fest an der Forderung, daß mit dem Könige von Frankreich nur ein allgemeiner Friede abgeschlossen werden dürfe, welcher Spanien und Italien mit umfasse. Es bestand also nicht ein wirklicher Friede; aber man war auch nicht im eigentlichen Kriege. Ludwig XIV. hütete sich vor weiteren Thätlichkeiten. Aber auch der Kaiser griff nicht zu den Waffen, um die Reunionen mit Gewalt wieder zu nehmen. Sichtlich dagegen stärkte sich die Partei des Kaisers. Am 14. Januar 1683 schloß er mit dem Herzoge Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover ein besonderes Bündniß. Der Zweck desselben war, den Plan einer Reichsarmee zu verwirklichen. Der Herzog verpflichtete sich, zunächst 10.000 Mann zu stellen, die bis zu 20.000 ansteigen sollten. Der Kaiser versprach, für den Anfang aus Eigenem 50.000 Thaler monatlich zu zahlen. [1] — Um diesen Plan zu vereiteln, suchte Ludwig XIV. dafür den Landgrafen von Hessen-Cassel durch das Angebot von 800.000 Gulden für sich zu gewinnen. Der Landgraf antwortete: er verkaufe nicht um einen so geringen Preis seine eigene Freiheit und die Unversehrtheit des Reiches. [2]

Wichtiger noch war, daß am 6. Februar 1683 im Haag ein engerer Vertrag als der schwedische der Association, zu Stande kam zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden, und der Republik der Niederlande, welcher die Pflicht der gegenseitigen Hilfeleistung näher bestimmte. [3]

[1] Foedus Hanoveranum vom 14. Januar 1683, gedruckt bei Du Mont, t. VII², p. 51.

[2] Contarinis Bericht vom 6. Februar: Seppe rispondere, non vendere a cosi poco prezio la propria libertà e l'incolumità dell' Imperio.

[3] Der Vertrag bei Dumont, t. VII, p. 2, p. 55.

Dagegen einigten sich Brandenburg, Dänemark und Münster, am 17. Februar 1683, zu dem Bündnisse von Soest, dessen Zweck in Worten war die friedliche Beilegung der Differenzen des Reiches mit Frankreich.[1]) Der Kurfürst von Köln trat bei. Wir wissen aus den früheren Verträgen des Kurfürsten von Brandenburg mit Ludwig XIV., vom Januar 1681 und Januar 1682, daß er unter dem Frieden mit Frankreich die bedingungslose Ueberlassung des Genommenen an Frankreich verstand, so wie seine von Ludwig XIV. im voraus bezahlte Hilfe zu diesem Zwecke. Jene friedlichen Worte schlossen also in sich die Drohung des Krieges von Deutschen gegen diejenigen Deutschen, welche mit dem Kaiser einstehen würden für das eigene Vaterland.

Allein die Hauptsache war, daß Ludwig XIV. damals, bevor sich ersehen ließ, wie es mit dem Türkenkriege abliefe, eine neue offene Feindseligkeit wider das Reich, weil daraus ein allgemeiner Krieg gegen ihn entbrennen konnte, nicht verüben wollte. Wie dies sich uns Späteren ergibt aus der Vergleichung der Thatsachen, so ward es damals dem Kaiser verkündet durch den Grafen Mannsfeld, der mit scharfem Auge die Strömung der Meinungen in Paris überwachte. „Man wird, meldet er am 11. März, auswärts kaum genugsam begreifen, mit welcher Furcht und Sorge der französische Hof die Gefahr eines neuen allgemeinen Krieges betrachtet, und zwar dies, weil das französische Volk ganz erfüllt ist von den Gerüchten über die Usurpationen und Friedensbrüche, welche die hiesige Regierung in der Hoffnung und Rechnung auf die Schwäche und Vereinzelung der Gegner begangen hat."[2]) Die Stimmung des französischen Volkes war daher ein wichtiges Motiv für Ludwig XIV., zunächst nicht weiter vorzugehen.

An dem Kaiser Leopold dagegen war sichtlich, daß er sich gehoben fühlte durch das Bewußtsein, daß wesentlich seine muthvolle Ausdauer die Freiheit Europas gegen so mächtige Widersacher von zwei Seiten her aufrecht halte.[3])

Diese Genugthuung für den Kaiser mußte sich aber besonders dadurch steigern, daß der Papst Innocenz XI. seine Haltung anerkannte.

Mag es wahr sein oder nicht, was Viele in Wien nach der Friedensmahnung des Papstes vom 13. März glaubten, nämlich, daß Innocenz XI. sich durch die glatten Reden des Königs von Frankreich und seiner Diener über die Thatsachen in Deutschland habe täuschen lassen — in dem Fortgange der Dinge ergab es sich, daß jedenfalls diese Täuschung nicht vorhielt. Mehr als einmal äußerte sich Innocenz XI. zu dem Cardinal Pio, dem Vertreter der deutschen Nation bei dem päpstlichen Stuhle: „Die Franzosen wollen nicht den Frieden, obwohl sie das Gegentheil behaupten."[4]) Er sagte dem französischen Botschafter mit klaren Worten, daß seit dem Frieden von Nymegen der König von Frankreich eine Reihe von Gewaltthätigkeiten wider das Reich verübt habe. Er erkannte an, daß seine Mahnungen nicht vermögen würden, die Kurfürsten von Mainz und Köln aus der französischen Umstrickung zu lösen.

[1]) Pufendorf, lib. XVIII, §. 72, p. 1451.

[2]) Mannsfelds Bericht vom 11. März. K. k. Archiv. Gallica 1683.

[3]) Contarinis Bericht vom 13. Februar: Da tali successi e buone speranze pare l'animo di Cesare alquanto sollevato, imprimendoseli i stimoli della gloria, nel sostenere con coraggio da se solo la libertà d'Europa, da tanti contrarii combattuta.

[4]) Bericht des Cardinals Pio vom 15. Mai: Accertando la M. V., havermi detto Sua Santità più volte, non volere li Francesi la pace, benche dimostrino il contrario.

Jedoch bei dem Fürstbischof von Münster wolle er, auch ungeachtet des Bündnisses mit Brandenburg und Dänemark, nicht die Hoffnung aufgeben. Er werde ihn mahnen, dem Kaiser Hilfe zu leisten und dadurch sich zu bewähren als guter Geistlicher und guter Deutscher. [1])

* * *

Wichtiger als diese Mahnungen, die erfolglos blieben, war die Einwirkung des Papstes Innocenz XI. für die Sache des Kaisers Leopold und der Christenheit bei Johann III. Sobieski, König von Polen. Die Antwort des Kaisers an den Papst, vom 6. April, hat schon einige Momente der Verhandlungen in Warschau berührt. Wir haben den Verlauf der Dinge dort im Zusammenhange zu überblicken.

Die Stellung des Königs Johann Sobieski zu Ludwig XIV. blieb für längere Zeit dieselbe, wie wir sie im Jahre 1680 kennen gelernt haben (S. 75). Sobieski wurde nicht kaiserlich gesinnt. Aber das frühere Verhältniß des Hauses Sobieski zu Ludwig XIV. wurde nicht hergestellt, und konnte nicht hergestellt werden, weil Marie Casimire die Kränkung nicht vergessen konnte, daß Ludwig XIV. ihre oft wiederholte Bitte um den Titel eines Duc und Pair von Frankreich für ihren Vater abgeschlagen hatte. [2]) Auch auf die anderen Forderungen des Königspaares von Polen ließ Ludwig XIV. sich nicht ein. Er war ja der Ansicht, die er im Jahre 1680 seinem Gesandten Bethune in Warschau ausgesprochen, daß, auch im Falle der Abwendung des Königspaares Sobieski von ihm, die französische Partei in Polen immer mächtig genug sein werde, einer Bethätigung zu Gunsten des Kaisers entgegen zu treten.

Sobieski machte noch dazu die Wahrnehmung, daß von Frankreich aus seinem Lieblingswunsche entgegen gearbeitet war. Er betrachtete sich als den hauptsächlichen Gegner der Türken. Er hatte wider sie ein Offensiv-Bündniß mit den Großfürsten von Moskau erstrebt. Die Unterhandlungen waren durchkreuzt durch die französische Politik, welche dahin trachtete, daß die Türken frei blieben zum Zwecke des Angriffes auf den Kaiser. [3])

Dessen ungeachtet gestattete Sobieski, wie früher, daß von Polen aus den Rebellen in Ungarn französische Unterstützung zukam. Erst die im Jahre 1682 klar hervortretende Verbindung Tökölys mit den Türken erschien gefährlich auch für Polen. Tököly sandte den Bischof Sebesteny nach Warschau. [4]) Obwohl es ihm gelang, den König über ihn persönlich völlig zu täuschen, so doch nicht die Besorgniß vor den Türken zu beschwichtigen.

Im Laufe des Jahres 1682 stiegen in Wien die Hoffnungen, daß man im Falle eines Krieges mit den Türken an Sobieski einen Bundesgenossen haben würde. Dieser König seinerseits erwog, ob er sein hauptsächliches Ziel, seinem Sohne Jacob die polnische Königskrone zu sichern, nicht eher erreichen werde im Vereine mit dem

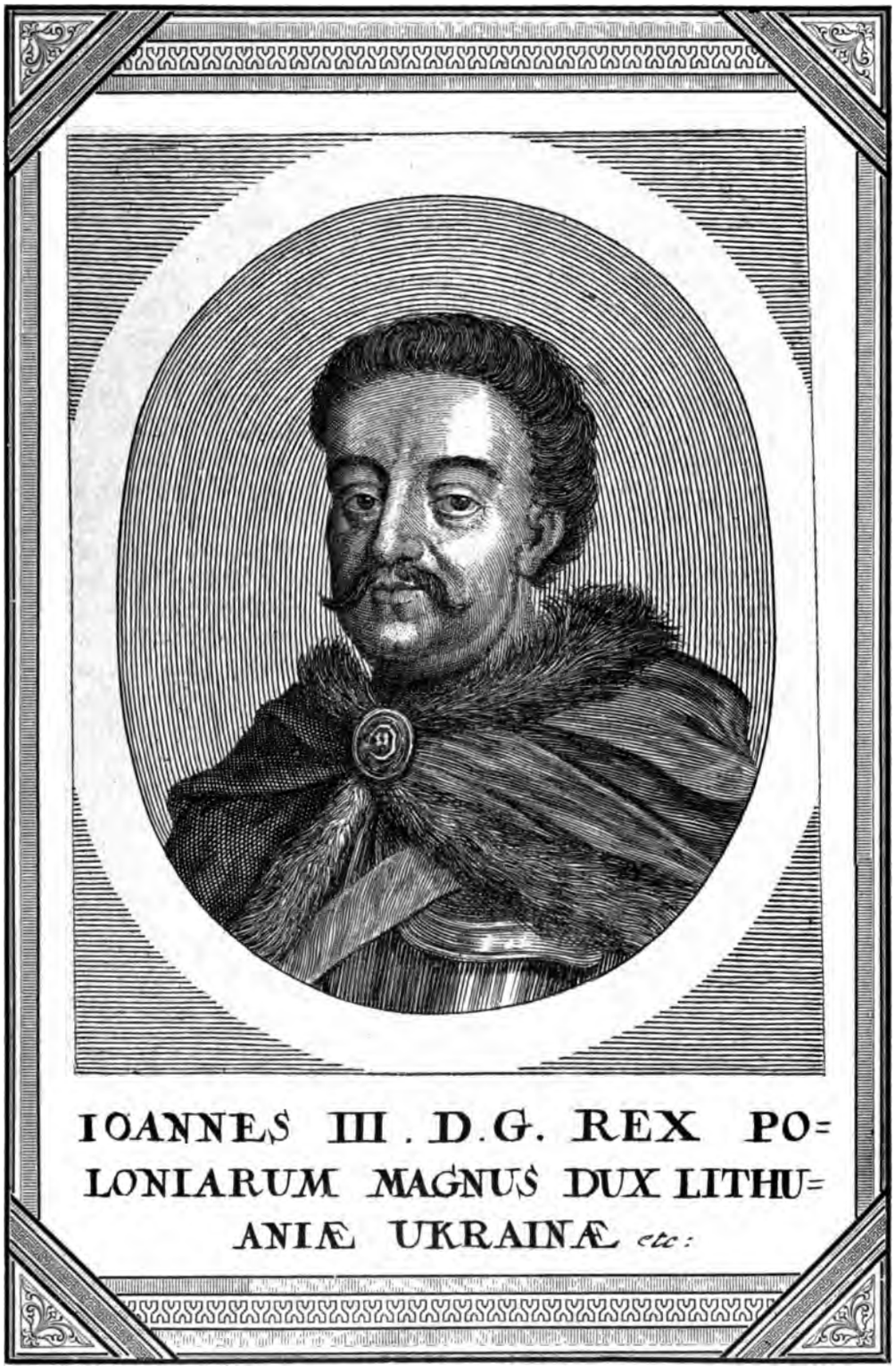
[1]) Der genannte Bericht: Hà promesso il Pontefice all'Inviato di scrivere a questo Vescovo perche assista a V. M., e sia buon Ecclesiastico ed Alemanno.

[2]) Barozzi e Berchet: Francia, t. III, p. 422. Foscarinis Bericht von 1683: La costante ripulsa d'insignire del titolo di duca e pari il Signor Arquien, suo padre.

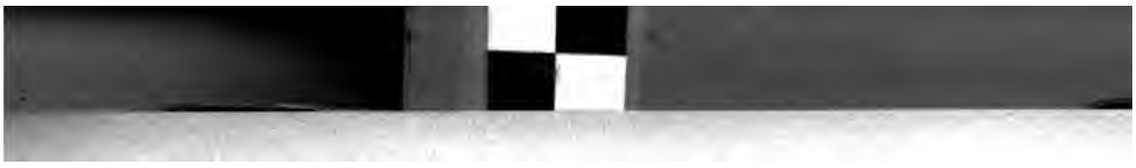
[3]) Barozzi e Berchet, Turchia, t. II, p. 275.

[4]) Feßler, Bd. IX, S. 319. Im Uebrigen ist die Unkenntniß Feßlers hier über Tököly merkwürdig.

(Zu Seite 162)



IOANNES III. D.G. REX PO=
LONIARUM MAGNUS DUX LITHU=
ANIÆ UKRAINÆ etc:



Kaiser, als mit dem Könige von Frankreich. Damit verband sich im Stillen die Hoffnung auf eine Heirath des Prinzen Jacob mit der Erzherzogin Maria Antonia. Endlich auch würde eine kühne That gegen die Türken dem Könige einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit des ganzen Königreiches Polen erwerben. [1])

Das Verhältniß ist demnach ähnlich wie im Beginne des Jahres 1680, und doch auch wieder sehr verschieden. Auch damals hatte der Kaiser eine Defensiv-Allianz wider die Türken angetragen, hatte das Königspaar Sobieski dafür geneigt gefunden. Die französische Partei im Reichstage jedoch hatte überwogen. — Die Verschiedenheit nun zwischen 1680 und 1683 bestand darin, daß in dem ersten Falle eine dringende Gefahr nicht vorlag. Im Beginne des Jahres 1683 dagegen war diese Gefahr da. Und zwar war sie da nicht blos für den Kaiser, sondern auch für Polen, oder konnte wenigstens für Polen eben so wohl da sein, wie für den Kaiser.

Denn es ist hier von besonderer Wichtigkeit, daran zu erinnern, daß die Türken weder eine Kriegserklärung gegen den Kaiser erließen, noch auch sonst sich darüber aussprachen, welcher christlichen Macht ihre großen Rüstungen gelten sollten. Immerhin sprach die Wahrscheinlichkeit für die Absicht gegen den Kaiser; aber eine Gewißheit darüber lag nicht vor. Wir haben aus dem Berichte des venetianischen Botschafters Civrano vom Sommer 1682 vernommen, daß er in Betreff der damals bereits notorischen Kriegsrüstungen der Türken seine Besorgniß für das Gebiet der Republik aussprach. Andererseits aber konnten die Rüstungen auch dem Königreiche Polen gelten. Jedenfalls hatte Kara Mustafa bei der Bewahrung des Geheimnisses der eigentlichen Absicht seinen Plan. Dieser Plan konnte nur darauf gerichtet sein, bei der unverkennbar großen Friedensneigung in Wien die Ungewißheit, die Unsicherheit dort zu erhalten, die Vorbereitungen zur Abwehr zu lähmen. Daß dies Stratagem des Geheimnisses in Wien diese Wirkung übte, liegt in der Geschichte des Jahres 1682 wohl erkennbar vor Augen. Allein diese Kriegslist übte doch auch nach einer anderen Seite ihre Wirkung. Da die Absicht der Türken nicht klar vorlag, so wurde durch das Gerücht ihrer Rüstungen nicht blos der Kaiser in Ungewißheit und Unruhe erhalten, sondern auch, wie wir vernommen haben, die Republik Venedig, und namentlich auch das Königreich Polen. Immerhin bestand zwischen Polen und der Türkei der Friedensschluß von 1676; aber auch zwischen dem Kaiser und den Türken erstreckte sich der zwanzigjährige Friede von Vasvar bis zum Jahre 1684. Wenn also die Türken im Jahre 1683 zum Kriege heranzogen, so brachen sie auf jeden Fall einen dieser Friedensschlüsse. Demnach gewährte der Friedensschluß von 1676 den Polen keine Bürgschaft, daß nicht der türkische Kriegeszug von 1683 ihnen eben so wohl gelten könne, wie dem Kaiser. Dies war der Punkt, an welchem die Kriegslist des Kara Mustafa überscharf wurde. Immerhin diente sie, die Anstalten des Kaisers zur Abwehr bereits im Jahre 1682 zurück zu halten; aber sie diente auch, die Polen zur Vereinigung mit dem Kaiser williger zu machen.

[1]) Contarinis Bericht vom 26. November 1682: Per trapiantarla (i. e. la corona) nelle tempie del figlio conosce al presente non n'esser altro modo che avvicinarsi alle parti Cesarea, aspirare alle nozze dell' Arciduchessa e con qualche degna impresa conciliarsi la gratitudine di tutto l'universale del Regno.

* * *

Die Politik Ludwigs XIV. suchte allerdings diese Ungewißheit über die eigentliche Absicht der Türken nach der anderen Richtung hin zu verwerthen, nämlich als einen Keil der Trennung zwischen dem Kaiser und Polen. Wir haben seine Anklage gegen den Kaiser vor dem Papste vernommen in den Worten, daß der Kaiser bereit sein würde, einen zweifelhaften Frieden von den Ungläubigen zu erkaufen, und die Macht derselben auf seine Nachbarn abzuwälzen, um selber in der Christenheit den Krieg erneuern zu können. [1]) Die Anklage entspricht der Gedankenreihe, welche wir in dem Protokolle des Conseils im April 1676 von Ludwig XIV. und seinen Ministern vernommen haben. (S. 52.)

Es ist der Charakter Ludwigs XIV., der darin sich ausprägt, nicht derjenige des Kaisers Leopold. Ludwig XIV. schloß von sich selber aus auf den Kaiser, für dessen Charakter er in dem seinigen keinen Maßstab hatte. Der Schluß war irrig. Wir haben bereits vernommen, in welcher Weise der Kaiser Leopold, in dem Schreiben vom 6. April (S. 158) die Anklage zurückweist. Der Sachverhalt war wie folgt.

Der Kaiser hatte den Grafen Caprara nach Constantinopel entsendet, um die Verlängerung des Friedens von Vasvar zu erwirken. Von einer bestimmten Absicht der Türken zu einem Kriege verlautete bei dem Aufbruche Capraras noch nichts. Deshalb konnte in seiner Instruction von der Ablenkung eines zu erwartenden Krieges auf eine andere Macht nicht die Rede sein. Die Berichte des Grafen Caprara, bevor er über die Absicht des türkischen Kriegszuges wider den Kaiser zur vollen Klarheit kam, berühren die Frage, ob der Angriff auf Polen abgelenkt werden könne, um diese Frage dann sofort zu verneinen. Bei den Berathungen in Wien kommt die Frage nicht einmal zur Erörterung.

Jene Anklage, die Ludwig XIV. vor dem Papste wider den Kaiser erhob, ist demnach eine Fiction.

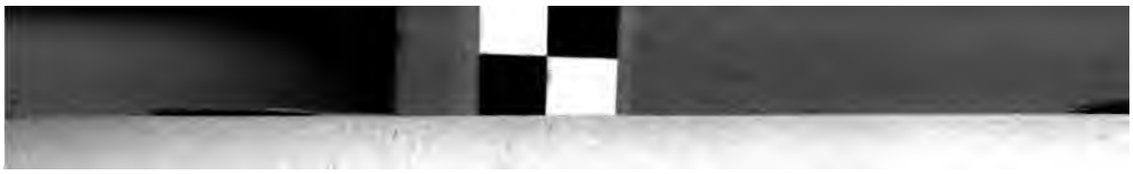
Weit ausgiebiger aber noch als vor dem Papste wandte Ludwig XIV. diese Fiction in Polen an. Sie war die Basis des Systemes, von welchem aus er Polen von einer Vereinigung mit dem Kaiser zur gemeinsamen Abwehr der Türken abzuhalten suchte.

Im Monate September 1682 erging in Warschau das Gerücht: die französische Gesandtschaft dort sei im Besitze von Briefen, die unverwerfliche Zeugnisse enthielten, daß die Thätigkeit des kaiserlichen Internuntius Caprara bei der Pforte nur darauf gerichtet sei, die türkischen Waffen auf alle Weise und Wege von dem Kaiser ab- und gegen Polen zu wenden. [2]) Allerdings waren dem Könige Schriftstücke solcher Art vorgelegt. Dennoch schlug die Sache nicht zu Gunsten der Urheber des Gerüchtes aus.

Denn in denselben Tagen gelang es der rastlosen Umsicht des kaiserlichen Residenten Zierowski in Warschau, in den Besitz von wirklichen Original-Briefen zu gelangen, welche unzweifelhaftes Zeugniß ablegten, daß, wie bereits oben (S. 136 und S. 159) erwähnt, der französische Agent Duvernay mit Tököly und den Türken in Verbindung stehe. Er erbat und erhielt eine Audienz vor dem Könige mit seinem Rathe. Er ging in seiner Anrede aus von jenem Gerüchte, welches die französischen

[1]) In der Anlage I dieses Capitels gegen Ende: Nous laissons cependant etc.

[2]) Die Schriftstücke abgedruckt im Theatrum Europaeum, Theil XII, S, 437 u. f.



Minister erfunden hätten, um zwischen die zwei Mächte, denen bei der Gefahr der Zeit hoch daran gelegen sein müsse, in Einigkeit zusammen zu halten, Mißtrauen und Zwietracht auszusäen. Er sprach seine Genugthuung aus, daß der polnische Hof der Fiction jener Briefe keinen Glauben beigemessen habe, sondern Vertrauen setze in die Aufrichtigkeit und Frömmigkeit des Hauses Oesterreich. Er legte dann seine Original-Schriftstücke vor, wies nach, daß er auf rechtmäßige Weise in den Besitz gekommen, und erörterte die Sache. Der König von Frankreich habe vor der christlichen Welt als das Motiv der Aufhebung des Blocus von Luxemburg die Türkengefahr angegeben: hier aber liege in Originalbriefen der Beweis vor, daß mit Gutheißen und Befehl des Königs von Frankreich seine Agenten mit Tököly und den Türken sich in ein Bündniß eingelassen und zum Verluste von Oberungarn geholfen. Der französische Agent, Abbé Duvernay, habe darin zum Nachtheile Polens, dessen Vormauer Ungarn sei, sowie der gesammten Christenheit, seine Bestallung mißbraucht, habe sich dadurch des Schutzes, den ihm sonst das Völkerrecht gewähren würde, verlustig gemacht. Zierowski ersuchte daher den König von Polen, den französischen Agenten Duvernay des Landes zu verweisen.

Der König Johann Sobieski erkannte an, daß die vorgelegten Schriftstücke die Correspondenz von französischer Seite mit den Malcontenten in Ungarn überzeugend darthäten. Der Agent Duvernay erhielt den Befehl, das Königreich Polen zu verlassen. Er zauderte noch. Seine Sache wurde dadurch nicht besser. Denn inzwischen gelangten neue Schreiben an ihn in die Hände Zierowskis, eins von Tököly selbst, eins von dessen Commandanten in Kaschau. Beide Schreiben stellten nicht blos die Bundesgenossenschaft von Tököly mit den Türken in klares Licht, sondern auch die Mitwissenschaft und Mithilfe des Duvernay. Zierowski legte auch diese Schreiben dem Könige vor. Es erging darauf an den französischen Botschafter Vitry in Warschau die Aufforderung, den Agenten Duvernay baldigst zu entfernen. Es geschah.

* * *

Die Vorgänge im October 1682, führten den König Sobieski dem Kaiser um einen bedeutenden Schritt näher. Im November erhielt Zierowski einen neuen Auftrag. Er trat vor den König und legte in kurzen Worten übersichtlich den Stand der Dinge im Westen dar. Dann fuhr er fort: „Wie der Kaiser und der König von Spanien dem Könige von England die Vermittelung angetragen: so bieten sie, um der ganzen Welt ihren aufrichtigen Willen für den Frieden darzuthun, und ihr Vertrauen in die Unparteilichkeit Ewr. Majestät zu beweisen, auch Ewr. Majestät die Vermittlung an. Und es werden ja Ew. Majestät eine unvergängliche Ehre sich erwerben, wenn Sie zu einer Zeit, wo der Türke kriegsdrohend heranzieht, die Herzen der christlichen Potentaten zu gemeinsamer Abwehr vereinigen." [1])

Der Kanzler im Namen des Königs antwortete in willfährigen Ausdrücken, und schloß mit den Worten: „Wie einst im Angesichte Alexanders, so soll nun der Erdkreis verstummen im Angesichte Leopolds I. und Johanns III." Dies Angebot der Friedensvermittlung mit Frankreich blieb ohne Consequenz; aber von da an ist die Angelegenheit der Allianz mit dem Kaiser die eigene Sache des Königs Johann Sobieski.

[1]) Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 441.

Dies geschah am 29. November, in denselben Tagen also, wo in Wien die Ueberzeugung die Oberhand gewann, daß die Türkengefahr unvermeidlich bevorstehe. Der Kaiser ernannte den Grafen Waldstein zum Botschafter nach Warschau. Die Abreise desselben verzog sich, weil auch der König Carl II. von Spanien dem Könige Johann Sobieski seine Freundschaft dadurch bethätigen wollte, daß er ihm durch den Grafen Waldstein das goldene Vließ übersandte.

Allein nach der verwickelten Verfassung des Königreiches Polen konnte der König nicht aus sich selber nach außen handeln, sondern mußte die Ermächtigung zu einem auswärtigen Bündnisse vorher vom Reichstage einholen. Es bedurfte nicht einer außerordentlichen Einberufung desselben; denn alle zwei Jahre mußte eine solche Versammlung stattfinden. Dem Reichstage jedoch mußten die einzelnen Landtage vorhergehen. Der König berief die Landtage ein auf den 17. December 1682, den Reichstag auf den 27. Januar 1683. Die Angelegenheit, welche diese Versammlung beschäftigen würde, war daher Wochen lang im voraus bekannt. Um so weiteres Feld hatten die Gegner der Allianz, ihr entgegen zu arbeiten.

Auf den Landtagen in Groß-Polen hüllte sich dies Widerstreben in den Antrag: der König möge keine andere Allianz eingehen als mit dem Kaiser und dem Reiche gemeinsam. Es ward den königlich Gesinnten nicht schwer darzulegen, daß eine solche Bedingung, bei der Verschiedenheit der Interessen der Reichsstände, die Vortheile, die von einer Allianz mit dem Kaiser als dem Erbherrn seiner Länder zu hoffen, endlos hinausschieben würde.[1]) Vor diesem Einwande bestand jener Antrag nicht. Man durfte daher mit Hoffnung dem Reichstage entgegen sehen.

Es gab freilich in Wien auch einige Staatskundige, welche auch im Falle günstiger Beschlüsse, nicht viel von einer polnischen Hilfe erwarteten. „Aus Polen ist sich nichts zu getrösten, sagt der Graf Jörger in seinem Gutachten vom 11. December 1682, weil der Weg durch den Verlust Oberungarns nicht mehr offen, und die Donau gar leicht von den Türken bei Krems gesperrt werden könnte."[2]) Dem gegenüber hob er die schweren Kosten der Verpflegung einer Hilfsarmee hervor.

Die Worte sind sehr merkwürdig, namentlich in Bezug auf die Thatsache, daß im September 1683 das gesammte Entsatzheer bei Krems und Tuln den Uebergang über die Donau bewerkstelligte. Daraus folgt, daß damals dieser Punkt als der geeignetste, oder auch als der allein zweckmäßige zum Ueberschreiten des Stromes angesehen wurde.

Jene Ansicht des Grafen Jörger indessen schlug im Rathe des Kaisers nicht durch. Man schaute mit Hoffnung nach Warschau.

Das Ausschreiben des Königs legte das hauptsächliche Gewicht auf die eigene Gefahr der Republik Polen. Es citirte die Worte der Aeneide, daß es dem Nachbar nicht fromme, still zu sitzen beim Brande des Nachbars. Es wies darauf hin, daß die Sendung Capraras nach Constantinopel bezwecke, für den Kaiser eine Verlängerung des Stillstandes zu erhalten. Aber die Rüstungen der Türken seien notorisch, und, im Falle die Sendung Capraras Erfolg habe, so sei der Angriff für Polen oder für Dalmatien zu besorgen.[3])

[1]) Contarinis Bericht vom 23. Januar 1683.

[2]) Lünigs Selecta Scripta Illustria, S. 93.

[3]) Instructio quoad primaria puncta publica pro Comitiis Generalibus Regni in diem 27. Januarii 1683 destinatis.

Der Reichstag trat zusammen. Die französische Partei in demselben war nicht gering. Einige Mitglieder derselben fragten bei dem französischen Gesandten Vitry an, wie sein König über die vorgeschlagene Allianz denke. Sie erhielten offen die Antwort: der König wünsche sie, werde auch dazu beitragen. Die Antwort erregte in Wien Verwunderung und Zweifel, ob der König von Frankreich wünsche, den Kaiser im Osten tiefer zu verwickeln, damit er im Westen freie Hand behielte, oder ob Vitry öffentlich so gesprochen, um im Geheimen desto weniger auffällig entgegen arbeiten zu können. [1])

In der Wirklichkeit lagen die Dinge so, daß ein offener Einspruch des Marquis Vitry gegen die Absicht der Allianz sein und seines Königs Spiel von Anfang an bloß gelegt hätte. Die allgemeine Strömung in Polen war für die Allianz, nicht wegen des Kaisers und seiner Länder, sondern wegen Polens selbst. Die List des Kara Mustafa einerseits, den eigentlichen Kriegszweck nicht auszusprechen und dadurch den Kaiser in Ungewißheit zu erhalten, das Vorgeben Ludwigs XIV. andererseits, daß der Kaiser beabsichtige, sich durch einige Opfer aus der Gefahr zu ziehen, um den Schwall der Türken auf Polen abzuwälzen — diese beiden Anschläge trugen hier ihre Frucht nach der anderen, von den Urhebern nicht gewünschten Seite. Die Ungewißheit darüber, wem der Kriegeszug der Türken gelte, nahm das Gewissensbedenken hinweg, sich wider sie zu rüsten und in eine Allianz wider sie einzulassen, wo noch der Friede von ihrer Seite nicht aufgekündigt war. Die Furcht, daß der Kaiser, allein gelassen, sich mit den Türken zum Nachtheile von Polen abfinden möge, trieb die Polen zur Allianz mit dem Kaiser. [2]) Diese Furcht läßt sich sogar in den Bestimmungen des Vertrages der Allianz vom 31. März 1683 wohl erkennbar nachweisen.

Von dem Beginne des Reichtstages an bis zu dem Beschlusse des Vertrages war indessen der Weg noch weit. Denn die polnische Verfassung forderte die Einstimmigkeit der Beschlüsse, und gestattete für die Dauer des Reichstages nicht mehr als sechs Wochen.

In der Rede zur Eröffnung des Reichstages legte der König, beim Herannahen der Türkengefahr, nachdrückliches Gewicht auf die Sicherung von Krakau als den Augapfel und Schlüssel von Polen. Er forderte auf zur Allianz mit den Worten: „Ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen an, daß alles, was ich Euch vorgetragen, entscheidend ist für Leben oder Tod, für Frieden oder Krieg, für Segen oder Fluch. Gehet also hin und berathschlagt wohl darüber." [3])

Am 10. Februar hielt der Graf Waldstein als kaiserlicher Botschafter seinen feierlichen Einzug in Warschau. Zugleich kam ein Courier von Rom. Der Nuntius Pallavicini erschien vor dem Könige und eröffnete, daß der Papst ihm, wenn er mit dem Kaiser gegen die Türken in Allianz trete, den Zehnten von allen geistlichen Gütern bewillige, so wie eine erhebliche Summe aus Rom für den Krieg. Waldstein

[1]) Contarinis Bericht vom 13. Februar.

[2]) Contarinis Bericht vom 26. December 1683: La tema che, facendosi la pace da Cesare con il Turcho, cadessero l'armi sopra Polacchi, fù causa dello stabilimento della Lega. Contarini sagt dies im December 1683 in Bezug auf das damalige Schwanken des Polenkönigs. Es ist eine der sehr wenigen chiffrirten Stellen seiner Berichte, zum Beweise, mit welcher Vorsicht er diese wichtige Behauptung vortrug.

[3]) Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 570.

kündigte an, daß der Kaiser sich erbiete, alle Forderungen aus dem zur Rettung von Polen gegen Schweden unternommenen Kriege von 1658 nachzulassen.

Die Vorlage der Allianz erhielt die Zustimmung des Senates. Allein er setzte die Bedingung hinzu, daß beide Potentaten, der Kaiser und der König, sich verpflichten sollten, in die Hände des Papstes den Eid auf die treue Haltung des Vertrages zu leisten. Die Forderung entsprang der Furcht, den Türken gegenüber von dem Kaiser allein gelassen zu werden.[1]) Waldstein hielt entgegen, daß eine solche Forderung ganz ungewöhnlich sei. Er bat sie fallen zu lassen. Der Reichstag dagegen beharrte. Aus den Mittheilungen Pallavicinis erkannte der Nuntius Buonvisi in Wien, daß ohne die Einwilligung des Kaisers in diese Bedingung nichts zu Stande kommen würde. Er begab sich zum Kaiser und bat ihn, diese Einwilligung nicht zu versagen. Denn im Grunde lägen doch die Dinge so, daß nicht der Kaiser zum Schwerte griffe für die Polen, sondern die Polen für ihn. Nur im Vereine mit ihnen könne der Kaiser den Ansturm der Türken wehren, und werde ihn brechen. Aber eben darum auch dürfe die günstige Gelegenheit nicht versäumt werden. Der Kaiser erwiederte: er werde sich die Sache überlegen. Aus dem ganzen Verhalten hatten die betheiligten Beobachter den Eindruck, daß man den Grafen Waldstein, wenn er in dieser Sache seine Vollmacht überschritte, nicht desavouiren werde.[2]) Es ward nachher das Auskunftsmittel gefunden, daß statt der Souveräne die Cardinäle Pio und Barbarini, welche beim römischen Stuhle die deutsche und die polnische Nation vertraten, im Namen des Kaisers und des Königs in die Hände des Papstes Innocenz XI. den Eid ablegen sollten.

* * *

Während man darüber verhandelte, trat ein merkwürdiger Zwischenfall ein. Eine Reihe von Berichten des Botschafters Vitry an Ludwig XIV. wurde aufgefangen, und dem Könige von Polen eingeliefert. Dasselbe geschah mit einer Correspondenz zwischen dem Marquis Vitry und dem polnischen Kronschatzmeister Morštyn. Beide Reihen von Briefen waren für die Urheber in hohem Grade gravirend.

Diejenigen des Vitry enthielten die immer erneute Versicherung, daß er die Allianz von Polen mit dem Kaiser hintertreiben werde, so wie die Angabe der Mittel, deren er sich dazu bediene, mit sehr wenig günstigen Bemerkungen über Sobieski und die Polen. Vitry meldet, daß er die zu diesem Zwecke erhaltenen 50.000 Thaler bereits vertheilt habe. Auch habe er auf die Aufforderung des Königs von Polen, die Allianz nicht zu hindern, eine Declaration in diesem Sinne gegeben, werde sie aber dennoch hindern.[3]) Er berichtet, daß er mehr Anhänger gewinnen könne, wenn er nur Geld hergebe. Es befand sich unter den aufgefangenen Briefen ferner

[1]) Contarinis Bericht vom 20. März: Come Polacchi mantengono la gelosia di restar soli ed abbandonati, non acconsentono ad alcun' impegno senz'il giuramento, che tolga loro la sospettione e la diffidenza.

[2]) Die Berichte Contarinis vom 20. und 27. März.

[3]) Ein Extract der beiden Correspondenzreihen liegt dem Berichte Contarinis vom 3. April bei. Der Extract des fünften Schreibens lautet im polnischen Latein: Scribit se dedisse declarationem, requisitus a rege Poloniae, non velle impedire conjunctionem ex confoederatione: eandem tamen pro viribus impediet.

auch ein Schreiben des Königs von Frankreich mit Anweisungen, wie viel und wem in Polen zu geben sei, so wie mit der Nachricht, daß Tököly einen Betrag erhalten habe. [1])

Ganz besonders aber wurde das Königspaar von Polen durch einen Plan in Betreff der Nachfolge betroffen. Die Gesundheit des Königs von Polen, meldete Vitry, nehme ab: es könne daher bald eine Neuwahl erforderlich werden, für diesen Fall habe man auf einen Prinzen von Frankreich als Nachfolger zu gedenken.

Die Briefe des Kronschatzmeisters Morštyn thaten sein Zusammengehen mit Vitry dar, im Dienste des Königs von Frankreich und für dessen Geld, zum Zwecke der Vereitelung der Allianz mit dem Kaiser.

Der König von Polen ließ den Morštyn vor sich kommen und stellte ihn zur Rede. Als er sich zu vertheidigen suchte, ließ ihm der König die Originalbriefe vorlegen.

Dann richtete Sobieski, am 16. März, ein nachdrückliches Schreiben an den König von Frankreich. Er legte dar, in welcher Weise zu seinem und des Königreiches Schaden der Botschafter Vitry seine völkerrechtliche Stellung mißbraucht, wie er getrachtet habe, die Abwehr der nicht blos für Polen, sondern für die gesammte Christenheit androhenden Gefahr des Osmanenthums zu vereiteln. Der König von Polen forderte den König von Frankreich auf, den Marquis Vitry abzuberufen und ihn wegen seines unverantwortlichen Verhaltens exemplarisch zu bestrafen. [2])

Der Marquis Vitry dagegen berichtete nach Frankreich: er habe in Folge dieser Dinge bei dem Könige um eine Audienz nachgesucht. Diese Bitte sei ihm nicht gewährt. Es erwies sich erst später, daß die Nachricht falsch, daß der Marquis Vitry um eine Audienz, im März 1683, nicht nachgesucht hatte. [3])

Im Reichstage zu Warschau ergingen auch so, schon damals, über diesen Mann scharfe Reden. Er verdiene, sagte einer der Landboten, nicht anders behandelt zu werden als die Botschafter des allerchristlichsten Königs in Constantinopel. [4]) Wir erinnern uns, daß mehrere derselben, de la Haye, Vater und Sohn, so wie Nointel, thätliche Mißhandlungen hatten hinnehmen müssen. (S. 58.)

Es ist von Wichtigkeit, zu sehen, wie der Kaiser Leopold in dieser Sache sich verhielt.

In Schlesien waren Grenzwachen aufgestellt, um die Einbrüche der ungarischen Rebellen abzuwehren und überhaupt für die Sicherheit der Heerstraßen zu sorgen. Eines Tages hielten sie einen französischen Courier an, und fanden bei ihm Briefe des Königs an den Marquis Vitry in Warschau. Sie schickten dieselben nach Wien ein. Den Umständen nach mußten die Briefe die Instructionen für Vitry in Betreff der aufgefangenen Correspondenz enthalten. Der eine dieser Briefe trug die Aufschrift, daß der Botschafter allein ihn zu lesen habe, ohne die Anwesenheit eines Secretärs. Demnach enthielt der Brief die geheimste Absicht des Königs von Frank-

[1]) Authenticae Regis Chrmi literae, cui et quae debeat Legatus dare ad impediendas Regis intentiones etc.

[2]) Das Schreiben deutsch im Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 571.

[3]) Contarinis Bericht vom 12. Juni: Le false notizie portate dall' Ambasciatore stesso al Chrmo d'esserle stata negata (l'udienza) dal Re di Polonia, quando l'haveva ne meno richiesta.

[4]) Contarinis Bericht vom 27. März.

reich in der Angelegenheit. Die Briefe wurden dem Kaiser vorgelegt. Er ließ sie sämmtlich uneröffnet dem französischen Gesandten einhändigen. [1])

Für den Act dürfte auf das Prädicat politischer Schlauheit kein Anspruch zu erheben sein. Aber dafür war er groß, und für die solcher Vorgänge kundige Mitwelt wie für uns Spätere ein Zeugniß des Unterschiedes der Charaktere, des römischen Kaisers Leopold und des Königs Ludwig XIV.

So günstig in Warschau die Aufdeckung der verrätherischen Correspondenz des Vitry und des Morštyn in der Hauptsache wirken mußte: so war in den ersten Tagen die Aufwallung des Königs wider den Kronschatzmeister hinderlich. Erst nach wiederholten besänftigenden Zureden gelang es dem Nuntius, den König zu bewegen, daß er die weitere Verhandlung gegen den Schuldigen und die Strafe hinausschob. [2]) Dies war um so wichtiger, da die Dauer des Reichstages eine beschränkte, die Thätigkeit des Marquis Vitry, so lange er in Warschau weilte, nicht gelähmt war, und er noch dazu einen Helfer erhalten hatte an dem brandenburgischen Gesandten, Krokow, der mit ihm arbeitete, die Dinge zu verwirren, damit der Reichstag nicht zum Abschlusse der Allianz komme. [3])

Eben damals erkrankte der Kurfürst von Brandenburg schwer. Man erwartete seinen Tod. Wenn dies einträte, meldet der Venetianer Contarini, so wäre es, zugleich mit dem Abschlusse der polnischen Allianz, eine abermalige Bewährung des alten Sprichwortes, daß in der äußersten Noth immer ein Wunder zu Gunsten des Hauses Oesterreich erfolge. [4])

* * *

Der Allianz-Vertrag zwischen dem Kaiser und Polen ward unterzeichnet am 31. März 1683.

Allein damit war die Sache noch nicht zu Ende. Bei der Vorlage des fertigen Tractates vor den Reichstag, erhob sich in den ersten Tagen des Monates April noch einmal ein Sturm, heftiger als alle früheren. Man müsse die Artikel des Vertrages nochmals prüfen, hieß es, sie vergleichen mit der Vollmacht des kaiserlichen Botschafters, damit einige Artikel genauer gefaßt würden. Dies war der Vorwand: das eigentliche Ziel war, abzubrechen, den Reichstag zu Ende zu bringen, bevor er den Vertrag gut geheißen habe. Es ergab sich, daß das Auffangen jener beiden Correspondenzen des Vitry und des Morštyn in einer besonderen Richtung nachtheilig gewirkt hatten. Durch dieselben waren so viele Persönlichkeiten compromittirt, und dadurch für Ehre und Leben in Furcht gesetzt, daß sie es als eine Sache ihrer Selbsterhaltung betrachteten, dem Könige nicht die Waffen in die Hände zu geben, die er

[1]) Contarinis Bericht vom 20. März: E benche fossero state qui portate tutte le lettere et una in particolare con la soprascritta, che accennava non fosse letta che dal medesimo Amb. Vitry da se solo, e senza la presenza dello suo segretario, che doveva inchiudere i più segreti fini di quella corte, fù dalla Maestà di Cesare con essa fatte rendere intatte, senz'aprirsi, a quest' Inviato Seppeville.

[2]) Contarinis Bericht vom 3. April.

[3]) Derselbe Bericht: In tanto si adoperava con il Francese Cracau Brandenburghese a più potere, per intorbidare le cose e guadagnare partito.

[4]) Bericht vom 10. April: Per r ndere verace l'assioma che negl' estremo pericolo non ha mai lasciato di succedere a favor della casa d'Austria, il miracolo, — Pufendorf in lib. XVIII, § 86, p. 1465, verneint ein Entgegenwirken Krokows.

wider sie gebrauchen könnte. Diese Furcht erklärt mehr noch als das französische Gold die stürmischen Auftritte im polnischen Reichstage, zu Anfang April. Mehr als einmal lagen die Hände am Schwertgriffe, und wenig fehlte an einer blutigen Frevelthat im Reichstage selbst.[1]) Drei Tage hindurch erneuerte sich dieser Sturm. Die Königin, welche das Zustandekommen des Vertrages als die Grundlage der Zukunft des Hauses Sobieski ansah, ließ den kaiserlichen Botschafter Waldstein in den Palast laden. Es lag nicht in seiner Macht einzuschreiten. Dem Nuntius Pallavicini, abgemattet und krank in Folge seiner Bemühungen um die Eintracht, versagte noch dazu die Stimme. Der 3. April, der gesetzlich letzte Tag der Versammlung, neigte sich bereits zu Ende, und mit ihn sank der Muth und das Vertrauen der kaiserlich Gesinnten. Nur noch Ein Auskunftsmittel bot sich: das persönliche Erscheinen des Königs im Reichstage, um ihn zu vertagen. Johann Sobieski entschloß sich. Es war nur noch eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, als der König eintrat. Der unerwartete Schritt war entscheidend. Der König vertagte den Reichstag auf den 6. April.[2])

Das Recht des Königs zu diesem Schritte ward nicht verneint. Er erneuerte die Vertagung bis zum 10. April. Inzwischen traf der päpstliche Nuntius eine andere Fürsorge. Er forderte die Bischöfe auf, daß jeder von ihnen nach seinem Vermögen gegen jeglichen Gewaltact sich waffnen solle, je mit hundert Mann oder mehr.

Der Reichstag trat wieder zusammen. Die heftigen Reden erneuerten sich. Die Sache zog sich hin bis tief in die Nacht auf den Ostertag, den 16. April. Dreimal in dieser selben Nacht stand alles zum Umsturze. Dennoch gelang es endlich dem Könige, völlig durchzudringen. Beim Morgengrauen des Ostertages bat er die Senatoren, nun die letzte Hand ans Werk zu legen, zum Dienste Gottes und der gemeinsamen Sache. Kein Widerspruch ward laut. Alle stimmten einhellig zu. Der Reichstag ward geschlossen.[3])

* * *

Der Marquis Vitry hatte bis zuletzt das Aeußerste aufgeboten. Er hatte das Silbergeräth seiner täglichen Tafel aufgewendet.[4]) Und dennoch vergeblich.

In der That ward in Versailles die Nachricht des Abschlusses der Allianz von Polen mit dem Kaiser aufgenommen wie diejenige einer Niederlage. Sie durchkreuzte einen der wichtigsten Plane des Hauses Bourbon. Zeichnen wir diesen Plan mit den Worten des an Ort und Stelle beobachtenden venetianischen Botschafters Foscarini.[5]) „Das französische Ministerium, sagte er, sah mit Ingrimm, daß durch den hochherzigen Entschluß des Polenkönigs die umfassenden Hoffnungen für den Ruhm und die Größe des allerchristlichsten Königs zusammenfielen. Er häufte seine Truppen sorgfältig in Lagern an der Westgrenze, um im gegebenen Falle bereit zu stehen, den

[1]) Contarinis Bericht vom 17. April: Insorsero tali e cosi stravaganti sconcerti dal partito contrario e da maligni eccitati, che posta la mano alle sciable poco manco che un grave e sanguinoso scempio fra medesimi Senatori non succedesse.

[2]) Derselbe Bericht.

[3]) Contarinis Bericht vom 17. April: Ma finalmente sul far del giorno abbracciati e pregati dal Rè i Senatori tutti a voler dar l'ultima mano a cosi ben incaminato affare in servigio di Dio e della causa commune, tutti concordemente approvarono, e fù conclusa la Dieta.

[4]) Contarinis Bericht vom 1. Mai.

[5]) Barozzi e Berchet, Francia, t. III, p. 422.

Siegeslauf der Barbaren zu hemmen, und sie dann mit vereinigten Waffen aus dem Reiche bis an ihre Grenzen zurückzutreiben. Das Ziel dabei war, die römische Königskrone davon zu tragen, oder vielleicht, wenn Leopold abgesetzt würde, mit der Zustimmung der gesammten, durch die Waffen Frankreichs vertheidigten Christenheit, die Kaiserwürde selbst." Die Vorbedingung für den Plan Ludwigs XIV. war daher die Niederlage der kaiserlichen Macht. Die Aussicht auf dieselbe rückte in die Ferne durch die polnische Allianz.

Dazu noch fügte sich für Versailles der Verdruß, daß nicht blos das Bemühen des Marquis Vitry in Warschau, obwohl gescheitert, doch der Welt offenkundig vorlag, und daß der König selber gezwungen war, diesen seinen Vertreter nicht in ehrenvoller Weise heimzurufen. Er suchte den Schein durch Worte zu wahren. Er befahl dem Botschafter, eine Abschieds-Audienz zu verlangen, und schrieb ihm für dieselbe eine Rede vor, die alles, dessen der Botschafter überwiesen war, ableugnete. [1]) Vitry erhielt die Audienz, nicht jedoch vor dem Könige allein, sondern vor einem Gefolge mit ihm. Er redete, wie ihm vorgeschrieben war. Er gebrauchte die Worte: Comme on a voulu noircir ma réputation par des suppositions et des calomnies, je suis obligé de déclarer à V. M., en présence de ces Messieurs qui représentent le Sénat, qu'il n'y a rien de si faux que ce qu'on m'a voulu imputer d'avoir voulu faire passer cette couronne dans d'autres mains. Er schloß damit, daß er für sein Thun nur seinem eigenen Könige verantwortlich sei. — Der König von Polen verharrte in majestätischem Schweigen: er würdigte den Redner nicht Eines Wortes. Der Kanzler jedoch erwiederte dann dem Botschafter: Niemand werde verneinen können, daß das zwischen dem Kaiser und Polen geschlossene Bündniß zum Heile der Christenheit gereiche. Dieses Bündniß habe der Botschafter durch unerlaubte Kunstgriffe und Listen zu stören gesucht. „Dennoch, schloß der Kanzler, werden aus Rücksicht auf den durchlauchtigsten König von Frankreich, Ew. Excellenz nunmehr in Gnaden entlassen." [2])

Vitry suchte nicht bei der Königin um eine Abschieds-Audienz nach, weil sie bei den Franzosen angesehen wurde als die Urheberin des Umschwunges in Polen zu Gunsten des Kaisers. Der kleinliche Zorn war machtlos gegenüber der gewichtigen Thatsache dieser Allianz.

* * *

Der Eingang dieses Vertrages [3]) selbst legt die hauptsächlichen Motive dar. „Der König und die Republik Polen, heißt es darin, haben sich von der Nothwendigkeit dieses Bündnisses überzeugt, weil sie die nahe Gefahr als die eigene erachten mußten, und vorausſahen, daß der mit den Türken geschlossene, aber durch viele Einbrüche ihrerseits geschädigte Friede nicht fortbestehen könne. Ganz besonders aber trat diese Nothwendigkeit ihnen nahe, da die väterliche Sorgfalt des gemeinsamen

[1]) Das Schreiben deutsch im Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 571.

[2]) Contarinis Bericht vom 19. Juni: (Il Rè) non volse honorarlo di risposta alcuna. Vitry ließ seine Rede drucken, wie sie dem Befehle Ludwigs XIV. entsprach; jedoch ist Contarini der Meinung, daß das Gedruckte ausführlicher sei, kurz, daß Vitry nicht gewagt habe, so viel zu sagen. — Uebrigens vergl. auch Pufendorf, lib. XVIII, § 86, p. 1466.

[3]) Bei Du Mont, t. VII², p. 60.

Vaters der Christenheit, des Papstes Innocenz XI., bereits seit einigen Jahren nicht abgelassen hat, den hochherzigen Sinn des Königs und die Frömmigkeit der Reichsstände von Polen, durch seine warmen, eifrigen und häufigen Mahnungen zu diesem heiligen Kriege anzufeuern und zur Führung desselben seine Subsidien zu verheißen."

Nach dem Vertrage soll der Kaiser 60.000 Mann ins Feld stellen, der König von Polen 40.000 Mann, in getrennter Kriegführung. Wenn aber Krakau oder Wien von den Türken belagert würde, so soll der Eine dem Anderen mit der gesammten Heeresmacht zu Hilfe kommen. Für die Kosten der Rüstung übersendet der Kaiser sofort nach Polen 200.000 Thaler, ohne eine Wiedererstattung zu beanspruchen. Der Kaiser verzichtet auf seine Forderungen vom schwedisch-polnischen Kriege her. Die Zehnten einer Reihe von Kirchen in Italien, zum Betrage von 300.000 Thalern, werden auf ein Jahr der Krone Polen überwiesen.

Dann folgt der wichtige, von polnischer Seite verlangte, von dem Kaiser zugestandene Satz über den in die Hände des Papstes Innocenz XI. zu leistenden Eid.

„Damit aber dieses heilige und fromme Werk mit größerer Kraft und durch ein unlösbares Band befestigt werde: so nehmen beide Theile in Ehrfurcht den gemeinsamen Vater, den Papst, an als den Protector, als den Bürgen, und kraft der Bürgschaft als den Sachwalter des Bündnisses, ihn so wie seine Nachfolger, die Päpste, indem sie außer Zweifel stellen, daß Se. Heiligkeit dahin wirken werde, daß keine der beiden Parteien es jemals gereue, den väterlichen und warmen Ermahnungen Sr. Heiligkeit ein williges Ohr dargeboten und söhnliche Folge geleistet zu haben."

Die Antwort des Papstes Innocenz XI. an den Kaiser auf die Nachricht des Bündnisses war eine abermalige Sendung von 100.000 Kronen an den Nuntius. Die Subsidien für Polen erfolgten gesondert.

Dem Allianz-Vertrag lag die vereinbarte Formel des Eides bei, welchen der Cardinal Pio im Namen und aus der Seele des Kaisers Leopold, und der Cardinal Barbarini im Namen und aus der Seele des Königs von Polen, in die Hände des Papstes Innocenz XI., für die getreue Beobachtung der Allianz in allen ihren Punkten abzulegen hatten. Die Eidesablegung erfolgte in Rom, am 16. August. Die beiden Cardinäle, entblößten Hauptes, knieten nieder und leisteten den Eid auf das heilige Evangelium. Der Papst erwiederte: „Mit dem sehnlichen Wunsche, daß, was die genannten durchlauchtigsten Fürsten in ihrem Bündnisse gegenseitig vereinbart haben, zum Heile des christlichen Gemeinwesens pflichtmäßig ausgeführt werde, versprechen wir im Namen des apostolischen Stuhles, daß wir mit väterlicher Bemühung und allem Eifer und Fleiße handeln werden, damit das genannte Bündniß und die einzelnen Bestimmungen desselben von beiden Seiten gewissenhaft, heilig und unverletzlich beobachtet und erfüllt werden." Dann zog der Papst vor Freude über das Gelingen des Werkes, das in erster Linie das seinige war, die beiden Cardinäle in seine Arme. [1])

[1]) Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 609. — Die Antwort des Papstes in Anlage IV

Fünftes Capitel.

Der Türkenkrieg des Jahres 1683 bis zur Flucht des Kaisers Leopold aus Wien, am 7. Juli.

Der Graf Caprara fügte seiner inhaltschweren Nachricht vom 4. Januar die dringende Bitte hinzu: der Kaiser möge sofort ein Heer ins Feld stellen, bevor die Türken nach Ungarn gelangen. „Glauben mir E. K. M., sagt er, daß Gott Ihnen das Schwert in die Hand drückt, auf daß Sie mit Einem Streiche mehr als einen Schritt zugleich thun. Immerhin macht man hier alle Anstrengungen, viele Mannschaft zusammen zu bringen; aber man kann damit nicht auch bewirken, daß sie gut ist."

Das Ausstecken des Roßschweifes verzog sich bis zum 21. Januar. Dann geschah es in der Morgenfrühe mit den üblichen Feierlichkeiten, erst beim Sultan, dann bei dem Großwesir Kara Mustafa, bei dem Aga der Janitscharen, und endlich bei den übrigen Paschas. Dies Ausstecken des Roßschweifes war an sich nicht eine Kriegserklärung, sondern die Ankündigung des Auszuges nach dem Ablaufe von vierzig Tagen, und zwar nach Belgrad. Caprara und Kuniz erlangten nicht die Pässe zur Abreise; jedoch waren sie persönlich frei, erhielten Verpflegung, und wurden höflich behandelt. Caprara hatte sogar zu seiner Sicherheit eine Wache von Janitscharen, die ihn auch beim Ausreiten begleitete. „Ich sehe dem geringeren Volke an, meldet er, daß man bei meinem Anblicke Verwünschungen zwischen den Zähnen murmelt; aber man wagt nicht, sie laut auszusprechen, aus Furcht vor meiner Begleitung von Janitscharen." [1])

Es würde nicht richtig sein, sich die damalige Türkenmacht als ungeordnet und regellos vorzustellen. Der fanatische Antrieb zum Kriegführen, die Hoffnung auf das sofortige Ein-

[1]) Relazione particolare, zum 15. Februar.

gehen ins Paradies durch den Tod für den Islam, war noch nicht erloschen, und wurde von den Predigern nachdrücklich angerufen. Diese Idee hatte ja vor Allem beigetragen, die Eroberungen so vieler einst christlichen Länder zu befördern. Aber, wie das Reich äußerlich weit ausgedehnt, so imponirte damals auch der innerliche Zustand. „Wer die türkische Regierungsweise näher ansieht, meint damals Caprara, ihre Erziehung, ihre Wahl der Persönlichkeiten, die Verwendung der Einzelnen, der wird sich nicht mehr verwundern, daß ihre Herrschaft so empor gekommen, und wird sich nicht der Besorgniß erwehren können, daß sie noch höher steigen werde, obwohl ein innerer Feind bereits an ihr nagt, nämlich der Luxus, und obwohl das Glück sie der Mäßigung entwöhnt hat, durch welche sich wesentlich die erhaltende Kraft bethätigt. — Man muß ihre Pünktlichkeit bewundern, muß staunen, daß alles gelenkt wird wie an einem seidenen Faden. An alles wird gedacht und für alles vorgesorgt." [1])

Um so schärfer beobachtete Caprara die Kriegstüchtigkeit der Mannschaft. Er wiederholt unabläßig, daß er sie seinen Erwartungen nicht entsprechend finde. „Die Rede aller Kriegskundigen hier, meldet er, geht dahin, daß noch niemals so umfassende Kriegsvorbereitungen getroffen worden sind. Allein eben so sehr auch kommen sie darin überein, daß die Mannschaft nicht gut ist, und der Kriegserfahrung ermangelt. Dies ist um so leichter zu erklären, da auch die Janitscharen selbst Handel und Handwerk betreiben." [2])

In Erwägung dessen, was Caprara in Adrianopel mit Augen sah, wiederholt er in jedem seiner Berichte den dringenden Rath und die flehende Bitte, daß die kaiserliche Armee bald und, wo möglich, früher als die Türken im Felde erscheinen möge. Denn der ganze Kriegszug sei nur das Werk des Großwesirs Kara Mustafa, wider den Willen Aller, die dennoch nicht wagen, ihrem Verdrusse Ausdruck zu geben. Aber auch der Großwesir selber fühle sich nicht ruhig. Er habe sich einen Traumdeuter kommen lassen, und, nach verschiedenen anderen Reden, von ihm die Auslegung eines Traumes verlangt. Als der Traumdeuter der Forderung ausgewichen, habe der Großwesir einen anderen kommen lassen, und diesen durch große Verheißungen bewogen, zu reden. Die Deutung aber sei dahin gegangen, daß der Großwesir aus dem Kriege in Ungarn nicht wiederkehren werde. — Es würde daher, meint Caprara, ein wichtiges Moment sein, wenn der Sultan und der Großwesir bei ihrer Ankunft in Belgrad schon dort das Gerücht der kaiserlichen Rüstungen vernähmen. Ein solches Gerücht würde der Umgebung des Sultans die Zungen lösen. Sie würden ihm vorhalten, daß der Krieg unzeitig unternommen sei. Es würde ihnen gelingen, den Großwesir zu Grunde zu richten, und damit würde gleich im Beginne ein guter Friede der Sache wieder ein Ende machen. [3])

Es war damals in Europa vielfach das Gerücht verbreitet, daß auch der Mufti (Oberpriester) sein Fetwa (Gutachten) gegen den Krieg gegeben habe. [4]) Caprara und Kuniz im Lager von Adrianopel, so wie der venetianische Botschafter Donado in Constantinopel, schweigen darüber. Dagegen wurde später, nach dem unglücklichen

[1]) Relazione particolare, zum 15. Februar: E bisogna ammirare la puntualità di costoro, e come con un filo di seta tutto governano, a tutto pensano, ed a tutto provedono.

[2]) Capraras Bericht vom 24. Januar.

[3]) Die Berichte Capraras vom 24. Januar, 2. und 5. Februar 1683.

[4]) Wagner t. I, p. 580.

Ausgange des Feldzuges von 1683, unter den Türken geltend gemacht: dies sei die Strafe des Himmels für einen ungerechten Krieg; denn der Koran untersage den Angriff gegen Denjenigen, welcher um den Frieden bitte. [1] — Vorher scheinen solche Stimmen weniger laut geworden zu sein: vielmehr las der Hof-Astrologe des Sultans aus den Sternen ein für die Pforte günstiges Jahr. [2]

Dagegen erfuhr Caprara, daß der Sultan Mohammed IV. in Adrianopel sich herbeigelassen, ein Handschreiben an den König von Frankreich zu richten, daß eben so auch Kara Mustafa geschrieben, und beide Briefe durch einen Courier befördert habe. Der Inhalt derselben war, wie Caprara erfuhr, die Aufforderung, daß der König dem Kaiser nicht zu Hilfe komme, vielmehr durch eine Diversion die Vertheidigungskraft des Kaisers lähme. [3] — Die Aufforderung gelangte also an Ludwig XIV. etwa zur selben Zeit mit der Mahnung des Papstes Innocenz XI. Die Thatsachen der Folgezeit ergeben, daß die eine über ihn nicht mehr vermochte als die andere, daß er nur dem eigenen Plane folgte, nach welchem Mohammed IV. und Kara Mustafa arbeiten würden für ihn.

Caprara dagegen ging bei jenen Bitten und Mahnungen an den Kaiser. zu einer offensiven Kriegführung wider die Türken von dem Gedanken aus, daß bereits ein Abkommen mit Frankreich getroffen sein werde. Eben weil dies nicht geschehen war und bei der Lage der Dinge sich dafür gar keine Aussicht bot, bestritt der spanische Botschafter Borgomainero in Wien jede Möglichkeit einer offensiven Kriegführung. [4] Im Breisgau standen 11.000 Mann Infanterie und 7000 Mann Cavallerie, andere Truppen befanden sich in Tirol. Sie wurden nicht sofort zurückberufen. Den Türken gegenüber schien man sich beschränken zu müssen auf die Defensive. Und hier erfordert vor Allem die Stadt Wien unsere Aufmerksamkeit.

* * *

War es denn im Beginne des Jahres 1683 schon gewiß, daß der Anzug der Türken einer Belagerung von Wien gelten werde? Wir haben uns hinein zu denken in jene Tage der Ungewißheit, des Zweifels über diese wichtige Frage. Die Besorgniß erhob sich nicht erst im December 1682. Bei den Gerüchten von den ungeheueren Rüstungen der Türken war der Gedanke an die Möglichkeit einer abermaligen Belagerung von Wien schon im September 1682 aufgetaucht und erörtert. Am 13. September 1682 ward den Bewohnern der Vororte von Wien kund gemacht, daß die Sicherheit der Stadt das Niederwerfen der Vororte erfordern könne, und daß sie darum Fürsorge zu tragen hätten für ihr Eigenthum. Es begannen zugleich Uebungen der Bürgerschaft in den Waffen, so wie Arbeiten zur stärkeren Befestigung des Burgthores. [5] Lebhafter wurden die Vorbereitungen in Folge der Nachrichten im November und December 1682. Der Gemeinderath von Wien häufte große Quantitäten von Mehl auf. Im December begann man die Gräben um die Stadt auszutiefen, die

[1] Bericht Donados in Turchia, t. II, p. 346.
[2] Die Berichte von Kuniz im Februar.
[3] Relazione particolare, zum 22. März.
[4] Contarinis Bericht vom 16. Januar.
[5] Berichte des hessen-d. Gesandten Passer, im Archive für die Kunde öst. Geschichtsquellen, Bd. XXVII², S. 353 u. f.

Böschungen steiler zu machen, die bedeckten Wege auszubessern. Die niedere Bevölkerung befand sich in nicht geringer Besorgniß vor den schweren Arbeiten, die über sie kommen würden, im Falle daß, wie man erwartete, der Gemeinderath die Pflicht der Bürgerschaft für die Vertheidigung der Stadt beschließe.[1]) Die Niederwerfung der Vororte wurde wiederholt erwogen. Es sollte dann ein starker Zaun von Palissaden die Stadt in weitem Umkreise umschließen. Aber die Vororte enthielten so viele schöne Paläste, so viele prächtige Gärten, und die Besitzer derselben erhoben dringende Einwände. Man konnte noch den Entschluß nicht fassen.[2])

Die Entschiedenheit, die Schärfe, die in einer so schweren Zeit erforderlich, ließen noch für längere Zeit sich nicht erkennen. Es kam jedoch vor, daß der Kaiser direct eingriff. Er ließ aus dem Erdgeschosse des Palastes des Markgrafen Hermann von Baden, Präsidenten des Hofkriegsrathes, zur Verwunderung und zum Entsetzen desselben, einen Juden herausnehmen, gegen den die Anklage erhoben war, daß er ärarische Munition an die Rebellen verkauft habe. „Alltäglich, fügt Contarini seinem Berichte darüber hinzu, kommen Gaunereien an den Tag, die, weil sie bei der Beschaffenheit der hiesigen Regierung nicht mit der gebührenden Strenge bestraft werden, endlos wuchern, zum Schaden und Verluste des Kaisers."[3]) Dies zeigte sich besonders bei der Einhebung der einpercentigen Steuer von allem Eigenthum, die der Kaiser mit der Zustimmung des Landtages von Niederösterreich ausgeschrieben hatte. Die Einnahme entsprach weitaus nicht dem Voranschlage, weil es sich erfand, daß gerade die Reichsten und darum zunächst Verpflichteten sich der Last zu entziehen wußten.[4])

Der Kaiser persönlich ging voran mit dem Beispiele der Entsagung auf das nicht unmittelbar Nothwendige. Er verzichtete auf die musikalischen Aufführungen, die neben der Jagd sein hauptsächliches Vergnügen ausmachten. Als der Fasching herannahte, wurden die Bälle und andere Lustbarkeiten dieser Art untersagt. Auch Schlittenfahrten wurden nicht gestattet. Bei dem schweren Ernste der Zeit solle nicht für überflüssige Lustbarkeiten Geld ausgegeben werden, sondern für die Befestigung der Stadt. Die Arbeiten daran wurden jedoch zu Ende Januar und Anfang Februar gehindert durch Frost und Schnee. Viele murrten überhaupt dagegen. Man solle, meinten sie, lieber alle verfügbaren Mittel aufwenden für die Feldarmee. Die Meinung läßt abermals den Zweifel erkennen, ob denn auch wirklich die Stadt Wien bedroht sein werde. Daß dieser Zweifel noch lange vorhielt, liegt in der Natur der Dinge begründet, und eben daher auch die Consequenz, daß für die Wehrhaftmachung der Stadt so Manches unterblieb.

* * *

Denn dazu kam, daß auch noch bis in das Jahr 1683 hinein eine Partei am kaiserlichen Hofe noch immer fest hielt an dem Gedanken: es werde nicht zum Kriege kommen: das Unheil lasse sich noch abwenden durch die Vermittelung des Tököly,

[1]) Contarinis Bericht vom 2. Januar 1683.

[2]) Desgl. vom 9. Januar.

[3]) Desgl. vom 9. Januar: Ogni giorno si scoprono maleversazioni, che dalla qualità del Governo non venendo con il dovuto vigore corrette, pullulano in infinito con danno e pregiudizio del Prencipe.

[4]) Desgl. vom 23. Januar: Perche diffraudata dall' avarizia la bontà del Prencipe i più opulenti e più tenuti meno corrispondere si ritrovava.

der selber beflissen sein werde, sich dadurch von beiden Seiten her die Sicherheit des Besitzes von Oberungarn zu erhalten. Der Wortführer dieser Richtung war der spanische Botschafter Borgomainero. Aber er war nicht der Einzige. Auch der Markgraf Hermann von Baden, Präsident des Hofkriegsrathes, dem zunächst die türkischen Angelegenheiten zukamen, urtheilte im selben Sinne. Es liegt darüber aus dem Monate Januar 1683 ein längeres Gutachten von ihm vor.[1]) Dasselbe läßt ersehen, daß die Frage der Aufrichtigkeit in den Anerbietungen des Tököly bereits wiederholt erörtert war, und daß man Anstalten zu treffen gemeint hatte, gegen ihn auf der Hut zu sein. Der Markgraf erkennt dies als nothwendig an, will auch über die Frage der Aufrichtigkeit nicht entscheiden. Allein es war an den Kaiser auch der Vorschlag gelangt, alle Tractaten mit Tököly, als von diesem her betrügerisch und daher höchst gefährlich, fallen zu lassen. Gegen diesen Vorschlag wendet sich der Markgraf. Er räth, nicht blos die Verhandlungen fortzusetzen, sondern, wenn es nicht anders geschehen könne, die durch Saponara überbrachten Forderungen Tökölys sämmtlich zu bewilligen.

Er begründet dies wie folgt. „Zugleich nach Osten und nach Westen Krieg zu führen, übersteigt unsere Kräfte. Nach einer der beiden Seiten hin muß der Friede erstrebt werden. Wenn nach Westen hin ein Friede, universell und sicher, erlangt werden könnte: so wäre er vorzuziehen. Ein solcher Friede mit dem Könige von Frankreich ist aber nicht zu erreichen; deshalb ist der Türkenfriede vorzuziehen, wäre es auch mit den Bedingungen, welche die Rebellen verlangen. Darum darf man auch bei den Instructionen, mit welchen Tököly, gemäß seinen Mittheilungen an Saponara, nach dem Landtage von Kaschau, seine Boten an die Pforte senden will, ein besonderes Bedenken nicht haben."

Tököly hatte den erwähnten Landtag einberufen zum Beginne des Jahres 1683. In seiner Rede an die Stände dort hob er hervor, daß in dem Feldzuge des letzten Sommers Ungarn durch die Hilfe der ottomanischen Pforte wieder empor gekommen, daß dann jedoch, mit Genehmigung des Wesirs von Ofen, ein Stillstand mit dem Kaiser abgeschlossen sei, zu dem Zwecke, daß während desselben der Friede zwischen den zwei mächtigen Monarchen vorbereitet werden könne. Da nun der Kaiser Leopold ihn zum Vermittler dieses Friedens erwählt: so werde er zu diesem Zwecke ehestens eine Gesandtschaft an die Pforte schicken, und ermahne die Stände, auch ihrerseits in diesem Sinne zu wirken. — Die Landstände, in der Hoffnung auf den Frieden, leisteten die Huldigung.

Es war freilich ein schlechtes Vorzeichen für den gehofften Frieden, daß auch während des scharfen Frostes im Januar die Türken wiederholte Versuche machten, sich der beiden Inseln Schütt zu bemächtigen.

Diejenigen Staatsmänner in Wien, welche, wie der Spanier Borgomainero und der Markgraf Hermann, das Vertrauen auf Tököly nicht aufgaben, sahen den Verlauf der Dinge in Kaschau als günstig an. Borgomainero meinte, daß auch der glückliche Fortgang der Dinge in Polen für seine Ansicht spreche. Eben dies nöthige den Tököly, auf ein Asyl bedacht zu sein,. wenn etwa ihm der Schutz der Türken fehlen sollte. — Andere kamen bei dieser Lage der Dinge zu der entgegen gesetzten Ansicht. Am 30. Januar meldet Contarini aus Wien: „Das Verhältniß, in welchem Tököly

[1]) Markgräfl. Badensches Gutachten über des Saponara Relation vom 7. Januar (nicht weiter datirt, aber augenscheinlich vom Januar 1683) im k. k. Archive.

zu der Pforte steht, gestattet nicht, seinen Verheißungen und Erbietungen irgend welchen Glauben beizumessen. Er kann nicht mehr einen anderen Willen haben als denjenigen der Pforte, der er sich unbedingt ergeben hat." [1]) „Es ist an diesem Tököly, fügt der Venetianer einige Tage später hinzu, nichts Großmüthiges, wie man doch sonst wohl an Eroberern findet: indem er alles an sich zu ziehen sucht, wird er der Habgier und des Hochmuthes angeklagt." [2]) Wir werden bald sehen, daß Contarini mit dieser Bezeichnung den Charakter des Tököly nicht erschöpft.

Tököly entsendete seine Boten an die hohe Pforte. Allein sie hatten den Auftrag zur Vermittelung des Friedens mit dem Kaiser eben so wenig oder weniger noch, als Ludwig XIV. in diesem Sinne wirkte. Dieser König machte damals die von den Türken geforderte Genugthuung für die Beschießung von Chios, und später auch von Algier, vollkommen. Der Kaimakam in Constantinopel meldete nach Adrianopel dem Großwesir die Mittheilung des französischen Gesandten, daß der König den Admiral Du Quesne wegen der Attentate gegen Chios und Algier seiner Stelle enthoben und ins Gefängniß gesetzt habe. [3])

* * *

Wichtiger jedoch war der Antrieb, der von Tököly ausging. Und zwar liegen darüber von zwei Seiten die im Wesentlichen übereinstimmenden Berichte vor.

Der Venetianer Donado berichtet nach den Mittheilungen der Türken, daß noch im Februar und März in dem Lager von Adrianopel die Meinungen geschwankt hätten, ob man etwas über Raab hinaus unternehmen solle. Den Ausschlag für die Entscheidung des Sultans, Wien selber anzugreifen, habe der Rath und die Aufforderung des Tököly gegeben. Zu seinem Hinweise, daß die Stadt wie mit Einem Griffe zu nehmen, habe sich die Hoffnung auf die dort angehäuften Reichthümer und Schätze gesellt. [4])

Damit ist der Grundzug angegeben. Genauer und bestimmter erfahren wir das Verhältniß von Caprara und Kuniz.

Das Verhalten des Agenten des Tököly bei der Pforte noch vor der Ankunft jener Boten nach dem Landtage von Kaschau, hatte längst ihren dringenden Verdacht wachgerufen. Von Wien aus hatten sie die Weisung, daß Tököly die Vermittelung des Friedens auf sich genommen; aber dort, im Lager von Adrianopel, vermied sein Agent, mit ihnen zusammen zu treffen. Um so eifriger spürten sie den Schriften und Reden desselben nach. Sie erfuhren, daß Tököly meldete: von Seiten des Kaisers sei alles ganz still: überhaupt glaube man, daß in der Christenheit große Furcht herrsche, weil man von der Vorbereitung einer Gegenwehr nichts sehe, noch höre. „Hieraus erhellt klar, fügt Kuniz seinem Berichte aus Adrianopel vom 1. März hinzu, daß die Partei Tököly in jeder Weise die Pforte zum Kriege anzufeuern sucht. Wer will denn nun glauben, daß solche Persönlichkeiten Friedensvermittler sein können? Es wäre zu wünschen, daß man diesen falschen Vermittler bei Seite ließe, und für die Herstellung des Friedens lediglich auf die kaiserlichen Waffen vertrauete." [5])

[1]) Contarinis Bericht vom 30. Januar.

[2]) Desgl. vom 6. Februar: Mentre con attrahere tutt'a se e d'avarizia e di superbia era accusato.

[3]) Die Berichte von Kuniz im Februar.

[4]) Barozzi e Berchet, Turchia, t. III, p. 345.

[5]) Bericht des Kuniz vom 1. März.

der selber beflissen sein werde, sich dadurch von beiden Seiten her die Sicherheit des Besitzes von Oberungarn zu erhalten. Der Wortführer dieser Richtung war der spanische Botschafter Borgomainero. Aber er war nicht der Einzige. Auch der Markgraf Hermann von Baden, Präsident des Hofkriegsrathes, dem zunächst die türkischen Angelegenheiten zukamen, urtheilte im selben Sinne. Es liegt darüber aus dem Monate Januar 1683 ein längeres Gutachten von ihm vor.[1]) Dasselbe läßt ersehen, daß die Frage der Aufrichtigkeit in den Anerbietungen des Tököly bereits wiederholt erörtert war, und daß man Anstalten zu treffen gemeint hatte, gegen ihn auf der Hut zu sein. Der Markgraf erkennt dies als nothwendig an, will auch über die Frage der Aufrichtigkeit nicht entscheiden. Allein es war an den Kaiser auch der Vorschlag gelangt, alle Tractaten mit Tököly, als von diesem her betrügerisch und daher höchst gefährlich, fallen zu lassen. Gegen diesen Vorschlag wendet sich der Markgraf. Er räth, nicht blos die Verhandlungen fortzusetzen, sondern, wenn es nicht anders geschehen könne, die durch Saponara überbrachten Forderungen Tökölys sämmtlich zu bewilligen.

Er begründet dies wie folgt. „Zugleich nach Osten und nach Westen Krieg zu führen, übersteigt unsere Kräfte. Nach einer der beiden Seiten hin muß der Friede erstrebt werden. Wenn nach Westen hin ein Friede, universell und sicher, erlangt werden könnte: so wäre er vorzuziehen. Ein solcher Friede mit dem Könige von Frankreich ist aber nicht zu erreichen; deshalb ist der Türkenfriede vorzuziehen, wäre es auch mit den Bedingungen, welche die Rebellen verlangen. Darum darf man auch bei den Instructionen, mit welchen Tököly, gemäß seinen Mittheilungen an Saponara, nach dem Landtage von Kaschau, seine Boten an die Pforte senden will, ein besonderes Bedenken nicht haben."

Tököly hatte den erwähnten Landtag einberufen zum Beginne des Jahres 1683. In seiner Rede an die Stände dort hob er hervor, daß in dem Feldzuge des letzten Sommers Ungarn durch die Hilfe der ottomanischen Pforte wieder empor gekommen, daß dann jedoch, mit Genehmigung des Wesirs von Ofen, ein Stillstand mit dem Kaiser abgeschlossen sei, zu dem Zwecke, daß während desselben der Friede zwischen den zwei mächtigen Monarchen vorbereitet werden könne. Da nun der Kaiser Leopold ihn zum Vermittler dieses Friedens erwählt: so werde er zu diesem Zwecke ehestens eine Gesandtschaft an die Pforte schicken, und ermahne die Stände, auch ihrerseits in diesem Sinne zu wirken. — Die Landstände, in der Hoffnung auf den Frieden, leisteten die Huldigung.

Es war freilich ein schlechtes Vorzeichen für den gehofften Frieden, daß auch während des scharfen Frostes im Januar die Türken wiederholte Versuche machten, sich der beiden Inseln Schütt zu bemächtigen.

Diejenigen Staatsmänner in Wien, welche, wie der Spanier Borgomainero und der Markgraf Hermann, das Vertrauen auf Tököly nicht aufgaben, sahen den Verlauf der Dinge in Kaschau als günstig an. Borgomainero meinte, daß auch der glückliche Fortgang der Dinge in Polen für seine Ansicht spreche. Eben dies nöthige den Tököly, auf ein Asyl bedacht zu sein, wenn etwa ihm der Schutz der Türken fehlen sollte. — Andere kamen bei dieser Lage der Dinge zu der entgegen gesetzten Ansich[t] Am 30. Januar meldet Contarini aus Wien: „Das Verhältniß, in welchem Tök[ö]

[1]) Markgräfl. Badensches Gutachten über des Saponara Relation vom 7. J[a]
weiter datirt, aber augenscheinlich vom Januar 1683) im k. k. Archive.

zu der Pforte sicht, gestattet mehr, seinen Verheißungen und Schwüren irgend welchen Glauben beizumessen. Er kann nicht mehr einen anderen Willen haben als denjenigen der Pforte, der er sich unbedingt ergeben hat." „Es ist an diesem Tekkly, fügt der Venetianer einige Tage später hinzu, nichts Großmüthiges, wie man doch sonst wohl an Rebellen findet: indem er alles an sich zu ziehen sucht, muß er der Habgier und des Hochmuthes angeklagt." Wir werden bald sehen, daß Contarini mit dieser Bezeichnung den Charakter des Tekkly nicht erschöpft.

Tekkly entsendet seine Boten an die hohe Pforte. Allein sie kamen den Anerbieten zur Vermittelung des Friedens mit dem Kaiser eher so wenig als vorteilhaft nach, als Ludwig XIV. in diesem Sinne wirkte. Dieser König machte Venedig die von den Türken gewünschte Genehmigung für die Besitznahme von Chios, und schloß auch mit Algier vollkommen. Der Venetianer in Konstantinopel meldete nach Adrianopel dem Gerüchte der Mittheilung des französischen Gesandten, daß der König den Abmarsch der Flotte wegen der Attentate gegen Chios und Algier seiner Stadt erschwert und ins Gedächtniß gerufen habe.

* * *

Wichtiger jedoch war der Antrag, der vom Tekkly ausging. Und ganz Legen darüber von zwei Seiten die im Wesentlichen übereinstimmenden Berichte vor.

Der Venetianer Donato berichtet nach den Mittheilungen des Tekkly, daß noch im Februar und März in dem Lager von Adrianopel die Meinungen getheilt hätten, ob man etwas über Land hinaus unternehmen solle. Der Ausschlag für die Entscheidung des Sultans, Wien zu belagern, habe der Rath und die Aufforderung des Tekkly gegeben. In seinem Interesse, daß die Stadt nur mit Sturm zu nehmen, habe er die Hoffnung auf die dort angehäuften Reichthümer und Schätze gestellt.

Dann ist der Feldzug angegeben. Genaues und Bekanntes erfahren wir das Verhältniß von Caprara und Lamy.

Das Verhalten des Agenten des Tekkly bei der Pforte nach der Ankunft jener Boten nach dem Lager von Kirchen, hatte längst einen bedenklichen Verdacht wachgerufen. Von Wien aus hatten sie die Meinung, daß Tekkly die Vermittelung des Friedens auf sich genommen: aber dort, im Lager von Adrianopel, vernahm sein Agent, mit einem zusammen zu treffen. Um so aufmerksamer hörten sie den Berichten und Reden desselben nach. Sie erfuhren, daß Tekkly wieder von Seiten des Kaisers sei alles ganz still, überhaupt glaube man, daß in der Christenheit große Furcht herrsche, weil man von der Verbindung einer Gegenwehr nichts höre. Hieraus erhellt klar, sagt Lamy seinem Berichte aus Adrianopel vom 7. März bei, daß die Partei Tekkly in jeder Weise die Pforte zum Kriege aufzumuntern sucht. Wer will denn nun glauben, daß solche Persönlichkeiten [illegible] kommen? Es wäre zu wünschen, daß man [illegible] Vermittler des Friedens sei, und für die Herstellung des Friedens [illegible] ihren Dienst anbiete.

[illegible] Contarinis Berichte [illegible]

[illegible] Sobieski [illegible]

[illegible] Tekkly [illegible] accusato.

der selber beflissen sein werde, sich dadurch von beiden Seiten her die Sicherheit des Besitzes von Oberungarn zu erhalten. Der Wortführer dieser Richtung war der spanische Botschafter Borgomainero. Aber er war nicht der Einzige. Auch der Markgraf Hermann von Baden, Präsident des Hofkriegsrathes, dem zunächst die türkischen Angelegenheiten zukamen, urtheilte im selben Sinne. Es liegt darüber aus dem Monate Januar 1683 ein längeres Gutachten von ihm vor.[1]) Dasselbe läßt ersehen, daß die Frage der Aufrichtigkeit in den Anerbietungen des Tököly bereits wiederholt erörtert war, und daß man Anstalten zu treffen gemeint hatte, gegen ihn auf der Hut zu sein. Der Markgraf erkennt dies als nothwendig an, will auch über die Frage der Aufrichtigkeit nicht entscheiden. Allein es war an den Kaiser auch der Vorschlag gelangt, alle Tractaten mit Tököly, als von diesem her betrügerisch und daher höchst gefährlich, fallen zu lassen. Gegen diesen Vorschlag wendet sich der Markgraf. Er räth, nicht blos die Verhandlungen fortzusetzen, sondern, wenn es nicht anders geschehen könne, die durch Saponara überbrachten Forderungen Tökölys sämmtlich zu bewilligen.

Er begründet dies wie folgt. „Zugleich nach Osten und nach Westen Krieg zu führen, übersteigt unsere Kräfte. Nach einer der beiden Seiten hin muß der Friede erstrebt werden. Wenn nach Westen hin ein Friede, universell und sicher, erlangt werden könnte: so wäre er vorzuziehen. Ein solcher Friede mit dem Könige von Frankreich ist aber nicht zu erreichen; deshalb ist der Türkenfriede vorzuziehen, wäre es auch mit den Bedingungen, welche die Rebellen verlangen. Darum darf man auch bei den Instructionen, mit welchen Tököly, gemäß seinen Mittheilungen an Saponara, nach dem Landtage von Kaschau, seine Boten an die Pforte senden will, ein besonderes Bedenken nicht haben."

Tököly hatte den erwähnten Landtag einberufen zum Beginne des Jahres 1683. In seiner Rede an die Stände dort hob er hervor, daß in dem Feldzuge des letzten Sommers Ungarn durch die Hilfe der ottomanischen Pforte wieder empor gekommen, daß dann jedoch, mit Genehmigung des Wesirs von Ofen, ein Stillstand mit dem Kaiser abgeschlossen sei, zu dem Zwecke, daß während desselben der Friede zwischen den zwei mächtigen Monarchen vorbereitet werden könne. Da nun der Kaiser Leopold ihn zum Vermittler dieses Friedens erwählt: so werde er zu diesem Zwecke ehestens eine Gesandtschaft an die Pforte schicken, und ermahne die Stände, auch ihrerseits in diesem Sinne zu wirken. — Die Landstände, in der Hoffnung auf den Frieden, leisteten die Huldigung.

Es war freilich ein schlechtes Vorzeichen für den gehofften Frieden, daß auch während des scharfen Frostes im Januar die Türken wiederholte Versuche machten, sich der beiden Inseln Schütt zu bemächtigen.

Diejenigen Staatsmänner in Wien, welche, wie der Spanier Borgomainero und der Markgraf Hermann, das Vertrauen auf Tököly nicht aufgaben, sahen den Verlauf der Dinge in Kaschau als günstig an. Borgomainero meinte, daß auch der glückliche Fortgang der Dinge in Polen für seine Ansicht spreche. Eben dies nöthige den Tököly, auf ein Asyl bedacht zu sein, wenn etwa ihm der Schutz der Türken fehlen sollte. — Andere kamen bei dieser Lage der Dinge zu der entgegen gesetzten Ansicht. Am 30. Januar meldet Contarini aus Wien: „Das Verhältniß, in welchem Tököly

[1]) Markgräfl. Badensches Gutachten über des Saponara Relation vom 7. Januar (nicht weiter datirt, aber augenscheinlich vom Januar 1683) im k. k. Archive.

zu der Pforte steht, gestattet nicht, seinen Verheißungen und Erbietungen irgend welchen Glauben beizumessen. Er kann nicht mehr einen anderen Willen haben als denjenigen der Pforte, der er sich unbedingt ergeben hat." [1]) „Es ist an diesem Tököly, fügt der Venetianer einige Tage später hinzu, nichts Großmüthiges, wie man doch sonst wohl an Eroberern findet: indem er alles an sich zu ziehen sucht, wird er der Habgier und des Hochmuthes angeklagt." [2]) Wir werden bald sehen, daß Contarini mit dieser Bezeichnung den Charakter des Tököly nicht erschöpft.

Tököly entsendete seine Boten an die hohe Pforte. Allein sie hatten den Auftrag zur Vermittelung des Friedens mit dem Kaiser eben so wenig oder weniger noch, als Ludwig XIV. in diesem Sinne wirkte. Dieser König machte damals die von den Türken geforderte Genugthuung für die Beschießung von Chios, und später auch von Algier, vollkommen. Der Kaimakam in Constantinopel meldete nach Adrianopel dem Großwesir die Mittheilung des französischen Gesandten, daß der König den Admiral Du Quesne wegen der Attentate gegen Chios und Algier seiner Stelle enthoben und ins Gefängniß gesetzt habe. [3])

* * *

Wichtiger jedoch war der Antrieb, der von Tököly ausging. Und zwar liegen darüber von zwei Seiten die im Wesentlichen übereinstimmenden Berichte vor.

Der Venetianer Donado berichtet nach den Mittheilungen der Türken, daß noch im Februar und März in dem Lager von Adrianopel die Meinungen geschwankt hätten, ob man etwas über Raab hinaus unternehmen solle. Den Ausschlag für die Entscheidung des Sultans, Wien selber anzugreifen, habe der Rath und die Aufforderung des Tököly gegeben. Zu seinem Hinweise, daß die Stadt wie mit Einem Griffe zu nehmen, habe sich die Hoffnung auf die dort angehäuften Reichthümer und Schätze gesellt. [4])

Damit ist der Grundzug angegeben. Genauer und bestimmter erfahren wir das Verhältniß von Caprara und Kuniz.

Das Verhalten des Agenten des Tököly bei der Pforte noch vor der Ankunft jener Boten nach dem Landtage von Kaschau, hatte längst ihren dringenden Verdacht wachgerufen. Von Wien aus hatten sie die Weisung, daß Tököly die Vermittelung des Friedens auf sich genommen; aber dort, im Lager von Adrianopel, vermied sein Agent, mit ihnen zusammen zu treffen. Um so eifriger spürten sie den Schriften und Reden desselben nach. Sie erfuhren, daß Tököly meldete: von Seiten des Kaisers sei alles ganz still: überhaupt glaube man, daß in der Christenheit große Furcht herrsche, weil man von der Vorbereitung einer Gegenwehr nichts sehe, noch höre. „Hieraus erhellt klar, fügt Kuniz seinem Berichte aus Adrianopel vom 1. März hinzu, daß die Partei Tököly in jeder Weise die Pforte zum Kriege anzufeuern sucht. Wer will denn nun glauben, daß solche Persönlichkeiten Friedensvermittler sein können? Es wäre zu wünschen, daß man diesen falschen Vermittler bei Seite ließe, und für die Herstellung des Friedens lediglich auf die kaiserlichen Waffen vertrauete." [5])

[1]) Contarinis Bericht vom 30. Januar.
[2]) Desgl. vom 6. Februar: Mentre con attrahere tutt'a se e d'avarizia e di superbia era accusato.
[3]) Die Berichte von Kuniz im Februar.
[4]) Barozzi e Berchet, Turchia, t. III, p. 345.
[5]) Bericht des Kuniz vom 1. März.

Es gelang dem Grafen Caprara, noch Bestimmteres zu erfahren. Am 20. März drängte er seine Meldungen zusammen in einen einzigen Bericht, einen der wichtigsten, die er bis dahin erstattet hatte. Der Bericht betraf namentlich die Sendung jener Boten Tökölys nach Wien, im November, denen dort zu allgemeiner Verwunderung die Ehre einer Audienz in Waffen in der Hofburg zu Theil geworden war. Caprara schreibt darüber wie folgt. [1])

„Tököly meldet nach Wien hin sein Erbieten, den Frieden zu vermitteln. Hierher schreibt er nichts Anderes, als die Mahnung, zeitig im Felde zu sein, damit man, mit Zurücklassung Ungarns, Wien angreifen könne. Er übersendet den Plan der Stadt. Zur Stunde spricht man hier von nichts Anderem. Der Großwesir studirt den ganzen Tag hindurch diesen Plan. Tököly schreibt, daß er die Verhandlungen unternommen hat zu dem Zwecke, um unseren Hof besser einzuschläfern. Er prahlt, daß wir die Stadt unversorgt finden werden, nicht im Stande, sich zu vertheidigen. Er prahlt ferner, daß die Seinigen in den Straßen von Wien einherschreiten, umgürtet mit ihren Säbeln, die deutsches Blut vergossen haben. Er habe sie gesendet, um den Plan der Stadt aufzunehmen. Der Pforte dagegen übermacht er seinen Tribut von 40.000 Thalern."

„Er schreibt ferner dem Großwesir, daß der König von Spanien gestorben, und daß der König von Frankreich gleichzeitig mit den Türken die Länder E. K. M. angreifen wolle, während ich bei jedem Anlasse sage, daß der Friede geschlossen ist. Tököly thut alles dies, um den Glauben zu erwecken, daß E. K. M., von so vielen Seiten angegriffen, desto weniger sich vertheidigen können. Kurz, er bietet alles auf, um das Uebel ärger zu machen, als es ohne ihn sein würde, und der Nachdruck, mit welchem er andringt, und die Hoffnungen auf große Eroberungen, die er bei dem Großwesir anfacht, machen die Krankheit so schwer, daß sie durchaus nur noch mit Feuer und Schwert zu heilen sein wird."

Die Nachrichten, welche Tököly an den Großwesir bringen ließ, mischten mithin Falsches mit dem Wahren. Nicht begründet waren seine Meldungen über die Könige von Spanien und Frankreich — es wäre denn, was immerhin möglich, daß Ludwig XIV., um ihn vorwärts zu treiben, ihm eine solche Aussicht gemacht hätte.

Besonders merkwürdig aber ist die Meldung, daß Tököly jene Gesandtschaft, im November 1682, nach Wien geschickt habe, um den Plan der Befestigungen der Stadt aufzunehmen. Demnach hatte die Gesandtschaft nur als Maske gedient für die Thätigkeit des Kapuziner-Ingenieurs. [2])

* * *

In denselben Tagen, als Caprara diese Meldung nach Wien hin entsandte, brach von Adrianopel aus der ungeheure Türkenschwall in der Richtung nach Belgrad hin auf. Es wehte ein Sturm, der dem Sultan den Turban vom Kopfe riß. Da dies als ein übles Vorzeichen galt, so ward die Sache von den Türken wiederholt geleugnet. [3])

[1]) Anlage I.

[2]) Il capuccino ingegnere. Diese Bezeichnung führt er bei Contarini, also wohl durchweg bei den Zeitgenossen.

[3]) Benaglias Reisebeschreibung, S. 103. — Relazione particolare, fol. 97.

Es gelang dem Internuntius Caprara, aus einem Verstecke dem Auszuge zuzuschauen. Er beobachtete lange Reihen von Handwerkern aller Art, zu 6000 an der Zahl, gemäß der Weise der Türken, im Kriegslager selbst mit allem Nothwendigen versehen zu sein. Die Hauptsache für ihn aber waren die Janitscharen. Er fand die Beobachtungen, die er früher im Einzelnen gemacht, bestätigt durch den Anblick der Gesammtheit, die er nicht über 10.000 anschlug. „Es scheint mir nicht, meldet er, daß sie dem Rufe der einstigen Kriegstüchtigkeit entsprechen, und ich meine, wir haben uns nicht zu fürchten, von ihnen zu Boden geschlagen zu werden, wenn nicht unsere Sünden diesen Jammer über uns verhängen. Damit ist nicht zu leugnen, daß alles in guter Ordnung sich vollzog, daß in der ganzen Pracht, in dem Schmucke, der Kleidung und der Zier der Waffen, die Größe und der Reichthum der osmanischen Macht in stattlicher Weise zu Tage trat." Im weiteren Anschauen und Prüfen der einher ziehenden Schaaren kam Caprara zu der Ansicht, daß mehr als die Hälfte derselben militärisch nicht verwendbar sein würde. [1])

In dem unendlichen Zuge befanden sich, von Adrianopel bis Belgrad, hundert Wagen mit Frauen des Sultans, zur großen Unzufriedenheit der Türken. Sie murrten: der Sultan Murad habe Mißstimmung erregt, weil er Eine Frau mit in den Krieg genommen: nun aber seien deren fast so viele wie Soldaten. In der Wirklichkeit war es nur der Harem des Sultans; denn im Uebrigen war die Mitführung von Weibern beim türkischen Heere eben so wenig gestattet wie Wein und Würfelspiel, zum großen Unterschiede von den europäischen Heeren damaliger Zeit, in denen das dreifache W die Disciplin oft sehr erschwerte. [2]) Die Anwesenheit dieser Frauen des Sultans konnte bedenklich werden im Falle eines Mangels. Doch war auf diesem ersten Zuge die Verpflegung der ungeheueren Masse wohl geordnet. Das Heer verzehrte täglich 32.000 Pfund Fleisch und 60.000 Brote. Es war indessen noch nicht die ganze Masse beisammen, namentlich die asiatischen Völker im Rückstande. Bis der Sultan durchgezogen war, verhinderten die ausgestellten Wachen die Bewohner der am Wege gelegenen Ortschaften an der Flucht. Dann ward ihnen gestattet, ihre Wohnungen anzuzünden und sich zu flüchten, damit sie nicht den nachkommenden Asiaten preisgegeben sein sollten. An jedem Abende wurde nach vorherigem lautem Ausrufe das Gebet in Gemeinschaft verrichtet. Es folgte ein Wunsch für das Wohl des Padischah und dann dreimaliges Allah- und Hu-Geschrei.

In Philippopel kamen die drei Boten des Tököly entgegen, die nach dessen Vorspiegelung bei dem Kaiser und vor dem Landtage in Kaschau, Anträge der Friedensvermittlung überbringen sollten. Unter ihnen befand sich Stephan Szirmay, dessen Sendung zusammen mit Janoki nach Wien, im November zuvor, als Maske gedient hatte, den eigentlichen Plan des Tököly zu verhüllen. Dem Verhalten von damals bei dem Kaiser entsprach nun dasjenige dieser Rebellen-Boten bei den Türken. Sie brachten keine Vorschläge einer Friedensvermittlung. Sie erlegten die Hälfte des Tributes gemäß dem Vertrage vom Jahre zuvor, und redeten dann, nicht im Sinne der Friedensvermittlung, sondern des schnellen Anzugs.

Es bedurfte dessen nicht. Sultan Mohammed IV. und Kara Mustafa waren aus sich selber so eifrig, daß sie auf dem vierzehntägigen Marsche von Adrianopel

[1]) Bericht vom 4. April.

[2]) Relazione particolare, fol. 97 sq.; so wie Benaglias Reisebeschreibung, S. 108 u. f.

bis Sophia nur ungern sich herbeiließen, zwei Rasttage zu vergönnen. Auch von Belgrad aus, hieß es, solle der Marsch gleich weiter gehen. Allein die Eile war auf die Dauer nicht durchführbar. Erst am 30. April traf der unabsehbare Haufe in und um Belgrad ein. Dort mußte man rasten.

In den Meldungen Capraras war, wie wir gesehen, wiederholt die Stadt Wien erwähnt. Dennoch maß er selber dem Gerüchte noch nicht vollen Glauben bei. Eines Tages, noch im April, begegnete der Oberstallmeister des Sultans, einer der Widersacher Kara Mustafas, einem Dolmetsch des Internuntius auf einer Brücke. Der Erstere warf rasch hin: „Sagen Sie Ihrem Chef, er möge sich auf nichts verlassen: der Großwesir wolle auf Wien." — Auf diese Nachricht sagte Caprara: „Ich habe niemals glauben können, daß man mit so mittelmäßiger Macht ein solches Wagestück unternehmen werde; aber es kann ja sein, daß ihr Hochmuth sie zur Verwegenheit hinreißt. Wenn daher nicht Gott eine schwere Züchtigung über uns verhängt hat, so muß ihnen das fehl schlagen." — In seinem Tagebuche fügt er hinzu: „Ich habe nicht unterlassen, meiner Meldung darüber nach Wien den Ursprung der Nachricht beizufügen, damit sie dort sehen, daß ich nicht einen Einfall von mir berichte." [1]) Wir werden bald sehen, daß Caprara auch so noch an der Wahrheit zweifelte. —

In Belgrad erhielt Caprara durch einen Courier aus Wien, am 11. Mai, die Kunde der mit Polen abgeschlossenen Allianz. Die Mittheilung derselben an den Pforten-Dolmetsch Maurocordato blieb nicht ganz ohne Wirkung. Die Türken verlangten Näheres zu wissen. Caprara benützte die Gelegenheit, noch einmal für den Frieden zu wirken. Er besprach in einer Denkschrift die Rüstungen des Kaisers, die Bündnisse, die er geschlossen, diejenigen, die noch vorbereitet würden. „Dies alles, setzte er mündlich hinzu, ist jedoch nur zur Vertheidigung, und wir wünschen von Euerer Seite einen Schritt für den Frieden zu sehen." Er wiederholte dies dreimal. „Ich dagegen, fuhr er fort, habe nicht den Auftrag etwas für den Frieden anzubieten. Auch hangt ja dies zur Zeit gar nicht mehr von dem Kaiser allein ab; denn nach dem Abschlusse der Allianz mit Polen darf der Kaiser nicht ohne Zustimmung des Königs handeln. Es ist also unmöglich, davon zu reden. Aber ich habe den Auftrag, abermals um meine Entlassung von hier nachzusuchen." Er verlangte zu diesem Zwecke eine Audienz beim Großwesir, um das betreffende Schreiben des Markgrafen Hermann von Baden zu überreichen. [2])

Im selben Berichte nach Wien meldet Caprara ferner, daß er noch nicht einen bestimmten Plan des Feldzuges zu entdecken vermöge, daß vielmehr nach den Aussagen der Türken erst in Essèg ein Beschluß darüber gefaßt werden solle. Was die Truppen beträfe, so könne er von den Janitscharen nur 20.000 als kriegsfähig betrachten: auch ein guter Theil von ihnen bestehe aus Gesindel. [3]) Er gab endlich den Rath, daß die Standarten der Kroaten mit dem Kreuze versehen werden möchten, mit Worten etwa des Inhalts: „Die Meinigen folgen mir." Denn unter den Bosniaken seien viele Christen, und auch Andere würden geneigt sein zum Uebertritte.

[1]) Accennando onde veniva l'avviso, perche vedessero non esser mio capriccio.

[2]) Bericht des Grafen Caprara vom 13. Mai.

[3]) In buona parte canaglia.

Die Bezeichnung der Schaaren als nicht kriegstüchtig schließt jedoch nicht mit ein einen Mangel an Disciplin. Vielmehr gereichte diese der Umgebung des Internuntius zur Verwunderung. „Es ist nicht auszusprechen, meldet Benaglia, mit welchem Gehorsam und welcher Ruhe alles vor sich geht, und ich weiß nicht, ob nicht die Christen von ihnen Respect und Bescheidenheit lernen könnten." [1])

Anstatt der Gewährung einer Audienz erhielten Caprara und Kuniz den Befehl, sich in das Hauptlager zu verfügen, das am linken Ufer der Save geschlagen war. Es scheint, daß man sie von dem feierlichen Acte fern halten wollte, der am nächsten Tage, dem 14. Mai, in Belgrad vor sich ging. Unter Entwickelung des vollsten Pompes überreichte der Sultan dem Großwesir eine prächtige Fahne, die Standarte des Gesetzes, [2]) als das Symbol der Bestallung zum obersten Feldherrn mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Es ward dadurch kund gethan, daß der Sultan mit seinem Hofe den Feldzug nicht weiter mitmachen, sondern in Belgrad bleiben wolle, um dort den Erfolg abzuwarten. Der Act schloß zugleich eine Antwort in sich auf den letzten Friedensversuch des Grafen Caprara, so wie auf seine Ankündigung, daß er ein Schreiben des Markgrafen von Baden zu übergeben wünsche.

Erst einige Tage hernach, am 19. Mai, ließ der Großwesir dem Grafen Caprara dies Schreiben abverlangen, um es übersetzen zu lassen.

Das Schreiben des Markgrafen, vom 24. April, legt kurz und gedrängt den Sachverhalt dar. Es hebt zuerst hervor, wie sehr der Kaiser sich bemüht habe, den noch dauernden Friedensschluß von Vasvar nicht blos unverletzt zu erhalten, sondern auch noch weiter zu verlängern. Von türkischer Seite seien Versicherungen der gleichen Gesinnung oft ausgesprochen, aber durch die Handlungen sei das gerade Gegentheil dargethan. Die Pforte habe die ungarischen Rebellen gehegt und beschützt, zu Gunsten derselben feindselige Einbrüche in kaiserliches Gebiet gemacht, ja sogar das Haupt der Rebellen zum Fürsten über das mit Gewalt occupirte Land gesetzt. Der Kaiser habe wiederholt seinen Wunsch ausgesprochen, eine bestimmte, klare Forderung der Pforte an ihn zu erfahren, damit eine gütliche Unterhandlung auf Grund derselben den Frieden befestigen könne. Dies Heilmittel sei wiederholt versagt, bis man endlich dem Internuntius Caprara drei Forderungen gestellt, die der Billigkeit und dem Friedensschlusse von Vasvar widersprächen.

„Aus diesem Allem, fährt das Schreiben fort, so wie aus den ungeheueren Kriegsrüstungen, und aus dem Anrücken der ottomanischen Waffen gegen das kaiserliche Gebiet, wider die Verträge, wider Treue und Völkerrecht, liegt klar vor Augen, daß die Pforte nicht den Frieden will, sondern das Gegentheil, daß sie nur auf Feindseligkeiten sinnt. Darum hat die Majestät des Kaisers ihrem Internuntius Caprara befohlen, daß er von dort aus sich heimwärts und an den kaiserlichen Hof begebe, in der Hoffnung, daß Ew. Liebden ihm die Entlassung und, wie es bisher der Brauch zwischen beiden Mächten war, sicheres Geleite gewähren werde, obwohl doch S. K. M. lieber die Fortdauer der guten Nachbarschaft gesehen und gewünscht hätte."

„Im Uebrigen setzt der Kaiser alle Hoffnung und sein festes Vertrauen in die Güte des allmächtigen Gottes und Schöpfers, der da waltet als oberster Richter der

[1]) Benaglias Reisebeschreibung, S. 120.

[2]) Il stendardo della legge, nennt sie Caprara in der Relazione particolare.

menschlichen Dinge, daß er der gerechten Sache beistehen, und nicht Sr. Majestät meinem allergnädigsten Herrn, noch uns die bevorstehende Vergießung des unschuldigen Blutes beimessen werde. Wir erwarten also die Rückkehr unseres Internuntius, mit dem freundlichen Ersuchen an E. L. ihn nicht länger dort zu behalten, sondern Anordnung zu treffen, daß er sicher und ungefährdet seinen Weg hierher antreten und vollenden kann." [1])

Dieses Schreiben ist also weit entfernt von einer Kriegserklärung. Es enthält und begründet die Abberufung des Internuntius, jedoch so, daß auch dann noch wieder der Wunsch des Friedens wiederholt zum Ausdrucke gelangt.

Der Großwesir verschob die Antwort auf dieses Schreiben bis zur Ankunft in Essek. Dorthin ließ er die Vortruppen, in deren Geleite die beiden kaiserlichen Gesandten sich befanden, am 22. Mai von der Save aus aufbrechen, um selber in wenigen Tagen zu folgen.

Bis dahin beharrten diese Gesandten in ihren Wünschen, daß eine Kraftäußerung aus der Heimat erfolgen möge. Noch am 16. Mai schreibt Kuniz aus dem Lager an der Save bei Belgrad: „Der gute Gott möge doch diesem herausfordernden Feinde die kaiserlichen Waffen bis Essek entgegensenden, um seinen Hochmuth zu dämpfen." Es geschah nicht. Der Gedanke entsprach nicht der in Wien vorwaltenden Richtung. Wie auch jenes Abberufungsschreiben dargethan hat, wollte man nicht brechen, so lange noch die Möglichkeit eines Friedensschimmers blieb. Es ist die Bethätigung eines Grundzuges in der Politik des Kaiserhauses, wohl erkennbar in den Jahrhunderten vor Leopold I., wie nach ihm — eines Grundzuges, der es der Monarchie unmöglich macht, jemals einen Offensiv-Krieg zu führen. Dieser Grundzug hat nicht immer sich das Lob der Klugheit erworben, immer aber dasjenige der Gewissenhaftigkeit und der Ehrlichkeit.

Wir haben also zu sehen, wie damals dieser Grundzug sich bethätigte.

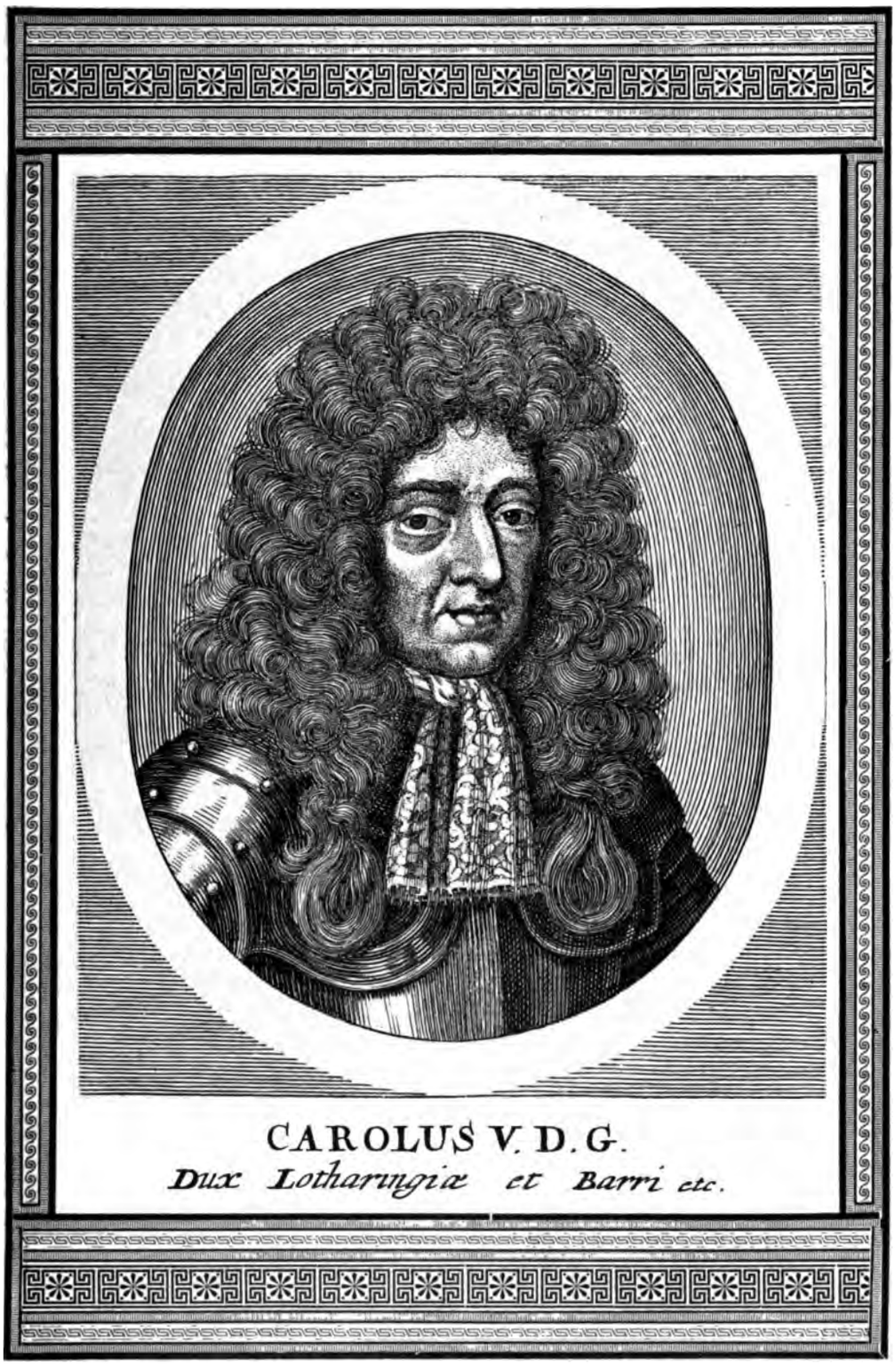
* * *

Der Kaiser hatte allerdings bereits im December 1682 den europäischen Mächten die Türkengefahr kund gethan; allein erst die Berichte Capraras vom Januar, welche im März in Wien eintrafen, nahmen bei den kaiserlichen Ministern die letzten Scrupel gegen die Rüstungen wider die Türken völlig hinweg. [1]) Wir sehen demnach, wie Kara Mustafa, indem er weder die Rückkehr des Internuntius aus Adrianopel, noch die Absendung eines Couriers bewilligte, auf die Friedensliebe des Wiener Hofes mit großer Arglist rechnete. Daß es dem Grafen Caprara dennoch gelang, nicht blos Einen Boten, sondern eine Reihe derselben abzusenden, den einen über die Wallachei, den andern über Polen, einen dritten über Fiume, kam dem Kara Mustafa nicht zur Kunde. Indem andererseits Tököly, mit Vorwissen der Türken, in Wien seine Vermittlung anbot, und diese Rolle bis in das Jahr 1683 hinein fortspielte, handelte auch er in dem Sinne des Kara Mustafa. Wir haben die Warnungen von Caprara und Kuniz vor der Arglist des Rebellen Tököly zum März 1683 vernommen; aber diese trafen doch in Wien erst ein im April. Mohammed IV. und Kara Mustafa gaben sich der Annahme hin, daß bei dem Kaiser und seinen Räthen der Angriff

[1]) K. k. Archiv. Turcica 1683.

[2]) Contarinis Bericht vom 6. März.

(Zu Seite 185)



CAROLUS V. D. G.
Dux Lotharingiæ et Barri etc.

vielleicht vermuthet oder besorgt, nicht jedoch mit Bestimmtheit vorausgesehen werde, und Tököly, indem er die Türken in dieser Meinung bestärkte, trieb sie an. Aus diesem Eifer, vorwärts zu eilen und anzukommen, bevor in Wien die volle Gewißheit aufgegangen sei, erklärt sich auch das forcirte Marschiren von Adrianopel aus, welches so lange dauerte, bis die Ermüdung der Truppen das Maßhalten erzwang.

Als im Beginne des Monates März in Wien jegliche Einrede gegen die Gefahr verstummen mußte, handelte es sich um den zu fassenden Plan. Zur guten Stunde traf der Graf Erdödy, Ban von Kroatien, in Wien ein.[1]) Wir werden im Fortgange der Dinge ersehen, daß er und die Kroaten die volle Anerkennung des Kaisers sich errungen haben. Aber es fragte sich um eine andere noch gewichtigere Persönlichkeit, den Herzog Carl von Lothringen. Sollte man ihn von Innsbruck her berufen? Der Markgraf Hermann von Baden, Präsident des Hofkriegsrathes, und seine Partei stimmten dagegen.

Die Persönlichkeit des Herzogs Carl von Lothringen, fortan eine der gewichtigsten des Jahres 1683, fordert hier unsere Aufmerksamkeit.

Geboren 1643, also um drei Jahre jünger, als der Kaiser Leopold, hatte er nicht eine glückliche Jugend verlebt. Sein Oheim, der Herzog Carl IV., ließ sich durch eigene Thorheit und die überlegene List Ludwigs XIV. zu einem Vertrage verleiten, der für den König das Thor eröffnete, sich das Herzogthum anzueignen. Der junge Herzog Carl, der berechtigte Erbe des Herzogthumes, suchte vor der ihn bedrohenden Gewalt sein Heil in der Flucht. Er fand willfährige Aufnahme am Hofe des Kaisers Leopold. Im Dienste desselben lernte er, zwanzigjährig, unter Montecuculi den Türkenkrieg, im Jahre 1664. Der Kaiser, obwohl er ihn zum Inhaber eines Regimentes gemacht, wünschte nicht, daß er activ sich betheilige; aber der Herzog enteilte heimlich vom Hofe zur Armee an der Raab.[2]) In der Schlacht bei der Abtei St. Gotthard sah sich Montecuculi im Drange der Umstände genöthigt, dem jugendlichen Obersten eine besonders schwierige Aufgabe zu stellen. Der Herzog Carl löste sie und erbeutete dabei persönlich eine türkische Fahne. Der Kaiser Leopold schenkte sie ihm zum Gedächtnisse des Tages, und der Vater Franz ließ sie in der burgundischen Capelle bei Nancy aufhängen. Die erste kühne That des Jünglings war den Türken gegenüber wie eine Weissagung der einstigen Leistungen des gereiften Mannes.

Nachdem Ludwig XIV. dem Oheim, Herzog Carl IV. von Lothringen, im Jahre 1670, mitten im Frieden sein Land genommen, blieb dem Oheim wie dem Neffen nur die Hoffnung, durch treuen Anschluß an den Kaiser das Erbe der Väter wieder zu gewinnen. Aber auch selbst der Sieg an der Conzer Brücke, den Carl IV. im Vereine mit den Herzogen Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg erstritt, öffnete ihm nicht wieder die Rückkehr in sein Land. Durch seinen Tod vererbte sein Recht auf seinen Neffen Carl V. Wie diesem der König von Frankreich das ererbte Recht vorenthielt, so wirkte er, wie wir vernommen haben (S. 44 u. f.), ihm entgegen bei der Bewerbung um die polnische Krone. Indem also Ludwig XIV. den Herzog Carl V. von Lothringen zur Feindschaft zwang, ward dem Letzteren dadurch die Gelegenheit, sich im kaiserlichen Dienste zum Feldherrn wider Frankreich und wider die Türken auszubilden, dem Kaiser selbst und den Völkern seiner Monarchie

[1]) Contarinis Bericht vom 13. März.

[2]) Nolano, Historia della vita di Carlo V. duca di Lorena, p. 81.

zum Heile und zum Segen. Indem der Herzog Carl V. seinen Dienst und seinen Degen dem Kaiser Leopold widmete, wurde er eines der hauptsächlichen Werkzeuge, deren die göttliche Weltordnung sich bediente, um die furchtbaren und umfassenden Plane, an denen Kara Mustafa und Ludwig XIV., ein Jeder von ihnen auf seine Weise, zu bauen beflissen waren, in Trümmer zu zerschlagen.

Obwohl es dem Herzoge Carl V. nicht gelang, weder die polnische Königskrone davon zu tragen, noch das Erbe seiner Väter wieder zu erstreiten, willigte der Kaiser Leopold auch so in die beiderseitig längst gewünschte Heirath des Herzogs mit der Erzherzogin Eleonore, Königin-Witwe von Polen. Der Kaiser überwies dem Herzog die Statthalterschaft von Tirol. Im Jahre 1682 erkrankte Carl V. in Innsbruck sehr schwer, zum Vortheile der Sache Tökölys, dem darum in Ungarn nicht eine einheitliche Leitung des Kriegswesens gegenüber stand.

Aber der Herzog genas. Im Frühlinge des Jahres 1683 stand er vollkräftig da. Im Hofkriegsrathe jedoch wurden wider seine Berufung Einwendungen erhoben, die ein unparteiischer Beobachter als armselig [1] bezeichnet. Sie verstummten vor dem Willen des Kaisers, welcher den Herzog nach Wien berief. Auch dann noch blieb eine große Verschiedenheit der Meinungen. „Von den Ministern, sagt Contarini, möchte ein Jeder gerade die Länder geschützt wissen, in denen seine Güter liegen. Demnach würde man die Truppen so theilen müssen, daß der Feind nur vereinzelte Gegenwehr fände. Aber auch die militärischen Häupter sind verschiedener Ansicht. Weil wenige von ihnen sich fähig fühlen, eine Armee zu führen, so wünschen auch sie eine Theilung der Streitkräfte, damit Jeder ein kleineres Corps erhalten kann. Im Hintergrunde schlummert der Gedanke, im Falle des Unglückes eine Entschuldigung zu haben an der Schwäche der Streitkräfte. Für diese Vorschläge wird geltend gemacht die große Ausdehnung der zu schützenden Grenzen, von Kroatien bis Mähren. Dagegen darf man sich der Hoffnung hingeben, daß der Herzog von Lothringen die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte auffaßt. Da es unmöglich ist, gegenüber der ungeheueren Anzahl der Türken die Verwüstung des Landes abzuwehren, so wird der Herzog vielmehr trachten, mit einer geeinigten starken Armee, die man auf 48.000 Mann zu bringen hofft, dem Feinde zu wehren, die festen Plätze wegzunehmen und Fuß im Lande zu fassen.“ [2] Diejenigen, die in dieser Weise urtheilten, hofften, daß auch der Ehrenpunkt es dem Herzoge von Lothringen nicht gestatten werde, in die Zertheilung in einzelne Corps zu willigen.

Bedenken solcher Art zeigen, daß die ganze Tragweite der Gefahr doch von Vielen nicht erfaßt wurde. Daß es der Stadt Wien selbst gelten werde, lag ja seit dem November 1682 in einer nachdrücklichen Warnung vor. Man hatte auch für die Sicherung der Stadt Einiges gethan, jedoch nicht viel. Im Anfange April vernehmen wir, daß die Besorgniß nachließ. Es schien doch nicht anzunehmen, daß der Feind die festen Plätze Raab und Komorn hinter sich lassen werde, um auf Wien zu gehen. Auch in Betreff der Ausrüstung der Feldarmee erfüllte die in Wien unvermeidliche [3] Langsamkeit die Eifrigeren mit Verdruß. Sie richteten ihre Hoffnung auf die Ankunft des Herzogs von Lothringen.

[1] Contarini im Berichte vom 13. März hat den Ausdruck: riflessi mendicati.

[2] Contarinis Bericht vom 27. März.

[3] La lentezza naturale, sagt Contarini im Berichte vom 3. April.

Am 6. April traf der sehnlichst Erwartete ein, vom kaiserlichen Hofe mit Freuden empfangen. Aber die Ansichten des Präsidenten des Hofkriegsrathes, des Markgrafen Hermann von Baden, und diejenigen Lothringens kreuzten sich vielfach. Dies ist hervorzuheben wegen des oft wiederholten Irrthumes, als ob die kaiserlichen Feldherren dem Hofkriegsrathe untergeordnet gewesen wären. Der Herzog Carl von Lothringen war der General-Lieutenant des Kaisers, darum im Range der Erste. „Dem Markgrafen gegenüber, meldet Contarini, ist er oft genöthigt, seine Autorität geltend zu machen." [1])

Es lagen dem Kriegsrathe in Wien bestimmtere Nachrichten Capraras vor. Er gab die Zahl des türkischen Heeres auf 160.000 Combattanten an; das Uebrige sei Troß. Man hatte bereits eine große Revue der kaiserlichen Truppen in den Ebenen von Kitsee in Aussicht genommen. Solchen Nachrichten gegenüber erschien es bedenklich, dies auszuführen, weil ja doch vorauszusehen, daß die Türken durch ihre Kundschafter den ungleich schwächeren Bestand der kaiserlichen Armee erfahren würden. Er betrug bis Mitte April erst 25.000 Mann. Andererseits aber war die Revue mit dem Kurfürsten von Bayern verabredet, die Ankunft desselben wurde erwartet. Es blieb also bei dem Plane der Revue.

Noch eine andere wichtige Nachricht von Caprara her kam zur Kunde. Er hatte bereits schriftlich jene Mittheilung gemacht, daß bei den Rebellen-Boten im November 1682 sich ein ehemaliger Kapuziner befunden, der als Ingenieur den Plan der Befestigungen von Wien abgezeichnet habe. Er ließ dies wiederholen durch die mündliche Meldung seines Caplans, dem er Schriftliches mitzugeben nicht gewagt hatte. Es seien im Türkenheere drei Ingenieure, außer jenen noch ein Franzose und ein Italiener, sämmtlich Renegaten. War die Meldung eine abermalige Warnung in Betreff der Stadt Wien, so wurde diese in etwas abgeschwächt durch die Beifügung, daß der Kapuziner-Ingenieur in ähnlicher Weise auch die Werke von Raab und Leopoldstadt in Ungarn abgezeichnet habe. [2]) — Es erging am 2. Mai eine abermalige Mahnung an die Bewohner der Vorstädte von Wien, ihr bewegliches Eigenthum in Sicherheit zu bringen, weil man demnächst die Häuser dem Erdboden gleich machen müsse. [3]) Aber es ist nicht zu ersehen, daß der Eifer für die reelle Befestigung von Wien sich reger bethätigt habe als zuvor.

Der Muth dagegen ward gehoben durch die Nachricht über den günstigen Verlauf der Osternacht in Warschau. Auch von Tököly fand sich wieder ein Bote ein, wie man meinte, in Folge jener Vorgänge in Warschau. Er sendete dies Mal seinen Boten an den spanischen Botschafter Borgomainero, der auch damals noch vermeinte, daß der Friede im Osten erhalten bleiben könne. Tököly verlangte, daß der Kaiser ihm die Comitate, die er im Besitze habe, mit dem Fürstentitel zusichere. Dann erbiete er sich noch immer, die Sache beizulegen. Borgomainero empfahl den Vorschlag, und wies dafür hin auf das Beispiel, welches der König von Spanien seiner Zeit in Betreff der Republik der Niederlande gegeben. [4]) Er selber rieth dem Tököly, sich in der Ausführung der türkischen Befehle nicht zu übereilen. Diese Befehle lauteten

[1]) Contarinis Bericht vom 10. April.
[2]) Desgl. vom 24. April.
[3]) Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 527.
[4]) Contarinis Berichte vom 24. April bis zum 8. Mai.

dahin, im Vereine mit den Tartaren die kaiserlichen Erblande mit der Brandfackel in der Hand zu durcheilen. — Uns Späteren liegt vor Augen, daß Tököly abermals nur zu täuschen und irre zu führen suchte; aber die Aufnahme, die er dennoch wieder bei einer in Wien so gewichtigen Persönlichkeit fand, zeigt uns, daß die Unklarheit dort immer noch andauerte. In der That wurden die Verhandlungen mit ihm noch lange nicht abgebrochen.

Während Mohammed IV. und Kara Mustafa im Beginne des Monats Mai bei Belgrad 160.000 Combattanten zählen ließen, betrugen damals die gesammten Truppen des Kaisers 71.000 Mann. Der eine Theil derselben war der Truppen-Cordon, welcher von Karlopago am adriatischen Meere an bis zum Jablunka-Passe auf der Grenze von Schlesien, die Erblande gegen die Einbrüche der Tartaren und ungarischen Rebellen sichern sollte. Er bestand aus 28.000 Mann. Von diesen standen 8000 Mann unter FML. Schulz hinter der oberen Waag; 5000 Ungarn unter dem Palatin Paul Esterhazy hinter der unteren Waag zwischen den Festungen Leopoldstadt und Komorn; 6000 Ungarn unter den beiden Grafen Bathiany, Vater und Sohn, hinter dem Flusse Raab, von der Stadt Raab an bis Körmend; 4600 Mann unter dem General Herberstein längs der unteren Mur und in der Murau; 5000 Kroaten unter dem Ban von Kroatien, Grafen Erdödy, zur Sicherung ihrer Grenzen. [1])

Die Hauptarmee sollte aus 48.000 Mann bestehen. Der Sammelplatz derselben war die Ebene von Kitsee. Dort fand in den ersten Tagen des Monates Mai die große, seit Wochen angekündigte Revue statt.

Es ergab sich die Anzahl von 109 Compagnien Infanterie zum Betrage von 21.800 Mann, unter dem Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Grafen von Starhemberg und dem Feldmarschall-Lieutenant Herzog von Croy.

Ferner an Cavallerie 67½ Schwadronen mit 10.800 Pferden, unter den Generalen der Cavallerie, dem Herzog von Sachsen-Lauenburg und dem Grafen Aeneas Caprara, so wie dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Rabatta und dem Markgrafen Ludwig von Baden.

Die Artillerie bestand aus 56 Geschützen unter dem Feldzeugmeister Grafen Leslie und dem Stückobersten Börner.

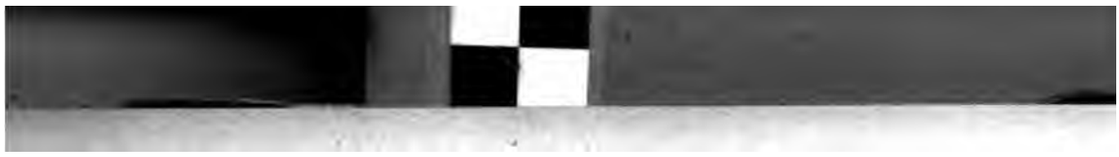
In Allem also 32.600 Mann mit 56 Geschützen. [2])

Auf dem äußersten linken Flügel sah man die vorerwähnten 5000 Ungarn unter ihrem Palatin Paul Esterhazy. Sie zogen besondere Aufmerksamkeit auf sich, nicht blos durch ihre eigenthümliche Tracht, sondern auch durch den Schmuck ihrer Waffen, die von Gold und Edelsteinen blitzten. Ihre Haltung jedoch schien den unparteiischen Beobachtern nicht eine Bereitwilligkeit auszudrücken, von Nicht-Ungarn commandirt zu werden. [3]) Der Erzbischof von Gran celebrirte eine Feldmesse, verlas dann die Bulle des Papstes Innocenz XI. für das christliche Heer, und ertheilte den Segen, welchen, nach dem Beispiele des Kaisers, das Heer knieend empfing. Dem Brauche der Zeit gemäß, ließ der Kaiser, weil er bei und nach der großen Revue nicht selber das Commando übernahm, den Truppen einen außerordentlichen Monats-

[1]) Röder von Diersburg, Des Markgrafen Ludwig W. von Baden Feldzüge wider die Türken, Bd. I, S. 19.

[2]) A. a. O., S. 20.

[3]) Contarinis Bericht vom 8. Mai.



sold auszahlen, zumal da die Kriegsfähigkeit der Mannschaft bei den Kundigen allgemeine Anerkennung fand. [1])

Damals zuerst scheint das Bajonett in der kaiserlichen Armee gebraucht worden zu sein, noch nicht mit großem Geschicke in der Handhabung. Mehrere Bajonette flogen beim Feuern von den Musketen ab, nicht ohne Gefahr für die Umstehenden. [2]) Denn die große Revue bei Kittsee, als ein für jene Zeiten ungewohntes Ereigniß, hatte viele tausende Zuschauer herbeigelockt, unter ihnen auch die Botschafter und Gesandten von Wien, diese jedoch, bei den strengen Formen der Etikette jener Zeiten, all' incognito, damit jede Differenz vermieden würde. Um auch bei den fürstlichen Personen derartigem zuvor zu kommen, gab der Herzog von Lothringen die Tafel in seinem Zelte, wo er als Hausherr dem Kurfürsten von Bayern den Vorrang ohne Consequenz einräumen durfte. An der Tafel nahmen nur Theil der Kaiser und die Kaiserin, die Erzherzogin Maria Antonia, jene beiden Fürsten und zwei oder drei andere. Damals galt die Erzherzogin als die präsumtive Thronerbin der spanischen Königreiche, und es ward vielfach die Meinung laut, daß die Aussicht auf eine Heirath mit ihr mitwirke für die kaisertreue Gesinnung des Kurfürsten Max Emanuel. [3])

Der wichtigste Act im Lager zu Kittsee war die Ernennung des Herzogs Carl von Lothringen zum Oberanführer der kaiserlichen Armee. Die bisher vielfach gehegte Besorgniß vor einer Zersplitterung der Streitkräfte war damit in so weit beseitigt.

Der Kaiser hatte längere Zeit den Gedanken erwogen, selber das Commando zu übernehmen. Dagegen sprach bei ihm die Erfahrung, daß seine Constitution sich mit dem ungarischen Klima nicht vertrug. Andererseits erhielt er aus seiner Umgebung auf die betreffende Anfrage niemals einen zustimmenden Rath. Darum verzichtete er, und ernannte Lothringen, den er hoch hielt wie einen Bruder. [4])

Nach der Revue wurde der weitere Plan des Feldzuges zu Preßburg im Hause Palffy erwogen. Das Ergebniß der Berathung liegt zusammen gefaßt vor in einem Handschreiben des Kaisers an den Herzog von Lothringen, vom 9. Mai. Es ergibt sich daraus, daß eine Gefahr für Wien nicht als nahe bevorstehend oder dringlich angesehen wurde. Vielmehr lautet die wichtigste Weisung: „Die Armee marschirt am 11. Mai über Altenburg und Raab nach Komorn, wodurch sie ihre Richtung gerade gegen des Feindes Land erhält und im Bereiche der Raab und der Waag bleibt, um die zur Deckung der Grenzen dahinter aufgestellten Truppen nach Erforderniß zu unterstützen." [5]) — Demnach entfernte sich die Armee ostwärts, weil man von dort her den Anzug des Feindes erwartete.

„Es wird dem Herzog überlassen, vor dem Erscheinen der türkischen Hauptmacht im Felde, je nach der Lage der Dinge, Gran oder Neuhäusel zu belagern, oder sonst dem Feinde einen Streich zu versetzen, in so weit es geschehen kann ohne allzu große Schwächung der Hauptarmee und unbeschadet der Deckung der Erblande."

[1]) Contarini als Augenzeuge: Tutti universalmente restorono contenti della disposizione guerriera dell' esercito. — Vgl. im Uebrigen Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 528.

[2]) Contarinis Bericht vom 8. Mai: Le Raitri non osservando tener nella bocca de loro moschetti cette baionette di nuova invenzione, con che servono invece di picche, li sbarorono, mandandole all' aria, con qualche pericolo degl' astanti.

[3]) Contarinis Bericht vom 15. Mai. Ueberhaupt wiederholt angedeutet.

[4]) Die Briefe des Kaisers an Marco d'Aviano im April u. Mai. Vgl. Anl. I zum 7. Capitel.

[5]) Das Handschreiben bei Röder, Bd. I, S. 21.

Dieser Beschluß einer Offensive gegen Osten darf angesehen werden als eine Concession an die getreue Partei unter den Ungarn. Der Palatin Paul Esterhazy begrüßte ihn mit Freude. „In Folge dieses offensiven Vorgehens, schrieb er, wird man in Oberungarn um so leichter den Muth fassen, das Türkenjoch abzuschütteln, welches Tököly ihnen im verflossenen Jahre, bei der geringen Vorsicht Derjenigen, die im Namen Ew. K. Majestät dort commandirten, hat über den Hals werfen können." [1])

Allein es war doch dabei die in den letzten Worten ausgesprochene Bedingung: unbeschadet der Deckung der Erblande. Es scheint nicht, daß dieselben die Besorgniß einer Belagerung von Wien in sich schließen. Denn mit einer solchen Besorgniß würde die vorhergehende Vollmacht zur Belagerung von Gran oder Neuhäusel durch die Hauptarmee kaum verträglich gewesen sein. Wir müssen die Bedingung nehmen, wie sie gestellt, in allgemeiner Fassung, ohne bestimmte Beziehung. Und doch erhielt gerade diese allgemein gefaßte Bedingung bald eine gewichtige praktische Bedeutung.

Der Herzog von Lothringen setzte sich am 11. Mai von Kitsee aus längs der Donau in Marsch. Am 26. Mai traf die Armee gegenüber Komorn ein. Der Kriegsrath der Generale stimmte, bei der Schwäche der Armee, gegen das Wagniß irgend einer Belagerung. Dennoch unternahm der Herzog mit einer Abtheilung Cavallerie eine Recognoscirung gegen Gran hin. Die Festung erschien nicht allzu stark; dagegen war, wenn etwa die Belagerung aufgegeben werden mußte, der Rückzug gefährdet. Der Herzog ließ also von dem Gedanken ab, überschritt die Donau bei Komorn, über eine Schiffbrücke von 85 Schiffen, und wandte sich gegen Neuhäusel. Am 5. Juni wurde die Festung umschlossen, am folgenden Tage die Laufgräben eröffnet. Bereits war schweres Geschütz von Komorn, Raab, Wien her auf dem Wege, als der Herzog seinen Entschluß änderte, und in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni von Neuhäusel den Rückmarsch nach Komorn antrat.

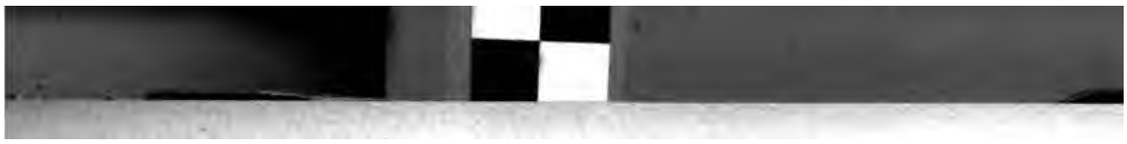
Als die Gründe dieses unvermutheten Entschlusses meldete der Herzog dem Kaiser die sicheren Nachrichten, die er von verschiedenen Seiten über das mächtige Anrücken des Großwesirs erhalten, so wie seine Instruction, die ihn anweise, vor Allem an die Beschützung der Erblande und die Erhaltung des guten Zustandes der Armee zu denken. [2])

In Wien rief der rasche Entschluß bei Vielen eine Mißstimmung hervor. Jedenfalls, meinte man, hätte der Herzog, bevor er auf einen so großen Vortheil, wie die Einnahme dieses Platzes, verzichtete, auf die Darlegung seiner Gründe die Antwort des Kaisers abwarten sollen. Wie die Armee sehr eifrig an die Belagerung gegangen, so habe sie widerwillig davon abgelassen. „Man hört nichts als Vorwürfe gegen Lothringen," meldet Contarini am 12. Juni.

Lothringen hatte in seiner Meldung an den Kaiser nicht verhehlt, daß durch den Abzug von Neuhäusel seine Reputation etwas leiden werde. Dennoch hatte er es gethan. Ob ihm dabei bereits am 8. Juni die volle Gefahr von Süden her bekannt war, läßt sich mit Bestimmtheit aus seiner Meldung an den Kaiser nicht erkennen. Aber wir werden nicht einen vollen Monat verfließen sehen, bis daß die

[1]) Schreiben des Palatins vom 21. Mai: Resoluto jam ex parte V. M. C. bello offensivo contra Turcam, illi quoque superiores Hungari libentius se eliberarent a jugo illo Turcico, quod Tökölius collo ipsorum, per negligentiam quorundam M^tis V. C. officialium, ingessit et vi injecit. — Im k. k. Kriegsarchive.

[2]) Das betreffende Schreiben bei Röder, Bd. I, S. 23. — Vgl. Vaelkeren: Vienna etc., p. 6.



Vorwürfe gegen Lothringen über seinen Entschluß des Abzuges von Neuhäusel sich wandeln in warmen Dank und freudige Anerkennung für seine Voraussicht.

Der Abzug des Herzogs von Lothringen von Neuhäusel nach Komorn, so wie die dann erfolgenden Arbeiten der Infanterie an den Werken von Komorn und Raab deuteten an, daß er einen Angriff auf diese Städte besorgte.[1]) Am 13. Juni bat der Herzog den Kaiser dringend, den Nachschub aus Böhmen kommen zu lassen, ehe es zu spät sein möchte. Am 16. Juni meldet er noch aus dem Feldlager bei Komorn, daß er aufbrechen und auf die Raab marschiren werde.[2]) Bereits also handelte es sich darum, mit der ganzen Macht die Uebergänge über den Strom der Raab zu decken.

Wenden wir also unsere Blicke weiter südwärts.

* * *

In den ersten Tage des Monates Juni war das ungeheuere Türkenheer bei Esseg eingetroffen. Auf die Nachricht äußerte sich der spanische Botschafter Borgomainero in Wien: der Anzug könne eben so wohl Italien gelten, könne von Esseg aus sich links wenden. Man wies ihn zur Antwort hin auf die Anlage der türkischen Magazine in Ungarn.[3])

Bis zum Eintreffen in Esseg hatte Kara Mustafa die Antwort auf das Schreiben des Markgrafen Hermann von Baden, vom 14. April, verschoben. Am 7. Juni ließ er im Lager bei Esseg den Internuntius Caprara zu sich bescheiden und händigte ihm die Antwort ein. Das Schriftstück redet in ähnlicher Weise der Wahrheit zuwider wie diejenigen des Königs Ludwig XIV. aus jener Zeit: nicht die Türken haben, nach dieser Rede des Kara Mustafa, den Frieden gebrochen, sondern die Kaiserlichen, die, während sie in Worten um den Frieden bitten, Festungen errichten auf dem Boden des Sultans, des mächtigsten der Könige auf Erden, dessen Säbel, wie Kara Mustafa sich ausdrückt, nach dem Willen Gottes seinen Schatten wirft durch die ganze Welt. Daß der Sultan sich den Mißhandelten und Tyrannisirten, die ihre Zuflucht zu der hohen Pforte genommen, als Beschützer und Vertheidiger erweise, bekundet die Tugend und die löbliche Gewohnheit der ruhmvollen Herrscher der Osmanen. — In dieser Weise wechselt auch ferner Prahlerei mit Drohung, bis zu dem Satze: „Gelobt sei der Herr, der durch seine Gnade noch in jedem Kriege bisher die Grenzen der türkischen Macht erweitert hat!“[4]) — Diese letzten Worte entsprachen damals seit drei Jahrhunderten der geschichtlichen Wahrheit: ob sie darum auch für die Zukunft eine Bürgschaft darboten, stand zu erproben.

Kara Mustafa entließ den Internuntius, nicht jedoch, um ihn nun frei zu geben. Er ließ ihn nach Buda bringen. Der eigentliche Grund dieser Verletzung des Völkerrechtes scheint die Besorgniß gewesen zu sein, daß Caprara über die türkischen Anstalten nach Wien berichte. Den Residenten Kuniz behielt Kara Mustafa im Lager. „Ich befinde mich also hier, meldet dieser klagend nach Wien, weil ohne Instruction, wie ein todter Leib ohne Seele.“[5]) Die Worte sind, zu Ehren von Kuniz sei es

[1]) Contarinis Bericht vom 12. Juni.

[2]) Die Berichte Lothringens vom 13. und 16. Juni, im k. k. Kriegsarchive.

[3]) Contarinis Bericht vom 19. Juni.

[4]) Das Schreiben ist abgedruckt bei Röder v. Diersburg, Bd. I, Urkunden S. 6, freilich in schwer verständlicher Weise.

[5]) Bericht des Kuniz vom 10. Juni.

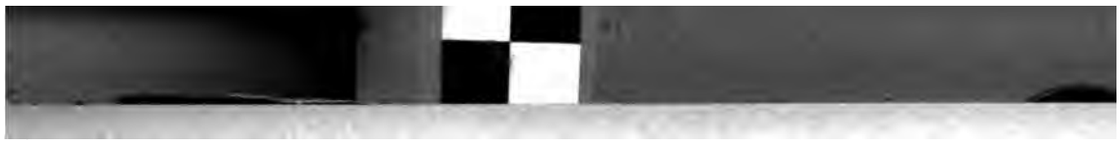
gesagt, eben so wenig richtig, wie das unrechtliche Verfahren von Kara Mustafa wider ihn zweckmäßig. Der Großwesir, nicht wissend, daß es auch bisher den beiden kaiserlichen Diplomaten an Communicationsmitteln nicht gefehlt hatte, behielt in Kuniz in der Mitte seines Heeres einen Kundschafter, der mit ganzer Seele der Sache seines Kaisers und der Christenheit diente, der mit unermüdlicher Treue und kühnem Wagen noch recht oft die Mittel fand, werthvolle Nachrichten zu geben. Wir werden auch ferner ihn thätig sehen, und namentlich vor dem umschlossenen Wien und in der höchsten Bedrängniß dieser Stadt.

Am 10. Juni erschien Tököly mit einem Geleite von 500 Personen im Hauptquartiere des Kara Mustafa bei Esseg. Der Großwesir sendete ihm als König von Ungarn durch des Sultans Gnade ein reich aufgezäumtes Roß entgegen, überreichte ihm einen Kaftan von Goldstück, mit Zobel gefüttert, und gestattete ihm und dem ersten seines Gefolges, dem Grafen Homonay, in seiner, des Großwesirs, Gegenwart nieder zu sitzen. [1]) Aber man erfuhr, daß Kara Mustafa dem Tököly seinen Unmuth kund gegeben über die oft wiederholte Behauptung seiner Agenten, daß der Reichstag in Polen nicht zu einem Beschlusse kommen werde. [2]) Tököly hatte in der Sache dem Vitry und den anderen Franzosen nachgesprochen, die, wie Vitry selber, auf seine Geschicklichkeit und das Gold ihres Königs vertraueten. Der spätere Gang der Dinge wird uns darthun, daß dann Tököly und Kara Mustafa einander, oder die französischen Emissäre sie beide, beruhigt haben mit der Aussicht: der Polenkönig werde dennoch nicht kommen. [3])

Der Inhalt der weiteren Berathungen der beiden Häupter, Kara Mustafa und Tököly, ergab die Proclamation des Ersteren an die Ungarn, am 15. Juni, von dem Feldlager von Darda aus. Sie verkündet in dem üblichen türkischen Bombast die Ernennung des Emerich Tököly durch den Sultan zum Könige von Ungarn, die Herstellung der Ungarn in ihre frühere Freiheit, und die Rache an den Deutschen. Sie fordert Gehorsam für Tököly, und verspricht dafür den Schutz des Sultans. Im Falle der Weigerung droht sie für Alle und jeden Einzelnen mit dem schärfsten Zorne des Sultans, mit der strengsten Strafe, mit dem unvermeidlichen und unzweifelhaften Verderben an Leben und Habe. [4])

Kara Mustafa mochte immerhin damals seine Freude haben an der Dienstwilligkeit des Tököly im Verrathe gegen den rechtmäßigen Landesherrn. Aber welche Bürgschaft lag darin für die Treue eines Rebellen im Dienste des Großwesirs? Es konnten doch Zeiten kommen, wo Tököly seinen Vortheil nicht in der Treue für diesen Dienst erblicken würde. Andererseits freilich konnten auch die Umstände sich so gestalten, daß Kara Mustafa eine Dankbarkeit für die Dienste des Rebellen nicht mehr seinem Interesse entsprechend fand. Denn — es ist hier abermals hervorzuheben — die Interessen der hauptsächlichen Persönlichkeiten fielen ja keineswegs zusammen. Tököly, Kara Mustafa, Ludwig XIV. hatten gemeinsam nur das negative Interesse, daß die Machtstellung des Kaisers Leopold gebrochen werde. Darüber hinaus gingen die Wege aus einander. Tököly wollte König von Ungarn werden, und die völlige Sicherung

[1]) Bericht des Kuniz vom 10. Juni.
[2]) Contarinis Bericht vom 19. Juni.
[3]) Vgl. die Anlage II zum neunten Capitel.
[4]) Die Proclamation bei Röder, Bd. I, Urkunden, S. 8.



dieses Königreiches für ihn war zunächst sein Streben. Kantemir, der Geschichtschreiber des osmanischen Reiches, behauptet sogar, daß Tököly in den Kriegsberathungen von Esseg und ferner den Zug gegen Wien widerrathen habe, und will dies später aus Tökölys eigenem Munde vernommen haben.[1]) Die Aussage des Tököly indessen, nach dem Mißlingen der Sache, dürfte nicht ein vollgiltiges Zeugniß sein, zumal da die Thatsachen vorher uns gezeigt haben, daß Tököly so viel wie ihm möglich gearbeitet hatte, eine Belagerung von Wien vorzubereiten. Allerdings kann er auf andere Gedanken dadurch gekommen sein, daß er bei der persönlichen Begegnung mit Kara Mustafa den eigentlichen Plan desselben durchschaute.

Denn dieser Plan beschränkte sich, nach dem Zeugnisse desselben Kantemir,[2]) nicht darauf, eine neue Provinz für den Sultan zu erobern. Kara Mustafa wollte für sich selber ein neues Reich gründen, unabhängig von dem Sultan. Er selber wollte den Titel eines Sultans von Wien und Deutschland annehmen. Die gesammten Streitkräfte des Sultans waren in seinen Händen. Wenn er mit denselben die gewünschten Erfolge errang: so stand es, nach seiner Ansicht, in seiner Macht, dieses Heer und namentlich die Führer desselben, an seine Person zu binden, durch Geschenke und Verleihungen sie mit seinem Glücke zu verknüpfen. Die während seiner Großwesirschaft in Ungarn eingesetzten Paschas und Befehlshaber waren bereits von ihm abhängig, bis auf Ibrahim Pascha von Buda, und dieser würde sich gewinnen lassen durch die Ueberweisung des ganzen Königreiches Ungarn auf Lebenszeit. — Was in diesem Falle mit Tököly werden sollte, übergeht der Bericht mit Schweigen.

Fern im Westen aber lauerte der dritte, Ludwig XIV., der seine Rechnung baute auf den Untergang der kaiserlichen Macht, nicht, um dann Kara Mustafa im ruhigen Besitze zu belassen, sondern um, nachdem die kaiserlichen und die türkischen Streitkräfte sich an einander zerrieben hätten, sich zu erheben als der Befreier der Christenheit, den Ruhm eines zweiten Carl Martell, so wie unter allgemeiner Zustimmung der Christenheit die erste Krone in derselben davon zu tragen und die Welt-Monarchie des Hauses Bourbon zu begründen.

So die menschlichen Plane, über welche Gott verfügt.

Damals aber, in den Junitagen des Jahres 1683, erschienen Kara Mustafa und Tököly Eines Sinnes. Jene Proclamation erging durch Ungarn zugleich mit der Kunde, daß die kaiserliche Hauptarmee den Versuch der Offensive ostwärts sogleich wieder aufgegeben, daß sie sich westwärts ziehe, um die Uebergänge des Stromes der Raab zu decken, daß sie demnach den treu Gesinnten in Ungarn keinen Schutz mehr zu gewähren vermöge.

* * *

Aber auch in Wien nahm in der zweiten Hälfte des Monates Juni die Unruhe und die Sorge überhand. Die Frage der Uebersiedelung des Hofes von Wien nach Linz ward vielfach erörtert. Der Zustand der Kaiserin gestattete nicht, sie in einer Stadt zu belassen, die den Schrecken einer Belagerung ausgesetzt werden könnte. Der Erzherzog Joseph war erst reichlich vier Jahre alt. Man wagte jedoch nicht, die Absicht zu publiciren, um nicht das Volk einzuschüchtern. Dagegen wandelte sich der Tadel und der Unmuth gegen den Herzog von Lothringen in Lob und Freude,

[1]) Kantemir, Bd. II, S. 465. — [2]) A. a. O., S. 470.

daß seine Armee nicht mehr durch die Belagerung von Neuhäusel in Anspruch genommen werde. [1])

Das Lob und die Freude war noch mehr berechtigt, als es damals den Betheiligten klar wurde. Verfolgen wir, um dies zu ersehen, den Weg des Kara Mustafa.

Von Essek aus wälzte sich die türkische Heeresmasse, im Juni, nordwärts nach Stuhlweißenburg. Nach dem anfänglichen Plane, wie er bereits sieben Jahre zuvor zwischen Kara Mustafa und seinem Vorgänger im Amte, Achmet Köprili, verabredet war, wollte Kara Mustafa sich von Stuhlweißenburg direct westnordwestwärts auf Wiener-Neustadt wenden, und, nach der Sicherung dieses Postens, gegen Wien. [2]) Auf die Berichte, die er unterwegs aus Buda von Ibrahim Pascha erhielt, änderte er diesen Plan. Indem das christliche Heer ostwärts engagirt war, schien sich die Aussicht zu bieten, durch einen raschen Uebergang über die Raab die christlichen Streitkräfte zu trennen, und demgemäß die Armee Lothringens von Wien abzudrängen. Denn das eigentliche Ziel war ihm und blieb die Stadt Wien.

Am 25. Juni traf Kara Mustafa mit dem Heere bei Stuhlweißenburg ein. Er ließ von dort aus den Commandanten von Vesprim zur Uebergabe auffordern. Dieser erwiederte: er stehe unter dem Befehle des Commandanten von Raab, der ihm den Kopf abschlagen werde, wenn er der Aufforderung Folge leiste. Darum wolle er lieber sein Leben an die Vertheidigung setzen. Werde Raab zuvor genommen, so werde er sich nicht weigern. [3]) — Auch so fiel Vesprim nach wenigen Tagen.

Am 27. Juni traf im Lager von Stuhlweißenburg der Chan der Tartaren ein. Nachdem Kara Mustafa ihn bewirthet, ließ er alle Paschas sich versammeln, und kündigte ihnen an: der Befehl des Sultans laute, auf Raab zu marschiren, und, nachdem diese Stadt binnen kurzer Zeit in Güte oder mit Gewalt genommen, mit der ganzen Macht vor Wien zu rücken, um diese Stadt zur Uebergabe zu zwingen.

Am 28. Juni brachen zuerst die Janitscharen von Stuhlweißenburg auf, um den Verthes-Wald zu überschreiten. Die menschlichen Wohnungen im Bereiche des Heeres loderten in Flammen auf. Am 29. Juni erreichten die Janitscharen Martinsberg. Dort machte man Halt, um den Großwesir und Ibrahim Pascha zu erwarten, welcher Letztere von Buda kam. Am nächsten Tage wurde das Kloster St. Martin verbrannt. Der Marsch ging am 1. Juli in Schlachtordnung weiter auf die Stadt Raab zu. Jenseit des gleichnamigen Flusses, auf dem linken Ufer desselben, in dem Winkel, den die einfließende Rabniz mit ihm bildet, stand die christliche Hauptarmee. [4]) Die Türken kamen der Stadt so nahe, daß sie den Kanonen derselben erreichbar waren. Die einschlagenden Kugeln erregten unter ihnen große Verwirrung: sie zogen sich eilig aus der Schußweite zurück. [5])

Im Laufe der letzten Tage, bereits von Essek an, hatten sich täglich vornehme Ungarn im Hauptquartiere des Kara Mustafa eingestellt, um ihre Huldigung darzubringen. Was zur Entschuldigung derselben gesagt werden kann, hat mit beredten Worten der berufene Vertreter von Ungarn, der Palatinus Paul Esterhazy, vor den

[1]) Contarinis Bericht vom 26. Juni.
[2]) Man sehe die Anlage II.
[3]) Bericht des Kuniz vom 25. bis 29. Juni.
[4]) Vaelkeren, Vienna etc., p. 7.
[5]) Nach dem Tagesregister von Kuniz.

kaiserlichen Thron gebracht, um so mehr in diesem Falle berufen, weil an seiner eigenen Treue sich kein Makel fand. Die Schilderung des Palatins haftet jedoch nicht an dem einen Punkte, sondern umfaßt sein gesammtes unglückliches Vaterland. Verlassen wir daher die beiden Armeen, die nur der Strom der Raab noch trennt, und vernehmen wir die Schilderung des Palatins. Er hatte sich nach Schintau im Comitate Neitra begeben. Von dort aus richtete er als der Vertreter Ungarns, am 30. Juni, an den Kaiser seine flehenden Klagen. [1])

„Allergnädigster Kaiser! Ewr. Majestät muß ich, wenn auch ungern, Bericht erstatten, weil ich, wie Ewr. Majestät wohl bekannt, nichts verheimlichen will, und die schuldige Treue mir das Reden in diesem Falle zur Pflicht macht. So muß ich denn in der Aufrichtigkeit meines Herzens melden, daß die sämmtlichen Länder diesseit und jenseit der Donau sich in einer Bestürzung befinden, die über alle Beschreibung hinaus geht. Welche Trostgründe ich dagegen aufbiete, sie finden kein Gehör; denn sie sehen mit ihren Augen das Königreich zu Grunde gehen. Man hat daher mich als Palatin ersucht, eine Gesandtschaft nach Wien hin abzuordnen, welche Ewr. Majestät unseren Jammer beschreiben und darlegen würde, was uns zu thun übrig bleibt, wenn die Uebermacht heran kommt, der wir zu widerstehen unvermögend sind."

„Ew. Majestät haben hier nur noch das Preßburger Comitat, einen Theil desjenigen von Neitra, und dasjenige von Trentschin. Das Letztere kam auch nicht Einen Mann stellen, weil seit längerer Zeit der General Schulz mit seinem Corps dort steht. Dies ist Alles, was Ew. Majestät diesseit der Donau noch besitzen: das Uebrige hat Tököly. Aber auch selbst jene Länder sind erschöpft und verheert. Am rechten Ufer der Donau besitzen Ew. Majestät nur noch die Comitate Oedenburg, Wieselburg und einen Theil von Eisenstadt, das Uebrige ist in den Händen der Türken. Aber auch jene Gegenden sind erschöpft und stehen noch dazu in der Erwartung der über sie kommenden Türken, wie es sicherlich auch diesen Gegenden hier ergehen wird."

„Nirgendwo erscheint ein nationales Banderium für Ew. Majestät. Es ist kein Geld vorhanden. Der Feind dagegen wächst täglich. Die kaiserliche Armee hat die Belagerung von Neuhäusel in nicht ehrenhafter Weise aufgegeben. Sie zieht sich zurück hinter die Gewässer. Sie will nicht dem Feinde die Stirne bieten. Hier dagegen ist nur eine geringe Mannschaft zur Vertheidigung, und diese sinnt auf die Flucht. Die National-Ungarn werden von den Soldaten Ewr. Majestät schlecht behandelt, die Comitats-Obrigkeiten nicht geachtet. Nun heißt es noch dazu, daß die kaiserliche Armee völlig nach Wien abmarschiren will, um die Stadt zu vertheidigen, also Ungarn in den Händen der Feinde lassen wird. Man erzählt sich bereits, daß Ew. Majestät sich nach Linz oder vielleicht noch weiterhin weg begeben wollen. Die vier schwachen Regimenter Dragoner und Kroaten, die zur Vertheidigung des Waagstromes mir beigegeben sind, werden von hier zurückgezogen, damit sie die Grenzen von Mähren und Schlesien bewahren sollen. Das Land diesseit der Waag dagegen wird preisgegeben. Ew. Majestät haben hier an meiner Seite keine Menschenseele, die zum Dienste bereit wäre. Dagegen rückt Tököly an. Er fordert die Landeseinwohner auf, ihm zu huldigen. Er verheißt ihnen Freiheit. Die Nicht-Willigen bedroht er mit dem Aeußersten,

[1]) Im lateinischen Original bei Röder, Bd. I. Urkunden, S. 10 u. f.

insbesondere mich. Er findet keinen Widerstand. Von einer Thätigkeit von Seiten Polens ist nichts zu spüren. Ich stehe allein und von jeglicher Hilfe verlassen hier im Rachen der Feinde. Da meine endlosen Bitten ohne Erfolg geblieben, steht mir nun die Gefangenschaft unter Tököly und den Türken bevor. Auch die geringe Mannschaft, welche von Seiten der Landeseinwohner diesseit der Donau noch übrig ist, verlauft aus Verzweiflung täglich mehr und mehr. Sie sehen unter dem Himmel keinen Trost. Sie würden gern Ewr. Majestät dienen wollen; aber gegen die Uebermacht können sie nicht an. Die Mannschaft vom rechten Donauufer her, die sich hier mitbefand, ist zurück gegangen; denn ihre eigene Heimat steht in Flammen, und wird in Grund verwüstet, dort vom Feinde, hier von Ewr. Majestät eigenen Truppen. Ungarn ist der Herd des Krieges, und doch verlangt man noch, daß dieser kleine und verheerte Theil von Ungarn sich erhebe und Mannschaft stelle, und weil die Unmöglichkeit dies nicht gestattet, so rechnet man es den Armen für Untreue an, wo doch keine andere Nation in der Welt solchen Jammer erduldet, eine solche Treue für ihren König und Herrn bewiesen hat, wie dieser Erdwinkel, der nun völlig zu Grunde gerichtet wird. Was auch vermag denn das eine oder das andere Comitat gegen eine solche Feindeslast? — Ich habe zwar in Wien versprochen, 5000 Mann Ungarn unter den Waffen zu halten, aber doch nur bedingungsweise, nämlich, daß mir von Seiten Ewr. Majestät die gleiche Anzahl Truppen beigegeben, und daß der Krieg auf feindlichem Boden geführt würde. Keine dieser zwei Bedingungen ist erfüllt. Denn von Seiten Ewr. Majestät ist hier auch nicht Ein Mann, und der Herd des Krieges ist in Ungarn, nicht außerhalb. Beide mächtige Kriegsheere erdrücken und ruiniren uns, und darum ist es zum Verwundern, ja geradezu ein Wunder zu nennen, daß bei solchen stürmischen Gefahren auch nur ein einziger Ungar im Felde gefunden wird. Denn mit Ungarn ist es so bestellt, daß man in Wahrheit sagen darf: es ist in einen Ocean der Leiden hineingeschleudert und der äußersten Verheerung preis gegeben, so daß daraus die völlige Verzweiflung folgen muß."

„Ferner sind wir hier, die wir auch in diesem Wirwarr getreu geblieben sind, besorgt um die heil. Reichskrone. Preßburg ist nicht stark und hat eine geringe Besatzung. Was also befehlen Ew. Majestät mit ihr zu thun? Bleibt sie in Preßburg, so ist sie der größten Gefahr ausgesetzt. Nach unserer Meinung also müßte sie anders wohin geschafft werden, und, da wir treu gesinnt sind, so wollen wir sie nicht in irgend welche andere Hände kommen lassen. Denn wir haben einen rechtmäßigen König und gnädigsten Herrn, außer welchem wir keinen anderen kennen, und wir beugen unsere Knie nicht dem Baal."

„Die Getreuen bitten also mich als Palatin und Vermittler, Ewr. Majestät das Gesagte vorzustellen und um eine Allergnädigste Resolution zu ersuchen, was sie in dieser gefährlichen Lage der Dinge thun sollen, und ob Ew. Majestät zur Zeit etwas zu ihrer Vertheidigung thun können oder nicht. Ist das Erstere der Fall, so bitten sie, daß es bald geschehe; denn der Feind steht vor der Thür und wird uns bald zertreten, wenn nicht schleunige Hilfe kommt. Wenn aber das Zweite der Fall ist, so möge es Ewr. Majestät nicht zuwider sein und möge ihnen nicht als böser Wille angerechnet werden, wenn sie meinen, der Zeit und der äußersten Noth weichen zu müssen, um für die Erhaltung ihrer Frauen und ihrer Kinder Sorge zu tragen. So haben es auch Diejenigen gethan, welche durch den verderblichen Stillstand des vorigen Jahres dem

Tököly überliefert worden sind, und dieser Stillstand ist ja auch heute für Ungarn der Brunnquell des Unheils."

„Ich meinerseits aber, indem ich von langer Zeit her dies Unglück voraussah, habe Ewr. Majestät unterthänigst gerathen, weder dem Tököly, noch dem Saponara, noch ihren Verhandlungen zu trauen; denn sie stecken voll von Lug und Trug. Aber ich habe nichts ausrichten können. Die Verhandlungen sind mir niemals mitgetheilt, und so hat man um so leichter Ew. Majestät betrügen und in Schaden bringen können."

„Da ich unter diesen Umständen mich der Ueberzeugung hingebe, es sei nicht die Absicht Ewr. Majestät, daß ich zum ewigen Spotte und auch zum Abbruche meiner Würde als Palatin den Feinden zur Beute werde: so bitte ich Ew. Majestät unterthänigst, entweder mir baldmöglichst einen Succurs zu schicken, oder im anderen Falle es in Gnaden aufzunehmen, wenn ich mich zurückziehe; denn ich allein vermag nicht Armeen abzuwehren. In Betreff der endlosen Klagen der Landeseinwohner weiß ich in Wahrheit nicht, was ich antworten soll, und darum habe ich sie an Ew. Majestät geleitet. Mögen Ew. Majestät die Abgesandten trösten oder doch ihnen gestatten, daß sie einstweilen für sich Sorge tragen, bis die göttliche Majestät die Macht verleiht, die Feinde abzutreiben. Es steht alles der Entscheidung Ewr. Majestät anheim, in die ich mich nicht mischen darf. Ich habe nur meiner Pflicht als des Vermittlers genügen wollen."

Es dürfte die Frage sein, ob der Kaiser Leopold den Abgesandten eine schriftliche Antwort gegeben hat. Wie die mündliche ausgefallen, ergeben die Thatsachen, nämlich damals selbst die Fortschaffung der Stephanskrone von Preßburg und die Ueberlieferung derselben an den Kaiser; einige Monate später, nach der Wendung der Dinge, der Act der allgemeinen Amnestie für Ungarn. Die Frage, ob die Krone aus Preßburg wegzuschaffen, hatte der Kaiser schon vorher entschieden, und den böhmischen Grafen Kapliers mit dem besonderen Auftrage ins Feldlager geschickt, dies in aller Stille auszuführen.[1]) Da nun der Palatin Esterhazy sich dazu erbot, so hatte dieser das nähere Anrecht auf die Ausführung.

Zugleich mit den Boten des Palatins von Nordosten her trafen in den ersten Julitagen in Wien andere ein von Osten und Südosten, deren Meldungen nicht günstiger lauteten.

Es war richtig, daß die kaiserlichen Minister noch immer irgend etwas von den Verhandlungen mit Tököly erwarteten, auch sogar nach dem Erlasse der Proclamationen Tökölys im Sinne derjenigen des Kara Mustafa sie noch nicht abbrachen. Die Wirklichkeit der Dinge aber war diejenige, welche der Palatin dem Kaiser verkündet hatte. Treu gesinnte, vornehme Ungarn mußten um des eigenen Lebens und der ihrigen willen die Schmach auf sich nehmen, sich von Tököly als seine Getreuen dem Großwesir Kara Mustafa vorstellen zu lassen. Denn Tököly wollte dadurch augenfällig machen, welches Ansehen er durch das ganze Königreich gewonnen habe.[2]) — Es ist nicht unwichtig, sich dabei zu erinnern, daß sein Vertrag mit den Türken von 1682 sich nur auf das Land Oberungarn bezog, daß dagegen diejenigen Ungarn, die er nun dem Großwesir vorführte, überwiegend von der rechten Seite der Donau waren.

[1]) Contarinis Bericht vom 3. Juli.

[2]) Desgl.: Per ostentare il credito che haveva guadagnato nel Regno.

Und weiter trafen andere Nachrichten ein, namentlich über das Vorwärts-Eilen der Tartaren. Diese beschreibt ein Augenzeuge in folgender Weise.

„Die Tartaren sind von Ansehen wüst, scheinen eher wilde Männer, als Menschen zu sein, sowohl in Kleidung, als Nahrung. Diese besteht in rohem Fleische, auch von Pferden. Sie legen sich aufs Stehlen und Rauben. Wo sie jedoch Widerstand finden, setzen sie ihr eigenes Leben nicht gern in Gefahr, namentlich gegenüber dem Feuergewehr, welches sie sehr fürchten. Ihre Waffen sind Pfeile und Säbel. Sie haben Pferde von gutem Athem, die einen ganzen Tag lang ohne Futter laufen können und leicht über einen Fluß schwimmen. Sie dienen zum Streifen und Brennen, und versehen das türkische Lager mit vielen Sachen." [1])

Die Gesammtzahl dieser Tartaren beim türkischen Heere wird auf 30.000 angegeben.

Caprara war der Ansicht, daß die Gesammtzahl dieser Tartaren nicht 4000 kaiserlichen Soldaten gewachsen sein würde. „Wenn doch, schrieb er in sein Tagebuch, die Unseren nur die Augen aufthun und die Hände regen wollten: so würden die Tartaren nicht wagen, ihnen zu Gesichte zu kommen. Aber die erste Züchtigung für uns ist unsere eigene Erbärmlichkeit, und die zweite besteht darin, daß wir von einem solchen Gesindel uns mißhandeln lassen." [2])

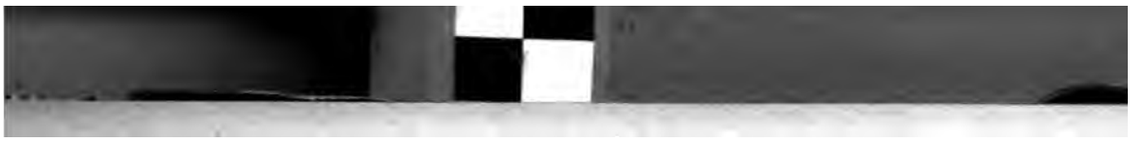
Während unweit der Stadt Raab die beiden Heere einander beobachtend gegenüber standen, nur geschieden durch den Strom der Raab, zogen sich Horden von Tartaren am rechten Ufer der Raab weiter hinauf bis Körmend und bis zur Abtei St. Gotthard, die der dort um neunzehn Jahre früher errungene Sieg Montecuculis verherrlicht. Es war derjenige Theil des Flusses, dessen Bewachung den Grafen Bathiany, Vater und Sohn, mit ihren Haufen anvertraut war. Die Tartaren fanden dort die Brücken nicht abgebrochen. Sie trafen auf keinen Widerstand. Sie eilten hinüber, durchwateten oder durchschwammen dann die Rabnitz, und ergossen sich, indem sie Steinamanger und Günz zur Rechten ließen, Oedenburg zur Linken, schnell und unvorhergesehen in die Gegenden des Neusiedler Sees. Wohin ihr Fuß trat, da loderten sofort die Flammen empor. Die Männer wurden meist getödtet, die Frauen und Kinder zu Tausenden in die Sclaverei abgeführt. Der Zug ging bis an die Leitha, wo sie die Grenze bildet zwischen Oesterreich und Ungarn. Dort ragte die Stadt Bruck empor, wohl versehen mit Mauern und Gräben, und verstärkt noch durch die feste Burg des gräflichen Hauses Harrach. An den Mauern von Bruck brach sich für dies Mal der Ansturm der Tartaren. [3])

Die Nachrichten riefen in Wien eine ungeheuere Bestürzung hervor. Stündlich flüchteten von Südosten her Landleute mit ihrer Habe in die Stadt. Auch die Kaiserin-Witwe Eleonore verließ in der Stille die Favorita auf der Wieden, und nahm Wohnung in ihrem Palaste in der Stadt. Diejenigen Minister, die noch immer die Meinung einer Gefahr für Wien nicht aufkommen lassen wollten, nahmen der Kaiserin-Witwe den Schritt übel, weil sie dadurch die Besorgnisse gesteigert habe. In der That folgten viele Andere dem gegebenen Beispiele. Die Furcht vor heimlicher

[2]) Benaglias Reisebeschreibung, S. 140.

[3]) Mà la nostra viltà è il primo castigo, e l'essere mal trattati da tale canaglia è il secondo. In der Relazione particolare, fol. 124.

[3]) Ich folge hier Vaelkeren, p. 8.



Brandlegung verstörte die Gemüther.[1]) Man wußte, daß in der kaiserlichen Familie der Gedanke, die Stadt Wien zu verlassen, lebhaft erwogen wurde. Aber das Bedenken, daß ein solcher Entschluß eine unvermeidliche und unabsehbare Verwirrung hervorrufen würde, stand noch entgegen.[2])

Die Berichte, die vom Hauptquartiere her in Wien eintrafen, wirkten allerdings nicht ermuthigend. So wenig das Brennen der Tartarenhaufen bis an die Leitha strategisch eine Bedeutung haben mochte: so zeigen doch die Thatsachen, daß es durch den moralischen Druck, den es ausübte, auf den Fortgang des Krieges sehr erheblich einwirkte.

Am 2. Juli[3]) berief der Herzog Carl von Lothringen im Feldlager unfern von Raab den Kriegsrath der Generale. Man scheint die militärische Qualität der vorwärts stürzenden Renner und Brenner, jener Tartaren, noch nicht gekannt zu haben. Dagegen trat in den Vordergrund die Gefahr, von Wien abgeschnitten zu werden, zumal bei der Schwäche der Armee gegenüber der Türkenmacht, die man allgemein auf 200.000 annahm. Nach der Verstärkung der Besatzungen von Raab und Komorn, auf die, wie es schien, der Feind zunächst sein Absehen richten würde, blieben noch 24.000 Mann. Daher ward der Rückzug auf Wien beschlossen, und zwar so, daß man die Infanterie und die Artillerie die Donau überschreiten ließ, auf die Insel Schütt, damit sie nordwärts von der Donau über Preßburg, Theben, und, nach Ueberschreitung der March, durch das Marchfeld in sicheren Märschen nach Wien gelangen könne. Mit der Cavallerie dagegen wollte der Herzog von der Raab aus am südlichen Donauufer sich zunächst auf Ungarisch-Altenburg zurückziehen. Der Marsch ward angetreten am 2. Juli.

Die Besatzung von Raab betrug, nach erhaltener Verstärkung, 6800 Mann.

Es lag nahe, daß man im Kriegsrathe der Kaiserlichen zunächst den Angriff der Türken auf Raab erwartete. Eben dies hatte der Großwesir ja einige Tage zuvor verkündet. Im Angesichte der rückgängigen Bewegung der kaiserlichen Armee dagegen kam er auf seinen ursprünglichen Plan zurück, direct auf Wien zu marschiren.

Er berief darüber einen Kriegsrath im Lager bei Raab. Bei diesem Anlasse zuerst gab sich eine Differenz kund zwischen den beiden türkischen Häuptern, dem Großwesir Kara Mustafa und dem alten Ibrahim Pascha von Buda. Der Letztere widerrieth die sofortige Belagerung von Wien, empfahl diejenige von Raab. Er flocht seinem Votum ein Gleichniß ein von einem Könige, der einen Beutel Goldes mitten auf einen Teppich gelegt, ihn demjenigen verheißend, der ihn nähme, ohne den Teppich zu betreten. Ein findiger Mann habe den Teppich von der Ecke her aufgerollt und so das Gold erlangt. Auf diese Weise müsse man die feindlichen Länder von Raab aus durch dessen Besitz aufrollen, wo dann Wien, wenn nicht noch im Herbste, doch bei sicheren Winterquartieren im nächsten Frühlinge von selbst fallen müsse. Der Großwesir, darüber aufgebracht, gab seinen Zorn kund: „Achtzigjähriger Greis, du bist blöde." Der Statthalter von Syrien, Hussein, fiel ein: „Gnädiger Herr, hört doch die Worte Eures Vaters an, des Paschas, der Euch mit gutem Rathe begleitet." —

[1]) Contarinis Bericht vom 3. Juli: Temendo incendii improvisi.

[2]) Derselbe Bericht.

[3]) Ich setze dies Datum, obwohl Vaelkeren, p. 8, es nicht angibt, weil Contarini am 3. Juli von Wien aus die Sache berichtet, übereinstimmend mit Vaelkeren.

„Ich nehme ihn nicht mit, erwiederte Kara Mustafa: „der Alte soll hier bleiben und uns mit Lebensmitteln versorgen." — „Nehmet mich mit oder laßt mich hier, sagte Ibrahim: Ihr seid unumschränkter Machthaber, und ich widerstrebe nicht Euerem Befehle." [1])

Es war das erste Mal, daß die Differenz der beiden Häupter sich kund gab. Wir werden sie wiederkehren sehen, mehr als einmal, und — setzen wir es gleich hier hinzu — zum Heile der Christenheit.

Es liegt über den Entschluß des Großwesirs, direct auf Wien zu marschiren, und über die Vorgänge überhaupt, ein ausführlicher Bericht des unbekannten Freundes der kaiserlichen Sache in Buda vor, von welchem wir, bereits zum November 1682, vernommen haben, daß das eigentliche Absehen des Kara Mustafa auf Wien gerichtet sei. Der Bericht, dessen Abfassung, schon am 4. Juli beabsichtigt, sich verschob bis auf den 7. Juli, nennt selber nicht eine bestimmte Adresse. An wen immer jedoch er gerichtet sein mochte, der Zweck ist klar: er sollte dienen zur Mahnung und Warnung. Inzwischen hatten schon die Thatsachen die Mahnung und Warnung nahe gelegt. Konnte in so weit das Schreiben praktisch keine Wirkung mehr ausüben: so bietet es der Nachwelt reichen und merkwürdigen Aufschluß über die Gedanken und Plane von Kara Mustafa und Tököly. Es lautet wie folgt. [2])

„Da ich Niemanden finden konnte, der bei der Furcht vor den streifenden Tartaren einen Brief überbringen wollte, so habe ich gezwungener Weise unterlassen müssen, zu schreiben. Heute jedoch, wo ein mir sicherer Freund einen Boten nach Komorn schickt, benutze ich diese Gelegenheit, und werde gern die Nachricht der Ueberkunft vernehmen, damit Ihr wisset, wie Ihr Euch auf das Gesagte zu verhalten habet."

„Erstlich. Seit drei Jahren habe ich Euch unablässig gemeldet, daß der Großwesir einen Angriff auf Wien beabsichtigt, und zwar dies nicht blos gemäß der Verabredung mit dem früheren Großwesir, sondern auch aus eigenem Antriebe. Denn er hat dem Sultan versprochen, einen Streich zu vollführen, ruhmvoller als Alles, was seine Vorgänger verrichtet haben. Zu diesem Zwecke unternahm er den Marsch nach Stuhlweißenburg, in der Absicht, sich von da aus direct auf Wiener-Neustadt zu wenden und dieses Postens zu versichern. Nach der Ankunft an jenem Orte änderte er den Weg, nicht seinen Plan. Denn auf den Rath von Ibrahim Pascha, zuerst Euere Armee anzugreifen, gebot der Großwesir ihm, über die Donau zurück zu gehen und sich mit ihm zu vereinigen. Die Absicht dabei war, mit geeinter Macht die Raab zu überschreiten, und Euch so in der Mitte zu fassen, wie es sicherlich geschehen wäre, wenn Ihr Euch nicht (von Neuhäusel) zurückgezogen hättet."

„Nachdem ihm dieser Plan mißlungen, steift er sich zur Zeit um so fester darauf, Wien anzugreifen, obwohl durchweg die angesehenen Kriegshäupter, und besonders der genannte Pascha Ibrahim es ihm abrathen. Ihr dürft daher mit Sicherheit erwarten, daß Ihr spätestens um die Mitte des Monates die Belagerung zu erwarten habt. Ihr dürft gefaßt sein auf einen heftigen Angriff; denn alles dafür Nothwendige ist im Ueberflusse beschafft. Die hiesigen Zeughäuser bergen in sich ungeheuere Vorräthe von Munition, die täglich nach dem Lager vor Raab befördert werden.

[1]) Hammer, Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 733.

[2]) Das Schreiben in der Anlage II im italienischen Original.

Dort harrt man nur noch der Ankunft weiterer Mannschaft, die schon die Esseger Brücke passirt hat."

„Es sind hauptsächlich drei Personen, welche diesen wichtigen Entschluß betreiben. Der Eine ist Achmet Bey, der entsprungene Kapuziner, jetzt erster Ingenieur, der sich im Gefolge der Boten des Tököly in der Stadt befand, um zu recognosciren und die Werke abzuzeichnen. Ferner Mustafa Bey, jener Prahler, der sich lange Zeit unter Euch befand und den Angriff als sehr leicht darstellt. (Man vgl. S. 106.) Endlich einer der Rebellen, Paul Szepesy, welcher sich bei dem Großwesir aufhält und ihm alles Böse wider Euch zubläst, zu welchem Zwecke er eine starke Correspondenz in Ungarn unterhält. Die beständige Rede dieser drei ist, daß es um Euch geschehen ist, daß Ihr an nichts Anderes gedenkt als zu fliehen, daß beim Erscheinen des Türkenheeres alles auseinander gehen wird. In Wien, sagen sie, sei nicht das erforderliche Pulver für eine Vertheidigung von sechs Wochen. Die Minister seien alle confus. Kurz es sei bei Euch ein wahres Babylon."

„Was ich hier schreibe, wurde dem Reis Effendi hier, dem Kanzler, meinem alten Bekannten, erzählt von Jussuf Aga, welchen der Großwesir hierher gesendet, um die Ausführung der Befehle zur Hinschaffung der Kanonen und der Munition ins ottomanische Heerlager zu betreiben."

„Zweitens. Vor drei Tagen (also am 4. Juli) passirte hier auf dem Wege zur hohen Pforte Ibrahim Aga, mit einem Schreiben an den Sultan, welches den Entschluß zum Angriffe auf Wien meldet und die Bitte ausspricht, dabei mit Menschen und mit Geld nicht in Mangel gelassen zu werden. Die Persönlichkeit hier, die Ihr kennt, und die seit einiger Zeit krank darnieder liegt, sagt mir, daß jener Aga Briefe und Geschenke vom Großwesir an Selcitar Aga, den Schwertträger des Sultans, überbringt, damit er den Sultan dahin vermögen solle, in Person die Einnahme einer so großen Stadt zu verherrlichen. Ich glaube jedoch, daß der Sultan sich nicht rühren wird, wenn er nicht zuvor eine bessere Sicherheit über den Ausgang hat, als was man ihm mit der Sendung jenes Aga vorstellen kann."

„Drittens. Man hat Tschausche und Couriere an alle Magazine geschickt, damit von einem jeden her auf dem kürzesten Wege Mundvorrath und Munition zum Lager geschafft werde. Es ist nicht nöthig, Euch den Eifer zu beschreiben, mit welchem dieser Befehl ausgeführt wird. Es genügt für Euch, zu wissen, daß von dieser Unternehmung das Leben und die Reputation des Großwesirs abhangt, und daß er darum ausholt zum schwersten Streiche wider Euch."

„Viertens. Die einsichtigsten Türken billigen den Entschluß nicht, weil er ihnen zu gewagt erscheint. Sie würden eher einer Unternehmung gegen Komorn oder Raab, weil ihrem Gebiete näher, beistimmen. Sie sagen und fürchten, daß, wenn die Polen sich mit den Deutschen vereinigen, die Donau überschreiten und sich bei Raab festsetzen, ihre Armee um Wien Mangel leiden werde. Denn wie, sagen sie, soll man die Vorräthe hinschaffen? Gehen wir zu wenigen, so werden wir geschlagen. Gehen wir zu vielen, so müssen wir das Heer um Wien schwächen. Wie sollen wir dann die Stadt nehmen? Wie sollen wir den Feinden den Uebergang über die Donau wehren? Mit unseren Frachtfahrzeugen können wir nicht an Komorn und Raab vorbei. Wie sollen wir also unsere Pferde, Esel, Kameele unterhalten, wo die ganze Umgebung der Stadt nur aus Weingärten besteht? — So reden sie, und darauf hin

mögt Ihr Eure Maßregeln treffen. Besonders mache ich Euch aufmerksam, daß den Türken nichts so unangenehm sein wird, als die Nachricht einer Vereinigung Eurer Truppen mit denen der Polen. Ihre Hoffnung besteht in dem Glauben an Euere Langsamkeit. Macht Ihr daher rasch, so werdet Ihr ihnen großen Verdruß bereiten. — Das läßt Euch jene Persönlichkeit vermelden, die Euch wohl will. Und mir hat sie noch weiter vertraut, daß der Wesir von hier dem Entschlusse gegen Wien höchst abgeneigt ist, sowohl wegen der zu erwärtenden Vereinigung der Polen mit Euch, als weil er ein Todfeind des Großwesirs ist, der alles nach seinem Eigenwillen einrichtet."

„Fünftens. Der erwähnte Freund sagt mir ferner, daß die vorbenannten Türken sich verwundern, wie Ihr Euch doch so oft von dem Tököly betrügen lassen könnt. Dieser hat in Esseg dem Großwesir Euere Schwächen beschrieben, die Confusion, die Unfähigkeit der Minister, die Bereitschaft der Unterthanen zur Empörung, und hundert andere Dinge. Er hat versprochen, nach Ablauf des mit Euch vereinbarten Stillstandes nachdrücklich mitzuthun, und der Großwesir seinerseits, ihn krönen zu lassen. Der Freund trug mir ferner auf, Euch zu melden, daß fast alle Ungarn sich schon unter der Hand mit dem Tököly verstünden, und daß der Großwesir, um diese Nation mit glatten Reden festzuhalten, dem Tököly versprochen habe, im Falle der Einnahme die Stadt Wien völlig demoliren zu lassen, sie zu einem einfachen Marktflecken zu machen, damit der ungarischen Nation über die Existenz von Wien kein Verdruß mehr bleiben könne. Dies ist eine List des Großwesirs, um dem Tököly jeden schlechten Eindruck zu benehmen, den die Führung des Großwesirs bei ihm machen könnte. Denn kraft des mit dem Tököly gemachten Vertrages verspricht der Großwesir, die Deutschen aus Ungarn zu jagen und den Ungarn die Festungen zu überweisen. Nun liegt Wien aber nicht in Ungarn. Um daher jeden Verdacht zu heben, sagt Kara Mustafa, daß er die Stadt nach der Einnahme demoliren will."

„Diese Rebellen und der Mustafa Bey sind sehr perfide, und Ihr glaubt nicht, welche furchtbaren Dinge sie von Euch und Eurer Regierung aussagen. Wie ist es denn möglich, daß Ihr nicht die Augen öffnet, nicht sehet, daß alles, was ich hier schreibe, der Wahrheit gemäß ist, sondern daß Ihr schlaft? Der gute Gott erwecke Euch und öffne Euch die Augen: sonst seid Ihr verloren. Von welchem Weine seid Ihr berauscht, daß Ihr nicht aufwacht? Ich weiß noch nicht, ob ich mich hier mit den Anderen einschließe oder nicht. Habe ich Gelegenheit zu schreiben, so werde ich es thun; aber was hilft es, Euch etwas zu sagen, wenn Ihr doch nichts thut? Einigt Euch bald mit den Polen, zeigt dem Feinde die Stirn; denn fast Alle weisagen dem Großwesir ein schlimmes Jahr. Und damit lebt wohl!"

An dem Tage, an welchem dieser Brief in Buda abgefaßt wurde, dem 7. Juli, brachten bereits die Thatsachen selbst jeden Zweifel über die bedrohte Lage, in der man sich befand, zum Verstummen.

* * *

Die Bewegungen der Türken gaben dem Herzoge von Lothringen am 6. Juli zu erkennen, daß es sich für sie nicht mehr handle um eine Belagerung von Raab, sondern um den Weitermarsch gegen Westen, und demnach um einen Angriff auf Wien. Der Herzog entsendete sofort den General der Cavallerie, Grafen Aeneas

Caprara, mit dieser Meldung an den Kaiser. Am Abende des 6. Juli lagerte der Herzog von Lothringen mit der Cavallerie bei Deutsch-Altenburg. [1])

Aeneas Caprara traf am Morgen des 7. Juli in Wien ein und richtete dem Kaiser seine Meldung aus. Der Kaiser berief sofort die Minister um sich. Die Meinungen waren einstimmig für den Aufbruch der kaiserlichen Familie von Wien nach Linz: nur über den einzuschlagenden Weg waren die Ansichten verschieden. Der Weg am rechten Stromufer hinauf, die gewöhnliche Poststraße nach Linz, erschien kürzer und leichter, derjenige am linken Ufer dagegen sicherer; denn dort hatte man noch keinen Türken oder Tartaren erblickt. Da der Abzug der kaiserlichen Familie nicht verborgen bleiben könne: so stehe zu befürchten, daß, wenn er auf dem rechten Stromufer erfolge, die türkischen Kundschafter, an denen es in der Stadt nicht mangle, sofort Nachricht davon an Kara Mustafa geben würden. Die leichten türkischen Reiter könnten aber leicht in Einem Tage einen Raum durcheilen, den zurückzulegen der kaiserliche Hof mit allen seinen Wagen vier Tage gebrauchen würde. Dies Bedenken ward allseitig anerkannt. Der Kaiser beschloß die Reise auf dem linken Stromufer, und setzte den Aufbruch an auf denselben Abend.

Es wurden sofort kaiserliche Handschreiben an die Gesandten bei den Reichsfürsten ausgefertigt, enthaltend die Meldung der Gefahr und die Bitte um Hilfe.

Der Kaiser ernannte dann für die Zeit seiner Abwesenheit einen doppelten Rath in Wien, einen politischen, bestehend aus fünf Mitgliedern, unter dem Vorsitze des Generals Grafen Caspar Zdenko von Kapliers, Vice-Präsidenten des Hofkriegsrathes. Unter den fünf Mitgliedern war der General Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, der in dem anderen Rathe, dem militärischen, den Vorsitz führte.

Der Palatin Paul Esterhazy mit der geringen Anzahl der Ungarn, die ihm treu geblieben waren, traf an diesem Tage in Wien ein. Seinem Erbieten gemäß überbrachte er die Stephanskrone. Die Uebergabe erfolgte in solcher Stille, daß in der Stadt nichts davon verlautete. Der Tagesbericht des kaiserlichen Historiographen Vaelkeren wenigstens erwähnt die Sache nicht. [2])

Am Morgen des 7. Juli ging das Gerücht, daß die kaiserliche Familie den Aufbruch von Wien vorbereite, von Mund zu Mund. Am Nachmittage kam dazu noch ein weiteres Gerücht.

Bei Sonnenaufgang des 7. Juli ließ der Herzog von Lothringen die Cavallerie von Deutsch-Altenburg aufbrechen, und zwar so, daß zur größeren Sicherheit der Bagage, dieselbe den Zug eröffnete. Der Zug hatte erst eine geringe Strecke zurück gelegt, als zwischen Petronell und Elend aus einem Wäldchen von der linken Seite her ein starker Haufe Tartaren, untermischt mit Türken und Ungarn, mit unsäglichem Geschrei den Schwadronen entgegen stürzte, welche dem Gepäcke zunächst voran ritten. Man darf mit Grund annehmen, daß nach dem wiederholten Zurückziehen die Stim-

[1]) Vaelkeren, p. 10, hat hier die bestimmten Daten. Ich citire nach der lateinischen Original-Ausgabe. Aber es ist zu bemerken, daß Caprara, der am 6. Juli nach Wien geschickt wurde, dem Kaiser nicht die Vorgänge von Petronell am 7. Juli berichtet haben kann. Der Entschluß zur Abreise ward gefaßt vor dieser Kunde.

[2]) Ich stütze mich auf die bestimmte Nachricht in Contarinis Bericht vom 15. Juli: Il Palatino continuando la fede all'Imperatore con il rimanente di m/3 suoi sudditi portò all'Imperatore la corona d'Ungaria.

nung des Heeres nicht eine gehobene sein konnte. Der plötzliche, völlig unerwartete Ansturm, das furchtbare Geheul von tausenden von Stimmen erschreckte, verwirrte die Mannschaft, zumal da der hoch aufwirbelnde Staub weder Feind noch Freund erkennen ließ. Die Reihen lösten sich auf, drängten rückwärts und trugen auch dahin die Verwirrung. Der Schrecken wirkte ansteckend. Der Rapport des betreffenden Officiers an den Markgrafen Ludwig von Baden lautete: der Feind rücke an mit hundert Fahnen.[1]) Es gelang dem Markgrafen, der, in Abwesenheit Capraras, das Commando des Flügels hatte, die Ordnung einigermaßen herzustellen. Dann kam auch der unterdessen benachrichtigte Herzog hinzu. Aber die Absicht der Tartaren war weniger, einen regelrechten Angriff auszuführen, zumal da ihre Zahl nur 3000 Mann betrug, als bei der angerichteten Verwirrung das Gepäck zu plündern. Dieses gelang ihnen. Nach hergestellter Ordnung der kaiserlichen Truppen enteilten die Tartaren davon. Die ganze Sache hatte nur etwa eine Stunde gedauert; jedoch kostete sie den kaiserlichen Truppen an Todten und Verwundeten 300 Mann, unter ihnen den Prinzen Julius Ludwig von Savoyen, älteren Bruder des Prinzen Eugen, und einen Herzog von Aerschot, der als Freiwilliger eingetreten war.

Es ist zu bemerken, daß der Prinz Eugen von Savoyen damals noch nicht dem kaiserlichen Heere angehörte, sondern daß, wie sich später ergeben wird, der Tod seines Bruders für ihn der Anlaß wurde, um den Eintritt in den kaiserlichen Dienst anzusuchen. Als das Wesen des tumultuarischen Angriffes sich klar dargestellt hatte, hielt der Herzog von Lothringen es nicht für geeignet, eine weitere Verfolgung der Tartaren geschehen zu lassen, sondern zog auf Fischament, um dort zu rasten.

Das Ereigniß hatte jedoch eine größere Tragweite nach Wien hin. Viele Fuhrleute der Bagage hatten sich durch die Flucht zu retten gesucht. In den ersten Stunden nach Mittag gelangten einige derselben nach Wien, und meldeten in ihrer Bestürzung, was sie gesehen und gesehen zu haben meinten. Die Gerüchte durcheilten sofort, stets anschwellend, die Bevölkerung von Wien. Die Armee, hieß es, sei aufgelöst. Der Herzog von Lothringen sei gefallen, die Stadt Wien bereits von Tartaren umschwärmt. Die Plötzlichkeit des Schreckens, der am Nachmittage des 7. Juli über die Stadt Wien hereinbrach, ergibt sich aus dem Berichte des Botschafters Contarini. Er befand sich in Audienz bei der Kaiserin-Witwe Eleonore, als die Nachrichten gemeldet wurden. Die Audienz wurde abgebrochen.[2])

Der Schrecken reifte bei Vielen die Erwägungen, die bereits seit dem Morgen umgingen, zum Entschlusse. Wenn der Kaiser gehe, hieß es, so wolle man nicht bleiben. Die Augenzeugen finden keine Worte, den dann erfolgenden Wirrwarr zu beschreiben. „Das Weinen und Jammern, sagt einer von ihnen, war nicht anders, als wenn der Türke schon Herr über Wien wäre." Die Anzahl der Flüchtenden, am 7. Juli und in den nächsten Tagen, wird auf 60.000 angegeben.[3])

[1]) Handschriftlicher Aufsatz: la campagne de l'annee 1683 etc. mit Aenderungen von der Hand des Markgrafen Hermann von Baden. Der General Röder v. D. hat in seinem Werke: Ludwig von Baden wider die Türken, Bd. I. Urkunden, S. 13 u. f. den Theil abdrucken lassen, der den Entsatz enthält. Eine Abschrift des Ganzen, die ich benutzt habe, befindet sich im k. k. Kriegsarchive. — Im Uebrigen folge ich der Schrift von Vaelkeren, p. 10.

[2]) Contarinis Bericht vom 9. Juli, aus Melk.

[3]) Vaelkeren, p. 12.

Die Abfahrt der kaiserlichen Familie war auf acht Uhr Abends angesetzt. Die fremden Botschafter sammelten sich zum Abschiede in der Hofburg, um dann zu folgen. Eben so viele Edelleute. Unter ihnen befand sich auch der Graf Draskovich, dessen schmerzliche Erregung besonders bemerkt wurde. Als der Kaiser in den Wagen stieg, weinte Draskovich. Einige Wochen später legte derselbe Graf Draskovich in Eisenstadt mit eigener Hand Feuer an den schönen, im italienischen Style erbauten Palast des Palatins Paul Esterhazy, der, ungeachtet der Verwüstung seiner Güter, in seiner Kaisertreue niemals wankte. [1])

Die Fahrt der kaiserlichen Familie, unter dem Schutze einer Leibwache von 200 Mann, ging zum Neuthore hinaus, über die damalige Schlagbrücke durch die Leopoldstadt, und von da aus über die Brücken der großen Donau auf das linke Ufer. Die Straßen waren hier und da gestopft durch die Wagen und Karren der Flüchtenden, und mehr als einmal mußte mit Anwendung von Gewalt freie Bahn geschafft werden. Wiederholt erschollen Schmähworte dem Kaiser entgegen. Das sei die Folge davon, rief man, daß der Kaiser dem unzeitigen Religionseifer der Jesuiten so viel nachgegeben. Dadurch habe er über sich und die Seinen das Uebel heraufbeschworen, und müsse nun nach Gebühr die Leiden mittragen, die er über sein Volk gebracht. [2]) Wir sehen, der Sultan Mohammed IV. und Tököly, deren Vertrag vom Sommer 1682 ausdrücklich die Austreibung der Jesuiten feststellte, würden an der Gelehrigkeit dieser Bürger von Wien ihre Freude gehabt haben. Der Kaiser vernahm die Reden, wie einst der König David diejenigen Simeis. Er wehrte denen, die Einhalt thun wollten.

Der traurige Zug ging auf Korneuburg. Als man endlich dahin gelangte, erfand sich der Ort so gedrängt voll von Flüchtigen, daß an die Gepäck- und Lebensmittel-Wagen nur mit Gewalt zu gelangen war. Es erschien nicht rathsam, den Verdruß der erregten Menge dadurch noch zu steigern. Darum mußten für die gesammte kaiserliche Familie einige wenige Eier ausreichen. Auch davon noch ließ der Kaiser dem Spanier Borgomainero seinen Antheil zukommen. Der Botschafter pries dies fortan sein Leben lang als den höchsten Beweis der ihm widerfahrenen Ehre und Freundschaft. Aber dann war kein Bett vorhanden. Die Edelknaben breiteten für die kaiserliche Familie ihre Mäntel über Stroh. Der noch nicht fünfjährige Erzherzog Joseph und seine Schwestern weinten vor Hunger und über das ungewohnte Lager.

Jedoch ward dem Kaiser dort am späten Abende noch einiger Trost. Der Graf Auersperg traf als Courier des Herzogs von Lothringen ein und meldete: der Großwesir könne erst in sechs Tagen vor Wien sein, und bis dahin werde auch die Infanterie von der Insel Schütt aus dort ankommen. Bei Petronell habe ein panischer Schrecken stattgefunden, nicht ein nennenswerther Kampf. Das linke Donauufer sei frei, kein Türke, noch Tartar dahin übergekommen, die Fahrt nach Linz also sicher.

Bereits am folgenden Tage, dem 8. Juli, ward es Jedermann augenfällig, daß die Wahl des Weges am linken Donauufer hinauf die richtige war. Der Beweis lag in den Flammen des Camaldulenserklosters am Kahlenberge, welche Kunde gaben von dem Vordringen der Tartaren bis dahin, also bereits bis über die Poststraße von Wien nach Linz.

[1]) Anlage III. — [2]) Wagner, t. I, p. 588. — [3]) Ebendaselbst.

Sechſtes Capitel.

Die Umſchließung und Belagerung von Wien, vom 14. Juli bis zum 11. September. [1])

Der Schrecken, der beim Abzuge des Kaiſers Leopold am Abende des 7. Juli in Wien herrſchte, ward geſteigert durch einen Feuerſchein, den man von Oſten her aufgehen ſah. Dorthin röthete ſich der Himmel von den Flammen von Schwechat und Fiſchament. Nicht jedoch war dies die That von Tartaren, ſondern beide Brände waren entſtanden durch Nachläſſigkeit der Troßbuben der kaiſerlichen Armee.

In der Morgenfrühe des 8. Juli vernahm man in Wien den herannahenden Schall von Pauken und Trompeten, dies Mal indeſſen nicht zur Beunruhigung. Der Herzog von Lothringen zog mit dem größeren Theile der Cavallerie von Sanct Marx her über den Rennweg in die Stadt, und durch dieſelbe über die Schlagbrücke in die Leopoldſtadt und die Tabor-Au. Er fand in Wien ſchon einen anderen Mann vor, der noch am Abende des 7., nach der Abfahrt des Kaiſers, dort eingetroffen war. Es war Ernſt Rüdiger Graf von Starhemberg, dem der Kaiſer in den letzten Stunden vor ſeinem Scheiden das Commando in der Stadt Wien übertragen hatte. Am Morgen des 8. Juli traten die beiden Männer, denen vor Anderen, dem Einen die Aufgabe der Erhaltung, dem Anderen diejenige der Rettung der Stadt Wien beſchieden war, zur Berathung zuſammen.

Dem Grafen Starhemberg iſt jedenfalls in erſter Linie das Lob der Erhaltung von Wien zugefallen. Es darf dabei nicht verſchwiegen werden, daß es Zeitgenoſſen gab, die mehr ſeine Herzhaftigkeit, als ſeine Einſicht lobten. In letzterer Beziehung

[1]) In Betreff dieſes Capitels verweiſe ich auf das Vorwort. Wo ich nicht eine andere Quelle angebe, dient mir das von Cameſina zuſammen geſtellte Tagebuch der Belagerung.

stellten Viele den Grafen Kapliers, den Präsidenten des politischen Rathes, über ihn. Einer dieser Zeitgenossen sagt: „Den klugen Rathschlägen des Grafen Kapliers und der Tapferkeit des Grafen Starhemberg hat man hernach die Erhaltung der Festung zugeschrieben." [1])

Die Meldung, die Starhemberg dem Kaiser bei dem Beginne seiner Aufgabe machte, lautet wie folgt. [2])

„In was für einem Stande aber ich diesen Posten gefunden, was für einen Mangel an allen Requisiten, und was für eine Consternation unter dem Volke, das werden Ew. Majestät Diejenigen, die sich entschuldigt und nicht haben hier bleiben wollen, genugsam remonstrirt haben, also daß auch Ew. Majestät hiermit nicht will verdrießlich sein, sondern allein unterthänigst versichern, daß ich mit Arbeiten und Aufmunterung des Volkes mein Möglichstes gethan habe, und gewiß nichts unterlassen werde, was zur Erhaltung dieses mir von Ew. Majestät anvertrauten Postens dienen kann, und meinen letzten Blutstropfen in Ew. Majestät Dienst mit Freuden darin aussetze, verhoffend, Gott der Allmächtige werde Ew. Majestät gerechte Sache und unseren Eifer segnen und durch seine Gnade ersetzen, was sonst zu einer rechtschaffenen Gegenwehr mangelt."

Es fehlte so sehr an allem Nothwendigen, daß die Stadt noch für mehrere Tage nur erst die Friedensbesatzung von 1200 Mann hatte. Denn die Infanterie, welche die Stadt vertheidigen sollte, war noch im Anmarsche von der Insel Schütt her. Am 11. Juli trafen zwei Regimenter, Schärffenberg und Starhemberg, in Wien ein, die Ankunft der anderen stand noch aus.

Es ist daher damals und später oft gesagt worden, daß Kara Mustafa, wenn er in raschem Zuge von seinem Lager vor Raab aus auf Wien marschirt wäre, die Stadt wie unvorbereitet hätte nehmen können. Aber sicherlich hatte Niemand einen größeren Eifer und ein größeres Interesse, dies zu thun, als Kara Mustafa selbst. Wenn er es also unterließ: so müssen zwingende Gründe ihn gehindert haben. Diese zwingenden Gründe bestanden namentlich in dem unendlichen Trosse, den er zum Zwecke der Belagerung mit sich führte. Der Herzog von Lothringen hatte, am Abende des 7. Juli, dem Kaiser in Korneuburg die Meldung machen lassen, daß bis zur Ankunft vor Wien für das türkische Heer sechs Tage erforderlich seien. Genau diese Zeit gebrauchte Kara Mustafa.

Anders vielleicht hätte die Sache gestanden, wenn Kara Mustafa seinem ersten Plane getreu geblieben wäre, von Stuhlweißenburg ab direct auf Wiener-Neustadt zu marschiren, und von da aus auf Wien (S. 194 u. 200.) Er hatte dies nun aber nicht gethan. Er hatte sich nordwärts locken lassen durch die Aussicht, den Herzog von Lothringen nach Osten hin abzuschneiden. Dies Unternehmen war mißlungen. So verfehlt also auch immer an sich der Plan des Herzogs auf Gran oder Neuhäusel gewesen sein mochte: so hatte doch dieser Plan den, wenn auch nicht beabsichtigten Erfolg, daß Kara Mustafa eine für ihn kostbare Zeit verlor.

Sechs Tage also hatte man in Wien Zeit, sich vorzubereiten. Es galt, diese Zeit auszunutzen. Und sie wurde ausgenutzt.

[1]) Rink, Leopold des Großen Leben und Thaten, S. 340.

[2]) Schreiben Starhembergs an den Kaiser, vom 11. Juli.

Der Präsident des Hofkriegsrathes, der Markgraf Hermann von Baden, der noch in der Stadt weilte, ließ in der Morgenfrühe des 8. Juli den Bürgermeister Liebenberg und einige Mitglieder des Rathes sich versammeln, und richtete, im Beisein der Grafen Starhemberg, Kapliers, Daun, Sereny, an sie die Aufforderung, Proviant und Munition zu beschaffen, sowohl für die Bürger, als für die Soldaten. Liebenberg erwiederte, daß die Bürgerschaft Gut und Blut daran setzen werde, nicht in die Hände des Erbfeindes des christlichen Namens zu fallen.

Dann begannen die Arbeiten. Es galt, Palissaden einzusetzen, die Bettungen für die Kanonen herzurichten, diese selber auf die Wälle zu bringen. Der Bürgermeister schob den ersten Karren voll Erde.[1]) Die anderen Bürger folgten. Die sämmtlichen Pferde der Stadt wurden für die Fuhren des Geschützes in Anspruch genommen. Im Laufe des Tages berief Starhemberg die Bürgerschaft auf einen der Plätze der Stadt. Er kündigte ihnen seinen Entschluß an, entweder rühmlich zu siegen oder ritterlich zu sterben. Er forderte sie auf, ihm als ihrem Anführer herzhaft und getrost zu folgen.

Zugleich erging die Aufforderung des Bischofs Emerich von Wien an die Welt- und Klostergeistlichen, bei der bevorstehenden Gefahr für Alle nicht blos mitzuschanzen, sondern auch, wenn es sein müsse, die Waffen zu ergreifen. Es erfolgte die allgemeine Zusage. Am Morgen des 9. Juli sah man den Provincial der Augustiner auf der nächst gelegenen Kärntner Bastei mit dem Schubkarren und der Hacke erscheinen, ihm nach die Patres und Fratres. Eben so die Insassen der anderen Klöster, je an dem angewiesenen Orte. Dies dauerte fort, auch später unter dem Geheul der türkischen Kugeln. Ein anderes Bild boten die bis dahin friedlich stillen Kreuzgänge dar. Sie hallten wieder von Waffenlärm. Die Mönche stellten dort Scheiben auf, um sich im Schießen zu üben.

Der Eifer für die Arbeiten zur Befestigung stieg zusehends. „Es arbeiteten, sagt einer der Betheiligten, Alle: Geistliche und Laien, Greise und Knaben, Frauen und Mädchen."[2]) Bereits nach wenigen Tagen waren die Bettungen für einige Geschütze fertig, so daß diese herzu gebracht werden konnten. Die Zahl der Geschütze, die zur Verwendung kamen, stieg nachher in allem, groß und klein, auf 262.[3]) Stattliche Reihen fest eingegrabener Palissaden stiegen empor. Zugleich war der Stadtrath, mit welchem sich das Stadtgericht zu Einer Behörde vereinigt hatte, eifrig beflissen, Lebensmittel, Munition, Holz herein zu schaffen. An dem letzten Tage, bevor man von den Mauern der Stadt aus streifende Tartaren erblickte, wurden am Donauufer eintausend Centner Pulver ausgeladen, die der Erzbischof von Salzburg geschickt.[4]) Nach der anderen Seite gelang es der Umsicht und dem Muthe des Commissärs Klueg, stromaufwärts den kaiserlichen Schatz und das Archiv nach Passau in Sicherheit zu bringen.[5])

Im Angesichte der rasch steigenden Vertheidigungskraft der Werke wuchs auch der Muth. Die Stadt war nach der alten Weise vieler Städte in Viertel eingetheilt, obwohl die Zahl derselben in Wien acht betrug, je ein altes und ein neues Kärntner-,

[1]) Nach Wagner, t. I. p. 590. hat der Herzog von Lothringen den ersten Streich mit der Hacke gethan: arrepto ligone primus terram molitus. Die städtischen Berichte jedoch sagen das nicht.

[2]) Vaelkeren, p. 16: omnes, omnes operam navabant.

[3]) Diese Zahl bei Vaelkeren im Anhange, p. 6. Dort auch die Specification.

[4]) Contarinis Bericht aus Salzburg, vom 22. Juli.

[5]) Uhlich, Geschichte der zweiten Türken-Belagerung, S. 42.

Schotten-, Stuben-, Widmer-Viertel. Jedes derselben stellte reichlich 200 wehrfähige Bürger, zusammen etwa 1800. Daneben traten Genossenschaften zusammen. Die Fleischhauer und Brauknechte errichteten eine Compagnie von fast 300 Mann; desgleichen die Bäcker, obwohl nur halb so stark; ferner die Schuhmacher nahe an 300; die Kauf- und Handelsleute, die sogenannten Niederlager, stellten 250 Mann. Diese waren in so weit besser bewaffnet, daß sie Flinten mit Steinschlössern hatten, während die Anderen sich noch der Lunten zum Abfeuern bedienten. Die Hofbediensteten und Hofbefreiten zogen unter zwei Fahnen auf. Von den Studenten der Universität ließen sich 700 einschreiben, und bildeten drei Compagnien unter einer Marienfahne. Ihnen wurden die Buchdrucker und Buchbinder zugetheilt. Endlich gab es noch eine Frei-Compagnie von 300 Köpfen, die in verschiedener Weise verwendet wurde.

Eine besondere Abtheilung von 80 Mann sammelte sich unter dem Jägermeister Heinrich Gottfried Freiherr von Kielmannsegg, dessen Treffschüsse auf die Türken bald in Aller Munde waren. Er leitete die Arbeiten für die Herstellung der Munition, so wie die Feuerwerkerei auf dem Stephansthurme.

Dagegen darf schon hier nicht unerwähnt bleiben, daß wir die Zeit der Belagerung hindurch eine Reihe von Aufforderungen der Stadtregierung an diejenigen Männer finden, die sich noch nicht zu irgend einem Dienste für die Sicherheit und das Wohl der Stadt gestellt haben, ja daß der Nachdruck dieser Aufforderungen gegen das Ende der Belagerung steigt, mit der Androhung der Todesstrafe im Falle des Verschweigens.

* * *

Betrug die Anzahl der aus Wien Flüchtigen viele Tausende, so traten dafür einige wenige Freiwillige wieder ein; aber man dürfte fragen, ob nicht für die Vertheidigung der Stadt die Qualität der Letzteren die Quantität der Ersteren aufwog. Die Mehrzahl von jenen nämlich ragte hervor durch militärische Befähigung und Kriegserfahrung. Es waren der Oberst Graf Trautmannsdorf; der Landeshauptmann Graf Fünfkirchen; der OL. Graf Salaburg, der zur Pflege seiner Gesundheit nach Wien gekommen war, und statt dessen nun einen Haufen Reiter zu Ausfällen um sich sammelte; ferner der Graf Vignancourt; Colalto Graf von St. Michael, ehemaliger Kroaten-Oberst; ein schlesischer Edelmann von Zeteritz; ferner der Oberst Cornelius von Rümlingen, dem Alter und Krankheit keine thätige Theilnahme gestatteten, dessen einsichtigen Rath dagegen Starhemberg hoch in Ehren hielt; ferner Franz Roßtauscher, der ihm als rascher Adjutant diente; ferner Elias Kühn, ein Schlesier, dem vor seinen Augen die Tartaren die Frau und vier Söhne getödtet oder fortgeschleppt, und der dann, selber mit höchster Noth nach Wien entronnen, nun Vergeltung dafür übte durch seinen unausgesetzten Fleiß in der Vertheidigung der meist bedrohten Stellen.

Dazu kam endlich noch ein Freiwilliger besonderer Art, Leopold Graf Kolonitsch, damals Bischof von Wiener-Neustadt. [1])

Geboren 1631, stammte er aus einem alten illyrischen Geschlechte. Sein Vorfahr Siegfried hatte sich bei der ersten Türkenbelagerung von Wien Ruhm und Ehre erworben. Der jugendliche Graf Leopold trat in den Malteser-Orden, und kämpfte auf

[1]) Ueber Kolonitsch die Biographie, verfaßt von Hansiz, unter den Manuscripten der kais. kön. Hofbibliothek, in den Nr. 9309 bis 9313.

der Insel Candia ehrenvoll mit gegen die Türken. Nach siebenjährigem Kriegesdienste erhielt er die Comthurei Mailberg. Als im Jahre 1666 der Bischofsstuhl von Neitra erledigt wurde, wünschte der Kaiser ihn zum Bischof bestellen zu können. Aber zuvor bedurfte er der Priesterweihe. Fünfunddreißig Jahre alt, begann Kolonitsch das eingehende Studium der Theologie, und wurde drei Jahre nachher vom Nuntius Pignatelli, dem späteren Papst Innocenz XII., zum Bischof geweiht. Bereits 1669 jedoch gab der Kaiser ihm das Bisthum Wiener-Neustadt.

Kolonitsch ist einer der merkwürdigen Menschen, deren Selbstlosigkeit und Demuth sich die Huldigung Aller erzwingen. Er beanspruchte nichts für sich, er gab alles hin. Es kam vor, und zwar nicht selten, daß seine Mittagstafel aus Einem Ei bestand. Man sah ihn als Bischof in abgetragenem, oft auch geflicktem Gewande. Aber so wenig er für sich selbst beanspruchte oder nahm, so dringend konnte er werden für Andere. Mehr als einmal sah man ihn in seinem bischöflichen Gewande den Klingebeutel zur Hand nehmen, oder an der Kirchthüre stehen, um Gaben zu verlangen und zu empfangen für die Armen, und besonders für die Waisen. Er erbat und erhielt von dem Kaiser die Ernennung zum Obervormund der Waisen und überhaupt aller verlassenen Kinder, damit er durch die Ernennung wie durch einen Schild gegen etwaige Widersacher gedeckt werde. [1])

Als die Anderen aus Wien flüchteten, zog er dort ein, nicht um, wie einst in Candia, das Schwert zu schwingen, obwohl er auch damals noch, 52 Jahre alt, in der Vollkraft seines Lebens stand, sondern um, wie er selber sagte, und wie einst Gregor VII. es gewollt (S. 2 u. f.), sein Leben einzusetzen für seine Brüder. Und in der That war, im Falle der Einnahme, sein Leben vor allen Anderen gefährdet; denn Kara Mustafa, dem die Thätigkeit von Kolonitsch nicht unbekannt blieb, und der in ihm den schärfsten Gegensatz seiner selbst erblicken mochte, verschwor sich, daß er, im Falle der Einnahme, mit eigener Hand dem Kolonitsch den Kopf herunter schlagen wolle.

Die Thätigkeit von Kolonitsch, die den Kara Mustafa so hoch verdroß, und um deren willen Jener in Wien eingezogen war, äußerte sich hauptsächlich in vierfacher Weise. Er hielt durch Beispiel und Zuspruch den Muth der Vertheidiger aufrecht; denn sie Alle kannten den hochragenden, in seiner Demuth gewaltigen Mann. Er war das Bindeglied der Eintracht unter den Häuptern und Führern. Er leitete die Pflege der Verwundeten und Kranken. Er beschaffte das Geld für den Sold der Krieger. Diese vierte Seite der Thätigkeit des Bischofs Kolonitsch erfordert unsere besondere Aufmerksamkeit.

Wie man in so vieler Beziehung auf die Belagerung von Wien nicht vorbereitet war: so auch nicht in Betreff des Soldes für die eingerückte Besatzung. Der Kaiser ließ zu diesem Zwecke dem Bischof Kolonitsch noch in den letzten Stunden vor der Umschließung durch den Fürsten Schwarzenberg Anweisungen auf 50.000 Gulden und auf 3000 Eimer Wein für die Soldaten zugehen. [2]) — Aber dieser Geldbetrag reichte nicht weit.

Die Berichte aus der Stadt melden, daß, nachdem derselbe verwendet, der Graf

[1]) Hansiz, p. 114: Petiit a Caesare, ut pupillorum tutor supremo nomine ex officio renunciaretur, atque omnium generatim destitutarum prolium, ut hoc decreto veluti scuto adversus eos qui obstreperent uteretur.

Starhemberg sich eines Tages im Kriegsrathe an den Bischof Kolonitsch mit der bekümmerten Frage gewendet, ob er mehr Geld herbeischaffen könne. Auf die Gegenfrage des Bischofs, wie viel er verlange, habe Starhemberg erwiedert, daß 100.000 Thaler der Sache den gewünschten Ausschlag geben könnten. Darauf habe der Bischof die Fürsorge getroffen, daß in wenigen Tagen nicht blos 100.000 Thaler, sondern der doppelte Betrag zur Verfügung gestanden. Das habe den Soldaten und den sämmtlichen Einwohnern guten Muth gemacht. [1])

Aber woher nahm der Bischof Kolonitsch dieses Geld? — Einer der Berichterstatter aus der Stadt setzt seine Meinung hinzu, daß Kolonitsch als alter Kriegsmann von Candia mit Geld gut wirthschaften gelernt habe.[2]) Da aber Niemand mit etwas wirthschaften kann, was nicht wirklich vorhanden ist: so beweist diese Erklärung nur, daß die Belagerten den Ursprung des Geldes, also den Namen ihres Wohlthäters nicht kannten. Und hier beginnt die lohnende Pflicht der geschichtlichen Forschung, Sorge zu tragen, daß Tugenden nicht verschwiegen bleiben.

Außerhalb der Stadt Wien wußte man etwas mehr von der Sache. Der Botschafter Contarini meldet, am 5. August: „Ein gutes Glück hat entdecken lassen, wo der Erzbischof von Gran, so wie auch der Bischof von Raab, ihre Gelder verborgen hatten. Man hat dieselben zur Bezahlung der Soldaten sequestrirt."

Der Bericht mengt Unrichtiges mit Richtigem. Eine Sequestration, etwa auf Grund des Nothstandes, hätte doch nur der Commandant im Namen des Kaisers vornehmen können. Dies ist nicht geschehen. Starhemberg wendete sich vielmehr fragend an Kolonitsch, dem in keiner Weise das Recht zustand, fremdes Eigenthum mit Beschlag zu belegen. Aber Kolonitsch beschaffte das Geld. Indem er dies that, konnte er für seine Person das Recht dazu nur haben von dem Eigenthümer selbst, kraft dessen Vollmacht.

Und damit eröffnet sich für uns eine noch ganz andere Seite der Sache, und es taucht der Name eines Mannes empor, dessen That von wenigen Zeitgenossen gekannt, bei der Nachwelt völlig in Vergessenheit gerathen ist. Es ist der Erzbischof Georg Szeleptseny von Gran, Primas von Ungarn, damals dreiundachtzig Jahre alt.

Der Name dieses ehrwürdigen Kirchenhirten ist auch noch nach einer anderen Richtung hin denkwürdig. Er ragt hervor unter Denen, welche eben damals den Gelüsten Ludwigs XIV. und seiner höfischen Bischöfe nach dem Caesareopapismus entgegen traten. Im Jahre 1682 hatte Ludwig XIV. die vier gallicanischen Artikel verkünden lassen, hatte befohlen, sie an den Universitäten und Schulen von Frankreich zu lehren. Dort ward ein Widerspruch nicht laut. Aber von außen herein gelangte an die Ohren und drang in die Seelen der von Furcht gelähmten, oder von knechtischem Sinne bethörten Bischöfe von Frankreich der Mahnruf des Primas von Ungarn. — „Wir verwerfen, sagt er, die vier Artikel und gestatten unseren Geistlichen nicht, sich danach zu richten, geschweige denn sie zu lehren, bis über dieselben das Urtheil des unfehlbaren apostolischen Stuhles ergangen ist, dem allein das göttliche und unabänderliche Vorrecht zusteht, über Streitfragen des Glaubens zu entscheiden." [3]) Der Bischof Bossuet von Meaux, als Verfasser der vier Artikel und

[1]) Hocke, Kurze Beschreibung u. s. w., S. 45, sagt 200.000 Thaler; Hansiz: 250.000 Thlr.

[2]) Camesina, S. 12, hat diese Berichte zusammen gestellt.

[3]) Gérin, recherches historiques sur l'assemblée du clergé de France de 1682, p. 417.

Diener der vermeintlichen Größe seines irdischen Herrn, mochte immerhin trachten, hoch hinweg sehen zu wollen über diesen Einspruch aus der Ferne: er eben so wenig wie die anderen sich schmiegenden Bischöfe von Frankreich konnten verneinen, daß Szeleptseny als Erzbischof von Gran mit seinem Einspruche innerhalb der Grenzen seines Berufes gehandelt hatte. Und eben so wenig konnten sie in sich selber sich dem Urtheile verschließen, daß vor der Christenheit das Wort des einen unabhängigen Erzbischofes von Gran schwerer wog, als der Beschluß von so und so vielen französischen Bischöfen auf Befehl ihres herrschgewaltigen Königs.

Es war das eine der Verdienste, welche sich der dreiundachtzigjährige Primas von Ungarn um die Christenheit erwarb. Es ist nicht unbekannt. Wir kommen zu dem anderen, gleichzeitigen, nicht bekannten, in Bezug auf die Erhaltung der Stadt Wien.

Der Erzbischof Szeleptseny lebte, bei reichem Einkommen, für sich persönlich sparsam.[1]) Von dem Zurückgelegten dotirte er die Jesuiten-Collegien zu Leutschau und Skalitz. Man vernahm von ihm oft die Aeußerung, daß er seine durch Sparsamkeit erworbenen Mittel zur Ehre Gottes, zum Wohle der Kirche, zum Nutzen des Reiches nicht besser anwenden könne, als indem er sie bestimme für die Häuser der Gesellschaft Jesu. — In dem bedrängnißvollen Jahre 1683 jedoch ergab sich noch jene andere Art der Verwendung zu Gunsten der Stadt Wien als des Bollwerkes der Christenheit.

Denn indem Kolonitsch, auf die Anfrage Starhembergs, sich bereit erklärte, das verlangte Geld herbeizuschaffen, indem er andererseits dies Geld nur kraft der Vollmacht des Eigenthümers heben konnte — müssen wir weiter folgern, daß der Erzbischof Szeleptseny nicht erst abgewartet hat, ob die Noth des Soldmangels in der Stadt Wien erstehen würde, sondern daß er, in der sicheren Voraussicht, daß diese Noth entstehen müsse, von vorn herein, vor dem Eintritte des Bischofs Kolonitsch in die Stadt, ihn mit der erforderlichen Vollmacht ausgerüstet hat.

Und weiter noch müssen wir folgern. Die Thatsache, daß der Bischof Kolonitsch, damals Präsident der ungarischen Kammer, der Vertrauensmann ist, an welchen der Kaiser Leopold noch in der letzten Stunde das flüssige Geld sendet, und die andere Thatsache, daß derselbe Kolonitsch auch als der Inhaber der Vollmacht des Erzbischofs von Gran sich darstellt — diese zwei Thatsachen können nicht dem Zufalle beigemessen werden, sondern deuten auf die Gemeinsamkeit der Beschlüsse und des Handelns.

Daß nicht allen Zeitgenossen dieses Verdienst des Primas von Ungarn unbekannt blieb, zeigen die Worte des venetianischen Historikers Camillo Contarini. Indem er einige Jahre später den Tod des Primas meldet, fügt er dem Namen die Worte hinzu: „welcher bei der Vertheidigung von Wien den Kaiser mit 400.000 Gulden unterstützt hatte.“[2])

Das Geld war demnach nicht geliehen, sondern wie dasjenige des Papstes Innocenz XI., geschenkt. Es machte die richtige Soldzahlung möglich, das heißt, nachdrücklicher gesagt, die Vertheidigung der Stadt Wien.

[1]) Martin Szentivany, curioses Gespräch u. s. w. Ein Auszug daraus im Theatrum Europaeum, Theil XVII, Jahr 1706, S. 74.

[2]) C. Contarini: istoria della guerra di Leopoldo I. etc., t. I, p. 362: che avea sovvenuto nella difesa di Vienna di quatrocento mila fiorini l'Imperadore.

Der Biograph von Kolonitsch faßt die Thätigkeit desselben für die Erhaltung der Stadt Wien zusammen in die Worte: „Wie der Commandant Graf Starhemberg dem Bischofe Kolonitsch den Ruhm der Erhaltung der Stadt beimaß: so müssen Alle mit Dank anerkennen, daß ihm wenigstens ein großer Antheil daran gebührt." [1])

Wenn die Rede Starhembergs über Kolonitsch genau so gelautet hat: so dürfte Starhemberg dabei besonders an die eine That gedacht haben, für die Kolonitsch nicht der Urheber, sondern der Vermittler war. Wir Spätere daher, wenn auch erst nach zweihundert Jahren, müssen hinzufügen, daß nicht minder ein großer Antheil an der Rettung der Stadt Wien gebührt dem damals dreiundachtzigjährigen Erzbischofe Szeleptseny, Primas von Ungarn. — Wir werden dem Namen des ehrwürdigen Greises wieder begegnen zum Jahre 1687, wo es ihm beschieden war, seine That von 1683 zu besiegeln.

* * *

Am 5. Juli war es im Heerlager der Türken vor Raab offenkundig, daß der Angriff nicht dieser Stadt gelten, daß vielmehr der Zug auf Wien gehen solle, während Ibrahim Pascha von Buda die Festung Raab mit einer starken Macht blokirt halten würde. Am anderen Tage erfolgte der Aufbruch. Am 12. Juli durchschritt der ungeheuere Zug die Leitha, und betrat den Boden Niederösterreichs. Fortan bezeichneten Asche und Leichen den Weg, den es genommen, namentlich da, wo vorher Altenburg und Hainburg gestanden. Nachdem es am 12. Juli unweit Petronell auf ebenem Felde gelagert, befand es sich am 13. Juli bei Schwechat, das bereits in Asche lag. [2])

Am Morgen desselben Tages tauchten dem Gesichtskreise von Wien auf der Höhe von St. Marx die Vortruppen auf, dichte Reiterschwärme, die, dann wieder in die Weingärten hinab steigend, im weiten Bogen die Stadt umkreisten, vom Wiener Berge im Süden der Stadt bis zum Wiener Walde im Westen. Einige dieser Schaaren drangen bis in die Vorstadt Rossau, ergriffen dort Männer, Weiber, Kinder, die allesammt, von Schrecken betäubt, widerstandslos wie eine Heerde sich hinwegtreiben ließen. In der Nähe, bei St. Ulrich, befand sich jedoch noch der Markgraf Ludwig mit Dragonern und Croaten. Er raffte einige Schwadronen zusammen, warf sich mit ihnen auf die Tartaren, hieb sie zusammen, und führte, unter dem Beifallsjubel der von der Stadt aus zuschauenden Menge, die Geretteten an die Thore. [3])

Es war hohe Zeit, denn die Vorstädte boten fortan kein Obdach mehr.

Das Erscheinen der Vortruppen beließ keinen Zweifel mehr über die Nähe des Hauptheeres, und damit war das Urtheil über die Vorstädte unabänderlich gesprochen. Am Nachmittage ließ Graf Starhemberg an vielen Stellen derselben zugleich Feuer einlegen, und bald sah man nach Norden, Westen, Süden ein unendliches Flammenmeer. Ein Augenzeuge in Wien, im Angesichte des unsäglichen und doch, um der Sicherheit der Stadt willen, unvermeidlichen Jammers, verglich den Untergang dieser

[1]) Hansiz, ut quam ipse loci gubernator, C. St., ei tribuebat servatae urbis gloriam, ei magnam certe partem in acceptis ferre debeant omnes.

[2]) Diarium von Kuniz, im k. k. Kriegsarchive.

[3]) Der handschriftliche Aufsatz: La campagne de l'année 1683.

Vororte, von denen jeder für sich eine Stadt, mit demjenigen von Troja, und fragte zweifelnd, ob jemals in künftigen Zeiten die Enkel vermögen würden, sie wieder aufzubauen. [1])

Die im Osten von Wien auf einer Donauinsel gelegene Leopoldstadt wurde noch nicht verbrannt, einestheils, weil dort bedeutende stromabwärts gekommene Getreidevorräthe lagerten, die man noch nicht in Wien hatte einbringen können, andererseits, weil über sie die Verbindung mit dem linken Donauufer erhalten wurde. Auf der Insel lag der Herzog von Lothringen mit der Cavallerie. Andere Truppen waren im Anmarsche. Am selben Tage, an welchem jene türkischen Vortruppen am rechten Donauufer die Stadt in weitem Bogen umzingelten, rückte über die Leopoldstadt der Feldmarschall-Lieutenant Schulz, der an der Waag gestanden, mit 7000 Mann in die Stadt ein, darunter 4000 Mann Polen unter dem Fürsten Lubomirski, zu deren Anwerbung für den Kaiser der Papst Innocenz XI. dem Nuntius Buonvisi 60.000 Thaler besonders angewiesen hatte. [2]) — Zugleich traf von der Infanterie, die von der Position an der Raab aus auf die Insel Schütt übergegangen war, die Meldung ein, daß die gesammten Truppen am nächsten Tage ankommen würden. Es fügte sich demnach so, daß die eigentliche Vertheidigungsmannschaft für Wien, die regelmäßige Infanterie, erst in denselben zwei Tagen innerhalb der Stadt eintraf, dem 13. und dem 14. Juli, wo vor derselben die türkischen Belagerer erblickt wurden.

Diese für Wien bestimmte Besatzung bestand aus den Regimentern Starhemberg, Schärffenberg, Beck, Souches, Mannsfeld, sieben Compagnien des Regimentes des Prinzen Ludwig Anton von Neuburg, dem halben Regimente Kaiserstein, dem halben Regimente Heister, dem halben Regimente Württemberg, drei Compagnien des Regimentes Tihm, dem Dragoner-Regimente Dupigny, endlich der bisherigen Besatzung von 1200 Mann. Der Sollbestand dieser Truppen war 16.600 Mann. Der Effectivbestand wird in der Regel angegeben auf 12.000 Mann; jedoch läßt einer der Augenzeugen nicht mehr als 10.000 Mann gelten. [3]) Mit diesen Truppen und der Bürgermiliz, in so weit dieselbe militärisch verwendbar, hatten die Häupter die Stadt gegen die an Zahl vielfach überlegene Belagerungsarmee so lange zu vertheidigen, bis ihnen ein Entsatz wurde. Denn die Cavallerie und andere vorgenannte Truppen rückten, wie wir sehen werden, bald wieder ab.

Am Morgen desselben Tages, wo jene Regimenter in Wien eintrafen, dem 14. Juli, überschritt das Türkenheer, beim Scheine der Flammen des kaiserlichen Schlosses Ebersdorf, die Schwechat. Dann näherte sich der Zug dem Neugebäude. Dort hatten einst, während der ersten Türkenbelagerung von Wien, im Jahre 1529, die golddurchwirkten Zelte Solimans des Prächtigen gestanden, und zum Gedächtnisse dessen hatte der Kaiser Rudolf II. eben da im selben Umfange und im Style der türkischen Zelte das Neugebäude errichten lassen. Dem Andenken Solimans zu Ehren verschonte Kara Mustafa das weite Gebäude, und gab ihm eine Oda Janitscharen zur Salvegarde. [4])

[1]) Vaelkeren, p. 17: seris nepotum annis a posteris nostris haud instauranda.
[2]) Contarinis Bericht vom 20. März.
[3]) Vaelkeren, p. 19.
[4]) Diarium von Kuniz.

Von Simmering aus schwenkte der ungeheuere Zug links ab. Unweit der Spinnerin Kreuz [1]) hielt Kara Mustafa so lange, bis die Positionen angewiesen und jeder Pascha den Befehl für die seinige erhalten hatte. Der Betrag der gesammten türkischen Macht im Felde war 180.000 Mann; doch standen nicht alle diese vor Wien, und nicht alle, die dort standen, waren dienstfähig. 10.000 Mann unter Ibrahim Pascha, der erst später vor Wien gezogen wurde, standen bei Raab. Tököly und Abaffi mit den ihnen zugegebenen drei Paschas wurden auf 40.000 Mann geschätzt. Diese Macht kam nicht vor Wien. Die Moldauer und Wallachen, 10.000 Mann, unbewaffnet, hatten lediglich die Aufgabe, Wege und Brücken zu bauen. Die Tartaren, die auf 30.000 Mann geschätzt wurden, betrugen nicht ganz 20.000. Die Beschreibung, die wir von Kuniz und Caprara über sie vernommen, beweist zur Genüge, daß sie zum Angriffe auf Festungswerke nicht verwendbar waren. Es blieben also an dienstfähigen Türken vor Wien von Anfang an nur reichlich 90.000 Mann. [2]) Der Marsch der Türken an ihre Standorte dauerte bis in die sinkende Nacht.

Während die Türken aufmarschirten, war es nahe daran, daß die Stadt fast vertheidigungslos ihnen offen gelegt wäre. Am Nachmittage entstand in einem Nebengebäude des Schottenklosters ein Brand, der rasch um sich griff. Die Augenzeugen sind über den Ursprung, ob zufällig, ob absichtlich, verschiedener Ansicht. In der Menge herrschte der Verdacht der Brandlegung vor, und verschiedene Personen fielen der leidenschaftlichen Erregung darüber zum Opfer. Jedoch scheint die Meinung ausreichend, daß der Wind glimmende Schindeln aus den rauchenden Trümmern der Vorstädte herüber getragen. Das Feuer fraß gierig um sich. Die Gefahr bestand namentlich darin, daß das kaiserliche Arsenal mit seinen Pulvervorräthen bedroht wurde, daß bereits das äußere Holzwerk an demselben Feuer fing. Dazu schlugen die Kugeln der Türken ein. Der rastlosen Thätigkeit der Menschen indessen, unter denen der jugendliche Graf Guido von Starhemberg, der spätere berühmte Feldherr in Italien und Spanien, besonders genannt wird, kam zur guten Stunde eine Wendung des Windes zu Hilfe, welche den Flammen eine andere Richtung gab. Es brannten noch mehrere Häuser ab; jedoch die eigentliche Gefahr war vorüber.

* * *

In der Frühe des 15. Juli kam das Unheil der grausigen Nachbarschaft, die sich um Wien gelagert, zunächst über die Umgegend. Das Unheil steigerte sich dadurch, daß, ähnlich wie in der Rossau am 13. Juli, die Bestürzung und der Schrecken, die bei der Ankunft des Türkenheeres auf der Bevölkerung lagen, an vielen Orten jeden Entschluß einer Gegenwehr lähmten. [3])

Der Gedanke einer solchen wenigstens nothdürftigen Gegenwehr war rechtzeitig angeregt worden, und zwar von Seiten des Kaisers selbst. Er hatte, im Frühling, an

[1]) So schreibt Kuniz.

[2]) Kuniz, Diarium zum 22. Juli.

[3]) In dem handschriftlichen Aufsatze: la campagne de 1683, corrigirt vom Markgrafen Hermann von Baden: Le peuple fut emmené en esclavage, faute de vouloir se résoudre à se défendre contre des gens nuds et désarmés, dont aucun ne seroit retourné en delà de la forest (W. W.), si l'épouvante et la consternation qui a été parmi les paysans, ne les eût empêchés de prendre les armes. — Aehnlich Kuniz.

den Landtag von Niederösterreich die Aufforderung ergehen lassen, Sorge zu tragen, daß im Falle der Noth die herkömmlichen Allarmzeichen durch Feuer auf den Bergen gegeben, daß Zufluchtsörter in Stand gesetzt, Waffen und Munition herbeigeschafft würden. Der Landtag bewilligte für diese Ausgaben den Betrag von 33.000 Gulden, von denen nach dem Herkommen die Stadt Wien ein Zehntel zu tragen hatte. [1]) Allein die vorhandenen Berichte lassen für die erste Zeit eine Frucht dieses Beschlusses nicht erkennen. Die Landbevölkerung, auch wenn sie Waffen besaß, machte von denselben in der Regel keinen Gebrauch, ließ vielmehr, in der Hoffnung, wenigstens das Leben zu erretten, alles über sich ergehen.

Das traurige Loos, das den Marktflecken Perchtoldsdorf traf, ist bezeichnend für eine lange Reihe anderer Ortschaften. Wie die Vorfahren im Türkenkriege von 1529 den Feind abgewehrt, so wiesen auch die Bewohner, am 9. Juli 1683, den ersten Anlauf der Tartaren zurück. Am 15. Juli jedoch kamen dichtere Haufen heran. Lassen wir einen der betheiligten Unglücklichen selber darüber reden.

„Gleich bei Tagesanbruch am 15. Juli, als wir uns noch in gutem Schlafe befanden, ist der Feind auf unseren Marktflecken zugelaufen. Auf die Meldung und den Lärm der Wache haben wir uns geschwind in und um die Kirche gesammelt, wo wir die Mauer zur Deckung hatten. [2]) Wir haben dann eine Jungfrau sehr schön angelegt, aus einem weißen Fürtuch (Schürze) eine Fahne gemacht, welche die Huldigung bedeuten sollte, und haben die Jungfrau mit der Fahne auf die Friedhofsmauer gestellt. Darauf haben sie sogleich gefragt, ob wir schon das Geld beisammen hätten. Da es noch nicht beisammen, haben sie sehr getrieben: wir sollten eilen; denn sie müßten weiter fort. Wofern nicht, so wollten sie Gewalt brauchen, mit der Drohung, uns niederzuhauen. Darauf sind unsere zwei Geistliche, der Herr Pfarrer und der Caplan, mit ihren Hüten unter den Leuten umher gegangen, und haben um Gottes willen gebeten: sie sollten hergeben, was sie hätten. Auch hat ein Jedweder gern etwas hergeschossen, zu 6 Kreuzern und zu 15 Kreuzern, auch zu 100 Gulden und 300 Gulden, bis man 2000 Gulden und 70 Ducaten zusammen gebracht. Gleichwohl haben sich die Herren dann doch noch bedacht, bevor sie dem Feinde das Geld übergäben, und Einer hat zu dem Anderen gesprochen, was doch diesfalls nun zu thun, ob sie ihm das Geld überliefern, oder ob wir uns wehren sollten, so lange es uns möglich sein könne. Aber der Markt war völlig vom Feinde besetzt und darum unmöglich, sich seiner zu erwehren: also haben wir uns Gott befohlen. Der Feind hat uns versprochen, am Leben nichts zu thun, und dies auch schriftlich von sich gegeben, damit, wenn etwa andere Parteien kommen möchten, wir die Schrift vorzeigten, und jene mit uns nicht übel verfahren dürften. So haben wir denn in Gottes Namen dem Feinde aufgemacht. Sogleich sind dann zwei Herren aus dem Rathe zu ihm hinaus getreten, um ihn zu empfangen und die gebührende Reverenz zu machen. Darauf hat sich der Oberste, etwa fünfzehn Schritte von der Kirche, auf einen rothen Teppich

[1]) Das betreffende Actenstück bei Camesina, S. XV, Note V.

[2]) Der Text bei Wenceslaus Frey: Eigentliche Beschreibung u. s. w. lautet: „Worauf wir uns in geschwinde Positur gestellt." Der weitere Verlauf aber zeigt, daß diese Positur die oben angegebene ist. — Es ist dabei zu bemerken, daß von den Ringmauern nichts mehr vorhanden, auch nicht diejenige um Kirche und Thurm. Man vergl. Schweickhard von Sickingen: Darstellung von Oesterreich u. d. Enns, Bd. I, S. 99.

gesetzt, während viele Türken ihn umstanden. Dort wurde ihnen das Geld überliefert, 2000 Gulden und 70 Ducaten in Gold. Sie haben es aber nicht gezählt, sondern sogleich fortgeschickt. Dann sind wir unter ihnen, und sie unter uns umher gegangen, ohne einige Furcht. Wir sind auch in die Keller gegangen und haben Wein abgezapft; denn es waren viele tausend Eimer vorräthig. Wir haben ihnen zu Essen hinausgetragen, viele Schüsseln Fleisch, etwas Geflügel, Brot und Käse: den Wein aber haben sie nicht getrunken. Als sie nun genug gegessen und uns wenig übrig gelassen, da hats geheißen: das Gewehr her! Sie sind dann selber in die Kirche gedrungen und haben sowohl dort als auf dem Thurme alles ausgespäht, die Waffen hinausgetragen, auf die Wagen gelegt und fortgeführt. Hernach haben sie uns allesammt durchsucht und auch nicht ein Messer im Sack belassen. Darauf haben sie uns hinausgehen lassen, sie dagegen sind herein getreten, und haben alle Winkel durchsucht, ob etwa noch ein Mannsbild sich verborgen habe. Wir arme Männer haben also hinaus zur Schlachtbank gehen müssen. Am Friedhof-Thore sind zwei türkischen Bassen gesessen und haben uns Mannspersonen alle aufgeschrieben, dann uns geboten, bei der Kirche, rechter Hand, uns aufzustellen. Da hat der Eine von dem Anderen Abschied genommen. Der Feind ist inzwischen auf der anderen Seite, linker Hand, in Bereitschaft gestanden, jeder einen Säbel an der Seite, und in der Hand eine andere Waffe. Wir haben uns nicht eingebildet, daß sie uns niederhauen würden, sondern vermeint, sie würden uns sämmtlich auf die belagerte Stadt Wien fortführen, um allda uns zum Stürmen oder Schanzen zu gebrauchen. Als sie nun gesehen, daß wir Mannsbilder schon völlig aus der Kirche heraus waren, gab ihr Oberster ein Zeichen mit der Hand. Darauf sind sie über uns hergefallen und haben erschrecklich zugehauen, also daß bei dieser gar grausamen That, wo erbärmlich geschrieen wurde, Einer über den Anderen gefallen ist."

Der Verfasser dieses Berichtes kam dennoch aus dem allgemeinen Blutbade mit dem Leben davon, und mußte dann zwei Jahre, bis es ihm gelang sich zu befreien, als Türkensclave dienen.

Die Kirche und der von ihr getrennt stehende Thurm, die Zeugen des Greuels vom 15. Juli 1683, ragen noch heute. Ihr festes Gemäuer bot der Zerstörungswuth der Türken und Tartaren Trotz. So sind sie geblieben zugleich als die Zeugen, daß einst nicht blos in den Städten, sondern auch auf dem Lande Niederösterreichs die gothische Baukunst ihre Denkmale schuf. Denn rund umher erzählen dort am südlichen Donauufer die Kirchen im Geschmacke der Zeit des Kaisers Leopold mit ihren wulstigen Thürmen die traurige Kunde, daß vor zweihundert Jahren die Türken und Tartaren alles ihnen Erreichbare verbrannt und zerstört haben. Andererseits daher genügt ein Blick des im Fluge vorüber eilenden Reisenden auf Wiener-Neustadt, die Geschichte dieses Ortes in den Türkenkriegen zu erkennen. Die hoch ragenden Domthürme, aus romanischer Zeit, antworten dem fragenden Blicke, daß sie eben so wie der Stephan in Wien, die Zeiten Solimans des Prächtigen und Kara Mustafas überdauert, daß auch die Vertheidiger von Wiener-Neustadt den Anprall der Türkenwuth beide Male zurück geschlagen haben.

Nicht überall gelang eine solche Gegenwehr. Bei Gainfarn, unweit von Baden, ragte hoch gelegen die Burg Merkenstein. Sie wird bereits zu den Zeiten der Babenberger genannt, und die noch vorhandenen weit gedehnten Mauern lassen erkennen,

daß die Burg, bis zu drei Stockwerken sich erhebend, damals eine der stärksten und größten gewesen sein muß.[1]) Im Jahre 1324 finden wir es im Besitze von Elisabeth, geborenen Prinzessin von Arragonien, der Gemahlin Friedrichs des Schönen.[2]) Es ist die Zeit, wo der Gemahl, von seinem Vetter Ludwig von Wittelsbach bei Mühldorf gefangen, auf der Burg Trausnich in harter Haft gehalten wurde, Merkenstein also der Ort, wo Elisabeth sich um den Gemahl blind weinte, und von wo aus dann Friedrich, gegen Bedingung von Ludwig der Haft entlassen, durch seine Rückkehr in die Gefangenschaft das leuchtende Beispiel Habsburgischer Vertragstreue gab. — Später wechselte Merkenstein wiederholt die Besitzer. Es überdauerte die Türkennoth von 1529.

Auch im Juli 1683 leisteten die Insassen so nachdrücklichen Widerstand, daß die Türken und Tartaren bereits sich zum Abzuge anschickten. Aber ein höhnender Spott vom Schlosse aus reizte ihren Zorn. Sie kamen zur Kunde eines Pfades über die Bergwand, an welche das Schloß sich lehnte. Ihr Angriff von da aus eröffnete ihnen den Eingang durch ein Fenster des Schlosses. Die Vertheidiger erlagen sämmtlich, und bald verkündeten die hoch über das Land hinaus leuchtenden Flammen, daß auch das Schloß Merkenstein nicht mehr sei. Das Gemäuer jedoch ist geblieben. Während anderswo das Bedürfniß und der Fleiß der Menschenhand die Spuren des Jahres 1683 verwischt, und auf den alten Fundamenten, mit Benutzung auch der Mauern und Gewölbbogen, die den Brand und überhaupt die Zerstörungswuth überdauert hatten, Neues an die Stelle des Alten gesetzt hat, ragen noch heute die Ruinen von Merkenstein empor, als ein Denkmal der Tage Kara Mustafas und Ludwigs XIV., und ihrer Plane wider das Kaiserhaus und seine Monarchie.

In der Regel zog in der ersten Zeit die Landbevölkerung einer Vertheidigung die Flucht in die Berge und die Wälder vor. Sie gewährte nicht immer ein Mittel der Rettung. Die Türken und Tartaren führten darauf abgerichtete Hunde mit sich, die jeden Schlupfwinkel auszuspüren wußten, ob auf der Höhe der Felsen, ob in dem Dickicht der Wälder. Ein einziges Register solcher Art zeigt, was da geschah. „In dem Gerichtsbezirke Lilienfeld, Wilhelmsburg, Hainfeld und Türnitz wurden erschlagen Eheleute 225, Kinder 46, Dienstboten 89, zusammen 360 Personen. In die Sclaverei wurden abgeführt Eheleute 215, Kinder 518, Dienstboten 275, zusammen 1008 Personen. Häuser wurden niedergebrannt, verwüstet, verödet 284.“[3]) Was hier auf engem Raume geschah, gibt uns den Maßstab des Ganzen.

Die Behandlung der unglücklichen Gefangenen, gleichbedeutend mit Sclaven, zu schildern, sträubt sich die Feder.[4]) Sie entsprach derjenigen, welche in unseren Tagen die Missionäre im inneren Afrika von dem dortigen Sclavenhandel berichten.

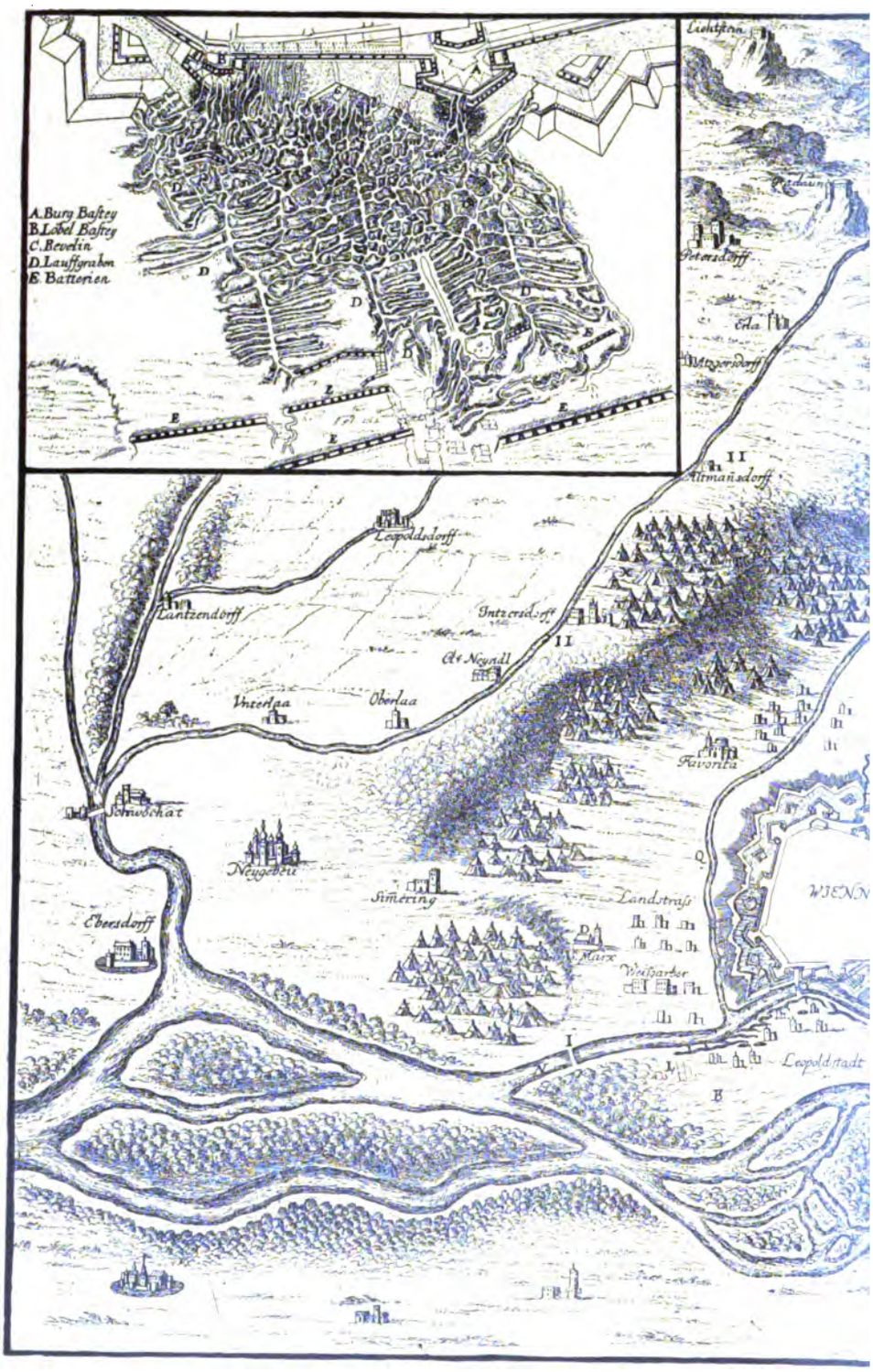
Das erste Beispiel, daß auch ein nicht eigentlich befestigter Ort sich gegen Türken und Tartaren zu wehren vermöge, gab das mit der Geschichte des Landes Oesterreich, namentlich mit derjenigen der einstigen Dynastie der Babenberger, eng verwobene Augustiner-Stift Klosterneuburg an der Donau. Es geschah bereits am 16. Juli. Der Prälat und die Chorherren hatten sich geflüchtet. Ein Laienbruder Marcellin und der

[1]) Man vergl. Schweikhard v. Sickingen: Darstellung Oesterreichs u. d. Enns, Bd. III, S. 254.

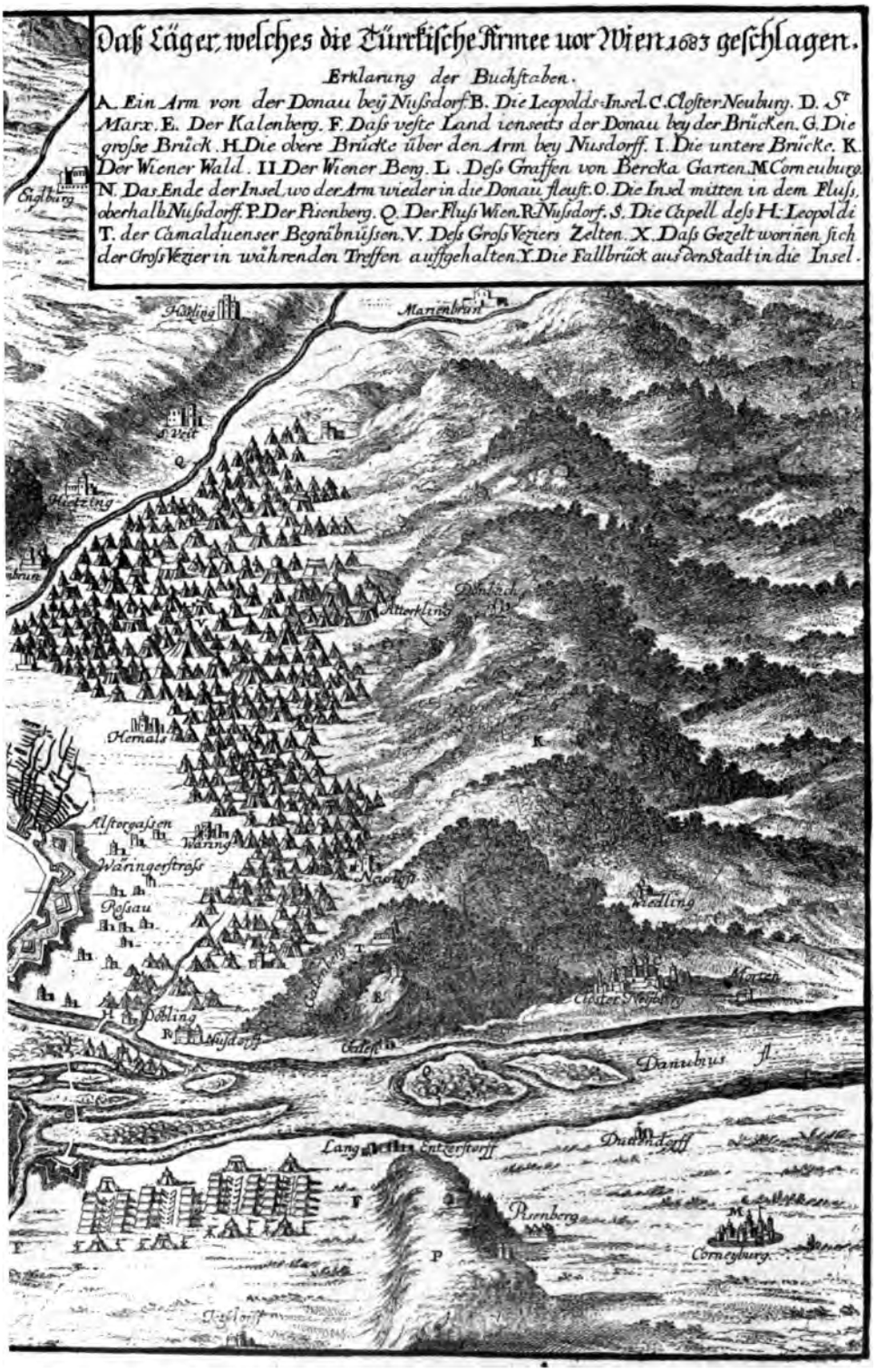
[2]) Keiblinger, Geschichte des Bened.-Stiftes Melk, Bd. II, 1. Abthl., S. 545.

[3]) Dies Verzeichniß im k. k. Kriegsarchive.

[4]) Man lese nach bei Camesina, S. 103, den Bericht des Capitäns Martelli.


A. Burg Bastey
B. Löbel Bastey
C. Revelin
D. Lauffgraben
E. Batterien
Lichtstein
Petersdorff
Erla
Altmañsdorff
Leopoldsdorff
Lantzendorff
Intzersdorff
Alt Neysidl
Vnterlaa
Oberlaa
Favorita
Schwöchat
Neygebeu
Simering
Landstrass
Ebersdorff
Weisgarber
Leopoldstadt
WIENN

(Zu Seite 219).


Daß Läger, welches die Türckische Armee vor Wien 1683 geschlagen.
Erklarung der Buchstaben.
A. Ein Arm von der Donau bey Nußdorf. B. Die Leopolds-Insel. C. Closter Neuburg. D. St Marx. E. Der Kalenberg. F. Daß veste Land ienseits der Donau bey der Brücken. G. Die große Brück. H. Die obere Brücke über den Arm bey Nusdorff. I. Die untere Brücke. K. Der Wiener Wald. II. Der Wiener Berg. L. Deß Graffen von Bercka Garten. M. Corneuburg. N. Das Ende der Insel, wo der Arm wieder in die Donau fleust. O. Die Insel mitten in dem Fluß, oberhalb Nußdorff. P. Der Pisenberg. Q. Der Fluß Wien. R. Nußdorf. S. Die Capell deß H. Leopoldi T. der Camalduenser Begräbnüssen. V. Deß Groß Veziers Zelten. X. Daß Gezelt worinen sich der Groß Vezier in währenden Treffen auffgehalten. Y. Die Fallbrück aus der Stadt in die Insel.
Eiglburg
Marienbrun
Hietzing
Hernals
Alstergassen
Waringerstraß
Rossau
Döbling
Nusdorff
Danubius fl.
Lang
Entzerstorff
Pisenberg
Corneyburg

Rentschreiber Widmann trafen die Anstalten zur Vertheidigung. Es gelang ihnen nicht, die untere Stadt vor dem Brande zu bewahren; aber von der oberen Stadt und dem Stifte warfen die von ihnen geführten Bürger die anstürmenden Horden so zurück, daß sie für das Mal abzogen.

Es war der erste Erfolg und darum ermuthigend. Das, ähnlich wie Klosterneuburg, prächtig auf die Donau niederblickende Stift Melk wartete die Ankunft der Tartaren nicht ab. Der Prälat Gregor Müller traf vorher die Anstalten zur Vertheidigung und sogar auch diejenigen zum Rückzuge auf das linke Donauufer, im Falle der Noth. Es bedurfte eines solchen Rückzuges nicht; denn die Tartaren wagten sich nur bis in die Umgegend, nicht an die Abtei Melk selber.

In gleichem Geiste wie der Prälat Gregor Müller in Melk, handelte der alte Prälat Matthäus Kollweis in dem tiefer landeinwärts gelegenen Stifte Lilienfeld, nicht mit dem Erfolge, daß die Tartaren nicht wagten, seine Abtei anzugreifen, dagegen mit demjenigen, daß er nicht blos die Angriffe abschlug, sondern auch durch Ausfälle und Streifzüge nicht wenige Tartaren niederlegte und viele Gefangene befreite.

Allein, welche Kraft der Abwehr immer man an diesem oder an jenem Orte beweisen mochte: das Schicksal des Landes insgesammt hing an demjenigen der Stadt Wien.

* * *

Die Morgensonne des 15. Juli beleuchtete für die Bewohner der Stadt Wien, in und jenseit der Ruinen der niedergebrannten Vorstädte, eine neue Stadt von Zelten, die sich in einem weiten Halbkreise daher zog, von St. Marx oder gar von Schwechat unter Wien bis zu Nußdorf ober Wien. Kara Mustafa erwählte für sich, westwärts von St. Ulrich, den damaligen prächtigen Trautsonschen Garten.[1]) Die Zeltmasse für das nächste Gefolge des Großwesirs dehnte sich jedoch viel weiter aus. Sobieski, in seinem Briefe an seine Frau vom 13. September, am Tage nach der Schlacht des Entsatzes, berichtet: „Die Zelte des Großwesirs und seines nächsten Gefolges[2]) bedecken einen Raum so groß wie die Stadt Warschau oder Lemberg." Ziehen wir davon die bei Sobieski in diesen Briefen nicht selten zu Tage liegende Uebertreibung ab, so dürfte doch übrig bleiben, daß diese Zelte sich weit hinaus bis auf das Plateau der Schmelz erstreckt haben. Am wenigsten kargte Kara Mustafa mit dem Raume für sich persönlich. Sobieski meldet, daß Kara Mustafa in seinem Zeltlager Bäder, kleine Gärten mit Springbrunnen, sogar ein Kaninchen-Gehege anlegen ließ. Richtiger vielleicht wäre es zu sagen, daß Kara Mustafa den prächtigen Trautsonschen Garten, der ihm zum Aufenthalte diente, nicht zerstören ließ. Wir werden die Oertlichkeit später genauer zu bestimmen haben.

Um die Gezelte des Großwesirs und rückwärts von da, am linken Ufer der Wien hinauf, erhob sich die Hauptmasse des türkischen Lagers, welches dort hinaufreichte bis Hütteldorf, während die nach der Donau bei Döbling und Nußdorf sich abzweigenden Gruppen schmaler wurden.

[1]) Man vergl. den beigelegten Plan. Die Feststellung der Oertlichkeit dort in dem Verzeichnisse der Namen unter n. 5 und nr. 80, 81, 82.

[2]) Les tentes de sa cour privée.

Die Stellen der Ortschaften, die sich innerhalb des Bereiches des Türkenlagers befanden, werden auf den Planen der Belagerung bezeichnet durch ein dachloses Gemäuer. Dennoch verschonten die Türken aus einem besonderen Grunde sogar eine Kirche, nämlich die Servitenkirche in der Rossau. Sie sahen in der Kuppel in Fresko-Malerei die Bildnisse der alten Propheten mit langen Bärten, mit Turbanen, und auch im Uebrigen nach morgenländischer Art gekleidet. Indem sie dieselben für die ihrigen hielten, legten sie aus Respect die Brandfackel nicht an diese Kirche.[1])

Innerhalb des Raumes, den die beiden Türkenlager von Wien, von 1529 und von 1683, bedeckten, gibt es außer den Stätten des christlichen Cultus, welche nachher völlig wieder hergestellt werden konnten, vielleicht nur ein einziges Denkmal von Stein, das, obwohl im täglichen Bereiche der Verwüster, dennoch beide Belagerungen überdauert hat. Gegenüber dem Portale der Kirche von Penzing, welche, damals ausgebrannt, später auf den alten Fundamenten und dem übrig gebliebenen Gemäuer wieder erstand, erhebt sich zur Höhe von sechsundzwanzig Fuß eine schöne Kreuzsäule, in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts im Volksmunde noch richtig als das ewige Licht genannt.[2]) Denn an solchen Säulen, die hin und wieder sich noch finden, haftet die Erinnerung des einstigen Zweckes, den ein Franzose des Jahres 1156, bei der Beschreibung des Friedhofes Charlieu in Frankreich, in die Worte kleidet: „Mitten auf dem Friedhofe erhebt sich eine Steinsäule, deren hohles und durchbrochenes Kopfende eine Lampe zu fassen vermag. Zu Ehren der hingeschiedenen Gläubigen, die rund umher ruhen, beleuchtet der Schimmer der Lampe die ganze Nacht hindurch den heiligen Ort.“[3]) Die Säule des ewigen Lichtes von Penzing jedoch hat das Eigenthümliche, daß sie auch die Darstellung des Bildes des Gekreuzigten trägt. Demnach sind hier die beiden altchristlichen Gebräuche, derjenige des Kreuzes auf dem Friedhofe, und derjenige des ewigen Lichtes, in Eins zusammen gezogen.[4])

Dazu galt die Meinung, daß die Säule die Stelle bezeichne, wo der Apostel Jacobus der ältere auf seiner Wanderung nach Spanien hier den Landeseinwohnern gepredigt habe.[5]) Die Tradition, daß der Apostel an der Stelle ausgeruht, wo die ihm gewidmete Kirche[6]) sich erhebt, ist uralt. Eben so gewiß ist, daß die Jacobskirche von Penzing, eine der ältesten in Nieder-Oesterreich, zu den Zeiten der Kreuzzüge ihre Bedeutung hatte als Station für die Pilger, welche im Baptisterium der Kirche aus der heiligen Jacobsquelle tranken.

Der Kunde der Türken von 1683 lagen solche Dinge fern. Auch vermutheten sie in oder unter der Säule keine Schätze. Dem Feuer bot der Stein kein Material. Darum blieb das Denkmal christlicher Frömmigkeit und Kunst mitten im Türkenlager bestehen. Und so ragt es noch heute.

Ist es dem Historiker verstattet, ein Wort über sich selber zu reden, so ist es dies, daß diese Säule des ewigen Lichtes in einer Entfernung von etwa fünfzig

[1]) Fuhrmann, Historische Beschreibung, Bd. II, S. 472.

[2]) Kirchliche Topographie von Oesterreich, herausgeg. 1824. Erste Abthlg, Bd. II, S. 141.

[3]) Mittheil. der k. k. Gesellschaft für die Erforschung und die Erhaltung der Baudenkmäler, Bd. VII, Jahrg. 1862, S. 318. — Der Verfasser ist H. Essenwein.

[4]) A. a. O., S. 322.

[5]) Kirchliche Topographie u. s. w., S. 146.

[6]) Der Name von alten Zeiten her bis auf den heutigen Tag ist: Ecclesia Sancti Jacobi Majoris ad septem quercus in valle sancta.

Schritten in meine Fenster schaut und daher täglich die an ihr haftenden Erinnerungen wach ruft. Diese Erinnerungen alter Zeit, zu denen aus derjenigen nach 1683 noch die besondere der häufigen Anwesenheit der Kaiserin Maria Theresia an dieser Stätte, ihrer Zuneigung für die von ihr neu hergestellte Kirche kommt [1]) — alle diese Erinnerungen haben nicht wenig beigetragen, in mir den Entschluß zu reifen, diese geschichtliche Arbeit über das Jahr 1683 auf mich zu nehmen. —

Am rechten Ufer der Wien erblickte man nicht eine so compacte Masse von Zelten, sondern von dem Schlosse Schönbrunn an, das ebenfalls fast ganz in Trümmern lag, eine Reihe von Gruppen, die hinauf reichten bis Mauer und Rodaun, und dann zu beiden Seiten der Liesing bis nach Schwechat hin sich erstreckten. Von dort aus war einst das Heer Solimans des Prächtigen zum Angriffe auf Wien angerückt, hauptsächlich auf die Kärntner-Bastei.

Die Verschiedenheit also der Oertlichkeit des türkischen Lagers unter Kara Mustafa von dem einstigen unter Soliman dem Prächtigen bestand — auf die kürzeste Bezeichnung zusammengedrängt — darin, daß unter Soliman die Hauptmasse rechts von dem tief eingeschnittenen Flußbette der Wien stand, unter Kara Mustafa links von demselben. Und zwar war das Hauptquartier des Großwesirs gegenüber der Burg- und Löbel-Bastei. Auf diese also war sein Absehen gerichtet. Wir haben dasselbe näher kennen zu lernen.

* * *

Der Großwesiir hatte die erste Differenz mit Ibrahim Pascha, ob Wien anzugreifen oder Raab, im Kriegsrathe bei Raab, durch Machtspruch entschieden. In Betreff der Umschließung und Belagerung von Wien stieg dann sofort die zweite Differenz empor: von welcher Seite aus sollte der Angriff auf Wien erfolgen? Es lagen über diese Frage die Gutachten der beiden hauptsächlichen Ingenieure vor, eines Franzosen und des Achmet Bei, jenes Ex-Kapuziners, der im November 1682, im Auftrage des Tököly, den Plan der Festungswerke von Wien aufgenommen hatte.[2])

Der Franzose schlug vor, den Angriff zu unternehmen von dem Winkel aus zwischen dem Donauarme, dem sogenannten Donau-Canale, und der in ihn einfließenden Wien, also von der äußeren Seite der Stadt zwischen dem Rothenthurm- und dem Stubenthore, wo sich längs der Wien ein Terrain hindehne, ausreichend, sich sofort darin sicher einzugraben. Er war der Ansicht, daß, wenn man das Opfer einiger Menschen nicht scheue, von dort aus die Stadt wie im ersten Anlaufe genommen werden könne.

Ibrahim Pascha stimmte dieser Ansicht bei. Gegen dieselbe ward der Einwand erhoben, daß ein plötzliches Anschwellen des Wienflusses das ganze Unternehmen vereiteln könne. Die Qualität des Wienflusses als Torrens war also dem Kapuziner-Ingenieur wohl bekannt.

Die Möglichkeit dieser von ihm hervorgehobenen Gefahr dürfte nicht verneint werden können. Obwohl bei dem nicht seltenen raschen Anschwellen der Wien der

[1]) Eine Reihe von Notizen darüber im Pfarrbuche von Penzing, aus den Fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts, vom damal. Pfarrer Wayß.

[2]) Daß diese Differenz auch zur weiteren Kunde gelangt ist, sehe man bei Fuhrmann: Alt- und Neu-Wien, S. 1104. Aber es kommt darauf an, sie genauer zu constatiren. Man sehe also Anlage I.

Regel nach die Gewässer dennoch in dem tief eingeschnittenen Flußbette bleiben, nicht über die Ufer hinaussteigen: so kommen doch im Laufe der Jahrhunderte nicht wenige Fälle solcher Art vor. Aber die Berichte aus älteren Zeiten über ein jähes Anwachsen der Wien und die Zerstörungen, welche die tobenden Gewässer angerichtet, sind zu allgemein und unbestimmt, als daß man danach sich eine klare Vorstellung machen könnte. Wir haben uns daher nach neueren Fällen solcher Art umzusehen, über welche bestimmtere Berichte vorliegen.

Am 6. Juli des Jahres 1741 trat, in Folge eines Wolkenbruches, der Wienfluß mit solcher Gewalt aus seinen Ufern, daß seine Wellen vom Walde von Purkersdorf an bis zum Einflusse in die Donau in allen anliegenden Orten an Gebäuden, Gärten und Mühlen eine schreckliche Verwüstung und einen unbeschreiblichen Schaden anrichteten. Der in der Flußebene liegende Theil von Penzing ward so sehr zerstört, daß die Einwohner außer Stande waren, ihre Steuern zu bezahlen. [1])

Bestimmter noch lauten spätere Nachrichten.

Im Juni des Jahres 1774 meldet die Kaiserin Maria Theresia ihrem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, daß die Gewässer der Wien bis in die Küchen von Schönbrunn getreten seien. [2]) — Ganz Anderes noch geschah im August 1785. In Folge eines Wolkenbruches stieg die Wien in zehn Minuten um dreißig Fuß, und warf Wellen von sechs Fuß Höhe. Das Wasser ging hinweg über die Brücke von Schönbrunn, und strömte in der Höhe von sechs Fuß durch die Erdgeschosse des Schlosses. „Es war noch das Glück, sagt der Kaiser Joseph II. in seinem Berichte an den Großherzog Leopold, daß das Unheil um vier Uhr Nachmittags eintrat; denn, bei Nacht, hätte es Tausende von Menschen hinweggerafft." [3])

Ein Anschwellen der Wien in solcher Art, wie in den genannten Fällen, würde die etwaigen Belagerungsarbeiten im Bereiche der Inundation völlig zerstört haben.

Achmet Bei gab zu, daß sein Plan, nämlich die stärkeren Bollwerke der Burg- und der Löbel-Bastei anzugreifen, zwar mehr Zeit erfordere, aber Menschenleben spare. — Für einen Minenkrieg war ja allerdings jenes tiefer gelegene Terrain, im Winkel des Donau-Canales und der Wien, wo man beim Eingraben sehr bald auf Wasser kommen mußte, nicht geeignet. Die Burg- und die Löbel-Bastei dagegen lagen so hoch, daß sie trockene Gräben hatte.

Der Großwesir Kara Mustafa setzte volles Vertrauen in die Geschicklichkeit des Ex-Kapuziners. Er gab dem Gutachten desselben den Vorzug.

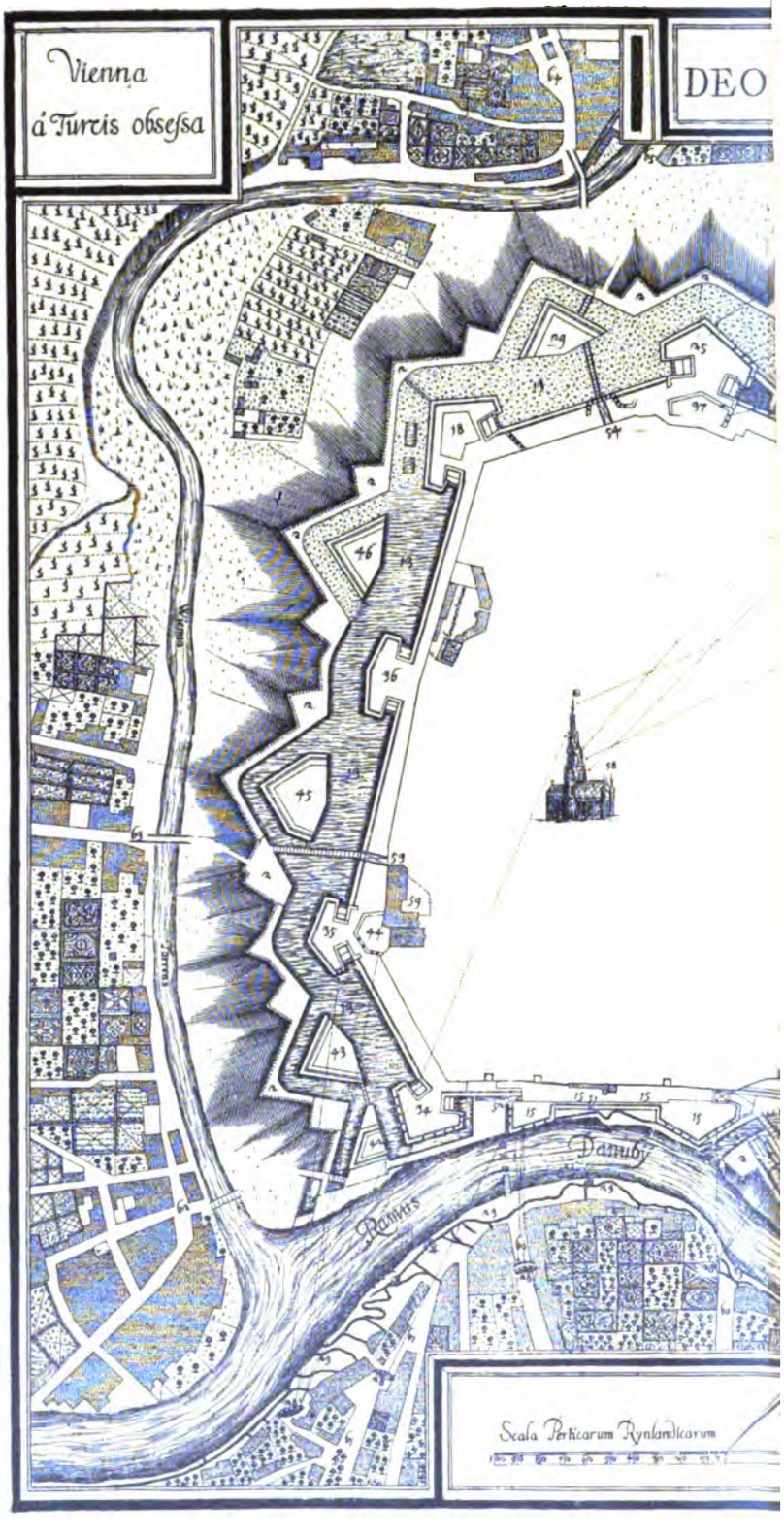
Dagegen erhob sich Ibrahim Pascha. Ein solches langsames Verfahren, sagte er, würde den christlichen Fürsten Zeit belassen, sich zu einigen, zu sammeln und mit großer Macht Hilfe zu bringen. Dann werde das Türkenheer weichen müssen mit Spott und Schande. Man erfuhr später, daß Ibrahim Pascha sich auf diese Einwände vor dem Großwesir nicht beschränkt, daß er sie auch dem Sultan in Belgrad gemeldet, und dort den Großwesir des Mangels an Erfahrung und der Hartnäckig-

[1]) Kirchliche Topographie von Oesterreich. Erste Abtheilung, Bd. II, S. 141. — Geusau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien, Theil IV, S. 322. Er nennt eine abermalige Ueberschwemmung zum Jahre 1770, S. 433.

[2]) Arneth, Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder, Bd. I, S. 282.

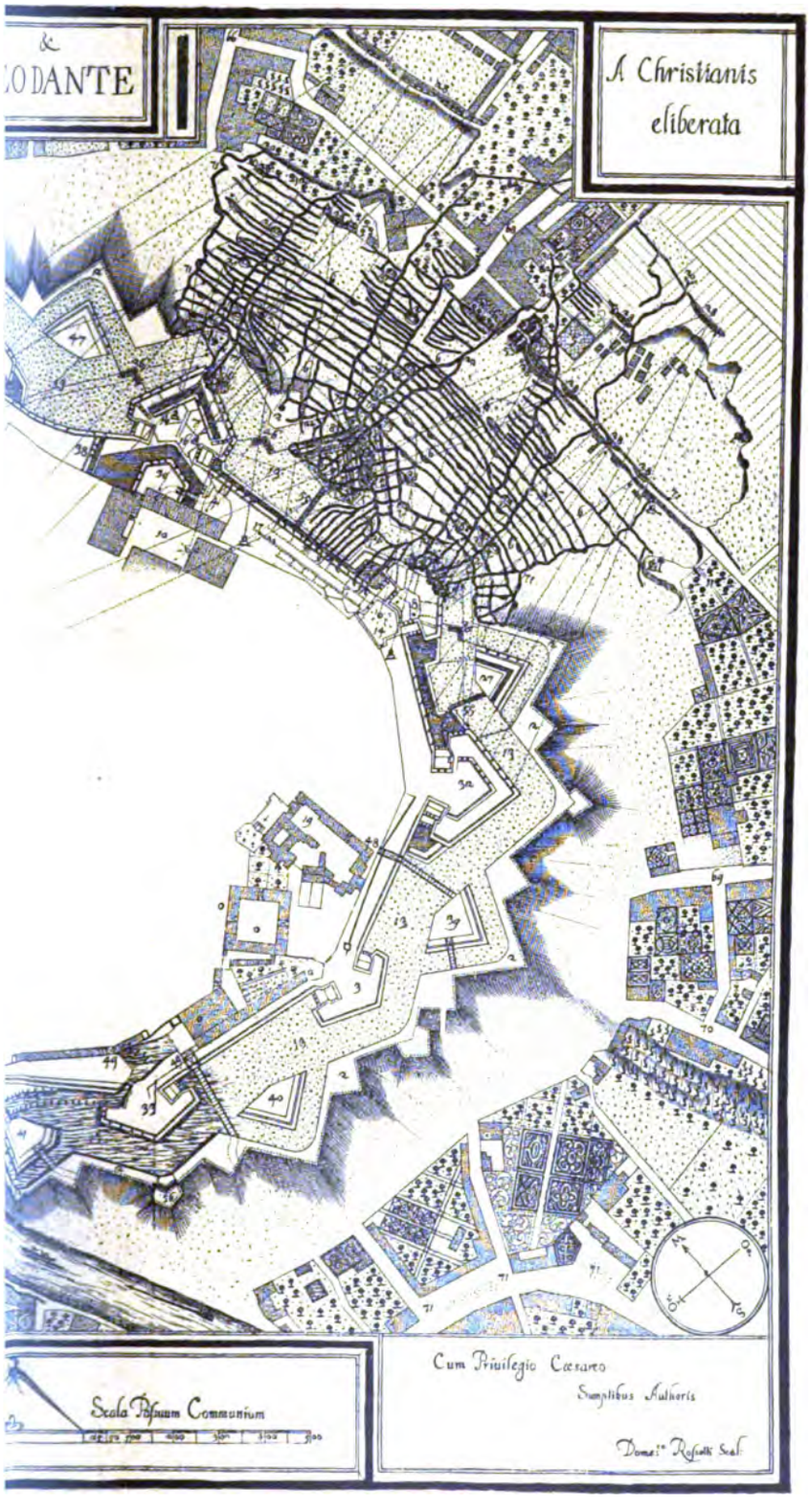
[3]) Arneth, Joseph II. und Leopold von Toscana, Bd. II, S. 294.

1. Die Schlagbrücke nach der Leopoldſtadt, von den Belagerten verbrannt.
2. Die Contreſcarpe rund um die Stadt.
3. Die Elend-Baſtei.
4. Das Burgthor.
5. Der Rothe Hof (villa rubra), noch heute vorhanden, darum Orientirungspunkt
6. Zugänge der Türken über der Erde.
7. Die Burg-Baſtei.
8. Die Löbel-Baſtei.
9. Das Ravelin zwiſchen beiden Baſteien, oder Burg-Ravelin.
10. Die kaiſerliche Hofburg.
11. Der Kaltſchmid'ſche Garten.
12. Der Reichwitz'ſche Garten.
13. Der Grund des Grabens.
14. Das Bollwerk Katze über der Löbel-Baſtei
15. Zwei Baſteien mit der ſie verbindenden Courtine, das neue Gonzagiſche Werk genannt.
16. Abſchnitte auf der Burg-Baſtei.
17. Die Courtine zwiſchen der Burg- und der Löbel-Baſtei.
18. Die Waſſerkunſt-Baſtei.
19. Das Schotten-Stift.
20. Die Zahl 20 markirt jedes Mal den Beginn der Hauptlinien der Laufgräben. Man vergleiche dazu die Nummern 72 bis 79.
21. Aufenthaltsplätze des Großweſirs und der anderen Paſchas in den Laufgräben.
22. Canal zum Arſenal.
23. Bedeckte Laufgräben der Türken am linken Ufer des Donau-Canales.
24. Gallerien.
25. Kärntner Baſtei.
26. Caponiere in den Gräben, von den Belagerten gemacht.
27. Mölker Ravelin, gemeiniglich Ziegl-Schänzl genannt.
28. Verſchiedene türkiſche Batterien, ſowohl von der Seite ihres Angriffes, als am linken Ufer des Donau-Canales.
29. Das Kärnthner-Ravelin.
30. Die ſpaniſche Baſtei.
31. Neun Minen der Türken unter der Burg-Courtine n. 17.
32. Die Mölker Baſtei.
33. Die neue Baſtei.
34. Die Biber-Baſtei.
35. Die Baſtei zur Hollerſtaude.
36. Die Braun-Baſtei.
37. Die Baſtei Vogelgeſang.
38. Courtine vor den Auguſtinern.
39. Das Schotten-Ravelin.
40. Das Ravelin des neuen Thores.
41. Das Ravelin der Waſſerkunſt-Baſtei.
42. Das Juden-Schänzl, vor der Biber-Baſtei n. 34.
43. Das Biber-Ravelin.
44. Die Dominikaner Baſtei.
45. Das Ravelin, gemeiniglich Stuben-Schänzl genannt.
46. Das Ravelin, gemeiniglich im Dachsloch genannt.
47. Das Ravelin vor den Auguſtinern.
48. Das Schotten-Thor.
49. Das Neu-Thor.
50. Rothes Thor, gemeiniglich Oberfall genannt.



Plan der Belag

(Zu Seite 225)



51. Kleines Fischerthor.
52. Rothes Thor, gemeiniglich Unterfall genannt.
53. Das ungarische oder Stubenthor.
54. Kärntner Thor.
55. Bedeckte Wege, durch Palissaden geschützt, in welchen sich die Vertheidiger nach den Ravelins 9 und 27 begaben.
56. Andere kleine Werke zum Schutze der neuen Bastei (33), des Ravelins der Wasserkunst-Bastei (41) und des Juden-Schänzls (42).
57. Rossau.
58. St. Stephan.
59. Das Dominikaner-Kloster.
60. Straßen in die Leopoldstadt hinein.
61. Weg nach dem Prater.
62. Vorstadt, genannt bei den Weißgärbern.
63. Vorstadt Landstraße.
64. Vorstadt, genannt auf der Wieden.
65. Vorstadt, genannt auf der Wien.
66. Vorstadt Laimgrub.
67. Vorstadt Kroaten-Dörfl.
68. Vorstadt St. Ulrich.
69. Vorstadt, gemeiniglich Alstergasse genannt.
70. Vorstadt Währinger Straße.
71. Vorstadt Roßau, jedoch bezeichnet 71 auch die an den Laufgräben her aufgeworfenen Werke. — Die folgenden vier Zahlen bezeichnen die vier Laufgräben gegen das Burg-Ravelin (9), der Beginn derselben ist jedesmal die Zahl 20.
72. Laufgraben des Großwesirs.
73. Laufgraben des Janitscharen-Aga Mustafa.
74. Laufgraben des Hassan, Pascha von Sophia.
75. Laufgraben des Ismael Kihaja Beg. Die folgenden zwei Zahlen bezeichnen die Laufgräben gegen die Burg-Bastei.
76. Laufgraben des Kara Mohammed, Pascha von Mesopotamien, nach dessen Tode Hussein Pascha von Damaskus das Commando erhielt.
77. Laufgraben des Ismael Czagarsy Bassi, und des Ismael Kihaja Beg (vergl. n. 75). — Die folgenden zwei Zahlen bezeichnen die Laufgräben gegen die Löbel-Bastei.
78. Laufgraben des Mohammed Pascha von Temesvar. Nach dessen Tode, am 3. September, folgte ihm im Commando Hussein Pascha, zugleich Schatzmeister, oder türkisch Tefterdar.
79. Laufgraben unter dem Commando des Soliman Samsonyi Pascha. — Die nun folgenden Zahlen 80, 81, 82 sind von besonderer Wichtigkeit.
80. Die Behausung des Großvesirs im Trautson'schen Garten.
81. Die Lücke in der Gartenmauer, durch welche der Großwesir hinaustrat, um sich in
82. Den Eingang des Laufgrabens 20/8e zu begeben. Dieser Laufgraben theilt sich dann bald, noch westwärts vom Rothen Hofe (n. 5) in zwei Arme, von denen der eine auf 9, das Burg-Ravelin, der andere auf 8, die Löbel-Bastei, zuging.
83. Eine Batterie, von den Türken auf den Trümmern des Burg-Ravelins errichtet.
84. Ein Canal, durch welchen die Türken das von St. Ulrich her den Laufgräben zufließende Wasser abzuleiten suchten.

erung von Wien.

keit wider bessere Gründe angeklagt hatte. Er hatte Zugang zu dem Sultan Moham med IV., weil er eine Schwester desselben geheirathet hatte.

Wie immer dem sei, bereits im Lager bei Raab war der Entschluß des Kara Mustafa im Sinne des Kapuziner-Ingenieurs gefaßt. Eben dies ist erkennbar aus dem späteren Berichte eines bei Ungarisch-Altenburg damals von den Türken gefangenen Hauptmanns Claudi. Am 4. Juli wurde er zum Verhöre vor die Umgebung des Großwesirs vorgeführt. Die Türken kauerten da mit Linealen, Cirkeln und anderem Meßzeug, mit Planen und Umrissen der Stadt Wien. Dann befragte der Dolmetsch Maurocordato den Gefangenen über die Anzahl der Ravelins von Wien, um die Breite und Tiefe des Grabens beim Burgthore, über die Palissaden. [1])

Ueber die Frage, welcher der beiden Angriffe der mehr zu fürchtende war, kommt es wesentlich an auf das Urtheil des in erster Linie Betheiligten. Nachdem der Plan der Türken mißlungen war, meldete Contarini, im November 1683, dem Senate von Venedig: „Starhemberg sagte mir, er habe sich gefreut, daß die Türken die stärkeren Bollwerke angetastet hätten, und nicht die schwächeren, am Flusse liegenden, und zwar dies weil der Kapuziner-Ingenieur, in der Besorgniß vor einem Anschwellen der Wien, davon abgerathen. Wenn die Türken den anderen Plan befolgt, so würde eine längere Vertheidigung des Platzes zweifelhaft gewesen sein." [2])

Demnach hätte die Torrens-Qualität des für gewöhnlich unscheinbaren Wienflusses im Jahre 1683 eine Bedeutung geübt für eine gewichtvolle Frage der europäischen Völkergeschichte. Es ist indessen auch möglich, daß ein besonderes Moment in der Seele des Kapuziner-Ingenieurs mitgewirkt hat für seinen Vorschlag. Wir werden über diesen Mann bald eine merkwürdige Meinung der Zeitgenossen vernehmen.

* * *

Am 15. Juli wurden, gemäß dem Plane des Kapuziner-Ingenieurs, die Laufgräben eröffnet. In den volkbelebten Straßen, die in unseren Tagen die Gegend bedecken — nämlich den Vorstädten Neubau und Josephstadt — in welchen damals die Janitscharen, und mehr noch die gefangenen Christen-Sclaven in ihrem Dienste, die Laufgräben auswühlten, erinnert kein mit Absicht gesetztes Denkzeichen an die Bedeutung dieser Oertlichkeiten während der Türken-Belagerung. Aber auch so läßt die Erinnerung sich klar stellen, und zwar hauptsächlich durch einen festen Anhaltspunkt, den Rothen-Hof, welcher derselbe ist damals wie heute, und welcher von den Ingenieuren Camuccio und Anguissola, die damals den Plan der Laufgräben gezeichnet haben, ausdrücklich hervorgehoben wird. Nicht unmittelbar bei dem Rothen-Hofe begannen die Laufgräben, sondern etwas höher westwärts, die Mehrzahl der Einmündungen im jetzigen Bezirke Neubau, die Minderzahl in der Josephstadt. [3])

Wir haben vernommen, daß der Großwesir seine Wohnung nahm in dem prächtigen Trautsonschen Garten. Es kommt also darauf an, die Lage desselben genau zu bestimmen. Wie jetzt an der Südseite des Rothen-Hofes die Lerchenfelder Straße sich von Ost nach West erstreckt: so zeigt uns der Plan auch damals dort einen offenen Weg. Folgen wir, von der nach der Stadt gewendeten Front des Rothen-Hofes an,

[1]) Abgedruckt bei Camesina, S. 84, Note 1.
[2]) Der zweite Theil der Anlage I.
[3]) Man sehe den beigefügten Plan.

der Lerchenfelder Straße etwa zweihundert Schritte nach Westen, so gelangen wir an die Stelle, wo in unseren Tagen die Lerchenfelder Straße und die Neubau-Gasse sich kreuzen. Auch damals war diese Gasse als Sackweg vorhanden. Indem wir von der Lerchenfelder Straße aus links in sie einbiegen, haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß damals, zu unserer Rechten, an dieser Neubau-Gasse sich die Umfassungsmauer des prächtigen Trautsonschen Gartens erhob. Mit etwa sechzig oder siebenzig Schritten die Neubau-Gasse hinunter, gelangen wir an die Stelle, an welcher rechts hinter der Mauer des Gartens der Großwesir seine Wohnung nahm. Da er sich dort nicht außerhalb des Bereiches der Geschütze der Stadt befand: so ließ er sich hinter der hohen und dicken Gartenmauer ein Gebäude von Holz errichten und es mit einer sechsfachen Lage von Woll- und Sandsäcken überdecken. Nordwärts, oder zur Linken seiner Behausung, also näher der jetzigen Lerchenfelder Straße zu, wurden aus der Mauer Lücken gebrochen, durch welche hinausgetreten, der Großwesir sich unmittelbar vor dem Eingange des hauptsächlichen Laufgrabens befand. Dieser begann also an der Ostseite der jetzigen Neubau-Gasse und theilte sich dann, noch westwärts vom Rothen-Hofe, in zwei Arme, von denen der eine in ziemlich gerader Linie auf das zunächst hauptsächliche Angriffs-Object, das Burg-Ravelin, zulief, der andere auf die Löbel-Bastei.

Der Eingang zu den Laufgräben gegen die Burg-Bastei war selbständig für sich. Ebenso gab es auch gegen das Ravelin und gegen die Löbel-Bastei rechts und links noch je zwei andere Laufgräben. Sie sämmtlich jedoch waren durch Querlinien (Parallelen) verbunden, und mündeten, wenn auch nicht alle in Einen Eingang, doch unfern von einander. [1])

Es ist von Interesse, darüber die Zeichner des Planes, die Ingenieure Anguissola und Camuccio, mit ihren eigenen Worten zu vernehmen. [2])

„Der Leser, sagen sie, wolle nicht unsere Zeichnung des Angriffsplanes darum für fehlerhaft halten, weil sie nicht überein stimmt mit anderen, die hin und wieder verkauft werden: vielmehr wird er eben darum, weil sie verschieden ist, sie als die genaueste kennen lernen. Viele haben sich an das Werk gemacht, kaum Einer hat es hinaus führen können, weil dazu erforderlich ist, entweder daß Jemand, dieser Wissenschaft kundig, zugleich die Belagerung durchgemacht habe, oder daß er, mit Rath und Hilfe eines solchen Augenzeugen, alles selber an Ort und Stelle durchforsche. Denn, obwohl es drei völlig verschiedene, von den Türken sehr künstlich ausgearbeitete Approchen an die Gräben der Stadt gab: so haben doch einige Zeichner diese ganz verschiedenen Linien von Laufgräben in eine einzige zusammen geworfen und damit den Augen der Anschauenden ein ganz unentwirrbares Labyrinth von Linien vorgelegt, als wenn die Türken nach dem Zufalle und nicht nach den Regeln der Kunst die Laufgräben ausgehoben hätten. In Wahrheit aber sind, wie gesagt, die Linien völlig verschieden, dagegen durch ihre mit staunenswerther Kunst ausgeführten Windungen und durch die Querlinien so mit einander verbunden, daß die verschiedenen Abtheilungen der Türken in den Laufgräben einander immer nahe sein und je nach Bedarf Hilfe bringen konnten. So hat es geschehen können, daß denjenigen, welche von den Stadtmauern

[1]) Die Eingänge zu den Laufgräben sind auf dem Plane sämmtlich mit der Zahl 20 bezeichnet.

[2]) Vorgedruckt dem Werke von Vaelkoren: Vienna a Turcis obsessa etc. Viennae 1683.

aus, am Abende des 12. September, die Türken aus den Laufgräben entweichen sahen, es scheinen konnte, daß sie alle wie aus Einer Oeffnung beim Rothen-Hofe hervor kamen. Dies war nur dadurch möglich, daß die Querlinien unter einander so verbunden waren, daß sie nach wohl berechnetem Systeme in die Langlinien mündeten. Diese Langlinien waren die Basis der Operationen. Ja wir haben bei wiederholter, genauer Beobachtung uns überzeugt, daß auch nicht ein einziger Graben, eine einzige Ausweitung zum Sammelplatze sich fand, der oder die dem Zufalle die Entstehung verdankte, sondern daß alles nach festem Systeme und kunstgerecht ausgearbeitet war."

„Wir Beide haben als Sachkundige nach vierzehntägigem Studium mit höchster Sorgfalt diesen Plan angefertigt. Der Leser wird sich daraus überzeugen, daß die Türken in ihren Laufgräben mit der festen Zuversicht weilen konnten, dort weder im Rücken, noch in der Front, noch von den Seiten her anders angegriffen zu werden, als mit schwerem Verluste der Angreifer. Und zwar nicht in der Front, weil ein Zugang zu ihnen hier nur möglich war durch die verbollwerkten Langlinien; nicht im Rücken, weil dort die Artillerie und Cavallerie stand; nicht von den Seiten, weil in den tief ausgegrabenen Querlinien die Janitscharen Wache hielten, die man nur mit schwerem Blutvergießen aus ihren Nestern hätte treiben können."

Das Vorwort der beiden Ingenieure Camuccio und Anguissola bespricht, wie man sieht, die gesammte Belagerung. Wir haben zurückzukehren zu dem Beginne derselben.

* * *

An dem ersten Tage, dem 15. Juli, war Wien noch nicht ganz umschlossen. In der Leopoldstadt und der Taborau befand sich noch der Herzog von Lothringen mit der Cavallerie. Am 16. Juli zog er mit der Cavallerie und derjenigen Infanterie, die nicht ausdrücklich zur Besatzung von Wien bestimmt war, über die Brücken ab auf das linke Donauufer. Den Abzug deckte der General Schulz. Der Wasserstand im Donaucanale war so seicht, daß die Türken an mehreren Stellen hindurch waten konnten. Sie griffen die Abziehenden an, wurden aber mit schwerem Verluste zurückgeworfen. Dagegen nahmen sie Besitz von der Leopoldstadt und den Donauinseln, und sofort verkündeten die emporsteigenden Rauchwolken das Geschick derselben.

Die Stadt Wien war nun völlig eingeschlossen. Allabendlich bei Sonnenuntergang erscholl um die Stadt aus mehr als 150.000 Kehlen das gemeinsame, furchtbare Allah- und Hu-Geschrei, mit welchem die Türken ihr Tagewerk zu beschließen pflegten.

Die Tagebücher sowohl der Belagerten, als auch des Residenten Kuniz im Türkenlager vor der Stadt, berichten uns, wie schmerzlich man den Abzug des Herzogs empfand. So lange die Kaiserlichen diese Insel besaßen, war der Verkehr mit den Kronländern nordwärts der Donau frei, sowohl für die Einfuhr von Lebensmitteln und Munition in die Stadt, als auch für die Nachrichten über einen zu erwartenden Entsatz. Man tröstete sich nur damit, daß der Herzog von Lothringen doch auch seine guten Gründe gehabt haben müsse.[1])

Diese Gründe legte der Herzog dem Polenkönige dar wie folgt.[2])

[1]) Vaelkeren, p. 28.

[2]) Abgedruckt bei Camesina, S. CC.

„Nachdem die Türken am 14. Juli die Laufgräben vor Wien, ganz nahe an der Stadt, eröffnet, schoben sie ihre Arbeiten bereits am 16. bis auf sechzig Schritte von der Contrescarpe vor (nämlich im Westen der Stadt, gegenüber dem Ravelin zwischen der Burg- und der Löbel-Bastei). Zugleich faßten sie Fuß in der Taborau (im Osten der Stadt), und nöthigten mich dadurch zum Rückzuge von dort. Ich hätte, wegen der Communication mit der Stadt, die Stellung dort gern behauptet; aber es sprach Vieles dagegen. Diese Donauinsel hat zwei Stunden im Umfange. Der an der Stadt her fließende Donauarm war beinahe überall watbar, und an manchen Stellen so sehr, daß die Türken schwadronsweise durchreiten konnten. Aehnlich konnte also auch die Infanterie passiren. Die Ufer auf der von den Türken besetzten Seite waren höher, so daß ihre Geschütze die Insel beherrschten, und darüber hinaus unsere Brücken nach dem linken Donauufer bestreichen konnten. Wenn diese von den türkischen Kugeln zerstört wurden, so blieb mir nur übrig, entweder mich in die Stadt zu ziehen, oder den großen Donauarm durch Schwimmen zu passiren. Das Eine war ebenso bedenklich wie das Andere. Aber auch, wenn die Brücken mir erhalten blieben, so konnte Tököly am Kopfe derselben auf dem linken Donauufer eine Stellung nehmen, und dann mußte ich auf der Insel bleiben ohne Fourage und andere Subsistenzmittel. Da demnach dieser Posten auf der Insel nicht zu behaupten war, namentlich nicht mit Cavallerie allein, da ich ja die Infanterie zur Vertheidigung der Stadt hatte hinein geben müssen: so glaubte ich, um dem Kaiser die Cavallerie zum Zwecke des Entsatzes zu erhalten, auf das linke Donauufer übergehen zu müssen."

Uns Späteren, denen der ganze Gang der Dinge, und namentlich der Abschluß der Bedrängniß von Wien durch den Entsatz offen liegt, leuchtet sofort die Maßregel des Herzogs von Lothringen als wohl überlegt ein. Damals selbst jedoch, während der Bedrängniß, mochte sie Manchem als ein Preisgeben der Stadt erscheinen. Namentlich beharrte Kuniz im Türkenlager bei dem Wunsche, daß die Verbindung der Stadt mit dem linken Donauufer hergestellt werden möge, schon wegen des moralischen Eindruckes, den dies auf die zahlreichen widerwilligen Elemente im Türkenheere üben würde.

Die nächste Folge des Ueberganges der Cavallerie auf das linke Ufer war, daß nun die gegenseitige Berichterstattung sehr schwierig wurde. Die erste Nachricht, die der Herzog nach seinem Abzuge vom 16. Juli wieder aus der Stadt erhielt, war vom 22. Juli.

* * *

Bereits am 16. Juli waren die türkischen Batterien so weit hergerichtet, daß sie Bomben in die Stadt warfen. Der Beginn erregte besondere Besorgniß im Augustiner-Kloster, weil zwischen demselben und der Hofburg das Komödienhaus stand, dessen hölzernes Dach mit Oel getränkt war. Auch schien das Gebäude das Ziel zu sein. Auf die dringende Bitte der Patres gewährte der Graf Starhemberg den sofortigen Abbruch, und die Mönche legten hilfreiche Hand mit an. Als das Werk nicht schnell genug von statten ging, sägte man die hölzernen Tragsäulen ab und ließ das Gebäude in sich zusammen stürzen.

Gegen das etwaige Zünden der Bomben hatte Starhemberg vom ersten Tage an mancherlei Fürsorge getroffen. Jeder Hauseigenthümer ward verpflichtet, die Holz-

dächer abzunehmen, Bottiche voll Wasser in die oberen Stockwerke zu schaffen. Vor jedem Hause stand auf der Straße ein gefüllter Bottich. Die Feuerwehr betrug 400 Mann, von denen 250 Mann immer bereit standen. Es gelang ihnen, am 19. Juli, einen Brand, der in Folge des Springens einer Bombe im Hause des spanischen Botschafters auflooderte, sofort zu ersticken. Auch später kommen Fälle der Entzündung durch Bomben vor, jedoch nicht viele. Man beachte namentlich diese Daten des Anfanges: am 16. Juli beginnen die Türken Bomben zu werfen — am Abende des 19. Juli zündet ihre erste Bombe.

Man hat, um die geringe Wirkung der türkischen Artillerie zu erklären, die Bauart der damaligen Häuser von Wien geltend gemacht.[1] Keine Stadt in Deutschland besitze so hohe und zugleich so feste Häuser, die, ganz aus Stein, bis zu vier Stockwerken hoch hinauf steigen. Die Decke eines jeden Stockwerkes sei entweder gewölbt oder bestehe aus an einander liegenden Balken. Eine starke Sandschicht darüber habe gegen Feuer gesichert, die Stärke der Decke habe ausgereicht auch gegen eine schwer einfallende Last. So habe es geschehen können, daß die hunderttausend Kugeln, welche die Türken eingeworfen, nach Verhältniß geringen Schaden gethan, sowohl den Bewohnern, als den Häusern.

Es kommen allerdings ganz besondere Fälle geringer Wirkung vor. — Eine Kanonenkugel schlägt durch ein Fenster in der Stephanskirche gegen den Pfeiler, an welchem die Kanzel haftet. Die Kirche ist von Menschen gefüllt; aber der einzige Schaden, den die Kugel anrichtet, ist, daß sie nach dem Falle im Rollen einer Frau das Bein zerschmettert.[2]

Allein in Betreff des verhältnißmäßig geringen Schadens im Allgemeinen, den die hunderttausend Geschosse, unter ihnen auch die Bomben, in der Stadt anrichteten, wird Niemand sagen wollen, daß die Häuser von Wien, bei aller guten Bauart, kugel- oder bombenfest waren.

Der geringe Schaden, den die Stadt Wien durch die Bomben der Türken erlitt, wird um so mehr auffällig, wenn wir ein anderes ähnliches Ereigniß jener Zeit zum Vergleiche heranziehen.

Im Mai des nächsten Jahres 1684 ließ der Zeit- und Gesinnungsgenosse des Kara Mustafa, Ludwig XIV., die unglückliche Stadt Genua bombardiren. In wenigen Tagen lag der größere Theil der Stadt in Trümmern.[3] Kara Mustafa dagegen hatte neun Wochen lang Zeit, Bomben in Wien einzuwerfen. Unzweifelhaft haben ja auch einige davon gezündet. Aber wie ging es mit den anderen? Die erste Bombe, heißt es, die auf den Michaeler Platz fiel, wird gelöscht durch ein dreijähriges Kind, das in seinem Spiele den Zünder mit Wasser begießt.[4] Eine andere Bombe fällt ins kaiserliche Zeughaus an der Seilerstätte. Man erstickt den Zünder mit Sand. Hier werden also die üblichen Mittel des Löschens wirklich angewendet. Aber am 2. August,

[1] Dies geschieht bei Wagner, t. I, p. 594. Aehnlich Vaelkeren, p. 35: cui plurimum serviit, quod prima statim obsidionis die jusserit edicto Generalis omnia tecta lignea deferri. — Auch Uhlich, Geschichte der zweiten türkischen Belagerung, S. 63, legt auf die Festigkeit und Vortrefflichkeit der Wiener Gebäude das Hauptgewicht.

[2] Vaelkeren, p. 39.

[3] Die Originalberichte bei Sylvius: zaken van staet en oorlog, t. II, b. 22, p. 99.

[4] Wagner, t. I, p. 594.

dem Portiunculafeste, schlägt eine Bombe durch das Dach der mit Menschen gefüllten Kapuzinerkirche in das Gewölbe, nicht jedoch durch dasselbe, sondern bleibt im Gewölbe stecken. In der Erwartung, daß sie in der nächsten Secunde zerbersten werde, stürzen die Menschen mit Entsetzen hinaus. Aber die Bombe bleibt stecken. Sie crepirt nicht. Der Zünder erlischt. Die Menschen kehren wieder und der Gottesdienst wird fortgesetzt. [1])

Wie in diesem einen Falle, so versagten in vielen anderen die Bomben den Türken den gewünschten Dienst. Viele fingen nicht Feuer, viele zerbarsten im Fluge, wirkungslos. [2]) Von denjenigen, die in das Komödienhaus einschlugen, platzte auch nicht Eine. [3]) Demnach war es hier nicht die Fürsorge der Belagerten, welche das Unheil abwandte, sondern es lag an der Beschaffenheit der Bomben selbst, daß sie nicht losgingen.

Diese mangelhafte Qualität konnte sein die Folge einer Unkenntniß in der Bereitung, oder einer Nachlässigkeit bei derselben, oder endlich noch einer dritten Ursache. Hier freilich stockt die Feder. Der Historiker berichtet die Thatsachen der Geschichte, nicht seine Vermuthungen über dieselbe. Aber auch die Meinungen der betheiligten Zeitgenossen und Augenzeugen wichtiger Ereignisse sind geschichtliche Thatsachen, die berichtet werden müssen. Und darum erfolgt schon hier der Bericht einer Meinung, die erst nach dem Verlaufe der ganzen Belagerung ausgesprochen wurde. Sie lautet in den Worten des venetianischen Botschafters Contarini wie folgt. [4])

„Es wird gesagt, daß der Kapuziner-Ingenieur *auch* die Wirkung der Bomben und Granaten völlig unnütz gemacht hat. Man weist dafür hin auf die schlechte Qualität des eingefüllten Pulvers. Man glaubt, daß er, von Reue ergriffen, der Urheber eines solchen Schadens für die Christenheit zu sein, oder auch von dieser Seite her gewonnen, bestrebt gewesen sei, das Uebel für die Christenheit, in welcher er geboren und erzogen, möglichst gering zu machen."

Wenn diese Meinung begründet ist: so ist die Tragweite derselben unabsehbar. Dann hatte die Stadt Wien, der Kaiser, die gesammte Christenheit, in demselben Achmet Bei, den sie nach Maßgabe seiner äußeren Stellung, seiner Aufgabe, seiner Vorbereitungen zur Lösung derselben, als ihren schärfsten Feind betrachten mußten, ihren fürsorglichen Freund. Denn die Meinung bezieht sich nicht blos auf die geringe Wirkung der türkischen Bomben. Sie sagt, daß der Kapuziner-Ingenieur *auch* sie unschädlich gemacht habe. Dieses kleine Wort ist umfassend. Es bezieht sich einestheils auf die Minen. So furchtbar auch die Minen der Türken den Belagerten wurden: so ist doch auch unzeifelhaft, daß eine Reihe von Minen erfolglos aufsprang, einige davon sogar rückwärts sich entluden, zum schweren Nachtheile der Belagerer selbst. Und zwar mißlangen von den zwölf großen, mit unsäglicher Mühe und der Arbeit vieler Tage angelegten Minen die Mehrzahl, nämlich sieben. — Das Wort *Auch*

[1]) Vaelkeren. p. 44.

[2]) C. Contarini, t. I, p. 121: senza rilevante effetto le bombe, perche molte non pigliando fuoco, e molte crepando inutilmente nell' aria, poco o menomo nocumento apportavano agli assediati.

[3]) Vaelkeren, p. 29: qui tamen, quod fartum utribus ignem non evomerent, nec medii creparent, absque damno hactenus et noxa fuerunt, tametsi eorum aliquot in contiguam moenibus domum, pro comicis ante annos exstructam, deciderint. Vom 26. Juli.

[4]) Anlage II. — Eine Andeutung der Sache findet sich bei Fuhrmann, Alt- und Neu-Wien, S. 1105.

im Sinne des Berichterstatters bezieht sich ferner auf die Wahl des Angriffes an der stärksten Stelle. Der Kapuziner-Ingenieur hatte ja allerdings als Motiv gegen den anderen Vorschlag des Angriffes an der schwächeren Stelle geltend gemacht die Besorgniß vor der Torrens-Qualität des Wienflusses. Aber nach dem Entsatze gab es Stimmen, welche auch dafür das Motiv seines Vorschlages in ihm persönlich finden wollten. —

Es gibt Räthsel der menschlichen Geschichte, die, weil nicht von den Betheiligten selber in Schrift unzweifelhaft gelöst, für die Nachwelt Räthsel bleiben müssen. Wir stehen hier vor einem solchen Räthsel, und haben uns zu begnügen mit den Thatsachen.

* * *

Angenommen jedoch, die von Contarini berichtete Meinung entspreche den Thatsachen: so würde sie den Vertheidigern von Wien nichts von ihrer Ehre und ihrem Ruhme nehmen. Sie hatten von der Existenz eines solchen Freundes keine Ahnung. Vor ihnen stand dagegen die Gefahr in ihrer vollen Größe. In welcher Weise sie derselben entgegen traten, sagt uns ein Betheiligter und Augenzeuge, welcher nach einer warmen Anerkennung des Eifers der Generale, fortfährt mit den Worten: „Es befand sich unter der gesammten Zahl der höheren und niederen Officiere, und eben so auch der Gemeinen, nicht Einer, der nicht den ihm ertheilten Befehl, unangesehen jegliche Todesgefahr, immer muthvoll und genau ausgeführt hätte. Und dadurch haben sie sich die unsterbliche Zier des Ruhmes und einen unverwelklichen Ruf ihres Namens erworben." [1])

Voran ging mit seinem Beispiele der Graf Starhemberg, überall selber anwesend. Gleich in den ersten Tagen zerschlug eine Türkenkugel einen Stein an der Burgbastei, und ein abspringender Splitter verwundete Starhemberg am Kopfe. Er ward hinweg getragen. Es war nicht für lange. Am dritten Tage nach empfangener Wunde ließ er sich in einer Sänfte wieder hinaus bringen, um mit eigenen Augen zu sehen. Die Anderen entsprachen dem Beispiele. Es ist bemerkenswerth, daß von den höheren Artillerie-Officieren nicht wenige in ihrem Berufe fielen. Namentlich ward der Ingenieur Rümpler beklagt. Die Leitung des Geschützwesens stand unter dem Obersten Börner, einem Mecklenburger. Seinem Oberstlieutenant Gschwind gereichte sein Name zur Ehre, weil ein Vorfahr von ihm bei der ersten Türkenbelagerung namhafte Dienste geleistet. Wir finden bei der Artillerie Namen aus den verschiedensten Gegenden: zwei Sachsen, Wind und Zimmermann, von denen der erstere seinen Dienst that, obwohl ihm etliche Wochen vor der Belagerung ein platzendes Geschütz beide Hände abgerissen, einen Dänen, Cresse mit Namen, neben geborenen kaiserlichen Unterthanen, dem Böhmen Weidlinger, dem Wiener Jengne.

Hatte in den ersten drei Tagen die Besatzung noch zweifelhaft sein können, welcher der elf Basteien der Hauptangriff gelten werde: so trat dies vom 17. Juli an klar hervor. Noch am 16. Juli erblickte man der Burg- und der Löbel-Bastei gegenüber verschiedene einzelne Batterien. Am Morgen des 17. sah man die Zwischenräume ausgefüllt, die Batterien verbunden zu einer einzigen großen mit 30 Geschützen. Demnach konnte der Angriffsplan klarer erkannt werden. Der Großwesir selber mit

[1]) Vaelkeren, p. 33.

dem Portiunculafeste, schlägt eine Bombe durch das Dach der mit Menschen gefüllten Kapuzinerkirche in das Gewölbe, nicht jedoch durch dasselbe, sondern bleibt im Gewölbe stecken. In der Erwartung, daß sie in der nächsten Secunde zerbersten werde, stürzen die Menschen mit Entsetzen hinaus. Aber die Bombe bleibt stecken. Sie crepirt nicht. Der Zünder erlischt. Die Menschen kehren wieder und der Gottesdienst wird fortgesetzt. [1])

Wie in diesem einen Falle, so versagten in vielen anderen die Bomben den Türken den gewünschten Dienst. Viele fingen nicht Feuer, viele zerbarsten im Fluge, wirkungslos. [2]) Von denjenigen, die in das Komödienhaus einschlugen, platzte auch nicht Eine. [3]) Demnach war es hier nicht die Fürsorge der Belagerten, welche das Unheil abwandte, sondern es lag an der Beschaffenheit der Bomben selbst, daß sie nicht losgingen.

Diese mangelhafte Qualität konnte sein die Folge einer Unkenntniß in der Bereitung, oder einer Nachlässigkeit bei derselben, oder endlich noch einer dritten Ursache. Hier freilich stockt die Feder. Der Historiker berichtet die Thatsachen der Geschichte, nicht seine Vermuthungen über dieselbe. Aber auch die Meinungen der betheiligten Zeitgenossen und Augenzeugen wichtiger Ereignisse sind geschichtliche Thatsachen, die berichtet werden müssen. Und darum erfolgt schon hier der Bericht einer Meinung, die erst nach dem Verlaufe der ganzen Belagerung ausgesprochen wurde. Sie lautet in den Worten des venetianischen Botschafters Contarini wie folgt. [4])

„Es wird gesagt, daß der Kapuziner-Ingenieur auch die Wirkung der Bomben und Granaten völlig unnütz gemacht hat. Man weist dafür hin auf die schlechte Qualität des eingefüllten Pulvers. Man glaubt, daß er, von Reue ergriffen, der Urheber eines solchen Schadens für die Christenheit zu sein, oder auch von dieser Seite her gewonnen, bestrebt gewesen sei, das Uebel für die Christenheit, in welcher er geboren und erzogen, möglichst gering zu machen."

Wenn diese Meinung begründet ist: so ist die Tragweite derselben unabsehbar. Dann hatte die Stadt Wien, der Kaiser, die gesammte Christenheit, in demselben Achmet Bei, den sie nach Maßgabe seiner äußeren Stellung, seiner Aufgabe, seiner Vorbereitungen zur Lösung derselben, als ihren schärfsten Feind betrachten mußten, ihren fürsorglichen Freund. Denn die Meinung bezieht sich nicht blos auf die geringe Wirkung der türkischen Bomben. Sie sagt, daß der Kapuziner-Ingenieur auch sie unschädlich gemacht habe. Dieses kleine Wort ist umfassend. Es bezieht sich einestheils auf die Minen. So furchtbar auch die Minen der Türken den Belagerten wurden: so ist doch auch unzeifelhaft, daß eine Reihe von Minen erfolglos aufsprang, einige davon sogar rückwärts sich entluden, zum schweren Nachtheile der Belagerer selbst. Und zwar mißlangen von den zwölf großen, mit unsäglicher Mühe und der Arbeit vieler Tage angelegten Minen die Mehrzahl, nämlich sieben. — Das Wort Auch

[1]) Vaelkeren, p. 44.

[2]) C. Contarini, t. I, p. 121: senza rilevante effetto le bombe, perche molte non pigliando fuoco, e molte crepando inutilmente nell' aria, poco o menomo nocumento apportavano agli assediati.

[3]) Vaelkeren, p. 29: qui tamen, quod fartum utribus ignem non evomerent, nec medii creparent, absque damno hactenus et noxa fuerunt, tametsi eorum aliquot in contiguam moenibus domum, pro comicis ante annos exstructam, deciderint. Vom 26. Juli.

[4]) Anlage II. — Eine Andeutung der Sache findet sich bei Fuhrmann, Alt- und Neu-Wien, S. 1105.

im Sinne des Berichterstatters bezieht sich ferner auf die Wahl des Angriffes an der stärksten Stelle. Der Kapuziner-Ingenieur hatte ja allerdings als Motiv gegen den anderen Vorschlag des Angriffes an der schwächeren Stelle geltend gemacht die Besorgniß vor der Torrens-Qualität des Wienflusses. Aber nach dem Entsatze gab es Stimmen, welche auch dafür das Motiv seines Vorschlages in ihm persönlich finden wollten. —

Es gibt Räthsel der menschlichen Geschichte, die, weil nicht von den Betheiligten selber in Schrift unzweifelhaft gelöst, für die Nachwelt Räthsel bleiben müssen. Wir stehen hier vor einem solchen Räthsel, und haben uns zu begnügen mit den Thatsachen.

* * *

Angenommen jedoch, die von Contarini berichtete Meinung entspreche den Thatsachen: so würde sie den Vertheidigern von Wien nichts von ihrer Ehre und ihrem Ruhme nehmen. Sie hatten von der Existenz eines solchen Freundes keine Ahnung. Vor ihnen stand dagegen die Gefahr in ihrer vollen Größe. In welcher Weise sie derselben entgegen traten, sagt uns ein Betheiligter und Augenzeuge, welcher nach einer warmen Anerkennung des Eifers der Generale, fortfährt mit den Worten: „Es befand sich unter der gesammten Zahl der höheren und niederen Officiere, und eben so auch der Gemeinen, nicht Einer, der nicht den ihm ertheilten Befehl, unangesehen jegliche Todesgefahr, immer muthvoll und genau ausgeführt hätte. Und dadurch haben sie sich die unsterbliche Zier des Ruhmes und einen unverwelklichen Ruf ihres Namens erworben." [1])

Voran ging mit seinem Beispiele der Graf Starhemberg, überall selber anwesend. Gleich in den ersten Tagen zerschlug eine Türkenkugel einen Stein an der Burgbastei, und ein abspringender Splitter verwundete Starhemberg am Kopfe. Er ward hinweg getragen. Es war nicht für lange. Am dritten Tage nach empfangener Wunde ließ er sich in einer Sänfte wieder hinaus bringen, um mit eigenen Augen zu sehen. Die Anderen entsprachen dem Beispiele. Es ist bemerkenswerth, daß von den höheren Artillerie-Officieren nicht wenige in ihrem Berufe fielen. Namentlich ward der Ingenieur Rümpler beklagt. Die Leitung des Geschützwesens stand unter dem Obersten Börner, einem Mecklenburger. Seinem Oberstlieutenant Gschwind gereichte sein Name zur Ehre, weil ein Vorfahr von ihm bei der ersten Türkenbelagerung namhafte Dienste geleistet. Wir finden bei der Artillerie Namen aus den verschiedensten Gegenden: zwei Sachsen, Wind und Zimmermann, von denen der erstere seinen Dienst that, obwohl ihm etliche Wochen vor der Belagerung ein platzendes Geschütz beide Hände abgerissen, einen Dänen, Cresse mit Namen, neben geborenen kaiserlichen Unterthanen, dem Böhmen Weidlinger, dem Wiener Jengne.

Hatte in den ersten drei Tagen die Besatzung noch zweifelhaft sein können, welcher der elf Basteien der Hauptangriff gelten werde: so trat dies vom 17. Juli an klar hervor. Noch am 16. Juli erblickte man der Burg- und der Löbel-Bastei gegenüber verschiedene einzelne Batterien. Am Morgen des 17. sah man die Zwischenräume ausgefüllt, die Batterien verbunden zu einer einzigen großen mit 30 Geschützen. Demnach konnte der Angriffsplan klarer erkannt werden. Der Großwesir selber mit

[1]) Vaelkeren, p. 33.

dem Janitscharen Aga leitete den Angriff auf das Ravelin zwischen der Burg- und der Löbel-Bastei; Hussein, Pascha von Damaskus, denjenigen auf die Burg-Bastei; Achmet, Pascha von Temeswar, denjenigen auf die Löbel-Bastei.

Obwohl die Türken auch mehrere der anderen Basteien beschossen, namentlich von der Leopoldstadt aus häufig den Rothen-Thurm, und die angrenzenden Stadttheile: so concentrirte sich doch der rechte Nachdruck in den Angriff auf jene Basteien, zunächst auf das zwischen ihnen liegende Ravelin.

Es scheint, daß die Türken geglaubt haben, den Schrecken und die Bestürzung, welche bis dahin ihnen vorangegangen war, auch in der Wiener Besatzung zu finden. Allabendlich suchten sie in den ersten Tagen die Kaiserlichen aus der Contrescarpe der drei Bollwerke zu treiben. Sie wurden mit schwerem Verluste zurückgeworfen. Namentlich wird dabei die Wirkung der Handgranaten auf die Türken hervorgehoben. Die Kaiserlichen ihrerseits antworteten je zu Zeiten mit energischen Ausfällen. Bereits am 22. Juli meldete Kuniz, daß etliche tausend Janitscharen gefallen, daß die Unzufriedenheit darüber groß sei. Seine Wünsche verstiegen sich bereits zu der Hoffnung auf eine Meuterei gegen den Großwesir. [1])

Der Mißerfolg der Stürme auf die Contrescarpe gegenüber den drei Bollwerken reifte dagegen in Kara Mustafa den Plan, sich ihrer durch einen Minenkrieg zu bemächtigen. Inzwischen waren nämlich die Laufgräben bis dahin vorgeschoben, bei welcher Arbeit hauptsächlich die gefangene Landbevölkerung, unter erbarmungsloser Behandlung, verwendet wurde. Die Laufgräben erscheinen in den graphischen Darstellungen aus jener Zeit oft wie das Gewirre eines Labyrinthes; aber wir haben darüber (S. 224 u. f.) das Urtheil der Ingenieure Canuccio und Anguissola vernommen, welche die Zweckmäßigkeit der Anlage im Ganzen und im Einzelnen zum vollen anerkannten. Nach der Zeichnung dieser Ingenieure verfolgt das Auge leicht die Hauptlinien, die von der Umgegend des Rothen-Hofes ziemlich gerade auf die Angriffs-Objecte sich erstreckten. Von diesen Hauptlinien liefen, wie die Rippen vom Rückgrat, eine Menge Querlinien aus, die zuweilen, nicht immer, eine Verbindung der Hauptlinien darstellen (Parallelen- und Halb-Parallelen). Die Laufgräben wurden eingedeckt mit starken Baumstämmen, die der Walachenfürst Kantakuzenos aus den Wäldern um Schönbrunn zu schlagen und herbeizuführen hatte. Darüber wurden Erdsäcke gehäuft, zur Sicherung gegen Kugeln und die noch mehr gefürchteten Granaten. In den Querlinien der Laufgräben wurden an einigen Stellen Aufenthaltsplätze für die Paschas und höheren türkischen Officiere hergerichtet, ausgestattet mit Ziegelpflaster, mit Vorhängen, überhaupt mit allerlei Bequemlichkeiten, mit besonderer Verhöhnung der geraubten Gegenstände des christlichen Cultus.

Am Abende des 23. Juli sprengten die Türken ihre zwei ersten Minen. Es geschah an den ausspringenden Winkeln der Contrescarpe der Löbel- und der Burg-Bastei. Die eine der Minen flog wirkungslos auf. Die andere warf eine schwere Masse Erdreich empor, die niederstürzend zehn der Vertheidiger verschüttete. Dann liefen die Türken unter Musik, Geklingel und mit unsäglichem Geschrei zum Sturme an. Sie wurden wiederholt zurückgeworfen. Dies war fortan der immer sich erneuernde Verlauf bei jeder Mine, nur daß der Ausgang nicht immer gleich glücklich war.

[1]) Diarium von Kuniz, vom 22. Juli.

Sobald man in der Stadt die Minir-Arbeiten der Türken bemerkte, entstand die Besorgniß und das Gerücht, daß sich Verräther fänden, welche die Absicht hätten, durch unterirdisches Graben von der Stadt aus den Feinden einen Weg zu eröffnen. Die Hauseigenthümer erhielten daher die Weisung, in ihren Kellern eine zuverlässige Wache zu halten, die mit dem Ohre an der Erde auf jedes verdächtige Geräusch lauschen würde. In der That wurde Starhemberg selber eines Tages durch eine Meldung solcher Art aufgelärmt, bis die Untersuchung als den Grund des Schreckens die weniger saubere, als schuldlose unterirdische Thätigkeit eines Abdeckers ergab.

Ernsthafter war die Frage: wie man die Minir-Arbeiten in derselben Weise bekämpfen könne. Es ergab sich, daß bei den kaiserlichen Truppen in der Stadt sich keine Mineurs befanden. Die Mineurs im kaiserlichen Dienste waren anderswo, als dort, wo man ihrer dringend bedurfte. Dies war einerseits zum großen Theile die Consequenz der Beharrlichkeit, mit welcher man bis zuletzt, trotz aller Warnung, den Gedanken an die Wahrscheinlichkeit einer Belagerung von Wien zurückgewiesen hatte. Andererseits war dann, bei dem raschen Entschlusse, eine starke Besatzung nach Wien hinein zu werfen, dieses besonderen Bedürfnisses nicht gedacht.[1]) Man forschte also nach Persönlichkeiten, welche aushelfend eintreten könnten. Es meldeten sich zwei, ein Belgier und ein Lothringer, die der Sache kundig sein wollten. Die angestellte Prüfung ergab, daß sie entweder viel vergessen, oder wenig gelernt hatten. Aber man mußte nehmen, was man haben konnte. Doch kamen bald noch zwei andere hinzu, welche, theoretisch nicht vorgeschult, durch die Uebung und Erfahrung eines langen Kriegsdienstes manche Kenntnisse sich angeeignet hatten. Der eine war ein Venetianer, Namens Canuccio; der andere, Namens Hafner, hatte sich vom Gemeinen zum Hauptmanne empor gearbeitet. Die Kritik, die er eines Tages über eine Mineur-Arbeit jener beiden ersten aussprach, zeigte ihn als sachkundigen Mann, so sehr, daß ihm dann sogar die Oberleitung übertragen wurde.[2]) Als die erste von Hafner angelegte Mine, am 2. August, vor den Augen des von der Höhe der Bastei aus zuschauenden Starhemberg mit sichtlicher Wirkung sich entlud, zog der Commandant den bescheidenen Mann vor der Front in seine Arme.[3])

Die Ueberwachung der Bewegungen der Feinde, so weit sie äußerlich aus der Höhe erkennbar, übernahmen auf den Wunsch des Grafen Kapliers die Jesuiten. Zwei Patres standen beständig oben auf dem Stephansthurme. Die Zettel, die ihre Meldungen enthielten, warfen sie, an kleine Steine gebunden, vom Thurme hinab.

Von außen her kamen wenige Meldungen ein, die Mehrzahl derselben von Kuniz, der, wie wir seiner Zeit vernommen, bei der Entlassung Capraras im Lager bei Esseg von dem Großwesir zurückbehalten, und dann genöthigt war, sich mit vor Wien zu begeben. Sein Zelt im türkischen Lager stand auf der Laimgrube. Bei seinen Meldungen nach Wien hinein schreckte er vor keinem Wagniß zurück, und fand darin, was mit Nachdruck gesagt werden muß, bei seiner Dienerschaft willige Folge.[4]) Eines Tages meldete Kuniz, daß der Großwesir den Thurm von St. Ulrich zu besteigen pflege, und rieth, dahin das Geschütz zu richten. Einer seiner Boten, der gefangen

[1]) Vaelkeren, p. 31. — C. Contarini, t. I, p. 122: non provedutosi quest' assedio.
[2]) Vaelkeren, p. 31.
[3]) A. a. O., p. 45.
[4]) Ein Fall dieser Art wird ausführlich erzählt bei Fuhrmann, Alt- u. Neu-Wien, S. 1124 u. f.

wurde, wußte sich seiner Depesche zu entledigen; doch gab ihn der Großwesir nicht wieder frei.

Am 21. Juli gelangte ein Bote des Herzogs von Lothringen, welcher die vier Donauarme durchschwamm, glücklich in die Stadt. Der Herzog meldete, daß die Entsatz-Armee sich sammle, und forderte auf, bis dahin standhaft auszuharren. Starhemberg sandte den Boten zurück mit einem Berichte über die Lage der Dinge in der Stadt, jedoch in Ziffern. Der Bote gerieth in die Hände der Türken, und ward vor den Großwesir geführt. Er rettete sein Leben, indem er die Noth in der Stadt so schilderte, wie es den Wünschen des Großwesirs entsprach. Die Besatzung habe von Anfang an nur 10.000 Mann betragen: davon seien 3000 bereits erlegen. Das Schreiben enthalte daher die dringende Mahnung um Hilfe.[1]) Der Großwesir ließ diese Aussage sofort durch das Lager verkünden. Den Brief selbst ließ er, an einen Pfeil geheftet, in die Stadt zurückschießen, mit den in lateinischer Sprache beigefügten Worten: er sende den Bericht zurück, weil es unnöthig, ihn an den Herzog abgehen zu lassen. Auch so sei ja doch der jämmerliche Zustand der Stadt Wien aller Welt genugsam bekannt als die Rache Gottes, der, um die Treulosigkeit der Christen zu strafen, dem Sultan der Türken diesen Heereszug auferlegt habe.[2])

Der Eifer des Großwesirs ward damals noch besonders angefeuert durch die Anwesenheit eines Gesandten des Sultans. Im Auftrage desselben hatte ein Mohr, Ali Aga mit Namen, einen Zobelpelz mit Goldstück, ferner einen mit Edelsteinen besetzten Reiherbusch, und einen reich geschmückten Säbel, als die Zeichen besonderer Gnade dem Großwesir überbracht. Kara Mustafa bewog den Ali Aga, einige Tage zu verweilen, damit er aus eigener Anschauung dem Sultan die Fortschritte der Belagerung berichten könne. Der Gesandte blieb bis zum 30. Juli. Nachdem er wiederholt wahrgenommen, daß die Wirkung der türkischen Minen und der Fortschritt der Belagerung überhaupt gering, kehrte er nach Belgrad zurück.

Den ersten wichtigen Erfolg errangen die Türken in der Nacht vom 3. auf den 4. August, wo es ihnen gelang, im Graben des Burg-Ravelins festen Fuß zu gewinnen und sich dort mit Wall und Palissaden zu umgeben. In dem hartnäckigen Kampfe darum wurden zwei Brüder Kottulinski, Freiherren von Jeltsch in Schlesien, der eine tödtlich, der andere schwer getroffen, und ein Neffe der Beiden folgte dem ersteren Oheim im Tode einige Tage später an derselben Stelle. Die Versuche der Kaiserlichen, die Türken wieder hinaus zu schlagen, blieben erfolglos.

Von da an drangen die Türken vor, jedoch langsam und immer mit schwerem Verluste. So namentlich am 12. August. Die Türken sprengten zuerst eine Mine am Burg-Ravelin und liefen dann, wie üblich, zum Sturme an. Dasselbe wiederholte sich am nächsten Tage. „Wie die Türken selbst melden, notirt Kuniz, sollen gestern und heute zusammen 5000, in allem aber schon über 30.000, theils Janitscharen, theils andere von ihren besten Kriegsleuten geblieben sein.“ Tag auf Tag wiederholten sich die Stürme und die schweren Verluste.

[1]) Kuniz, Diarium vom 22. Juli.

[2]) Vaelkeren, p. 41.

* * *

Von der fünften Woche der Belagerung an sank der Muth der Türken. Kuniz meldet am 17. August, daß, wider alle Gewohnheit, bereits Gewalt angewendet worden sei, um die Janitscharen in die Laufgräben zu bringen und weiter zu treiben. Der Großwesir habe wieder einen Zug von 4000 Wagen nach Buda entsenden müssen, um Proviant und Munition heranzuführen. Auch sei bereits viel schweres Geschütz unbrauchbar geworden, und müsse ersetzt werden. Um den Muth der Türken wieder zu heben, lasse der Großwesir im Lager aussprengen: nach der Aussage der Ueberläufer und Gefangenen herrsche in der Stadt großer Mangel. Es sei daher die Hoffnung, sie werde sich bald von selbst zur Uebergabe bereit erklären, namentlich wenn man nicht nachlasse, sie von außen zu beängstigen.

Wir haben mit diesem Berichte von Kuniz aus dem Lager vor Wien den gleichzeitigen Starhembergs aus der Stadt, vom 18. August, zu vergleichen.

Einige Tage zuvor hatte sich nämlich, nach vielen vergeblichen Aufforderungen, ein Freiwilliger gestellt für eine Sendung an den Herzog von Lothringen, der im Lager von Korneuburg des Anzuges der Bundesgenossen harrte. Es war ein Pole, Namens Koltschitzki, der als früherer Dolmetsch bei der levantischen Handels-Compagnie der türkischen Sprache völlig mächtig war. Er ward begleitet von seinem gleichkundigen Diener Michaelowitz. Sie gelangten glücklich hin und gaben vom Bisamberge aus das verabredete Zeichen. Der Bericht des Koltschitzki an den Herzog scheint nur mündlich gewesen zu sein. Die Beiden kehrten eben so glücklich wieder, und brachten die Nachricht, daß der Herzog auf das Ende des Monates August den Entsatz in Aussicht stelle. Koltschitzki wagte die Reise nicht zum zweiten Male. Michaelowitz dagegen war bereit, und überbrachte dies Mal an den Herzog von der Hand Starhembergs schriftlich eine eingehende Darstellung des Standes der Dinge. Sie lautet wie folgt:

„Gnädigster Herr. Ich danke Gott, daß endlich ein Bericht von mir zu Ew. Durchlaucht hat gelangen können. Ich hätte seit dem 22. Juli mehrere gesandt, wenn ich die geeigneten und glücklichen Persönlichkeiten hätte finden können. Mehreren ist das Unternehmen mißlungen. Ich bitte also überzeugt sein zu wollen, daß es nicht von uns abhangt, wenn Ew. Durchlaucht nicht mehr Berichte erhalten, und daß es auch in Zukunft nicht von uns abhangen wird."

„Um also den Stand unserer Angelegenheit zu zeichnen, melde ich zuerst, daß wir bis zur Stunde den Feinden das Terrain, Schritt vor Schritt, streitig gemacht, und daß sie, ohne Haare dafür zu lassen, auch nicht einen Zollbreit gewonnen haben. Jedes Mal, wo sie mit dem Degen in der Hand sich irgendwo einzunisten versucht haben, sind sie mit solchem Verluste abgetrieben, daß sie nicht wagen, den Kopf aus ihren Löchern oder ihren Arbeiten heraus zu stecken. Mit den letzteren haben sie die Contrescarpe an der Angriffsstelle rund umgeben, und suchen von dort aus den Graben von allen Seiten zu bestreichen."

„Aus meinem letzten Berichte werden Ew. Durchlaucht entnommen haben, daß die Feinde in den Graben des Ravelins eingedrungen sind, und ein Stück von der Mauer des letzteren abgesprengt haben. Darüber hinweg sind sie zum Sturme angelaufen, und noch einmal; aber — Gott sei es gedankt — vergeblich. Wir haben sie dann wiederholt aus der Position zurückgeworfen, die sie am Fuße der Bresche sich zu machen suchten; aber in dem Augenblicke, wo die Unsrigen zurückkehrten, waren sie wieder da. Ich habe daher der Vorsicht wegen nicht ermangelt, an der Spitze des

Ravelins Minen-Brunnen ausgraben zu lassen, die von dort an den beiden Facen her längs den Fundamenten laufen sollen. Eben so verfahre ich bei den beiden angegriffenen Basteien, gegen welche sie noch gar nicht vorgerückt sind, indem sie sich immer an den Rand der Contrescarpe halten. Am 14. machten sie eine Descente in den Graben vor der Löbel-Bastei, und in derselben Nacht eine andere. Indem ich aber erkannte, daß ihnen dort nicht beizukommen war, weder mit dem Feuer aus unseren Caponieren, noch selbst mit demjenigen der Kanonen: so habe ich die Kanonen gegen ihre den Graben bestreichenden Hocharbeiten richten, und mit dem Degen in der Faust sie hinaustreiben lassen, zum ersten Male bei hellem Tage, wo leider die Unseren nicht zahlreich genug waren, ihre Arbeiten zu zerstören, so daß sie nach einer Stunde wieder kamen — das zweite Mal aber gegen Abend, wo man ihnen ihre Arbeiten zum Theile verdarb — und das dritte Mal während der Nacht, wo wir ihnen die Arbeiten völlig vernichtet haben. Da der Wind uns günstig war, so haben wir ihnen die Schanzkörbe und fast ihre ganze Gallerie verbrannt. Seit dieser Schlappe haben sie von jener Seite her nicht wieder einen Versuch gegen das Ravelin gemacht."

„Gestern Abend haben sie eine andere Mine springen lassen wollen. Das ist ihnen schlecht geglückt, weil sie nach hinten ausgeschlagen ist, und vom Ravelin nur einige Stücke abgerissen hat, ohne es weiter zu beschädigen. Ich habe schon mitten im Ravelin einen neuen Abschnitt machen lassen, mit einem guten Graben. Auch die Burg- und die Löbel-Bastei sind mit doppelten Abschnitten versehen. Und ich beginne jetzt hinter diesen beiden Basteien eine neue Verschanzung aufzuwerfen."

„Demnach sehen Ew. Durchlaucht, daß wir nichts vergessen, daß wir nicht schlafen, sondern alle möglichen Vorsichtsmaßregeln treffen. Um mich des Vertrauens würdig zu beweisen, welches Ew. Durchlaucht und vor Allem S. K. M. auf meine geringen Dienste setzen, muß ich versichern, daß ich den Platz nie übergeben werde, als mit meinem letzten Blutstropfen."

„Im Uebrigen haben unsere Leute vor den Türken keine Furcht. Diese halten bei nachdrücklichem Angriffe nicht Stand, und — Gott sei es gedankt — dreißig bis vierzig von meinen Leuten nehmen es immer mit hundert Türken auf und schlagen sie hinaus. Heute hat man mir einen gefangenen Janitscharen vorgeführt, welcher aussagt, daß sie während der Belagerung bereits 11.000 Mann verloren, viele Officiere, die Paschas von Mesopotamien und Albanien, daß sie Mangel leiden an Lebensmitteln und Fourage, welche sie sehr weit her holen müssen. Sie erwarten auch einen Wagenzug mit Munition von Buda. Wenn es ein Mittel gäbe, diesen Zug abzuschneiden oder mit der Cavallerie ihnen das Fouragiren zu verleiden: so glaube ich, daß man sie dadurch zur Desperation bringen könnte."

„Meine Gesundheit beginnt — Gott sei es gedankt — ein wenig sich zu bessern. Ich habe seit acht Tagen die Ruhr, lasse mich tragen, wohin ich nicht gehen kann, und hoffe, daß das Uebel mich nicht nöthigen wird, es an meiner Pflicht fehlen zu lassen. Ich bitte Gott, daß Ew. Durchlaucht uns bald durch Ihre Gegenwart trösten wollen."

„P. S. vom 19. August. — Seit gestern haben die Feinde wieder eine Mine springen lassen und sind dann, zu tausend Mann, zum Sturme angelaufen. Wir haben sie mit Kanonen und Musketen wohl empfangen und ungefähr dreihundert von ihnen niedergelegt, und endlich haben sie sich begnügt, sich in der Bärme festzusetzen. Ich

habe darauf heute Morgen ein Fourneau unter ihnen springen lassen, welches einen guten Theil von ihnen begraben, die Anderen verjagt hat. Ich erwarte in diesem Augenblicke eine ähnliche Begrüßung von ihnen her. Kann ich aber eher fertig sein als sie, so lasse ich ihnen noch eins auf die Gesundheit Ew. Durchlaucht springen."

Wir sehen, der Bericht Starhembergs vom 18. und 19. August dringt noch nicht auf schnelle Hilfe. Der Herzog von Lothringen konnte die guten Nachrichten auch von seiner Seite erwiedern mit der anderen, daß er soeben zum zweiten Male am linken Donauufer den Tököly geschlagen. Die Nachricht gewährte die Bürgschaft, daß Tököly nicht mehr im Stande sein werde, dem am linken Donauufer sich sammelnden Entsatzheere ein Hinderniß in den Weg zu legen. Anstatt dem Großwesir für die Belagerung von Nutzen zu sein, bat Tököly bei ihm um Hilfe. Der Großwesir sandte mehrere tausend Mann, die bei Preßburg auf Flößen über die Donau setzten. [1])

Für diese Entsendung dürfte noch ein anderer Beweggrund mitgewirkt haben: die Vorsicht in Betreff der nicht lange mehr reichenden Lebensmittel.

* * *

Zu Anfang August ließ der Großwesir den Internuntius Caprara, den er von Esseg aus nach Buda gewiesen, von dort ins Lager vor Wien geleiten. Vor der Abfahrt trat der Kanzler des Ibrahim Pascha von Buda zu Caprara und sagte ihm: der Friede sei möglich für die Abtretung von Raab. Caprara erwiederte: er habe keine Vollmacht, etwas abzutreten. [2]) Es ist nicht undenkbar, daß die Aufforderung einen Plan von Ibrahim Pascha wider den Großwesir verhüllte.

Caprara und sein Gefolge wurden einem Convoi von 4000 Wagen zugegeben, welche Lebensmittel und Munition ins Lager zu schaffen hatten. [3]) In dem Zuge bemerkte das Gefolge Capraras auch eine Anzahl Wagen, hundert an der Zahl, mit jüdischen Handelsleuten, welche mitzogen, um die Wiener Beute aufzukaufen und damit Geschäfte zu machen. — Reichlich anderthalb Jahre zuvor war diese Gesandtschaft mit eigener froher Hoffnung und von den Segenswünschen ihrer Landsleute begleitet, nach dem fernen Osten aufgebrochen. „Nun auf der Heimkehr, sagt ein Mitglied, durften wir nicht die Augen aufheben, wenn wir nicht sofort bejammernswerthe Gegenstände, Mord und Brand und die Sclaverei der Unseren erblicken wollten." Der Internuntius, der selber von den Türken stets mit großer Rücksicht behandelt wurde, kaufte mehrmals mit eigenem Gelde solche Unglückliche frei, und mit dankerfüllter Rührung vernahm sein Gefolge dann von ihm die Worte: „Gott der Herr wolle auch uns erlösen, wie ich Andere erlöse!"

Bei der Ankunft im Türkenlager wurde Halt gemacht. Die reichliche Bewirthung, die Caprara und sein Gefolge erfuhr, täuschte sie nicht über die Beobachtung, daß es im türkischen Lager bereits zu fehlen beginne. Die Gesandtschaft hatte an ihrem Orte, bei St. Marx, wie Kuniz an dem seinigen auf der Laimgrube (Mariahilfer Straße), den Anblick der belagerten Stadt, in welcher nicht Wenige von ihnen die eigenen Angehörigen wußten. Der Großwesir beließ sie nicht lange in der Ungewißheit. Er ließ dem Internuntius melden, daß, nachdem die Zeit der Unterhandlung verstrichen, er

[1]) Kuniz Bericht vom 20. August.
[2]) Relazione particolare, f. 128.
[3]) Benaglias Reisebeschreibung, S. 146 u. f.

die Anordnungen getroffen habe, den Botschafter mit seinem Gefolge wohlbehalten in eine kaiserliche Festung zu liefern. Demnach war jener Friedensversuch nicht von Kara Mustafa ausgegangen.

Die weitere Fahrt dieser Gesandtschaft ging bei Wien an der Favorita her. Dies Schloß, wenige Wochen zuvor noch der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin-Witwe Eleonore, bot nun nur noch den Anblick von zerborstenen Mauern, die sich zum Falle neigten. Die Reisenden konnten damals nicht ahnen, welche Greuel — wie wir bald vernehmen werden — wenige Tage später innerhalb dieser Mauern sich vollziehen sollten. Die Fahrt ging weiter, an einem anderen Schlosse der Kaiserin-Witwe vorbei. Es war Schönbrunn, um ein Geringes weniger übel zugerichtet als die Favorita. In ähnlichem Zustande fand man Hadersdorf, ebenfalls Besitzung der Kaiserin Eleonore. Dort gelang es nochmals Caprara, ein siebenjähriges Mädchen aus den Händen der Tartaren frei zu kaufen. Am 9. August endlich erfolgte die Uebergabe der Gesandtschaft an den Commandanten in Tuln. Von dort aus zog sie die Donau aufwärts nach Passau. Das Geschick der Umgebung von Wien hatte überall hin zur Warnung gedient, wenigstens gegen die Tartaren sich zu schützen. Man sah die Bevölkerung aller Orten in Waffen, vielfach beschäftigt, Palissaden einzusetzen und Schanzen aufzuwerfen. In Niederösterreich leitete diese Arbeiten der Landeshauptmann Graf Traun, in Oberösterreich der Graf Weißenwolf. Im Falle der Nothwendigkeit des Rückzuges oder der Flucht waren dem Landvolke die festen Schlösser und Klöster angewiesen. Bereits auch begegneten in Oberösterreich der heimkehrenden Gesandtschaft die zum Entsatze heranziehenden bayerischen Truppen. Die Mitglieder der Gesandtschaft berichteten den Officieren den Zustand des Lagers vor Wien, die Abmattung der Türken durch Mangel und Krankheiten. [1])

Der Mangel im türkischen Lager war zu nicht geringem Theile eine Consequenz der eigenen Thorheit und Grausamkeit, mit welcher namentlich die Tartaren vom Beginne an alles ihnen Erreichbare in Asche gelegt hatten. Aber die Folgen fielen wiederum am schwersten auf die gefangenen Christen. Damit man ihnen keine Nahrung mehr zu reichen habe, wurden die Stärkeren und Arbeitsfähigen, 20.000, ostwärts in die Sclaverei abgeführt, die Anderen dem Tode überwiesen. Das grausige Morden fand statt innerhalb der Mauern der Favorita auf der Wieden. Als die schnellste Art, die Kinder zu tödten, ergab es sich, sie bei den Füßen zu fassen und den Kopf gegen die Mauer zu schlagen. Die Zahl der in der Favorita Getödteten gibt der hier zu Grunde gelegte Bericht an auf 10.000. Es ist möglich, daß sie geringer war. Kantemir indessen gibt die Zahl der von den Tartaren zusammen geschleppten Gefangenen, die Kara Mustafa einige Tage vor dem Abzuge dem Tode überwiesen habe, an auf 30.000. [2]) — Ueberhaupt stieß der Fuß in der Umgegend von Wien und in den Wäldern auf Leichen. Es waren jedes Mal Christen; denn die Türken hielten darauf, die ihrigen zu begraben — die Christenleichen dagegen unbeerdigt zu lassen.

[1]) Benaglias Reisebeschreibung, S. 159.

[2]) Kantemir, Bd. II, S. 481. — Auch Fuhrmann: Alt- und Neu-Wien, S. 1062, gibt die Thatsache des Mordens aus Mangel an Lebensmitteln an. — Da die Umstände der That bisher unbekannt, so gebe ich den Wortlaut des Berichtes von Contarini in Anlage III.

Die Türken hatten daran freilich auch bei den Ihrigen keinen Mangel. Am 20. August meldet Kuniz, daß bereits an 40.000 umgekommen. Wir Spätere fühlen diesem treuen Manne den Jubel nach, mit welchem er mitten in einem seiner Berichte in die Worte ausbricht: „Der Herr Stadt-Commandant erwirbt sich ein unsterbliches Lob wegen seiner stattlichen Vertheidigung, die der Großwesir sich niemals so gedacht hätte. Er ist ganz perplex, daß er mit seiner großen Macht nicht bessere Erfolge erringt."

Mehrere ungarische Magnaten dachten anders. Sie hielten die Macht des Großwesirs Kara Mustafa für sicher begründet. Sie erschienen im Lager vor Wien, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Unter ihnen waren zwei Grafen Nadasdy, Söhne des einstigen Rebellen. Sie seien gekommen, sagten sie, um vom Großwesir Gerechtigkeit für ihren Vater wider den Kaiser zu erlangen. Es fanden sich ferner ein der Graf Drascovich und Andere.[1]) Es genügt, die Thatsache anzugeben.

Dagegen stand Kuniz mit seiner Gesinnung im Türkenlager nicht ganz allein. Der Bote, dem er seinen Bericht anvertraute, wurde von einem Janitscharen angehalten, und als verdächtig zu Kuniz zurückgeführt. Es gelang dem Letzteren, durch gute Worte ihn zu befreien. Dann besann er sich auf einen anderen Weg. Servan Kantakuzenos, der Fürst der Wallachei, hatte ihm wiederholte Andeutungen über seine gute Gesinnung zukommen lassen. Es war allbekannt, daß die Moldauer und Wallachen nur widerwillig den Zug mitmachten, daß die Türken ihnen als Christen nicht trauten, und darum sie nur zum Weg- und Brückenbau verwendeten. Kuniz sandte seinen Boten zu Kantakuzen, der mit den Seinen in den Wäldern um Schönbrunn lagerte. Der Fürst der Wallachei erwiederte: er sei nicht blos in diesem Falle, sondern in allen bereit, dem Kaiser zu dienen. Er werde den Boten durch seine eigenen Leute geleiten lassen, und in gleicher Weise auch die Antwort vermitteln. Denn er wünsche nichts sehnlicher, als daß die kaiserlichen Waffen wider den Erbfeind obsiegen und dessen Hochmuth bändigen möchten. „Er ließ mir anbei auch sagen, fährt Kuniz fort, daß er bei jeglichem Zusammentreffen mit den Kaiserlichen sich erbiete, ihnen den Vortheil zu belassen. Seine Standarten haben auf der einen Seite das Crucifix, auf der anderen Maria, die Mutter Gottes." Damals war Abaffi, Fürst von Siebenbürgen, auf das Gebot des Kara Mustafa im Lager vor Wien eingetroffen, das er jedoch bald wieder verließ. „Es wird mir ferner vertraut, fügt Kuniz hinzu, daß Siebenbürgen und Moldau ähnlich gesinnt. Darum bittet mich der Fürst der Wallachei, daß man von kaiserlicher Seite ihre Leute beim Brückenbaue beobachten und sie mit Fehlschüssen abschrecken wolle. Im Falle solcher Schüsse werde er sofort sie zurückziehen." — Dieser Umstand trägt bei, den geringen Erfolg der Türken bei den Versuchen des Ueberganges auf das linke Donauufer zu erklären.

Es ist von Interesse zu erwähnen, daß Kantakuzenos bemüht war, ein Denkmal seiner christlichen Gesinnung zu hinterlassen. Er benutzte die Gelegenheit des Holzfällens in den Wäldern um Schönbrunn, um seinen Gefühlen Ausdruck zu geben durch die Anfertigung eines hohen Kreuzes aus Eichenholz, das er im Walde verbarg. Vor dem Abzuge von Wien eröffnete er einem der christlichen Gefangenen das Geheimniß, mit dem Auftrage, den Bischof von Wien in Kenntniß zu setzen. Das Kreuz, siebzehn Schuh hoch,[2]) wurde jedoch sofort nach dem Abzuge aufgefunden, und später an der

[1]) Kuniz, Diarium vom 21. August. — [2]) Eine Abbildung bei Cameſina, S. 135. Vaelkeren gibt p. 78 das Maß der Höhe an: longa pedes septemdecim.

selben Stelle aufgerichtet. Es trug in lateinischer Sprache die Inschrift: „Die Erhöhung des Kreuzes ist die Errettung der Welt. Das Kreuz ist die Zier der Kirche, der Schutz der Könige, die Kräftigung der Gläubigen, die Ehre der Engel, die Todeswunde des Teufels." Es folgte die Widmung des Fürsten Kantakuzenos, vom 1. September 1683, mit der Bestimmung, daß das Kreuz dauern möge zum immerwährenden Gedächtnisse. Das Kreuz stand im Gatterhölzel noch bei der ersten Säcularfeier des Entsatzes im Jahre 1783.[1]) Alsdann erlischt die Kunde.

Am 23. August waren vierzig Tage der Belagerung verflossen. Die Janitscharen begannen zu murren. Sie seien nur verpflichtet, vierzig Tage in einer Belagerung auszuharren, und drei darüber: einen Tag dem Sultan zu Liebe, einen dem Großwesir, einen ihrem Aga. Es gelang dem Feldprediger, Wani Effendi, sie zu bewegen, nur noch bis zum Freitage, dem 27. August, auszuharren. Denn dann werde eine Hauptmine bis gegen eine der Basteien hin springen, und es solle dann ein Generalsturm erfolgen. — Kuniz meldete diese Nachricht am 25. August. Er bat, ihm den Empfang anzuzeigen, und zwar, während des abendlichen Allah-Rufes der Türken, durch Raketen vom Stephan nach der Laimgrube zu (der späteren Mariahilfer Straße). Daß die Nachricht angelangt ist, liegt vor in den Erörterungen, die am Hofe zu Passau über den Anlaß dieser Absicht am Freitage gepflogen wurden.

* * *

Unterdessen hatten sich jedoch in der Stadt seit dem letzten Berichte Starhembergs vom 19. August die Dinge ungünstiger gewendet.

Der Großwesir hatte, wie wir oben vernommen, schon am 17. August aussprengen lassen: es herrsche Mangel in der Stadt. Das Wort, so allgemein hingestellt, war nicht richtig: es mangelte in der Stadt nicht an Nahrung überhaupt, sondern an frischer Nahrung, namentlich an frischem Fleische, oder genauer noch: frisches Fleisch war einer großen Zahl der Bewohner von Wien unerreichbar.

Vernehmen wir über die Thatsache die Worte eines der Betheiligten und Augenzeugen, und zwar zum dritten August.[2])

„In der letzten Nacht machten einige der Unseren, Fußgänger und Reiter, einen Ausfall. Am Morgen sahen wir sie zurückkehren mit fünfzig Rindern, die sie dem Feinde abgejagt hatten, und die sie dann durch die heimlichen Ausfallsthore in die Stadt brachten. Ein Theil davon wurde den dürftigen und kranken Soldaten überwiesen, der andere denen, die das Wagniß unternommen, zum Lohne belassen. Und es wird Dir zur Verwunderung gereichen, lieber Leser, wenn ich Dir sage, daß bei einer so großen Menge der Belagerten, verschieden an Geschlecht und Lebensstand, dennoch das Rindfleisch immer vorräthig gewesen ist, wenn auch nicht immer zu demselben Preise käuflich. Denn im Anfange, als die Unsrigen, welche aus Ungarn zurückkehrten, ganze Heerden Schlachtvieh vor sich hertrieben, verkauften sie den Fleischhauern und Bürgern einen guten Ochsen um einen Ducaten. Damals konnte man dreiunddreißig und mehr Pfund Fleisch für einen Reichsthaler haben. Dieser Preis stieg nachher in dem Maße der Dauer der Belagerung, so daß er das Neunfache des anfänglichen erreichte. Daher ist das Jammern Derer, welche sich beklagten, daß sie auch

[1]) Wo man es noch heut zu Tage erblicket, sagt Uhlich in seiner Schrift v. J. 1783, S. 195.

[2]) Vaelkeren, p. 45.

nicht einen Bissen erlangen konnten, nicht zum Verwundern. Denn der Mangel bestand nicht in demjenigen des Fleisches, sondern des Geldes, welches Vielen fehlte. Manche auch in ihrer Habgier entzogen dem eigenen Körper das Nothwendige."

Drängen wir diesen Bericht auf das Wesentliche zusammen, so lautet er: es war während der Belagerung Schlachtvieh genug vorhanden; aber die Gewinnsucht der Eigenthümer forderte so hohe Preise, daß frisches Fleisch den Dürftigen, also auch den Soldaten, den Vertheidigern der Stadt, unerreichbar blieb.

Indessen nicht blos die Besitzer von Schlachtvieh traf dieser Vorwurf der unzeitigen Gewinnsucht.

Bereits in den ersten Tagen des Monates August zeigte sich die rothe Ruhr. Das politische Collegium, welches der Kaiser vor seiner Abreise eingesetzt, unter dem Vorsitze des Grafen Kapliers, erließ darüber eine Aufforderung an den Stadtrath, wie dem Uebel zu steuern. Die medicinische Facultät gab auf Befragen eine Reihe von Ursachen des Uebels an: das schwarze, ungenügend ausgebackene Commißbrot, die gesalzenen Speisen, nämlich das den Leuten ungewohnte eingesalzene und geräucherte Fleisch, die in dieser Jahreszeit ohnehin verbotenen Häringe, das nicht abgelagerte, allzu junge Bier, die große Unsauberkeit in den Straßen, in denen man nicht blos zahlreiche Ueberreste von geschlachtetem Vieh, sondern auch arme Leute und Soldaten an der Ruhr krank liegend finde; endlich auch den Schrecken, den Kummer, die Betrübniß der Menschen, die des Einsperrens nicht gewohnt.[1]) Die Mauern der Stadt Wien umschlossen damals, außer den Klostergärten, auch nicht einen Flecken grünen Bodens. Die innere Stadt Wien ist, während der Monate Juli und August, niemals als ein der Gesundheit zuträglicher Aufenthalt betrachtet worden: wie viel weniger konnte sie es unter solchen Umständen sein!

Von jenem Gutachten an, im Anfange August, ergingen unabläßig die Mahnungen gegen die abstellbaren Uebel der Gewinnsucht, namentlich der Bäcker. Die Obrigkeit setzte Taxen fest für die Verbrauchsgegenstände, für den einen den doppelten Preis des gewöhnlichen, für andere je um die Hälfte oder um ein Drittel erhöht. In der Wiederholung der Mahnungen liegt der Beweis, wie wenig sie fruchteten. Ließ die Obrigkeit den doppelten Preis des Gewöhnlichen zu, so haben wir von jenem Betheiligten vernommen, daß der Preis des frischen Fleisches bis zum Neunfachen des anfänglichen stieg. Gegen diese Uebertheuerung fand sich kein Mittel. — Am 26. August erließ das Collegium des politischen Rathes an die Geistlichen die Aufforderung, am nächsten Sonntage gegen „den verdammten Wucher" zu predigen.

Die Ruhr griff um sich. Wir haben aus jenem Berichte Starhembergs, vom 18. August, vernommen, daß er selber daran litt, daß er jedoch das Uebel noch nicht als eine allgemeine Gefahr betonte. Dies ward anders. Das Uebel wuchs von Tag zu Tag, und, weil unabläßig, täglich, stündlich tödtend, fraß es mehr der wackeren Soldaten hinweg, als der Säbel, die Kugel, die Mine der Türken.

Am 27. August, also am selben Tage, wo Kara Mustafa mit Bitten die Janitscharen zusammen hielt, erfolgte ein abermaliger Bericht Starhembergs an den Herzog von Lothringen. Nach dem Danke des Commandanten für die Zusicherung des baldigen Entsatzes fährt das Schreiben fort wie folgt.

[1]) Bericht des betheiligten Stadtrichters Hocke, S. 101.

„Seit meiner letzten Meldung hat der Feind sechs bis sieben Minen am Ravelin springen lassen, deren Orte wir, nachdem wir den Feind zurückgeworfen, wieder hergestellt haben. An der Spitze hat allerdings der Feind sich einlogirt; aber wir halten unseren in der Mitte gemachten Abschnitt fest. Wir suchen einander zu treffen über und unter der Erde. Die Unserigen haben ihm drei Minen eventirt, und die eigenen Fourneaux unter ihm mit gutem Erfolge gesprengt. Sie hätten mehr ausrichten können, wenn unsere Mineurs geschickter und kühner wären: aber, da sie eben nur zufällig gefundene Leute sind, so würde auch der Teufel sie nicht in eine Mine bringen, sobald sie einmal den Feind darin arbeiten hören. In der Contrescarpe hat der Feind auch dreimal seine Minen gegen einen verpallisadirten Abschnitt springen lassen, den wir noch halten, um die Caponnieren im Graben zu decken. Ungeachtet daß das letzte Mal die Mine einige der Palissaden umwarf, haben die Unseren doch mit dem Degen in der Hand die Stelle behauptet, bis man die Palissaden wieder einsetzte, und behaupten sie noch. Die Feinde haben auch zwei Descenten in den Graben gemacht, die eine auf die Löbel-Bastei zu, die andere auf die Burg-Bastei; aber die Unseren haben sie vermittelst eines zweistündigen Feuers wieder hinausgebracht. Unterdessen haben Andere von unserer Seite die Löcher der Feinde wieder ausgefüllt, ihre Schanzkörbe und Gallerien verbrannt, so daß sie von neuem wieder anzufangen haben."

„Allein, gnädigster Herr, die Zeit ist da, uns zu Hilfe zu kommen. Wir verlieren viele Leute und viele Officiere, mehr durch die Ruhr als durch das Feuer der Feinde; denn täglich sterben an dieser Krankheit sechzig Personen. Wir haben keine Granaten mehr, in denen unser bestes Vertheidigungsmittel bestand. Unsere Kanonen sind zum Theile durch den Feind ruinirt, zum Theile zerborsten, ohne daß man sie fünfzig Mal hätte abfeuern können, wegen des schlechten Materiales, aus dem sie gegossen sind. Indem die Feinde sehen, daß sie mit geringer Mannschaft sich nicht in den Gräben festsetzen können, machen sie große Logements in der Contrescarpe, um dort viele Leute zur Hand zu haben und dann Außerordentliches zu leisten."

„Uebrigens haben die Feinde sicherlich viele Janitscharen eingebüßt und verlieren sie noch täglich, haben auch viele Verwundete und Kranke; denn dasselbe Uebel wie bei uns, herrscht auch bei ihnen. Sie sind vertheilt in verschiedene, von einander getrennte Lager, und werden sicherlich geschlagen werden, wenn sie Ew. Durchlaucht hier erwarten, was sie, nach meiner Ansicht, nicht thun werden. Sie zählen zur Zeit nicht 60.000 Combattanten, und das eine Lager kann geschlagen werden, bevor das andere ihm zu Hilfe kommt. Wir erwarten also das Herannahen Ew. Durchlaucht mit der äußersten Ungeduld."

Starhemberg fügt dann noch eine Nachschrift hinzu: „In diesem Augenblicke melden mir meine Mineurs, daß sie die Feinde unter ihnen arbeiten hören, das heißt unter der Burgbastei. Die Feinde müssen daher unter der Erde den Graben passirt haben. Demnach, gnädigster Herr, ist keine Zeit mehr zu verlieren."

Wie Starhemberg, so verfaßte auch Kapliers einen Bericht, welcher mit dem vorstehenden in Betreff des Thatsächlichen oft fast wörtlich übereinstimmend, dennoch auch sein Eigenes hat. Er lautet wie folgt.[1])

„Aus Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht vom 22. d. M. an mich, Grafen von Kapliers, und Grafen von Starhemberg, gnädigst erlassenem Schreiben haben wir ver-

[1]) Röder: Markgraf Ludwig von Baden, Bd. I. S. 46.

nommen, daß der so hoch nöthige Succurs gegen das Ende dieses Monats um Krems zusammen kommen werde, und daß inzwischen Ew. Durchlaucht so oft wie möglich Nachricht von unserem Zustande verlangen. So berichten wir denn nun unterthänigst, daß der Feind unterdessen mit Graben und Miniren das Ravelin dergestalt zugerichtet hat, daß, wenn es auch nur noch so lange dauert, es über einen oder zwei Tage nicht mehr zu behaupten sein wird. Der Feind geht nunmehr nachdrücklich vor, und avancirt stark gegen beide, die Burg- und die Löbel-Bastei, indem er nicht allein auf der Contrescarpe viele Kessel und Logements macht, sondern auch die Descente in den Graben mit aller Macht betreibt. Man hat ihm zwar schon zu zwei Malen durch nachdrückliche Ausfälle den einen und den anderen Einschnitt ruinirt, und dadurch, um Zeit zu gewinnen, so lange wie möglich von der völligen Bemächtigung des Grabens abzuhalten gesucht; allein, wie leicht zu erachten, verlieren wir dabei viele Leute, besonders Officiere, so daß allbereits bei manchem Regimente nur noch zwei Hauptleute sind. Es ist dahin gekommen, daß viele, die als Corporale in die Stadt gekommen, nunmehr Lieutenants-Dienste thun müssen. Unsere Besatzung muß täglich schwächer werden, weil sie außerhalb der Stadt den Feind wider sich hat, innerhalb die Ruhr, an welcher täglich bei sechzig sterben."

„Darum hat der Herr Stadtoberster, gleich wie wir Alle, dafür gehalten, daß es nunmehr hohe Zeit und mit dem Succurs nicht mehr zu verweilen sei. Denn, wenn der Feind, wie es augenscheinlich nahe liegt, zugleich mit den beiden Bollwerken die Courtine angreifen wird: so wird zum genügenden Widerstande an allen Orten zugleich die Mannschaft, besonders aber die Officiere, schwerlich ausreichen. An Granaten, in denen jetzt unsere beste Gegenwehr bestehen sollte, ist wenig noch übrig. Mit Bomben wird man kaum auf drei Tage noch auslangen. Die Kanonen sind auch schon meist ruinirt, theils durch den Feind, theils weil sie, aus schlechter Materie gegossen, kaum fünfzig Schüsse haben ausdauern können. Außer den früher genannten Officieren sind neuerdings verwundet der Herzog von Württemberg, der Oberst Souches und ein Oberstlieutenant. Der neue Starhembergische Oberstlieutenant ist todt. Viele Unterofficiere sind an der Ruhr und vor dem Feinde geblieben, oder verwundet. Mit Einem Worte daher: der Zustand der Stadt erfordert, daß der Succurs ohne einigen Zeitverlust geschehe und beschleunigt werde."

„P. S. Nach dem Schlusse dieses Schreibens hat der Feind an dem Ravelin abermals eine Mine springen lassen, so daß, da nunmehr die Unsrigen darauf aller Orten enfilirt sind, es ungewiß ist, ob wir es nicht noch diese Nacht verlieren. Im Uebrigen, weil alle Ueberläufer und Gefangenen von gewissen Minen reden, wir aber bei der Recognoscirung der angegriffenen Stellen nichts der Art entdecken, stehen wir in Sorge, ob nicht dergleichen sich an einem Orte befinden, wo wir es am wenigsten vermuthen. Daß der Feind einen Haupt-Plan vorhaben muß, ist gewiß; denn er hat heute dreißig Wagen mit großen langen Bäumen aus seinem Lager gegen die Stadt herführen lassen."

„Enfin, die Gefahr ist größer, als dem Papiere zu vertrauen."

„P. S. Nach völligem Beschlusse dieses Schreibens berichtet der Herr Stadtobrister, daß der Feind an einer Mine unter der Burgbastei, sechs Schuh unter unserer Mine, arbeitet. Ew. Hochfürstliche Durchlaucht sehen also, daß mit dem Succurs kein Augenblick zu verlieren ist."

Von der dringenden Mahnung am Schlusse beider Schreiben, von Starhemberg und von Kapliers, rührt vermuthlich die Sage, daß die letzte Meldung Starhembergs an den Herzog nur in den Worten bestanden habe: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr!" — Zur Absendung einer Mahnung, die, wenn so abgefaßt, einem unstatthaften Vorwurfe gleich käme, bedurfte es, nach den zwei Schreiben vom 27. August, wohl nicht mehr eines eigenen Boten.

* * *

Es ist merkwürdig, daß am selben Tage, an welchem Starhemberg und Kapliers ihre dringende Mahnung an den Herzog von Lothringen um die Beschleunigung des Entsatzes richteten, am 27. August, auch Kara Mustafa seinerseits die Kunde erhielt, daß ein Entsatz vorbereitet werde. Wenige Tage zuvor hatte er Truppen an Tököly nordwärts der Donau abgegeben. Auf die neue Nachricht forderte er, am 27. August, Tököly mit der ganzen Macht desselben ins Lager vor Wien. — Das Schreiben des Großwesirs lautet wie folgt. [1])

„Wir haben aus dem Inhalte Deines Schreibens und dem weiteren mündlichen Berichte Deines Boten vernommen, daß Du glaubst, gegen die verstärkten Feinde am anderen Stromufer einer nachdrücklichen Hilfe zu bedürfen. Allein es ist gegenwärtig zu unserer Kunde gekommen, daß die gesammten Feinde, sowohl diesseit wie jenseit der Donau, nach Vereinigung ihrer Streitkräfte, einen Angriff auf dies kaiserlich türkische Lager beabsichtigen. Da nun Du ein Pflegling bist des mächtigsten Kaiserreiches, so hast Du mit allen Deinen ungarischen Truppen, Cavallerie und Infanterie, innerhalb der Frist von drei oder vier Tagen in Eilmärschen Dich hierher zu dem kaiserlichen Lager zu begeben und unter den gesegneten kaiserlichen Fahnen mit zu kämpfen. Zu diesem Zwecke wird das hier vorliegende, unser freundliches Schreiben an Dich gesendet, damit Du mit Deinen Truppen auf das schleunigste zum kaiserlichen Lager heran marschirest."

„Das mit Gottes Gunst unternommene Werk ist bis zur guten Hoffnung des Gelingens fortgeführt, und scheint sich seiner Vollendung zu nahen. Wenn durch Gottes Gnade diese Vollendung geschehen, werden die Wünsche des ungarischen Volkes völlig in Erfüllung gehen, und unter dem kaiserlichen Schutze würden alle Euere Angelegenheiten sich nach Hoffnung und Erwartung gestalten. Zur Zeit aber habt Ihr, Du mit den ungarischen Truppen, und der geehrte Achmet Pascha mit den Grenztruppen, so bald wie möglich und ohne irgend welchen Aufschub Euch zum kaiserlichen Heerlager zu begeben, und dafür hast Du, um Deiner dem mächtigsten Kaiserreiche schuldigen Treue zu entsprechen, allen Fleiß aufzuwenden. Heil Denen, die dem höchsten Gott gehorchen! Gegeben im kaiserlichen Lager, am 27. August, im Jahre nach dem Auszuge 1094."

Die Dringlichkeit des wiederholten Befehles, wie sie hier im Wortlaute Kara Mustafas vorliegt, zeigt, daß er gegen das Herannahen des Entsatzheeres keineswegs gleichgiltig war. Andererseits blickt aus der Wiederholung des Befehles, aus der Mahnung an die Pflicht für Tököly, die Besorgniß hervor, daß dieser nicht gehorchen

[1]) Anlage IV

werde. Diese Besorgniß entsprach der Wahrheit. Tököly stand an der Waag in Oberungarn, wohin er eben damals nach dem zweiten Schlage, den der Herzog von Lothringen auf ihn geführt, sich zurückgezogen hatte. Dennoch steht in erster Linie nicht die Frage, ob er demnach kommen konnte, sondern diejenige, ob er wollte. Diese Frage ist zu verneinen. Tököly hatte längst zuvor mit dem Polenkönige Johann Sobieski die Uebereinkunft getroffen, daß er sich an der Belagerung von Wien nicht betheiligen werde, und dafür hatte Sobieski dem Tököly seine Verwendung bei dem Kaiser zugesichert. Es war die erste Erfahrung des Kara Mustafa an Tököly, daß bei diesem Letzteren die eine Untreue gleichwiegend war mit der anderen: es war nicht die letzte.

* * *

Der Vergleich des Inhaltes der beiden Schreiben aus der Stadt, mit demjenigen des Kara Mustafa vor derselben, sämmtlich vom 27. August, zeigt in der Hauptsache die Uebereinstimmung der Ansicht, daß die Stadt sich nicht lange mehr halten könne.

Besonders aber verdienen jene Schlußworte im ersten Postscripte des Grafen Kapliers, vom 27. August, unsere Beachtung. Nachdem er die Lage der Dinge mit der Angabe von Einzelnheiten so geschildert, daß der Herzog von Lothringen danach das Aeußerste befürchten mußte, fügt er dennoch hinzu: „Die Gefahr ist größer, als dem Papiere zu vertrauen." Aber genug schon hatte er dem Papiere anvertraut, namentlich für den Fall, daß es in türkische Hände geriethe. Was also bedeuten jene geheimnißvollen Worte? — Jedenfalls noch eine besondere Gefahr, die Kapliers nicht aussprechen will. Aber hier hört der sichere Boden der Thatsachen auf, und es beginnt das schwanke Gebiet der Vermuthungen. Der Leser selber wird zu prüfen haben, ob in dem weiteren Verlaufe der Dinge sich feste Punkte ergeben, geeignet zum Fundamente für Vermuthungen.

Von diesem Tage an, dem 27. August, stiegen allabendlich um 10 Uhr vom Stephansthurm dreißig Raketen empor, um das nahende Entsatzheer zu mahnen an die Bedrängniß von Wien. Bereits am Abende des 28. antworteten die verabredeten Feuerzeichen vom Bisamberge aus, daß der Bote Michaelowitsch die Meldungen überbracht und daß man derselben eingedenk sei. Sobald die erste Abschrift der Berichte von Starhemberg und Kapliers, vom 27. August, vollendet war, trug ein Courier sie zu dem Könige von Polen.

Die Gefahr war hoch gestiegen; aber waren darum auch alle in der Stadt Wien befindliche Männer willig, für die eigene Rettung das ihrige zu thun? Am nächsten Morgen, dem 28. August, ließ das politische Collegium in Wien durch öffentlichen Ausruf die Mahnung ergehen, daß Diejenigen, die ihre Namen eingeschrieben, sich aber bisher zum wirklichen Dienste nicht gestellt, bei Lebensstrafe dazu aufgefordert würden. Widrigenfalls würden sie zum Fenster hinaus gehängt werden. — Man sollte denken, daß diese Drohung durchschlagen mußte. Aber sie wurde am 30. August erneuert, mit der gleichen für die Hausherren, welche die in ihrem Hause wohnenden, bisher verschwiegenen wehrbaren Männer nicht anzeigen würden. Auch das scheint noch nicht gefruchtet zu haben. Denn am 7. September erhielt der OL. Balfour den Auftrag, die Leute dieser Art in allen Winkeln der Stadt mit voller Strenge auf-

zusuchen und sie mit Güte oder mit Gewalt in eigene Compagnien einzustellen. Es wurden drei derselben gebildet. Nicht freilich ja von solchen Individuen hing die Erhaltung der Stadt Wien ab.

Die Nachschrift jenes Berichtes von Starhemberg läßt den türkischen Plan deutlicher erkennen. Nachdem das Burg-Ravelin bereits zum Theile in ihre Gewalt gefallen war, wollten sie unter dem Graben weg die Facen der Burg- und der Löbel-Bastei unterminiren, eben so auch, wenn es gelang, die von der Schulter der einen Bastei zu derjenigen der anderen sich erstreckende Courtine, um durch den Einsturz dieser Bollwerke sich den Weg zum Generalsturme zu eröffnen.

Noch freilich war das Ravelin nicht völlig in der Türken Gewalt. Nach dem abermaligen Aufspringen einer türkischen Mine unter demselben, am Morgen des 29. August, war es zerbrochen, durchlöchert, zerwühlt wie ein Ameisenhaufen, so daß weder die Türken zum Angriffe, noch die Kaiserlichen zur Abwehr einen ebenen oder festen Boden unter den Füßen hatten. Und auch da noch blieb den kaiserlichen Soldaten noch eine einzige Stelle, jener Abschnitt, dessen Anlage Starhemberg dem Herzoge von Lothringen früher gemeldet, gedeckt nur noch von einer Umzäunung von Palissaden, besetzt mit fünfzig Mann. Die eine Abtheilung löste dort die andere ab. Die Soldaten wollten von dort nicht weichen, als auf Starhembergs ausdrücklichen Befehl. [1])

In den letzten Tagen des Monates August wurde es durch mehr als ein Anzeichen kund, daß die Türken durch unterirdische Gänge die Fundamente sowohl der Löbel- als der Burg-Bastei zu unterwühlen suchten. Am 2. September zerriß eine Mine die rechte Seite der Burg-Bastei, und eröffnete einen Spalt, von welchem aus, wie der Berichterstatter sagt, sie, nach Art der Maulwürfe und Schweine, sich in das Innere der Bastei einwühlen konnten. [2]) Starhemberg stellte es dem in dem Abschnitte auf dem Ravelin commandirenden Hauptmann anheim, nun sich zurückzuziehen. Er wollte ausharren. Er löschte die Palissaden, welche die Türken ihm angezündet. Es blieben ihm von seinen fünfzig noch dreißig Mann. Noch einmal erfolgte die Ablösung. Am 3. September endlich lag die Unhaltbarkeit dieses Abschnittes im Ravelin unzweifelhaft vor Augen. Die Kaiserlichen gaben das Ravelin völlig preis. Die Türken ergriffen Besitz.

* * *

Die Veränderungen der nachfolgenden Zeiten haben jede Spur des einstigen Burg-Ravelins völlig verwischt. Unter den Tausenden, welche täglich dort passiren, wo die Bellaria-Straße auf den Burgring trifft, oder welche an schönen Sommerabenden im Volksgarten sich an den friedlichen Klängen der Musik erfreuen, kommt sicherlich sehr Wenigen der Gedanke in den Sinn, daß einst in den Sommertagen des Jahres 1683 andere Laute dort vernommen wurden, oder überhaupt, daß sie selber eine Stelle betreten, denkwürdig durch das, was dort geschehen, wie wenige in Europa. An anderen Orten sind Schlachten geschlagen, einmal oder auch, an wenigen, zweimal. An dieser Stelle aber haben sich vier lange Wochen hindurch die Kämpfe täglich

[1]) Vaelkeren, p. 68.
[2]) A. a. O., p. 71.

erneut, auch mehrmals an Einem Tage, mit dem Menschenverluste vieler Tausende auf türkischer Seite, mit nicht geringem auch auf kaiserlicher Seite. Aber das Object des Kampfes? Man darf sagen, daß in die Kämpfe um diese Stelle, um das Burg-Ravelin, sich die Belagerung von Wien im Jahre 1683 gewissermaßen concentrirt. Im ähnlichen Sinne sprach der Großwesir Kara Mustafa sich aus. Er nannte die Stelle eine Klippe, unter welcher die Christen alle ihre Zauberkünste vergraben hätten.[1])

Daher ist die Stelle des einstigen Burg-Ravelins vergleichbar jedem anderen wichtigen Schlacht-, oder richtiger, Sieges-Felde der kaiserlichen Monarchie. Denn, ob auch zuletzt die Vertheidiger dennoch weichen mußten: an dieser Stelle hatten sie die Angriffskraft der Feinde, wenn nicht gebrochen, so doch bis zur Lahmlegung hingehalten. An dieser Stelle hatten sie die Zeit gewonnen für das Herannahen des Entsatzheeres. Darum haben die Vertheidiger des Burg-Ravelins sich wohl verdient gemacht nicht blos um die Stadt Wien, nicht blos um die Monarchie des Hauses Habsburg, sondern um die gesammte Christenheit des Abendlandes. „Denn es handelte sich, ruft ein Zeitgenosse aus, unter dem Namen der Burg Wien zum zweiten Male um die Freiheit oder die Knechtschaft des Menschengeschlechtes."[2]) Das Burg-Ravelin von 1683 war das Thermopylä der Christenheit. Aber die Spartaner setzten dem Könige Leonidas und seinen Getreuen ein Denkmal zur Erinnerung an ihre Hingabe für das Vaterland. Kein Stein und keine Inschrift mahnt die Nachwelt an den schuldigen Dank für die einstigen Vertheidiger des Burg-Ravelins und — setzen wir mit Nachdruck es hinzu — der Christenheit. Und selbst die Stätte als solche kennt man nicht mehr.

* * *

Es scheint, daß die Erfolge der letzten Tage zu Ende August und im Anfange September die Janitscharen wieder williger gestimmt haben. Der Besitz des ganzen Ravelins erleichterte die Minir-Arbeiten wider die beiden Basteien und die zugehörige Courtine. Am Nachmittage des 4. September sprang eine Mine, die stärkste bisher, an der Seite der Burg-Bastei mit solcher Gewalt und solchem Krachen, daß alle Häuser der Stadt erzitterten. Eine fünf Klafter lange Strecke der Face stürzte ein. Dann liefen 4000 Türken mit dem üblichen Geheule zum Sturme an. Der Kampf war so erbittert wie jemals zuvor. Mehrmals gelangten einige Türken bis oben hinauf und suchten dort festen Fuß zu fassen. Es gelang ihnen nicht. Sie wurden zurück und hinab geworfen. Nach anderthalbstündigem Kampfe stand Kara Mustafa ab. Die Türken hatten 500 Mann verloren, die Vertheidiger über 100 Mann.[3])

Bis dahin ist eine wesentliche Differenz zwischen Starhemberg und dem Gemeinderathe von Wien nicht erkennbar. Die ungewohnte Disciplin scheint allerdings den Wienern etwas schwer geworden zu sein. Stellen wir einige Fälle dieser Art zusammen.

[1]) Wagner, t. I, p. 607: Dicebat Vezirius: scopulum hunc esse, in quo Christiani praestigias suas omnes defodissent.

[2]) Der Florentiner Malagonelli in Lünigs: Orationes procerum Europae t. III, p. 13: Sub una denuo Viennensium arce totius humani generis libertas aut servitium agitatur.

[3]) Wagner, t. I, p. 607.

Als am 25. Juli die kaiserliche Artillerie Einbuße an Mannschaft erlitt, verlangte Starhemberg alle bürgerlichen Kanoniere auf die Basteien. Der Stadtrath sprach diesen beweglich zu; aber sie wollten sich die Sache überlegen, vermuthlich, um nicht unter militärisches Commando zu gerathen, und es fanden sich nur zwanzig Mann ein als bereit zum Aufziehen in die Batterien.[1]) Am 28. Juli verlangte Starhemberg, daß die Bürger bei den Schanzen und auf den Wachen nicht vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden abgelöst würden, was dann, nach einigen von Seiten des Gemeinderathes vergeblich gemachten Vorstellungen, daß die Nachtwachen der Bürgerschaft schwer fallen würden, auch insofern geschah, daß jeden Tag um zwei Uhr Nachmittag 400 Mann der Bürgerschaft aufzogen, und bis zwei Uhr Nachmittag des anderen Tages daselbst verblieben. Auch wurde für die bürgerlichen Constabler ein neuerlicher Befehl erlassen und ihnen bei hoher Strafe aufgetragen, an ihren Posten bis zur Ablösung zu verbleiben.[2]) Am 9. August steigerte Starhemberg seine Forderung. Er begehrte, daß ihm von der Bürgerschaft täglich 1300 Mann ohne Widerrede gestellt würden. Dem Verlangen wurde zwar entsprochen, allein mit dem Wunsche, daß die Bürger geschont und nicht an die gefährlichsten Punkte geführt werden möchten. Damit zeigte sich Starhemberg gern einverstanden.[3]) Acht Tage später finden wir die Zahl wieder auf täglich 800 beschränkt, die „ohne Widerrede" zu stellen seien.[4]) Weil es sich aber begab, daß einige Compagnien der Bürgerschaft von denjenigen Orten, für welche sie von Starhemberg bestimmt waren, anderswohin marschirten, wodurch große Unordnung entstand, wurde streng verordnet, daß sich alle Compagnie-Führer einzig und allein nach den Befehlen des Höchst-Commandirenden zu richten hätten. Der Befehl war gerichtet gegen einige höhere Officiere der Stadt-Miliz, die auf eigene Faust zu operiren gedachten.[5])

Daß Starhemberg sich zu solchen Schritten genöthigt sah, wirft nicht ein günstiges Licht auf die Fügsamkeit der Bürger-Miliz unter seine militärische Leitung. Aber es ergibt sich daraus nicht eine Differenz mit dem Stadtrathe über das Princip.

Nach dem Sturme vom 4. September auf die Burg-Bastei dagegen treten uns bedenkliche Anzeichen entgegen.

Das erste derselben war die Forderung Starhembergs am Morgen des 5. September, daß zwei Rathsherren von Wien stets um ihn sein sollten, damit er sich mit ihnen über die Angelegenheiten der Stadt besprechen könne. Ein drittes Mitglied wurde dem Grafen Kapliers beigeordnet.[6]) Dies hatten bis dahin die beiden Commandanten nicht verlangt: es mußte also etwas sich ereignet haben, was sie zu dieser Forderung bestimmte.

Den Tag hindurch begnügten sich die Türken, zu schießen. Um 6 Uhr Abends liefen sie wieder zum Sturme an, und stürmten bis in die Nacht.

Unterdessen saß ein treuer Mann im Türkenlager, der kaiserliche Resident Kuniz, in seinem Zelte auf der Laimgrube, und berichtete die Ereignisse des Tages. Seine Meldung lautet wie folgt.

„Heute ist der Diener eines armenischen Arztes mit einem Packet Briefe aus der Stadt gekommen. Er ist sogleich zum Großwesir gebracht und hat im Verhöre

[1]) Camesina, S. 27, dem ich hier wörtlich folge. — [2]) A. a. O., S. 30. — [3]) A. a. O., S. 41. — [4]) A. a. O., S. 46 u. 53. — [5]) A. a. O., S. 51. — [6]) A. a. O., S. 63.

ausgesagt, daß der Commandant von Wien nicht mehr als 5000 Soldaten noch zur Verfügung habe und der Hilfe höchst bedürfe. Es herrsche eine große Zwietracht zwischen den Bürgern und dem Militär, so daß, wenn die Türken mit dem Sturme (also am 4. September) besser angehalten hätten, vielleicht sich die Bürgerschaft zur Uebergabe der Festung hätte resolviren dürfen. Dies hat den Großwesir so animirt, daß er von sechs Uhr Abends an die ganze Nacht her mit Kanoniren und Stürmen continuiren lassen."

Kuniz macht dann seinem gepreßten Herzen Luft mit den Worten: „Der Allerhöchste wolle der Festung beistehen und die christlichen Gemüther vereinigen, daß sie den Feind zurücktreiben mögen. Vor allen aber bitte ich bei solcher Beschaffenheit der Dinge, bei der drohenden augenscheinlichen Gefahr, mit einem Entsatze oder wenigstens mit einiger Hilfe alsobald der Festung beizuspringen. Aus dem Türkenlager bei Wien um ein Uhr früh am 6. September 1683."

Das Schreiben ist dem Schlusse gemäß an den Herzog von Lothringen gerichtet; jedoch scheint Kuniz eine Abschrift oder eine entsprechende Mittheilung am 6. September auch in die Stadt gegeben zu haben. [1])

In diesem Falle hätte das Mißtrauen von Starhemberg und Kapliers gegen den Gemeinderath von Wien eine Bestätigung erhalten.

Was am vierten nicht geschehen war, gedachte Kara Mustafa am sechsten nachzuholen. Um ein Uhr Nachmittags entluden sich die seit einigen Tagen vorbereiteten Minen an der Löbel-Bastei. Der Erfolg war furchtbar. Die vierundzwanzig Schuh dicke Mauer zerbarst in einer langen Strecke. Eine Oeffnung von sechs Klaftern Weite gähnte den Angreifern entgegen.

Sobieski beschreibt eine Woche später die Zerstörung, die sich seinen Augen darbot, mit den Worten: „Die Hofburg ist von Kugeln durchlöchert, die ungeheueren, geborstenen und halb eingestürzten (zwei) Basteien gewähren einen schrecklichen Anblick: man könnte sie Felsmassen nennen." Wichtiger noch war, daß die Zerklüftung der Löbel-Bastei durch und durch ging, daß die hinter dem Spalt stehenden Vertheidiger kein Bollwerk mehr vor sich hatten, als die eigene Brust. [2]) Die Türken stürmten an. Jedoch die Mauertrümmer gestatteten nur Einzelnen das Uebersteigen, nicht einer geschlossenen Colonne. Es gelang den Vertheidigern abermals, auch diesen Sturm zurückzuschlagen.

Ein Zeitgenosse zeichnet diesen Stand der Dinge mit folgenden Worten. [3])

„Zu dem Zweifel, ob die Kräfte der Soldaten ausreichen würden, kam für Starhemberg noch der Verdacht gegen die Gesinnung der Bürger, welche ihm mit erregten Reden, oder mit drohendem Schweigen die Thorheit eines längeren Widerstandes vorwarfen. Nachdem die Dinge aufs äußerste gekommen, brachte das Krachen der auffliegenden Mine, der Einsturz der Mauer einen solchen Schrecken hervor, daß die Bürger die Stadt nicht blos für erstürmt hielten, sondern für völlig zu Grunde gerichtet. Von allen Seiten erhob sich ein wirres Geschrei der Herzueilenden, einander

[1]) So sagt Camesina, S. 64, gibt jedoch eine bestimmte Quelle dafür nicht an.

[2]) Vaelkeren, p. 74: ut propugnatores starunt aperti, pectoribus nudis excipientes assultum.

[3]) Der Florentiner Malagonelli in Lünigs: Orationes procerum Europae, t. III, p. 19. Jedoch war Malagonelli nicht Augenzeuge. Seine Rede ist Composition nach den erhaltenen Berichten.

Anrufenden: überall Jammer, Trümmer, Leichen, und vor Augen schwebte drohend das Schicksal der mit Sturm genommenen Stadt. Denn dorthin, wo die geborstenen Mauern schon die Hofburg bloß gelegt hatten, richteten die Barbaren, im Besitze der Vorwerke, bereits die verlangenden Blicke. Und dennoch warf dann Starhemberg sie zurück."

Die Stadt aber lag nun fast offen. Sie würde völlig offen gelegt werden, wenn die unter der Courtine zwischen der Burg- und der Löbel-Bastei, der letzteren zunächst, bereits vorbereiteten Minen auffliegen würden. Es waren ihrer neun an der Zahl, nahe an einander.[1]) Starhemberg wußte es. Er mußte auf einen Generalsturm gefaßt sein. Er bot daher alle Kraft auf, neue Brustwehren zu errichten. Er ließ Palissaden einsetzen. Er ließ Abschnitte machen. Er ließ die längst vorbereiteten Ketten aufziehen, mit denen man nach alter Weise wenigstens der Cavallerie die Straßen versperren konnte, für den Fall eines Eindringens in die Stadt. Es mochte immerhin die Frage sein, ob gegenüber einem Generalsturme der Türken solche Mittel ein Bollwerk abgeben würden.

Die Frage wurde am nächsten Tage, dem 7. September, nicht praktisch. Die Türken sprengten die Minen unter der Courtine nicht, und liefen nicht zu einem Generalsturme an. Statt dessen hielt Kara Mustafa eine General-Musterung ab.

Oder, nach der Ansicht kundiger Zeitgenossen, die im Ueberblicke der gesammten Sachlage urtheilten: Kara Mustafa erwartete von Seiten der Stadt das Angebot der Capitulation.

Ob oder in wie weit der Gemeinderath von Wien bei jener Sendung vom 5. September an Kara Mustafa betheiligt war, dürfte schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls gewährte das Verhalten der Bürgerschaft dem Commandanten kein Vertrauen. Da bei der Bürgerschaft die Zahl der Officiere in Folge der Krankheiten abzunehmen begann, zeigte sich auch die Mannschaft lässig, nicht sonderlich geneigt, auf den ihr zugewiesenen Punkten zu verbleiben, und fing überhaupt an, etwas schwierig zu werden. Deshalb erließ der Stadtrath auf die von Seiten Starhembergs erhobene Beschwerde ein scharfes Decret, welches der Bürger-Mannschaft den Gehorsam im Dienste bei Leibesstrafe anbefahl.[2]) Dies geschah am 9. September, wo seit vier Tagen die dringende Besorgniß vorlag, daß ein Generalsturm den Türken die Stadt eröffnen würde.

Allein sehen wir ab von der Unbotmäßigkeit, welche als die Ausartung des Wunsches erscheint, daß die Noth durch eine Capitulation beendet werden möge: so erwächst die Frage, ob dieser Wunsch an sich so schwer zu tadeln war. Wir haben zu unterscheiden zwischen dem Soldaten Starhemberg, der dem Kaiser sein Wort verpfändet, bei seinem Leben die Stadt nicht aufzugeben, und den Bürgern, die, ein Jeder für sich, Sorge trugen um das eigene Leben und dasjenige der Ihrigen. Wenn ein Generalsturm erfolgte und, wie es Manchem als wahrscheinlich einleuchten mochte, gelang: so war mit der Habe, ob beweglich, ob unbeweglich, zugleich auch das Leben verloren. Daher darf man Denen, die nicht eine Verantwortung für das Ganze trugen, sondern zunächst auf die eigene Erhaltung bedacht waren, es nicht so sehr

[1]) Man sehe auf dem Plane die Zahl 31.

[2]) Camesina, S. 67, dem ich hier wörtlich folge.

verargen, wenn sie den Gedanken, der ihnen als klüger erscheinen mochte, dem Wagnisse des ferneren Widerstandes vorzogen, wenn sie also hofften, durch eine Capitulation wenigstens ihr und der Ihrigen Leben retten zu können.

Ein Fall solcher Art, daß die Bürgerschaft einer Stadt den Militär-Commandanten, selbst bei der Wahrscheinlichkeit eines nahen Entsatzes, zur Capitulation zwingt, ereignete sich, einige Jahre später, 1691, in der Stadt Mons in Hennegau. Ueberhaupt fehlt es in der damaligen Zeit nicht an solchen Erfahrungen. [1])

In jedem Falle war schon die kundbare Verdrossenheit zur weiteren Gegenwehr in der Einwohnerschaft von Wien ein Symptom, das Besorgniß erregen mußte. Und auf diese Stimmung, auf die Entschlüsse, die aus derselben keimen konnten, dürfte sich die Andeutung des Grafen Kapliers in dem P. S. seines Berichtes vom 27. August beziehen: „Die Gefahr ist größer, als dem Papiere anzuvertrauen ist."

Bei dieser Gefahr richtete Starhemberg an seine Soldaten die folgende Ansprache. [2])

„Ihr Brüder und auserwählte Soldaten, durch deren Fall die Freiheit Europas auch zugleich erliegen muß, waffnet Euere Herzen wider die grausamen Barbaren, und zeigt ihnen, daß Euere geringe Anzahl von Gott würdig erachtet worden, die Christenheit wider diese Ungläubigen zu vertheidigen. Wie? Wollt Ihr den Tod Euerer so tapferen Mitbrüder, denen die Rache noch aus den gebrochenen Augen herausschaut, noch länger ungerochen lassen? Lasset vielmehr alles durch die Schärfe Euerer Schwerter fallen, und, nachdem die Mauern, die Eueren Leibern zum Schutze dienen sollten, so jämmerlich gefällt sind, so bemüht Euch, durch das Niederschlagen der Feinde die Haufen ihrer Leichen Euch zur Brustwehr zu machen. Ihr könnt in keinem Kriege noch Streite größeren Lohn und höhere Ehre erwerben und davon tragen. Wenn nach des großen Cäsar Meinung uns nicht vergönnt ist, unser Blut zu verschwenden, weil dasselbe nur zum Dienste des Vaterlandes rühmlich aufgeopfert werden soll: so lasset uns für die Ehre und die Wohlfahrt desselben solches desto beherzter aufsetzen. Alsdann werden die Barbaren selbst, Euch, wenn Ihr also auf dem Bette der Ehre den Tod findet, rühmlich nachreden und Euere Häupter mit Ehrenpreis bekränzen. Allein bereits haben wir obgesiegt, tapfere Soldaten! Der in der Ferne dick aufsteigende Staub verkündigt uns schon den Anmarsch des Königs von Polen mit seiner tapferen Armee, unseres großen Trostes und Erretters. Es kommt Derjenige, auf dessen Ankunft wir bisher so sehnlich gewartet, der — so Gott will — an diesen asiatischen Völkern den Schimpf, den unsere Festung bisher erlitten, mit seinem Heldenarm rächen, und für die bisher erduldete Schmach und Gewalt, nach unserem Verlangen uns Vergeltung verschaffen wird."

Die Rede Starhembergs ward gerichtet an seine Soldaten; aber sie hatte ihre schwere Bedeutung auch für die Nicht-Soldaten in Wien. Sie enthielt indirect die Ankündigung, daß er jedem Versuche, eine Capitulation zu erlangen, mit allem Nachdrucke entgegen treten werde. Die Erfahrung von zwei Monaten gestattete nicht, an der Energie seines Willens zu zweifeln. Wenige Tage zuvor hatte er einen zehn-

[1]) Dargelegt im Falle des Hauses Stuart, Bd. V, S. 255 u. f.

[2]) Lünig: Großer Herren Reden, Bd. II, S. 977. — Malagonelli in seiner Rede an die Cardinäle, bei Lünig: Orationes procerum, t. III, p. 20.

jährigen Knaben, der in wohl überlegter Weise den Türken als Spion gedient, kriegsrechtlich verurtheilen und ihm auf dem Neuen-Markte den Kopf abschlagen lassen.

In der Nacht vom 9. auf den 10. September starb das bisherige Haupt des Gemeinderathes, der Bürgermeister Liebenberg.[1]) Ein Unterschied in der Haltung des Gemeinderathes, in Folge dessen, ist nicht ersichtlich.

Das Mißtrauen Starhembergs gegen den Stadtrath insgesammt blieb bis zur letzten Stunde. Das Verhältniß legt sich uns dar in den Worten des Polenkönigs Johann Sobieski, nach seinem Besuche in der befreiten Stadt, am 13. September. Er schreibt an seine Frau: „Ich sehe, daß Starhemberg mit dem Gemeinderathe in schlechtem Einvernehmen steht. Er hat mir bei meinem Einzuge auch nicht Ein Mitglied der städtischen Verwaltung vorgestellt."

Derartige Thatsachen ergeben, daß Starhemberg und Kapliers dem Gemeinderathe mißtrauten, reichen jedoch nicht aus zum positiven Beweise, daß der Gemeinderath bei Kara Mustafa um eine Capitulation Schritte gethan hat.

* * *

In jedem Falle aber, mochte der Gemeinderath von Wien bei jener Sendung vom 5. September ins Hauptquartier des Großwesirs betheiligt sein, oder nicht, schlug diese Sendung anders aus, als sie beabsichtigt war, nicht zum Unheile der Sache der Christenheit, sondern zu ihrem Heile, und zwar zu einem bedeutenden Theile durch das Eintreten des treuen Kuniz.

Denn seine flehende Bitte um Eintracht war für Starhemberg gleichbedeutend mit der Mahnung, auf seiner Hut zu sein. Hatte sich der Gemeinderath bei der Sendung des armenischen Boten am 5. September wirklich betheiligt, so stand es in der Hand Starhembergs, Sorge zu tragen, daß eine zweite Absendung an Kara Mustafa nicht wieder möglich war. Ein Wunsch — wenn er vorhanden war — des Gemeinderathes von Wien, mit Kara Mustafa zu capituliren, konnte zur That nicht reifen.

Dies aber wußte Kara Mustafa nicht. Er konnte nicht ahnen, daß die Sendung des armenischen Boten bereits am 6. September dem Commandanten Starhemberg bekannt und eben dadurch vereitelt war. Kara Mustafa hoffte auf das Angebot, welches jene Sendung vom 5. September ihm in Aussicht stellte. Er hoffte darauf, weil er es wünschte. Darum unternahm er keinen Generalsturm, so lange es noch Zeit war. Dies Angebot der Capitulation aber kam nicht. Deshalb gereichte jene Sendung vom 5. September, welche dies Angebot in Aussicht stellte, und welche darum der treue Kuniz im Türkenlager so tief beklagte, durch sein sofortiges Entgegen-Handeln, für die Stadt Wien, für die Sache des Kaisers Leopold und seiner Monarchie, für diejenige der Christenheit, eben so zum Heile, wie wenn es die berechnete Absicht jener Sendung gewesen wäre, den Großwesir Kara Mustafa irre zu führen.

Es kommt also auf den eigentlichen Plan des Kara Mustafa an. Ein des ganzen Verlaufs der Dinge kundiger Zeitgenosse hat diesen Plan gezeichnet mit folgenden Worten.[2])

[1]) Camesina, S. 67.

[2]) Contarini in seinem Finalberichte in Fontes rerum Austriacarum, Bd. XXVII, p. 245.

„Nachdem das Ravelin zwischen der Burg- und der Löbel-Bastei völlig zerstört, die Basteien selber zerrissen, mehrere Minen unter der Courtine vorbereitet waren, hatte der Großwesir es in seiner Hand, einen Generalsturm anzuordnen und die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen. Denn die inwendig errichteten neuen Abschnitte, einfache Palissaden-Werke, von gar keiner oder geringer Widerstandskraft, reichten zur Vertheidigung nicht aus. Die blinde Gier nach Gold dagegen bewog den Großwesir, den Platz lieber durch eine Capitulation erlangen zu wollen, um sich der darin enthaltenen Schätze für sich zu bemächtigen, während sie, im Falle eines Generalsturmes, der gierigen Plünderung seiner Soldaten zur Beute fallen würden."

„Der Herr unser Gott wollte sein Volk züchtigen, aber er wollte es nicht zum Sklaven des Erbfeindes des christlichen Namens machen, und darum sind bei der Erhaltung dieser Vormauer der Christenheit so viele augenscheinliche Wunder geschehen."

Aehnlich lautet die Ansicht eines anderen Venetianers — Camillo Contarini, des Historikers jenes großen Türkenkrieges: „Jedermann hält für gewiß, sagt er, daß Kara Mustafa die Stadt nicht hat mit Sturm nehmen wollen, in der Hoffnung, daß, im Falle der Uebergabe durch Accord, die gesammte reiche Beute, die in jenem Falle den Soldaten anheim fallen mußte, seiner unersättlichen Habgier verbleiben würde." [1])

So die Ansichten zweier kundiger und urtheilsfähiger Zeitgenossen. Aber, wie ihre Worte zeigen, war ihnen nicht die Ansicht des anderen Zeitgenossen, Kantemir, bekannt, daß Kara Mustafa mehr erstrebt habe, als für den Sultan Mohammed IV. die Stadt Wien einzunehmen. Wenn er beabsichtigte, sie zum Sitze seiner eigenen, neu zu gründenden Herrschaft zu machen: so lag es noch weniger im Interesse seines Ehrgeizes, als, wie in jenem Falle, seiner Habgier, im Falle der Erstürmung die Stadt der Gefahr der Vernichtung auszusetzen.

Eine letzte Frage endlich bleibt, ob Kara Mustafa, auch wenn er wollte, die Türken noch zu einem Generalsturme in Bewegung bringen konnte. Denn, obwohl die Aussichten auf das Gelingen durch das Zerbersten der zwei Basteien so ungleich günstiger geworden waren: so schwebte doch auch den Türken unmittelbar die Erinnerung vor Augen, daß man sie auch von den zerborstenen Basteien mit schwerem Verluste zurückgeworfen hatte. Sie waren jedenfalls sehr entmuthigt. Der Fürst Kantemir bezeichnet diesen Zustand in drastischen Ausdrücken. „Man hörte die Türken, sagt er, matt und müde vom Schanzen und Arbeiten, zum öfteren sagen (in Bezug auf den in Aussicht stehenden Entsatz): Ihr Ungläubige, wenn Ihr nicht selbst kommen wollt, so laßt doch nur Euere Mützen sehen. Sobald wir diese erblicken, laufen wir in Einer Stunde Alle davon." [2])

Daß die Dinge, wenn auch nicht ganz in dieser Weise, doch derselben annähernd günstig lagen, mochte Starhemberg hoffen oder vermuthen, konnte er schwerlich wissen.

Seit dem Freitage, dem 27. August, stiegen allabendlich vom Stephansthurme aus die Raketen auf, um das herannahende Entsatzheer zu mahnen an die Noth der Stadt. Am Abende des 6. September erblickte man von der Stadt aus auf dem

[1]) Contarini: Istoria della guerra etc., t. I, p. 241.
[2]) Kantemir, Bd. II, S. 477.

Kahlenberge fünf Raketen aufgehen. Man nahm sie für das ersehnte Zeichen, daß die Rettung nahe, und antwortete in entsprechender Weise.

Dennoch stand es, nach der äußeren Lage der Dinge, nicht blos am 7. September, sondern auch noch in den nächsten Tagen in der Hand des Kara Mustafa, durch einen Generalsturm ein Ende zu machen. Er ließ schießen und sogar auch, partiell, stürmen: den gefürchteten Generalsturm unternahm er nicht.

So dauerte es hin bis zum Nachmittage des 11. September, wo dem beklommenen Starhemberg die ersten Kanonen der Freunde vom Kahlenberge aus die tröstliche Meldung zudonnerten, daß der von ihm befürchtete Generalsturm auf Wien nicht, ein anderer dagegen erfolgen werde.

Siebentes Capitel.

Die Vorbereitung des Entsatzes von Wien.

Vor dem Aufbruche aus Wien, am 7. Juli, zeichnete der Kaiser Leopold eine Reihe von Schreiben an seine Gesandten im Reiche, um den Ständen desselben die herannahende Bedrängniß von Wien und damit die allgemeine Gefahr des Reiches kund zu thun. „Ich versehe mich, sagt darin der Kaiser, zu der Affection und dem Eifer der Reichsstände, daß sie mich und diese meine treue Stadt nicht hilflos lassen, vielmehr ihren Succurs so beschleunigen wollen, daß an diesem hochwichtigen Bollwerke das allgemeine Heil errungen werde.“ [1])

Als nächstes Ziel der Reise des Kaisers, von Krems an auf der Donau aufwärts, war Linz bestimmt. Kaum dort angekommen, erhielt er die Nachricht, daß die Tartaren bereits westwärts vom Wiener Walde streiften. Darum erschien auch der Aufenthalt in Linz nicht sicher genug. Die Flucht ging weiter nach Passau. Die heftige Erregung hatte den Kaiser so sehr angegriffen, daß er für längere Tage schwer an Herzklopfen litt. [2])

Es mochte dazu beigetragen haben der Verdacht eines beabsichtigten Verrathes in der Umgebung des Kaisers. Balthasar Zriny, der Sohn des einstigen Rebellen Peter Zriny und Bruder der Helena, die im Jahre zuvor den neuen Rebellen Emerich Tököly geheirathet hatte, weilte bis dahin als Kämmerer am kaiserlichen Hofe. Er war im Jahre zuvor dem Baron Saponara bei der Sendung an Tököly zugegeben. Caprara dagegen berichtete aus Constantinopel, daß Zriny sich der Pforte zum Dienste mit 3000 Mann angeboten, und eine

[1]) K. Rescript, ddo. 7. Juli, an den Grafen Lamberg, als Gesandten in Dresden und Berlin.

[2]) Contarinis Bericht aus Salzburg, vom 22. Juli.

willfährige Antwort erhalten habe.[1]) Die Warnung schlug damals nicht durch. Aber ein sehr dringender Verdacht erhob sich gegen Zriny in Anlaß seines Benehmens bei der Flucht des Kaisers. Man glaubte annehmen zu müssen, daß Zriny einen Plan gehabt habe, den Kaiser den Tartaren in die Hände zu liefern.

Dazu sagte ein gefangener Janitscharen-Officier aus: er wisse, daß Zriny an den Großwesir die dringende Aufforderung geschrieben, direct auf Wien zu marschiren. Zriny ward gefangen nach Passau gebracht, dort von Stratmann und Abele verhört und in Folge dessen, was man erkundet, in eine Festung in Tirol abgeführt. Dort beschloß er sein Leben als der letzte Mannessproß des einst berühmten Geschlechtes.[2])

Die Nachrichten jener Tage aus Passau machen den Eindruck großer Verstörung. Wie es dem Kaiser persönlich gegenüber bei der Abreise von Wien geschehen war, machte der große Haufe in Oesterreich die Geistlichen, und insbesondere die Jesuiten zu Urhebern des Unheils dieses Krieges. Ihre Härte wider die Protestanten in Ungarn, sagte man, trage die Schuld an der Rebellion dort, und demgemäß auch an dem Türkenkriege, der daraus sich entwickelt habe. Welt- und Klostergeistliche, und namentlich Jesuiten, durften nicht reisen, aus Besorgniß, erschlagen zu werden.[3]) — Diejenigen dagegen, welche sich einen tieferen Einblick in die politischen Dinge zutrauten, machten dem Kaiser und seinen Räthen die Weigerung gegen die Forderungen des Königs von Frankreich zum Vorwurfe. Hätte man rechtzeitig eingelenkt, hieß es, so würden die im Breisgau und in Tirol angesammelten Truppen nun verfügbar sein wider die Türken.[4])

* * *

Nachdem der Kaiser Leopold sich in Passau von den Schrecken und Beschwerden der letzten Tage erholt, sprach er sich, am 18. Juli, einem Manne seines Vertrauens offen über seine Lage aus. Die Persönlichkeit dieses Mannes, fortan auf lange Jahre eine der gewichtigsten für den Kaiser und seine Monarchie, fordert hier zunächst unsere Aufmerksamkeit. Er war nicht ein Fürst, nicht ein Minister, nicht ein General, sondern ein schlichter Kapuzinermönch aus Venedig, Fra Marco d'Aviano, damals einundfünfzig Jahre alt.

Der Name war damals bereits längst über seine Heimat hinaus bekannt als eines heiligmäßigen Mannes, namentlich als eines gewaltigen und eindringlichen Predigers. Im Jahre 1680 lud ihn der Kurfürst Max Emanuel nach München ein. Dort umdrängte das Volk, im Glauben an die Wunderkraft Marco d'Avianos, ihn so sehr, daß der Kurfürst sich genöthigt sah, ihn zum Schutze mit zwölf Trabanten zu umgeben. Von München aus fuhr Marco d'Aviano die Donau hinab. Während

[1]) Der leider nicht datirte Bericht sagt: Sono avvisato da persona degna di fede che il Comes Zrini fratello della Rakoczy hà scritto lettera alla Porta Ottomana offerendosi con trè mila huomini e sia accettato.

[2]) Contarinis Bericht vom 12. August. — Feßler, Bd. IX, S. 324, äußert sich in starken Ausdrücken gegen die Anklage, ohne jedoch etwas Positives gegen dieselbe beizubringen.

[3]) Contarinis Bericht vom 22. Juli: Hormai riuscendo impraticable il viaggio a Sacerdoti e Regolari per la rabbia de villici, che credono da essi loro e da Gesuiti in particolare promosse la presente calamità della guerra, convenuti molti soccombere a colpi di bastone. — Man vergl. Wagner, t. I, p. 589.

[4]) Derselbe Bericht.

er sich in Linz befand, erhob der Kaiser Leopold, der in Gmunden weilte, am 8. September 1680, in dem ersten seiner Schreiben an Marco d'Aviano die Klage, ihn nicht persönlich kennen lernen zu können. Dennoch erfolgte dann eine Zusammenkunft. Sie ward der Beginn eines Verkehres, der, sei es mündlich, sei es schriftlich, sich ohne Unterbrechung die letzten zwanzig Jahre Marco d'Avianos hindurch bis an seinen Tod erstreckte, im Jahre 1699.

Der Charakter dieses Verkehres ist, daß von der ersten Begegnung an bis zuletzt der Kaiser und der Mönch, oder vielmehr das Kaiserpaar und der Mönch, unzertrennliche Freunde waren. Denn die Kaiserin Eleonora Magdalena theilte wie die Neigung des Gemahles zu Marco d'Aviano, so das Vertrauen auf ihn. Der Kaiser wie die Kaiserin reden zu dem stillen Mönche wie zu ihrem Beichtvater, nicht blos mündlich, sondern auch schriftlich.[1]) Sie schütten vor ihm ihre Sorgen aus, die großen des Völkerlebens, wie die kleinen des Hauswesens, um von ihm Rath und Trost zu empfangen und, vor Allem, seinen Segen. So oft dann auch Marco d'Aviano in den späteren Jahren sich entschließen will, für immer sich in die Stille seines Klosters zu vergraben: er kann der Bitte des Kaiserpaares und seiner eigenen Sehnsucht, dasselbe noch einmal wieder zu sehen, bevor er sterbe, nicht widerstehen. So pilgert er denn noch öfters nach Wien, zum letzten Male im Jahre 1699. Dort ward sein letzter Wunsch erfüllt. An seinem Sterbebette dort kniete das Kaiserpaar, um, nachdem es zum letzten Male seinen Segen empfangen, ihm den Heimgang zu erleichtern durch ihre Gebete für ihn.

Dies ist die Skizze des Verhältnisses des Kaiserpaares zu Marco d'Aviano. Wir haben dasselbe von dem Beginne an näher ins Auge zu fassen.

Der Briefwechsel legt von Anfang an die volle Offenheit des Vertrauens von kaiserlicher Seite in Marco d'Aviano dar. Es ist um so wichtiger, dies hervor zu heben, weil der Kaiser Leopold bei der Weichheit seines Charakters das Bedürfniß einer Anlehnung tief empfand, und dasselbe bis dahin nicht nach Wunsch erfüllen konnte. Bereits im jugendlichen Mannesalter war er einmal in die schmerzlichen Worte ausgebrochen: sein größtes Leid sei, daß er auf keinen Menschen sich verlassen könne.[2]) Hier nun trat ihm ein Mann näher, der durch Lebensstellung und Charakter den Beweis lieferte, daß er frei war von jeglicher Menschenfurcht, wie von jedem selbstsüchtigem Interesse, daß er nur der Sache diente, der er sein Leben gewidmet, dem Wohle der Christenheit. Mit diesem Wohle der Christenheit aber war in den Augen Marco d'Avianos gleichbedeutend die Sache des römischen Kaisers Leopold. Das ist der Grundton, der durch alle Aeußerungen des unscheinbaren, und dennoch so gewaltigen Kapuziner-Paters hindurch klingt.

Welche Meinung der Kaiser von der Macht der Persönlichkeit dieses Mönches hatte, ergibt sich aus seinen eigenen Worten. Im Jahre 1681 erhielt Marco d'Aviano von seinen Ordensoberen den Auftrag zu einer Reise nach Frankreich.[3]) Auf die Mittheilung erörterte der Kaiser nicht zuerst die Frage, ob Marco d'Aviano dort vor den König treten werde, sondern stattete ihn aus mit seiner Instruction, als verstehe

[1]) Anlage I.

[2]) Finalbericht des venet. Botschafters Michiele in Fontes rerum Austr., t. XXVII, p. 187.

[3]) Schreiben des Kaisers Leopold aus Linz, 1. April 1681: Ho visto ancora che V. Pr. passerà, in virtù della sua ubbidienza, in Francia.

ſich dieſe Vorfrage ganz von ſelbſt. „Wenn Ew. Hochwürden nach Frankreich kommen, ſchreibt der Kaiſer, ſo werden Sie reden, was Gott Ihnen eingeben und was Ihnen zum Wohle der Chriſtenheit dienlich erſcheinen wird. Nur das Eine ſage ich für mich, daß ich nichts Anderes erſehne als den Frieden, wenn man nur nicht ſtörend eingreifen wolle in das Meinige und Dasjenige, was dem meiner Sorgfalt anvertrauten Reiche gehört. Im Uebrigen wünſche ich mit Allen friedlich und freundlich zu leben.“ [1]) Im nächſten Schreiben, vom 4. Mai 1681, wiederholt der Kaiſer noch beſtimmter ſeine Anſicht: „Wenn Ew. Hochwürden nach Frankreich kommen, ſo zweifle ich nicht, daß es Ihnen gelingen wird, jenen König zu bewegen, einen wahrhaften Frieden aufrecht zu erhalten und einem Jeden zu belaſſen, was von Alters her ihm gebührt.“ [2])

Die Reiſe Marco d'Avianos im Jahre 1681 nach Frankreich hatte keinen Erfolg. Vielmehr wurden ihm auf franzöſiſchem Boden ſo viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß er ſich zur Umkehr entſchloß. Es iſt von beſonderem Intereſſe, die Anſicht des Kaiſers Leopold darüber zu vernehmen. „Es thut mir recht leid, ſchreibt er am 31. Juli, daß Ew. Hochwürden auf franzöſiſchem Boden ſo viele Unannehmlichkeiten erfahren haben; aber ſtellen wir dies der Fügung Gottes anheim. Ich meinerſeits glaube, daß der König dort bei dem nicht allzu wohl geordneten Zuſtande ſeines Gewiſſens ſich vor Ew. Hochwürden gefürchtet hat. Verzeihen mir Ew. Hochwürden, daß ich ſo freimüthig dies ſchreibe.“ [3]) — Der Kaiſer wiederholt ſpäter noch einmal die Anſicht über die Wirkung, welche Pater Marco d'Aviano auf den König von Frankreich geübt haben würde, mit den Worten: „Ich zweifle nicht, daß eine Unterredung Ew. Hochwürden mit dem Könige von Frankreich ihm zum Troſte und der Chriſtenheit zum großen Heile gereicht haben würde.“ [4])

Die Hoffnung des Kaiſers, daß Marco d'Aviano damals ſeinen Rückweg über Wien nehmen würde, ging nicht in Erfüllung; denn ein Befehl des Papſtes Innocenz XI. rief Marco d'Aviano nach Rom, dort zu predigen. Aber der Kaiſer verzichtete nicht mehr auf den einmal lebhaft angeregten Wunſch. Er wandte ſich an den Papſt Innocenz XI. mit der Bitte, ihm Marco d'Aviano nach Wien zu ſenden. Die Angelegenheit war ſchwierig, weil zugleich in Rom die Bitte des Königs von Spanien vorlag, Marco d'Aviano in Madrid zu haben. Es ward, nach des Letzterem eigenem Vorſchlage, der Ausgleich getroffen, daß er ſich im Sommer 1682 erſt nach Wien, dann nach Madrid begeben werde. Die Antwort des Kaiſers erklang wie ein Jubelruf des Dankes.

Zu Anfang Juni 1682 traf Marco d'Aviano ein. Da der kaiſerliche Hof in Laxenburg weilte, ſo nahm Marco d'Aviano ſeinen Aufenthalt in dem Convente ſeines Ordens in dem nahe gelegenen Mödling. Von dort aus begab er ſich täglich nach

[1]) Quando che venga (V. R.) in Francia, ella dirà quello che Dio gli inspirerà, e le parerà a proposito per il bene del Christianesimo.

[2]) Se V. R. passerà in Francia, non dubito che procurerà d'indurre quel Re a mantenere una vera pace, e lasciare ad ogn'uno quello che ab antiquo li tocca.

[3]) Ben mi rincresce che in Francia habbia patite tante molestie; ma Dio dispone le cose molto bene. Et io credo che quel Re habbia havuto paura di V. R. per la sua non troppo aggiustata coscienza. V. R. mi perdoni, se scrivo cosi liberamente.

[4]) Schreiben vom 5. September 1681: Io non dubito che il parlare di V. R. al Re di Francia a lui sarebbe stato di consolazione et alla Christianità di gran bene.

Laxenburg, wo mit dem Kaiserpaare und den Kindern auch die Kaiserin-Witwe Eleonore, ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen, und die Familie von Pfalz-Neuburg sich befanden. Sie Alle waren hergekommen, um Theil zu haben an der Anwesenheit Marco d'Avianos, und unterhielten nachher auch schriftlichen Verkehr mit ihm.

Der Aufenthalt dauerte vier Wochen, während welcher die Verehrung und Zuneigung, welche die kaiserliche Familie dem heiligmäßigen Kapuziner entgegen trug, sich der gesammten Bevölkerung mittheilte. Am Sonntage, dem 12. Juli, hielt Marco d'Aviano im Stephansdome in Wien, in Anwesenheit der kaiserlichen Familie, seine Abschiedspredigt. Die weiten Hallen des Domes faßten die herzu drängende Menschenmenge nicht. Man ersuchte daher den Pater Marco, den Segen für die Gesammtheit des Volkes auf öffentlichem Platze zu ertheilen. Es geschah am Graben. Damals ragte dort noch nicht die marmorne Säule der heiligen Dreifaltigkeit, die der Kaiser Leopold zum Gedächtnisse der wenige Jahre zuvor erloschenen Pest gelobt hatte, und zu welcher er fünf Jahre später, im Jahre 1687, den Grundstein legte — sondern es befand sich an derselben Stelle eine hölzerne Säule, welche der Gemeinderath von Wien, noch während der Pest, im Jahre 1679, ebenfalls zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit errichtet hatte, damit an derselben die Bürgerschaft die Abwendung des verheerenden Uebels erflehe.[1]) — Von dieser Stelle aus ertheilte Marco d'Aviano den tausenden der um ihn her knieenden Menschen den Segen.

Dann fuhr er ab von Wien, am 14. Juli 1682, genau ein Jahr vor dem Tage, an welchem die Stadt sich umringt sah von anderen fremden Gästen, den Schaaren des Orientes, welche dann dem Pater Marco d'Aviano die abermalige Fahrt nach Wien auferlegten.

Seine Reise nach Spanien, gemäß dem Wunsche des Königs Carl II., erfolgte nicht, weil bei seiner Ankunft in Italien eine Krankheit ihn niederwarf. Damals blieb noch verborgen, was wenige Monate später zur Klarheit wurde, daß diese Krankheit betrachtet werden durfte wie eine glückliche Fügung für den Kaiser Leopold und seine Monarchie.

Nur eine Persönlichkeit wie Marco d'Aviano konnte und durfte dem Kaiser gegenüber diejenige Schwäche andeuten, an welcher dieser litt. Wir sehen die Art und Weise, in welcher es geschah und zugleich, in welcher es aufgenommen wurde, aus den eigenen Worten des Kaisers: „O wie so sehr zur rechten Zeit, ruft er aus, kommen mir die väterlichen Mahnungen Ew. Hochwürden, und gewiß will ich mit aller Kraft mich bemühen, meine Unterlassungssünden zu erkennen und besser meine so schwere Pflicht zu erfüllen. Aber Ew. Hochwürden wissen auch, daß es nicht leicht ist, daß ich allein stehe, daß es unmöglich ist, alles wissen zu können. Und dazu muß ich meine Schuld aussprechen, daß ich von Natur nicht wenig mich zum Zweifel und zur Unentschlossenheit neige, daß ich es nicht verstehe, sofort mich an kraftvolle Entschlüsse zu halten. Dessen ungeachtet werde ich Ihre so väterlichen Rathschläge befolgen, und, wenn ich es bisher nicht gethan habe, so werde ich es fortan ohne Aufschub thun, wie ich auch bereits Sorge getragen habe, einige derselben ins Werk zu setzen. Aber auch zu diesem Ende bedarf ich Ihrer heiligen Fürbitte."[2])

[1]) Geusau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien, Bd. IV, S. 63 u. 73.

[2]) Im Schreiben vom 5. September 1682: Oh come a tempo vengono le paterne ammonizioni di V. R., e ben con ogni vigore m'applicarò a conoscere li peccati d'omissione e di far meglio

Aus dieſen wie aus vielfachen anderen vertrauten Worten des Kaiſers Leopold an Marco d'Aviano tritt lebhaft hervor, wie ſchwer das Gewicht ſeiner Verantwortlichkeit vor Gott auf die Seele des Kaiſers drückte. Dies Gefühl ſtieg in ihm im Winter von 1682/3 mit der Gewißheit des herannahenden Türkenkrieges ſo ſehr, daß er in die Worte ausbrach: „Ich würde gern meine Stellung gegen diejenige eines armen Mönches vertauſchen; aber Gott hat es anders gefügt und hat mich in die jetzige hinein geſetzt, und darum will ich wenigſtens allen Fleiß aufwenden, um meiner Pflicht Genüge zu thun.“ [1])

Der Kaiſer erwog damals die Abſicht, ſelber ſeine Armee gegen die Türken zu führen. Zweifelhaft dagegen machten ihn die klimatiſchen Verhältniſſe von Ungarn, welches er, bei ſeiner zarten Conſtitution, niemals betreten hatte, ohne ein dauerndes Unwohlſein davon zu tragen. Dagegen rang ſich in ihm, bereits im Januar 1683, der Wunſch empor, Marco d'Aviano zur Seite zu haben. Es iſt dabei zu bemerken, daß der Letztere eben ſo wie Innocenz XI. und Kolonitſch, durch ſein Vorleben als Officier Kriegeskunde beſaß. Jene Abſicht ließ der Kaiſer fallen, als bei der Revue von Kittſee, im Mai, kein Rath dafür laut wurde. Aber vor allen Dingen hätte er gern geſehen, daß, wie der Erzbiſchof von Gran den Segen ertheilte, ſo Marco d'Aviano eine Predigt an die Armee gerichtet hätte. Und immer ſtärker dann gab ſich der Wunſch des Kaiſers kund, daß Marco d'Aviano zur Armee kommen möge.

Dieſer erwiederte aus Padua, am 27. Mai: „Meine Perſon, mein Blut und mein Leben ſtehen zur Verfügung Ew. K. Majeſtät. Ich verweile in Padua, des Winkes gewärtig, wohin Ew. K. Majeſtät mich beſtimmen.“ In dem Maße, wie im Juni die Türkengefahr anſtieg, wuchs auch in Marco d'Aviano der Wunſch, dem Kaiſer zu Hilfe eilen zu können. „Gott wird Ew. K. Majeſtät nicht verlaſſen, ſchrieb er am 3. Juli; denn er hat in ſo vielfacher Weiſe immer ſeinen beſonderen Schutz für das durchlauchtigſte Erzhaus dargethan. Glauben mir Ew. K. Majeſtät, daß ich ein Vogel ſein möchte, um zu Ihnen zu fliegen, und wenn die Vollmacht in meinen Händen, ſo würde ich nicht einen Augenblick weilen. Aber ich bedarf des Auftrages ſowohl von Seiten meines Ordensgenerals, als des Papſtes.“ [2]) Der Erſtere befand ſich damals fern in Unteritalien. Es war die Aufgabe des Kaiſers, an beiden Orten den Auftrag für Marco d'Aviano zu erwirken; allein bis derſelbe eintreffen konnte, würden Wochen vergehen.

Als Marco d'Aviano jene Worte niederſchrieb, am 3. Juli, hatte er noch keine Ahnung einer Gefahr für Wien. Dann erfolgte die Flucht des Kaiſers, am 7. Juli,

il mio offizio si grave; ma lei ben conosce, che non è facile, che sono solo, ed è impossibile di poter sapere tutto; e devo dire la mia colpa c'ho il naturale non poco dubbioso ed irresoluto, che non so subito appigliarmi alle risoluzioni vigorose. Non ostante questo seguirò li consigli cosi paterni suoi, e se non lo feci sin'hora, lo farò e senza dilazione, come di già ho procurato di farne qualcheduna, ma anco a questo fine ho di bisogno della sua santa orazione.

[1]) Schreiben vom 29. Januar 1683: Quel peso di rendere conto a Dio è la cosa che m'atterisce, e che mi farebbe in sommo contento mutare il mio stato a quello d'un povero religioso; ma già che Dio ha disposto altrimente, e m'ha elato a questo stato, almeno procurerò con ogni applicazione di sodisfare al mio obligo in tutto quello che posso.

[2]) Creda pure V. M. C. che vorrei esser un uccello per poter subito volare da V. M. C., e quando c'havessi li requisiti, non interpolarei un momento di tempo. Ma essendomi necessaria l'ubbidienza e del mio Padre Generale e del Papa etc.

seine Ankunft in Passau. Und damit gelangen wir zurück an unseren Ausgangspunkt, an das Schreiben vom 18. Juli, in welchem der Kaiser dem Pater Marco d'Aviano seine Nothlage darlegt. Die Fassung, wie die Schriftzüge desselben lassen die gewaltige Erregung des Kaisers sehr wohl erkennen. Es lautet wie folgt. [1])

„Hochwürdiger Pater! Die gegenwärtigen schweren Umstände und Gefahren, in welchen ich mich durch göttliche Fügung befinde, geben mir den Anlaß, diesen Brief an Ew. Hochwürden zu richten, einerseits mit großer Betrübniß, andererseits aber auch mit großem Vertrauen. Ich darf wohl sagen: Manus Domini tetigit; aber, um in dem letzteren mich zu bestärken, sage ich auch: Ecce in flagella paratus sum. Die Sache ist, daß meine Armee nicht blos hat keinen Fortschritt machen, keinen Vortheil über den gemeinsamen Feind des christlichen Glaubens davon tragen können, sondern auch vor der unsäglichen Menge desselben sich immer hat zurückziehen müssen, so daß er endlich bis vor Wien gelangt ist. Die Infanterie hat sich in die Stadt geworfen, und der Herzog von Lothringen steht mit der Cavallerie in der Nähe. Gottlob jedoch hat die Armee nichts gelitten, sondern jener Schlag ist so unvermuthet gekommen, daß, da es mir nicht geziemte, mich in Wien einschließen zu lassen, ich in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, eines Abends unvorbereitet von Wien aufzubrechen und bis in die Nacht hinein eine Strecke Weges zurückzulegen, mit allen den Unbequemlichkeiten, die eine solche übereilte Reise mit sich bringt. Und ich sehe eine besondere Fürsorge Gottes darin, daß weder die Kaiserin, noch die Kinder von so vielen Unbequemlichkeiten den geringsten Schaden erlitten haben."

„Wir schlugen also den Weg nach Linz ein. Aber kaum dort angelangt, vernahmen wir, daß die Tartaren auch von Wien nach Linz streiften. Dazu lag Grund vor zu einem besonders wichtigen Verdachte. Darum beschlossen wir, auch von dort aufzubrechen, und in Eile uns auf kurze Zeit hierher zu begeben. Wir haben noch die Nachricht, daß der Türke sich bereits vor Wien befindet, in der Absicht, die Stadt mit allem Nachdrucke zu belagern. Sie ist mit einer ausreichenden Besatzung versehen; denn die Zahl der Combattanten beträgt gegen 20.000 — auch mit Kriegs-Munition und Mundvorrath. — Nur liegt es mir schwer auf der Seele, daß die Jahreszeit ungünstig, daß die Belagerung langwierig, und daß ich bis zur Stunde nicht die Macht habe, der Stadt zu Hilfe zu kommen. Ich mache jedoch dafür alle Anstrengung, und hoffe, daß sie bald von allen Seiten kommen wird. In der That schickt mir bereits der Kurfürst von Baiern 10.000 Mann. Auch darf man guten Succurs von anderen Kurfürsten und Fürsten des Reiches erwarten, so daß ich hoffen kann, die Stadt zu befreien und dem Feinde einen denkwürdigen Streich zu versetzen."

„Ich vertraue auf Gott, auf die heiligste Jungfrau, auf unseren großen Vater St. Joseph und St. Antonius, daß sie uns nicht verlassen werden. Ich bekenne auch, daß das Unglück verdient ist durch meine Nachlässigkeiten und Fehler, durch diejenigen meiner Vasallen, und durch die Sünden der armen Stadt Wien; allein non est abbreviata manus Dei, et clemens erit quia vulnerat. Daher hoffe ich, daß diese Züchtigung ihm genügen wird. Denn bereits ist ganz Oesterreich verwüstet, darunter auch Mödling, und viele andere Ortschaften. Aber ich will hoffen, daß Gott die Stadt Wien nicht in die Hände der Ungläubigen kommen lassen will; denn es ist offenbar,

[1]) Anlage II.

daß ihr nachdrückliche Hilfe zukommen wird. Ich darf wohl, wenn auch unwürdig, mit meinem Erlöser sagen: Pater, si possibile est, transeat a me calix iste! Non mea, sed tua voluntas fiat, fiat, fiat, semper in me et in omnibus meis!" —

„Ich habe Ew. Hochwürden dieses unser Leid melden und mein ganzes Herz eröffnen wollen, damit Sie mir beistehen mit Ihren Gebeten, und dahin wirken, die göttliche Gerechtigkeit zu versöhnen, auf daß sie sich begnüge und sich meiner armen unschuldigen Kinder erbarme."

„Ferner habe ich für gut erachtet, Ew. Hochwürden in Kenntniß zu setzen, damit Sie um unseren Abzug von Wien wissen. Denn ich weiß ja wohl, daß Alle sich in bösen Reden darüber ergehen, und ich bekenne, daß ich vielen Anstoß erleide, weil Wenige der evangelischen Vorschrift Folge leisten: Fugite de una civitate in aliam! Aber ich hoffe, daß auch dieser Wirrwarr die Fügung Gottes dahin bringen wird, Mitleid zu üben mit so vielen armen Unschuldigen. Oh, lieber Pater, wer hätte gedacht, daß ich jemals in eine solche Lage kommen würde! Aber ich werde stets sagen: Justus es, Domine, et recta judicia tua. — Ich bitte Ew. Hochwürden inständigst, uns beizustehen in unserer schweren Trübsal und Noth; denn jetzt ist es Zeit."

„Bei dieser Gelegenheit will ich auch antworten auf Ihren letzten Brief vom 24. des vorigen Monates. Obwohl die Kaiserin den Tod des Prinzen, ihres Bruders, tief empfunden hat, so hat sie doch dem göttlichen Willen sich gefügt, und ich meinerseits glaube, daß Gott die reine Seele zu sich in den Himmel gerufen hat, um sie nicht an diesem menschlichen Jammer leiden zu lassen. Den anderen Bruder, Prinzen Franz, hat das Dom-Capitel in Breslau zum Bischof postulirt, und es ermangelt nur die päpstliche Bestätigung."

„Mich tröstet völlig, aus dem Schreiben Ew. Hochwürden zu ersehen, daß Sie bereitwillig sind, hierher zu kommen. Und obwohl ich glaube, daß es besser sein wird im Frühlinge, so thäte es auch zur Zeit noth, um zu sehen, ob die Stadt Wien aus diesem Elende errettet werden kann. Ich gebe also meinem Gesandten Thurn den Auftrag, bei Ihren Oberen dafür thätig zu sein, und zugleich, daß Ew. Hochwürden mit aller Facultät und Autorität ausgestattet werden, das Gute zu vollbringen, welches Sie selber wünschen. Aber ich vermuthe auch, daß der höllische Feind alles aufbieten wird, um dieses Unternehmen zu vereiteln. Um desto mehr müssen wir uns bemühen, daß es gelingt. Wohl fürchte ich, daß, wenn es nicht geschieht, der Sommer darüber vergeht und der Feldzug sich endigt. Bei alledem werde ich sehen, ob ich es auszurichten vermag, und im Falle ich Ew. Hochwürden nicht hier haben kann, so bitte ich wenigstens, daß Sie für das kommende Jahr sich bereit halten. Denn dieser Krieg endet sicherlich nicht mit diesem Jahre. Wenn Ew. Hochwürden kein Bedenken dagegen haben, so könnten Sie sich mit dem genannten Grafen verständigen."

„Ich empfehle also Ew. Hochwürden alle meine Betrübniß und mein Leid, insbesondere mein armes Wien, daß es nicht in die Hände der Barbaren gerathe. Denn, wenn dies geschähe, so bangt mir, daß alles verloren gehe. Ego autem in Domino confido. O lieber Pater, ich vermag nicht auszusprechen, wie es mir ums Herz ist. Ich hoffe, daß alles dies zum Heile meiner Seele gereicht. Und damit empfehle ich Ew. Hochwürden abermals mich und alle die Meinigen, und mein armes Wien."

Am 14. August konnte Marco d'Aviano von Padua aus erwiedern, daß er, bereits im Besitze aller erforderlichen Vollmachten des Papstes und seiner Oberen, sofort sich auf den Weg begeben werde, um beizutragen zur Errettung der Stadt, von welcher das Wohl der Christenheit abhange. — Wir werden dort zu seiner Zeit ihn wieder treffen.

Der Aufenthalt des kaiserlichen Hofes in Passau währte bis gegen das Ende des Monates August, kurz vor dem Entsatze von Wien. Nach Passau hin liefen also die Fäden der verschiedenen Verhandlungen über ein Entsatzheer für Wien zusammen.

* * *

Bei einer Reihe von Mächten durfte sich der Kaiser Leopold der sicheren Erwartung einer Hilfe getrösten. Mit dem Polenkönige Johann Sobieski lag der Allianz-Vertrag vom 31. März vor, welcher ausdrücklich den Fall einer Belagerung von Wien benannte. Aehnlich war der Kaiser vertragsmäßig der Hilfe des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und des Fürst-Erzbischofes von Salzburg sicher. Diejenige der schwäbischen und der fränkischen Reichsstände stand gleichfalls von Anfang an mit Wahrscheinlichkeit in Aussicht. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen erwiederte auf den Vortrag des Grafen Lamberg sofort mit dem Versprechen seiner Bereitwilligkeit zur Hilfe, wenn nur zuvor der Ort und die Zeit des Anzuges, so wie die Subsistenz seiner Truppen verabredet sein würde. [1])

Dies waren die Mächte, welche an dem denkwürdigen Tage des 12. September 1683 reelle Hilfe mit ihrer Mannschaft leisteten. Dabei jedoch ist eine wichtige Seite der Sache hervorzuheben, welche den Kriegszug von 1683 weit von den einstigen Kreuzzügen unterscheidet. Die Kreuzzüge, wenn auch manche andere Motive sich beimischen mochten, waren doch wesentlich aus derjenigen Gesinnung entsprungen, welcher der Papst Gregor VII. schon vor der Bethätigung derselben Ausdruck gegeben hatte. (S. 2 u. f.) Sie waren nur durch eine solche Gesinnung der christlichen Völker möglich, und darum sind sie die höchste Blüthe derjenigen Lehre, deren Bethätigung dem Mittelalter seinen großartigen Charakter verleiht — der Lehre der guten Werke. Anders stand es im Jahre 1683. So augenscheinlich es war, daß, im Falle der Kaiser unterlag, die Gefahr auch den Anderen, dem gesammten Westen bevorstand: so zog doch keiner der Hilfeleistenden auf eigene Kosten heran, selbst nicht der persönlich eifrigste, der Kurfürst Max Emanuel von Bayern. Nur waren die Ansprüche verschieden.

Eben darum war für den Kaiser der wichtigste Bundesgenosse nach wie vor, nicht blos in moralischer, sondern auch in materieller Beziehung, der Papst Innocenz XI., der im Sinne Gregors VII. seine Hilfe leistend, mit vollen Händen unentgeltlich gab, dessen Geldsendungen zum erheblichen Theile die kaiserlichen und die polnischen Streitkräfte in Bewegung setzten. Das Beispiel des Papstes war maßgebend für eine Reihe der kleineren Mächte in Italien. Sie handelten wie er. Derselben Gesinnung entsprach der Neffe des Kaisers, der König Carl II. von Spanien.

Allein bevor wir die Förderung des Entsatzes von Wien genauer ins Auge fassen, fordern die Hindernisse desselben unsere Aufmerksamkeit. Wir haben das Ver-

[1]) Die Antwort des Kaisers, vom 22. Juli, ist abgedruckt in Raumers histor. Taschenbuche, Jahrgang 1848, S. 233.

halten des Königs von Frankreich ins Auge zu fassen, und zugleich die durch dasselbe nach der einen oder nach der anderen Seite hin bedingte Stellung der Mächte in Norddeutschland.

* * *

Ludwig XIV. hatte auf die Mahnung des Papstes Innocenz XI. vom Januar so geantwortet, daß er moralisch gebunden schien, sich nicht die Noth des Kaisers zu weiteren Einbrüchen in das Reich zu Nutze zu machen. Die Verhandlungen in Regensburg, auch ungeachtet der Termin-Stellung des 1. Februar, dauerten fort. Nachdem der Kaiser dem betreffenden Reichsgutachten vom 13. Januar seine Zustimmung gegeben, ward ein Entwurf einer Friedensstiftung angefertigt, welcher möglichst entgegen kommend sein sollte, und welcher doch, der Natur der Dinge gemäß, principiell den französischen Forderungen entgegen stehen mußte. Der Entwurf ward am 11. Juli dem Gesandten Verjus de Crecy übergeben.[1]) Es handelte sich also von da an um die französische Antwort.

Inzwischen jedoch blieben, während dieser Zeit, die Reden der Gesandten des Königs an fremden Höfen hochfahrend und drohend nach wie vor. Auch sein eigenes Verhalten war nicht auf Beruhigung abgesehen. Im Juni begab er sich nach Straßburg, und hielt in der Umgegend Revuen ab. An der Saar war ein Lager für 18.000 Mann ausgesteckt. Während die Türken von der Raab aus auf Wien zogen, nahm Ludwig XIV. dies Lager in Augenschein. In jedem Falle war diese militärische Demonstration für eine Bereitwilligkeit der nahe gelegenen Reichsstände zur Hilfe für den Kaiser nicht förderlich. Was also stand zu erwarten, wenn die Nachricht der Umschließung und Belagerung von Wien dahin gelangte?

Bei der Uebergabe jenes Entwurfes, am 11. Juli, hatten die kaiserlichen Commissäre in Regensburg von der nahen Gefahr einer Belagerung der Stadt Wien noch keine Kunde. Auf das Eintreffen der Nachricht begaben sie sich zu Verjus de Crecy und verlangten die Absendung eines Couriers mit der Botschaft an den König, damit er die Erklärung abgebe, während der Türkengefahr weder dem Kaiser, noch einem Reichsstande an der Abwehr der Türken hinderlich sein zu wollen. Verjus versprach, einen Courier abzusenden.

Auch der päpstliche Nuntius Buonvisi, der sich bei dem kaiserlichen Hofe in Passau wieder eingefunden, theilte die bei den Umständen erneuete Besorgniß vor einem französischen Einbruche. Er forderte den Gesandten Seppeville auf, dem Könige die Bedrängniß der Christenheit vorzustellen, damit der König dem Kaiser in der Vertheidigung derselben kein Hinderniß in den Weg lege. Der Nuntius ging so weit, in Aussicht zu stellen, daß für eine solche Wohlthat sich vielleicht Schwierigkeiten für die Wünsche des Königs in Rom überwinden ließen.[2])

Aber konnte eine Ausnutzung der Türkengefahr in dieser Richtung die Absicht des Königs von Frankreich sein? — Ueberblicken wir die Thatsachen seines Verhaltens der letzten Monate.

[1]) K. k. Archiv. Friedensacten.

[2]) Contarinis Bericht vom 22. Juli: Che potrebbero esser facilitate a Roma le brame sue reali, e sorpassare molte contrarietà per ottenere un tanto bene.

Er hatte in Frankfurt den Termin für die Annahme seiner Forderungen, nämlich des Friedens mit dem Reiche auf Grund der Anerkennung seiner Reunionen, gesetzt auf den letzten November 1682. Der Kaiser bewilligte nicht. Er verlangte einen gemeinsamen Frieden für Alle. Der König brach nicht ab, sondern ließ die Verhandlungen in Regensburg wieder aufnehmen. Er schob den Termin hinaus bis auf den 1. Februar. Der Kaiser bewilligte abermals nicht. Er beharrte bei jener Forderung. Ludwig XIV. brach wiederum darum nicht ab. Indem er also der Drohung keinen Nachdruck gab, zog er zurück, wenn auch nicht in Worten, doch in der That. Ein kundiger Zeitgenosse faßt dies Verhalten in die Worte: „Nach Allem folgerte man: der König von Frankreich wolle sich deshalb zur Zeit nicht rühren, damit nicht der Kaiser sich um jeden Preis mit dem Türken vergleiche, und seine gesammte Macht auf Frankreich werfe. Gern dagegen würde der König von Frankreich sehen, wenn der König von Dänemark und der Kurfürst von Brandenburg auf eigene Faust und Gefahr einen Handel anfingen, und davon würde er seinen Nutzen zu ziehen suchen.“ [1])

Demnach haben wir hier, außer der Haltung Ludwigs XIV., auch diejenige seiner Bundesgenossen, Brandenburg und Dänemark, übersichtlich ins Auge zu fassen. Es wird sich daraus ergeben, wie Norddeutschland stand zu der Frage des Entsatzes von Wien. —

* * *

Die Voraussetzung des eigentlichen und hauptsächlichen Planes von Ludwig XIV. war nach wie vor, daß der Kaiser den Türken unterliegen müsse, und daß es dann ihm beschieden sein werde, als Retter der Christenheit aufzutreten und dafür den Dank einzuernten, sei es die römische Königskrone für den Dauphin, sei es, nach dem völligen Sturze Leopolds, die Kaiserkrone für ihn selbst. Darum konnte er nicht wollen, daß der Kaiser um jeden Preis seinen Frieden mit dem Türken machte, und hütete sich, durch einen neuen Uebergriff oder eine neue Forderung dem Kaiser dazu einen Anlaß zu geben. Zugleich jedoch trachtete er, dem Kaiser alle andere Hilfe zu entziehen. Darum war der Abschluß der Allianz zwischen dem Kaiser und Polen eine Niederlage der Politik Ludwigs XIV. Damit ihm nicht in Berlin ein Gleiches widerfahre, wie in Warschau, schlug er dort eine andere Richtung ein. Er hatte bis zu Ende des Jahres 1682 dem Kriegeseifer des Kurfürsten von Brandenburg gegen Schweden die Zügel angelegt, damit nicht die Flammen eines Brandes im Norden weiter hinausschlügen. Bei der Gewißheit jedoch des Anzuges der Türken und bei dem gleichzeitigen wohl erkennbaren Schwanken des Kurfürsten von Brandenburg, kam die Frage der Zweckmäßigkeit eines Brandes im Norden bei Ludwig XIV. aufs Neue in Erwägung.

Denn in Betreff des römischen Kaisers Leopold gab es doch Einen Punkt, an welchem die beiderseitigen Interessen, des Königs und des Brandenburger Kurfürsten, einander feindselig berührten. Das Interesse Ludwigs XIV., wie er selber es auffaßte, forderte den Untergang des Kaisers durch die Türken. Das konnte nicht der Zweck des Kurfürsten sein. Er selber wollte wachsen, und zwar dadurch, daß er bald dem Einen, bald dem Anderen diente, jedes Mal für guten Lohn und Gewinn. Wenn

[1]) Pufendorf, lib. XVIII, § 92, p. 1471.

aber der Kaiser erlag, die Macht seines Hauses zertrümmert wurde: so war von dort her ein Lohn nicht mehr möglich, stand dagegen von Frankreich her erzwungener Dienst ohne Lohn in Aussicht. Das eigentliche Ziel seines Strebens, den Lohn, welchen der Kurfürst außer dem baaren Gelde für seinen Dienst in den Reichssachen von Frankreich her hoffte, den Besitz von Pommern, hatten ihm ja die Reden Croissys im November 1682 (vgl. S. 134 u. f.) in weite Ferne gerückt. Dann kam im December 1682 die Gewißheit, daß die Türkengefahr unvermeidlich. Von da an ward in Berlin erwogen, ob es nicht vortheilhafter sei, es wieder mit dem Kaiser zu versuchen.

Am Hofe in Berlin befand sich der Fürst Johann Georg von Anhalt, kaiserlich gesinnt. Noch im December 1682 ließ er, mit Vorwissen des Kurprinzen Friedrich, durch Lamberg nach Wien hin melden, daß der Kurfürst wanke und durch die Befriedigung seiner Geld-Ansprüche an Spanien zu gewinnen sein werde. Aber man müsse kommen mit baarem Gelde in der Hand, 300.000 Thalern.[1]) Der Kaiser ließ erwiedern: er könne sich in spanische Angelegenheiten nicht mischen. Sei die Sache aber so gemeint, daß der Kurfürst dann eine Allianz mit dem Kaiser für das gesammte Reichs-Interesse eingehen, also von Frankreich sich lossagen wolle: so werde der Kaiser sich aufs äußerste anstrengen.[2])

Im Januar 1683 schickte der Kurfürst einen außerordentlichen Gesandten nach Wien, Otto von Schwerin. Er machte die Andeutung, daß der Kurfürst sich für die Anerkennung seiner Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau finden lassen werde. Er erhielt die Antwort, daß diese vermeintlichen Ansprüche vor mehr als hundert Jahren durch rechtliches Urtheil verworfen und abgethan, daß auch gegen dies Urtheil ein Rechtsmittel nicht eingewandt worden sei. Eben so wenig gingen die kaiserlichen Räthe auf die Vorschläge des Fürsten von Anhalt ein. „Er hat gerathen, sagen sie dem Kaiser: Lamberg solle zwei Wechsel in der Hand nach Berlin mitbringen, einen auf 200.000 Thaler, einen auf 100.000. Von dieser letzteren Summe solle 80.000 Thaler die Frau Kurfürstin erhalten, 20.000 theils der Minister Fuchs, theils Andere. Aber die Frage bleibt: was wird man dafür leisten?“[3])

Der Rath des Fürsten von Anhalt in Wien war den französischen Gesandten nicht verborgen geblieben. Anhalt selber, indem er sich über die geringe Verschwiegenheit in Wien beklagt, schreibt dem kaiserlichen Gesandten Lamberg: „Was Meinders (Minister in Berlin) weiß, das weiß auch Rebenac (der französische Gesandte dort). Was Jena in Regensburg, das weiß auch Verjus. Was Schwerin in Wien, das weiß Seppeville. Was Krokow in Warschau, das weiß Vitry. Allein das ist nicht das Wesentliche. Es handelt sich alles darum, daß Sie zur rechten Zeit nach Berlin kommen, mit Wechseln in der Hand. Wenn der Kurfürst diese angenommen, so wird sich alles Uebrige von selbst gestalten. Wenn aber der Himmel oder andere klügere Collegia nicht wollen, alors comme alors.“[4])

Die letzten Worte lassen die Unzufriedenheit des Fürsten von Anhalt mit den kaiserlichen Räthen in Wien sehr wohl erkennen. Es mochte dazu seine Kenntniß beitragen, daß Ludwig XIV. bereits darauf ausging, einer solchen Wendung in Berlin

[1]) Die Brandeburgica des k. k. Archivs. Berichte Lambergs vom 18. und 28. December 1682.
[2]) K. Rescript vom 7. Januar 1683.
[3]) Protokoll vom 8. März.
[4]) Schreiben vom 4. April.

vorzubeugen. Schon im März 1683 überwog in seinem Rathe zu St. Germain die Ansicht, daß es zweckmäßig sein werde, den Brand im Norden angehen zu lassen.[1] Das Nähere solle auf einem Congresse in Hamburg festgestellt werden. Dahin sandte der Kurfürst seinen Minister Meinders zur Berathung.

Im Monate April ward der Entwurf eines Offensiv-Bündnisses zwischen Frankreich, Dänemark und Brandenburg gegen Schweden vorgelegt. Es findet sich darin der Artikel: „Der Kurfürst verpflichtet sich, sobald Frankreich diesen Tractat ratificirt hat und Dänemark gegen Schweden zu Wasser und zu Lande in Action tritt, sofort Vorpommern mit aller Macht anzugreifen."[2]

Wenn dies gelang, wenn der Kurfürst sich im Norden mit Schweden, dem Verbündeten des Kaisers, in einen Krieg verwickelte: so ward dadurch für Ludwig XIV. die Besorgniß vor einer Umsattelung des Kurfürsten zu Gunsten des Kaisers hinweg genommen.

Allein so verlockend auch der Ländergier des Kurfürsten der Besitz von Pommern winkte: so war doch in den letzten Monaten dagegen ihm ein Hinderniß mehr erwachsen. Im Jahre 1682 war ein Angriff auf Schweden leichter gewesen als im Jahre 1683. Wie in jenen Zeiten Brandenburg und Dänemark zum Bündnisse mit einander geneigt waren: so ihnen gegenüber Schweden und das Haus Braunschweig-Lüneburg. Der Führer des letzteren, der Herzog Ernst August in Hannover, hatte im Jahre 1682 noch keine erhebliche Macht beisammen: gemäß dem Bündnisse mit dem Kaiser vom Januar 1683, stand er im Frühling da mit 18.000 Mann. Die dänische Aufforderung, neutral zu bleiben, lehnte er ab. Im Gegentheile einigte er sich mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, jeglichem Friedensbruche im Norden entgegen zu treten.[3] Ein Friedensbruch aber stand nur von dänisch-brandenburgischer Seite in Aussicht.

Nach der Ansicht der Staatsmänner in Wien war die Haltung des Hauses Braunschweig-Lüneburg ein starker Hemmschuh für die Kriegeslust des Kurfürsten in Berlin. Nach der Meinung von Anhalt hatte dieser selbst ein noch wirksameres ausgefunden, berechnet auf die hervorragende Eigenschaft des Kurfürsten. Da Frankreich zu dem Kriege rathe, meinte Anhalt, so müsse es weitere erhebliche Subsidien auf sich nehmen, 50.000 Thaler monatlich oder mehr. Der Rath leuchtete dem Kurfürsten ein, und er selber setzte die fortan von Frankreich zu zahlende Summe an auf 70.000 Thaler monatlich. „Ich sah dabei wohl vorher, bemerkt Anhalt, daß Frankreich ent-

[1]) Bericht des Grafen Mannsfeld aus Paris, vom 11. März: „Seitdem der König von Dänemark sowohl als Verjus, Seppeville und Rebenac nachdrücklicher anhero geschrieben, haben der König und seine Minister einen Expressen nach Hamburg, um den K. v. D. und den Kurfürsten aufs neue beisammen und in ihren Interessen festzuhalten, in Eil abgeschickt, mit dieser Proposition, daß der hiesige König nunmehr in ihren vor einem Jahre schon so inständig proponirten Angriff auf das Königreich Schweden consentire und ihnen seine Garantie verspreche. Doch solle vor Ende Martii nichts attentirt werden u. s. w. — Aehnlich Contarinis Bericht aus Wien, vom 24. April.

[2]) Mörner, Staatsverträge Kur-Brandenburgs, S. 440.

[3]) Contarinis Bericht vom 29. Mai: Anche colla nuova stabilita unione dell'Elettore di Sassonia con la casa di Brunswich, si può concepire minorato quel pregiudizio, che dal minacciato incendio di guerra nel Nort era preveduto. Munita questa di venti (? dieci) otto mila bravi combattenti, e il Sassone di quattuordeci mila, vedrassi contrabilanciato lo sforzo de Danesi e Brandenburghesi che tentassero contro la Suezia inferire.

weder die Forderung abschlagen, oder Caution verlangen, und dadurch dem Kurfürsten Zeit geben werde, sich noch einmal zu besinnen. Das Letztere geschah. Frankreich forderte die Stadt und Festung Wesel als Caution. Darüber verzog sich der Entschluß des Kurfürsten bis in den Juni hinein." [1])

Ein anderes Hinderniß erwuchs von dem Feldmarschall Dörffling. Dieser trat vor den Kurfürsten mit dem offenen Worte: er werde lieber sich in Stücke zerhauen lassen, als die Armee commandiren in einem Kriege wider die Ehre und das Gewissen des Kurfürsten und wider die Wohlfahrt des Reiches. — Der Kurfürst sowohl wie Rebenac boten dem ehrlichen Manne große Geldsummen. Dörffling nahm sie nicht. Andererseits aber war gewiß, daß der Kurfürst seine Armee keinem Anderen anvertrauen werde, als Dörffling. [2])

Gleichzeitig verstärkten sich von der anderen Seite her, namentlich durch die eifrige Thätigkeit des holländischen Gesandten Amerongen, für den Kurfürsten die Aussichten, daß, im Falle einer Wendung, auch die Verbündeten bereit sein würden, zu zahlen, nämlich der König von Spanien, die Republik, der Kaiser. Die Verbündeten ihrerseits rechneten endlich darauf, daß der Abschluß der Allianz zwischen dem Kaiser und Polen, wenn auch lediglich wider die Türken gerichtet, einigen moralischen Druck auf den Kurfürsten üben werde.

Im Anfange Juni erklärte sich der Kurfürst bereit, Vorschläge der Verbündeten zu vernehmen.

Als der Graf Lamberg in Berlin eintraf, überzeugte er sich durch den Augenschein, daß die Gerüchte über Bewegungen der Artillerie gegen Schwedisch-Pommern hin nicht ungegründet gewesen waren. Aber seine Ankunft spät am Abende des 9. Juni in Potsdam wurde durch einen eigens an der Brücke dazu aufgestellten Officier dem Kurfürsten sofort rapportirt. Die Haltung des Letzteren in der Audienz am anderen Morgen legte eine große Freundlichkeit an den Tag. Es handelte sich um einen völligen Umschlag in der Politik des Kurfürsten, nicht freilich mit Schaden, weder für ihn selber, noch für die Frau Kurfürstin, deren Wünsche in dieser Beziehung Anhalt bereits früher nach Wien hin kund gegeben hatte.

In den nächsten Tagen verhandelte Lamberg mit Anhalt und Fuchs den Entwurf einer Allianz des Kurfürsten mit dem Kaiser. Die Brandenburger berechneten, wie viel der Kurfürst durch das Aufhören der französischen Pension an ihn einbüßen würde, und verlangten die Schadloshaltung. [3]) Diejenige für die Frau Kurfürstin, mit 80.000 Thalern, ward in einen geheimen Artikel verwiesen. Lamberg ersuchte die Kurfürstlichen, diesen Artikel in der von ihnen gewünschten Fassung zu Papier zu bringen. [4])

Ungleich wichtiger indessen war der andere geheime Artikel des Entwurfes. Durch denselben nahm der Kurfürst die Verpflichtung auf sich, für die Sache des Reiches, demnach die Wiedererlangung der Reunionen, miteinzutreten. [5])

[1]) Bericht des Grafen Lamberg aus Berlin, vom 13. Juni.

[2]) Desgl. vom 28. Juni.

[3]) Desgl. vom 18. Juni: Sie sagten, daß sie auch die von Frankreich, in casum foederis mit E. K. M., unterbleibende Pension als ein lucrum cessans computiren müßten.

[4]) Dieser articulus ist ab Electoralibus selbst also an Hand gegeben worden.

[5]) J. Ch. Dt. wollen auch alle kräftige und nachdrückliche officia aller Orten vorkehren, damit die von der Krone Frankreich oder von dero Civil- oder Militär-Bedienten entsetzten oder quo

Indessen das alles war noch erst ein Entwurf.

Während dieses Umschlages der Dinge in Berlin war der französisch gesinnte Minister Meinders bei den Beredungen in Hamburg, die eben durch jenen Umschlag zwecklos wurden. Als er bei seiner Rückkehr die Sachlage erkannte, rieth er dem Kurfürsten zur Neutralität nach beiden Seiten. Der Kurfürst verwarf zwar den Rath; aber Anhalt warnte durch Lamberg nach Wien hin: wenn der Kurfürst von dort her nicht, wie bisher von Frankreich, jährlich 300.000 Thaler erhalte, so werde Frankreich in Berlin wieder die Oberhand erlangen. — In jedem Falle möge man versprechen, auch wenn dann die Zahlung nicht so pünktlich inne gehalten werde. [1]) — Es dürfte dabei zu beachten sein, daß der Vertrag mit Frankreich nur für eine Kriegeszeit den Betrag von 300.000 Thalern ansetzt, für Friedenszeiten dagegen nur 400.000 französische Livres.

„Man hat hier das geforderte Geld nicht, meldet Contarini am 3. Juli aus Wien, und es bleibt daher als die Frucht der Unterhandlung nur die Hoffnung, daß der Kurfürst sich nicht rühren werde." [2]) — Bis dahin hatte der Botschafter die Besorgniß, daß Dänemark und Brandenburg im Dienste Frankreichs losbrechen würden, das erstere gegen Wismar, das letztere gegen Stettin, als sehr groß geschildert.

So standen die Dinge, als im Anfange Juli die inhaltsvollen Nachrichten rasch einander drängten, daß Kara Mustafa die wohl verwahrte Festung Raab hinter sich liegen lassen wolle, um geradezu auf die gering besetzte Stadt Wien zu marschiren, daß der Kaiser am Abende des 7. Juli flüchtig seine Residenz verlassen habe. Der auch schon früher erwogene Gedanke an die eigene Gefahr, wenn der Kaiser unterliegen würde, trat unmittelbar drohend an den Kurfürsten heran. Er faßte sofort seinen Entschluß und meldete ihn dem Kaiser mit den Worten: „Ich habe die beständige Resolution gefaßt, in dieser Gefahr E. K. M. nicht aus Handen zu gehen." [3]) Jedoch auch darin nicht mit Schaden. Er kündigte an, daß er zum Zwecke eines Vertrages den Fürsten Johann Georg von Anhalt senden werde.

Diese Aussicht auf die zu stellenden Bedingungen verringerte in Passau den Werth der Zusage. Der Kaiser ließ durch Lamberg in Berlin erwiedern: „Die gegenwärtige Noth ist zu dringend, als daß die Hilfe bis nach dem Abschlusse eines Bündniß-Vertrages sich verziehen darf. Der Kaiser verläßt sich daher auf die Großmuth des Kurfürsten, daß er, im Vertrauen auf die Erkenntlichkeit des Kaisers, nicht weniger als der Kurfürst von Bayern, der bereits im Anzuge, und als der Kurfürst von Sachsen, so wie die Kreise Schwaben und Franken, eiligst sein Hilfscorps sende." [4]) Der Kaiser verstärkte diese Mahnung durch ein Handschreiben an den Fürsten Anhalt. Er bittet diesen, dem Kurfürsten zu versichern, daß die Dringlichkeit der Noth nicht gestatte, dies Mal den Succurs von anderen Tractaten abhängig zu machen. „Da-

modo libet turbirten und gravirten Stände, Glieder und Vasallen, und Föderirte des Reiches cum omni causa der Gebühr in integrum restituirt werden.

[1]) Lambergs Bericht vom 28. Juni.

[2]) Contarinis Bericht vom 3. Juli: Tutta la maggiore speranza che qui si concepisce è di vedere l' Elettore senza operare.

[3]) Handschreiben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm vom 14. Juli, aus Potsdam.

[4]) Protokoll der Deputirten-Räthe, vom 19. Juli.

gegen werde ich, zur Anerkennung der bewiesenen Willfährigkeit, mich gleichmäßig zu bezeugen begierig sein." [1])

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm indessen beharrte dabei, zuvor sich seinen Lohn durch einen Vertrag zu sichern. Er schickte den Fürsten von Anhalt nach Passau ab, ertheilte jedoch auch zugleich den in Preußen stehenden Regimentern Befehl zum Marsche nach Krossen, als dem Sammelpunkte seines Hilfscorps. Der König Johann Sobieski ließ ihn an die vertragsmäßige Hilfe von 1200 Mann mahnen. Der Kurfürst erhob keinen Einwand. Die 1200 Mann trafen auch wirklich im October in Ungarn ein.

Der französische Gesandte Rebenac, welcher jene vorgängigen Berathungen über einen Umschlag des Kurfürsten nicht gekannt zu haben scheint, stand um so mehr betroffen über diesen Entschluß zur Hilfe gegen die Türken. Er eilte nach Potsdam und verlangte eine Audienz. In derselben fielen scharfe Worte. Rebenac verstieg sich zu Drohungen: sein König werde das ressentiren. Friedrich Wilhelm erwiederte: das Hemd sei ihm näher als der Rock: er sei ein Kurfürst des Reiches, habe Hilfe versprochen und wolle sie senden. Rebenac zog sich consternirt zurück. „Bei Groß und Klein, meldet Lamberg, sind die Gesichter gegen ihn so verändert, daß ich mich in diesen Wechsel fast nicht zu finden weiß." [2])

Rebenac begnügte sich indessen damit nicht. Er faßte seine Einwände zusammen in einen Brief an den Minister Fuchs. Das Schreiben so wie die Antwort beleuchten das beiderseitige Verhältniß, des Kurfürsten und Ludwigs XIV., sowie die Sachlage überhaupt. [3]) Wir haben daher sie beide zu vernehmen.

„Es ist nicht meine Absicht, schreibt Rebenac, in Betreff meiner neulichen Fahrt nach Potsdam Ihnen viel vorzureden über die Personen, die dort die österreichische und holländische Cabale ausmachen. Sie kennen sie eben so wohl wie ich, desgleichen auch das Verfahren, dessen sie sich zu bedienen pflegen, sobald sie in der Seele Sr. K. D. einen sicheren Vortheil erlangt zu haben glauben. Die Sottisen dieser Herren bringen mich daher nicht in Verlegenheit."

„In der Audienz, die Se. K. D. mir gewährte, vernahm ich, daß dem polnischen Gesandten, Abbé Zaluski, sein Anbringen gewährt worden sei. Ferner sagte der Kurfürst, daß er, in Betracht der Lage der Dinge in Ungarn, sich entschlossen habe, zwölf Regimenter dahin zu schicken. Ich gestehe Ihnen, daß mich das überrascht hat, nicht als ob der König nicht gern sehe, daß den Türken Widerstand geleistet werde, zumal, wo sie sich ausbreiten bis an die für die Christenheit so empfindlichen Orte, so daß vielmehr ihnen nicht genug Hindernisse bereitet werden können. Allein zwölf Regimenter genügen da nicht. Für den Kurfürsten ist das viel; aber in Betracht der Größe der Gefahr ist es sehr wenig. Alles sollte dahin marschiren, und der König hat keinen sehnlicheren Wunsch als den, einen großen Theil seiner Macht dafür zu verwenden. Um ihm so wie dem übrigen Europa dies möglich zu machen, muß man mit ihm den Frieden abschließen. Dies könnte in kurzer Zeit geschehen, wenn der Kurfürst bei seinen früheren Gedanken beharrt hätte, wenn er also, anstatt den Fürsten Anhalt mit dem Angebote einer Hilfe gegen die Türken abzusenden, stärker

[1]) Handschreiben des Kaisers vom 19. Juli.
[2]) Lambergs Bericht vom 21. Juli.
[3]) Anlage III.

noch sogar, als man sie verlangt, ihm den Auftrag gegeben hätte, die Nothwendigkeit des Friedens mit Frankreich vorzustellen, und in Folge dieses Friedens seine Hilfe zu versprechen. Dann wäre sicherlich der Friede mit Frankreich erfolgt, während der jetzige Schritt des Kurfürsten nur der Einbildung der österreichischen Partei schmeichelt. Diese wird nämlich meinen, daß ihr die lang gehegte Absicht gelungen sei, das Band seiner Freundschaft mit dem Könige zu zertrennen. Denn man wird sich nicht der Meinung hingeben dürfen, daß die schwachen Mahnungen am Reichstage und an anderen Orten etwas über jene Partei vermögen, und es ist leicht zu ermessen, von welchem Gewichte die Gründe des Fürsten von Anhalt sein werden. Der Kurfürst weiß besser noch als ich, ob er da, wo es sich um das Interesse des Wiener Hofes handelt, in einen solchen Botschafter ein so großes Vertrauen setzen darf."

„Ferner hat mich der Entschluß, ein Hilfscorps gegen die Türken zu entsenden, noch nach einer anderen Seite hin überrascht. Der Kurfürst will seiner Person und seinem Lande die Truppen entziehen, wo er doch umgeben ist von Mächten, die auf seinen Untergang sinnen. Auch ist ihm dies ja so wohl bekannt, daß es noch nicht sechs Wochen her sind, wo er ihnen den Krieg erklären wollte. Ich habe nicht die Ehre, im Rathe des Kurfürsten zu sitzen; aber von meiner Kenntniß der Beziehungen aus, die zwischen dem Könige und ihm stattfinden, ferner in der Erwägung der Verpflichtungen zur gegenseitigen Bürgschaft — kann ich mich nicht genug verwundern, daß er aus freien Stücken, ohne alle Nothwendigkeit, sein Land von Truppen entblößt. Wenn er sein Corps gemeinsam mit den Truppen von Braunschweig-Lüneburg und Kur-Sachsen nach Südosten marschiren ließe, so würde ich anerkennen, daß darin eine gewisse Sicherheit läge. Aber, verlassen Sie sich auf mich, die Herren von Braunschweig-Lüneburg werden auch nicht Einen Mann marschiren lassen. Andererseits liegt es vor Augen, daß, nach der Entblößung Pommerns von Truppen, die Schweden ungleich leichter sich zum Einbruche in dasselbe entschließen werden. Denken wir uns ferner, daß der Kurfürst Ursache hätte, mit dem Verhalten des Kaisers oder der anderen Verbündeten nicht einverstanden zu sein: so würde es ihm doch einige Unruhe machen, ihnen ein so gutes Pfand überliefert zu haben, wie sie es an einem starken Corps mitten in den Erblanden besitzen würden."

„Zu allem dem noch ist die Botschaft des Fürsten Anhalt, wie dem Könige in der geschehenen Weise unangenehm, so für den Kaiser von geringem Nutzen. Denn wie immer man sich beeilen möge, diese Truppen werden im ganzen Feldzuge die Türken nicht mehr zu Gesichte bekommen. Freilich werden sie dann in Schlesien und Mähren die Winterquartiere beziehen, und das ist wohl für die Mehrzahl derer, die so eifrig auf diese christliche Unternehmung dringen, der einzige Beweggrund. Indessen das sind nicht meine Angelegenheiten. Dagegen darf ich bemerken, daß, wie mir scheint, der König nur mit Verdruß ansehen wird, daß sein erster und bester Verbündeter ganz unnütz verzichtet auf eine so schöne Gelegenheit, den Frieden herzustellen, den der König mit solchem Eifer herbeisehnt. Denn sicherlich lebt er mit allem Rechte der Ueberzeugung, daß es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in der Hand des Kurfürsten stand, wenn er wollte, in vierzehn Tagen den Frieden des Reiches mit Frankreich zu verschaffen, und daß die Hindernisse, welche das übrige Europa in den Weg legte, alle zusammen nicht so sehr entgegen wirkten, wie das einfache Versprechen, welches der Kurfürst in diesen Tagen dem Fürsten von Anhalt und dem

Grafen Lamberg gegeben hat. Se. K. D. hat mir freilich dabei auch mitgetheilt, dem Kaiser gerathen zu haben, Straßburg dem Könige zu belassen, und für das Uebrige ihm selber und den vier Kurfürsten des Rheines den Auftrag der Vermittelung zu ertheilen. Aber täuschen wir uns darüber nicht. Der König kann einen solchen Parteiwechsel nicht mit Freuden begrüßen, und vergeblich sucht man sich zu überreden, daß er sich auf Vermittelungen einlassen werde. Allzu sehr handelt es sich hier um seine Ehre, und wenn er auch alle die Streitkräfte wider sich erblickte, die gegen den Türken sich vereinigen sollten: so würde ihn das nicht mehr in Verlegenheit setzen, als Sie im letzten Kriege gesehen haben."

„Endlich muß ich Ihnen sagen, daß alles, was seit zwei Tagen hier vorgeht und gesagt wird, mir von solcher Wichtigkeit und Consequenz erscheint, daß ich glaube, den König durch einen Courier davon in Kenntniß setzen zu müssen. Wenn es Ihnen darum zu thun ist, die Reden zu erfahren, welche jene Herren über mich in Umlauf setzen: so gibt es gar Manche, die Ihnen darüber Mittheilungen machen können. Ich für mich kümmere mich nur um dasjenige, was Se. K. D. selber mir entbieten läßt."

In etwas anderer Weise hatte also Rebenac in Berlin, im Juli, dieselbe Aufgabe zu lösen, die Vitry in Warschau, einige Monate zuvor, nicht gelöst hatte, nämlich die Hilfe gegen die Türken zu verhindern. Die Aufgabe in Berlin jedoch war leichter. Denn es fehlte dort namentlich der moralische Factor, der in Warschau für die Allianz nachdrücklich eingewirkt: das mahnende Wort des Papstes Innocenz XI., des Vaters der gesammten Christenheit. Rebenac hatte es nur zu thun mit den Meinungen, Hoffnungen, Befürchtungen, und, vor Allem, den Berechnungen der einen Persönlichkeit, des Kurfürsten. Ob die Gründe der Politik Ludwigs XIV. auf den Kurfürsten Eindruck gemacht, ergibt sich aus der Antwort des Ministers Fuchs an Rebenac. Sie lautet, wie folgt. [1])

„Im Besitze des Schreibens, mit welchem Sie mich beehrt haben, erwiedere ich zunächst, daß ich für zweckmäßig gehalten habe, es sobald wie möglich Sr. K. D. vorzulegen. Es ergab sich, daß in der stattgefundenen Unterredung beiderseitig Mißverständnisse vorgekommen sind. Se. K. D. glaubt in Ihrer Rede viele Drohungen wahrgenommen zu haben, und das ist vielleicht der Grund, weshalb seine Antworten nicht ganz nach Ihrem Gefallen gewesen sind."

„Der Kurfürst hat mir nun aufgetragen, Ihnen zu melden, daß er beständig beharrt in seinen Verpflichtungen gegenüber dem Allerchristlichen Könige, und daß er an der Freundschaft mit Sr. Majestät festhalten wird mit aller Sorgfalt und mit aller denkbaren Aufrichtigkeit. In diesem Sinne will er seine Bemühungen um den Frieden eben so eifrig wie jemals zuvor fortsetzen, und dies soll der erste und wichtigste Punkt der Instruction für den Fürsten von Anhalt sein. Der Kurfürst will alles ihm Mögliche dafür thun und pünktlich allem Genüge leisten, was die Verträge von ihm fordern. Er wünscht, daß der Kaiser darauf die gebührende Rücksicht nehme, und wird selber nichts unterlassen, um durch Gründe und in anderer geeigneter Weise den Kaiser dazu zu bewegen."

„Was jedoch die Sendung eines Hilfscorps gegen die Türken betreffe, die der Kaiser mit solchem Nachdruck verlangt: so hat sie mit jener anderen Angelegenheit

[1]) Anlage IV.

nichts gemein. Weder Pflicht, noch Interesse verstatten dem Kurfürsten, diese Hilfe stocken zu lassen an anderen Beschlüssen des Wiener Hofes. Alle Welt weiß, daß die kurfürstlichen Länder mit Schlesien grenzen, daß man Grund hat, von der Uebermacht der Türken und der Zerrüttung der kaiserlichen Armee alles zu fürchten. Die Vorsicht gebietet einen Feind wie den Türken lieber auf fremdem Gebiete zu bekämpfen, als ihn im eigenen Hause zu erwarten. Da die ersten Nachrichten, welche der Kurfürst über die Unglücksfälle der christlichen Armee erhalten, den Zustand derselben als verzweifelt darstellten: so hat er den Entschluß gefaßt, ein beträchtliches, der Gefahr angemessenes Hilfscorps von zwölf bis dreizehn Regimentern hinzusenden. Läßt jedoch die Gefahr nach, so kann man auch das Corps demgemäß einrichten. Nicht jedoch kann er sich davon dispensiren, überhaupt Hilfe hinzuschicken, weil keine Verpflichtung existirt, die ihn daran zu hindern vermöchte."

„Der Kurfürst wird niemals dem allerchristlichsten Könige das Unrecht zufügen, von ihm zu glauben, daß Se. Majestät mißbilligen könne, was der Kurfürst bei diesem Anlasse eher für das Wohl der Christenheit, als aus irgend einer anderen Rücksicht thut. Er hält den König für zu großmüthig, als daß er ihm zutraue, Nutzen ziehen zu wollen aus dem Unglücke, welches die gesammte Christenheit und besonders das Reich, nicht blos mehr bedroht, sondern bereits umschlungen hält. Jedenfalls sind die Absichten des Kurfürsten rechtlich, aufrichtig, ehrenhaft, und darum darf er auch glauben, daß Se. allerchristlichste Majestät sie in keiner Weise mißbilligen, sondern vielmehr ihn darin unterstützen werde. Und eben dies ist alles, was er wünscht."

Die Persönlichkeit des Ministers Fuchs erscheint hier nicht in klarem Lichte. Während Rebenac in jenem Schreiben ihn anredet als Gesinnungsgenossen, übergibt Fuchs Copien beider Schriftstücke an Lamberg. Auf den Vorhalt Lambergs, daß die Antwort an Rebenac einen Rückzug in sich schließe, erwiederte Fuchs, daß die Instruction des Fürsten von Anhalt, deren Consequenz einen völligen Umschlag enthielt, nicht geändert werden solle. Er gab zugleich sein persönliches Motiv zu erkennen: er bat für sich um den Adelstitel, ohne welchen er dem Minister Meinders nicht gewachsen sein würde. Aber die Antworten des Fuchs beruhigten Lamberg nicht. Denn auch der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der im Auftrage Lothringens eine Schilderung der Bedrängniß von Wien überbrachte, erhielt am 23. Juli in Potsdam eine weniger willfährige Antwort.[1]) Dann kam eine Anfrage des Kurfürsten von Sachsen in dieser Angelegenheit ein. Die hauptsächliche Stelle der Antwort Friedrich Wilhelms lautete: „Ich finde in meinem christlichen Wissen und Gewissen kein anderes Mittel, als daß man sich der Krone Frankreich um jeden Preis[2]) versichere, und dieselbe von allen Thätlichkeiten wider das Reich durch einen beständigen Vergleich abhalte." Der Kurfürst Friedrich Wilhelm nimmt dann für sich in Anspruch, daß bisher er den König von Frankreich zurückgehalten habe. Da er dieses nun nicht mehr vermöge, so fährt er fort: „Aber dieses animirt mich nun so viel mehr, dem agonisirenden Vaterlande durch treuen Rath zu Hilfe zu kommen, dasselbe auch in der äußersten Noth nicht zu abandonniren, sondern vielmehr dasjenige anzurathen, was erfahrene medici in

[1]) Lambergs Bericht vom 28. Juli.

[2]) quocumque modo. Die Schreiben beider Kurfürsten sind abgedruckt in Raumers histor. Taschenbuche für 1848, S. 226 u. f.

desperaten Krankheiten thun, wenn sie ein Glied abschneiden und dahinten lassen, um den ganzen Leib zu salviren."

Die letzten Worte enthalten in wenig veränderter Form denselben Gedanken, den um reichlich ein Jahr zuvor der Herr von Jena als Gesandter dieses Kurfürsten am Reichstage in Regensburg verkündet hatte. (Vgl. S. 117). Es war ein Act eines Patriotismus gar sonderbarer Art, den dieser Kurfürst von Brandenburg anrieth. Die Reunionen Ludwigs XIV. umfaßten eine Reihe von Ländern, die zusammen auf den achten Theil des Reiches geschätzt wurden. Diesen achten Theil also sollte man nach dem Rathe des Kurfürsten amputiren!

Das Schreiben an Johann Georg wurde nicht geheim gehalten. Lamberg eilte daher nach Potsdam, um Gegenvorstellungen zu machen. Er wies darauf hin, am 27. Juli, daß auch selbst, wenn der Kaiser wollte, dennoch sechs Wochen erforderlich sein würden, den Frieden mit Frankreich zum Abschlusse zu bringen. Nach sechs Wochen komme aber jeder Succurs für Wien zu spät. — Der Kurfürst jedoch beharrte bei seiner Alternative: ein geringer Succurs werde nichts ausrichten; einen erklecklichen Succurs aber könne er nicht anders schicken, als nach der Feststellung des Friedens mit Frankreich, d. h. also nach dem Verzichte von Kaiser und Reich auf die von Ludwig XIV. reunirten Gebiete. Der Bericht Lambergs schließt mit den Worten: „Welchem Ihre Kurfürstliche Durchlaucht gleichwohl mit thränenden Augen und zerbrochenem Gemüthe beigesetzt haben, daß Sie lieber aus der Welt treten, als das ferner vorausfehende Unglück erleben wollten." [1])

Es ist sehr merkwürdig, daß der eigenthümlich patriotische Rath, den der Brandenburger Kurfürst am 25. Juli für das Reich gab, in der Nachgiebigkeit für Ludwig XIV. weiter ging, als dieser selbst noch forderte.

* * *

Denn Ludwig XIV. beharrte auf dem Wege des Zurückgehens. Am Tage nach jener Antwort des Kurfürsten in Berlin, am 26. Juli, überreichte der Gesandte Verjus de Crecy die Antwort auf die Schrift vom 11. Juli. Wir haben gesehen, daß und aus welchen Gründen Ludwig XIV. seit Monaten keine neuen Uebergriffe gegen das Reich verübte, sondern statt dessen bei jeder neuen Erklärung thatsächlich um ein Weniges zurückwich. Auch die Antwort vom 26. Juli trägt diesen Charakter, nicht freilich in der Form.

Denn sie ist in den Ausdrücken wider den römischen Kaiser Leopold die heftigste, die es in dieser Sache bis dahin gegeben. [2]) Die Schritte des Kaisers, hieß es darin, seien berechnet auf einen inneren Krieg in Deutschland. Das Reich werde dargebracht zum Opfer für Spanien. Bereits achtzehn Monate zuvor habe der König erkannt, daß durch den Gehorsam des Wiener Hofes vor den Winken Spaniens das Thor eröffnet werde für die Leiden Ungarns — richtiger für die Unterjochung Ungarns durch den von Ludwig XIV. dafür bezahlten Rebellen Tököly. Deshalb habe der König den Frieden angeboten — richtiger die mit Gewalt gemachten Reunionen zu behalten gefordert. Damals schon haben die Kurfürsten zugestimmt — richtiger fünf

[1]) Lambergs Bericht vom 28. Juli.

[2]) Lateinisch abgedruckt bei Lünig: sylloge etc., t. I, p. 731.

Kurfürsten, unter denen der Brandenburger für Geld gekauft, die vier rheinischen, durch Furcht bedrückt, in ihrem Willen nicht frei waren. Aber der Kaiser, im Gehorsame für Spanien, habe lieber seine eigenen Grenzländer im Osten preisgeben, als auch nur einen Zoll breit weichen wollen von dem gefaßten Vorsatze des Krieges gegen Frankreich. — Die folgende Stelle lautet wörtlich wie folgt.

C'est dans cette vue qu'Elle (S. M. I.) a toujours empêché, par le crédit qu'elle a auprès de plusieurs princes, et par des intrigues qui ne sont que trop connues, qu'ils ne concourussent à l'affermissement de la paix, et qu'Elle a fait plus de dépenses en négociations auprès de tous les princes de l'Europe pour les engager dans des ligues avec Elle contre la France, qu'en munitions de guerre et de bouche, et autres préparatifs pour mettre ses armées et ses places en état de faire une juste et vigoureuse résistance lorsqu'elles seraient attaquées.

Nicht daher, fährt die Denkschrift fort, auf eine Kriegsbereitschaft gegen den Türken, den unversöhnlichen Erbfeind des christlichen Namens — richtiger doch in diesem Falle: den Bundesgenossen des allerchristlichsten Königs — verwende der Kaiser seine Mittel, seine Kraft, sein Geld, sondern gegen den König von Frankreich, und suche darum von den Türken den Frieden um jeden Preis. Deshalb erklärt der König von Frankreich dem Kaiser gegenüber die Zeit der Unterhandlung für verstrichen. Allein, um dennoch der Welt zu zeigen, wie friedlich er gesinnt, wolle er nicht fordern die Erstattung der ungeheueren Kosten, zu welchen das Haus Oesterreich ihn gezwungen, sondern sei bereit, einen Stillstand einzugehen auf dreißig Jahre, vorausgesetzt, daß dieses sein Erbieten angenommen werde vor dem 31. August.

Demnach diente die Heftigkeit der Ausdrücke dieser Denkschrift vom 26. Juli, indem sie dem Ingrimme Ludwigs XIV. über die Haltung des Kaisers Ausdruck gab, zugleich mit zu dem Zwecke, die Thatsache der abermaligen Beschränkung seiner Forderungen zu verschleiern. Es war wie ein Rückzug, eingeleitet durch das herausfordernde Geschmetter der Trompeten, als ginge es zum Angriffe.

Der Kaiser war indessen nicht Willens, die Ausdrücke dieser Schrift ungerügt hinzunehmen. Sein Geschäftsträger Chassinet in Paris trat zu dem Minister Colbert de Croissy, um eine Beschwerdeschrift einzureichen, mit dem Verlangen, daß Verjus für die ungebührlichen Ausdrücke seiner Denkschrift vom 26. Juli zur Rechenschaft gezogen werde.[1] Croissy fuhr heftig empor: er werde die Beschwerdeschrift nicht annehmen, sie nicht lesen. Was Verjus in Regensburg gesagt, entspreche alles dem Auftrage des Königs. Dieser vielmehr habe das Recht, sich zu beschweren,[2] daß die kaiserlichen Gesandten aller Orten dreist verkünden — was doch der Wahrheit durchaus zuwider: — der König habe die Türken nach Ungarn und Oesterreich gelockt und fördere die Plane der Rebellen. Dagegen wisse alle Welt, daß der Kaiser nur auf Krieg gegen Frankreich sinne, sobald er um jeden Preis mit den Türken abkommen könne.[3]

[1]) Bericht des Chassinet vom 3. September, im k. k. Archive. Gallica.

[2]) Respondit: Sermum Dominum suum multo gravius ferre debere, quod Ministri Caesarei ubique — quod tamen falsissimum esset — Regiam S. Majestatem infidelium arma in Hungariam et Austriam provocasse, perduellionumque consilia promovere, protervius affirmare sustinerent.

[3]) Constare, S. C. Mtem V. non nisi bellum contra Galliam cogitare, quam primum pacem cum Turcis quocumque pretio comparare potuerit.

Die Thatsachen haben uns gezeigt, was an der Rede Croissys der Wahrheit entsprach, und was nicht. Chassinet erwiederte, daß er auf seinen Vortrag im Namen des Kaisers eine Antwort verlange; aber Croissy fiel ihm ins Wort mit der Bemerkung, daß er, Chassinet, nur ein Geschäftsträger sei und nicht ein accreditirter Gesandter. Daß durch diese Berufung auf den formellen Mangel der Minister Croissy und sein Auftraggeber auch in sich selber das Bewußtsein überwunden hätten, eine verdiente Rüge empfangen zu haben, dürfte kaum anzunehmen sein.

Entsprechend lauteten die Kundgebungen des Kaisers von Passau aus nach Regensburg. Es wäre besser gewesen, ließ er den Reichsständen sagen, wenn seine Commissäre die französische Schrift vom 26. Juli wegen ihrer ungebührlichen Fassung sofort zurückgegeben hätten. Nun, da sie einmal angenommen, verlange der Kaiser, obwohl die Stellung eines Termines wie eine Kriegserklärung laute, über den Inhalt der Schrift das Votum der Reichsstände.[1]) — Der Kaiser ließ durch den Grafen Windischgrätz, den er zu seinem Principal-Commissär in Regensburg ernannte, dem Reichstage die Meldung machen, daß er sich im October nach Regensburg begeben werde, und zugleich die sämmtlichen Kurfürsten und Fürsten dort zu finden hoffe, um gemeinschaftlich mit ihnen zu berathen und zu beschließen.

Indirect lag schon in dieser Ankündigung, daß der Kaiser den von Ludwig XIV. gestellten Termin des 31. August nicht inne halten, eine Antwort bis dahin nicht geben werde. Auch machte man von kaiserlicher Seite daraus kein Hehl.[2]) Eben so wenig blieb dem Könige von Frankreich verborgen, in welcher Weise die Antwort überhaupt ausfallen werde. Bereits am 9. August meldete ihm sein Botschafter im Haag, der Graf d'Avaux: der Kaiser habe durch seinen Residenten Kramprich im Haag den Generalstaaten eröffnen lassen: er hoffe, daß Gott ihm die Stadt Wien erhalte: in keinem Falle jedoch werde er auf die Vorschläge des Königs von Frankreich in Betreff des Reiches allein sich einlassen, sondern nur auf einen allgemeinen Frieden eingehen.[3])

Aber Ludwig XIV. hatte den Termin des 31. August gestellt, hatte öffentlich verkündet, daß er nach dem Ablaufe desselben sich freie Hand vorbehalte. Wie nun, wenn er am 1. September seine marschbereiten Truppen in das Reich vorschob?

Daß Ludwig XIV. sehr starke Bedenken haben werde, eine solche Drohung zur Wahrheit zu machen, dafür sprachen dieselben Gründe wie früher, nur in noch verstärktem Maße.

Allerdings hatten ja Mohammed IV. und Kara Mustafa, von ihrem Zuge nach Westen aus, an Ludwig XIV. die Aufforderung gerichtet, daß er ihrem Angriffe auf den Kaiser auch seinerseits zu Hilfe komme durch einen Einbruch von Westen her. (S. 76). Nach den mannigfachen Mißhandlungen und Beschimpfungen in den Personen der französischen Gesandten, die Ludwig XIV. sich von den Türken hatte gefallen lassen, um nur nicht ihren Kriegeszug wider den Kaiser zu stören, mochten Mohammed IV. und Kara Mustafa glauben, daß Ludwig XIV. willig mit die Hand

[1]) Conferenz-Protokoll vom 13. August.

[2]) Contarinis Bericht vom 19. August: Anzi scrivono da Ratisbona haver Ministri Austriaci havuto a dire che la Mtà di Cesare differirebbe il rispondere alle offerte del Chmo alla sua comparsa in quella città.

[3]) Mémoires d'Avaux, t. I, p. 317.

anlegen werde, um den Kaiser zu Boden zu schlagen. Ihrem Hochmuthe kam nicht der Gedanke, daß der König von Frankreich sie betrachte wie seine Werkzeuge, brauchbar und geeignet, ihm den Weg zu bahnen über ihr Ziel hinweg für das seinige. Er hatte ihren Entschluß zu diesem Kriege auf alle Weise zu fördern gesucht, nicht weil er arbeiten wollte für sie, oder zusammen mit ihnen, sondern damit sie arbeiten sollten für ihn. Er wollte ihnen also nicht helfen; aber es war sogar auch die Frage, ob er es hätte wagen dürfen, wenn er gewollt hätte, d. h. also, ob er es konnte. Zu ihnen hatte er vertraulich und geheim reden lassen als ihr Freund: vor dem christlichen Abendlande redete er über sie und wider sie in einer anderen Weise. Gerade in jener letzten heftigen Denkschrift, vom 26. Juli, hatte er, nach der damals üblichen Weise, den Türken benannt als den unversöhnlichen gemeinsamen Erbfeind des christlichen Namens. Mochten diese Worte immerhin nur eine Concession an das erregte Gemeingefühl der christlichen Völker sein sollen: dem Fürsten, der sie gesprochen, war es schwer, offen vor der Welt etwas zu thun, was gegenüber jenem auf die Nachrichten von Wien her immer stärker pulsirenden Gemeingefühle erscheinen mußte als eine Begünstigung der Türken. Dies um so mehr, da der König überall heftig protestiren ließ gegen die Anklage, daß er die Türken hergezogen. [1])

Dazu kam für Ludwig XIV. die Einwirkung von Rom aus, die, bei jenem erregten Gemeingefühle auch der französischen Nation wider die Türken, nicht zu unterschätzen war. Wir haben vernommen, daß der Papst, im Sommer 1683, die Entsendung des neuen Nuntius Ranuzzi für Frankreich hinauszog, bis ihm aus der Antwort des Kaisers der Sachverhalt völlig klar vorlag. Die Instruction Ranuzzis war, wie er selber dem Kaiser meldet, erfüllt von der Berufung an die christliche Gesinnung des Königs von Frankreich; ja selbst dessen nahe Verwandtschaft mit dem Kaiser sollte er zur Sprache bringen. [2]) — Ranuzzi bot zugleich, im Auftrage des Papstes, dem Kaiser seine Dienste bei Ludwig XIV. an. Von Passau aus, am 23. August, nahm der Kaiser gern sie an. Ranuzzi, ausgerüstet mit jenen Weisungen des Papstes Innocenz XI., mit Berichten über die Lage Wiens, trat vor den König Ludwig XIV. Er hielt dem Könige vor, was er schuldig sei der eigenen Ehre, dem Wohle der Christenheit, den Gnaden, mit welchen Gott ihn überschüttet. So Ranuzzi selbst. Er war der Ansicht, daß die Wärme seiner Vorstellungen nicht ohne Eindruck geblieben sei. [3])

Innocenz XI. begnügte sich nicht mit diesen Mahnungen durch seinen Nuntius. Am 14. August ließ er den französischen Botschafter zu sich entbieten. Da er einen Courier nach Frankreich sende, sagte der Papst, so habe er zuvor den Botschafter bitten wollen, auch seinerseits die Frömmigkeit und die Großmuth des Königs zu beschwören, die sämmtlichen christlichen Fürsten zu versichern, daß er während der Bedrängniß der Christenheit nicht seine Waffen gegen sie erheben wolle, damit Alle dem Kaiser Beistand leisten könnten. Denn nicht wenige von ihnen beriefen sich darauf, daß die Furcht vor Frankreich es ihnen nicht gestatte. Auch liege es ja, fuhr Innocenz XI. fort, im eigenen Interesse des Königs, daß der Türke nicht weiter vordringe;

[1]) Bericht des Grafen Thun aus London, vom 27. Juli: Barillon strepitirt hier sehr dagegen, daß man seinem Könige aufbürden wolle, er habe die Hand in diesem Türkenkriege.

[2]) Bericht Ranuzzis vom 17. September.

[3]) Così non ho trovato difficultà di rendere persuasa S. M. di queste convenienze.

denn wenn er sich Deutschlands bemächtige, so werde auch die Macht des Königs zum Widerstande nicht ausreichen. — Der Botschafter zeigte alle Bereitwilligkeit, in diesem Sinne nach Versailles zu schreiben, bat aber auch den Papst, zu glauben, daß der König für das Wohl der Christenheit sich immer eifrig erweisen werde. Indem der Cardinal Pio dem Kaiser dies berichtet, fügt er hinzu: „Nach der Ansicht Anderer hat der Botschafter weiter gesagt: der Papst könne sich darauf verlassen, daß der König der Befreier der Christenheit sein werde.[1])

Es dürfte dahin gestellt bleiben, ob Versicherungen solcher Art ausreichend waren, dem Papste alle Besorgniß zu nehmen. Denn warum hatte Ludwig XIV. den Termin des 31. August drohend hingestellt, wenn er nicht sich freie Hand behalten wollte, nach dem Ablaufe desselben in der ihm vortheilhaftesten Weise zu handeln?

Am Hofe zu Passau dagegen rechnete man mehr auf die reellen politischen Momente, welche einer feindlichen Action Ludwigs XIV. im Wege standen. Eins derselben war die Furcht vor einem plötzlichen Ausgleiche des Kaisers mit den Türken, und demgemäß vor der Wendung aller Streitkräfte des Kaisers nach dem Rheine. Diese Furcht Ludwigs XIV. blickt deutlich genug hervor aus jener französischen Denkschrift vom 26. Juli, aus der Anklage selbst, die darin der König erhebt, daß der Kaiser das Gemeinwohl der Christenheit hintansetze gegen seine Feindschaft wider Frankreich. Diese Furcht des Königs und seiner Räthe ward gerade damals gesteigert durch die Ankunft des Internuntius Caprara in Passau. Er ward von Vielen angesehen als der Träger eines türkischen Friedensangebotes. Wir Spätere wissen, daß wenigstens Kara Mustafa dies nicht beabsichtigte, daß nur Ibrahim Pascha auf eigene Hand, und wahrscheinlich um die Plane des Kara Mustafa zu kreuzen, für die Abtretung der Festung Raab den Frieden in Aussicht gestellt hatte. Aber jene Meinung von dem Zwecke der Ankunft Capraras diente den kaiserlichen Ministern für ihren Zweck, jegliche Antwort auf die französische Denkschrift vom 26. Juli hinaus zu zögern.[2]) Sie wandten, um jene Meinung einer möglichen Rückkehr Capraras ins Türkenlager zu verstärken, ein nahe liegendes und unscheinbares Mittel an. Caprara behielt in Passau noch für Wochen lang seine türkische Kleidung, so daß es schien: er könne täglich und stündlich wieder dahin aufbrechen.

Endlich aber ward Ludwig XIV. in den Sommermonaten des Jahres 1683 an jeder Action gehindert durch die Ungewißheit, wessen er sich von dem Kurfürsten von Brandenburg zu versehen, durch die für Wochen lang schwankende Haltung desselben.

* * *

Die Absendung des Fürsten von Anhalt nach Passau, mit einer Instruction, gemäß dem Entwurfe vom Juni (S. 267), andererseits dann die von dem Minister Fuchs dem Gesandten Rebenac gegebene Erklärung, daß der Kurfürst an dem Bündnisse mit Ludwig XIV. festhalten werde, waren sehr wenig vereinbar. Ob der Kurfürst Friedrich Wilhelm damals eine bestimmte Absicht hatte, den Kaiser oder den

[1]) Bericht des Cardinals Pio vom 14. August: Oltri hanno creduto si sia passato più avanti dall' Amb. per impegnare il Papa a credere che il suo Rè sarà il liberatore della Christianità.

[2]) Contarinis Bericht vom 19. August: La venuta del C. Caprara alla corte ha fatto confermar gl'animi de Ministri nel trattener sempre più le risposte ai progetti della Francia.

König zu täuschen, dürfte schwer zu sagen sein. Es kam wohl nur auf das Mehrgebot an. Aber bei widersprechenden Versicherungen nach zwei entgegen gesetzten Seiten ist es unvermeidlich, daß der eine Theil oder der andere sich nachher betrogen findet. Dagegen reifte für den Kaiser aus der Zeit der Unsicherheit und des Schwankens jedenfalls der eine Vortheil, daß Zeit gewonnen wurde, nämlich, daß während dieser Zeit der Kurfürst nicht zur Verfügung des Königs von Frankreich stand.

Im Anfange August erschien Anhalt als Bevollmächtigter des Kurfürsten in Passau, und die Unterhandlungen begannen.

Nach jener Antwort des Ministers Fuchs an Rebenac hätte man denken sollen: der Kurfürst betrachte die Hilfeleistung für den Kaiser gegen die Türken als eine Pflicht der Selbsterhaltung. Allein den kaiserlichen Räthen gegenüber lautete die Rede etwas anders. Sie standen entsetzt bei der Höhe der Forderungen, die Anhalt für die zu leistende Hilfe erhob. Die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau wurden, ungeachtet der früheren Zurückweisung, abermals genannt. Doch bestand Anhalt nicht darauf, damit, wie er sagte, es nicht scheine, als wolle der Kurfürst aus der öffentlichen Calamität Nutzen ziehen. Aber er forderte die Anerkennung des Anspruches auf Jägerndorf durch die Zahlung von 200.000 Thalern dafür. Er forderte außerdem 200.000 Thaler baar, 100.000 Thaler in Assignationen, also von dem Kaiser eine halbe Million Thaler. Eben so viel verlangte er von dem Könige von Spanien, endlich von der Republik der Niederlande 300.000 Thaler. „Dies Alles fordert er, melden die Räthe dem Kaiser, ohne daß noch in irgend einer Weise ersichtlich wird, daß der Kurfürst, außer der Türkennoth, den Verbündeten näher treten will.“ [1])

Es ist hier jedoch daran zu erinnern, daß auch die anderen Hilfstruppen nicht unentgeltlich anrückten. Die kaiserlichen Räthe geben die mit Kursachsen für den Anmarsch und Rückmarsch vereinbarte Summe auf 500.000 Gulden an. Höher aber schätzten sie ein gleiches brandenburgisches Hilfscorps, wenn nicht wegen der Mannschaft, so wegen des Führers, des Feldmarschalls Dörffling. Dieser selbst hatte sich ausgebeten, daß der Kaiser durch den Fürsten Anhalt um seine persönliche Dienstleistung an den Kurfürsten schreiben möge. Er wolle gern sterben, sagte er, wenn er, als geborener Oesterreicher, seinen letzten Feldzug noch im Dienste seines natürlichen Herrn und seiner Heimat machen könne.[2]) Dem Wunsche Dörfflings entsprach derjenige des Kaisers und seiner Räthe. Unter den Gründen, welche die letzteren für das Eingehen auf die brandenburgischen Vorschläge geltend machen, tritt der eine hervor: „Absonderlich bauen wir auf Dörffling.“ [3])

Allein diese Gründe überwogen nicht die Bedenken. Das Votum der kaiserlichen Räthe drängt sich zusammen wie folgt.

„Daß der Kurfürst bei dem jetzigen traurigen Zustande seine Saiten so hoch spannt und aus der öffentlichen Noth für sich besonders so hohen Nutzen ziehen will, ist sehr hart und untröstlich. Dazu scheint, daß sein Hilfscorps, wenigstens zum Entsatze von Wien, nicht mehr rechtzeitig ankommen, und hernach durch die Winterquartiere den Erblanden eher zur Beschwerde, als zur Hilfe gereichen dürfte. Allein auf der anderen Seite steht die Besorgniß, und zwar fast mit Sicherheit, daß der

[1]) Protokoll und Votum vom 7. und 8. August.
[2]) Lambergs Bericht vom 21. Juli.
[3]) Das Protokoll vom 30. August.

Kurfürſt, wenn man ihn in dieſer Sache fahren ließe, wieder völlig zu Frankreich treten werde. Daher iſt zu antworten, daß der Kaiſer bereit iſt zu einem Bündniſſe auf Grund des Entwurfes vom Juni. Der Kaiſer erkennt ein Recht des Kurfürſten auf Jägerndorf nicht an, will jedoch, zur Erhaltung guter Freundſchaft mit dem Kurfürſten, alles dasjenige leiſten, was er ſchon früher angeboten hat." [1])

Der Kaiſer gab ſeine Zuſtimmung. Seine Räthe und der Fürſt von Anhalt ſtellten ſofort den Entwurf eines Vertrages feſt auf Grund desjenigen vom Juni. Die Hauptſache ward in einen geheimen Artikel verwieſen. Derſelbe lautet: „Der Kurfürſt verſpricht, dafür einzutreten, daß alle von Frankreich turbirten und gravirten Reichsſtände in integrum reſtituirt werden, zur Conſervation des geliebten Vaterlandes und der teutſchen Libertät, mit Rath und That." [2])

Wenn der Kurfürſt von Brandenburg, bis dahin die ſtärkſte Stütze [3]) der Gewalt und des Unrechtes von Ludwig XIV. wider Deutſchland, auf dieſen Vertrag einging: ſo lag nach Weſten hin, ob Krieg, ob Frieden, eine hellere Zukunft offen.

Der Kurfürſt ging *nicht* ein. Der Artikel, erwiederte er, ſei eine Kriegserklärung gegen Frankreich, darum hors de saison. Anhalt habe ſeine Inſtruction überſchritten.

Die kaiſerlichen Räthe legten darüber dem Kaiſer ihre Anſicht vor, am 30. Auguſt: „Wir haben uns in dieſe unvermuthete und geſchwinde Veränderlichkeit des Kurfürſten deshalb nicht wohl finden können, weil ja der Entwurf des Vertrages nicht neu, ſondern durch Lamberg bereits im Juni in Berlin vorgelegt war. Wir vermuthen daher, daß die Krone Frankreich vermittelſt großer Geldreichungen den Kurfürſten dergeſtalt wieder an ſich gebunden, daß er weder ſich weiter alliiren, noch auch gegen die Türken helfen darf." [4])

Dennoch rathen dann die Miniſter dem Kaiſer, in Berlin neue Verſuche zu machen, um dieſen mächtigen Kurfürſten ſich zu verbinden. Dies könne jedoch anders nicht geſchehen, als wenn der Kurfürſt 380.000 Thaler baar, und dann jährlich 300.000 Thaler erhalte, beſonders aber, da ohne die Frau Kurfürſtin nichts geſchehe, daß auch dieſe nicht vergeſſen werde.

Dieſe Aufgabe war deshalb um ſo ſchwerer, weil der abermalige Umſchlag des Kurfürſten erfolgt war eben durch die Bemühungen der genannten Frau Kurfürſtin und des Miniſters Meinders. [5])

In dem Vertrage, der über die Erneuerung des Dienſtverhältniſſes am 25. October [6]) 1683 zu Potsdam geſchloſſen wurde, erhöhte Ludwig XIV. den Lohn des Verrathes und der Schande um 100.000 Livres in Friedenszeit, ſo daß der Kurfürſt anſtatt wie bisher vierteljährlich 100.000 Livres, fortan 125.000 Livres auf dieſelben Bedingungen wie früher erhalten ſollte. Jedoch zog der König die Zügel des Dienſtes etwas ſchärfer an. Der Kurfürſt mußte ſich verpflichten, durch ſeine Abſtimmung und

[1]) Protokoll vom 9. und 10. Auguſt.

[2]) Desgl. vom 12. Auguſt.

[3]) Contarinis Bericht vom 19. Auguſt: Staccato che sia Brandenburgo, che è il fondamento maggiore de Francesi in Alemagna, pote sperarsi più ragionevoli trattati o più facile la resistenza.

[4]) Protokoll vom 30. Auguſt.

[5]) Contarinis Bericht vom 26. September: Anhalt ha trovato a Berlino dagl' artificii dell' Elettrice e dal primario ministro Meinders cambiate le cose in guisa che tutto resta sconvolso.

[6]) Man ſehe jedoch die Bemerkung bei Mörner: Staatsverträge Kurbrandenburgs, S. 731.

alles, was in seiner Macht stehe, in Regensburg für die Annahme der französischen Forderungen zu wirken, und nie zu gestatten, so weit es von ihm abhange, daß von Seiten des Reiches ein einmüthiger Beschluß gefaßt werde, der direct oder indirect einen Krieg wider Frankreich nach sich ziehen könne. [1])

Der Vertrag schloß mit der ausdrücklichen Bestimmung der Geheimhaltung, gegen wen immer es sei.

* * *

Aber Ludwig XIV. gedachte den Wiederankauf des Kurfürsten sofort ergiebig auszubeuten. Da er selber einen Einbruch in das Reich nicht wagte, so wollte er die Gelegenheit benutzen, einen inneren Krieg dort anzufachen, dessen Feuer er nähren würde durch sein Geld.

Es kommt hier an auf die Haltung des fürstlichen Hauses Braunschweig-Lüneburg, insbesondere des moralischen Hauptes desselben, des Herzogs Ernst August zu Hannover.

Die Stellung desselben in Waffen hatte im Mai und Juni erheblich beigetragen, den Kurfürsten von Brandenburg und den König von Dänemark zu bewegen, das dem Könige von Frankreich zu Dienste gegen Schweden bereits gezogene Schwert bei reiferer Ueberlegung dennoch wieder einzustecken.

Der Kaiser, in voller Anerkennung dieser Haltung, ließ am Reichstage in Regensburg ausdrücklich erklären, daß er, obwohl wissend, daß er von der patriotischen Gesinnung des fürstlichen Hauses Braunschweig-Lüneburg eine ansehnliche Hilfeleistung wider die Türken erwarten dürfte, dennoch dies Verlangen dort nicht stelle, damit bei einer etwaigen Unruhe im Norden die Kräfte nicht zertheilt würden. [2]) — Auf diese Worte des kaiserlichen Commissärs erwiederte der Gesandte des fürstlichen Hauses, Falkenhahn: auch er sei beauftragt, zu erklären, daß, wenn nicht seine Principale mit Bedauern auf Unruhen im Norden gefaßt sein müßten, sie nicht säumen würden, mit einer ansehnlichen Macht dem Kaiser wider den Erbfeind der Christenheit zu Hilfe zu kommen.

Von anderer Seite jedoch ward dieser Wunsch ausgesprochen. Der Polenkönig Johann Sobieski forderte den Herzog Georg Wilhelm in Celle auf, sich an dem Zuge wider die Türken mit zu betheiligen. Der Herzog erwiederte: „Wir würden wahrlich dem Wunsche Ew. Majestät und dem eigenen nicht fehlen, sondern unsere Truppen mit den Ihrigen zum Kampfe wider die Türken vereinigen, wenn nicht die, sehr zur Unzeit, in unserer nächsten Nachbarschaft erregten Gefahren uns zwängen, davon abzustehen." [3])

Die Sache lag sogar so, daß die französische Politik eine Betheiligung des Hauses Braunschweig-Lüneburg gegen die Türken lieber gesehen hätte. Ein kundiger Zeitgenosse faßte, im Ueberblicke des Ganzen, dies Verhältniß in die Worte: „Es verdrießt die Franzosen, daß das Haus Braunschweig-Lüneburg dem Kaiser keinen Succurs schickt,

[1]) Mörner, S. 733: et de ne jamais permettre autant qu'il dépendra de luy, que l'on prenne de la part de l'Empire une résolution unanime tendante à une guerre contre la France directement ou indirectement.

[2]) Anlage V.

[3]) Lünig: literae procerum Europae, t. III, p. 39.

weil sie sehen, daß das Verweilen ihrer zahlreichen Truppen an der Elbe die Versuche verhindert, welche die Bundesgenossen Frankreichs dort zum Zwecke einer Diversion unternehmen sollten." [1])

Damit ist die Antwort gegeben auf jene Rede des französischen Gesandten Rebenac in Berlin, daß die Braunschweig-Lüneburger nicht zum Entsatze von Wien marschiren würden (S. 269.) Und dies führt uns zum Ueberblicke des Ganzen.

Die drohende Haltung der von dem Könige von Frankreich dafür bezahlten Mächte Dänemark und Brandenburg verwehrte dem gesammten Norddeutschland, dem Kaiser Hilfe zu bringen wider die Türken. Andererseits aber trug die Rüstung des Hauses Braunschweig-Lüneburg wesentlich bei, die Mächte Dänemark und Brandenburg in Schach zu halten, und sie zu zwingen, abzustehen von weiteren thätlichen Diensten zu Gunsten Frankreichs und damit indirect der Türken.

Um seinen guten Willen zu bethätigen, sandte der Herzog Ernst August seine zwei ältesten Prinzen als Freiwillige zum Entsatzheere. [2])

Und damit können wir endlich die dunkle Region der Hindernisse des Entsatzes von Wien verlassen, um uns der lichteren der Förderung desselben zuzuwenden.

* * *

Es existirt kein genaues Verzeichniß der Hilfesendungen an Geld, und darum muß ich mich begnügen, diejenigen zu nennen, die den damaligen Berichterstattern zur Kunde kamen. Tirol sandte dem Kaiser 100.000 Thaler baar. Der Kreis Schwaben schickte einen großen Vorrath Mehl, zu 150.000 Gulden an Werth geschätzt. Der König Carl II. von Spanien übermachte in verschiedenen Sendungen 550.000 Stücke von Achten. [3]) Die italienischen Fürsten und Republiken wurden angefeuert durch Wort und Beispiel des Papstes Innocenz XI. Genua schickte 30.000 Stücke von Achten. [4]) Allen voran jedoch gingen der Papst selber und die Cardinäle. Der Cardinal Ludovisi schickte fast sein sämmtliches Silbergeschirr in die Münze. Aehnlich die Cardinäle Marescotti, Acciogli, Prinz Chigi. Der Papst besteuerte alle geistlichen Einkünfte. Durch alle diese Mittel konnte es geschehen, daß der Papst Innocenz XI. bis zum 10. October 1683 die für die damaligen Zeiten unglaublich hohe Summe von 1,200.000 Gulden ins kaiserliche Aerar einlieferte. [5]) Die Beträge für den König von Polen sind dabei nicht mitgerechnet, noch auch andere, von denen wir zu seiner Zeit hören werden. Endlich war es, wie sich später ergeben wird, nicht der Wille des Papstes Innocenz XI., nach dem Entsatze von Wien mit seinen Leistungen aufzuhören.

[1]) **Contarinis Bericht vom 12. September:** Si dolgono li Francesi che la Casa di Brunswich non habbi inviato alcun soccorso all' Imperatore, conoscendo che la permanenza delle loro numerose truppe all' Elba habbi impedito i tentativi che da loro Alleati s'erano dissegnati per diversione in quelle parti intraprendere.

[2]) **Contarinis Bericht vom 3. October:** Inviati dal Duca di Hannover i duoi figli maggiori d'età, non havendo potuto per le gelosie del Nort privarsi delle truppe che tiene, per mantenere la sicurezza e la quiete in quelle parti.

[3]) **Contarinis Bericht vom 26. September.**

[4]) Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 612.

[5]) **Contarinis Bericht vom 10. October:** contando haver sin ad hora fatto entrare nell'erario un millione e ducente mila fiorini da parte del Pontefice.

Wie Rom der Mittelpunkt der materiellen Hilfe war, so der moralischen. Innocenz XI. erließ ein Edict, welches Gebete anbefahl für den Frieden und die Eintracht zwischen den christlichen Fürsten und für den Schutz der heiligen katholischen Religion. Um sechs Uhr des Abends luden die Glocken zu diesem Gebete, anstatt des Ave Maria. Jedermann entsprach willig. Auf die Mahnung der Glocken warf sich das Volk auf den Straßen in die Knie. Die fahrenden Wagen hielten an, und die Insassen stiegen aus, um sich mit dem Volke im Gebete für die Rettung Wiens zu vereinigen. Der Papst selber aber lag Tag und Nacht auf den Knien und vergoß so viele Thränen, daß man die Stelle, wo er gekniet, davon angefeuchtet fand. [1])

* * *

Bevor noch die Streitkräfte einer Reihe von Völkern deutschen und slavischen Stammes sich vereinigten, um den gemeinsamen Feind der Christenheit zurückzuschlagen, erwarb sich eine Nationalität der Monarchie des Kaisers vor allen anderen in ihrer Gesammtheit sein ehrenvolles Lob. Es waren die Kroaten. Mehrere rasch auf einander folgende Schreiben des Kaisers aus der zweiten Hälfte des Monates Juli, theils an den Banus, Grafen Erdödy, theils an die gesammten Stände von Kroatien gerichtet, sind glänzende Zeugnisse der Treue und des Muthes dieser Nation. Es bedarf nicht des Eingehens in die Einzelnheiten: die Anerkennung des Kaisers selbst, namentlich in dem einen Schreiben vom 26. Juli 1683, an die Stände seines Königreiches Kroatien, faßt alles zusammen. Es lautet wie folgt.

„Leopold von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, allzeit Mehrer des Reiches."

„Erlauchte, Hochansehnliche, Edle, Getreue, Geliebte."

„Wie unsere ruhmreichen Vorfahren der ungetrübten und fortgesetzten Treue des Königreiches Kroatien und der nimmer wankenden Ausdauer der Stände desselben im Kampfe für die Sache der Christenheit ihre Anerkennung gezollt haben: so machen auch wir selber, namentlich in dieser trüben Zeit, zu unserem Danke diese Erfahrung. Nicht hat sie wie Andere der Friedensbruch der schrecklichen Türken verkehrt und verleitet, den geleisteten Eid der Treue schmählich zu vergessen. Nicht lockt sie der giftige Rath der Türken zur Genossenschaft mit vielen treulosen Ungarn. Nicht schreckt sie ab von der ererbten Treue die vor Augen schwebende Gewalt der Türken, der mörderische Einbruch derselben in unsere Königreiche und Länder, noch auch die Belagerung unserer Hauptstadt Wien oder die nach allen Seiten umher getragene schreckliche Verwüstung."

„Darum, wie wir uns Glück wünschen zu so getreuen, an ihrem Eide und ihrer natürlichen Pflicht mit solcher Ausdauer festhaltenden Unterthanen, so Euch zu Eurer, im Gedächtnisse aller Zeiten durch die gesammte Christenheit preiswürdigen Standhaftigkeit. Und wir zweifeln nicht, daß dadurch und durch diejenige andere Hilfe, die wir von den Bemühungen der Getreuen erwarten dürfen, der friedensbrüchige, grausame Feind zurückgeschlagen werde zu seinem eigenen Verderben."

„Denn wir wollen Euch, was zu Euerem Troste dienen möge, nicht verhalten, daß von allen Seiten her, sowohl aus unseren Erblanden, als aus dem römischen

[1]) Rinck, Leben des Kaisers Leopold, S. 858.

Reiche, Truppen im Anzuge sind. Sobald sie zu den Unseren stoßen, hoffen wir, daß sie mit vereinten Kräften im Stande sein werden, nicht blos den Feind abzutreiben von den Mauern von Wien, die bisher seine Stürme nachdrücklich zurückweisen, sondern auch ihn aus allen Theilen Oesterreichs und unseres ungarischen Königreiches hinauszujagen."

„Auch in Steiermark sind drei völlige Regimenter mit verschiedenen und vielfachen Ergänzungen. Die Truppen des Fürsterzbischofs von Salzburg sind auf dem Marsche. Unser Feldmarschall-Lieutenant Graf Strassoldo, dem wir das Commando in der Stadt Graz anvertraut, wird Euch mit Rath und seiner kundigen Erfahrung zur Seite stehen. Dazu gedenken unsere Truppen zugleich mit den Hilfsvölkern sich an den Fuß der steierischen Berge zu begeben, um sowohl Euch leichter die Hand zu reichen, als auch mit den dortigen Truppen sich zum Entsatze von Wien zu vereinigen." [1])

„Es ist daher erforderlich, daß Ihr eine lebhafte und genaue Correspondenz sowohl mit unseren Ministern in Graz, als auch unserem obersten Heerführer, dem Herzog von Lothringen, unterhaltet, damit Ihr einig in Rath, in Gesinnung und Plan, für unser Erzherzogthum Oesterreich und unser Königreich Kroatien, welche Länder wir mit derselben und der gleichen väterlichen Liebe umfassen, gemäß dem Beispiele der Treue der Vorfahren, wacker kämpfen möget."

„Demgemäß haben wir unsere Diener in Graz ernst und nachdrücklich angewiesen, daß sie in allen Angelegenheiten in vertraulichster Weise sich mit Euch benehmen, und, so weit die Länder dort es vermögen, mit aller erdenklichen Hilfe bereit sind, Euch zur Seite zu stehen, wie wir denn auch von Euch uns versprechen, daß auch Ihr von Eurer Seite mit demselben Eifer ihnen zur Hand sein werdet, und daß Ihr überhaupt gegenseitig Euch mit gleicher Liebe und Treue, als durch die Bande der Brüderlichkeit vereinigt betrachten werdet."

„Im völligen Vertrauen darauf versichern wir Euch unserer kaiserlichen und königlichen Gnade."

„Gegeben zu Passau, am 26. Juli 1683; unserer Reiche, des römischen im 25., des ungarischen im 29., des böhmischen im 27. Jahre.

Leopold.

(Gegengezeichnet von) Stratmann."

Dies Schriftstück, mit den anderen von ähnlichem Inhalte, ist in unserer Zeit im lateinischen Originale gedruckt, jedoch in einer Sammlung von Actenstücken, welche die Rechte des Königreiches Kroatien betreffen. [2]) In der darstellenden geschichtlichen Literatur zum Jahre 1683 findet sich, so weit meine Kunde reicht, keine Erwähnung dieses Actenstückes. Wie daher es an sich schon ein erhebender Lohn des Historikers ist, gegenüber so mancher Schmach und Schande, die er beleuchten muß, beitragen zu können, daß dem Verdienste seine Anerkennung werde: so um so mehr in einem solchen Falle, wo von der berufenen Stelle selber, von dem römischen Kaiser Leopold, das ehrenvolle Zeugniß der Treue und der Standhaftigkeit in der Absicht ausgesprochen wird, daß es zum Gedächtnisse gereichen soll für alle kommenden Zeiten der Christenheit.

[1]) Man wolle hier das Datum des 26. Juli beachten. Der Plan des Entsatzes war damals noch nicht festgestellt. Man vergleiche die auf dies Schreiben folgende Darlegung.

[2]) Kukuljevic, Jura Regni Croatiae, t. I, nr. CCXVI bis CCXVIII, p. 350 sq.

In dem Schreiben des Kaisers an die Stände von Kroatien haben wir die Andeutung bemerkt, daß die Entsatz-Armee sich sammeln werde am Fuße der steierischen Gebirge, also etwa von Wiener-Neustadt aus gegen die Türken vorbrechen solle. Das Schreiben ist vom 26. Juli. Damals war der Plan des Entsatzes in Berathung. Der Kaiser hatte zwei Tage zuvor, am 24. Juli, von Passau aus den Grafen Taaffe mit seinem Vorschlage an den Herzog von Lothringen entsendet. Die Instruction desselben lautet in den Hauptzügen wie folgt.[1])

„Wir glauben für gewiß, daß die Stadt Wien sich noch wohl so lange vertheidigen könne, bis der Succurs, um den wir uns aller Orten eifrig bemühen, heranrücken wird. Denn es sind doch in der Stadt so viele wackere Generale, Officiere und Soldaten, die eher trachten werden, sich einen unsterblichen Namen zu erwerben, als an Ruf und Ehre einzubüßen, oder gar ihre Schuldigkeit zu vergessen. Wir unsererseits werden nichts unterlassen, was immer gereichen mag, die Stadt zu erhalten und das Verderben abzuwenden."

Aber es handelt sich um den Plan der Hilfe.

Der Kaiser wünscht, daß die Polen gegen die Waag hin dem Feinde Widerstand leisten, ferner, daß das linke Donauufer von Krems bis Preßburg so verwahrt werde, daß der Feind auf dieser Strecke nicht mit Schiffen übersetze, keine Brücke schlage, auch nicht die Wiener Brücke reparire. Besondere Sorgfalt aber müsse für die Erhaltung der Brücke bei Stein getragen werden, in Betracht, daß, wenn es zum Entsatze komme, die Armee doch wahrscheinlich auf das rechte Ufer übergehen müsse.

In diesem Falle könnte die Entsatz-Armee durch den Wiener-Wald ziehen, oder sie könnte, indem sie den Wiener-Wald zur Linken, das steyerische Gebirge zur Rechten liegen ließe, sich auf Wiener-Neustadt wenden. In diesem Falle wäre kein Zweifel, daß zur Verstärkung eine ziemliche Anzahl Kroaten herangezogen werden könnte. — Der Kaiser verlangte über diese Ansichten das Gutachten des Herzogs.

Die Antwort des Herzogs erfolgte in den ersten Tagen des Monats August durch den GW. Grafen Johann Palffy. Der wesentliche Inhalt ist wie folgt.[2])

„Weder der Herzog, noch ein Anderer kann wissen, wie lange die Stadt Wien sich halten wird. Man darf auf die starke Besatzung alter Truppen gute Hoffnung setzen; aber es ist zu beachten, daß man am 22. Juli die Palissaden der Contrescarpe nicht anders hat beschützen können, als mit Steine-Werfen und mit der Faust. Auch läßt sich nicht vorhersehen, was alles zufällig sich ereignen kann. Da nun aber an der Erhaltung der Stadt Wien und an ihrer Rettung durch den Entsatz das ganze Heil der Erblande hangt: so ist der Herzog der Ansicht, daß man nicht das Aeußerste abwarten, oder die Stadt in der Gefahr belassen dürfe, sondern daß man sich richten müsse nach den einlaufenden Kundschaften, zu deren Erlangung nichts gespart werden möge. Deshalb ergeht das dringende Ersuchen des Herzogs an den Kaiser, mit allem Nachdrucke den Anmarsch der Hilfsvölker zu betreiben, namentlich möglichst viele Infanterie zusammen zu bringen. Wenn 25.000 Mann Infanterie beisammen mit der Cavallerie, die vorhanden ist, so könnte man, im Falle die Gefahr für die Stadt

[1]) Die Instruction für Gr. Taaffe im k. k. Kriegsarchive.

[2]) Im k. k. Kriegsarchive. Die Abschrift dort ist ohne Ort und Datum.

so dringend wäre, daß man auf den polnischen Succurs nicht warten dürfte, den Versuch des Entsatzes unternehmen."

„Zum Schutze von Mähren will der Herzog die March hinaufziehen. Schlesien deckt sich theils selbst, weil es 5000 Mann unter den Waffen hat, theils durch den Anzug der Polen. Damit aber die anderen kaiserlichen Erblande gedeckt werden, ist kein besseres Mittel, als die möglichste Beschleunigung des Entsatzes für Wien." — Dann kommt die praktisch wichtigste Frage.

„Was den Weg anbelangt, den die Entsatz-Armee nehmen soll: so ist der Wiener-Wald, oder ein wenig oberhalb an der rechten Seite desselben — wie man es nach eingenommenem Augenschein als das beste befinden wird — in Vorschlag gekommen. Denn, obwohl der Grund und der Weg etwas beschwerlich, und es dort für die Fourage zu sorgen etwas hart fallen wird: so ist er doch wegen der Situation höchst vorträglich. Denn das Terrain ist nicht dienlich für die Cavallerie, so daß die Infanterie die andringende feindliche Macht leicht zur Ruhe halten kann. Es würde dem Feinde schwer fallen, zugleich sich mit einem starken Corps Infanterie zu verwickeln, und der Besatzung in der Festung zu widerstehen."

Der Gedanke, der Stadt Wien Hilfe zu bringen durch einen Marsch stromaufwärts am linken Ufer, ward als unthunlich erachtet, weil keine Brücke dort vorhanden, und nicht leicht eine solche zu schlagen, im Angesichte eines Detachements, welches der Feind machen könnte. Eben so wenig rathsam sei es über die Preßburger Brücke, und dann am rechten Donauufer wieder hinauf zu marschiren, weil man dann die Fischa und die Schwechat, eine Stunde weit vor dem Lager des Feindes, zu dessen großem Vortheile, passiren müßte.

Demnach stand durch den Austausch der Gedanken des Kaisers und des Herzogs zu Ende Juli und Anfang August der Plan des Ueberganges über die Donau bei Stein und Krems schon fest. Nur die eine Frage blieb noch offen, ob das Entsatz-Heer dann direct ostwärts den Wiener-Wald übersteigen, oder zunächst südwärts marschiren und dann links schwenken solle. Der genommene Augenschein, den der Herzog in Aussicht stellt, und die Noth der Stadt entschieden für den Marsch direct über den Wiener-Wald.

Demnach wurde den von Norden und Westen her anrückenden Hilfstruppen die Direction des Marsches auf Krems gegeben.

* * *

Dem Herzog von Lothringen verblieb einstweilen die Aufgabe, das linke Donauufer frei zu erhalten.

Er hatte nach dem Rückzuge aus der Leopoldstadt und der Taborau über die Donau seine Aufstellung am Fuße des Bisamberges genommen. In denselben Tagen hatte Stift und Stadt Klosterneuburg die ersten Haufen der Türken und Tartaren abgewehrt. Der Herzog verstärkte die Zahl der Vertheidiger durch achtzig Mann regulärer Truppen. Es war zur guten Stunde, weil einige Tage später die Haufen wiederkehrten, nicht blos mehr Tartaren, sondern auch regelmäßige türkische Truppen. Sie wurden zurückgeworfen.

In dieser Centralstellung am Bisamberge erhielt der Herzog, am 25. Juli, die Nachricht, daß die Rebellen nach Mähren hin brennend einherzögen. Er entschloß

sich, auf die March hin ihnen entgegen zu gehen. Zuvor jedoch ordnete er andere verschiedene Aufstellungen. Er wies die kaiserlichen Truppen in Steiermark an, die türkischen Wagenzüge mit Lebensmitteln zu bedrohen. Er entsandte den General Dünewald nach St. Pölten, um von dort aus Oberösterreich zu decken. Der General Leslie erhielt den besonderen Auftrag, die wichtige Brücke von Krems zu verwahren und dort die heranziehenden Bayern aufzunehmen. Die Köpfe der abgebrochenen Donaubrücken nach Wien hin wurden mit zwei Regimentern besetzt, welche die Versuche eines Ueberganges der Türken auf das linke Donauufer abzuwehren hatten.

Die weitere Thätigkeit des Herzogs ergibt sich aus seiner eigenen Meldung darüber an den König von Polen.[1])

„Bei meiner Ankunft an der March, sagt er, erfuhr ich, daß die Stadt Preßburg den Schutz Tökölys nachgesucht habe, daß sie eine Besatzung von Rebellen eingenommen, und daß Tököly mit den Paschas von Erlau und Wardein heranmarschire, um sich des Schlosses zu bemächtigen, ferner, daß die Stadt vom Großwesir den Befehl erhalten habe, eine Schiffbrücke aufzufahren, und daß bereits eine türkische Abtheilung aus dem Lager vor Wien auf dem Wege sei, um über die Schiffbrücke die Verbindung mit Tököly herzustellen."

„Ich hielt es für meine Pflicht, diese Maßregeln zu vereiteln. Denn, im Falle des Gelingens, würden nicht blos die Länder Mähren, Schlesien, Böhmen dem Brande unvermeidlich preisgegeben sein; sondern dazu auch erschien mir die Communication der beiden Heere besonders gefährlich für den Entsatz. Ich mußte besorgen, daß in diesem Falle der Feind mich zurückdränge bis nach Krems, mir die Verbindung mit den heranziehenden Polen abschnitte, ferner die fertige Schiffbrücke von Preßburg stromaufwärts nach Wien führte und dann den Entsatz unmöglich machte. Denn bei der großen Anzahl der Cavallerie war es dem Großwesir leicht, starke Absendungen derselben vorzunehmen. Diese, im Vereine mit den Rebellen-Schaaren am linken Donauufer, konnten alle Posten besetzen, dem anrückenden Polenheere sich entgegen stellen, oder es zu einem weiten Umwege nöthigen."

Diese Besorgnisse des Herzogs von Lothringen gingen in so fern zu weit, als, wie sich später ergeben wird, weder Kara Mustafa, noch Tököly an das Kommen des Polenkönigs mit einem Heere glaubten. — Aber sein Bericht fährt fort, wie folgt.

„Demgemäß entschloß ich mich, die March zu überschreiten, zunächst in der Absicht, die Besatzung des Schlosses von Preßburg zu verstärken und die Vorbereitungen zu zerstören, welche die ungetreue Stadt zum Zwecke einer Schiffbrücke getroffen haben könnte. Ich beließ die meiste Infanterie und das Gepäck in Marchegg, und begann mit der Cavallerie des Nachmittags um drei Uhr den Fluß an zwei Furten zu durchwaten. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juli marschirte ich bis auf eine halbe Stunde von der Stadt Preßburg. Voran waren die Dragoner, gestützt von dem polnischen Corps unter Lubomirski. Nachdem dann die Dragoner von den Höhen Besitz genommen, ließ ich die zur Verstärkung des Schlosses bestimmte Infanterie hinein marschiren. Auf die Nachricht, daß man von dort aus die Wachtfeuer der Rebellen in der Entfernung einer Viertelstunde von der Stadt gewahre, hielt ich es für zweckmäßig, um mit völliger Sicherheit die Anstalten zu einer Schiffbrücke zerstören zu können,

[1]) Abgedruckt im französischen Original bei Camesina, S. CCI.

die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. An dem Erfolge, wenn die Bürger kaiserliche Infanterie im Schlosse, und die Armee in Bereitschaft vor der Stadt erblicken würden, glaubte ich nicht zweifeln zu dürfen. In der That hatte sofort die erste Aufforderung Erfolg,[1]) und die Bürger zögerten nur so lange hin, als erforderlich war, daß die Besatzung der Rebellen, an Zahl 300 Mann, sich hinaus begeben und in völliger Unordnung sich in das Lager flüchten konnte."

„Die Leichtigkeit dieses Erfolges deutete nicht auf eine Kraft des Widerstandes bei meinen Gegnern. Nachdem meine Ankunft ihnen kund, stellten sie sich in Schlachtordnung, ohne jedoch gegen die Stadt vorzurücken. Diese Haltung bestimmte mich, auf sie loszugehen. Ich ließ zuvor durch die Dragoner die Weingärten, die Hecken, die baumbewachsenen Stellen niederlegen, um hinter ihnen meine Cavallerie aufzustellen. Dies geschah, weil das Terrain es gestattete, in vier Linien."

„In dem Maße, wie die Linien sich bildeten, ließ ich sie vorgehen, um Raum zu gewinnen für die anderen. Beim Beginne kamen einige Türken plänkelnd vor. Ich untersagte, sich darauf einzulassen, weil ich zuvor die Schlachtordnung fertig stellen wollte. Nachdem dies geschehen, ließ ich vorrücken. Die Feinde zogen sich ein wenig zurück, bis an einen gedeckten Ort, wo ich ihre Hauptstärke, und namentlich ihre Infanterie vermuthete. Indem wir aber weiter marschirten, wichen sie auch von dort. Dies bewog mich, ihnen weiter zu folgen, und den General Lubomirski mit einer Abtheilung der Polen auf sie eindringen zu lassen. Dies geschah mit solchem Nachdrucke von Seiten der Polen, und brachte unter den Türken und Rebellen eine solche Verwirrung hervor, daß ein Theil von ihnen sich in den Donauarm warf, der hier die Insel Schütt bildet, ein anderer in den Wald, die Masse dagegen nach Tyrnau floh, ohne auch nur einmal den Kopf zu wenden, als an einem Passe, den sie dann doch sofort wieder aufgaben. Ich schob die gesammten Polen nach, und dann alle kaiserlichen Dragoner. Sie ließen die Flüchtigen bis nach Tyrnau hin nicht zur Ruhe kommen. Wir haben ihr Gepäck erbeutet, und sechs bis siebenhundert Mann getödtet, ohne unsererseits auch nur einen einzigen einzubüßen."

„Als ich die Feinde so völlig aufgelöst erblickte und zugleich erwog, daß unsere Cavallerie doch zu sehr ermüdet war, sie einholen zu können, ließ ich die Polen zurückrufen. Einige jedoch haben die Verfolgung fortgesetzt bis nahe an Tyrnau."

„Ich lasse die Truppen jetzt in dem türkischen Lager bei der Stadt campiren. Wie ich vernehme, haben die Türken sich bis nach Schintau und Neuhäusel zurückgezogen. Beide Theile, Türken und Rebellen, schieben misvergnügt einander die Schuld zu."

„Die gesammte kaiserliche Cavallerie ging mit freudiger Zuversicht auf den Feind; aber die Action wurde vollbracht durch die Polen, die den Kaiserlichen nichts zu thun übrig ließen. Man kann die Festigkeit, den Nachdruck, die gesammte Führung des Feldmarschalls Lubomirski, so wie der Officiere und Soldaten seines Corps nicht genug anerkennen."

„Die Gefangenen und Ueberläufer sagen übereinstimmend aus, daß Tököly beim Einbruche der Nacht mit dem Geschütze und der Infanterie abgezogen, und auch seit-

[1]) Der Markgraf Ludwig von Baden, dem der Herzog das Commando der Vortruppen gegeben, berichtet darüber, bei Röder, Bd. I. S. 39 u. f.: „Die wohlweisen Herren des Magistrates haben (auf die Aufforderung) resolvirt die Thore aufzumachen."

dem mit den Türken im geringen Einverständnisse sei. Sie machen von den Streitkräften abweichende Angaben. Einige reden von 60.000 Mann, Andere von 40.000, noch Andere von 25.000: nach der Ausdehnung des Lagers kann ich sie nicht auf mehr als 16 oder 18.000 anschlagen."

„Indessen, nachdem ich hier alles zerstört, was zum Brückenbau dienlich sein könnte, halte ich es für meine nächste Aufgabe, zu meiner Infanterie und dem Gepäcke zurückzukehren, um die Wege für die marschirende polnische Armee frei zu erhalten, und den Anzug der anderen Hilfstruppen zu betreiben. Nach den erhaltenen Nachrichten stehen die Bayern bereits nahe bei Krems, wo, nach meiner Ansicht, in wenigen Tagen 16.000 Mann Infanterie beisammen sein müssen, bayerische und kaiserliche. Die kursächsischen und die fränkischen Truppen sind, wie ich glaube, auf dem Marsche, und ich dränge, so viel ich kann. Denn ich darf nicht verhehlen, daß ich über die Ausdauer der Vertheidigung von Wien in einiger Sorge bin. Zwar darf ich von der starken Besatzung und den erprobten Truppen, aus denen sie besteht, viel hoffen; aber das Vorrücken der Belagerungsarbeiten und die mancherlei Zufälle, die in einer auf eine Belagerung nicht vorbereiteten Stadt Verwirrung erregen können, geben mir Grund, die Hilfe zu betreiben, damit wir bald dem belagernden Feinde zu Gesichte kommen."

Der Herzog von Lothringen ließ diesen Bericht, der einen Ueberblick über die ganze Sachlage am linken Donauufer gewährt, am 30. Juli, durch den Fürsten Lubomirski dem Polenkönige überbringen. Es ist jedoch zu bemerken, daß die 6000 Polen unter Lubomirski nicht eine Abtheilung des eigentlich polnischen Heeres ausmachten, sondern im kaiserlichen Dienste standen, und zwar so, daß der Papst Innocenz XI. die betreffenden Summen dafür besonders angewiesen hatte.

Der Bericht [1]) des Herzogs an den Kaiser, übereinstimmend mit demjenigen an den König, enthält mit dem Lobe der Leistungen Lubomirskis und der Polen, auch die ähnliche Anerkennung für die kaiserlichen Truppen, mit den Worten: „Ew. K. Majestät Truppen haben gezeigt, mit welcher Freude sie auf den Feind gehen." Der Bericht lautete anders, als drei Wochen zuvor derjenige von Petronell. Ueberhaupt muß auf diese moralische Kräftigung der kaiserlichen Truppen in den Monaten Juli und August ein starker Nachdruck gelegt werden. Wie Starhemberg aus Wien meldete, daß vierzig seiner Soldaten den Kampf mit hundert Türken aufnähmen: so finden wir, daß auch im Felde, am rechten Donauufer, die Ueberlegenheit der Zahl weder den Tartaren, noch auch den Türken zum Vortheile gereichte. Die Streifzüge der Generale Dünewald, Heisler, Caaffe gestalteten sich jedes Mal zu Siegeszügen. Und mehr als einmal ward die Klage laut, daß unsäglicher Jammer hätte verhütet werden können, wenn von Anfang an Alle mit diesem Nachdrucke dem Feinde entgegen getreten wären.

In dem Berichte an den Kaiser, vom 30. Juli, bezeichnet der Herzog von Lothringen als die hauptsächlichen Vortheile der Action von Preßburg das Abschneiden der Communication zwischen Tököly und dem Großwesir, und das Hinabdrücken der Rebellen auf einen Stand, der ihnen die Offensive nicht leicht mehr möglich mache.

[1]) Abgedruckt bei Röder, Bd. I, S. 43.

Diese Ansicht des Herzogs von seinem Erfolge war allzu günstig. Tököly, indem er in einem demüthigen Schreiben an Kara Mustafa alle Schuld der erlittenen Schlappe auf den ihm beigegebenen Hussein Pascha warf, erklärte sich bereit, wenn er nur die versprochene Hilfe erhalte, den Nachtheil wieder einzubringen. „Zum Ruhme Ew. Hoheit, fügt er hinzu, den ich nach meinen Kräften bei jeder Gelegenheit zu erhöhen trachten werde." [1])

In der That machte Tököly einen abermaligen Versuch, über die March westwärts vorzudringen. Es scheint, daß er seinerseits nicht gewußt habe, daß Lothringen nach dem Wunsche des Kaisers sich die Aufgabe gestellt, Mähren zu decken. Der Bericht des Herzogs an Sobieski über die abermalige Action ist charakteristisch. „Als ich gestern, meldet der Herzog am 7. August, am linken Ufer der March bei Angeren das Lager aufschlug, urtheilte ich aus dem aufsteigenden Rauche und dem Scheine von Flammen, daß Rebellen in der Nähe beschäftigt waren, das Land umher in Asche zu legen. Als mir dies durch die Rapporte der Officiere bestätigt und die Zahl auf 400 angegeben wurde, sandte ich 600 Polen, mit dem Auftrage, sie bis zu einer bestimmten Stelle zu verfolgen. Sie ritten hin, fanden aber nicht 400, sondern 4000. Obwohl so viel geringer an Zahl, griff die Truppe doch wacker an, gewann den Rebellen die Gefangenen und die Beute ab, tödtete ihrer 300, und führte mehrere hundert Pferde mit zehn Fahnen hier zum kaiserlichen Lager. Als ich gegen die Nacht die Kunde von der Stärke der Feinde erhielt, brach ich mit den Cürassieren zur Hilfe für die Polen auf, begegnete ihnen aber schon, nach beendetem Kampfe, auf der Rückkehr. Es ist zum Verwundern, daß sie, obwohl sie den Feind vor sich und hinter sich hatten, dennoch nicht der Uebermacht gewichen sind, und dann an Todten und Verwundeten kaum zwanzig Mann eingebüßt haben." [2])

Die moralische wie die militärische Qualität der Schaaren des Tököly ist in diesem Berichte zur Genüge gekennzeichnet.

Die Abwesenheit des Herzogs von Lothringen an der March wurde vom türkischen Lager vor Wien aus zu verschiedenen Versuchen benutzt, am linken Donauufer festen Fuß zu gewinnen. Diese Versuche mißlangen an der Abwehr des Generals Schulz, der mit einiger Mannschaft im Lager am Bisamberge verblieben war. Warum der Brückenbau von Seiten der Türken nach dem linken Donauufer hin so geringen Erfolg hatte, dürfte uns Späteren aus den Aeußerungen des Fürsten Kantakuzenos zu Kuniz (S. 237) eher offen liegen, als damals den Türken.

Als jedoch in der zweiten Hälfte des Monates August sowohl der Herzog von Lothringen, als auch der General Schulz sich stromaufwärts zogen, setzten mehrere tausend Türken oberhalb der Stadt Wien in großen Fahrzeugen über den Strom. In kurzer Zeit gaben der Rauch und die Flammen der Ortschaften am linken Ufer, Stammersdorf, Jedlersee, Eipeldau, Wagram und Lang-Enzersdorf Zeugniß von ihrer Anwesenheit. Zugleich kam dem Herzoge von Lothringen, der in Stockerau stand, die Kunde zu, daß auch Tököly und der Pascha von Großwardein, nach dem Abzuge des Herzogs von der March, dieselbe überschritten hätten und am linken Donauufer stromaufwärts zögen. Die Anzahl dieser anrückenden Haufen ward auf 25.000 Mann geschätzt, am 24. August.

[1]) Das Schreiben in Lünigs: Literae proc rum etc., t. III., p. 21.

[2]) Ebendaselbst, p. 20.

Der Herzog beließ das Gepäck in Stockerau, und wandte sich mit der gesammten Cavallerie, 18 Regimentern, auf die Donau zu. Die polnische Abtheilung unter Lubomirski eilte allzu eifrig vor und erlitt Verluste. Als jedoch die Türken und Rebellen, durch den ersten Erfolg ermuthigt, kühner andrangen, wendeten sich die Dinge. Der Pascha von Erlau und 1200 mit ihm fielen. Eine nicht geringe Anzahl wurde in die Donau gedrängt. Unter diesen gelang es dem Pascha von Großwardein, über die Donau zu schwimmen.[1]) Der Fürst der Wallachei führte ihn im Lager von Wien vor Kara Mustafa. Die Hauptmasse der Schaaren floh bis an die March und darüber. Eine Verfolgung lag nicht in der Absicht des Herzogs. Er hatte nun seine nächste Aufgabe gelöst, das linke Donauufer stromabwärts gesäubert. Sicher dessen, daß nun für längere Zeit weder Tököly, noch die Türken von dort aus wieder kommen würden, wandte er sich etwas höher stromaufwärts, zunächst nach Korneuburg. Dort erhielt der Herzog den Nothruf der zwei Schreiben der Grafen Starhemberg und Kapliers, vom 27. August (S. 240 u. f.). Er sandte sofort Abschriften derselben an die Häupter der anrückenden Hilfstruppen, damit sie aus eigener Kunde sich überzeugten, daß Gefahr im Verzuge. Wir finden die Briefe in den Händen des Polenkönigs bereits am 29. August, wo er eine Meile südwärts von Brünn stand. Am selben 27. August hatte, wie wir vernommen haben, auch Kara Mustafa eine Aufforderung an Tököly erlassen, sich mit seinen gesammten Truppen ins Lager vor Wien zu begeben, jedoch ohne Erfolg.

* * *

Als den Vereinigungspunkt der christlichen Streitkräfte hatte der Herzog von Lothringen die Stadt Krems an der Donau bestimmt. Wir gedenken dabei der Aeußerung des Grafen Jörger vom December 1682, daß er von einer Allianz mit Polen wenig hoffe, weil die Türken gar leicht den Donauübergang bei Krems sperren könnten. (S. 166). Demnach muß die Wichtigkeit dieser Stelle für den Uferwechsel damals auf kaiserlicher Seite als allgemein anerkannt, als zweifellos angesehen worden sein. Entweder wußten die Türken dies nicht, oder sie verachteten die Kunde. Denn obwohl sie Versuche machten, sich der Ortschaften oberhalb des Wiener Waldes zu bemächtigen, so waren diese doch von keinem Nachdrucke, und geschahen mehr von Tartaren um der Beute willen, als von regulären Truppen zu militärischen Zwecken.

Die ersten Hilfstruppen, die in der Nähe von Krems eintrafen, waren die Bayern unter ihrem Kurfürsten Max Emanuel. Der junge Kurfürst, bei aller persönlichen Bravour, überließ die eigentliche Führung seiner Mannschaft dem Feldmarschall Freiherrn von Degenfeld.

Die fränkischen und schwäbischen Truppen waren im Anmarsche unter dem Fürsten Georg Friedrich von Waldeck, den wir als den Freund des Prinzen von Oranien, als holländischen und zugleich kaiserlichen Feldmarschall im Jahre vorher kennen gelernt haben. Weder von bayerischer Seite, noch von derjenigen jener Kreistruppen wurden in Betreff des Commandos beschwerliche Forderungen erhoben.

[1]) Bericht von Kuniz vom 25. August: Von dem gestrigen Treffen über der Donau ist ganz bloßer der Bassa von Wardein vermittelst eines Ungarn über die Donau geschwummen.

Anders verhielt sich die Sache mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen.[1]) Er war durch die Antwort des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, vom 25. Juli, daß einer Hilfeleistung gegen die Türken der Abschluß eines Friedens mit Frankreich vorhergehen müsse, für einige Tage in seinem Entschlusse der Hilfe für Wien irre gemacht; jedoch der Zuspruch Lambergs festigte ihn wieder, so daß er in einem Schreiben vom 31. Juli sein Versprechen erneuerte. Am 11. August brach er auf, an der Spitze von 11.000 Mann, und überschritt am 14. August die sächsisch-böhmische Grenze auf der Straße über den Geiersberg. Das Gefolge um den Kurfürsten war sehr zahlreich: die Küche allein erforderte dreißig Personen. Dem Kaiserhofe in Passau war die Anwesenheit des Kurfürsten persönlich nicht erwünscht, weil nach der Weise jener Zeit Differenzen mit dem Könige von Polen und dem Kurfürsten von Bayern über den Rang zu befürchten waren. Jedoch ließ der Kaiser erwiedern: eine Verständigung mit dem Kurfürsten von Bayern über das Commando werde leicht sein, namentlich da der Kaiser die Absicht hege, sich selber an die Spitze der Truppen zu stellen.[2])

Es ist von Wichtigkeit, diese Absicht des Kaisers zu constatiren. Auch wurde sie nicht geheim gehalten. Der venetianische Botschafter Contarini berichtete darüber wiederholt an den Senat.[3]) Es wird sich später ergeben, weshalb die Absicht nicht zur Ausführung gelangte.

Johann Georg hatte aber noch eine Reihe anderer Forderungen, namentlich diejenige der Verpflegung seiner Truppen auf kaiserliche Kosten, der Erkenntlichkeit des Kaisers für ihn u. s. w. Die Verpflegung lehnte der Kaiser ab, mit dem Hinweise auf das Beispiel des Kurfürsten von Bayern, der für seine Truppen selber Sorge trage. Die Verhandlungen darüber gingen, während des Marsches der kursächsischen Truppen, in der Weise hin und her, daß beiderseitig etwas nachgelassen wurde. Nach dem Protokolle vom 30. August schätzten, wie oben (S. 277) erwähnt, die kaiserlichen Räthe die an Kursachsen zu zahlenden Beträge auf eine halbe Million Gulden.

Die Disciplin der anziehenden Kursachsen erfreute sich nicht der Anerkennung der Bevölkerung. Wiederholt wurden Dörfer geplündert, und namentlich Priester mißhandelt, denen die Weltanschauung dieser kursächsischen Soldaten ähnlich wie diejenige einiger flüchtigen Bürger von Wien, entsprechend den Wünschen und Bemühungen des Tököly und des Kara Mustafa, die Schuld dieses Krieges beimaß.[4])

Den Kurfürsten persönlich beschäftigte am lebhaftesten die Frage des Commandos. Er schickte, am 31. August, von Bisteritz aus den General Flemming und den Kriegsrath Bose an den Kaiser, mit der Meldung, daß der Kurfürst dem Könige von Polen zwar das Ober-Commando überlasse, jedoch so, daß der König seine Entschlüsse vorher mittheile, und daß dem Kurfürsten der Befehl über seine eigenen Truppen allein verbleibe. Auch dürften in einer Schlacht nur solche Ausdrücke gebraucht werden,

[1]) Man vgl. zu dem Folgenden die Actenstücke in dem Aufsatze: Johann Georg III. bei dem Entsatze von Wien, in Raumers hist. Taschenbuche, Jahrg. 1848, S. 219 u. f.

[2]) A. a. O., S. 243.

[3]) Seine Berichte vom 19. und 26. August.

[4]) Contarinis Bericht vom 2. September: Poco buono ordine erasi dall'uno e l'altro di questi corpi conservato nelle marchie, saccheggiando i villaggi, che incontrano, e mal trattando principalmente Sacerdoti catholici, a quali la causa di questa guerra attribuivano.

welche keinen unbedingten Befehl in sich schlössen.[1]) — Der Kaiser erwiederte: er sei stets darauf bedacht, die Prärogativen der Kurfürsten aufrecht zu erhalten, werde daher auch in der Angelegenheit des Ober-Commandos eine solche Einrichtung treffen, daß der kurfürstlichen Würde auf keine Weise Eintrag geschehe.[2])

Dies Versprechen des Kaisers zeigt, daß er an der Absicht des eigenen Ober-Commandos festhielt.

Bevor noch Johann Georg diese Antwort erhielt, war er, am 3. September, direct mit den anderen Häuptern in Beziehung getreten. Auf dem Wege nach Krems erfuhr er, daß der Herzog von Lothringen sich bei dem Polenkönig in Stetteldorf befinde. Auch der Kurfürst bog dahin ab. Die beiden Häupter empfingen ihn mit Freuden und zogen ihn zum Kriegsrathe.

* * *

Auf die dringende Mahnung, die der Kaiser vor seinem Aufbruche aus Wien, am 7. Juli, auch an Sobieski entsendete, hatte der König den Entschluß gefaßt, sogleich sich auf den Weg zu begeben, obwohl die Macht, über welche er verfügte, erst etwa 25.000 Mann betrug. Bereits am 17. Juli gab er von diesem seinem Entschlusse Nachricht an den Kaiser, der mit lebhaftem Danke darauf antwortete.[3]) Den König begleitete sein ältester Prinz, Jakob.[4]) Der König hielt während des Feldzuges die Königin durch seine Briefe, die er häufig während der Nacht, oft bis zu Tagesanbruch niederschrieb, in fortlaufender Kenntniß der Thatsachen. Zugleich jedoch — und dies ist die wichtigere Seite der Briefe — spiegeln sie uns die Persönlichkeit Sobieskis wieder, beleuchten sein Eingreifen in die Dinge, und dienen daher zur Aufklärung wichtiger Vorgänge. Einige von ihnen sind abgefaßt mit der Absicht und dem Auftrage, daß die Königin sie zu einem Berichte für die öffentlichen Zeitungen verwerthen solle, so namentlich derjenige über die That des Entsatzes von Wien, geschrieben am 13. September 1683.

Die Tradition, welche sich vom September 1683 her an den Namen Johann Sobieski knüpft, ist eine sehr günstige, namentlich in der französischen Literatur. Dies tritt besonders da hervor, wo ein wirklicher oder vermeinter Stoff sich bietet, den Polenkönig mit dem Kaiser Leopold zu vergleichen. Allein es gesellt sich dazu dann der Uebelstand, daß die französischen Schriftsteller das Quellen-Material nicht ausreichend kennen, ferner ein geringes Verständniß für den ihnen fremden Charakter des Kaisers an sich besitzen, und dazu ihm, als dem constanten Gegner Ludwigs XIV., eher Abneigung, als Gerechtigkeit entgegen tragen. So ist es gekommen, daß in der französischen Literatur, deren Aussprüche aufgenommen wurden von derjenigen anderer

[1]) Der Aufsatz in Raumers histor. Taschenbuche, S. 260.

[2]) A. a. O., S. 263.

[3]) Abgedruckt bei Camesina, S. CCII.

[4]) Von hier an treten zwei wichtige Quellen mit ein: die bekannten Briefe Sobieskis, herausgegeben von Salvandy, so wie ein Diarium Jacobi Sobieski Principis R. Poloniae. Ich habe eine Abschrift im k. k. Kriegsarchive benutzt, welche von einem Exemplare in der Ceffulinskischen Bibliothek in Lemberg genommen ist. So schwer verdaulich oft das Reiterlatein des Prinzen, so ist doch in der Regel zu erkennen, was er sagen will.

Nationen, nicht selten Johann Sobieski als König auf Kosten des Kaisers Leopold,[1]) als Feldherr auf Kosten des Herzogs von Lothringen, gefeiert worden ist.

Die nachfolgende Darstellung wird trachten, auf Grund authentischer Zeugnisse einem Jeden der Betheiligten sein Recht widerfahren zu lassen.

Der König wurde auf dem Durchzuge aller Orten als Retter und Befreier empfangen, und bis zur Ermüdung geehrt. Für die Verpflegung seiner Truppen war ausreichende Sorge getragen; aber mit Staunen und Widerwillen sah die Bevölkerung, daß die Polen darüber hinaus alles, was ihnen erreichbar, wie kleine Kinder in den Mund nahmen, um es auf die Eßbarkeit zu prüfen, und so wie sie es fanden, roh zu verzehren, ob Kraut, ob Kohl, ob Rüben, ob Gurken. Die Behandlung, die sie den Obst- und Weingärten widerfahren ließen, machte den Einwohnern den Eindruck, daß in Polen die edleren Gartenfrüchte völlig unbekannt sein müßten. Der Durchmarsch war in dieser Beziehung wie eine Verwüstung.[2])

Am 25. August befand sich Sobieski in Troppau. Von da an ward, auf die drängenden Meldungen des Herzogs von Lothringen, der Marsch rascher fortgesetzt. Es ist, nach einem späteren Berichte von Marco d'Aviano an den Kaiser, mit Sicherheit anzunehmen, daß auch er durch seine brieflichen Aufforderungen an Sobieski beschleunigend gewirkt hat.[3]) Am 29. August traf Sobieski in Brünn ein. Von dort aus meldet er: „Morgen hoffen wir die Kanonen von Wien zu hören, und übermorgen Donauwasser zu trinken." Am 31. August war er in Hollabrunn. Es ist augenscheinlich, daß die Berichte der Grafen Starhemberg und Kapliers vom 27. August nachdrücklich auf die Bewegungen eingewirkt haben. Der Fürst von Waldeck, der unter den Ersten bei Sobieski in Hollabrunn erschien, schlug jede Einladung zum Verweilen aus, um an die Seinigen, die noch bei Linz standen, die Befehle zum raschen Vormarsche zu entsenden, und zwar, wie Sobieski sagt, bei Tag und bei Nacht.

Der Herzog von Lothringen dagegen nahm die Einladung Sobieskis an. Jegliche Erinnerung, daß sie beide einst als Rivale um die Krone von Polen sich beworben, schien vergessen. Sie überboten sich gegenseitig in Freundlichkeiten. Der Herzog, der sonst nur Moselwein mit Wasser gemischt zu trinken pflegte, ließ sich, seinem Wirthe zu Gefallen, auch zum Ungarweine bewegen. Er fragte, was Vater, Sohn und Bruder auf polnisch heiße. Als man es ihm gesagt, wiederholte er das Wort Vater, indem er auf den König zeigte, das Wort Sohn in Bezug auf sich selbst, das Wort Bruder, indem er auf den Prinzen Jakob zeigte. Zu dem Letzteren sagte er: „Sie sind der älteste in der Familie, dann kommen drei andere — nämlich die anderen Söhne Sobieskis — und ich bin der fünfte." Der König zeichnet die Persönlichkeit des Herzogs. „Er hat eine starke Adlernase, ist sehr blatternarbig und geht gebückt. Er trägt eine sehr schlecht gemachte blonde Perrücke, und kümmert sich im Allgemeinen wenig um sein Aeußeres. Seine Kleidung ist grau, ohne allen Schmuck,

[1]) Bis zur Scurrilität ist dies geschehen in dem französischen Werke von Salvandy: Histoire de Pologne avant et sous le roi J. S. 1839.

[2]) Die Mittheilungen von Beda Dudik im Archive der Akademie. Jahrgang 1850, Bd. I, S. 255 u. f.

[3]) Schreiben vom 9. December 1688 aus Padua: Sa V. M. C. che nell'assedio di Vienna hebbi tanto di grazia di solecitar il soccorso almeno dieci giorni prima di quello sarebbe seguito. Dies kann sich nur auf den Polenkönig beziehen.

wenn man nicht ziemlich neue gesponnene Knöpfe dafür gelten lassen will. Sein Hut ist ohne Federn, die Stiefeln gelb, oder vielmehr waren sie es vor drei Monaten; sein Pferd passabel, aber der Zaum, das ganze Geschirr gewöhnlich und abgenutzt wie auch der Sattel. Avec tout cela il n'a pas la mine d'un marchand, mais d'un homme comme il faut, et même d'un homme de distinction.[1]) Er spricht sehr gut über alles, was in sein Fach schlägt; im Uebrigen redet er wenig und scheint sehr bescheiden. Er ist, um es recht eigentlich zu bezeichnen, ein rechtschaffener Mann, der den Krieg aus dem Grunde versteht, und sich unermüdet darauf legt. Er ist ein Mann, mit dem ich sehr leicht auskommen werde, und der eines höheren Looses würdig ist." — Das Schreiben enthält weiter die Worte: „Uebrigens wird der Herzog meinen Befehlen in allen Stücken folgen."

Die Befriedigung des Königs über diese erste Zusammenkunft ist ersichtlich aus seinen eigenen Worten. Aber schied der Herzog auch so von ihm?

Der König wußte, daß der Kaiser zu Wasser nach Krems herunter kommen wolle. Auf die gleiche Meldung des Herzogs schwieg er, jedoch nicht ohne ein erkennbares Zeichen des Verdrusses.[2]) Er berichtet der Königin jenes Erste als Gerücht, nicht jedoch die Meldung des Herzogs. Dagegen sind die Worte bemerkenswerth, daß der Herzog *seinen* Befehlen in allen Stücken folgen wolle. Er erwähnt dabei den Kaiser nicht. Wenn aber der Kaiser anwesend war, so gebührte sowohl wegen des höheren Ranges, als nach dem Wortlaute des Vertrages vom 31. März, ihm der Oberbefehl. Was Sobieski in dieser Beziehung dem Herzoge nicht aussprach, daraus machte er seinen Vertrauten gegenüber kein Hehl. Wenn der Kaiser sich beim Heere einfände, sagte er, so würde für den König von Polen sehr wenig Ruhm und Ehre übrig bleiben.[3]) Es ist nicht anzunehmen, daß diese Reden von polnischer Seite verschwiegen blieben.

Am 3. September befand sich der König in Stetteldorf. Dort hatte der große Kriegsrath statt, zu welchem, wie bereits erwähnt, auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen sich einstellte. Von kaiserlicher Seite war, außer dem Herzog von Lothringen, der Markgraf Hermann von Baden zugegen, den als Präsidenten des Hofkriegsrathes der Kaiser eigens zu diesem Zwecke gesendet. Ferner nahmen Theil der Fürst Georg Friedrich von Waldeck und der Freiherr von Degenfeld. Der Kurfürst von Bayern befand sich noch in Linz mit dem Kaiser. Die Vorschläge, die der Markgraf im Namen des Kaisers machte, wurden von dem Kriegsrathe angenommen.[4])

Diesen Beschlüssen gemäß überschritten die Hilfstruppen aus dem Reiche am 5. September die Donaubrücke bei Krems, die Kaiserlichen und die Polen diejenige bei Tulln. Die Ebene um diese Stadt war der Sammelplatz, auf welchem am 7. September alle Truppen sich einfanden, und dann zusammen eine Armee ausmachten, wie sie an Zahl und Glanz in der Christenheit seit undenklichen Zeiten nicht erblickt

[1]) In der Uebersetzung der Briefe aus dem Polnischen durch den Grafen Plater sind die französisch geschriebenen Stellen so belassen. Deshalb auch hier.

[2]) Wagner, t. I, p. 608. W. legt dies einige Tage später; allein es liegt vor Augen, daß die Erwähnung bei der ersten Zusammenkunft geschehen sein muß.

[3]) A. a. O.

[4]) Von hier an verdient die bei Röder: Ludwig von Badens Feldzüge gegen die Türken, Bd. I, Urkunden, S. 13 u. f. abgedruckte Denkschrift besondere Beachtung.

war. Die Zahl wird angegeben auf 70.000 Mann mit 168 Geschützen, nämlich: Kaiserliche etwa 20.000 Mann, Polen auch etwa 20.000, Sachsen 11.000, Bayern 10.000, Franken und sonstige deutsche Hilfsvölker 9000.[1])

* * *

Dazu gab es, wie zum Nachklange aus den Zeiten der Kreuzzüge, vornehme Freiwillige aus vielen Ländern Europas. Man sah dort zwei Prinzen des Hauses Braunschweig-Lüneburg aus Hannover, Georg, den späteren König von England, und Friedrich August, den sieben Jahre nachher als kaiserlichen General in Siebenbürgen eine türkische Kugel traf; ferner mehrere Prinzen von Pfalz-Neuburg, Brüder der Kaiserin, den Erbprinzen von Hessen-Cassel, mehrere Prinzen des Hauses Anhalt. Ein europäisches Land jedoch war nicht durch Freiwillige vertreten: es war Frankreich. Die Politik des Königs hielt auch die Willigen fern. Einer hatte dennoch es gewagt, heimlich von Paris fortzueilen, ein Schwiegersohn Ludwigs XIV., der Prinz Conti. Es gelang den Verfolgern nicht, ihn auf französischem Boden einzuholen. Die Frage, ob er beim Entsatzheere eintreffen würde, hielt Viele in Spannung.[2]) Aber der Prinz Conti wagte dennoch nicht, dem Zorne des Königs völlig zu trotzen. In Frankfurt a. M. machte er Halt.

Dagegen traf am 7. September in Tuln ein anderer Freiwilliger ein, der diesem Zorne zu trotzen wußte, ein junger Mann von unscheinbarem Aeußeren, ähnlich wie der Herzog von Lothringen, den der Neuangekommene dann bald sich zum Muster erkor, um später das Lebenswerk desselben fortzusetzen und zu besiegeln. Es war der Prinz Eugen von Savoyen.[3]) Ein älterer Bruder von ihm hatte zwei Monate zuvor im kaiserlichen Dienste bei Petronell die Todeswunde empfangen. Der jüngere, Eugen, in der Hoffnung, das Regiment seines Bruders zu erhalten, begab sich, im August, an den kaiserlichen Hof. Aber das Regiment war bereits an den Verwandten eines Ministers vergeben.[4]) Der Prinz blieb auch so, um als Freiwilliger mit zu kämpfen, damals nicht ahnend, daß er die Todeswunde des Bruders vergelten würde mit tödtlichen Streichen auf das gesammte Osmanenthum.

Nicht die Namen aller dieser Freiwilligen sind erhalten. Aber die Zahl, der Glanz derselben, und überhaupt die bedeutenden Hilfscorps gaben Anlaß zu einer besonderen Bemerkung, die ein Augenzeuge in die folgenden Worte kleidet. „Vielfach ist man der Ansicht, daß das Wagniß des Großwesirs, direct die kaiserliche Residenz anzugreifen, mit beigetragen hat, die betheiligten Fürsten zur Stellung eines Succurses zu bewegen, während, wenn die Türken sich an Raab gehalten, wenige vielleicht sich gerührt hätten, weil der Ort, wenn auch noch so wichtig, dennoch weniger augenfällig ist und fernab liegt. Sicherlich aber wäre dann Raab verloren worden, und dieser Verlust hätte den Türken den Weg zu weiteren Fortschritten gebahnt."[4]) Diese Ansichten entsprechen in merkwürdiger Weise denen, die wir von Ibrahim Pascha von Buda im türkischen Kriegsrathe am Flusse Raab vernommen haben (S. 199).

[1]) Röder, Bd. I, S. 31. Aus einem kaiserlichen Handschreiben im Bad. Archiv.
[2]) Die Briefe Sobieskis und das Diarium seines Sohnes Jakob erörtern die Sache wiederholt.
[3]) Anlage VI.
[4]) Contarinis Bericht vom 19. September.

Dazu endlich langte in diesen Tagen im Lager von Tulln die Hilfsmannschaft an, die der Papst auf die Bitte des Kaisers gesendet, zwar Einer nur, aber dennoch eine Mannschaft, der Kapuziner Fra Marco d'Aviano.

* * *

Wir haben (S. 261) seine Meldung aus Padua, vom 14. August, vernommen, daß er, ausgestattet mit der päpstlichen Vollmacht, im Begriffe stehe, seine Reise anzutreten. Der Kaiser erhielt die Nachricht am letzten Tage seiner Anwesenheit in Passau, dem 24. August. Am andern Tage begab er sich ins Schiff, um zunächst nach Linz hinab zu fahren. Seine Kinder beließ er in Passau; die Kaiserin, die sich ungeachtet ihres Zustandes von ihm nicht trennen wollte, führte er mit hinab nach Linz. Entsprechend der Antwort, die der Kaiser früher dem Kurfürsten von Sachsen auf das Bedenken desselben in der Rangfrage gegeben (S. 290), schrieb er während dieser Fahrt an Marco d'Aviano nach Innsbruck, daß er sich zur Armee begebe, um durch seine Anwesenheit den etwaigen Differenzen vorzubeugen, die bei der großen Zahl der Häupter und Führer sich erheben könnten. Wenn Marco d'Aviano ihn nicht mehr in Linz treffe, so werde er die Anstalten vorfinden, sofort zu folgen. [1])

Marco d'Aviano traf, in den ersten Tagen des Monates September, den Kaiser noch in Linz, wo zwei Gründe ihn zurückhielten: die bevorstehende Niederkunft der Kaiserin und die Nachricht über die geringe Befriedigung, welche der Polenkönig über die Meldung Lothringens an den Tag gelegt, daß der Kaiser zum Heere kommen werde. In Linz erörterte der Kaiser mit dem Pater Marco d'Aviano die Frage, ob der König von Polen eine Schwierigkeit erheben werde, mit ihm zusammen zu kommen, und ob seine, des Kaisers, Ankunft bei der Armee dem Könige unangenehm sein werde. Dann fuhr Marco d'Aviano den Strom hinab. Seine erste Meldung, vom 5. September, schilderte den Eifer des Herzogs von Lothringen und des Königs von Polen für den Angriff. Jene Frage des Kaisers beantwortete er nicht. [2])

Unterdessen fiel für den Kaiser der eine Grund hinweg, der ihn zurückhielt. Am 7. September genas die Kaiserin in Linz einer Tochter. Sobald die kleine Erzherzogin Maria Anna getauft war, schrieb der Kaiser, am 8. September, an Marco d'Aviano: [3]) „Ich hätte gewünscht, daß Ew. Hochwürden mich ein wenig über die Fragen belehrt hätten, die wir am letzten Abende besprachen, in Betreff meines Kommens zur Armee. Ew. Hochwürden werden von dem Herzoge von Lothringen sicherlich meinen Entschluß vernommen haben, mich zur Armee zu begeben, und daß ich heute die Fahrt antreten werde. Ich will jedoch nicht, daß mein Kommen der Stadt Wien und dem Gemeinwohle zum Nachtheile gereiche; daher wünsche und verlange ich, daß aus dieser Rücksicht auch nicht ein Augenblick verloren werde, der Stadt Wien Hülfe zu bringen, bitte deshalb Ew. Hochwürden diese in jeder Weise zu betreiben. Ich glaube jedoch nicht unrecht zu thun, in Person zu kommen, um etwaige

[1]) Io prevedendo che forse fra tanti capi e duci potessero nascere delle torbolenze e dissensioni, ho risolto d'avvanzarmi e condurre soccorso all'Armata, o almeno star vicino per oviare a tutto quello possa succedere, e per questo questa mattina sono partito da Passavia, etc.

[2]) Die Briefe Marco d'Avianos aus den ersten Tagen des Monates September sind nicht erhalten. Die Thatsache jedoch ergibt sich aus dem folgenden Schreiben des Kaisers, vom achten.

[3]) Anlage VII.

Differenzen beizulegen, wenn sich derartige zwischen so vielen Kurfürsten und Fürsten erheben, und dann, um zum Troste meiner Unterthanen auch wenigstens einen Antheil an den großen Dingen dort zu haben. Wenn jedoch Ew. Hochwürden anderer Ansicht sind, so bitte ich, mir sofort durch den Ueberbringer dieses Nachricht zu geben, und ich werde dann Alles für das Gemeinwohl thun. Einstweilen setze ich meine Fahrt langsam fort, um den Operationen nicht hinderlich zu sein." Der Kaiser fügt seine Segenswünsche für die Sache hinzu, sowie die Nachricht der Geburt einer Erzherzogin am Tage vorher.

Dieses Schreiben vom 8. gelangte an Marco d'Aviano erst am Nachmittage des 11. September, auf dem Kamme des Kahlenberges. Wir werden dann seine Antwort auf dasselbe vernehmen.

Aber warum beantwortete er nicht schon vorher die eine wichtige Frage, warum nicht gleich nach der ersten Begegnung mit dem Polenkönige, wie der Kaiser es nach der letzten Beredung mit Marco d'Aviano in Linz erwartete? — Auf diese Frage findet sich mittelbar die Antwort in einem Schreiben des Polenkönigs an seine Frau Marie Casimire, vom 9. September.

Der Kaiser hatte von der Absicht sich zu der Armee zu begeben, den Polenkönig schriftlich in Kenntniß gesetzt. Der Brief Sobieskis an die Königin, spricht von dieser Absicht des Kaisers, als sei sie nicht ernstlich gemeint gewesen. „Der Kaiser, meldet Sobieski seiner Frau, hatte mir inzwischen seine vorgebliche Reise angezeigt: er wollte, sagte er, mich besuchen, sowie die verschiedenen Armeecorps. Aber er war sehr vergnügt, daß ich ihn ersuchte, nicht über Krems hinauszugehen. Und in der That, da wir heute alle Truppen gegen den Feind führen, und im Begriffe sind, uns in Defileen zwischen Wälder und Berge hineinzuwagen, so könnten die Tartaren wohl das Land hinter uns durchstreifen, wäre es auch nur, um unsere Depots und Reserven wegzunehmen."

Dieser Brief Sobieskis ist sehr merkwürdig, nur daß wir darin seine eigenen Meinungen und die Thatsache scharf zu scheiden haben. Die Thatsache ist, daß er, nach diesen seinen Worten, den Kaiser ersucht hat, nicht über Krems hinauszugehen, also nicht zur Armee zu kommen: alles Andere ist Meinung des Polenkönigs. Und zwar fragt es sich, ob diese Meinungen die Probe einer Kritik bestehen.

Ob eine Gefahr von den Tartaren her im Rücken der Entsatz-Armee existirte, zumal für den Wasserweg auf der Donau, wußten der Kaiser und seine Umgebung nicht blos ebenso zu beurtheilen wie der Polenkönig, sondern, bei ihrer genaueren Kunde der Oertlichkeiten und des bisherigen Verlaufes der Dinge, noch ungleich schärfer als er. Indem dennoch Sobieski diese vorgebliche Besorgniß zur Begründung seiner Bitte aufwendete, bewies er dadurch nur, daß er die Bitte stellte um der Bitte selber willen. Daß der Kaiser, wie Sobieski seiner Frau meldet, über diese Bitte sehr vergnügt gewesen sein soll, ist unvereinbar mit den Aeußerungen des Kaisers, sowohl denen, welche wir bereits vernommen haben, als denen, welche wir noch vernehmen werden.

Der Kaiser war in seinem Schiffe die Donau hinabgefahren bis unter Dürrenstein. Dort erhielt er am 11. September ein Schreiben von Marco d'Aviano, aus Tuln, vom 8. datirt, welches demnach auf sein Schreiben von demselben Datum aus Linz nicht eine Antwort enthalten konnte. Der Kaiser erwiederte sofort, wie folgt. [1])

[1]) Anlage VIII.

„Heute Morgen erhalte ich das Schreiben Ew. Hochwürden, vom 8., aus welchem ich ersehe, daß Ew. Hochwürden sich bei der Armee befinden. Dies gereicht mir zum höchsten Troste; denn ich setze mein festes Vertrauen in Ihren Segen, und erwarte von einem Augenblicke zum andern eine günstige Nachricht. Eine solche thäte wohl noth; denn, wie Ew. Hochwürden gesehen haben, ist es mit Wien aufs Aeußerste gekommen. Ich tröste mich mit jenem Spruche: Wer auf den Herrn vertraut, wird nicht zu Schanden werden."

„Gemäß meiner Meldung im Schreiben vom 8., bin ich aus Linz aufgebrochen und hier angelangt, am Fuße eines Schlosses etwas oberhalb Krems. Als ich hier vernommen, daß die Armee sich anschicke, den Wiener Wald zu übersteigen, habe ich mich entschlossen, bis auf weitere Nachricht hier anzuhalten. Hoffentlich werden Ew. Hochwürden dies nicht mißbilligen. Von hier werde ich aufbrechen, sobald ich einige Klarheit erhalte; denn von hier kann ich zu Wasser in acht Stunden nach Klosterneuburg gelangen."

„Die Kaiserin habe ich in gutem Zustande verlassen, aber ein wenig niedergedrückt wegen meiner Abreise. Wenn Ew. Hochwürden ein wenig Zeit hätten, so würde vielleicht ein Schreiben von Ihnen ihr zum Troste gereichen."

Es ist bemerkenswerth, daß kein einziges dieser Schreiben des Kaisers an Marco d'Aviano von dem Ersuchen, welches Sobieski an ihn gestellt zu haben meldet, etwas erwähnt. Dagegen überläßt der Kaiser dem Pater Marco d'Aviano die Entscheidung, ob er kommen soll, ob nicht. Marco d'Aviano traf eine solche Entscheidung nicht, und wir werden sehen, daß der Kaiser mit immer steigender Ungeduld harrend mehrere Tage in seinem Schiffe unter dem Dürrensteine verblieb.

Marco d'Aviano aber konnte nicht die vom Kaiser gewünschte Entscheidung geben, weil er und vielleicht er allein die Sachlage genau kannte. Das Wesen dieser Sachlage war das Verhalten Sobieskis, entsprechend jener ersten Aeußerung, die er zu den Seinigen in Stetteldorf gethan: wenn der Kaiser bei der Armee erscheine, so werde für den König von Polen an Ruhm wenig übrig bleiben. Marco d'Aviano mochte damals Bedenken tragen, dem Kaiser den Hergang der Dinge offen auszusprechen. Indem er dagegen fünf Jahre nachher einen Rückblick wirft auf seine Leistungen während des Krieges, sagt er in Bezug auf den Entsatz von Wien: „Zweimal beruhigte und besänftigte ich den König von Polen, der aus vielen Ursachen auf's höchste verstimmt war, und bewog ihn, mit allem Eifer sich an die Befreiung von Wien zu machen, die dann mit Gottes Hilfe rühmlichst erfolgte." [1]) Mit anderen Worten: der König Sobieski drohte, für den Fall, daß der Kaiser zur Armee käme, mit seinem Abzuge. Darum konnte Marco d'Aviano den von dem Kaiser gewünschten Rath, bei der Armee zu erscheinen, nicht geben. Andererseits aber durfte er es unterlassen, weil der Kaiser ausdrücklich und wiederholt in den Briefen an Marco d'Aviano sein persönliches Interesse demjenigen der Sache untergeordnet hatte.

Der einzige Historiker jener Zeit, der, wenn er auch nicht den Hergang im Einzelnen kannte, doch im Ganzen den richtigen Ueberblick der Sache besaß, Wagner, hat eben darum auch das Verhalten des Kaisers richtig würdigen können. „Der Kaiser

[1]) Im Schreiben vom 9. December 1688: Due volte composi e sedai il Re di Polonia, altissimamente disgustato per molte cause, et indurlo con tutta solecitudine a portarsi alla liberazione di Vienna, che segui gloriosissimamente con il divino ajuto.

Leopold, ſagt er, wollte lieber, daß die Stadt Wien befreit würde, als daß er ſelber ſie befreite. [1])

Darum aber gab dennoch der Kaiſer, wie ſeine ferneren Briefe zeigen werden, die Hoffnung nicht auf, daß der Polenkönig, deſſen Verhalten der Kaiſer damals nicht völlig durchſchaute, ſeinen Widerſpruch fallen laſſen werde.

* * *

Am Morgen des 8. September, des Feſttages Mariä Geburt, reichte d'Aviano den Häuptern des Kriegsheeres die heil. Communion. [2]) Dann las er die Meſſe und legte in dieſelbe eine Predigt ein. „Er fragte uns, meldet Sobieski, ob wir Vertrauen auf Gott hätten, und auf unſere einſtimmige Antwort, daß wir ein gänzliches und vollkommenes Vertrauen in Gott ſetzten, ließ er uns mehrmals mit ihm ausrufen: Jeſus Maria! Jeſus Maria! Er las die Meſſe mit hoher Salbung. Er iſt wahrhaftig ein Mann Gottes."

„Er hat nicht wenig beigetragen, meldet der Botſchafter Contarini von ſeiner Kenntniß aus, die Verzögerungen abzuſchneiden, die Eiferſucht zu beſchwichtigen, die dem erſehnten und nothwendigen Entſatze der Stadt hemmend im Wege ſtanden." [3]) Die Berichte des Botſchafters thun jedoch dar, daß er die ſchwierige Aufgabe Marco d'Avianos in der angedeuteten Richtung nicht einmal zum vollen kannte. Denn er läßt den Vorwurf durchblicken, daß der Kaiſer ſich nicht perſönlich zur Armee begebe, daß er um formeller Fragen willen fremden Fürſten überlaſſe, ſeine Unterthanen zu vertheidigen. Contarini kannte alſo nicht die Sachlage, daß der Kaiſer ſehnlichſt wünſchte, ſich zu ſeiner Armee zu begeben, daß die Erfüllung dieſes Wunſches ihm verwehrt wurde durch den Widerſpruch eines fremden Fürſten, und daß demnach dem Pater Marco d'Aviano die ſchwierige Aufgabe zufiel, vermittelnd und ausgleichend zwiſchen beiden zu ſtehen. In gleichem Maße daher, wie der Eifer Marco d'Avianos, muß die Umſicht und Beſonnenheit anerkannt werden, mit welcher er die Sache förderte, und dabei ſich das Vertrauen des Kaiſers und des Polenkönigs erhielt.

Da Marco d'Aviano dem Kaiſer nicht den von dieſem erſehnten Rath gab, ſich bei der Armee einzufinden: ſo verblieb der König von Polen, ſeinem Wunſche gemäß, als der Erſte im Range, der Höchſt-Commandirende. Er ſelber meldet das Verhältniß der anderen Kriegeshäupter zu ihm ſeiner Frau mit den Worten: „Mit dem Herzoge von Lothringen bin ich ſehr wohl zufrieden. Il en use fort bien avec moi; c'est un fort honnête homme, un homme de bien, et il entend le métier de la guerre plus que les autres. Er holt die Parole immer bei mir; eben ſo der Kurfürſt von Sachſen, ſeitdem ſeine Truppen zu den meinigen geſtoßen ſind. Sie ſind ſehr ſchön, gut gekleidet, ganz vollzählig und gut disciplinirt."

Neben der hier ausgeſprochenen Thatſache, daß der Herzog von Lothringen von dem Könige die Parole empfing, ſteht die andere, in den Worten des Königs nur angedeutete, daß er dafür auf den Gedanken des Herzogs einging. Denn der Plan

[1]) Wagner, t, I, p. 608. — Auch Cameſina, S. 121, Note 1, gibt das richtige Verhältniß an.

[2]) Der König im Briefe vom 9. ſagt: Wir. — Der Prinz Jakob ſagt: Sermus Rex communicavit. Doch fährt auch er dann fort: Nos und Nobis.

[3]) Bericht vom 26. September: E non poco a toglier le lunghezze e le gare che si frapponevano al solecito e necessario soccorso della Piazza.

des Entsatzes von Wien war das Eigenthum des Herzogs. In seiner Antwort auf die Anfrage des Kaisers, zu Anfang August (S. 284), hatte der Herzog zum Zwecke des Entsatzes von Wien den Marsch über den Wiener Wald vorgeschlagen, jedoch mit dem Zusatze: wie man es nach eingenommenem Augenschein als das beste befinden würde. In den späteren Berathungen scheint eine Umgehung des Wiener Waldes, um dann von Südwesten her sich der Stadt Wien zu nähern, gar nicht mehr zur Sprache gekommen zu sein. Denn die Bedrängniß der Stadt Wien forderte den Anmarsch auf dem kürzesten, wenn auch beschwerlichsten Wege, über die Höhen und durch die Schluchten des Wiener Waldes. Der Urheber dieses Planes in der Gesammtheit wie in den Einzelnheiten war daher nicht der des Landes und der Oertlichkeiten unkundige Polenkönig, sondern der mit den Vortheilen und den Schwierigkeiten derselben vertraute Herzog von Lothringen. Wir Spätere haben ihn uns zu vergegenwärtigen wochenlang zuvor in seinem Lager am Bisamberge auf dem linken Donauufer, von dort aus spähenden Blickes hinüber schauend auf den Bergeskamm am rechten Donauufer, sehnsüchtig der Stunde harrend, in der es ihm vergönnt sein werde, von jenen Höhen herab die Armee der Christen auf den am Fuße derselben lagernden Feind zu führen.

Dieser Wunsch und diese Hoffnung mußten steigen, je gewisser es dem Herzoge wurde, daß Kara Mustafa nichts that, und darum auch ferner wahrscheinlich nichts thun würde, den natürlichen Hindernissen des Marsches über den Wiener Wald noch militärische hinzuzufügen.

Und dies führt uns in das türkische Lager vor Wien, in den letzten Tagen vor dem Entsatze.

* * *

Das ganze Verhalten des Kara Mustafa beweist, daß er der Zustände in der Christenheit sehr wenig kundig war. Er umlagerte Wien und hoffte, ob mit Gewalt, ob in Güte, es zu gewinnen; aber sein Blick haftete an der Stadt selbst und nahm nicht wahr, was wenige Meilen von dort geschah. Ohne alle Kundschaft an den christlichen Höfen, glaubte er lange nicht an die Möglichkeit eines Entsatzheeres. Am 27. August hatte er allerdings eine allgemeine Kunde von einem solchen Plane, und forderte deshalb den Tököly ins Lager vor Wien. Aber diese Kunde blieb doch allgemeiner Art. Er wußte um die Thatsache des Bündnisses von Polen mit dem Kaiser; aber er wie Tököly beharrten mit den ähnlich gesinnten Franzosen bei dem Glauben, daß dasselbe eine praktische Consequenz nicht haben werde. Am 4. September meldet Sobieski von Stetteldorf aus: „Die Türken und Ungarn wissen noch gar nicht, daß wir hier sind; wenigstens wollen sie nicht daran glauben — ein für uns sehr glücklicher Umstand." Noch am 9. September meldet er abermals von Tuln aus: „Die Gefangenen, die man uns zuführt, stimmen alle darin überein, daß die Türken nicht an unsere Ankunft glauben wollen." Am selben Tage traf ein Gesandter Tökölys ein, um beim Herzoge von Lothringen einen Waffenstillstand zu beantragen. „Als der Bote mich erblickte, meldet Sobieski, war er so betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte."

Da Tököly, mit welchem Johann Sobieski auch damals noch in Correspondenz stand, von dem Anzuge der Polen nichts wußte: so blieb derselbe um so mehr dem

Großweſir verborgen. Tököly, obwohl er dem Befehle des Großweſirs, ſich im Lager vor Wien einzuſtellen, nicht gehorchte, erhielt doch durch dieſe neue Kunde eine Gelegenheit, dem Großweſir ſeinen Eifer zu beweiſen. Wiederholte Eilboten von ihm meldeten dem Großweſir, daß der Polenkönig mit ſeinen Truppen ſich beim Entſatzheere befinde. Der Großweſir ſchenkte der Nachricht keinen Glauben. [1])

An dem Herannahen eines Entſatzheeres war nun jedoch für Kara Muſtafa ein Zweifel nicht mehr möglich, zumal da am 9. September zwei Boten des Kaiſers an Starhemberg im türkiſchen Lager aufgefangen wurden. [2]) Sie ſollten die Meldung bringen, daß in drei Tagen das Entſatzheer da ſein werde. Der Großweſir berief einen Kriegsrath.

Und abermals ſehen wir dann die wichtige Frage der Abwehr des Entſatzheeres ſich vermiſchen mit der Eiferſucht des Großweſirs gegen Ibrahim Paſcha von Buda.

Ibrahim Paſcha votirte: man ſolle nicht einen Angriff des Entſatzheeres auf das türkiſche Lager abwarten. Beſſer ſei es, aus demſelben hervorzugehen, auch die Janitſcharen aus den Laufgräben zu ziehen, die Wälder in der Nähe zu fällen, um durch Verhaue den Marſch der chriſtlichen Armee zu erſchweren, einen tiefen Graben auszuwerfen und die Infanterie hinein zu legen, die Kanonen dagegen auf eine von ihm benannte Höhe zu ſtellen. Dies ſeien die einzigen Mittel, das Entſatzheer zu hemmen, und zugleich die Belagerten zur Uebergabe zu zwingen. Denn, wenn ſie ſehen müßten, daß die Hoffnung auf den erſehnten Entſatz vor ihren Augen unterginge, ſo würden ſie unfehlbar lieber capituliren, als ſich den Conſequenzen eines gelungenen Sturmes ausſetzen.

Die anderen Mitglieder des Kriegsrathes ſtimmten bei, nicht jedoch der Großweſir. Er wolle, ſagte er, auf ſeine Weiſe verfahren. Das Entſatzheer ermangele den Türken gegenüber der genügenden Cavallerie. Wenn es von den Bergen in die Ebene herniederſteige, ſo würden die türkiſchen Reiter es dort vernichten. [3])

Wenn es auf die Zahl ankam, ſo mochte dies Vertrauen des Großweſirs nicht unbegründet erſcheinen. Die am 7. September vorgenommene Generalmuſterung ergab, daß bis dahin vor Wien geblieben waren 48.500 Türken. Nach den Liſten, die man nach dem Abzuge der Türken vorfand, ſollten damals noch übrig ſein 168.000 Mann. Dieſe Zahl iſt jedenfalls übertrieben; denn in den Liſten wird Tököly mit 15.000 Mann aufgeführt, wo doch Tököly, nach ſeinem geheimen Vertrage mit Sobieski, dem Befehle des Großweſirs ſich vor Wien miteinzuſtellen, ſich beharrlich entzog. Daß die Grafen Bathiany, Draskovic, zwei Nadasdy, ſich im Lager eingefunden, um die Huldigung zu leiſten, iſt gewiß; aber auch ſie ſcheinen nicht bis zu Ende geblieben zu ſein. Unter jener großen Zahl befinden ſich 16.000 Janitſcharen und 12.000 Spahis. Die erſteren waren die Kerntruppen der türkiſchen Infanterie, die letzteren die der Cavallerie. Aber daneben gab es irreguläre Berittene zu vielen Tauſenden. [4])

Wie immer es geſchehen ſein mag, das Ergebniß jenes türkiſchen Kriegsrathes wurde den Führern des chriſtlichen Heeres ſofort bekannt. Denn der Venetianer Con-

[1]) In Anlage II zum neunten Capitel die eigenen Worte des Großweſirs darüber.
[2]) Dieſe beſtimmte Nachricht hat Nolano: historia della vita di Carlo V., duca di Lorena, p. 181.
[3]) Ebendaſelbſt.
[4]) Vaelkeren, p. 77.

Erstes

Commandirt von 2. 3. 5. 7. 12. 14. 25. 28.
Am linken Flügel Ober-Commandant I. 11. 23.

Zweites

4. 8. 13. 17. 26. 29

Drittes

6, 9. 10. 15. 16. 27. 31.

Auf dem linken Flügel bei der kais. Armee haben commandirt:

1. Gen.-Lieutenant der Herzog von Lothringen.
2. Markgraf Hermann von Baden.
3. Gen. der Cavallerie Graf Caprara.
4. Gen.-Feld-Zeugmeister Graf Leslie.
5. Feld-Marschall-Lieutenant Markgraf Ludwig von Baden.
6. Feld-Marschall-Lieutenant Fürst von Salm.
7. Feld-Marschall-Lieutenant Herzog von Croy.
8. Feld-Marschall-Lieutenant Fürst von Lubomirsky.
9. Gen.-Majore Mercy und 10. Graf Taaffe.

Bei den Sachsen.

11. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen.
12. Feld-Marschall Goltz.
13. Feld-Marschall-Lieutenant Flemming.
14. Gen.-Wachtmeister Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels, 15. Graf Trautmansdorff, 16. Graf Reuß und 17. Reitschütz.

Auf dem rechten Flügel bei Kaiserlichen ha

18. Gen. der Cavallerie Hei
19. Feld-Marschall-Lieutenan
20. Feld-Marschall-Lieutenan
21. Gen.-Majore Gondola,

Bei den Bayrische

23. Der Kurfürst Max Ema
24. Feld-Marschall Georg F
25. Feld-Marschall-Lieutenant
26. Feld-Marschall-Lieutenant
27. Feld-Marschall-Lieutenant
28. Gen.-Wachtmeister zu P
29. Gen.-Wachtmeister zu Fu
31. Rumpel.

(Zu Seite 300)

rstes Treffen.

5 Bat.	4 Schw.	7 Schw.	10 Schw.	Cavallerie	Infanterie	Cavallerie
Bayern.	Franken.	Bayern.	Kaiserliche.	Polen.	Polen.	Polen.
		32.	20. 18.	35. 36. 43. 44. 45.		
		24.		34. Commandant des rechten Flügels.		

weites Treffen.

4 Bat.	3 Schw.	5 Schw.	8 Schw.	Cavallerie	Infanterie	Cavallerie
Bayern.	Franken.	Bayern.	Kaiserliche.	Polen.	Polen.	Polen.
26. 29. 30.			19. 22.	46. 47. 48 49.		

ittes Treffen.

Bat.	4 Schw.	6 Schw.	Cavallerie.	Infanterie.	Cavallerie
yern.	Bayern.	Kaiserliche	Polen.	Polen.	Polen.
27. 31.		21. 33.	37. 38. 39. 41. 42.		

ügel bei den (den Polen zugetheilten) ichen haben commandirt:

lerie Herzog von Sachsen-Lauenburg.
ieutenant Rabatta.
ieutenant Dünewald.
ondola, 22. Palffy und 33. Buttler.

Bayrischen und Fränkischen.

ax Emanuel von Bayern.
Georg Friedrich Fürst von Waldeck.
eutenant Markgraf von Baireuth.
eutenant Freiherr von Leyhen.
eutenant Freiherr von Degenfeld.
r zu Pferd Münster und 32. Barau.
r zu Fuß Stainau, 30. Thüngen und

Bei den Polen am rechten Flügel haben commandirt:

34. Der König Johann III., Sobieski.
35. Stanislaus Jablonowsky, Palatinus Russiae, Supremus Dux Militiae. (1. Treffen.)
36. Unter-Feldherr Nicol. Siniawsky, Palatinus Oligniae. (2. Treffen.)
37. Der Kron-Fähnrich Raphael de Lesno-Leszinsky. (3. Treffen.)
38. Der Kron-Gen.-Wachtmeister Stephan Bied-Zinsky.
39. Gen.-Lieutenant von den Deutschen Ernst Graf von den Hof, Castellan von Wilna.
40. Gen. von der Artillerie Martinus Konsky, Castellanus Leopoliensis.
41. Gen.-Majore Denuar, 42. Leszinsky, 43. Podolyky, 44. Zamoisky, 45. Doenhof, 46. Maligny, 47. Sapieha, 48. Gorzynsky und 49. Rzewusky.

An Kanonen haben gehabt:

Die Kaiserlichen . . .	70	Die fränkischen Truppen	12
Die Kur-Sachsen . . .	30	Die Polen	30
Die Kur-Bayern . . .	26	Summa . .	168 Stück.

tarini, der von Linz aus die Siegesnachricht des 12. September erst am 17. melden konnte, berichtet schon am 12., daß die Türken die Laufgräben vor Wien nicht verlassen, sondern das Entsatzheer beim Niedersteigen in die Ebene erwarten würden. [1]) Indem aber die Führer des Entsatzheeres dies wußten, durften sie auch mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Türken keinen Versuch machen würden, den Marsch durch den Wiener Wald oder vielmehr das Uebersteigen desselben zu hindern.

* * *

Am Nachmittage des 9. September rückte das christliche Heer bis an den Fuß des Gebirges vor, und zwar so eingetheilt, wie es demnächst in drei Schlachtlinien vom Kamme des Kahlengebirges zum Angriffe gegen die Türken hinabsteigen sollte. Die erste Linie war lang gestreckt, über eine Stunde, die zweite schmaler, und die dritte wieder schmaler. Den linken Flügel jeder Linie, der an die Donau schloß, bildeten die kaiserlichen Truppen unter dem Herzoge Carl von Lothringen; das Centrum die Sachsen, Bayern, Franken unter den beiden Kurfürsten und dem Fürsten von Waldeck; den rechten Flügel die Polen unter ihrem Könige, so jedoch, daß ihnen mehrere tausend Mann kaiserlicher Truppen zugetheilt waren. [2])

Bei Tagesanbruch des 10. September begann die schwierige Aufgabe des Hinansteigens auf die Höhen des Wiener Waldes. Da der Feind während des Marsches gar keine Hindernisse entgegen stellte, sammelten sich die fürstlichen Personen auf dem linken Flügel, wo ihnen der Herzog von Lothringen von einem Berge aus das im Sonnenscheine erglänzende Klosterneuburg zeigte. Als die Sonne sich neigte, kehrte ein Jeder zu seiner Heeresabtheilung zurück. Der König und sein Prinz Jakob jedoch konnten die ihrige nicht mehr erreichen. Begleitet von den beiden hannöverschen Prinzen, nahmen sie ihr Nachtlager unter einer Eiche, nahe bei einem bayerischen Infanterie-Regimente. Von den Bollwerken der Stadt Wien herüber erdröhnten auch die Nacht hindurch häufige Kanonenschüsse, die dem Prinzen Jakob in die Ohren klangen wie dumpfe Klagetöne der braven Besatzung, die nahenden Helfer zu mahnen an ihre Noth. [3])

In der Nacht traf der Herzog von Lothringen eine wichtige Maßregel. Er erkundete mit eigenem Auge, [4]) daß die Türken die beiden wichtigen Posten besetzt hielten, die Capelle auf dem Leopoldsberge und das abgebrannte Camaldulenser-Kloster auf dem Kahlenberge. Beide Posten, im Besitze der Türken, konnten dem aus dem Walde herauf ansteigenden Entsatzheere schwere Hindernisse bereiten. Aber die Besatzung darin war gering, und ohne Geschütze. Der Herzog beschloß, die Posten zu nehmen. Er schickte zu diesem Zwecke den Marcheſe Parella voran. Das Unternehmen gelang. Als im Laufe des Tages das christliche Heer auf den Höhen anlangte, betrachtete man es wie ein Wunder, daß die Türken sich diese wichtige Position ohne nachdrücklichen Widerstand hatten entreißen lassen.

[1]) Contarini im Berichte vom 12. September: Questo ben si sà che Turchi non si muovono dalle trincere, e che pare voglino aspettare l'Armata Imp. nelle pianure vicine.

[2]) Der vorstehende Plan ist von dem damaligen sächsischen Ingenieur Daniel Suttinger.

[3]) Diarium Jacobi principis: Nos sine exercitu qui alias abiverat, ibi pernoctavimus, post legionem pedestrem El. Bavariae, Habebamus et hac nocte crebres tormentorum sonos nostrorum et villanorum, nobis hoc signo respondentium, se multum a Turcis premi.

[4]) Coll' occhio proprio. So bei C. Contarini, t. I, p. 175 u. 177.

Am Morgen des 11. September ging der Marsch aller Abtheilungen weiter. Es erhob sich ein heftiger Sturm, so daß die Reiter sich kaum auf den Pferden halten konnten. Sobieski fügt seiner Meldung darüber die Bemerkung hinzu: „Man möchte sagen, les puissances aëriennes seien gegen uns losgelassen; denn der Wesir steht im Rufe eines großen Zauberers." Dennoch geschah kein Unfall und bereits in den ersten Stunden des Nachmittags war der Kamm des Gebirges erreicht, von welchem aus der Blick über die Abhänge hinweg im Thale das türkische Lager und die Donaustadt umfaßte. Sobieski jedoch, dessen Auge an die weiten Ebenen Polens gewöhnt war, empfand bei dem Anblicke des vielfach durchschnittenen Terrains der vor ihm liegenden Bergesabhänge einige Unruhe, die er ausprägt in die folgenden Worte: „Man hat uns in Irrthum geführt. Die Generale hatten uns versichert, daß wir, nach dem Erklimmen des Gebirgskammes, die Schwierigkeiten geebnet finden würden, und daß von da aus der Weg uns auf einer sanften Abdachung nach Wien führen würde. Hier angekommen, erblicken wir nun unten vor uns zunächst das unendlich sich dehnende Türkenlager, in der Ferne die Stadt Wien. Aber nicht Felder liegen noch für uns dazwischen, sondern Wälder, Abgründe, und ein weit sich streckender Berg, von welchem Niemand uns etwas gesagt hat." Sobieski meint sogar, der Schlachtplan müsse geändert werden: nur schrittweise könne man das Terrain erstreiten. Er klagt über den Mangel an Lebensmitteln während des Marsches der letzten beiden Tage. Dann indessen macht er auch andere Erwägungen. „Dennoch, sagt er, ist die Mannschaft sehr willig. Die kaiserliche Infanterie, die man mir zugegeben, dient mit einer Folgsamkeit, wie ich sie bei den meinigen nie gesehen. Die Unsrigen schauen mit verlangendem Auge auf das türkische Lager, und möchten gar gern sich dort festsetzen." — „Kurz, indem wir unsere ganze Hoffnung auf Gott setzen, darf man doch auch nach menschlichem Ermessen annehmen, daß ein Armeeführer, der weder daran denkt, sich zu verschanzen, noch zu concentriren, sondern dort gelagert ist, als wären wir um hundert Meilen fern von hier, prädestinirt ist, geschlagen zu werden."

Es war die eine Seite der hochmüthigen Verblendung des Kara Mustafa, die sofort dem erst noch vom Kamme des Kahlenberges hinab blickenden Sobieski klar vor Augen lag. Die andere Seite erschloß sich ihm noch nicht, nämlich die, daß auch noch in diesen letzten Tagen seit dem 7. September, von wo an das gesammte Christenheer am rechten Donauufer stand, Kara Mustafa es täglich in der Hand hatte, seine bereits bis unter die Courtine zwischen der Burg- und der Löbel-Bastei vorgeschobenen Minen zu sprengen, dann mit einem Generalsturme über die Trümmer in die offen liegende Stadt einzudringen, und sie zu nehmen im Angesichte der herannahenden Retter.

Aber freilich, Kara Mustafa rechnete anders. Er wollte das in die Ebene herabsteigende Entsatzheer zerschlagen. Dann mußte die Stadt Wien auch ohne Sturm ihm anheim fallen, auf die Bedingungen, die er vorschreiben würde. In seiner Geringschätzung des heranmahenden Entsatzheeres begnügte er sich auch noch am Nachmittage des 11. September, wo dasselbe auf der Strecke von der Leopolds-Capelle bis zu den Ruinen des Camaldulenser-Klosters schon sichtbar wurde, 12.000 Reiter und einige Janitscharen an den Fuß der Berge vorzusenden und zur Vertheidigung der Ausgänge aufzustellen.

* * *

Wie der Polenkönig Johann Sobieski, so verfaßte, am 11. September, auf der Höhe des Kahlenberges noch ein anderer Mann einen Brief. Es war Fra Marco d'Aviano. Er schrieb an den Kaiser Leopold, zunächst zur Antwort auf den Brief desselben aus Linz, vom 8. September, der erst hier in seine Hände gelangte (S. 295.) Es ist namentlich zu beachten, wie Marco d'Aviano im Eingange seines Schreibens auf die hauptsächliche und wesentliche Frage des Kaisers nicht eine directe Antwort gibt, sondern die Nicht-Erledigung des Ceremoniells in den Vordergrund stellt. Es ist demnach anzunehmen, daß Johann Sobieski von dem Kaiser für sich den Majestäts-Titel beanspruchte, welchen, wie ihm nicht unbekannt sein konnte, der Kaiser, als das Haupt des Reiches, ihm nicht gewähren durfte, zumal nicht im Beisein von Kurfürsten, die von jeher den Anspruch erhoben, fremden Königen gleich gestellt zu werden. [1])

Das Schreiben Marco d'Avianos lautet wie folgt. [2])

„Vom Berge im Angesichte von Wien, 11. September 1683.

Gelobt sei Gott und Maria!

Ich habe bei Ew. K. Majestät in keiner Weise den Majestäts-Titel des Königs von Polen gemäß dem Ceremoniell in Anregung gebracht, weil, da die Bevollmächtigten Ew. K. Majestät die Sache nicht anregten, ich besorgte, daß ich durch das Reden darüber irgend welche Mißstimmung erregen könnte, während jetzt alles in guter Ordnung steht und durchweg bei Allen Eintracht und gute Beziehungen herrschen. Wenn Ew. K. Majestät zur Armee gekommen wären, ohne vorherige Regelung des Ceremoniells, so dürfte daraus die Gefahr einer Störung entstanden sein. Wie jetzt die Dinge liegen, mögen Ew. K. Majestät sich damit trösten, daß — Gott Lob — zwischen den Fürsten und Häuptern das beste Einverständniß obwaltet. Der durchlauchtigste Herzog von Lothringen ißt nicht und schläft nicht, ist mit der äußersten Sorgfalt immer thätig, inspicirt persönlich die Posten und vollzieht in bester Weise die Verrichtungen eines guten Generals."

„Die Armee ist — gelobt sei Gott — drei Tage herdurch in vortrefflicher Ordnung marschirt, ohne jedweden Unglücksfall, und wir dürfen darin eine Fügung Gottes erblicken, die nach solchem guten Anfange uns einen glücklichen Ausgang weissagt. Wir sind nun nur noch um eine Stunde von Wien. Bereits hat die Stadt durch das Abfeuern unserer Kanonen die Nachricht unserer Ankunft. Sie vertheidigt sich brav, und hat bereits durch Signale geantwortet, daß sie um unsere Ankunft wisse."

„Das Schreiben Ew. K. Majestät ist mir erst heute eingehändigt, und ich antworte sofort hier auf dem Bergesgipfel, von welchem aus, während die Armee vorüber marschirt, ich ihr den Segen ertheile."

„Unser Herr Gott fügt immer alles zum Besten, also auch dies Mal. Wenn er eine Prinzessin geschenkt hat, so bleibt uns noch die Hoffnung, daß er auch einen Prinzen gewähren wird. Ihm sei Dank für alles!"

[1]) Diese Frage wird bestimmter zur Sprache kommen in Anlaß der Zusammenkunft des Kaisers und des Königs, am 15. September, im Beginne des achten Capitels.

[2]) Anlage IX.

„Die Armee ist vortrefflich, sowohl an Infanterie, wie an Cavallerie, und ich schätze die Zahl der Combattanten auf 70.000 Mann. Mögen Ew. K. Majestät entscheiden, wo ich etwas tauge oder vermag, und dahin mich commandiren, und beharren in Ihrem gewöhnlichen Gottvertrauen, das sich bewähren wird an den Wirkungen der göttlichen Gnade. Morgen wird hoffentlich, wenn es Gott gefällt, der Angriff stattfinden. Es würde schon heute geschehen; aber wegen der Artillerie müssen wir warten, weil sie über Berge geschafft werden muß, die nicht anders als mit sehr großer Schwierigkeit zu passiren sind."

„Ew. K. Majestät und der Majestät der Kaiserin spreche ich meine Ehrfurcht aus und wünsche alles wahrhaft Gute. Ich verharre

Ew. K. Majestät
demüthigster, ergebenster, gehorsamster und wahrer Diener
Fra Marco d'Aviano,
Kapuziner-Pater und armer Sünder."

Das Schreiben gelangte an den Kaiser in seinem Donauschiffe unter dem Dürrenstein, am Morgen des 12. September. Seine sofortige Antwort zeigt, daß er die Tragweite der ersten Zeilen Marco d'Avianos völlig erfaßte. Das Schreiben lautet wie folgt. [1])

„Im Schiff bei Dürrenstein, 12. September 1683.

Hochwürdiger Pater!

Mit höchster Befriedigung habe ich den Stand der Dinge ersehen, daß die Armee sich bereits im Angesichte von Wien befindet, und vertraue fest in die göttliche Gnade, daß sie den Feind verjagen wird und daß der Herr der Heerschaaren mit uns ist. Ich würde gewiß den König von Polen nicht stören wollen; aber ich hoffe, daß er als großmüthiger und einsichtiger Fürst wissen wird, sich der Vernunft zu fügen, sowie den vielen in dieser Beziehung vorgekommenen Beispielen. Ew. Hochwürden werden bereits wissen, wo ich zur Zeit bin, wo ich nicht verweilen, und von wo ich noch weniger zurückkehren darf ohne Schaden meiner Reputation. Daher hoffe ich, er wird nicht misbilligen, daß ich komme, da es ja nicht zum Nachtheile der Operationen sein soll, sondern um so viele befreundete Fürsten, so wie meine Unterthanen zu erfreuen. Ich hoffe, daß Ew. Hochwürden mir darüber Ihre Ansicht sagen werden. O mein lieber Pater, wie viel schulde ich der Güte Gottes, und welche Pflicht der Dankbarkeit liegt auf mir! Und sicherlich werde ich trachten, sie mit der That zu beweisen und mit jeglichem ernsten Fleiße. Ew. Hochwürden wollen mir darin beistehen mit Ihren Gebeten, denen ich mich ganz empfehle.

Leopold."

Das Schreiben wurde abgefaßt, während schon der Kampf um Wien entbrannt war, konnte also, nach Maßgabe der Entfernung, erst am Abende des 12. in die Hände Marco d'Avianos gelangen, und darum eine praktische Consequenz nicht haben. Aber es hat seinen hohen Werth für die Charakteristik des Kaisers Leopold. Wie so oft hat man ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er sich an dem Kampfe um seine Hauptstadt nicht betheiligte! Man wußte ja freilich nicht, daß der Kaiser Leopold um

[1]) Anlage X.

der Sache willen seinen berechtigten heißen Wunsch einer nicht berechtigten fremden Anmaßung zum Opfer brachte.

Die Sonne des letzten Tages der Bedrängniß von Wien ging unter. Als die Nacht einbrach, sah man von der Stadt aus auf der ganzen Bergkette des Wiener Waldes die Feuer auflodern. Starhemberg ließ vom Stephansthurme aus antworten mit Garben von Raketen. Damit nicht in der letzten Stunde etwas versäumt werde, hielt er die noch dienstfähige Mannschaft die Nacht hindurch unter den Waffen. Die Ansprachen des sonst so strengen und energischen Mannes klangen mild und gütig. Nur noch diese Nacht, bat er, möchten sie aushalten. Die Compagnie der Hofbefreiten war stolz darauf, daß er sie angeredet mit den Worten: „Meine Kinder und Brüder!" Um zehn Uhr Abends machte Starhemberg noch einmal die Runde. Im Türkenlager blieb alles still.

Achtes Capitel.

Der Entsatz von Wien, am 12. September 1683, und die nächsten Folgen.

Der Polenkönig Johann Sobieski schrieb an seinem Berichte über den Marsch durch den Wiener Wald und das Eintreffen auf dem Gebirgskamm im Angesichte der Stadt bis in die Morgenfrühe des 12. September. Beim Tagesgrauen mahnten ihn einige auf dem fernen linken Flügel fallende Kanonenschüsse, seinen Brief zu beenden. Es war für ihn die wichtige Frage, ob man auf türkische Verschanzungen gestoßen sei. Um die Sache zu erkunden, begab er sich mit seinem Sohne Jakob und zwar, wegen der Schwierigkeit der Wege, zu Fuße nach den Ruinen des abgebrannten Camaldulenser-Klosters, wo der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Lothringen Quartier genommen. Dort trafen alle Häupter zusammen.[1]) Es ergab sich, daß der Herzog von Lothringen den Feldmarschall-Lieutenant Croy mit einigem leichten Geschütze am Abhange des Kahlenberges vorgeschoben, und dort zuerst das Gefecht sich entsponnen hatte. Beiderseitig suchte man sich die Vortheile des Terrains zu nutze zu machen: eine eigentliche Verschanzung auf türkischer Seite fand sich nicht. Bereits jedoch war als eins der ersten Opfer des Kampfes ein Bruder des Commandirenden gefallen.

Ueber den im Camaldulenser-Kloster gehaltenen Kriegsrath liegt eine authentische Aeußerung nicht vor. Der Gang der Dinge beweist, daß man festgehalten hat an den früheren Beschlüssen, welche einem jeden der Kriegshäupter innerhalb des ihm zugewiesenen Bereiches die Selbständigkeit der Action beließen, so jedoch, daß die gesammte lange Linie sich immer geschlossen halten würde. Die Frage, ob man einen oder

[1]) Diarium Jacobi principis: quo omnes principes convenere.

mehrere Tage gebrauchen würde, um bis an die Stadt vorzudringen und eine Verbindung mit ihr herzustellen, ist dem Verlaufe der Dinge gemäß eine offene geblieben.

Unterdessen entwickelten sich aus dem Walde hervor die langen Reihen der christlichen Streiter, erklang die Kriegesmusik, — „uns zum süßen Schalle," sagt der Prinz Jakob — während unten im Thale die türkischen Batterien ihr Feuer auf die Stadt eröffneten, so heftig wie je zuvor, oder, nach Vieler Ansicht, heftiger als jemals. Die Häupter eilten zu ihren Truppen. So verschieden diese waren an Sprache und Nationalität, das Banner, unter welchem sie stritten, wallte hoch über ihren Häuptern, weithin durch das Land und namentlich der bedrängten Stadt Wien sich verkündend. Auf der Höhe des Kahlenberges wehte eine rothe Fahne mit weißem Kreuze.

Die katholische Kirche feierte an diesem 12. September das Fest der göttlichen Vorsehung.[1]) Der Polenkönig und sein Sohn, um den erhofften Sieg nicht menschlicher Kraft, sondern dem Herrn der Kriegsheere beizumessen, begaben sich in die Capelle des Klosters, die demnach von dem Brande nicht mit zerstört war. Dort harrte ihrer Marco d'Aviano. Er las die Messe. Ihm ministrirte Johann Sobieski. Dann erhob sich der König von Polen und ertheilte seinem Sohne den Ritterschlag, zum Gedächtnisse des größten Tages, den er erleben könne.[2])

Dann wanderten die Beiden zu Fuß über die Gebirgspfade zu ihrem rechten Flügel zurück, wo Sobieski, um sich auch leiblich für die Mühen des Tages zu stärken, sich auftragen ließ.[3]) Es war ein Mahl mit Staub gemischt, den der Wind reichlich herzutrug. Dann ordnete er seine Truppen. Da auch so der Gebirgskamm, von welchem die Polen als rechter Flügel der Armee hinabzusteigen hatten, weiter zurückbiegt: so liegt es klar vor, daß die Polen erst zuletzt in Action treten konnten.

* * *

Unterdessen ging der Kampf auf dem linken Flügel vorwärts. Die Schwierigkeit des Terrains dort bestand darin, daß das Gebirge sich nicht gleichmäßig nach der Ebene von Wien hin abdacht, sondern durchfurcht wird durch eine Reihe von Bächen, die vom Gebirge herab ziemlich parallel der Donau zueilen. Diese Bäche, der Kahlenberger-, der Grinzinger-, der Krottenbach, bilden je ein tief eingeschnittenes Bett, eine Schlucht, so daß die vom Kamm des Gebirges absteigende Armee dreimal hinunter und in verhältnißmäßig verringerter Weise wieder heraufsteigen mußte. Bei dem ersten Kampfe der kaiserlichen Truppen handelte es sich also darum, die Türken von den Höhen zwischen dem Kahlenberger-Bache und dem Grinzinger-Bache zu ver-

[1]) Die Zeitgenossen heben dies nicht hervor. Es ist das Verdienst Camesinas, S. 127, darauf hingewiesen zu haben. In einer Unterredung, die ich wenige Wochen vor dem Tode des würdigen alten Herrn mit ihm hatte, betonte er dies mit Nachdruck: darum sei es zu seinem Gedächtnisse hier gesagt.

[2]) Weder der Vater, noch der Sohn gedenken in ihren Berichten dieses Actes. Dennoch glaube ich nicht, daß darum, gegenüber den Zeugnissen der Zeitgenossen, die Sache in Zweifel gezogen werden darf. Beide erwähnen Vieles nicht, was doch unzweifelhaft feststeht.

[3]) Diarium Jacobi principis: Principes quilibet ad suos occurrere. Sermus Rex victorias non esse hominibus attribuendas, sed Deo exercituum, ideo ab ejus manu sibi largitam voluit victoriam, ad sacellum se contulit, Deum exoraturus pro fausto rerum successu. Audito sacro plenus spei tam bono principio finem bonum subsecuturum, ne forte tam longo jejunio maceratae vires officium debitum suum peragere denegarent, tantum inceptum praemeditans adscendit montem, ut vires refocillaret.

treiben. Der Widerstand, den Croy dort fand, wurde heftiger durch die Verstärkungen, welche die Türken erhielten. Namentlich in Nußdorf dienten ihnen die Mauertrümmer der zerstörten Häuser zur Vertheidigung. Von kaiserlicher Seite waren an dem hartnäckigen Kampfe betheiligt vier Bataillone, ferner die Polen unter Lubomirsky, das Dragoner-Regiment Savoyen unter dem Markgrafen Ludwig; dazu die rechts anschließenden sächsischen Truppen. Von dem Gebirgskamme herab gewahrten der Herzog und der neben ihm haltende Markgraf Hermann, daß der Neffe des Letzteren, der spätere Türkensieger Markgraf Ludwig, in Gefahr gerieth, umgangen zu werden. Der Oheim rückte mit der ganzen kaiserlichen Infanterie des linken Flügels nach. Der Kampf entbrannte immer heftiger, sowohl für die Kaiserlichen, als die nächst zur Rechten stehenden sächsischen Bataillone. Es gelang, die Planken um die Weinberge einzustoßen, welche den Türken bis dahin zur Deckung gedient hatten. Sie wichen. Die Bergabdachung zwischen dem Kahlenberger- und dem Grinzingerbache war gewonnen.[1])

Während dieses ersten Gefechtes war ein neuer Streiter gekommen, allein, für seine Person. Es war Fra Marco d'Aviano. Nach seiner Messe war er hinab gestiegen. Wo der Kampf am heftigsten wogte, sah man die allen Soldaten bereits wohl bekannte Gestalt des ehrwürdigen Paters auftauchen, mit dem Crucifixe in der Rechten eine Anhöhe erklimmen und dort im Angesichte Aller den Sieg erflehen.[2])

Unterdessen rückte die gesammte Linie nach. Der Herzog von Lothringen formirte sie neu, mit dem Geschütze voran. Es handelte sich um die zweite Abdachung des Berges zwischen dem Grinzinger- und dem Krottenbache. Der Feind hielt sie in starker Zahl besetzt und schien sich vertheidigen zu wollen. „Aber als er sah, meldet der badische Bericht, daß die Unseren mit Freudengeschrei auf ihn losgingen und die Kugeln der Kanonen in seine Reihen einschlugen, wich er von dort hinab. Unsere Generale fanden jedoch für gut, auf dieser Höhe Halt zu machen, und den Vormarsch der Polen abzuwarten, die, bei dem größeren Abstande ihres Nachtlagers, nicht so schnell herab kommen konnten. Man wartete länger als eine halbe Stunde mit vieler Ungeduld, während ein Jeder die Augen dahin gewendet hielt."

Dies war der Stand der Dinge in der Nachmittagsstunde zwischen ein und zwei Uhr, wo demnach das Gefecht völlig ruhte. Marco d'Aviano benutzte diese Zeit, einen kurzen Bericht an den Kaiser abzufassen. Er meldete, daß der begonnene Kampf sich zum Nachtheile der Türken gewendet habe, und man Hoffnung hegen dürfe auf einen großen Sieg. Aber auch dies Mal enthielt sein Brief nicht den Rath, sich zum Heere zu begeben. —

* * *

Die Gesammtheit dieser Vorgänge des Kampfes am 12. September 1683 auf den Abdachungen des Kahlengebirges bietet ein Schauspiel dar, wie die menschliche Geschichte kaum ein zweites kennt. Niemals vielleicht hat es ein so übersichtliches

[1]) Ich folge hier hauptsächlich dem von dem Markgrafen Hermann von Baden gewissermaßen autorisirten Aufsatze: la campagne de l'année 1683, dessen zweite Hälfte abgedruckt ist bei Röder, Bd. I, Urkunden, S. 13.

[2]) D. Contarinis Bericht v. 26. September: Il Padre M. d'A. noto per la santità della vita, valse, colle sue orationi fervide, ad intercedere dal sommo motore la confusione degl'Infideli, trando, nel mentre che ardeva maggiormente la zuffa, sopra l'eminenza d'un colle, orando col crucifisso in mano.

Schlachtfeld gegeben, als dasjenige, welches vom Kamme des Gebirges an beginnend, von einer Abdachung zur anderen nach und nach bis in die Ebene sich hinab verlegte. Nicht blos die Häupter, sondern jeder einzelne der Mitwirkenden hatte jederzeit den Ueberblick des Ganzen, konnte wissen, wie es um den Gang der Sache stehe. Und nicht minder, oder noch klarer konnten dies die in Angst und Hoffnung von der Stadt aus Zuschauenden, um deren Rettung es sich handelte. Sie sahen [1]) die dichten Reihen ihrer Befreier in langsamem und gleichem Schritte herabsteigen, je hier und dort in ein Thal, in eine Schlucht verschwinden, dann wieder auftauchen, wie in einer einzigen ungeheueren Linie. Voran ging immer das leichte Geschütz. Je von Zeit zu zu Zeit entlud es sich hinab auf den Feind. Dann standen die langen Reihen, harrend, bis wieder geladen war und bis die nachkommenden Züge angeschlossen. Wiederum ging es vorwärts hinab, dreißig oder vierzig Schritte, [2]) und abermals dann erneuerte sich derselbe Vorgang. Und mit jeder neuen Bewegung vorwärts steigerte sich die Hoffnung des Gelingens und der Rettung.

Aehnlich aber wirkt der Anblick des amphitheatralisch sich aufbauenden, oder vielmehr niedersteigenden, Schlachtfeldes vom 12. September 1683 auf den Beschauenden auch noch heute. Der geborene Wiener mag durch die Gewöhnung des täglichen Anblickes der schönen Abhänge des Kahlengebirges weniger empfänglich werden für ihre geschichtliche Bedeutung: wer dagegen mit der Kenntniß dieser Bedeutung von der Stadt aus zum ersten Male diese Höhen erschaut, wer die Capelle auf dem Leopoldsberge und das einstige Kloster auf dem Kahlenberge, vom Sonnenglanze bestrahlt, so freundlich herableuchten sieht — dem tritt auch die Erinnerung an den Morgen und den Nachmittag des 12. September 1683 lebendig vor die Seele, und es ist ihm, als sehe auch er wieder, wie damals die tausende von Augen auf den Mauern der bedrängten Stadt Wien, die langen Reihen des Entsatzheeres von den Höhen hernieder steigen, nicht blos um der Stadt die ersehnte Rettung zu bringen, sondern um, im Geiste der Päpste Gregor VII. und Innocenz XI., die letzte und höchste Fluthwelle der osmanischen Offensive zu brechen, die Christenheit zu befreien von dem sechshundertjährigen Drucke des Türkenthumes.

* * *

Wie am Nachmittage des 12. September 1683 die Augen Starhembergs und seiner Umgebung von der Stadt aus sehnlichst gerichtet waren auf den rechten Flügel des Entsatzheeres, auf die Anhöhen, von denen die Polen sichtbar werden mußten, so auch diejenigen des gesammten Heeres, das auf den Abdachungen des Kahlenberges Halt gemacht. „Als man sie endlich, sagt weiter der badische Bericht, gegen zwei Uhr Nachmittags, aus dem Walde von Dornbach hervorbrechen sah, kenntlich an den Fähnlein der polnischen Lanzen, erhoben unsere Truppen ein so unsägliches Freudengeschrei, daß es auf die Türken uns gegenüber sichtliche Wirkung that. Die Soldaten, die bisher auf ihren Waffen ruhten, sprangen sofort auf, ohne Trommel, noch Befehl. Ja man war sogar genöthigt, flach auf diejenigen einzuschlagen, die in ihrer Erregung aus den Reihen traten, um sofort gegen den Feind loszueilen."

[1]) Vaelkeren, p. 82, dem ich fast wörtlich folge. Er sagt: vidimus oculis nostris.

[2]) A. a. O.: Tum actis iterum ante se tormentis promovent descensum ad triginta plus minus aut quadraginta passus.

„Als auf türkischer Seite der Anmarsch der Polen bemerkt wurde, bewegten sich mehr und mehr ihrer Streitkräfte dahin, selbst von Denen, welche bisher dem linken Flügel des Christenheeres entgegen standen. Der König schickte Husaren voran, welche, mit verhängtem Zügel auf die Türken einstürmend, sie zuerst zurückwarfen, nicht jedoch für lange. Denn als die Türken durch die aus dem Lager vorrückenden Gefährten verstärkt wurden, wandten sich die Polen und flohen in vollem Laufe, verfolgt durch die mit schrecklichem Geheule nachsetzenden Türken. Erst an dem Nachschub (der kaiserlichen Regimenter), den der König entgegen sandte, hielten die Polen an, wandten sich und verfolgten nun wieder die Türken, die eben so eilig zurück flohen. Dieser Vorgang wiederholte sich dreimal, bis, zur großen Freude der zuschauenden Verbündeten, die Polen endlich sich im Besitze der streitigen Anhöhe behaupteten. Der König ließ sogleich das Geschütz unter Bedeckung der Infanterie hinauf schaffen."

„Dieser Kampf, so auffallend er im Beginne denen erschien, die nie etwas Aehnliches gesehen, brachte dann auf die Türken eine tief gehende Wirkung hervor. Ihre Consternation war unverkennbar."

Im Entsatzheere herrschte die Ansicht, daß der Großwesir, der bis dahin sich in den Laufgräben gehalten habe, nun herangekommen sei, um das Commando seines linken Flügels dem Ibrahim Pascha von Buda zu übergeben und selber das Geschütz zu retten. Die Berichte des Königs und des Prinzen Jakob zeigen, daß sie den Großwesir sich gegenüber geglaubt haben. Die sämmtlichen, nachher angefertigten Plane des türkischen Lagers dagegen bezeichnen als den Ort, wo sich der Großwesir während des Treffens aufgehalten, ein Zelt unweit der Spinnerin am Kreuz, also weit zurück vom rechten Ufer der Wien. Unzweifelhaft ist, daß er am Nachmittage das Commando seines linken Flügels dem Wesir von Buda überließ.

Durch den Gewinn der streitigen Anhöhe waren die Polen in gleicher Linie mit den anderen Verbündeten, welche während jener Action nicht vorrückten. Der Herzog von Lothringen, der sich unterdessen weiter rechts zu den Sachsen begeben hatte, fragte nun den Feldmarschall Golz, ob man sich mit dem errungenen Vortheile und der Ehre des Tages begnügen oder weiter marschiren solle. Golz antwortete: da der Feind nun einmal geschreckt, so halte er es für besser, den Sieg zu verfolgen. Der Herzog, der augenscheinlich nur in Erwartung einer solchen zustimmenden Antwort gefragt hatte, erwiederte kurz: „Also marschiren wir!" — Er ritt mit seinem Gefolge zurück. Nach wenigen Minuten sah man die ganze lange Linie des Christenheeres wieder in Bewegung.

Die Kaiserlichen an die Donau schließend, und die Sachsen zu ihrer Rechten stiegen nieder in das Thal des Krottenbaches, und von da wieder aufwärts auf die Höhe von Döbling zu. Dort schienen die Türken noch einmal sich wehren zu wollen. Der sächsische Bericht[1]) sagt: „Es hatte auch der Feind auf der Ecke dieser Höhe etwas aufgeworfen, was das Ansehen einer Redoute hatte, und mit sechs metallenen Stücken besetzt war. Er hat damit auf die Vorrückenden zwar Feuer gegeben, jedoch allezeit zu hoch geschossen."

Der Name der Türkenschanze an jener Stelle hat sich erhalten und führt leicht dahin, ihr für den 12. September 1683 eine hohe Bedeutung beizumessen. An solchen

[1]) Im Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 522.

Stellen wachsen im Laufe der Zeiten Sagen empor von wilden Kämpfen, von einer verzweifelten Anstrengung, das letzte Bollwerk zu vertheidigen. Indem wir aber den Thatbestand zu ergründen und festzustellen suchen, haben wir das hauptsächliche Gewicht auf die Aussage der Augenzeugen und Betheiligten zu legen, welche diese Schanze nahmen. Es waren die Kursachsen. Der Bericht derselben fährt fort, wie folgt.

„Man hielt damals — beim Hinabsteigen von Heiligenstadt aus in die Schlucht des Krottenbaches — für ganz gewiß, der Feind würde diese Höhe (von Döbling) streitig machen, weil man im Grunde nicht sehen konnte, was oben in der Höhe vorging. Denn es avancirten sowohl die Kaiserlichen, als die Sächsischen immer nach der Höhe zu, und ein Jeder hielt sich beim Ansteigen in guter Bereitschaft zum Fechten. Als man endlich hinauf gelangte, und vermeinte den Feind anzutreffen, hatte er sich schon aus dem Staube gemacht und seinen Rückzug nach dem letzten Lager genommen. Die Sachsen waren hierbei gleichfalls die ersten, und haben deswegen auch die sechs metallenen Stücke zur Beute bekommen, wie man denn auch ihre Fähnlein in des Feindes Lager zuerst hat fliegen sehen."

Da, wie man sieht, der Bericht nichts verschweigt, was zur Ehre der Sachsen gereichen könnte: so folgt aus dem Schweigen über jeglichen Kampf um die Türkenschanze, daß ein solcher Kampf gar nicht stattgefunden, daß diese Schanze lediglich gedient hat, vorher einige wirkungslose Schüsse abzugeben, daß die Türken sie dann, ohne weitere Gegenwehr, verlassen haben, und die Sachsen in die Schanze eingezogen sind, ohne Schuß, noch Schwertstreich.[1])

Nun ist aber diese Schanze — wenn sie damals den Namen verdiente — die einzige fortificatorische Anlage, die als von Seiten der Türken zur Abwehr des Entsatzheeres errichtet uns genannt wird. Kara Mustafa hatte nichts gethan, den Uebergang über die Donau zu hindern. Er hatte nichts gethan, dem Marsche durch den Wiener Wald ein Hemmniß in den Weg zu legen. Er hatte nur auf seinem rechten Flügel dem linken Flügel des Entsatzheeres einen nachdrücklichen Widerstand entgegen gestellt, dagegen dem Herabsteigen des Centrums vom Gebirgskamme kein Hinderniß in den Weg gelegt. Es ist möglich, daß Kara Mustafa noch bis zum Mittage bei dem Hochmuthe beharrte, das Entsatzheer auf ebenem Boden vernichten zu wollen. Erst die Gegenwehr der Türken gegen die vom Dornbacher Walde aus hervorbrechenden Polen, am Nachmittage, scheint Zeugniß abzulegen, daß den türkischen Häuptern die volle Erkenntniß der Lage der Dinge aufgegangen sei. Aber war es noch Zeit?

Als nach dem ersten Erfolge der Polen die Häupter des linken Flügels sich zum weiteren Vordringen entschlossen, eilte der Fürst Waldeck hinüber zu Sobieski, meldete ihm den Fortgang der Dinge an und wünschte, den König umarmend, ihm mit Freudenthränen Glück zu dem bevorstehenden Siege. Auch Sobieski ließ nun ab von der Meinung des Tages zuvor, daß das Terrain nur schrittweise, in mehreren Tagen, gewonnen werden könne.[2]) Während jedoch am Nachmittage der rechte Flügel der Türken fast ohne Widerstand zurückwich, suchte der linke, gegen den die Polen andrängten, je auf den Höhen wieder festen Fuß zu fassen. Ein damaliger Plan zeigt

[1]) Die gleichzeitigen Plane von Suttinger und Anguissola verzeichnen nicht einmal die Schanze.

[2]) Diarium Jacobi principis: Illuc advenit P. Waldeck, qui complexus cum fletu miscens Sō Regi futuram jam gratulabatur victoriam.

ihre gegen die Polen gerichteten Kanonen auf einer Anhöhe nahe am linken Ufer der Wien.[1]) Die der Wien nächst liegende Höhe ist diejenige, die jetzt den Friedhof von Penzing trägt. Wahrscheinlicher jedoch dürfte anzunehmen sein, daß der letzte Kampf gewogt habe um die Höhen von Breitensee und die Fortsetzung derselben gegen die Stadt hin, die Schmelz, und weiter gegen das nach dem Stadt-Bezirke Neubau hin allmählich sich senkende Terrain. Dort, wo in den Zelten des Großwesirs den Anstürmenden die Hoffnung der reichsten Beute winkte, pflanzte der Pascha Ibrahim noch einmal seine Kanonen auf.[2]) Der Kampf war hier sehr erbittert.[3]) Aber Ibrahim Pascha erfuhr, daß der linke Flügel des Entsatzheeres von Döbling aus bereits in das Türkenlager einbrach. Um nicht umgangen und abgeschnitten zu werden, gebot er den Abzug, mit Zurücklassung des gesammten Armee-Materiales. Die Polen brachen ein in das Zeltlager des Großwesirs. Darüber jedoch war die Sonne untergegangen.

Vorher schon war auf dem linken Flügen die Sache entschieden. Nur die Janitscharen in den Laufgräben und Batterien schienen nicht zu wissen, was vorging. Sie feuerten noch gegen die Stadt, als schon der Strom der Flüchtigen die Außenwerke derselben nach St. Marx hin umkreiste, um sich nach Osten zu wenden. Der Herzog von Lothringen entsendete daher den Markgrafen Ludwig von Baden mit drei Bataillonen Infanterie und einem Dragoner-Regimente, und ließ zugleich den Stadt-Commandanten zu einem Ausfalle auffordern. Inzwischen jedoch hatten die Janitscharen in den Laufgräben Kunde erhalten. Dann ereignete sich dasjenige, dessen früher bei der Beschreibung dieser Laufgräben gedacht ist (S. 225). Weil die Eingänge derselben sämmtlich in der Nähe des Rothen-Hofes mündeten, so hatten nun, beim Sinken der Sonne, die von den Basteien und den Mauern aus gefahrlos hinblickenden Bewohner von Wien das merkwürdige Schauspiel vor Augen, daß die Haufen Türken dort wie an Einer Stelle aus der Erde emporstiegen, um dann raschen Laufes im weiten Bogen um die Stadt nach Osten zu enteilen.

Das Geschütz blieb stehen und wurde zur Beute gemacht, in Allem nahe an 200 Stück.

Die verschiedenen Treffen des Entsatzes am 12. September, auf dem linken und dem rechten Flügel, kosteten dem Christenheere 500 Mann, dem türkischen 8000.[4])

Wie so ungleich größer war die Zahl der Opfer auf christlicher Seite vorher, namentlich der ruhmwürdigen Soldaten der Besatzung. Die anfängliche Zahl wird verschieden angegeben, je nachdem man den Sollstand von 16.100 schon vorher als verringert ansieht bis zu 12.000 oder gar zu 10.000 Mann. Von dem anfänglichen Effectivbestande lagen 5000 Mann begraben und 2000 in den Spitälern. Von den anderen bewaffneten Einwohnern Wiens, die man auf 4000 anschlug, waren 1650 umgekommen, theils durch den Feind, theils durch Krankheiten, darunter 170 Wiener Bürger.[5])

[1]) Der Plan von Anguissola gezeichnet, von Rossetti gestochen.

[2]) Diarium Jacobi Principis: Vesirius posuit tormenta ante suum tentorium. — Daß der Prinz wie auch sein Vater überall den Großwesir zu erblicken meinten, ist bereits erwähnt.

[3]) Diarium Jacobi P.: multi periere. — Campagne de 1683: le grand camp fut défendu avec beaucoup d'opiniâtreté.

[4]) D. Contarinis Bericht v. 19. September. C. war sicherlich in der Lage, darüber sich genaue Nachricht zu verschaffen.

[5]) Diese Zahlen bei Camesina, S. 71.

Ein anderer Bericht, derjenige des Venetianers Contarini an den Senat, meldet, daß von 12.000 Mann, welche anfänglich die Besatzung ausgemacht, den tapfersten und geübtesten Soldaten der Armee, noch 4000 am Leben seien. Er rechnet jedoch diejenigen nicht mit, die verwundet oder krank, in den Spitälern und Klöstern lagen. [1])

Dennoch waren weder der Herzog von Lothringen, noch auch Sobieski, ohne alles Bedenken. Der Sieg über die große Türkenmacht schien allzu leicht errungen. Es unterblieb jegliche Verfolgung der Türken, nicht blos weil mit der Vollendung des Sieges die Nacht einbrach, und weil die Truppen allzu sehr ermüdet waren, sondern auch, weil nach ihrer Ansicht noch immer eine Kriegslist zu befürchten stand. Der Herzog von Lothringen hielt seine Truppen die Nacht hindurch unter den Waffen. Er verkündete Todesstrafe für den Versuch der Plünderung im türkischen Lager.

In derselben Weise verfuhr Sobieski auf dem rechten Flügel. Jedoch war der Erfolg seines Befehles nicht derselbe. Wir werden später mit seinen eigenen Worten vernehmen, daß und wie die Polen dennoch sofort geplündert haben.

Die Besorgniß der Häupter des Entsatzheeres vor einer Kriegslist der Türken deutet an, daß die Türken nicht in völliger Auflösung geflohen sein können. Vielmehr geschah der Rückzug der Hauptmasse noch in einiger Ordnung, [2]) und zwar am ersten Abende bis um etwa eine Meile weit von der Stadt. [3]) Viele Einzelne dagegen trieb die Furcht weiter. Sie jagten daher die ganze Nacht hindurch mit solcher Hast, daß bereits am anderen Morgen um 10 Uhr von den Wällen von Raab aus Türken und Tartaren in wilder Unordnung daher stürzend erblickt wurden. Im Juli hatte der Anmarsch von Raab nach Wien, etwa fünfzig Wegstunden, reichlich acht Tage erfordert. Jene Flüchtigen, die nun diesen Raum in weniger als vierundzwanzig Zeitstunden durchmaßen, waren dadurch zugleich die ersten Boten der eigenen Niederlage. Der Commandant von Raab scheint sogar geglaubt zu haben, daß das ganze türkische Heer sich in solcher Weise aufgelöst habe. Er meldet am 17. September, daß von den Janitscharen kaum einige zurückgekehrt seien. [4]) Dies beschränkt sich auf die in solcher Art Flüchtigen; denn es hatten sich um den Großwesir doch auch Janitscharen wieder zu Tausenden gesammelt.

* * *

Der Kaiser erhielt die erste Nachricht, die Marco d'Aviano gleich nach Mittag des 12. September über den günstigen Verlauf der Schlacht an ihn entsendet, am Morgen des 13. in seinem Donauschiffe. Während dasselbe weiter stromabwärts fuhr, richtete er, zwischen Krems und Tuln, an Marco d'Aviano die folgende Antwort. [5])

„Hochwürdiger Pater! Zu meinem höchsten Troste habe ich das Schreiben Ew. Hochwürden vom 12. erhalten, und daraus ersehen, daß die Türken in die Nothwendigkeit gebracht sind, zu ihrem Nachtheile zu schlagen, daß Wien Hilfe erhält, und daß wir hoffen dürfen auf einen großen Sieg. Dafür bin ich der göttlichen

[1]) Jener Bericht vom 19. September.

[2]) D. Contarinis Bericht vom 19. September: Turchi in tanto si ritirarono in ordinanza. Loro esercito per esser fuggitivo non si può dire disfatto.

[3]) Derselbe Bericht: Il giorno del combatto una lega in distanza della Piazza si ritirarono.

[4]) Röder, Bd. I, Urkunden, S. 20: Janitseri vix aliqui redierunt.

[5]) Anlage I.

Majestät so sehr zu Danke verpflichtet, daß ich wohl sagen darf: Quid retribuam Domino pro omnibus quae retribuit mihi? Und nach meiner Ansicht schließt sich auch das Folgende sehr wohl an: Calicem salutaris accipiam et nomen Dei invocabo [1]) — nämlich, ich werde mit allem Fleiße, ohne Rücksicht der Person und in der Wirklichkeit das Wohl meiner Unterthanen zu befördern trachten, und werde immer in Allem meine Zuflucht nehmen zu dem Namen Gottes, quod est sanctum et terribile."

„Was im Uebrigen meine Person betrifft, so weiß ich nicht, da ich so nahe bin, warum ich nicht kommen soll. Ich werde also in Gottes Namen heute Abend in Klosterneuburg sein, nicht um irgend Jemandem hinderlich zu sein, sondern lediglich zum Troste meiner Unterthanen und der Soldaten. Und zwar habe ich die Anordnung getroffen, daß ich der Erste sein will, der die Stadt betritt. Denn es schien mir, daß im anderen Falle die Neigung meiner Unterthanen zu mir sich verringern und zu Anderen wachsen könne. Ich habe dabei keine andere Absicht. Ich will dabei die weiteren Fortschritte nicht hindern, noch weniger sie in Anderen hindern, sondern durch mein Kommen meinen Unterthanen die Freude gewähren, daß sie meine Person sehen. Das verstößt, wie ich hoffe, weder gegen Gottes Gebot, und gereicht noch weniger irgend einem Menschen zum Nachtheile. Hoffentlich sehen auch Ew. Hochwürden die Sache so an."

„Einstweilen bitte ich Sie, mich zu unterstützen, dem so gütigen Gott Dank zu sagen für seine unendlichen Gnaden und Wohlthaten, und daß ich meiner Pflicht genügen möge, und dazu empfehle ich mich abermals. Leopold."

„P. S. Auch glaube ich, es sei nicht übel gethan, daß ich so bald wie möglich in der Stadt Wien Gott meinen Dank darbringe, und, da morgen der Tag der Kreuzeserhöhung ist, so erscheint mir dies gerade geeignet."

Das Schreiben ist ein lebendiger Ausdruck der Gefühle, die den Kaiser Leopold bewegten. Der Grundton ist derjenige des Dankes gegen Gott für die empfangene Wohlthat, die der Kaiser in ihrem ganzen Umfange noch nicht einmal kannte. Daneben aber ist die Verstimmung gegen den König von Polen, der ihm nicht blos die Ausübung seines Rechtes, sondern auch die Erfüllung seiner Pflicht beschränken möchte, wohl erkennbar. Wir bemerken jedoch auch, daß der Kaiser seinen feierlichen Einzug in die Stadt Wien, die er zuerst betreten will, auf den 14. ansetzt. Nach Maßgabe der Entfernung kann das Schreiben erst im Laufe des Tages, oder gar erst am Abende des 13. September in die Hände Marco d'Avianos gelangt sein.

* * *

Die Morgensonne des 13. September beleuchtete das gesammte, weit gestreckte Türkenlager um Wien als völlig leer und verlassen. Die Heerführer gestatteten den Soldaten, in den Zelten sich Beute zu suchen. Was sich an Menschen noch vorfand, waren gefangene Christen, Frauen und Kinder, viele verwundet, weil die Türken im Abzuge noch diese Grausamkeit geübt. Das eigentliche große Blutbad an Denjenigen, die nicht kräftig genug zur Wegführung als Sclaven erschienen, hatte bereits einige Tage zuvor innerhalb der Mauern der neuen Favorita auf der Wieden stattgefunden. (Vgl. S. 236.)

[1]) Beide Stellen sind dem Kanon der Messe entnommen.

Wie die Soldaten des Entsatzheeres die Zelte der Türken nach Beute durchwühlten, so kamen auch viele Menschen aus der Stadt zu gleichem Zwecke hervor. Auch der Bischof Kolonitsch wollte da nicht zurückstehen. Er wollte seine Beute machen, reicher noch als diejenige, welche Sobieski und die Polen in den Zelten des Großwesirs gefunden, eine Beute, seiner würdig als eines Bischofs der christlichen Kirche und des vom Kaiser ihm verliehenen Amtes eines Vormundes aller Waisen. Er zog hinaus. Er raffte Fuhrwerke zusammen. Er durchwanderte die lang gestreckten Reihen der Zelte, drang in sie ein, holte hervor, was sich da fand an noch lebenden Kindern, Frauen, Greisen, zum großen Theile verletzt und verwundet.[1]) Er lud die Kleinen, die Kranken und die Schwachen auf seine Wagen. Er führte die Anderen, welche die hohe Gestalt ihres neuen Vaters im kindlichen Vertrauen umdrängten. In Allem waren es an fünfhundert. „Es war ein Triumphzug, sagt sein Biograph, den nicht blos die Menschen, sondern auch alle Chöre des Himmels freudig begrüßten."[2])

Der Gemeinderath von Wien bewilligte ihm ein großes Haus für seinen Zweck. Kolonitsch brachte Frauen und Chirurgen für die Pflege zusammen. Täglich verringerte sich dann die Zahl. Denn die Dankbarkeit für die von Gott geschenkte Rettung der Stadt bewog nicht Wenige, das eine oder andere der Kinder in die eigene Familie aufzunehmen. Doch verblieb eine große Zahl der Fürsorge des Bischofs Kolonitsch. — Es war der Beginn seines Waltens dieser Art in dem Türkenkriege. Er setzte es fort und wurde nachdrücklich darin unterstützt vom Papste Innocenz XI., der hauptsächlich ihm die Mittel gewährte, später in einer Vorstadt von Preßburg ein eigenes Haus zu diesem Zwecke zu erbauen.[3])

Nachdem die beiden Sobieski, Vater und Sohn, die Zeltstadt des Großwesirs besichtigt, deren Ausdehnung der Erstere in seiner starken Weise mit derjenigen von Warschau oder Lemberg vergleicht, wendeten sie ihre Schritte gegen die Stadt. Auf dem Wege dahin kam der Graf Starhemberg dem Könige zur Begrüßung entgegen, bald auch die beiden Kurfürsten und der Herzog von Lothringen.[4])

Der Herzog schlug vor, die Feinde sofort mit gesammter Macht zu verfolgen. Der König wandte ein, daß seine Armee, nach dem langen Marsche allzu sehr ermüdet, einige Tage der Ruhe bedürfe. Auch der Vorschlag, die Cavallerie allein folgen zu lassen, und dann der dritte, wenigstens einen Theil abzusenden, um den Feind zu drängen, fand bei dem Könige nicht eine günstige Aufnahme. Man schob den Beschluß hinaus.[5])

Dann wandten sich die Häupter, von Starhemberg geführt, zu den Angriffsstellen der Türken, den zwei zerborstenen Basteien und dem völlig zertrümmerten Ravelin zwischen den beiden. Wie die lange Behauptung des Letzteren die glänzende Seite der Vertheidigung gewesen war: so kargten die Fürsten nicht mit ihrer An-

[1]) In der Regel ist die Rede nur von geretteten Kindern. Hanfiz jedoch sagt ausdrücklich: senes quos velut inutilia terrae pondera semineces fugitivi reliquerant. — Ueber die Zahl sagt er: supra quingentos fuisse traditur.

[2]) Hanfiz: triumphus, cui non homines modo, sed omnes chori coelestium applauserunt.

[3]) A. a. O.: Eo pertinebat domus hospitalis in Posoniensi pomoerio per eum erecta, sumtibus maximam partem e Pontifice impetratis.

[4]) Diarium Jacobi Principis.

[5]) C. Contarini: Istoria della guerra etc., t. I, p. 190. — Man vergleiche dazu weiter unten die Rede Sobieskis an den Kaiser.

erkennung für Starhembergs Wachsamkeit und Umsicht, so wie den hingebenden Eifer der Gesammtheit und der Einzelnen, die unter seiner Leitung so vortrefflich sich bethätigt hatten. [1])

Der Polenkönig äußerte dann den Wunsch, die Stadt zu betreten. Man dürfte dafür geltend machen, daß er sich sehnte, in einer Kirche seinen Dank für den Sieg darzubringen. Allein ein anderes Motiv hätte dagegen sprechen müssen. Es konnte dem Könige nicht unbekannt sein, daß der Kaiser sich auf dem Wege nach Wien befand, daß der Donaustrom das kaiserliche Schiff binnen kurzem herabtragen würde. Sobieski wußte, wie sehr der Kaiser gewünscht hatte, an den Ereignissen des Tages zuvor Theil zu nehmen, und daß er diesen Wunsch, der begründet war auf das Recht des Bündnisses vom 31. März, nur um der Sache willen, in Wahrheit aber der Persönlichkeit Sobieskis zum Opfer gebracht hatte. Um so mehr Rücksicht hätte nun Sobieski haben sollen, nicht *vor* dem heran eilenden Kaiser dessen Residenzstadt zu betreten. Sobieski scheint dies nicht erwogen zu haben.

Daß die Anordnungen, welche der Kaiser, laut seiner Meldung an Marco d'Aviano, dahin getroffen, daß nicht ein Anderer vor ihm seine Stadt Wien betrete, bereits am Morgen des 13. sich in den Händen der Commandanten befunden haben können, ist sehr unwahrscheinlich. Sie handelten nach eigenem Ermessen. Aber das Verfahren der Häupter ist bezeichnend genug. Die beiden Kurfürsten und der Herzog von Lothringen schlossen sich dem Könige dabei nicht an. Die anderen kaiserlichen Befehlshaber dagegen fügten sich mit innerlichem Widerstreben dem ausgesprochenen Wunsche des Königs. [2])

Sie gelangten durch eine Ausfallspforte neben dem noch verrammelten Schottenthore in die Stadt. Dort ließ der König Johann Sobieski als Trophäe die große, in Gold und Silber auf grünem Grunde kostbar gestickte türkische Fahne vor sich her tragen, welche der Sultan Mohammed IV. im Lager von Belgrad dem Großwesir als Abzeichen der höchsten Gewalt übergeben, und welche nun Sobieski in den Zelten des Großwesirs erbeutet hatte. Dies Verfahren scheint dafür zu sprechen, daß Sobieski schon beim Aufbruche nach der Stadt hin den Gedanken eines solchen Aufzuges gehegt habe. Auch hatte er seinen Sohn sich nach deutscher Weise kleiden lassen. Der König berichtet seinen Zug, von der damaligen Jesuiten-Kirche am Hof aus nach der Augustiner-Kirche, mit den Worten: „Ich bin in zwei Kirchen gewesen, wo sich denn das Volk zudrängte, mir das Kleid, Hände und Füße zu küssen. Andere, die mich nur von fern berühren konnten, riefen dabei: „„Vergönnet uns, König, die siegreiche Hand zu küssen."" Sie schienen ein Lebehoch ausbringen zu wollen; aber sie wurden zurück gehalten durch die Furcht vor den Officieren und anderen obrigkeitlichen Personen. Doch ließ ein Haufe Volkes eine Art Vivat hören. Ich bemerkte, daß die Oberen es mit scheelem Auge vernahmen. Daher beeilte ich mich, nachdem ich beim Commandanten gespeist hatte, die Stadt zu verlassen und ins Lager zurück zu kehren. Die Menge begleitete mich an das Thor." [3])

[1]) Vaelkeren, p. 86: Laudare uno omnes ore occiplunt Conservatoris nostri fortitudinem atque industriam, virtutemque omnium et singulorum, qui sub ipsius directione tam praeclare se gesserint.

[2]) D. Contarinis Bericht vom 19. September: Entrò il Re nella città liberata il primo etc., con qualche sentimento de Ministri Cesarei che fosse stato il primo ad entrare nella medesima nella vicinanza di Cesare di poche hore.

[3]) Anlage I.

Da der König nur von zwei Kirchen spricht, so bleibt es zweifelhaft, ob er jene Jesuiten-Kirche betreten, oder auch im Stephansdome gewesen sei. Das Letztere dürfte weniger wahrscheinlich sein. Zweifellos dagegen ist das Betreten der Augustiner-Kirche, um 10 Uhr Morgens.[1]) Dort hörte der König in der Loretto-Capelle eine stille Messe, und stimmte dann selber das Tedeum an, welches sein Gefolge mit ihm durchsang. Er ließ sich von den Patres ein Glas Wein reichen, und sagte dann, indem sein Auge die prächtigen gothischen Bogen maß: Dolendum esset, si ista bestia hanc ecclesiam acquisivisset. Vor der Kirche hielt der Wagen des Grafen Starhemberg, um den König zum Mittagsmahle zu holen. Dort fand sich auch der Kurfürst von Bayern ein.

Der König fügt weiter seinem Berichte hinzu: „Der Kaiser hat mir sagen lassen, daß er noch eine Meile von hier sei."[2]) „Er fährt im Schiffe die Donau herunter; aber ich bemerke, daß er nicht große Lust hat, mich zu sehen; vielleicht wegen der Etikette. Er beeilt sich, nach Wien zu gelangen, um das Tedeum singen zu lassen. Darum räume ich ihm den Platz. Ich bin sehr erfreut, alle diese Ceremonien zu vermeiden. Man hat uns bis heute nur damit regalirt."

Die Aeußerungen Sobieskis stimmen augenscheinlich nicht recht zu einander. Wenn der Kaiser ihm sagen ließ, daß er nur noch eine Meile von der Stadt, — wenn Sobieski zugleich wußte, daß der Kaiser sich beeile, zu kommen: so waren das doch Thatsachen, die eher *für* einen Wunsch des Kaisers nach einer Zusammenkunft mit dem Polenkönige sprachen, als *gegen* denselben. Indem aber Sobieski dem Kaiser wich, wie er sagt, entzog nicht der Letztere, sondern der Erstere sich einer Begegnung. — Der weitere Verlauf der Thatsachen wird bestätigen, daß nicht Sobieski eine persönliche Besprechung herbeizuführen suchte.

In der Frühe des 14. Septembers verlegte der Polenkönig sein Lager südostwärts nach Schwechat. Für dies Verlegen sprach allerdings ein sehr starker, äußerer Grund. Die Luft in und um Wien war von einem unsäglichen Gestanke erfüllt, der am 13. September bei der Tafel im Hause Starhembergs eben so wenig abgewehrt werden konnte,[3]) wie in den Straßen oder im Türkenlager. Dazu war alles erfüllt von Wolken einer großen Art von Fliegen.[4]) Starhemberg ließ die Leichen der Türken auf Wagen laden, an die Donau fahren und hinein stürzen. Diejenigen Leichen, an denen man ein Zeichen des Christenthums zu entdecken glaubte, wurden begraben.

* * *

Am Vormittage des 14. September traf der Kaiser Leopold auf der Donau an der Stadt ein. Das Aussteigen aus dem Schiffe, oberhalb der Stadt, ward verkündet durch eine dreimalige Salve aller Geschütze und Musketen. Die beiden Kurfürsten und die Armeehäupter empfingen den Kaiser, und geleiteten ihn dann um die Stadt an die Angriffsstellen der Türken. Als der Kaiser von dort aus die Zerstörung seiner Hofburg gewahrte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Dann setzte der Zug sich fort bis an das Stubenthor, als das einzige, welches bis dahin und zu

[1]) Camesina, S. 74, Note 1.
[2]) Anlage II.
[3]) Diarium Jacobi Principis.
[4]) Dasselbe.

diesem Zwecke des Einzuges wieder frei gemacht war.[1]) In der Mitte beider Kurfürsten ritt der Kaiser ein, durch die Reihen der Bürgermiliz zu beiden Seiten der Straße, und dann zum Stephansdome. Am Riesenthore desselben empfingen ihn die beiden Bischöfe, Emerich von Wien und Kolonitsch von Wiener-Neustadt. Der Letztere intonirte den Ambrosianischen Lobgesang, und wiederum erdröhnte dann von den Wällen der Stadt in das Land hinaus eine dreimalige Salve der Geschütze, und friedlich mahnend klang hindurch das Geläute aller Glocken.

Beim Heraustreten aus dem Dome machte der Bischof Emerich den Kaiser aufmerksam auf die Thurmspitze, die einen halben Mond mit einem Sterne in der offenen Seite trug. Dieser eigenthümliche Abschluß des Thurmes stammte aus der Zeit vor der ersten Türkenbelagerung von 1529;[2]) aber es hatte sich im Laufe der Zeit die Tradition festgesetzt, daß bei jener ersten Belagerung die Stadt Wien den Sultan Soliman ersucht habe, den Stephansdom zu schonen, und Soliman dies Ersuchen unter der Bedingung bewilligt habe, daß der Stephan mit dem türkischen Abzeichen des Halbmondes gekrönt werde. Diese Tradition galt bei der zweiten Türkenbelagerung als unzweifelhafte Thatsache. Von dieser Meinung aus wies der Bischof Emerich darauf hin, daß die Türken durch die Beschießung des Thurmes, durch den Schaden, den sie ihm dadurch zugefügt, den Vertrag gebrochen, und daß man darum das Recht habe, das ärgerliche Symbol des Islam nun herabzunehmen, und durch das Symbol des Christenthumes zu ersetzen. Er bat den Kaiser, dies zu genehmigen. Der Kaiser fügte der Genehmigung den Wunsch hinzu, daß das Werk möglichst bald ausgeführt werde.

Dann erst begab sich der Kaiser, da die eigentliche Hofburg nicht bewohnbar, in denjenigen Theil, den man die erzherzogliche Burg nannte, mit ihm die beiden Kurfürsten von Sachsen und Bayern.

Der Kurfürst Johann Georg übernachtete im Hause des Grafen Lamberg, der als Gesandter des Kaisers sich bei ihm befand. In der Morgenfrühe des 15. September begab Johann Georg sich nach Klosterneuburg und sandte von da aus dem Kaiser ein Abschiedsschreiben, in welchem er eine ihm zugestoßene Unpäßlichkeit als Grund des schleunigen Aufbruches angab.[3]) Er trat dann sofort mit seinem ganzen Heere den Rückmarsch an.

Daher hat man damals und später oft versucht, für den raschen Aufbruch Johann Georgs andere Gründe aufzufinden, als den von ihm vor dem Kaiser angegebenen, welcher zunächst doch nur seine Person betraf. Die Thatsache jedoch, die er darin angibt, war nicht blos bei ihm, sondern bei sehr Vielen die unvermeidliche Consequenz des Aufenthaltes in Wien. Wen daher nicht die Pflicht dort band, der eilte baldmöglichst hinweg. Aber der Kurfürst Johann Georg zog nicht blos in Person ab, sondern mit seinem Heere. In Betreff dieses Abmarsches meldete er,[4]) vierzehn Tage später, von Dresden aus dem Könige Johann Sobieski: es sei sein

[1]) Ich folge dem Augenzeugen Vaelkeren, p. 87.

[2]) Die Actenstücke bei Camesina, p. XXXV u. f. machen dies unzweifelhaft. — Dazu auch war der einstige Stern im Halbmonde auf dem Stephan achtstrahlig, derjenige im türkischen Halbmonde ist sechsstrahlig.

[3]) Das Schreiben in Raumers Taschenbuch, Jahrgang 1848, S. 286.

[4]) Abgedruckt in Lünigs: literae procerum Europae, t. III, p. 29. Vom 28. September.

Wille gewesen, den Sieg auch ferner nachdrücklich mit zu verfolgen. Aber er habe verschiedene Hindernisse gefunden, und namentlich habe der Stand der Dinge in der Nachbarschaft von Sachsen ihm die Rückkehr in die Heimat rathsam erscheinen lassen. — Eben damals war es dem französischen Gesandten Rebenac in Berlin gelungen, den Plan von Anhalt für die Allianz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit dem Kaiser zu durchkreuzen und durch sein Mehrgebot den Kurfürsten wieder für Frankreich zu gewinnen.

Johann Georg scheint indessen je nach verschiedenen Seiten verschiedene Gründe seines raschen Abzuges angegeben zu haben. In vertraulicher Rede brachte er andere vor als jene genannten. Die Kaiserlichen, sagte er, seien den Protestanten abgeneigt. Der Kaiser habe ihm geringere Aufmerksamkeit bewiesen, als dem Kurfürsten von Bayern. Eins seiner Dragoner-Regimenter habe in dem ersten Zusammenstoße mit den Türken schwer gelitten. Hernach habe er von der reichen Beute im türkischen Lager keinen Antheil erhalten. Der venetianische Botschafter, in seinem Berichte dieser Beschwerden, nennt sie matt.[1])

Die Angelegenheit der Beute wird später uns beschäftigen.

* * *

Am Abende des 14. September ward dem Kaiser der polnische Vice-Kanzler gemeldet, den Sobieski von Schwechat aus abgeschickt, um den Kaiser zum Siege zu beglückwünschen, und ihm eine der im Türkenlager erbeuteten Fahnen zum Geschenke zu machen. Der Kaiser empfing den Gesandten nicht, sondern schickte den Grafen Schafgotsch an den König, mit dem Ausdrucke seines Wunsches, sich persönlich mit ihm zu besprechen.[2])

Der Schritt war also ein Entgegenkommen des Kaisers. Aber die Ausführung hatte ihre besonderen Schwierigkeiten, die weniger an der Person des Kaisers hafteten, als in den Anschauungen der damaligen Zeit begründet waren.

Die Anschauungen von Rang und Ceremoniell waren damals in der schärfsten Form ausgebildet, nicht hier oder da, sondern überall, am schärfsten vielleicht am französischen Hofe, wo Ludwig XIV., nach langen Erwägungen der Frage, ob er der Frau seines Bruders, der Herzogin von Orleans, geb. Princessin Stuart, also der Tochter und Enkelin von Königen, in Gegenwart der Königin von Frankreich einen Sessel mit Rücklehne bewilligen dürfe, statt nur eines Tabourets — zu der Entscheidung kam, daß die Staatsraison dies nicht gestatte.[3]) Unter den weltlichen Fürsten der Christenheit gebührte in noch allgemein anerkannter Weise der erste Rang dem römischen Kaiser. Zwar trat dies nicht mehr in so scharf ausgeprägter Weise hervor, wie vier Jahrhunderte früher, wo Ottokar von Hornegk uns die Begegnung des römischen Königs Albrecht mit dem König Philipp von Frankreich in Tull mit den

[1]) Bericht D. Contarinis vom 31. October: Disgustato il Sassone, benche da fievoli cause, andava spargendo fra Prencipi della stessa Religione la mala volontà degl'Imperiali contro i professori della medesima; ch'egli non havesse havuto quel trattamento di cortesia che dal Bavaro è stato goduto; che uno de suoi Reggimenti di Dragoni fosse stato molto mal trattato nell'abbattimento primiero contro Turchi; e che poi non havesse havuto parte nella ricca preda, che è stata dal campo Turchesco raccolta.

[2]) Anlage III.

[3]) Oeuvres de Louis XIV, t. II, p. 64.

Worten schildert: „Als der König Philipp in die Nähe Albrechts, seines Herrn, kam, zog er seinen Herrenhut ab" — worauf dann Albrecht entsprechend erwiederte.[1]) Aber die Anerkennung des höheren Ranges blieb. Ludwig XIV., an Macht dem römischen Kaiser Leopold so sehr weit überlegen, erstrebte in Betreff des Ranges nur die möglichste Gleichstellung. Namentlich gebührte ursprünglich nur dem römischen Kaiser der Titel der Majestät. Zur Zeit Leopolds I. verlangte ein europäischer König nach dem anderen von dem Kaiser diesen Titel. Der Kaiser gab in so weit nach, daß er persönlich in seinen Handschreiben z. B. dem Könige Wilhelm III. von England den verlangten Titel gewährte.[2]) In seiner Stellung als Reichsoberhaupt konnte er es nicht, weil bei den Kurfürsten, die sich fremden Königen gleich achteten, sofort entsprechende Forderungen sich erhoben haben würden. Die Reichskanzlei blieb gegenüber den fremden Königen bei der Anrede: Serenitas Vestra.

Als daher der Graf Schafgotsch um Mitternacht des 14./15. September bei dem Polenkönige eintraf, bedurfte es für den Letzteren nicht eines besonderen Scharfsinnes, zu errathen, worin für den Kaiser die Schwierigkeit bei einer Zusammenkunft lag. Der eigene Bericht Sobieskis thut dar, daß der Kaiser nicht eine Anerkennung seines höheren Ranges von ihm verlangt hat, sondern lediglich ein Auskunftsmittel, welches den Kaiser als Reichsoberhaupt nicht in die Gefahr bringe, in Anwesenheit eines Kurfürsten einem fremden Könige gegenüber wider die herkömmlichen Formen des Reiches zu verstoßen. Sobieski schlug vor: „In dem Augenblicke, wo sich der Kaiser meinem Lager nähert, werde ich ihm entgegen reiten. Wir werden einander zu Pferde grüßen und so einander gegenüber halten: ich auf der Seite meiner Armee, er auf der Seite der seinigen und seiner Hauptstadt, er begleitet von den Kurfürsten, ich von meinem Sohne, den Hetmannen und Senatoren." Da Schafgotsch, wie Sobieski berichtet, sogleich diesen Vorschlag annahm: so ergibt sich daraus, daß er auf jedes Auskunftsmittel instruirt war, welches den Kaiser als Reichsoberhaupt nur nicht in Conflict mit den Kurfürsten bringen würde.

Am Morgen des 15. September ritt der Kaiser mit zahlreichem Gefolge zum Stubenthore hinaus nach Simmering zu. Nach dieser Richtung hin war am Tage zuvor auch das bayerische Lager verlegt, jenseit der Ruinen des abgebrannten Augustiner-Klosters. Als der Kaiser sich nahte, stand das bayerische Heer in Parade aufmarschirt, der Kurfürst vor der Front. Nachdem er salutirt, erhob er das Wort: „Allergnädigster Kaiser! Es sind nun drei Jahre, daß Ew. K. Majestät mich zu Alt-Oettingen mit diesem Degen beehrt haben. Was ich damals gelobt, das habe ich gehalten. Ich habe den Degen geführt gegen die Feinde Ew. K. Majestät und der gesammten Christenheit, und werde ihn ferner so führen." Der Kaiser dankte mit freundlichen Worten für diesen Empfang. Dann schloß sich der Kurfürst dem Gefolge des Kaisers an, welcher die ganze Fronte bis nach Ebersdorf hin abritt. Von dort aus wendete sich der Kaiser wieder rechts nach Schwechat, dem Polenheere zu. Der König Johann Sobieski, der Prinz Jakob, mit zahlreichem Gefolge, eilten ihm entgegen.

[1]) Pez: Scriptores r. A., t. III, p. 648.

[2]) Man sehe die betreffende Correspondenz in meinem Werke: Der Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. V, S. 343.

An der Stelle, wo die beiden Häupter, der Kaiser und der König, einander begrüßten, ward zur Erinnerung dessen später eine Denksäule errichtet.[1]) Sie ragt noch heutigen Tages, außerhalb Schwechat, an der Straße nach Preßburg.

Zuerst redete der Kaiser.[2]) Er sprach in fließender lateinischer Rede seinen Dank aus, daß der König mit großen Beschwerden einen so weiten Weg durchmessen, um gegen den gemeinsamen Feind des christlichen Namens so getreue Hilfe zu leisten. „Nächst Gott, fuhr der Kaiser fort, verdankt daher das befreite Wien Ew. Liebden[3]) seine Rettung, für welche nicht blos wir, sondern die gesammte Christenheit Ew. Liebden höchst verbunden bleiben. Daher haben Ew. Liebden sich bei der Nachwelt bis in die spätesten Geschlechter einen unsterblichen Ruhm und ewigen Namen erworben." Der König erwiederte: Gott allein gebühre der Dank für den herrlichen Sieg über den grimmigen Feind der Christenheit. Habe er darin etwas geleistet, so habe er nur die Pflicht eines christlichen Fürsten für die Christenheit und für einen anderen ungerecht leidenden christlichen Fürsten erfüllt. Was er gethan, das habe er sehr gern gethan, und werde auch ferner mit allen Kräften des Leibes und der Seele sich bemühen, in gleichem Sinne weiter für die Christenheit sich zu bethätigen. Nur thue es ihm leid, daß es ihm nicht verstattet gewesen sei, den Feinden auf dem Fuße zu folgen, und den Sieg ohne Unterbrechung weiter zu tragen. Denn durch den neulichen drei Tage andauernden Marsch über die Höhen der Berge und durch tiefe, wegloſe Thalschluchten, bei Tage und bei Nacht, ohne Gepäck, bei dem Mangel aller Bequemlichkeiten, so wie der erforderlichen Lebensmittel für Menschen und Thiere, sei das Heer so ermattet worden, daß man ihm zur Erholung die Rast der drei letzten Tage habe zugestehen müssen. Nachdem nun Menschen und Thiere erfrischt, werde es um so bereitwilliger vermögen, den flüchtigen Feind zu verfolgen.

In späterer Zeit sind über diese Beredung verschiedene Traditionen aufgewachsen, die mit dem Sachverhalte nicht in Einklang stehen. Es kommt daher zunächst darauf an, den festen geschichtlichen Boden klar zu stellen.

Der Kaiser Leopold sprach sich sofort nach der Zusammenkunft über dieselbe zu Marco d'Aviano aus. Dieser hatte sich in das Kapuziner-Kloster zurückgezogen, um dort bereit zu stehen für den Andrang derjenigen, die kamen, um seinen Segen zu erbitten. Am Abende des 15. September gab der Kaiser ihm Nachricht über die Begegnung mit dem Polenkönige in den folgenden Worten.[4])

„Meine heutige Begegnung mit dem Polenkönige ist sehr wohl verlaufen, und wenn er so befriedigt mit mir war, wie ich mit ihm, so werden wir sicherlich getröstet sein können. Pater Marco war auch Gegenstand unserer Unterredungen. Ich glaube, daß von da her sehr viel Gutes für die Christenheit erwachsen kann. O lieber

[1]) Eine Abbildung derselben bei Camesina, S. 82.

[2]) Vaelkeren, p. 89. Da er kaiserlicher Historiograph, so ist in Betreff der officiellen Acte seine Glaubwürdigkeit unzweifelhaft.

[3]) Dilectio Vestra.

[4]) La visita d'hoggi col Re di Polonia è passata molto bene, e se esso fu da me cosi sodisfatto com'io da lui, certo potremo essere consolati. Il Padre Marco fu ancora materia de nostri discorsi. Io credo che da questo possa nascere gran bene a tutta la Christianità. Oh Padre mio, quanto devo a Dio si pio e benigno! E ch'obligo ho d'applicarmi con gran caldezza e risoluzione al mio offizio, e di non offenderlo già mai! V. R. m'agiuti a cio colle sue orazioni, et io a queste mi raccommando. Leopoldus.

Pater, wie viel verdanke ich dem so gütigen und gnädigen Gott! Und welche Pflicht liegt mir ob, mich mit aller Wärme und Entschlossenheit meiner Pflicht zu widmen und niemals Gott zu kränken! Ew. Hochwürden wollen darin mich mit Ihren Gebeten unterstützen, denen ich mich empfehle."

Demnach fühlte der Kaiser weder selber sich durch ein Vorkommnis dieser Beredung verstimmt, noch glaubte er seinerseits einen Anlaß dazu gegeben zu haben.

Dagegen entspricht der Bericht Sobieskis nicht demjenigen des Kaisers, trägt vielmehr starke Spuren der Verstimmung. Eine Ursache dafür war, nach Sobieskis Ansicht, das Verhalten des Kaisers gegenüber dem Prinzen Jakob. Nachdem nämlich die Häupter eine Weile sich unterredet, ritt der Prinz Jakob näher zu dem Kaiser heran. Das Tagebuch des Prinzen berichtet dies wie folgt.

„Dann ritt ich näher heran, um den Kaiser zu begrüßen. Aber ob vielleicht ihm die lang bis auf die Schultern herabwallenden Hutfedern das Gesicht so sehr verdunkelten, daß er mich nicht sah, oder ob die Furcht, daß sein feuriges Roß, welches er mit beiden Händen hielt, ihm durchgehen könnte, ihn abhielt, mir die Hand entgegen zu strecken — ich weiß die Ursache dieser Vergeßlichkeit nicht. Auch die Oesterreicher sind darüber unter sich verschiedener Ansicht, und die Sache bleibt noch dahin gestellt." [1])

So der Prinz Jakob am Abende desselben Tages. Drei Tage später schreibt er in sein Tagebuch, daß der Kaiser ihm durch einen Gesandten einen Degen habe überreichen lassen. Dadurch wurde auch die Möglichkeit an eine absichtliche Kränkung zu denken, hinweggenommen.

Dennoch scheint der König Sobieski selber, gemäß dem Briefe, den er zwei Tage später abfaßte, einigermaßen die Sache in diesem Sinne genommen zu haben. „Der Kaiser griff nicht einmal an den Hut, meldet er: ich war darüber höchst betroffen." Er berichtet weiter die Unzufriedenheit auch der anderen Polen, daß der Kaiser ihnen keinen Dank ausgesprochen.

In der Wirklichkeit lag jedoch die Sache so, daß der Kaiser, welcher, dem Herkommen gemäß, auch vor den Kurfürsten des Reiches nicht den Hut abnahm, eben darum dies auch nicht vor einem fremden Prinzen thun durfte, welcher im Range weit unter den Kurfürsten stand. [2]) Wenn dennoch der König Johann Sobieski, in Unkenntniß des Ceremoniells, dies Unterlassen für eine Unhöflichkeit aufnahm: so machte er dies mehr als wett durch einen Verstoß, der ohne die Absicht desselben nicht zu erklären ist. Anstatt dem Kaiser, der die polnischen Truppen zu sehen wünschte, selber sie zu zeigen, ritt er davon und überließ diese Höflichkeit dem Kron-Großfeldherrn Jablonowski. Dieser selber meldete nachher darüber, daß der Kaiser ihm mit freundlichen Worten in sehr bescheidener Weise gedankt habe. [3]) Die Worte des Kaisers an Marco d' Aviano haben gezeigt, daß er für jene Unhöflichkeit des Polenkönigs keine Erinnerung hatte.

[1]) Anlage III.

[2]) Man vgl. darüber das Urtheil von K. A. Menzel: Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. IX, S. 127 u. f.

[3]) Zaluski: Epistolae, t. II, p. 846: Pro obsequio omni grates retulit verbis paucis et sensu permodesto.

Es ist nicht unwichtig, daß Sobieski seinen Bericht über die Unterredung nicht wie der Kaiser sofort nachher, sondern einige Tage später niedergeschrieben hat, nachdem vielleicht andere Umstände ungünstig auf ihn eingewirkt hatten. Denn gegen den Kaiser persönlich erhebt er nur jenen einen Vorwurf in Betreff des Prinzen Jakob, fährt aber dann in erregter Weise im Allgemeinen fort mit den folgenden Worten: „Nach dieser Zusammenkunft änderte sich alles plötzlich: es ist, wie wenn man uns nicht mehr kennt." Es folgt dann eine lange Reihe von Klagen über ihm und den Polen widerfahrene Zurücksetzungen.

Die Worte des Polenkönigs als des unmittelbaren Zeugen und Betheiligten dürfen nicht leicht genommen werden. Jedoch würde es nicht richtig sein, anzunehmen, daß die Verstimmung, die sich darin kund gibt, sichtlich vor Augen gelegen hätte. In den Berichten jener Zeit, die zur allgemeinen Kunde kamen, findet sich darüber keine Andeutung.[1]) Vielmehr vermittelten hauptsächlich die Briefe Sobieskis die Nachrichten solcher Art auf die Mitwelt und die Nachwelt. Es fragt sich nun, ob man, wie oft und namentlich in der französischen Literatur geschehen ist, diese Briefe ohne weitere Prüfung und Vergleichung mit anderen Actenstücken zur Basis eines Urtheiles nehmen dürfe.

Es ist zunächst zu beachten, wen Sobieski in diesem Schreiben vom 17. und 18. September anklagt. Es ist zuerst der Kaiser, der den Polen nicht genug gedankt habe, obwohl doch die Worte des Kaisers an Sobieski selber allen seinen Wünschen genug gethan haben mußten. Dann ist es der Cardinal-Nuntius Buonvisi, der, wie Sobieski sagt, das Geld nicht herbei schafft, welches der Papst Innocenz XI. zu diesem Zwecke angewiesen. Weiter ist es der spanische Botschafter Borgomainero, der um eine Audienz ersucht hat, und sich nach der Bewilligung nicht einstellt. Ferner ist es der Herzog von Lothringen, der keine Sorge trägt für die Polen. Dann ist es der Graf Starhemberg, der die hungernden Polen nicht in die Stadt einläßt, sondern sie mit Schüssen zurücktreibt. Es sind endlich die kaiserlichen Officiere, die den Polen auch noch das Wenige abnehmen möchten, was sie besitzen.

Wenn man auch diese Klagen Sobieskis nicht buchstäblich nehmen will: so ist doch der Gesammteindruck derselben derjenige einer großen Verstimmung. Aber gegen wen richtet sich diese Verstimmung? Oder, man dürfte eher fragen: gegen wen richtet sie sich nicht?

Wenn aber Alle insgesammt, fremde Gesandte eben so wohl wie kaiserliche Unterthanen, sich in einer solchen Weise benahmen, daß der König von Polen sich darüber mißgestimmt fühlte: so mußte doch auch auf polnischer Seite irgend etwas stattgefunden haben, was den Anlaß zu einem weniger freundlichen Benehmen gab.

Zunächst hatte der Polenkönig wohl nicht die allgemeine Sympathie für sich in Betreff seines Verhaltens gegen den Kaiser. Bei seinem minder tactvollen Umzuge durch die Stadt Wien war es seiner eigenen Wahrnehmung nicht entgangen, wie die kaiserlichen Officiere und Beamten die Sache aufnahmen. In dem frommen Kaiser persönlich überwog das Dankesgefühl alle anderen Regungen; aber hatte

[1]) Z. B. nicht im Theatrum Europaeum, Theil XII, nicht bei Sylvius, zaken van staet en oorlog, t. II, boek 21, dessen Berichte weitaus die ausführlichsten sind. — Ferner das Geschichtswerk des Abbate C. Contarini, t. I, p. 192. — Auch der v. Botschafter D. Contarini meldet in seinen Berichten an den Senat nichts von einer solchen Unzufriedenheit.

Sobieski das Recht eben dasselbe auch von den Anderen in Betreff seines gesammten Verhaltens gegenüber dem Kaiser zu erwarten?

Ferner lag für Andere ein Anlaß zur Unzufriedenheit mit dem Verhalten der Polen in Betreff der gemachten Beute. Lassen wir den Polenkönig selbst darüber reden, in seinem Schreiben an die Königin.

„Am Abende des 12. September vertheidigten die Türken noch eine Weile ihr Lager und ihre Zelte. Im Augenblicke, wo man sie sich verlieren sah, ließ ich Todesstrafe verkünden für jeden Reiter, der vom Pferde steigen, für jeden Infanteristen, der aus Reihe und Glied treten würde. Wir waren darauf gefaßt, daß, wenn wir uns zur Plünderung zerstreuen würden, der Feind in jedem Augenblicke zurückkehren und über uns herfallen könne. Darüber brach die Nacht ein. Man sah einander nicht mehr. Dann zündeten die Soldaten die türkischen Fackeln an, und fingen beim Scheine derselben an zu suchen und zu plündern, besonders die Officiere und die Towarzys, welche Reitknechte im Gefolge hatten, nämlich Leute, die entschlossen waren, die Zelte, die sich einmal in ihren Händen befanden, nicht wieder fahren zu lassen .... Diese Reitknechte bemächtigten sich während der Nacht einer Menge schöner Sachen, die sich in den Zelten des Großwesirs vorfanden. Wenn man auch noch so viel ihnen den Eintritt verwehrte: sie kamen durch Oeffnungen von der anderen Seite, und trugen weg, was sie wollten. Ein kleiner Kosack, Küchenjunge eines Fähnrichs, brachte seinem Herrn Juwelen zum Werthe von mehr als 4000 Dukaten. Die Deutschen haben fast nichts bekommen; denn außer denen, die sich bei mir befanden, gelangte an diesem Tage keiner von ihnen in das türkische Lager. Auch haben sie weder Gefangene, noch Fahnen, noch überhaupt ein Siegeszeichen." Und dann folgen sehr auffallende Worte. „Keiner von ihren Reitern hat während der Schlacht einen Schuß gethan; doch soll das nicht bekannt gemacht werden. Ich habe sie alle sammt und sonders gelobt und gerühmt. Was die Unsrigen betrifft, so hätte man Wunder von Tapferkeit zu erzählen, die sogar allen Glauben übersteigen." [1])

Den Hauptantheil der Beute jedoch hatte Sobieski selber davon getragen. Er meldet in seinem Berichte vom Abende des 13. September: „Der Großwesir hat auf seiner Flucht alles zurückgelassen: er hat nur seine Kleidung und sein Pferd behalten. Ich habe mich zu seinem Erben eingesetzt; denn der größte Theil seiner Reichthümer ist in meine Hände gefallen." Er preist Einzelnheiten dieser gemachten Beute, und fügt hinzu: „Du wirst also mir nicht sagen dürfen, meine Liebe, was die Weiber der Tartaren zu ihren Männern sagen, wenn diese ohne Beute heimkehren: Tu n'es pas un guerrier, puisque tu ne m'as rien rapporté; car il n'y a que l'homme qui se met en avant, qui peut attraper quelque chose." Der Tartaren-Vergleich war scherzhaft gemeint; aber hatte der Scherz nicht auch eine ernste Seite? Sie ruft in uns die Erinnerung wach an die von Janson Forbin sieben Jahre zuvor über Sobieski ausgesprochenen Worte (S. 46).

Sobieski also sah sich und seine Polen als die allein berechtigten Eigenthümer der Beute an, die sie in den Zelten des Großwesirs gemacht, so sehr, daß er die Fahne, welche er dem Kaiser überreichen ließ, als sein freies Geschenk ansah. An den türkischen Kanonen dagegen begehrte er den gleichen Antheil. Er klagt über die

[1]) Aus dem Schreiben Sobieskis vom 6. October.

Behandlung seiner Wachen bei diesen Geschützen mit folgenden Worten: „Einige von meinen Leibgardisten, die ich bei den türkischen Kanonen gelassen hatte, bis diese gleich vertheilt wären — ungeachtet ja doch unsere Leute es waren, die am Schlachttage den größten Antheil genommen — sind um ihre Mäntel, Kleider und Pferde gekommen."

Demnach war die Ansicht Sobieski von den Leistungen der Polen nicht gering. Wenn er auch jene vorher angeführten Worte des ähnlichen Inhaltes nicht in die Oeffentlichkeit gebracht wissen wollte: so ist doch kaum anzunehmen, daß die Meinung, die darin sich kund gab, den Mitbetheiligten vom 12. September ganz verborgen geblieben sein sollte.

Aber das Urtheil Anderer, welche unmittelbare Berichte einzuziehen und ihren Auftraggebern die Wahrheit zu melden verpflichtet waren, erwies sich nicht in gleicher Weise günstig für die Polen. Der Botschafter Contarini meldet dem Senate von Venedig: „Nachdem der erste Widerstand der Türken gegen das vom Kahlenberg herabsteigende Heer gebrochen war, thaten sie nichts Anders als fliehen, und vergeblich mühten sich die Officiere und höheren Commandanten gegen die Furcht, welche die Soldaten überfallen hatte." [1]) Contarini hält also nur den Kampf um Nußdorf für beachtenswerth, und geht über die Leistungen der Polen schweigend hinweg.

Vernehmen wir ferner die Ansicht eines Augenzeugen, der persönlich an jenen Differenzen zwischen Sobieski und den Kaiserlichen in keiner Weise betheiligt war, des Herzogs Georg Ludwig zu Braunschweig und Lüneburg, späteren Königs Georg I. von England. Dieser Prinz und sein jüngerer Bruder Friedrich August erwarben sich an diesem Tage die besondere Anerkennung, daß sie unter den Freiwilligen sich hervorgethan durch Einsicht und Muth. [2]) Der von dem Vater Ernst August ihnen zur Begleitung zugegebene Oberst Palant war neben ihnen gefallen. [3]) Sie hatten sich dem kaiserlichen Dragoner-Regimente Rabatta angeschlossen, welches dem Könige von Polen zugetheilt war. Dies Regiment gelangte zuerst an die Zelte des Großwesirs. Wohl mochten manche Blicke der Dragoner verlangend darauf ruhen, weil es hieß, daß der größte Schatz der Welt darin liege; allein dem erhaltenen Befehle gemäß, wagte kein Reiter abzusteigen. So der Bericht der Prinzen nach ihrer Rückkehr in Hannover. Sie fügten weiter hinzu: „Der Polenkönig ist über die Maßen höflich, eben so die Vornehmen seines Gefolges, auch sehr brav. Aber die Gemeinen haben sich schlecht gehalten; nur beim Plündern sind sie sehr gut. Die Türken fürchten sich auch gar nicht vor den Polen: vor den Deutschen dagegen haben sie Angst und reißen vor ihnen aus. Man hat sie daher nicht zu fürchten, und im Ganzen sind es sehr elende Leute, namentlich die Gemeinen. Auch ihre Angriffe auf die Stadt haben nicht rechten Nachdruck gehabt." [4])

[1]) Bericht vom 19. September: Doppo la prima resistenza fatta alla discesa del Calemberg non fecero altro che fuggire, in vano fatticandosi i capi e primarii commandanti per trattenere i soldati dal terrore che li sorprese.

[2]) C. Contarini: istoria della guerra etc., t. I, p. 188: In questi specialmente si annoverarono li due principi Giorgio Luigi e Federico Augusto di Hannover, che negli anni giovanili dimostrarono, ancorche venturieri, cognizione e valore di capitani.

[3]) Sein Grabmal im Kreuzgange in Klosterneuburg.

[4]) Es ist die Wiedergabe des Berichtes der Söhne in einem Schreiben der Mutter, der Herzogin, späteren Kurfürstin Sophie, vom 21./31. October 1683, im gräflich Degenfeld-Schonburgischen Archive zu Eybach.

Der Bericht des Königs Sobieski und derjenige des Prinzen Georg Ludwig stimmen, in Betreff der Plünderung, in so fern überein, daß die deutschen Truppen wegen ihrer besseren Disciplin, die Sobieski zu anderen Zeiten auch ausdrücklich anerkennt, geringere Beute, oder, wie Sobieski sagt, fast gar keine gemacht haben. Aber er wird sich augenscheinlich nicht klar darüber, daß dies für die deutsche Mannschaft ein Grund der Mißstimmung werden mußte, daß dagegen die Häupter der deutschen Truppen seine Connivenz in die Plünderung der Polen nicht freundlich aufnehmen konnten. Bei den deutschen Truppen herrschte die Meinung, daß der Werth dessen, was die Polen bekannter Weise erlangt, über sechs Millionen betrage. [1])

Die Königin von Polen scheint später ihrem Gemahle die Anfrage gestellt zu haben, ob eine Vertheilung der Beute nach Regimentern stattgefunden habe. Denn Sobieski erwiederte: „Was die Vertheilung der Beute unter die Regimenter betrifft, so habe ich nie davon reden hören." — Es scheint, daß es die Aufgabe des Königs Johann Sobieski gewesen wäre, dies Reden zu beginnen. Wenn die Beute so groß war, wie die deutschen Truppen sie sich vorstellten, so reichte sie aus, einem jeden Mitkämpfer einen namhaften Antheil zu gewähren und doch noch für die Häupter die Kriegskosten des nächsten Feldzuges zu erleichtern.

Demnach ist es nicht zu verwundern, wenn die Stimmung der anderen Truppen gegen die Polen nicht eine freundliche war.

Wir sind bei dieser Erörterung dem Sprachgebrauche jener Zeiten gefolgt, welcher die gesammten kaiserlichen Truppen als deutsch zu bezeichnen pflegt, kaiserlich und deutsch als identisch gebraucht, nur etwa die Kroaten gesondert nennt. Unter den kaiserlichen Soldaten war aber nach der Natur der Dinge mehr als die Hälfte von slavischer Abstammung.

Sobieski hatte endlich in den Zelten des Großwesirs noch eine Beute besonderer Art gemacht, die Correspondenz desselben, also auch diejenige mit dem Rebellen Tököly, dem Unterthan des Kaisers. Sobieski lieferte diese Briefe nicht aus.

Er stand vielmehr selber andauernd mit Tököly in Correspondenz. Es war zwischen ihnen vorher die Uebereinkunft getroffen, daß Tököly mit seinen Schaaren sich nicht in das Lager Kara Mustafas begeben, nicht mitwirken solle bei der Belagerung von Wien. Demnach gab Tököly den Befehlen Kara Mustafas vor Wien zu erscheinen, kein Gehör. Sobieski machte dies nachher den Kaiserlichen gegenüber geltend, und Kara Mustafa klagte bei dem Sultan den Tököly des Verrathes an. [2]) Daß aus dieser Thatsache, daß Tököly bald den Einen, bald den Anderen betrog, den Kaiserlichen kein Gewinn erwuchs, haben die Thatsachen genügend gezeigt. Denn, obwohl er nicht sich am rechten Donauufer vor Wien einstellte: so gab er am linken Ufer im Marchfelde durch Brennen und Verwüsten seine Anwesenheit kund, und nöthigte wiederholt den Herzog von Lothringen, ihn hinweg zu schlagen. Anstatt nun jedoch dem Kaiser die erbeutete Correspondenz Tökölys mit dem Großwesir auszuliefern, nahm Sobieski im Lager bei Schwechat die Gesandten des Tököly an, und ließ dem Kaiser melden, daß jener alles auf seine, Sobieskis, Entscheidung ankommen lasse. Er hatte den Verdruß seinem Berichte darüber hinzuzufügen, daß sich der Kaiser darum gar nicht bekümmere — also ihm darauf keine Antwort gegeben

[1]) Historisches Taschenbuch von Raumer, Jahrgang 1848, S. 281. Aus Boses Tagebuch.

[2]) Cam. Contarini, t. I, p. 238.

hatte. Sobieski erwog nicht, daß es nicht die Aufgabe eines fremden Königs ist, entscheiden zu wollen zwischen Souverän und Unterthan. Auch die wiederholten Warnungen der Königin Marie Casimire vor der Treulosigkeit des Tököly thaten bei Sobieski keine Wirkung, und es vergingen noch Monate, bis endlich es ihm klar wurde, daß Tököly wie abwechselnd den Kaiser und den Sultan, so auch ihn belog und betrog. Die Angelegenheit wird dann uns wieder vor Augen treten. Bis es jedoch dahin kam, konnte dieser kundbare Verkehr Sobieskis mit Tököly das Vertrauen der Kaiserlichen auf ihn nicht stärken.

Ueberhaupt aber kann es bei diesen verschiedenen Ursachen zur Unzufriedenheit nicht mehr in Verwunderung setzen, wenn Johann Sobieski nicht diejenige Rücksicht fand, die er, nach seiner Ansicht von den polnischen Leistungen, beanspruchen zu dürfen glaubte.

Zunächst haben wir unsere Blicke zu wenden nach dem Süden und dem Westen, um den Eindruck des Sieges von Wien dort zu erfahren.

* * *

Nachdem Sobieski, am 13. September, die große türkische Fahne bei seinem Aufzuge in Wien verwendet, entsendete er am nächsten Tage seinen Secretär Talenti mit derselben über Venedig nach Rom. In der ersteren Stadt überreichte Talenti dem Dogen ein Schreiben Sobieskis. [1]) Die hauptsächliche Stelle desselben lautet: „Der große Gott im Himmel hat mir, nach einem achtstündigen Gefechte wider ein Kriegsheer von 180.000 streitbarer Mannschaft, einen herrlichen Sieg verliehen, und es ist mir gelungen, in der genannten Zeit die bedrängte, bereits im Todeskampfe liegende Stadt Wien zu entsetzen, viele Christensclaven zu befreien, den größten Theil der Barbaren niederzulegen, mich ihres Geschützes und Lagers zu bemächtigen" u. s. w.

Der Doge von Venedig, der aus den Berichten seines Botschafters Contarini den Hergang der Dinge um Wien kannte, richtete seine Glückwünsche nicht blos an Sobieski, sondern auch an den Herzog von Lothringen. Diesem schien es fast ein Uebermaß zu sein, wie die Republik ihn feierte. Er schrieb von dem Feldzuge in Ungarn aus, am 16. October, an den Botschafter Contarini in Linz: „Ich sollte mich fast über E. E. beschweren, daß Sie bei der Republik die Action von Wien mit mehr Glanz für mich berichtet haben, als man glauben darf." [2]) Er erwiederte zugleich dem Dogen: „Die wenigen Dispositionen, die ich für den Entsatz von Wien habe treffen können, verdienen nicht einen solchen Glückwunsch Ew. Durchlaucht. Um so mehr fühle ich mich Ihrer Höflichkeit verpflichtet, daß Sie mir Ihr Wohlwollen dafür aussprechen und Antheil nehmen an der Genugthuung, die ich über das Gelingen einer Unternehmung empfinden mußte, an die ich einige Sorgfalt gewendet. Das Zusammengehen so vieler Fürsten und die Verschmelzung so vieler verschiedener Interessen, die sich in der Ansammlung und der Action der christlichen Waffen vereinigten, ist eine so sichtbare Wirkung der Hand Gottes, daß man ihm allein den Entsatz von Wien beimessen muß." [3]) Der Herzog scheint mit dieser Antwort, vom

[1]) Das Schreiben im Theatrum Europaeum, Th. XII. S. 613.

[2]) Schreiben vom 16. October: Je devrois presque me plaindre de V. E. d'avoir rendu à la Serme République l'action de Vienne plus éclatante pour moy que l'on ne doit pas le croire.

[3]) Man vgl. die Anlage V zum neunten Capitel.

16. October, den Dogen nicht zu einer anderen Ansicht bekehrt zu haben. Denn, wie zur Erwiederung darauf, richtete der Doge, am 31. October, auch einen Glückwunsch an die Schwiegermutter des Herzogs, die Kaiserin-Witwe Eleonora. Er preist darin „den glücklichen Erfolg der christlichen Waffen, die mit so vieler Einsicht und Kraft von dem Herzoge von Lothringen zur Befreiung Wiens geführt worden sind." [1])

Das damalige Urtheil der Vertreter der Republik Venedig ward eine Reihe von Jahren später ausführlicher wiederholt in dem Geschichtswerke des Venetianers Camillo Contarini, dem bedeutendsten, das über den großen Türkenkrieg von 1683 bis 1699 abgefaßt ist. Dasselbe lautet wie folgt.[2])

„An diesem Tage, dem 12. September 1683, legte der Herzog von Lothringen die augenscheinlichsten Beweise dar, sowohl seiner umfassenden Einsicht, wie seines großen Muthes, so daß er einer der wesentlichen Urheber des guten Erfolges war. Die wunderbare Ordnung, die er beobachtete in der Disposition der Truppen, in den einzelnen Vorfällen des Treffens, indem er aller Orten die erforderliche Fürsorge traf, und die Truppen immer gleichmäßig vorrücken ließ, indem er dort, wo er einen Widerstand gewahrte, frische Kräfte zur Unterstützung der Kämpfenden nachschob — alles dies charakterisirt ihn als den größten Feldherrn unserer Zeit, hervorragend nicht blos durch den Gewinn dieses bedeutenden Sieges, sondern auch durch sein Verhalten vorher. Beim Anzuge der feindlichen Armee auf Wien hatte er es verstanden, mit wenigen Truppen unter den Augen — so darf man es bezeichnen — der gesammten türkischen Macht dem Kaiser die Ehre und das Reich zu bewahren, so wie den Christen die katholische Religion. Ungeachtet der Felonie der Rebellen, welche den Türken den freien Weg eröffneten, gelang es ihm, die Armee auf jenem bekannten Rückzuge von Raab her intact zu erhalten, und dann während der ganzen Dauer der Belagerung mit den geringen ihm gebliebenen Streitkräften gegenüber der feindlichen Armee die kaiserlichen Waffen im Felde furchtbar zu machen, indem er hierhin und dorthin wuchtvolle Streiche austheilte."

Im September 1683 erregte die Siegesbotschaft von Wien die Gemüther in Venedig auf höchste. Wo immer der Bote Talenti sich zeigte, begrüßte ihn das Volk mit jubelndem Zurufe. Nach seiner Rückkehr vom Dogen fand er das Haus erfüllt von Senatoren und Patriziern, welche die türkische Fahne zu sehen verlangten. Talenti willfahrte. Er zeigte sie auch dem gesammten Volke. Der Senat beschloß ein Tedeum im Dome von St. Markus. Die Siegesnachricht von Wien war wie ein Balsam auf die noch immer offene Wunde des Schmerzes um den Verlust von Candia, um den langen, schweren, und dennoch erfolglosen Kampf. Damals hatte die Christenheit die Republik in diesem Kampfe allein gelassen. Aber nun war für den Fall, daß die Republik sich zur Wiederaufnahme des Kampfes entschloß, nicht blos ein Bundesgenosse gegeben, sondern ein siegreicher Bundesgenosse. An Beschwerden über die Friedenseinbrüche der Türken war bei dem Hochmuthe des Großwesirs Kara Mustafa gegenüber den Christen kein Mangel. Bisher hatte man den Verdruß über seine Erpressungen in Handel und Schifffahrt hinunterschlucken müssen. Aber nun hatten die Dinge sich so gewendet, daß die Frage der Abwehr sich erhob. Das Tedeum im

[1]) Schreiben vom 31. October: Il felice successo delle armi Christiane nella liberazione di Vienna, le quali dirette con tanto senno e valore dal Duca di Lorena.

[2]) Contarini, istoria della guerra etc., t. I, p. 188. Das Werk erschien 1710.

Dome von St. Markus für den Entsatz von Wien durfte den Türken erscheinen wie der Vorbote der Kriegstrompete des Löwen von St. Markus.

* * *

Am selben Tage, dem 20. September, wo Talenti mit der türkischen Fahne in Venedig anlangte, erreichte am Abende das schneller voraneilende Gerücht des Entsatzes von Wien, erst nur noch mündlich, die Stadt Rom.[1]) Obwohl das Gerücht keine Bürgschaft gewährte, so sah man dennoch zahlreiche Freudenfeuer auflodern. In den Kirchen ward das Sanctissimum ausgesetzt. Das Volk strömte zu Haufen ein. Erst am Donnerstage, dem 23. September, hob ein Courier des Nuntius Buonvisi aus Linz jeglichen Zweifel. Die Kanonen der Engelsburg, das Geläute aller Glocken trugen die Kunde über Stadt und Land. Am Abende brannten aller Orten die Freudenfeuer, und — so lautet ein Bericht — „wer aus Armuth kein anderes Feuer machen konnte, der hat, um seine Freude kund zu geben, auch das Stroh seines Bettes zu einem Feuer verwendet."[2])

Die Feier währte in Rom mehrere Tage hindurch. Am Morgen des 25. September erhob sich der Papst Innocenz XI. mit den Cardinälen und der gesammten Geistlichkeit, um der Litanei zu Ehren der Mutter Gottes und dem Tedeum beizuwohnen. Am selben Tage erließ er eine Breve an den Grafen Rüdiger von Starhemberg als den Repräsentanten der Vertheidigung von Wien. Das in aller Beziehung charakteristische Schreiben lautet wie folgt.[3])

„Geliebter Sohn, edler Herr, unseren Gruß und apostolischen Segen."

„Die unbesiegte Standhaftigkeit und Kraft, mit welcher Du die Stadt Wien gegen die ungeheueren Angriffe des mächtigsten Feindes glücklich vertheidigt, hat Dir bei allen Gläubigen, um deren Heil es sich in der Belagerung der genannten Stadt handelte, ein so leuchtendes Verdienst erworben, daß, wo immer die christliche Religion blüht, Deinem erlauchten Namen der lohnende Nachruf das Vollmaß der Ehre und des Ruhmes darbringt. Weil aber Uns vor Allen der große Erfolg angeht, den Deine Kraft der christlichen Welt erworben, so haben Wir es Unserem Amte entsprechend gefunden, durch das hell glänzende Zeugniß dieses Unseres Schreibens den von Dir erworbenen Ruhm zu verherrlichen, und Wir werden keine Gelegenheit, die sich darbieten möchte, außer Acht lassen, durch die That zu beweisen, wie sehr Wir um des christlichen Gemeinwesens willen Dir zu Danke verpflichtet sind. Mögest Du denn, tapferer Mann, Deine Genugthuung haben an der Freude der jubelnden Völker, und darin die unschätzbare Frucht Deiner unendlichen Mühen erkennen, während Wir, edler Herr, Dir als ein Zeugniß Unseres Wohlwollens Unseren apostolischen Segen gern und willig verleihen.

Gegeben zu Rom bei St. Maria Major, unter dem Fischerringe, am 25. September 1683.

(Ort des Siegels.) Markus Spinola."

[1]) Theatrum Europaeum, Th. XII, S. 609.

[2]) A. a. O.

[3]) Im Original und Uebersetzung oft gedruckt, damals in Lünigs: Literae procerum Europae, t. III, p. 28.

Es ist die Vollgewalt der Autorität des gemeinsamen Vaters der Christenheit, die in diesen Worten sich verkündet: ihn zuerst, und vor Allen hatte Starhemberg als der Repräsentant der Vertheidiger von Wien sich zu Danke verpflichtet.

Eben dieser Anschauung entsprach der Polenkönig seinerseits durch die Ueberreichung der türkischen Hauptfahne an den Papst. Der König hatte den Abt Dönhoff zu diesem Zwecke nachgesendet. Nachdem am 29. September der Papst der Messe in der Capelle des Quirinals beigewohnt, fand die Audienz zur feierlichen Uebergabe statt. In der Anrede des Abtes Dönhoff spiegelte sich die uns bereits bekannte Auffassung Sobieskis über die Leistungen vom 12. September. Die weiteren Gedanken drängen sich zusammen wie folgt. „Weil der König Johann III. von Polen nicht für sich selber, sondern für die Christenheit den Sieg erworben: so legt er in Ehrerbietung dem gemeinsamen Vater derselben diese Trophäe zu Füßen. Der König hat sein Königreich, die Königin, seine Kinder verlassen, und ist herbei geeilt, um die Stadt Wien in Oesterreich und das römische Reich zu erretten. Dies Alles ist geschehen auf die Mahnung Ew. Heiligkeit, welcher er seinen Gehorsam bewiesen hat in einem nie erhörten Beispiele. Der König hat gesiegt durch die Führung Ew. Heiligkeit. Ihr habt also beide gesiegt, Ew. Heiligkeit durch Ihr Gebet und die Bestreitung der Kosten zu diesem heiligen Kriege, der König aber mit dem Schwerte und mit dem Wagnisse seines Blutes.

So nehmet denn, heiligster Vater, die immerwährende Zier Eures Papstthumes, die sowohl kraft Euerer eigenen Tugend als derjenigen des Königs erworben ist, und erfreuet Euch derselben viele Jahre lang!"

Innocenz XI. nahm die Fahne. Er setzte auf den nächsten Tag ein Seelenamt an für alle diejenigen, die bei der Vertheidigung und dem Entsatze von Wien geblieben. Nachdem er dann zum Zeichen seines Abscheues den Fuß auf die Fahne gesetzt, ließ er sie als Triumphzeichen in der Peterskirche aufhängen. Im nächsten Jahre wurde sie nach Loretto gebracht.

Die Feier des Sieges von Wien ging durch die ganze Christenheit. Nur an Einem Orte ward sie betrachtet wie eine Niederlage, und noch dazu wie eine unerwartete. Es war Versailles.

* * *

Wir haben gesehen, welchen Aufwand von Geld es sich Ludwig XIV. hatte kosten lassen, dem Kaiser die möglichen Bundesgenossen zu entziehen. Es war ihm nicht gelungen in Warschau. Es war ihm dagegen gelungen in Berlin und damit zugleich für das gesammte Nordwest-Deutschland, dessen Fürsten, namentlich diejenigen des Hauses Braunschweig-Lüneburg und der Landgraf von Hessen-Cassel, im Angesichte der Waffen Brandenburgs und Dänemarks, der Verbündeten, wie sie sich nannten, des Königs von Frankreich, nicht wagten ihre Mannschaft nach dem fernen Südosten zu entsenden. Ludwig XIV. selber übte einen Druck des Zurückhaltens aus durch sein Lager an der Saar. Er hatte darum Süddeutschland nicht völlig zurückhalten können. Aber der Uebermacht der Türken gegenüber erschien doch in den Augen des Königs von Frankreich und der Gleichgesinnten, alles was der Kaiser ins Feld stellen konnte, unzulänglich. In West-Europa galt die Ansicht, daß der

29. August der letzte Termin der Widerstandskraft von Wien sein würde.[1]) An demselben Tage ließ Ludwig XIV., der im März 1682 vorgegeben hatte, den Blocus von Luxenburg wegen der damals noch fernen Türkengefahr aufzuheben, den Marschall Humieres mit 40.000 Mann in Belgien einbrechen, um namentlich Luxemburg zu belagern.

Am stärksten herrschte, im Monate August, die Meinung von dem bevorstehenden Falle der Stadt Wien in Paris, sowohl am Hofe, als namentlich auch bei vielen Hugenotten. Es ward dort bekannt, daß aus früheren Zeiten sogenannte Prophezeiungen von calvinistisch gesinnten Individuen existirten, von einem Schlesier, Namens Kotter, einer Böhmin, Namens Poniatowski, einem Mähren, Namens Drabiz, zusammengefaßt und veröffentlicht von Amos Comenius.[2]) Namentlich Drabiz hatte Jahrzehnte vorher geweissagt: den Sturz des Hauses Oesterreich, die Kaiserkrone dem Könige von Frankreich, den Türken die Einnahme von Wien, von Steiermark, von Kärnthen, den Sturz der Republik Venedig, die Zerstörung von Rom, und noch mehr dergleichen Dinge. Diesen längst vergessenen Weissagungen ward nun eifrig nachgeforscht, und man erzählte, daß der damals viel genannte Hugenotten-Prediger Jurieu bereits ein Buch zum Preise jener Propheten fertig geschrieben hatte, als der Entsatz von Wien, wie dem Kara Mustafa und Anderen, so auch dem Prediger Jurieu das Concept durchstrich.

Aber es kommt auf Ludwig XIV. an. Nach dem Berichte des brandenburgischen Gesandten in Paris wagten die Minister dem Könige nur stückweise die Kunde mitzutheilen. Der König habe sich dann wegen fieberischer Anfälle drei Tage nicht sehen lassen, sei es, daß er sie vorgeschützt, sei es, daß die seinen Wünschen widerstrebende Nachricht ihn so sehr erregt habe.[3])

Indessen, der Bericht und das Urtheil eines Nicht-Franzosen könnte angefochten werden. Vernehmen wir also darüber einen Franzosen, der, wenn auch in der Kunde der Einzelnheiten niemals zuverlässig, doch in Betreff des Urtheils den nationalen Charakter auszuprägen pflegt. Es ist Voltaire. Er redet wie folgt.[4])

„Niemand zweifelte, daß der Großwesir Kara Mustafa als Führer der türkischen Armee sich in kurzer Zeit der Stadt Wien bemächtigen werde. Die Stadt war schlecht befestigt, von ihrem Souverän verlassen, vertheidigt freilich durch eine Besatzung, deren Sollstand 16.000 betrug, die aber in Wirklichkeit nicht mehr als 8000 ausmachte. Eine furchtbare Umwälzung stand unmittelbar bevor."

„Ludwig XIV. hoffte mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß Deutschland, dessen Oberhaupt in der äußersten Gefahr vor den Türken, durch seine Flucht den allgemeinen Schrecken noch steigerte, den Schutz Frankreich anrufen würde. Der König hatte an den Grenzen des Reiches eine Armee stehen, die bereit war, es gegen dieselben Türken zu vertheidigen, welche er durch seine vorhergehenden Unterhandlungen her-

[1]) So der spanische Botschafter Ronquillo in London in einer Denkschrift vom 14. November 1683, bei Sylvius, t. II, b. 21, p. 116: Den 29. Augusti, die men geloofde de laatste te zullen zyn, dat Weenen konde tegenweer bieden.

[2]) Bayle, dictionnaire historique, sub voce Kotterus.

[3]) Pufendorf, lib. XVIII, § 96, p. 1477.

[4]) Siècle de L. XIV, Ch, XIV.

beigelockt hatte. Demgemäß konnte er als Beschützer des Reiches auftreten und seinen Sohn zum römischen Könige wählen lassen."

Voltaire erzählt dann eine Reihe von Dingen, welche die Großmuth Ludwigs XIV. beweisen sollen. Dahin gehört auch die Aufhebung des Blocus von Luxemburg im März 1682. Ueberlassen wir dem Voltaire diese Meinung von der Großmuth Ludwigs XIV. als sein Eigenthum. Aber er fährt dann fort: „Das spanische Cabinet, anstatt Ludwig XIV. zu besänftigen, reizte ihn, und der König griff in Belgien zu den Waffen gerade damals, als Wien nahe daran war zu unterliegen. Dies war im Anfange September; aber wider alle Erwartung wurde dann Wien gerettet. Die Voreingenommenheit des Großwesirs, seine Weichlichkeit, seine brutale Verachtung aller Christen, seine Unwissenheit, seine Langsamkeit, gereichten ihm zum Verderben: dem Uebermaß aller dieser Fehler hatte Wien es zu danken, daß es nicht genommen wurde."

In wie weit diese Meinungen des Franzosen Voltaire den Thatsachen entsprechen, wird dem Leser aus der Uebersicht des Ganzen klar sein.

Vernehmen wir darüber noch einen anderen, einen modernen französischen Schriftsteller, Rousset. [1]) Er berichtet zunächst einige Aeußerungen aus einer Denkschrift von Chamlay, dem Vertrauten des Königs. Zur Charakteristik dieses Chamlay genügt es, zu sagen, daß hauptsächlich er und nicht so sehr, wie häufig angenommen worden ist, der Minister Louvois, den Krieg von 1688 entzündet hat, speciell, daß der Plan des Brandes der Pfalz von Chamlay ausgegangen ist. [2]) Die Aeußerungen des Chamlay im Jahre 1683 lauten wie folgt: „Obwohl der Fall von Wien dem Könige, sowohl in Betreff seines eigenen Ruhmes, als der Interessen seines Staates, große Vortheile hätte zu wege bringen können: so war doch Se. Majestät von einem anderen Geiste beseelt und hielt das Gemeinwohl der Christenheit höher als das eigene Interesse. Darum vernahm der König den Entsatz von Wien mit unendlichem Vergnügen." — Diese Heuchelworte des Chamlay rufen den Unwillen des modernen Franzosen Rousset hervor. „Eine solche Redeweise, sagt er, treibt die Ergebenheit zu weit. Die offene Feindseligkeit kann zeugen für eine große Gesinnung, und die Vertheidigung derselben kann eine patriotische Pflicht sein: nichts jedoch darf einen rechtschaffenen Mann verpflichten, die Heuchelei in Schutz zu nehmen. Nein, der Entsatz von Wien hat dem Könige nicht ein unendliches Vergnügen verschafft: im Gegentheil, der Fall Wiens, und nicht blos der Stadt, sondern zugleich des gesammten Hauses Habsburg, würde Ludwig XIV. und seinem Volke ein unendliches Vergnügen bereitet haben. Das ist die Wahrheit."

Dieser moderne französische Historiker scheint indessen in so weit über das Ziel hinaus gegangen zu sein, daß er, wie bei den Franzosen häufig geschieht, Ludwig XIV. und die damalige französische Nation moralisch identificirt. Daß eine solche moralische Gleichstellung Ludwigs XIV. und der französischen Nation von 1683 der letzteren Unrecht thut, beweist schon jene Denkschrift des Chamlay. Ludwig XIV. hatte nicht blos den Verdruß, daß der 12. September ihm das Kartenhaus seines Ruhmes und seiner Größe verweht hatte: er meinte seinem Volke gegenüber den Verdacht ablehnen zu müssen, daß er jemals Plane solcher Art gehegt habe. Die Mittel entsprachen dem

[1]) Histoire de Louvois, t. III, p. 233.

[2]) Vgl. Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. IV, S. 315.

Zwecke. Die Großwürdenträger seines Hofes, mit eingerechnet sein Bruder, der Herzog von Orleans, erschienen nach einander bei dem Nuntius, als dem Vertreter des Vaters der Christenheit, um ihm Glück zu wünschen und mit ihm sich zu erfreuen über den herrlichen Sieg der christlichen Waffen. [1]) Es ist nicht blos möglich, sondern sehr wahrscheinlich, daß Viele von ihnen darin ganz aufrichtig handelten.

Dem entsprechend verfuhr Ludwig XIV. auch für sich persönlich, und zwar sofort, bei dem Vertreter der Christenheit selbst. Bereits am 4. October traf ein Courier aus Versailles bei dem französischen Botschafter, dem Cardinal d'Estrees, in Rom ein. Dieser erbat und erhielt sofort eine Audienz. Unter den anderen Cardinälen ward erzählt: d'Estrees habe im Namen seines Königs die Freude ausgesprochen, die er über die Befreiung von Wien empfunden. Auch der König habe gewünscht, dazu beizutragen, es jedoch nicht gekonnt, weil die Wege dahin ihm versperrt worden seien.[2])

So schmachvoll diese Lüge wider die der gesammten Mitwelt notorisch vorliegenden Thatsachen, so haftet ihr doch auch wieder die Kehrseite an, daß sie, indem der König sich durch sie zu entschuldigen sucht, die Huldigung vor der moralischen Macht des Papstthumes in sich schließt. So weit ein Abstand unter Menschen denkbar, liegt er hier uns vor in der moralischen Größe des Papstes Innocenz XI. gegenüber der moralischen Kleinheit des Königs Ludwig XIV. und seines noch mehr armseligen Dieners.

Weiter suchte d'Estrees den Einbruch in Belgien zu rechtfertigen. Es sei das für seinen König eine nothwendige Präventiv-Maßregel, um sich zu decken gegen die Machinationen der Spanier, die Frankreich angreifen wollten. Der König hoffe dadurch eine gerechte Satisfaction zu erzwingen, und daraus werde der Friede erfolgen, den der Papst in Europa wünsche, um die Waffen gegen den gemeinsamen Feind zu wenden.

Die Rede ist bedeutsam, weil sie die Furcht Ludwigs XIV. durchblicken läßt, daß nun, wo der Kaiser von der unmittelbaren Türkengefahr frei, er alle Kräfte vereinigt gegen Frankreich wenden könne. Darum sucht der König den Papst, dessen Wünsche für einen allgemeinen Krieg wider die Türken kein Geheimniß waren, auf diesem Wege weiter zu drängen durch die Aussicht, daß durch eine Satisfaction in Belgien für den König von Frankreich der Friede hergestellt werden könne.

„Der Papst, fügt der Cardinal Pio seinem Berichte an den Kaiser hinzu, kennt die französische Arglist, und läßt nicht ab, mit apostolischem Eifer vorzustellen, was zum Heile der Christenheit diensam erscheint."

Ob aber auch der Papst sich damit begnügen mochte, daß die Thatsachen an sich über Ludwig XIV. die verdiente Demüthigung gebracht, so begnügten sich Andere

[1]) Bericht des Cardinals Pio, aus Rom, an den Kaiser, 8. October: Si sono havuto lettere del Nuntio di Parigi, quale avisa che tutti li Grandi di quella Corte e sino il Duca di Orleans si erano con lui rallegrati della vittoria delli armi christiane, e può ben credersi che queste dimostrazioni si siano fatte per toglier il concetto al popolo, che si fosse di concerto con l'Ottomano alla distruzzione della Christianità.

[2]) Derselbe Bericht: Lunedi mattina giunse un Corriere di Francia a quest'Ambre, quale subito adimandò l'Audienza, che li fù concessa. Per la corte vien detto, ch'esprimesse a nome del Re a sua Beatitudine il giubilo ricevuto per la liberazione di Vienna, per la quale bramava anch'egli contribuire, che non haveva fatto per essergliene state precluse le strade.

damit nicht. Der französische Botschafter brachte Beschwerden ein über die losen Reden, welche das römische Volk über den König führe. Er verlangte, daß ein Exempel statuirt werde. Er erhielt die Antwort, daß es der Klugheit mehr entspreche, über solche Dinge schweigend hinweg zu gehen. [1])

Drastischer verfuhr man in Belgien. Die Stadt Antwerpen brannte zur Feier des Sieges von Wien ein Feuerwerk ab. Man fertigte dafür drei Figuren an, die den Sultan, einen europäischen Fürsten und den Teufel darstellten, und ließ sie, unter dem Jubel aller Zuschauer, in die Luft sprengen. Der Historiograph des Königs von Frankreich notirte sich die Thatsache als Insolenz der Bürger von Antwerpen. [2])

So jedoch konnten nur diejenigen Belgier verfahren, die sich nicht im Bereiche französischer Waffen befanden. Für diejenigen, welche diesen Waffen erreichbar, scheint die Demonstration von Antwerpen der Anlaß gewesen zu sein, daß die französischen Commandanten auch eine nur kirchliche Siegesfeier nicht duldeten. Wo eine solche veranstaltet wurde, jagten die französischen Soldaten, auf ausdrücklichen Befehl ihrer Oberen, mit blanken Waffen den Priester und die Gemeinde zur Kirche hinaus. [3])

Nicht in directer Weise und dennoch für den König Ludwig XIV. leicht verständlich, gab die Königin Christine von Schweden in Rom ihre Ansicht kund. Sie richtete an Johann Sobieski einen Glückwunsch, dessen positive Ausdrücke zu Gunsten desselben jedes Mal den negativen Reflex auf Ludwig XIV. werfen. Sie sagt dem Polenkönige, daß ihm für den Entsatz von Wien der heilige Stuhl und der gesammte Erdkreis so sehr verpflichtet sei, daß ein jeder Christ, der in dem gemeinsamen Heile Aller auch das eigene finde, mit einstimmen müsse in den Preis seines Ruhms. Der König habe sich dadurch nicht blos der Krone Polen würdig erwiesen, sondern das Imperium mundi verdient, wenn nämlich der Himmel dasselbe Einem Monarchen hätte bestimmen wollen. Ihm, dem Könige Sobieski, verdanken alle andere Könige, nach Gott, die Erhaltung ihres Thrones. Die Königin Christine nennt ihn den großen König. Sie bekennt ihm ihre Undankbarkeit, indem sie durch ihn eine neue, ihr bisher fremde Leidenschaft kennen gelernt, den Neid. „Denn ich habe keinen lebenden Menschen je beneidet, sagt sie: Ew. Majestät zuerst haben mir dies Gefühl eingeflößt, so jedoch, daß es sich äußert in Hochschätzung und Bewunderung. Nicht jedoch beneide ich Ew. Majestät um die Herrschaft, nicht um Schätze und Beute, welche zu erlangen eine Gottesgabe ist: ich beneide Sie um Ihre Mühen und Gefahren, um den Titel des Retters der Christenheit, der den Gegnern wie den Freunden Leben und Freiheit sicher gestellt hat." [4])

Ludwig XIV. dagegen fuhr fort, in Versailles und Paris öffentlich den Sieg von Wien und den Papst zu preisen. Eine Predigt, die er zu Weihnachten vor seinem Hofe halten ließ, und die, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Prediger selbst aus voller eigener Ueberzeugung sprach, klingt dennoch wie eine Entgegnung auf jenes zur öffentlichen Kunde gelangte Schreiben der Königin Christine.

[1]) Bericht des Cardinals Pio, vom 2. October.

[2]) Gérin: recherches historiques, p. 358, n. 4.

[3]) Sylvius: zaken van staet en oorlog. b. 21, p. 87: uit expresse last van hun Oversten en Gouverneurs — met het bloote geweer in de vuyst.

[4]) Das Schreiben oft abgedruckt im lateinischen Original in Lünigs: Literae procerum Europae, t. III, p. 40.

„Der Kaiser, heißt es darin, würde mit Unrecht sich rühmen, wenn er der Kraft seines Heeres und der Kraft seiner Verbündeten den glänzenden Entsatz von Wien und die Flucht des asiatischen Despoten beimessen wollte. Vielmehr ist es der Engel Gottes, der die Armee des Sennacherib zerstreut, sie durch einen panischen Schrecken zerschlagen hat. Freilich ist ein Josua — also der Polenkönig — zur Hilfe gekommen und hat gekämpft. Aber dennoch ist in Wirklichkeit Moses der Sieger über die Amalekiter." [1])

Diejenige Art von Klugheit, welche Ludwig XIV. bewog, öffentlich in dieser Art reden zu lassen, um die Zeitgenossen und zunächst sein eigenes Volk darüber irre zu führen, daß er selber der hauptsächlichste der Amalekiter war, den das Gebet des abermaligen Moses vor Wien geschlagen — diese Art von Klugheit thut der Wahrheit der Worte jenes Redners keinen Abbruch.

* * *

Der römische Kaiser Leopold seinerseits bedurfte sicherlich nicht einer solchen Mahnung, seinen Dank an die rechte Stelle zu richten. Aber er hatte auch denjenigen sich erkenntlich zu beweisen, die nach menschlichen Kräften für die Erhaltung und Rettung von Wien mitgewirkt. Er ernannte Starhemberg zum Feldmarschall und Mitgliede seines geheimen Rathes, setzt ihm den Stephansthurm ins Wappen und gab ihm reiche Geldgeschenke. Der König Carl II. von Spanien bethätigte die Gemeinsamkeit der Interessen des Hauses durch die Uebersendung des goldenen Vließes für Starhemberg. Zugleich rückten die Commandanten der Burg- und der Löbel-Bastei, Schärffenberg und Souches, im Dienste auf. Andere Belohnungen erfolgten später. [2])

Marco d'Aviano hatte die vom Papste ihm gestellte Aufgabe gelöst. Er sehnte sich nun zurück in die Stille seines Klosters. Aber der Kaiser ließ ihn nicht. Er nahm ihn wie mit Gewalt mit sich zurück nach Linz, damit Marco d'Aviano ihm seine Kinder segne, die inzwischen von Passau herab kamen. In Linz jedoch entwickelte sich eine neue Thätigkeit. Marco d'Aviano nahm Antheil an den Berathungen über die wichtige Frage, die später uns entgegentreten wird: ob der Krieg gegen die Türken fortgesetzt werden solle.

Noch nach einer anderen Seite erstreckte sich die Dankbarkeit des Kaisers Leopold. Er war ein besonderer Verehrer des heiligen Joseph, und eben darum hatte er seinem ältesten Sohne diesen vor ihm im kaiserlichen Hause nicht herkömmlichen Namen gegeben und dem Schutze des heiligen Joseph sein Haus und Land befohlen. Nun hatte sich das Gefecht am Morgen des 12. September entsponnen an dem Berge des Wiener Waldes, welcher, später nur mit dem Namen des Kahlenberges genannt, damals auch denjenigen des Josephsberges führte. [3]) Der Kaiser Leopold lebte daher der Ueberzeugung, daß er den günstigen Gang des Gefechtes der Fürbitte des heiligen Joseph verdanke. Darum richtete er an den Papst Innocenz XI. die Bitte, daß der heilige Joseph in die Litanei aller Heiligen namentlich eingereiht

[1]) Salvandy: histoire de Pologne, t, III, p. 152.

[2]) D. Contarinis Bericht vom 26. September: È trattenuto qui per anco alcuni giorni forzosamente dall' imperatore, per dare la benedittione agl' arciducchi etc.

[3]) Man vgl. Theatrum Europaeum, Th. XII, S. 540.

werde, und daß das Officium dieses Schutzheiligen, wie es bei den unbeschuhten Karmelitern schon geschehe, am dritten Sonntage nach Ostern allgemein eingeführt werde. [1])

Wir haben endlich nach dem Entsatze von Wien unsere Blicke auch dem geschlagenen Theile zuzuwenden.

* * *

Nachdem die Flüchtigen bis in die Nähe von Raab gekommen, lagerte der Großwesir dort am selben Orte, wo vor dem verunglückten Feldzuge. Um das weitere Entweichen der sich Ansammelnden zu verhüten, ließ er diejenigen, die einen solchen Versuch machten, sofort im Angesichte Aller hinrichten. Darauf jedoch beschränkte sich nicht sein Zorn. Von dem Lager in der Nähe von Raab aus schrieb er an den Sultan Mohammed IV.: er habe es an keinem Fleiße und keiner Mühe fehlen lassen, um eine Unternehmung durchzuführen, deren Gelingen dem osmanischen Reiche nicht blos zum höchsten Ruhme, sondern auch zum ausgiebigsten Nutzen gereicht haben würde, weil sie die Bahn zur Weltherrschaft des Sultans eröffnet hätte. Er habe alle Anstalten so getroffen, daß das auf Wien anrückende Entsatzheer sicherlich besiegt und vernichtet wäre, wenn nicht Felonie, Hinterlist und Eigennutz sich eingemischt hätten. Denn die hauptsächliche Schuld des Mislingens liege an Ibrahim Pascha von Buda, der, beim ersten Erscheinen der Feinde, mit den Moldauern, Walachen und Ungarn, und einem anderen großen Theile des Heeres seinen Posten verlassen, dadurch die Auflösung des Ganzen und die Niederlage verursacht hätte. Denn als in Folge des Beispieles von Ibrahim Pascha die Anderen den Muth und die Besonnenheit verloren, und sich auf die Flucht begeben, sei es auch ihm, dem Großwesir, bei allem Aufwande seiner Kraft, dennoch unmöglich gewesen, der einreißenden Verwirrung zu steuern. Dadurch sei er gezwungen worden, um die Trümmer des Heeres, das Reich selbst und die Person des Sultans zu retten, die ersteren zu sammeln, und mit ihnen den Rückmarsch auf Belgrad anzutreten. [2])

Die Anklagen des Kara Mustafa gegen Ibrahim Pascha in diesem Schreiben kündigten dem Sultan an, was mit jenem geschehen würde. Der Großwesir ließ ihn und zugleich die zwei gesinnungsverwandten Paschas von Esseg und Possega im Angesichte des Heeres erdrosseln.

Anders urtheilten die Unbetheiligten, welche die beiden Persönlichkeiten kannten. Der frühere Internuntius Caprara sagte: der Großwesir habe diese That vollbracht, weil Keiner so sehr wie Ibrahim Pascha befähigt gewesen sei, dem Sultan das Ungeschick des Kara Mustafa bei dieser Unternehmung zu enthüllen. Daher habe dieser, indem er seiner Rache genügt, zugleich für seine Sicherheit Sorge getragen. [3]) Das Urtheil Capraras dürfte als das allgemeine der Zeit angesehen werden. Aber auch Kara Mustafa hatte Rächer zu fürchten. Der Sultan Mohammed IV. hatte dem Ibrahim Pascha eine seiner Schwestern zur Frau gegeben. Die Witwe nahm die Pflicht der Rache auf sich. Es kam also für Kara Mustafa darauf an, dagegen auf seiner Hut zu sein.

[1]) Anlage V.

[2]) Das Schreiben in C. Contarini: istoria della guerra etc., t. I, p. 194.

[3]) Bericht von Contarini vom 26. September.

Der Sultan Mohammed IV. in Belgrad hatte sich, ähnlich wie Ludwig in Versailles, der Einnahme von Wien völlig sicher gehalten.[1]) Die unerwartete Nachricht der Flucht seines Heeres warf ihn völlig nieder. Er hielt sich Tagelang zurückgezogen, entfernte seine Dienerschaft, weil er nicht gesehen werden wollte, und zwar, wie man meinte, damit nicht eine Schwäche an ihm augenfällig werde. Dagegen ließ er einen Henker drei Tage und drei Nächte hindurch im Bereiche seiner Stimme weilen. Er fand in dieser Zeit weder Ruhe noch Schlaf, und suchte ihn sich künstlich durch Kräutersäfte zu verschaffen, die sein Arzt zu diesem Zwecke anempfahl. Im ersten Zorne verlangte er von dem Mufti ein Gutachten für die Austreibung aller christlichen Gesandten aus Constantinopel, weil sie von seinen Entschlüssen und Streitkräften den christlichen Fürsten Nachricht gegeben und für den Mißerfolg seines Heeres gebetet hätten. Die Ausführung des Gedankens jedoch unterblieb, nicht aus Gründen des Rechtes und der Billigkeit, sondern aus Furcht, daß in Folge dessen die Zahl der Feinde sich mehren könne.[2]) Die Leidenschaft des Sultans wendete sich schließlich mehr gegen diejenigen, welche ihn zu den großen Geldausgaben des Feldzuges bewogen hatten, als gegen diejenigen, welche an dem schweren Blutvergießen die Schuld trugen. Sein eifrigstes Bemühen war dahin gerichtet, lieber Geld als Soldaten zusammen zu bringen. Er confiscirte das Vermögen von siebenzig Individuen, die mit dem Titel Pascha in dem Feldzuge umgekommen waren. Von da an begann er sich zu beruhigen, weil die dauernde Leidenschaft der Geldgier die zwar mächtige, aber doch minder nachhaltige des Schmerzes überwog. Er beschloß sich von Belgrad nach Adrianopel zurück zu begeben, unter dem Vorwande, daß er sich sehne nach den gewohnten Revieren seiner Jagd.

Dagegen fanden die Anklagen des Großwesirs Kara Mustafa gegen Ibrahim Pascha bei Mohammed IV. volles Gehör.[3]) Aber Kara Mustafa suchte sich auch zu decken gegen den Rückschlag, den etwa die Bitten und Thränen der Witwe Ibrahims bewirken konnten. Er meldete dem Sultan ihre Absicht, sich nach Belgrad zu begeben. Er könne den Gedanken nicht fassen, sagte er, daß eine ottomanische Princessin, die doch den Ruhm und die Macht des Sultans unverletzt wünschen müsse, Trauer empfinden solle über die Strafe eines schuldigen Gemahls, der durch Feigheit und Untreue seiner Pflicht entgegen gehandelt. Er vermöge nicht zu glauben, meldete weiter der Großwesir, daß, wenn dennoch die Princessin käme, der Sultan ihre Bitten nur anhören, geschweige denn erhören werde.

Der Sultan dachte wie sein Großwesir. Er ließ der Witwe den Befehl zugehen, sich nicht nach Belgrad zu begeben, sondern direct nach Adrianopel. Als er selber dort eintraf, warf sie sich ihm zu Füßen, um ihn um die Strafe anzuflehen für den Mörder ihres Gemahls. Aber der Sultan unterbrach sie mit den Worten, daß sie von allen anderen Dingen reden möge, nur nicht von Ibrahim Pascha.

Während dies in Adrianopel geschah, versuchte Kara Mustafa noch einmal sein Glück gegen die nachdringenden Waffen des Christenheeres.

[1]) Man vgl. Contarini: istoria della guerra etc., t. I, p. 194 u. 233.

[2]) Ich folge hier dem Finalberichte Donados in Barozzi e Berchet, Turchia, t. II, p. 301.

[3]) Contarini: istoria della guerra etc., t. I, p. 236.

Neuntes Capitel.

Die letzten Monate des Feldzuges von 1683.

Die wiederholten Anträge des Herzogs von Lothringen auf die Verfolgung des Feindes drangen endlich am 17. September durch. Am 18. September ward der Marsch am rechten Donauufer hinunter angetreten. Sobieski mit den Polen marschirte voran. Dies war die Consequenz der Frontveränderung. Da Sobieski vor Wien den rechten Flügel führte, so wandelte sich bei dem weiteren Vormarsche nach Osten der rechte Flügel in die Avantgarde. Aus dem Centrum jedoch fehlten die bereits abgezogenen Sachsen. Auch der Fürst von Waldeck hielt sich nicht für berechtigt, die fränkischen und schwäbischen Truppen ohne eingeholte Vollmacht weiter zu führen. Der Kaiser erkannte nicht blos dies an, sondern entließ diese Truppen in die Heimat, wo sie, nach dem Einbruche des Marschalls Humieres in Belgien, zur Vertheidigung des Rheines erforderlich sein würden.[1]) Auch die bayerische Cavallerie zog zu demselben Zwecke ab. Dagegen beließ der Kurfürst Max Emanuel seine Infanterie bei der kaiserlichen Armee. Weil dazu neue kaiserliche Truppen mit einrückten, namentlich Kroaten, so blieb die Armee fast in derselben Stärke wie vor Wien. Der Marsch ging zunächst durch eine Gegend, die von Natur gesegnet, nun jedoch, weil von den Türken und Tartaren ausgebrannt, sich für die Truppen hindehnte wie eine arabische Wüste.

Der Polenkönig hatte den Marsch direct auf Buda gewünscht. Der Herzog von Lothringen hielt entgegen, daß es richtiger sein würde, zuvor die Festungen Neuhäusel oder Gran zu nehmen, und mit der letzteren sich des wichtigen Postens von Parkany zu bemächtigen. Den Ausschlag für diese Ansicht gab

[1]) Die kaiserliche Denkschrift, vom 2. November, an die Generalstaaten.

die Nachricht, daß der Großwesir Kara Mustafa in und um Buda 35.000 Mann wieder gesammelt habe. Dazu stand am linken Donauufer auch Tököly mit seinen Schaaren im Felde. Die verbündete Armee der Kaiserlichen, Polen, Bayern, überschritten am 20. September bei Preßburg die Donau, über dieselbe Schiffbrücke, die ihnen bei Tuln gedient, und zu diesem Zwecke herab geschafft war. Die große Insel Schütt, auf welcher fortan der Marsch nach Komorn weiter ging, war nicht, wie das rechte Donauufer, verödet. Sobieski in seinen Briefen preist die Fruchtbarkeit des Bodens; aber zugleich sind dieselben erfüllt von Klagen über die andauernden Krankheiten, namentlich der Ruhr. „Es ist eine so sonderbare Plage, meldet er, daß wenn man einen Menschen eben noch voll Kraft und Gesundheit gesehen, gleich darauf die Nachricht erhält: er liege ohne Bewußtsein und hoffnungslos darnieder."

In und um Preßburg wurde für einige Tage Rast gehalten.

Wir sehen demnach die vereinigte kaiserliche und polnische Armee in der Offensiv-Bewegung wider die Türken. Aber es würde nicht richtig sein, daraus zu folgern, daß der ungeheuere Krieg, der fortan durch fast sechzehn Jahre sich hinzog, von dem Siege von Wien an eine beschlossene Sache war. Es ist vielmehr von besonderem Interesse, das Werden dieses Entschlusses zu verfolgen.

* * *

Für die Fortsetzung des Krieges mit dem stärksten Nachdrucke stand Allen voran der Papst Innocenz XI. Er lebte der Hoffnung, daß es seinem Papate beschieden sei, die von seinen Vorgängern auf dem päpstlichen Stuhle, seit Gregor VII., erstrebte Lösung der großen Aufgabe zu erfüllen, die christlichen Völker des Abendlandes oder doch eine lange Reihe derselben zu vereinigen zur Abwehr, und, wenn es geschehen könne, zur Niederwerfung der osmanischen Macht, des Erbfeindes der christlichen Völkerfamilie, um in den Ländern des Ostens das Kreuz wieder zu errichten an der Stelle des Halbmondes. Für dieses Ziel war Innocenz XI. zu jeglichem Opfer erbötig. So sehr er die friedenstörende Habgier des Königs von Frankreich beklagte, bot er um seines großen Zweckes willen, der die Gesammtheit umfaßte, alle seine Mittel der Mahnung, der Verwendung, der Begütigung auf, daß es darüber nicht zum Kriege komme. „Der Papst, meldet der Cardinal Pio dem Kaiser vor dem Entsatze von Wien, kann ja nicht wünschen, daß die Krone Frankreich wachse auf Kosten derjenigen von Spanien; aber die gegenwärtige Lage der Dinge läßt ihn nicht auf eine erfolgreiche Vertheidigung der Christenheit hoffen, ohne einen Ausgleich der Fürsten." [1]) Es lag darin zur Genüge angedeutet, daß der Papst in Betreff der Ansprüche, die Ludwig XIV. in Belgien erhob, eine Nachgiebigkeit Carls II. wünschte.

Die Gesinnung des Papstes erhielt bei dem Kaiser Leopold ihren Ausdruck durch den Cardinal-Nuntius Buonvisi. Wir haben wiederholt seinen rastlosen Eifer für den Türkenkrieg zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er fand einen Gesinnungsgenossen an dem Botschafter der Republik Venedig, Domenigo Contarini. Die Stimmung vieler Personen in der Republik Venedig war geneigt zum Kriege wider die Türken. Darum wünschten sie die Fortsetzung desselben von Seiten des Kaisers und der Polen, damit die Republik unter günstigeren Verhältnissen, als einige Jahre zuvor, wo sie, allein

[1]) Bericht des Cardinals Pio, vom 14. August.

gelaſſen, gegen die Uebermacht der Türken den Beſitz von Candia vertheidigte, nun im Vereine mit mächtigen Bundesgenoſſen den Kampf wieder aufnehmen könne. Der Botſchafter Contarini gehörte dieſer Richtung an, und arbeitete im Sinne derſelben. Er trat zu Buonviſi und eröffnete, daß er ausdrücklichen Befehl habe, im Namen der Republik Venedig ihre warme Anerkennung für den lebhaften Eifer auszuſprechen, mit welchem der Papſt die Angelegenheit der Chriſtenheit wider die Türken fördere, und durch welchen er ſein Papſtthum denkwürdig und verherrlicht mache für alle kommenden Jahrhunderte. Der Cardinal erwiederte: er dürfe ſagen, daß dieſer Eifer des Papſtes noch immer mehr angefeuert werde durch die Erkenntniß, daß in Wahrheit der Segen Gottes auf dieſem Werke ruhe, und daß er darum gern ſich ſelber alles entziehen werde, um die Ausbreitung des wahren Glaubens zu befördern.[1])

Allein ſo ergiebig auch die Subſidien des Papſtes Innocenz XI. zum Kriege gegen den Oſten für den Kaiſer floſſen — ſo ſehr auch die Bereitwilligkeit der Republik Venedig zum Miteingreifen zu vermuthen ſtand —: ſo konnte doch der Vorſchlag zu einem ſolchen Bündniſſe, wie es Buonviſi und Contarini wünſchten, nur von dem Kaiſer ausgehen. Aber der Kaiſer war im Weſten nicht frei, war ſeinen Bundesgenoſſen dort zur Hilfe verpflichtet. Denn zu der bisherigen Verwicklung war nun noch, im Anfange September, der neue Friedensbruch gekommen, den der König von Frankreich durch den Einmarſch des Marſchalls Humieres in Belgien beging. Anderthalb Jahre zuvor, als Ludwig XIV. die Gährung des Unwillens der Völker wider ihn bis zum Ausbruche heranſteigen ſah, hatte er ſeine Kunde des Herannahens der Türkengefahr zum Vorwande benutzt, um mit einigem Scheine von Luxemburg und aus Belgien zurückzuweichen: nun, bei der vollen Verwirklichung jener Gefahr, in den Tagen ſelbſt, wo es mit der Stadt Wien zu Ende zu gehen ſchien, benutzte er die Gelegenheit dieſer Gefahr zu einem neuen Friedensbruche an Belgien. Der franzöſiſche Geſandte Seppeville am Kaiſerhofe freilich bezeichnete, ſeiner Inſtruction gemäß, dieſen Bruch als ein Friedensmittel. Denn, da der Statthalter Grana in Brüſſel nicht die Mittel zum Widerſtande gegen die Uebermacht des Marſchalls Humieres beſitze: ſo werde er um ſo eher geneigt ſein müſſen, die Forderungen des Königs von Frankreich zu bewilligen und darauf hin Frieden zu ſchließen.[2]) Aber die ſpaniſchen Geſandten bei dem Kaiſer, im Haag, in London, überhaupt bei allen Bundesgenoſſen, verlangten die vertragsmäßige Hilfe wider Frankreich. Durften ſich da Buonviſi und Contarini verwundern, wenn der ſpaniſche Botſchafter am Kaiſerhofe einen Frieden mit den Türken anrieth?

Wie der Kaiſer damals in Betreff des Oſtens geſinnt war, konnte der Venetianer Contarini aus eigener Beobachtung erkennen. Er erhielt am 24. September eine Audienz zur Beglückwünſchung. In langer, warmer Rede pries er die Bedeutung des Erfolges von Wien. Der Kaiſer erwiederte: er freue ſich, daß auch ſeinen Nachbarn, und insbeſondere der Republik Venedig, der Erfolg zu Gute komme. Denn nachdem die weitgreifenden Plane der Barbaren auf dieſe Weiſe zertrümmert, würden ſie für lange Zeit die Chriſtenheit im Frieden belaſſen.[3])

[1]) D. Contarinis Bericht vom 24. October.

[2]) Desgl. vom 19. September.

[3]) Im Berichte vom 26. September: Che sperava anch' egli, che delusi barbari da loro vasti dissegni, haverebbero lasciato in pace lungamente la Christianità, senza molestarla.

Die Worte des Kaisers klangen demnach, als stünde nun zunächst dieser Friede in Aussicht.

Einige Tage später erbat sich Contarini eine neue Audienz, um auch die inzwischen eingetroffenen Glückwünsche der Republik auszusprechen. Er beschrieb die Siegesfeier in Venedig, die mehrere Tage gedauert. Man habe, sagte er, bei den vielen Erfolgen, die Venedig in dem langen Laufe des vorigen Türkenkrieges errungen, niemals eine solche Kundgebung der Freude beobachtet, wie über den Entsatz von Wien. Er schloß damit, dem Kaiser noch eine lange Reihe von Siegen und den Wiedergewinn vieler Plätze zu wünschen. Der Kaiser bezeugte abermals seine Freude, auch zu Gunsten seiner Grenznachbarn mitgewirkt zu haben, und dafür die Anerkennung nicht blos des Senates, sondern auch des Volkes von Venedig zu erhalten. Auf die Andeutung für die Zukunft ging er nicht ein. [1])

Andererseits aber gewahrten Contarini und Buonvisi keine Spur, daß eine Unterhandlung mit den Türken im Werke sei. [2])

* * *

Und doch hatte man von kaiserlicher Seite den ersten Schritt auf diesem Wege gethan.

Denn diejenige Richtung im kaiserlichen Rathe, welche vor dem Anzuge der Türken bereitwilliger war zu einem Abkommen mit ihnen, als zur Einwilligung in die Forderungen des Königs von Frankreich, behielt die Oberhand, auch während die Türken vor Wien standen. Sie ließ den von Ludwig XIV. gestellten Termin des 31. August ohne jede Antwort verstreichen mit dem Hinweise, daß ein Beschluß vertagt werden müsse bis zu der von dem Kaiser angesagten Zusammenkunft mit den Fürsten in Regensburg. [3]) Die französischen Gesandten, in der Erkenntniß dessen, klagten aller Orten über die augenscheinliche Absicht des Kaisers zum Kriege wider Frankreich. In so weit hatten sie Recht; nur vergaßen sie dabei, in welcher Weise ihr König den Kaiser herausgefordert hatte.

Diese im Rathe des Kaisers überwiegende Richtung sah den Sieg von Wien nicht zunächst an als den Beginn einer langen Kette von Erfolgen über das Osmanenthum, sondern als das Eingangsthor zum Frieden mit ihnen, und als die Erfüllung des sehnlichen Verlangens, nun endlich wider den endlos friedebrüchigen König von Frankreich sich zu wenden. Darum that sie selber zu diesem Zwecke des Friedens mit den Türken einen ersten Schritt, so still, so geheimnißvoll, daß selbst dem spähenden Auge und Ohre des Vertreters der Republik Venedig, der den ausdrücklichen Auftrag hatte, diese Beziehungen zu überwachen, jegliche Kunde entging. Da der Schritt mißlang, so blieb er der Mitwelt, wie der Nachwelt verborgen, und die Erinnerung an einen Act, dessen Gelingen oder Mißlingen schwer wog für den Krieg oder den Frieden der Völker Europas, für das Geschick der Christenheit wie der Türkei, haftet nur noch an einem unscheinbaren Blatte Papier im kaiserlichen Archive, dem einzigen,

[1]) D. Contarinis Bericht vom 10. October.

[2]) Derselbe Bericht: Non si penetra che alcuna intenzione vi sii d'aggiustamento con Cesare et il Turco.

[3]) Contarinis Bericht vom 12. September: A tale oggetto lasciarsi cadere senza risposta veruna il termine prefisso, con il pretesto di rimettere l'affare alla comparsa di Cesare a Ratisbona.

das in dieser Angelegenheit beschrieben wurde, und dessen Bedeutung nicht an ihm selber, sondern nur aus dem Zusammenhange der Dinge erkannt werden kann. Wir haben also auf diesen einzugehen.

Wenige Tage vor dem Entsatze von Wien trat der Dolmetsch Maurocordato im Türkenlager zu dem kaiserlichen Residenten Kuniz, mit der Frage, ob Kuniz irgend eine Vollmacht besitze, ein Abkommen zu treffen. Kuniz verneinte, ließ sich aber dann mit Maurocordato in eine längere Unterredung ein, in welcher er den türkischen Friedensbruch beklagte. In dem Treffen des Entsatzes gerieth Kuniz in große Gefahr, weil seine türkische Sicherheitswache die Flucht vorzog, er dagegen und seine Dienerschaft in ihrer türkischen Kleidung von den in sein Gezelt eindringenden Polen für Türken gehalten wurden. Mit großer Mühe gelang es Kuniz, mit Preisgebung seiner Habe, sich in die Stadt zu retten.

Von Wien aus richtete er am 24. September ein Schreiben an Maurocordato. Nachdem er darin berichtet, daß er am 12. September zur Sicherung seines Lebens den Schutz der Kaiserlichen habe anrufen müssen, fährt er fort: [1]) „Daher werden Sie mich vernünftiger Weise bei Sr. Excellenz, dem Großwesir, entschuldigen, indem Sie ihm versichern, daß ich im Interesse des beiderseitigen Wohles immer eine gute Correspondenz erstrebt habe."

„Zur Zeit befinde ich mich unwohl, im Bette, so daß ich meinem allergnädigsten Herrn oder den Ministern mich nicht vorstellen kann, und, da Se. K. Majestät mit dem gesammten Hofe sich nach Linz begibt, um dort den Winter zu verbringen, so werde ich genöthigt sein, nach der Herstellung meiner Gesundheit dem Hofe dahin zu folgen. Einstweilen bitte ich Gott, er wolle beiden Theilen eine solche Mäßigung der Gesinnung einflößen, daß bei der jetzigen Lage der Dinge noch schwerere Uebel abgewendet werden. Und damit habe ich die Ehre" u. s. w.

Der Brief erscheint wie ein freundliches Privatschreiben. Aber er erhält einen anderen Charakter durch die von Kuniz dem Concepte beigefügten Worte: „Mit Vorwissen und auf Befehl des kaiserlichen Hofes." Und eben diese Worte begründen die Ueberweisung des unscheinbaren Blattes in das k. k. Archiv. Der Brief konnte und sollte demgemäß die Einleitung werden zu einer Friedenshandlung.

* * *

Auf das wenig verschleierte Friedenserbieten von kaiserlicher Seite liegt eine directe Antwort von türkischer Seite nicht vor. Eine indirecte dagegen ergibt sich aus einem Schreiben, welches der Großwesir Kara Mustafa in denselben Tagen, gleich nach seiner Ankunft in Buda, durch Maurocordato an Emerich Tököly richten ließ. Es ist die Antwort auf die Entschuldigung des Tököly, dem Befehle des Großwesirs vom 27. August, sich im Lager vor Wien zu stellen, nicht gehorcht zu haben. [2])

„Wir thun Dir kund und zu wissen, daß Dein Bote uns Deine Meldung überbracht, nach welcher Du Dein Lager am Ufer der Waag aufgeschlagen hast. Als die Eroberung der Festung Wien schon fast vollendet war, hat sich, nach Gottes Willen, ein besonderer Unfall ereignet. Aber dies erhabene Reich, welches der allmächtige Gott jederzeit erhalten, hat vielfach Unfälle solcher Art gesehen und doch dann wieder

[1]) Anlage I.
[2]) Anlage II.

an den Feinden Rache genommen, so daß, durch die Güte Gottes, gemäß dem Wunsche der höchsten kaiserlichen Majestät durch die nach Gebühr an dem Feinde genommene Rache jegliches ersehnte Unternehmen durchaus vollendet worden ist. Zur Zeit ist das kaiserliche Lager nach Buda gelangt. Innerhalb weniger Tage werden, wie die Nothwendigkeit es verlangt, die zur Niederwerfung des Feindes erforderlichen Anstalten getroffen sein. Auch Du wirst Dich in Person nach Buda begeben, und in einer Conferenz mit Dir werden wir über die richtige Verfassung des ungarischen Volkes, wie es sich gebührt, die zweckmäßigste Verfügung treffen. In jedem Falle mußt Du Dich hierher zu mir begeben, damit Du, wie von Dir zu hoffen steht, in gerechter und aufrichtiger Gesinnung bleibst und beharrst. Dieses sehr mächtige Kaiserreich ist, mit Gottes Gnade, wohl vermögend, seine Rache an den Polen und den Deutschen zu nehmen. Obwohl Du mehrmals Nachricht gegeben, so haben wir doch, weil Polen mit unserem Reiche im Frieden, an ein Kommen des Polenkönigs selbst nicht glauben können. Nun aber soll, gemäß dem Beispiele von Deutsch-Oesterreich, auch sein Land verwüstet werden, und dort nicht ein Stein auf dem anderen bleiben, bis zur völligen Verödung; denn so ist es in der göttlichen Vorsehung beschlossen: wer die Eide der heiligen Verträge bricht, der wird des allmächtigen Gottes Zorn erfahren. Daher laß nicht ab, alle bösen Absichten und Bewegungen wider uns zu erkunden, und häufigen Bericht darüber zu erstatten. Allen Deinen und des ungarischen Volkes Angelegenheiten wird, in so weit sie nach richtigem Maße bemessen sind, die kaiserliche Genehmigung nach Deinem Wunsche unzweifelhaft zu Theil werden. Du jedoch begib Dich hierher nach Buda, mit mir zu berathen. Lebe wohl und lange."

Man sieht, jeglicher Friedensgedanke liegt dieser Botschaft des Großwesirs Kara Mustafa fern. Seine Seele war erfüllt von der Begier der Rache für die Niederlage vor Wien. Darum ist diese Kundgebung von großer Tragweite. Aus der Seele dieses Großwesirs Kara Mustafa stammte der Plan des Zuges vor Wien. Der Plan war mißlungen. Es stand dann, nach diesem Mißlingen, bei dem Großwesir, durch rasches Ergreifen der dargebotenen Friedenshand weitere Consequenzen des Mißlingens abzuwehren. Aber ihn beherrschten die Leidenschaften des Hochmuthes und der Rache. Indem er die dargebotene Hand zurückstieß, zog er das Kriegsgewitter heran über das osmanische Reich, zu eigenem und des Reiches Verderben.

Seinen Zorn über das Kommen des Polenkönigs hatte Kara Mustafa dadurch bethätigt, daß er den polnischen Gesandten Proski, den er wie den kaiserlichen Residenten Kuniz, im Hauptquartiere mit führte, noch im Lager vor Wien in Ketten legen und ihn so nach Buda bringen ließ.

Tököly, der sich dem Befehle des Kara Mustafa vor Wien nicht gestellt, beeilte sich auch nicht, in Buda zu erscheinen. Das Geschick des Ibrahim Pascha von Buda war ihm eine Mahnung, sich nicht in den Machtbereich des Gewaltigen zu wagen, der für die Kränkung seines Hochmuthes vor Wien und zur Sicherheit gegen die Anklagen daheim der Opfer bedurfte. Und Niemand wußte besser als Tököly selbst, daß in solchem Falle Kara Mustafa mehr Recht hatte, ihm den Kopf zu nehmen, als vorher denjenigen des Ibrahim Pascha. Wie Tököly mit Sobieski in Beziehungen stand: so war es ihm durch die Friedenssehnsucht des kaiserlichen Hofes nach Osten hin immer möglich geblieben, auch sogar noch während der Belagerung von Wien, dort Unterhandlungen zu führen. Im Wege stand ihm vor allen Dingen die Maß-

losigkeit seiner Forderungen. Er verlangte nicht blos die Anerkennung seines Fürstenthumes Oberungarn bis an die Waag, und die Würde eines Reichsfürsten, sondern auch, im Falle die Türken ihm Oberungarn wieder nähmen, eine gleichwerthige Entschädigung aus den kaiserlichen Erblanden. [1]) Bei solchen Forderungen eines Individuums, dessen vermeintes Recht sich stützte auf französisches Gold, auf die Waffen der Türken, und auf die nimmer auszuschöpfende Thorheit derjenigen seiner eigenen Landsleute, die seinen hohlen Worten mehr glaubten, als seinen blutigen Thaten — bei solchen Forderungen erlahmte auch die Gunst des Spaniers Borgomainero. Und dennoch konnte noch für längere Wochen Tököly am Kaiserhofe viel erlangen, wenn er nicht allzu viel gewollt hätte. Wir werden ihm bald wieder begegnen.

* * *

Nach einigen Rasttagen bei Preßburg setzte sich das Heer der Christen in Bewegung auf Komorn zu. Der Gedanke an eine Belagerung von Neuhäusel ward aufgegeben, weil die Jahreszeit zu weit vorgerückt, der Boden um die Stadt sumpfig, und die Besatzung bis auf 10.000 Mann verstärkt war. Mehr Aussicht dagegen schien ein Angriff auf die Stadt Gran zu bieten, wenn man sich zuvor des gegenüber liegenden Brückenkopfes Parkany am linken Donaufer bemächtigt hätte.

Sobald Kara Mustafa aus den einlaufenden Nachrichten und den Bewegungen der Feinde diesen Plan erkannte, richtete er eine abermalige Aufforderung an Tököly. Er meldete, daß er den von ihm neu ernannten Pascha Mohammed von Buda und den Chan der Tartaren dem Christenheere entgegen geschickt, auch dem Hassan Pascha von Sophia, der in Gran und Parkany commandire, die Vereinigung mit ihnen anbefohlen, so daß die ganze Streitmacht 35.000 Mann betrage. Zu ihnen solle nun auch Tököly mit seinen Ungarn stoßen, und nach gemeinsamem Rathe handeln. „Bei dieser Expedition, sagt der Großwesir, erwarte ich die Bethätigung Deines Eifers, den Beweis der von Dir gehofften Aufrichtigkeit, damit einmal die Feinde für ihren Uebermuth und ihre Böswilligkeit den gebührenden Lohn empfangen. Die Tage sind gekommen, wo Du Deine Treue und Deinen Gehorsam zu beweisen hast. Heil denen, die Gott gehorchen!“ [2]) So die schriftliche Instruction des Großwesirs für Tököly. Die mündliche für die Paschas ging nach der späteren Aussage derselben in der Gefangenschaft um einen erheblichen Schritt weiter. Es blieb ihnen nur die Wahl, zu schlagen oder erdrosselt zu werden. [3]) Aber die Streitkräfte, über welche sie verfügten, waren weitaus nicht so stark, wie Kara Mustafa sie in dem Schreiben an Tököly angegeben.

Bei Komorn, in den ersten Tagen des Monats October, überschritt voran die polnische Cavallerie, welche von Wien an die Vorhut ausgemacht hatte, den Waagfluß. Es folgte die kaiserliche Cavallerie. Zwischen dem Polenkönige und dem Herzoge von Lothringen war die Verabredung getroffen, daß der Erstere nicht weiter marschiren würde, bis auch die Infanterie eingetroffen, die noch in der Insel Schütt stand. Am Morgen des 7. October jedoch, der wegen des Marsches der Infanterie zum Ruhetag für die Cavallerie bestimmt war, ließ der König dem Herzoge melden,

[1]) Anlage III.

[2]) Eine Abschrift dieses nicht datirten Schreibens im k. k. Archiv. Polonica 1683.

[3]) D. Contarinis Bericht vom 24. October.

daß er vorzurücken gedenke und erwarte, daß die kaiserliche Cavallerie sich anschließe.[1]) Durch diese Aenderung des Planes überrascht, schickte der Herzog dem Könige den General Dünewald mit der Bitte, abzustehen und bei dem ersten Beschlusse zu beharren. Denn bei der Nähe sowohl der Türken, als der Rebellen unter Tököly, der von Levencz her im Anzuge war, sowie der starken feindlichen Festungen, könne eine Trennung gefährlich werden. Dünewald fand den König schon zu Pferde. Er habe sichere Nachricht, erwiederte Sobieski, daß bei Parkany nur eine geringe Mannschaft sich befinde. Es sei daher seine Absicht, sie anzugreifen, bevor sie sich verstärke. Der Herzog möge warten oder kommen, wie er wolle.[2])

Da die Antwort zeigte, daß der König sich nicht umstimmen lasse, entschloß sich auch der Herzog, fast mit der gesammten Cavallerie zu folgen, und ließ, um die erwartete Infanterie aufzunehmen, nur ein Regiment Kroaten zurück.

Der König, bis auf eine Stunde weit von Parkany gelangt, erhielt von seinem Vortrab die Nachricht, daß man von einem Hügel herab Türkenhaufen erblicke. Er befahl sogleich den Angriff. Der Vortrab der Polen stieg ins Thal hinunter. Eine türkische Truppe fiel sie an, wendete dann aber zur Flucht. Die Polen folgten, immer weiter, bis in den Bereich der Geschütze von Parkany. Dann erst, während die Kugeln derselben in die Reihen der Polen einschlugen, brachen neue türkische Schwadronen hervor. Die Polen wichen. Dann flohen sie. Der König ließ neue Truppen zur Stütze vorrücken. Er stellte seine gesammte Cavallerie, über die allein er verfügte, ohne Infanterie und Artillerie, in Schlachtordnung. In seinem Berichte darüber nachher beschwerte er sich sehr, sowohl über die mangelhafte Kundschaft, die ihm bis dahin zugebracht war, wie über die geringe Willfährigkeit und Disciplin seiner Truppen.

Die Polen hielten gegen den heftigen Andrang der Türken nicht lange Stand. Der König persönlich bot das Aeußerste auf, durch Beispiel und Wort die Seinigen zu ermuthigen. Es war vergeblich. Die Reihen lösten sich auf zur wilden Flucht. Sobieski selber ward mit fortgerissen, und war wiederholt in großer Gefahr, von den nachsetzenden Türken getödtet oder gefangen zu werden.[3]) Aehnlich erging es dem Prinzen Jakob. Vater und Sohn, von einander getrennt, hielten sich gegenseitig verloren. Fast eine Stunde Weges dauerte diese wilde Flucht, mit schwerem Verluste der Polen. Dann kam die anziehende kaiserliche Cavallerie zu Gesichte, und an den festen Reihen derselben brach sich die Flucht und die Verfolgung.[4])

Der Markgraf Ludwig berichtet seinem Oheim Hermann den Verlauf der Sache mit folgenden Worten: „An dem Könige war, auf mein Wort, kein Halten, und er ließ uns sagen: wir könnten warten oder kommen, wie wir wollten. Er ist dann im selben Augenblicke, eine Stunde vor uns, auf und davon marschirt, und hat die Mühe genommen, sich von 4000 Mann Türken, eine halbe Stunde von Gran, so völlig schlagen zu lassen, daß nicht sechs Mann von seiner ganzen Armee in Ordnung

[1]) C. Contarini: istoria della guerra etc., t. I, 202. Es ist schwer, aus den Briefen Sobieskis den wirklichen Sachverhalt zu erkennen.

[2]) So die Worte beim Markgrafen Ludwig im Berichte an M. Hermann, bei Röder, Bd. I, S. 77.

[3]) Seine Nachrichten in Brief 16 und Brief 28 sind schwer zu vereinigen.

[4]) Diarium Jacobi Principis: Unum ferme milliare fugiendo confecimus, donec viso equitatu Caesareo — nam peditatus quattuor milliaribus adhuc distabat — substitimus.

geblieben sind, und sie wären, meine ich, gar in den Boden gelaufen, wenn sie nicht unweit ihres Schlachtfeldes uns im Marsche angetroffen hätten." [1])

Die kaiserlichen Heerführer hatten bei diesem Anlasse Gelegenheit, mit freudigem Stolze zu beobachten, wie sehr die drei letzten Monate gedient hatten, die Kriegstüchtigkeit ihrer Truppen zu heben. Als man die flüchtigen Polen heranstürzen sah, hielten die kaiserlichen Schwadronen geschlossen, unbeweglich, in solchen Intervallen, daß die in wilder Unordnung daher jagenden Haufen der Polen hindurch eilen konnten. Im Anblicke dessen kehrten die Türken um. Der erste Tag von Parkany, der 7. October, war der Gegensatz des Tages von Petronell, des 7. Juli. [2])

So die Cavallerie. Entsprechend war der Geist der Infanterie, welche die mit Erfolg gekrönte Vertheidigung von Wien zu allen Anstrengungen willig machte. Auf dem Marsche sank ein Geschütz in den sumpfigen Boden ein. Es wurden Pferde vorgespannt, bis zu 150 an der Zahl. Sie vermochten nicht, das Geschütz herauszuziehen. Dann erboten sich 200 Musketiere, die Arbeit auf sich zu nehmen. Es gelang. [3])

„Unsere Truppen, sagte Starhemberg dem venetianischen Botschafter, sind so ermuthigt, und von solcher Geringschätzung gegen die Türken erfüllt, daß gegen diese ihnen keine Unternehmung unmöglich erscheint." [4])

Anders freilich stand es mit den Polen. Der König fügt seinem Berichte über das Unglück die Betrachtung hinzu: „Wir müssen unsere Schlappe als eine gerechte Strafe Gottes ansehen, für die Plünderung so vieler Kirchen, für so viel Raub, Zügellosigkeit und Unordnung. Ich sah dies so kommen, und drohte oft, alles zu verlassen, weil ich nicht länger bei einer Armee bleiben wollte, die sich durch alle ihre Handlungen den Zorn Gottes zuzog. Nehmen Sie noch dazu, daß alle unsere Leute verweichlicht sind, daß sie den Dienst vergessen haben. Die Officiere sind unwissend, lässig. Die Soldaten beklagen sich laut über sie, besonders die Dragoner, die man jämmerlich hingeopfert hat." [5])

Der König hebt hier nicht ausdrücklich einen Mangel hervor, der bei seinen Truppen den Kaiserlichen besonders auffiel. „Der König selber, sagte Starhemberg, ist ein durchaus herzhafter Fürst, und beweist dies durch seine Haltung; aber er ist nicht Herr seiner Truppen, die, wenn sie einmal das Gesicht abgewendet haben, nicht wieder zum Stehen zu bringen sind. Die Häupter seiner Miliz sind allzu sehr unabhängig gestellt, und die Folge ist, daß der König sich nicht auf den strengen Gehorsam stützen kann, den der Krieg erfordert." [6])

Dazu aber kam die Nachwirkung der für die Polen im Türkenlager vor Wien allzu reich ausgefallenen Beute.

* * *

Viele Häupter des Polenheeres traten zu ihrem Könige. Sie baten, den Marsch ins feindliche Land nicht weiter fortzusetzen. Die Zeit sei da, in die Winter-Quartiere zu gehen. Die Frage ward im Polenlager leidenschaftlich erörtert. Der Herzog von

[1]) Röder, Bd. I, S. 71. — Vgl. C. Contarini, t. I, p. 204.
[2]) Die Worte Starhembergs in Anlage IV.
[3]) D. Contarinis Bericht vom 31. October.
[4]) Vgl. Anlage IV.
[5]) Im 16. Brief, vom 8. October.
[6]) Vgl. Anlage IV.

Lothringen erfuhr es. Er begab sich zu dem Könige und legte nachdrücklich und eindringlich die Gründe für die Fortsetzung des Feldzuges dar. Bereits führe Starhemberg die Infanterie in raschem Marsche heran, und werde am nächsten Tage zur Stelle sein. Der König versprach auszuhalten. Er selbst berichtet über die dann geschehene Berathung mit den Häuptern seiner Armee wie folgt.[1])

„Den Tag nach unserem Unglücke berieth ich mit den Meinigen, was nun zu thun wäre, und die Meisten waren der Ansicht: wir sollten uns mit dieser ganzen Schande auf dem Rücken nach Polen zurückziehen. Ich antwortete ihnen: die Bestürzung rede aus ihnen. Obwohl die Armee den Tag vorher sich schlecht gehalten, könne sie doch am folgenden Tage alles wieder gut machen, wie man das ja oft erfahren hat. Höret die Kaiserlichen, sagte ich zu ihnen: sie sind nicht eingeschüchtert, daher wird ihre Meinung auch nicht die furchtsame sein. Schließlich erklärte ich ihnen: wir müßten einen Act der Buße für unsere Sünden vornehmen, und hernach werde alles aufs beste gehen. Darauf hielt der Priester Skopowski eine Ermahnungsrede, in welcher er die Uebertretungen entwickelte, die den Zorn Gottes auf uns gezogen. Er rührte alle Zuhörer, und erweckte in ihnen wieder Muth und Vertrauen."

* * *

Der Herzog von Lothringen erkundete unterdessen die Lage der Dinge zum Zwecke eines Angriffes auf Parkany. Nachdem im Laufe des Tages die Infanterie eingetroffen, bestand seine Armee aus 9000 Mann Cavallerie und 7000 Mann Infanterie, zu denen noch die für päpstlichen Sold im kaiserlichen Dienste stehenden 1500 Polen unter Lubomirski kamen. Die Stellung des Heeres von Sobieski, welches an dem Unglückstage des 7. October 1200 Mann eingebüßt, war nun in so weit verändert, daß dasselbe nicht mehr die Vorhut, sondern die Nachhut ausmachte. Lothringen traf die Dispositionen für den 9. so, daß der Markgraf Ludwig von Baden den rechten Flügel führte, Graf Dünewald den linken, Graf Starhemberg mit der Infanterie und der Artillerie im Centrum stand.[2])

Als Lothringen dem Könige diesen Stand der Dinge berichtete, und um die Zustimmung zum Vormarsche am 9. October ersuchte, waren in dem Könige neue Bedenken aufgestiegen. Seine Nachrichten ergäben, sagte er, daß nicht blos die Paschas von Aleppo, Silistria, Cairo gegenüber stünden, sondern daß auch der Großwesir Kara Mustafa mit der gesammten noch übrigen türkischen Macht stündlich erwartet werde. Lothringen verneinte, auf Grund seiner sicheren Nachrichten, die Möglichkeit. Wie stark immer auch der Feind sei: das Christenheer habe zur Deckung des rechten Flügels die Donau, des linken unzugängliche Berge: ein Angriff sei nur möglich in der Front, wo die Kaiserlichen bereits ihre festen Stellungen genommen hätten. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie diese Dispositionen des Herzogs denen für die Schlacht des Entsatzes von Wien entsprechen. Sobieski und sein Kriegsrath stimmten zu. Der König theilte seine Truppen in zwei Heerkörper, von denen der eine, unter seinem Befehle, den rechten Flügel der Kaiserlichen verstärkte, der andere unter Jablonowski den linken.[3])

[1]) Im 17. Briefe.

[2]) C. Contarini, t. I, p. 207. — Ferner Röder, Bd. I, S. 72.

[3]) Markgraf Ludwig von Baden, bei Röder, Bd. I, S. 72: Sie haben sich contentirt, die dritte Linie zu machen.

Als am Morgen des 9. October die Heere einander zu Gesichte kamen, schätzten Einige die in weiten Linien sich erstreckende türkische Macht auf 30.000 Mann. Ein gefangener Janitscharen-Officier gab sie noch stärker an, und fügte bei, daß die Türken auch den Tököly mit seiner Macht erwarteten. Es war richtig, daß Tököly, von Levencz her aufgebrochen, sich in der Nähe befand, wo der Lärm der Schlacht sein Ohr erreichte; aber weiter gehorchte er dem Befehle des Kara Mustafa nicht, sondern blieb dort stehen, fast wie ein Zuschauer des Kampfes. Er sendete an Sobieski zwei Boten mit der Versicherung, daß er sich nicht betheiligen werde. Der König berief sich nachher in seinen Verwendungen für Tököly darauf, eben so wie auf die Nicht-Theilnahme des Tököly an der Belagerung von Wien;[1] aber an jenem Schlachttage vom 9. October selbst behielt er die Boten bei sich zurück, um an ihnen den Eindruck des Verlaufes zu beobachten. Nach dem glücklichen Ausgange endete er seinen Bericht über die beiden Boten mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob sie sich aufrichtig freuen; aber es könnte doch wohl sein, weil sie katholisch sind."[2]

Nur etwa eine Stunde dauerte der Kampf, dann wendeten sich die Türken zur Flucht. Der König begab sich zu dem Herzog, um ihm zum Siege Glück zu wünschen und seine besondere Anerkennung für die kaiserliche Cavallerie unter Dünewald auszusprechen. Sie beschlossen, bei der Verwirrung der Türken, sogleich Parkany zur Uebergabe aufzufordern. Es bedurfte dessen nicht mehr. Als der Herzog näher an Parkany hinan ritt, ward ihm die Meldung, daß unter der Ueberlast der fliehenden Türken die Brücke von Parkany über die Donau nach Gran gebrochen sei, und daß eine große Türkenzahl an dem Ufer der Donau und in Parkany rathlos dastehe. Er ließ sogleich Parkany von den Truppen umringen. Die Verwirrung der Türken, denen alle Hoffnung der Rettung schwand, stieg aufs höchste. Sie drängten sich auf dem Reste der Brücke, der bereits von dem Geschütze und den Musketen der Kaiserlichen bestrichen wurde. Unterdessen wurde Parkany mit Sturm genommen. „Der Herzog hatte mir erlaubt, meldet der Markgraf Ludwig, mich mit den Meinigen der Palanka und der Brücke zu nähern. Wir haben uns aber so wohl genähert, daß wir mit Sturm gar in die Palanka und auf die Brücke gekommen. Wie es mit Musketen und Kartätschen in dem Orte und auf der Brücke eine Stunde lang hergegangen, können sich E. G. leicht einbilden. So viel weiß ich wohl, daß die Massacres, die ich bisher gesehen, gegen dieses wie nichts zu rechnen sind. Zum wenigsten sechs oder siebentausend von ihnen sind ersoffen und geblieben, alle ihre Pferde und was sie sonst gehabt, sammt etlichen hundert sind gefangen — und alles dies mit dem Verluste von fünfzig oder sechzig der Unsrigen."[3]

Die Meldung des Herzogs von Lothringen über den Sieg von Parkany an den Dogen von Venedig lautet wie folgt.[4]

„Wir verdanken dem göttlichen Schutze wie den Sieg von Wien, so auch denjenigen vom 9. October von Parkany. Ein Corps von 11—12.000 Türken, welches

[1] D. Contarini citirt in einem Berichte vom 2. Januar 1684 aus einem Briefe Sobieskis: Mentre riguardo alle sue instanzi reali, non s'haveva il T. mosso nel tempo del assedio di Vienna e Strigonia, sprezzando i commandi del Primo Vezire per unirsi seco all' esercito.

[2] Im 17. Briefe.

[3] Röder, Bd. I, S. 72.

[4] Vgl. Anlage V.

in seiner Voreingenommenheit vermeinte, gegen die kaiserliche Armee dieselben Vortheile zu erringen, wie zwei Tage zuvor ein Theil von ihnen gegen die Polen, hatte die Verwegenheit, sich mit uns in einen Kampf einzulassen. Gleich im Beginne ihrer Flucht brach die Donaubrücke, und Gott gab uns dadurch die Möglichkeit, fast das ganze Corps zu vernichten, welches die Elite ihres Heeres ausmachte."

Der Zorn des Großwesirs Kara Mustafa fiel dies Mal auf Tököly, allerdings mit größerem Rechte, als zuvor auf Ibrahim Pascha. Aber Tököly war nicht im Bereiche der Macht des Großwesirs.

* * *

Der nächste Erfolg des Sieges von Parkany war, daß eine Reihe ungarischer Magnaten die Verzeihung des Kaisers suchten, namentlich Bathiany. Die schwere Anklage, daß er in den ersten Julitagen die Brücken über die Raab preisgegeben, suchte er zu entkräften mit dem Nachweise, daß ihm nur die Wahl geblieben sei, entweder sich der Uebermacht zu fügen, oder nutzlos selber unterzugehen. Verleihe dagegen der Kaiser ihm Gnade, so erbiete er sich, mitzuhelfen zur nachdrücklichen Verfolgung der Türken. Der Kaiser gewährte die Bitte, und sofort machte Bathiany mit den Seinen sich auf, um wie im Sommer den Kaiserlichen, nun im Herbste den Türken nachzujagen.

Das Beispiel Bathianys mochte andere Rebellen zur Nachahmung reizen, nicht den mächtigsten unter ihnen, den Tököly. Dem Bathiany und Anderen war es darum zu thun, nur nicht zu Grunde zu gehen, nur nicht erdrückt zu werden, sei es von der einen Seite, sei es von der anderen. Tököly wollte mehr. Die Hoffnung auf ein selbständiges Fürstenthum, die ihm aufgegangen war aus der Gunst der Umstände des Jahres 1682, einerseits aus dem türkischen Friedensbruche, und andererseits aus dem Geschehen-Lassen der Kaiserlichen, betrachtete er wie sein wohlerworbenes Recht, das er behalten müsse, ob mit Hilfe der Türken, ob ohne dieselbe, und zwar damals durch den Schutz des Königs von Polen, vor welchem er zu diesem Zwecke seine Untreue an den Türken vor Wien und vor Parkany geltend machte.

Am 15. October trafen seine Bevollmächtigten Homonay und Absalom im Lager von Parkany ein. Sie kämen, sagten sie, um den Frieden des Königreiches zu erlangen. Um des Polenkönigs willen ließ Lothringen sie vor. Sie verlangten einen Stillstand der Waffen und Zusicherung von Winterquartieren. Lothringen erwiederte ihnen, daß die Forderungen sowohl den Landesgesetzen zuwider liefen, als nach dem unendlichen Jammer, den die Partei über ihr eigenes Vaterland gebracht, ganz ungeeignet seien. Der einzige Schritt, durch welchen sie die Gnade des Kaisers wieder gewinnen könnten, sei derjenige des Erbietens, die Waffen niederzulegen.[1]) Diesen Schritt zu thun, war freilich Tököly am wenigsten bereit. Nach einigen ausweichenden Reden schieden seine Commissäre von dem Herzog von Lothringen. Sie begaben sich zu Sobieski und sagten: „Wenn man verlangt, daß wir auf den Schutz des Sultans Verzicht leisten sollen: so bleibt uns nichts übrig, als um denjenigen des Königs von Polen zu bitten." Sobieski, indem er dies berichtet, fügt hinzu: „Ich bin also der Vermittler zwischen zwei gegen einander erbitterten Parteien."[2])

[1]) C. Contarini, t. I, p. 216.

[2]) Im 19. Briefe.

Die Worte der Commissäre Tökölys zeichnen den Thatbestand richtiger als diejenigen Sobieskis. Für die Rolle eines Vermittlers ist erforderlich die Anerkennung als solchen von beiden Seiten. Diese aber zu gewähren war der Kaiser durchaus nicht willig. Vielmehr war am kaiserlichen Hofe die Mißstimmung wider die Polen im Wachsen. Sie betraf einestheils den Mangel an Disciplin. Sobieski suchte Abhilfe zu schaffen. Er ließ am 24. October zwei Polen und einen Deutschen seines Heeres, die eine Kirche geplündert und dann angezündet hatten, selber im Lager öffentlich verbrennen. [1]) Er ließ wiederholt unter Trompetenschall im Lager verkünden, daß er jede Brandlegung mit dem Tode bestrafen werde. Aber gefährlicher als die Zügellosigkeit der Soldaten erschien die Gunst des Königs selber für die Rebellen. Er beharrte bei der Weigerung, die im Zelte des Großwesirs gefundenen Briefschaften auszuliefern. Seine Neigung, als Vermittler für die Rebellen einzutreten, erweckte den weiteren Verdacht, daß er damit umgehen könne, wenn nicht für sich, so doch für seinen Sohn eine Herrschaft in Ungarn zu begründen. — Sobieski dagegen erhob in den Briefen an seine Frau eine Reihe von Beschwerden über die Nicht-Willfährigkeit der Kaiserlichen für ihn.

Wie diese Briefe nicht die Anspruchslosigkeit als eine hervorragende Tugend bei Sobieski erscheinen lassen: so war andererseits jener Verdacht gegen ihn nicht begründet. Dagegen war seine Seele erfüllt von dem Ehrgeize, als der Vorkämpfer der Christenheit wider die Osmanen genannt zu werden. Er wünschte die Fortsetzung des Krieges gegen die Türken, und zu diesem Zwecke Winterquartiere für seine Polen in Ungarn. Aber er wünschte diese Quartiere sicher und ruhig, nicht gestört durch Türken oder die ungarischen Rebellen. Dies war einer der hauptsächlichen Gründe, [2]) die ihn bestimmten, sich für Tököly zu verwenden, mehr freilich, als es ihm zustand, und ohne sich damals darüber klar zu werden, welchen geringen Grund, nach den Erfahrungen von Tökölys Verhalten gegenüber dem Kaiser und so eben noch gegen Kara Mustafa, er zum Vertrauen in die Aufrichtigkeit einer solchen Persönlichkeit haben konnte.

Aber die gegenseitige Mißstimmung zwischen den kaiserlichen Ministern und der Umgebung Sobieskis war da. Und an dieser gegenseitigen Mißstimmung, deren Anfänge vom Tage nach dem Entsatze von Wien an datiren, erhob sich die Gefahr der Auflösung der Allianz zwischen dem Kaiser und dem Könige von Polen. Beim ersten Auftauchen dieser Gefahr sehen wir sofort die zwei mächtigsten Persönlichkeiten jener Zeit im entgegengesetzten Sinne handelnd eintreten: den Papst Innocenz XI., um die Allianz nicht blos zu erhalten, sondern noch mehr zu kräftigen, den König Ludwig XIV., um sie zu zersetzen und aufzulösen.

Ludwig XIV. war weit entfernt, für die moralische Niederlage, die er in seinem Botschafter Vitry in Warschau hatte erleiden müssen, dem polnischen Königspaare einen Groll nachzutragen. Er suchte wieder anzuknüpfen, wo sich eine Gelegenheit dazu fand, oder sich zu finden schien. Bei der Anwesenheit des polnischen Secretärs Talenti in Rom trachtete der Cardinal d'Estrees mit ihm in Beziehungen zu treten. Da Talenti den Auftrag hatte, nur die seinem Könige wohl gesinnten Persönlichkeiten zu besuchen: so ließ ihm der Cardinal eine Zusammenkunft an einem dritten Orte

[1]) Bericht des Residenten Zierowski, aus dem Hauptquartiere des Königs, vom 24. October.

[2]) So ausdrücklich Zierowski in dem genannten Berichte.

vorschlagen. Talenti willigte ein. Der Cardinal begann mit einer Klage über die Behandlung des Marquis Vitry; aber Talenti entwickelte ihm dafür ein langes Register der Umtriebe des Morštyn und des Vitry. Der Cardinal sprach seine Mißbilligung aus. Er hatte den Muth, hinzuzufügen, daß sein König, wenn derjenige von Polen ihm die Beweisstücke vorlegte, solche Handlungen nicht ungestraft lassen würde. Der König von Polen werde immer auf denjenigen von Frankreich bauen dürfen, und es fehle diesem nicht an Mitteln, den Freunden zu nützen, den Feinden zu schaden. Talenti erwiederte: Frankreich liege doch von Polen zu weit ab, als daß jenes diesem viel nützen oder schaden könne.[1])

Dieser Versuch also war mißlungen; aber die Politik Ludwigs XIV. suchte dem Ziele auf verschiedenen Wegen nahe zu kommen. Jene Worte der Bevollmächtigten des Tököly, daß sie, in Ermangelung des Schutzes des Sultans, denjenigen des Königs von Polen erbitten müßten, gaben nicht völlig die Wahrheit wieder. Es blieb dem Tököly noch eine andere Stütze in dem Golde des Königs von Frankreich. Um dieselbe Zeit etwa, wo Tököly in einer Entfernung von wenigen Stunden auf den Donner der Kanonen von Parkany lauschte, um je nach dem Ausgange der Schlacht seine Wahl zu treffen, mußten die Summen, welche Ludwig XIV. sofort auf die Nachricht des Entsatzes von Wien an ihn abgeschickt hatte, in seine Hände gelangt sein.[2]) Daher erklärt sich die trotzige Haltung seiner Commissäre gegenüber dem Herzoge von Lothringen am 15. October. Aber der französische Plan ging weiter. Wie in den früheren Jahren in Polen einige dem Könige Johann Sobieski nicht fern stehende Persönlichkeiten zum Canale gedient hatten, an Tököly das Gold zu übermitteln, durch welches Ludwig XIV. die Rebellion in Ungarn düngte: so sollte nun Tököly der Vermittler werden, welcher den Polenkönig wieder für die französische Politik gewann.[3]) Die Consequenz dessen würde sein die Zersetzung und Auflösung der Allianz mit dem Kaiser.

An diesem Punkte jedoch trat der Papst Innocenz XI. ein. Die Allianz zwischen dem Kaiser und Polen war *sein* Werk, nicht eine Frucht des Eigennutzes, sondern der Fürsorge für die Gesammtheit. Der Papst wollte die Allianz nicht blos nicht sich zersetzen und auflösen lassen, sondern sie festigen und fördern. Darum sah er mit Bedauern die Gunst des Polenkönigs für Tököly. Dies um so mehr, da das scharfe Auge Buonvisis in der Umgebung des Kaisers bald erkannte, daß diejenigen, welche am eifrigsten bestrebt waren, die kaiserlichen Streitkräfte im Osten frei zu machen, damit sie sich gegen Westen wenden könnten, am lautesten gegen Sobieski redeten. Buonvisi lobte den Eifer des Polenkönigs wider den Erbfeind der Christenheit. Zugleich erklärte er sich bereit, wenn man es wünsche, sich selber zu Sobieski zu begeben, und ihn von der Begünstigung des Tököly abzumahnen. Er schrieb in diesem Sinne an den König. Er bat ihn in eindringlichen Worten, dem Kaiser mehr zu Willen zu sein, damit nicht das große Werk des gemeinsamen Kampfes der Christenheit wider die Türken im Beginne seines Gelingens wieder unterbrochen werde. Er

[1]) Bericht des Cardinals Pio an den Kaiser Leopold, vom 8. October.

[2]) Finalbericht des v. B. Foscarini, bei Barozzi e Berchet: Francia, t. III, p. 423.

[3]) A. a. O.: S. M. Christianissima, per riaccommodarsi a quella Maestà, ben potrebbe servirsi de modi latenti e forse non meno sicuri, divenir Tekeli mezzano col re di Polonia, come questi fu canale per il Tekeli.

legte ihm die Falschheit dar, mit welcher Tököly jederzeit gehandelt und den Kaiser betrogen habe. Er wandte sich nachdrücklich gegen die Forderungen, welche die Commissäre Tökölys erhoben hatten. Der von Tököly so oft getäuschte Kaiser, sagte der Nuntius, dürfe auch nicht Eine derselben bewilligen. Das einzige Zugeständniß, welches der Kaiser ihm gewähren könne, sei der Besitz seiner Güter, jedoch ohne den von ihm verlangten Fürstentitel; denn dieser Titel würde erscheinen wie eine Belohnung der Rebellion und sie verewigen. [1])

Die Mahnungen des Nuntius an Sobieski trafen zur guten Stunde ein; denn die Briefe des Königs an seine Frau Marie Casimire lassen ersehen, daß auch in Warschau der französische Einfluß wieder mächtig wurde, und seine Vertretung bei Sobieski fand durch die Königin selbst. Es war noch nicht ein Jahr verflossen, daß diese Frau die Allianz mit dem Kaiser lebhaft gefördert hatte: nun, im October, verlangte sie die Rückkehr des Königs mit der Armee aus Ungarn. Wie sie jenes Mal nicht aus Princip und Ueberzeugung gehandelt hatte, sondern um an Ludwig XIV. Vergeltung zu üben für wirkliche oder vermeinte Kränkungen, und ihm ihre Macht zu zeigen: so liegt es nahe, daß auch das wetterwendische Umspringen bereits im Herbste ähnlichen Motiven entstammte, auch wenn Marie Casimire vor dem Gemahle es zu begründen suchte durch die Reden vermeintlich patriotischer Polen. In diesem Falle jedoch fand die Königin nicht ganz die hergebrachte Willigkeit, die der Gemahl eben damals in die Worte kleidete: „Hierin (nämlich in Betreff des Aufenthaltes der Königin, ob im Schloße oder in der Stadt) geschehe wie in allen anderen Dingen der Wille Gottes und dann der Deinige." [2]) Allein dies Mal stieß die Forderung von Marie Casimire hart an gegen die persönliche Neigung des Gemahls. Sein Ruhm als Vorkämpfer der Christenheit gegen die Türken, war eng verknüpft mit der Fortdauer des Siegeslaufes in Ungarn. Da jedoch mit den Wünschen der Königin auch diejenigen vieler Polen im Feldlager übereinstimmten, so geriethen die Meinungen und Entschlüsse des Königs in ein wiederholtes Schwanken, welches weniger augenfällig in seinen Briefen als in seinen Kundgebungen gegenüber dem Herzoge von Lothringen zu Tage tritt. Dieses Schwanken währte die zweite Hälfte des Monates October hindurch, von dem Siege von Parkany, der am linken Donauufer gelegenen Vorstadt von Gran, bis zur Einnahme der am rechten Ufer gelegenen Stadt Gran.

* * *

Nach dem Siege von Parkany entwickelte der Herzog von Lothringen dem Könige seinen Plan, auf das rechte Donauufer überzugehen und Gran zu belagern. Der König stimmte zu. Lothringen fand oberhalb Gran im Strome zwei Inseln, die ihm geeignet erschienen, sie für die Auffahrt der Schiffbrücke zu benutzen. Das Material kam von Komorn stromabwärts. Als die Brücke fertig war, hatte der König Bedenken gegen die Unternehmung. Der unablässig fallende Regen, sagte er, habe das Erdreich ungangbar gemacht. Die Stärke der Festung sei nicht gering zu schätzen. Die Feinde seien nahe. Der Winter stehe bevor. — Es gelang dem Herzog, diese Bedenken nieder zu kämpfen. Aber der König verlangte erst eine starke Recognos-

[1]) D. Contarinis Bericht vom 24. October. Er gibt in indirecter Rede das ganze Schreiben Buonvisis wieder.

[2]) Im neunzehnten Briefe.

cirung. Diese geschah mit solchem Erfolge, daß die Truppen sich des Thomasberges bei Gran bemächtigten, und mehrere hundert Janitscharen, welche beschäftigt waren, Feuer an die Vorstädte zu legen, niederschlugen oder gefangen nahmen. Der König gab seine Zustimmung zu der Belagerung. [1])

Die kaiserliche Infanterie überschritt die Brücke. Unterdessen vernahm man die Nachricht, daß der Großwesir Buda verlassen und sich nach Esseg in Marsch gesetzt habe. Um so weniger also stand ein türkischer Versuch zum Entsatze für Gran zu erwarten. Demnach sollte die kaiserliche Cavallerie über die Brücke gehen. Bevor es geschah, ließ der König den Herzog ersuchen, einen Theil der Cavallerie am linken Stromufer zu belassen, zur Deckung gegen die türkischen Streifparteien aus Neuhäusel. Die Bitte schloß die Ankündigung in sich, daß die Polen nicht hinüber gehen, sondern am linken Ufer bleiben würden. Daß es wirklich sich so verhalte, ward dem Herzoge einige Stunden später durch eine neue directe Meldung bestätigt, die der polnische General der Artillerie überbrachte. Sobieski ließ sagen: die Besatzung von Gran sei weit zahlreicher, die Werke fester, als die bisherigen Berichte angäben. Die kaiserliche Cavallerie sei sehr geschwächt, eben so bedürfe die polnische der Ruhe: deshalb sei es für beide gewagt, sich auf eine Belagerung einzulassen, bei welcher ihnen die Fourage fehlen könne. Der König vermöge nicht der Meinung beizupflichten, daß man an einem einmal gefaßten Plane hartnäckig auch dann festhalten müsse, wenn die Umstände noch gestatten, ohne Schaden der Reputation ihn aufzugeben. Immerhin habe die Armee der Verbündeten den Strom-Uebergang begonnen, nämlich um den Feind zu einem Treffen zu zwingen: nun, da die Flucht des Feindes offenkundig, könne man mit Ehren zurückziehen, um sich in die Winterquartiere zu begeben, deren die Armee dringend bedürfe.

Der Herzog, heftig erregt, erwiederte: die Absicht, Gran zu belagern, sei nicht blos dem Kaiserhofe, sondern der ganzen Welt bekannt, und darum würde der Verzicht auf diese Absicht ungünstige Meinungen hervorrufen. Er, der Herzog, wisse sehr wohl, daß die Werke von Gran in gutem Stande, und dennoch hoffe er in kurzer Frist die Uebergabe zu erzwingen. Nachdem er dem Kaiser bereits Bericht über den Plan eingeschickt, liege ein Abstehen von dem Entschlusse, wenn nicht von dort aus eine Mißbilligung erfolge, nicht mehr in seiner Macht. Der Abmarsch der Türken nach Esseg sollte eher dienen, die Unternehmung zu empfehlen, als sie aufzugeben. Bevor der polnische General die Artillerie wieder abführen lasse, möge er doch erst selber noch einmal die Festung recognosciren. — Dann gab ihm der Herzog den dem Könige vom 12. September her wohl bekannten General Rabatta mit.

Die Vorstellungen Rabattas schienen Erfolg zu haben, so daß der Herzog bereits die Posten um die Stadt anwies. Dann jedoch erfolgte, auf das Dringen der Umgebung des Königs, von diesem eine abermalige Botschaft: er wolle noch drei oder vier Tage im Lager verweilen: dann jedoch zwinge ihn die Nothwendigkeit zum Abmarsche. Bei dieser Stimmung Sobieskis und der Polen war der Herzog zuerst der Ansicht, in seinen Mahnungen an sie nun nicht weiter gehen zu dürfen. Aber die Lage der Dinge ward bedrohlicher. Bereits ergab sich aus den Schritten der Türken und der Rebellen, daß sie auf den Abmarsch der Polen ihre Hoffnungen baueten.

[1]) C. Contarini, t. I, p. 217. Auch für das Folgende.

Der Herzog sandte also abermals Rabatta und mit ihm Starhemberg an den König. Sie stellten vor, daß bei dem willigen Eifer der Infanterie für das Unternehmen, bei der Beschaffenheit des Platzes Gran, bald ein glücklicher Ausgang zu erwarten sei. Darum möge der König festhalten an seinem ersten Entschlusse. Es gelang den Beiden nicht, den König umzustimmen. Also entschloß sich der Herzog selbst zu einem letzten Versuche. Er schickte den im kaiserlichen Dienste stehenden Lubomirski und den bei dem Polenkönige accreditirten Residenten Zierowski voran. Der Herzog selber hob nachdrücklich die Mißstimmung aller seiner Officiere über den so unvermutheten Wechsel der Entschlüsse hervor, und zeigte dem Könige den am selben Tage eingegangenen bestimmten Befehl des Kaisers, den Feldzug abzuschließen mit einem bemerkenswerthen Acte.

Die dringenden Vorstellungen Lothringens hatten endlich den gewünschten Erfolg. Sobieski kehrte in so weit zu seinem früheren Entschlusse zurück, daß er nicht aufbrach. Jedoch wurden die Polen zur Belagerung nicht mit verwendet.

Am 21. October zog sich die kaiserliche Armee um die Stadt Gran, die der Sitz des Primas von Ungarn sein sollte, aber nun seit 140 Jahren in den Händen der Türken war. Das Schloß von Gran ragte hoch auf einem steil ansteigenden Felsen, an dessen Fuße rundum die Stadt sich ausbreitete. Das Schloß war von einfachen Mauern umgeben, die Stadt zwar von nicht regelmäßigen, aber starken Werken. Es erfand sich jedoch, daß sie dominirt wurden durch die Höhen des Thomasberges und des Georgsberges. Auf diesen ließ Lothringen die Batterien errichten. Zugleich wurden die Laufgräben eröffnet. Bereits am Morgen des 25. October wagten die Kaiserlichen den Sturm. Er gelang. Die Stadt war in ihren Händen. Die Vertheidiger flohen ins Schloß hinauf.

Der Herzog beschloß, vor der Anwendung weiterer Gewalt, das Schloß zur Uebergabe aufzufordern. Er theilte dem Polenkönige seinen Entschluß mit, zugleich mit dem Erbieten, daß die Aufforderung im Namen des Königs geschehe.[1]) Sobieski ging dankeserfüllt ein. Das Angebot, am 26. October, enthielt die Zusicherung des Lebens und der Habe, wenn am selben Tage die Uebergabe des Schlosses erfolge. Auf die Bitte um Aufschub bis zum nächsten Tage erfolgte die Antwort durch Bomben. Am Abende meldete ein türkischer Parlamentär die Annahme der Capitulation. Die Besatzung betrug noch etwa 4000 Mann. Ein Theil derselben zog zu Wasser ab, ein anderer zu Lande, unter dem Geleite von 1600 Mann kaiserlicher Cavallerie. Der Schutz war erforderlich gegen die Plünderungsgelüste der Polen. Diejenigen von ihnen, die dennoch den Versuch machten, büßten ihn unter den Säbeln der Bedeckungs-Mannschaft.[2])

Demnach war in fünf Tagen eine Stadt genommen, die in den zwei früheren Belagerungen von einer geringeren Besatzung gegen ein stärkeres Angriffsheer zwei Monate lang vertheidigt war. Die Ursachen waren moralischer Art: der Eindruck der Niederlage von Parkany, welche die Besatzung von Gran vor ihren Augen hatte

[1]) C. Contarini, t. I, p. 223. — Man wolle mit der Thatsache die Aeußerungen Sobieskis im einundzwanzigsten Briefe vergleichen. Er sagt darin: J'ai résolu, contre l'avis de tout le monde, d'attaquer la forteresse. — Der richtige Kern dieser Worte ist: Gegen die Meinung aller Polen habe ich in die Belagerung von Gran eingewilligt.

[2]) C. Contarini, t. I, p. 224.

ansehen müssen, ohne helfen zu können; derjenige des Rückzuges des Großwesirs, welcher die Hoffnung auf einen Entsatz benahm; derjenige der Schnelligkeit und Kraft, mit welcher die Belagerer heran gekommen waren. Dazu trat während des Aufenthaltes der dicht gedrängten Menschen im Schlosse der Schrecken vor der Wirkung der Bomben.

Nachdem die Türken ausgezogen, ließ der Herzog den Dom, der nun hundertundvierzig Jahre lang den Türken als Moschee gedient, unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen wieder kirchlich weihen.

Es erhob sich die Frage, ob man die Erfolge noch weiter fortsetzen, sich gegen Pest wenden solle. Die herbstliche Jahreszeit, die Ermüdung der Soldaten sprachen dagegen. Der Herzog von Lothringen entsandte den Grafen Palffy nach Linz mit der Meldung, daß er die Armee in die Winter-Quartiere legen werde. [1])

Auch so war ja der dringende Wunsch des Kaisers Leopold erfüllt: der Feldzug schloß mit einem würdigen Erfolge.

* * *

Der Herzog von Lothringen wies den Soldaten die Winterquartiere an. Nach dem Vertrage vom 31. März war der Kaiser dem polnischen Heere zu Winter-Quartieren nicht verpflichtet; dennoch war der Herzog von Lothringen bereit, sie zu gewähren, und zwar im selben Maße, wie den kaiserlichen Truppen. Der König jedoch verlangte, nach Verabredung mit Tököly, [2]) Quartiere in Oberungarn, in demjenigen Lande, welches dem Grafen Tököly im Jahre zuvor von des Sultans Gnaden als Fürstenthum verliehen war. Der Herzog von Lothringen, der von dieser Verabredung wohl kaum eine Kunde haben mochte, gewährte den Wunsch. Welche Absicht immer jene zwei Häupter dabei verfolgen mochten: an der räumlichen Annäherung beider hatte ihre Freundschaft die Probe zu bestehen.

Zunächst gewann der Erstere durch den Erfolg von Gran seine volle Haltung wieder gegenüber der gesammten französischen Partei in Warschau, an deren Spitze die Königin stand. Die letztere war in ihren Vorwürfen so weit gegangen, zu sagen, daß er sich durch die andauernde Hilfe für den Kaiser den Haß der Polen zuziehe. Von der Stadt Gran selber aus antwortete Sobieski auf diesen Vorwurf, wie folgt.

„Ich also soll mir den Haß der Polen zuziehen! Und warum? Etwa weil ich täglich mein Glück, mein Leben, meine Gesundheit für sie aufs Spiel setze? Die Polen haben die Allianz mit dem Kaiser gewollt, und ich habe darein gewilligt. Ich habe die Armee marschiren lassen, ohne daß es der Republik einen Kreuzer gekostet hätte." — Man sieht demnach, daß durch die Subsidien des Papstes und des Kaisers alles bezahlt war. — „Ich erspare nun der Republik den Unterhalt der Truppen während des Winters. Ich habe meinen Soldaten Ruhm und Reichthümer verschafft. Freilich sind Einige umgekommen. Aber das ist unser Aller Loos: wir werden geboren, um zu sterben."

„Man sagt mir: ich solle die Armee schonen. Das ist ganz richtig im Beginne eines Feldzuges, nicht jedoch gegen das Ende. Denn im nächsten Jahre werden wir

[1]) D. Contarinis Bericht vom 14. November.

[2]) Schreiben des polnischen Kanzlers an Tököly, vom 10. Januar 1684, in Lünigs: literae procerum Europae, t. III, p. 48.

keinen Krieg haben, und es sind hundert Jahre erforderlich, eine solche günstige Gelegenheit wieder zu finden."

„Man hält mir ferner entgegen, daß doch auch ja Andere sich längst zurückgezogen haben: warum denn auch ich in meiner Eigenschaft als Hilfsmacht nicht abmarschiren könne? Allein es besteht doch zwischen mir und den anderen Fürsten, die Hilfe geleistet, ein großer Unterschied. Zuerst nämlich ist es unser eigenes Interesse, den Feind hier zu bekämpfen, der, wenn er freie Hand hätte, uns in Polen angreifen würde. Ferner hat kein Anderer einen so feierlichen Eid geschworen, als den, welchen kraft meiner Vollmacht der Cardinal Barberini in die Hände des Papstes geleistet, daß ich meinen Verbündeten nicht verlassen würde. Ferner würde, wenn ich abzöge, der Kaiser sich auf meine Kosten mit den Türken vergleichen. Endlich haben die christlichen Armeen mich zu ihrem Generalissimus erwählt, und selbst, wenn die polnische Armee mich verlassen hätte, so wäre ich allein geblieben, und hätte mit den kaiserlichen, bayerischen, deutschen Truppen den Feldzug beendet. Auch jetzt, bei der Belagerung von Gran, haben alle fremden Generale mich ersucht, sie zu commandiren, wenn ich auch meine Polen nicht mitwirken ließe."

„Diejenigen, welche unsere Heimkehr verlangen, sind geradezu übel gesinnt. Denn dies heißt das Land verwüsten und unfähig machen wollen, Steuern zu tragen. Nur ein Feind des Vaterlandes und der Religion kann daher Dir solche Ideen in den Kopf gesetzt haben. Ein für allemal, ich führe die Armee nicht nach Polen zurück: ein Anderer mag das thun, wenn er unserem Lande dies schöne Geschenk machen will. Ich aber, ich bedarf jetzt der Ruhe; denn kein Feind hat mich so bedrückt, als diese Redereien und diese Ungerechtigkeiten."

Bevor der Polenkönig und der Herzog von Lothringen schieden, verlangte der Erstere noch eine Besprechung über die Angelegenheit des Tököly. Nach wiederholten Einwendungen, keine Vollmacht zu haben, willigte der Herzog ein, die Vorschläge anzuhören, die damals Paul Szepesy und Michael Nay im Namen Tökölys überbracht hatten. Wir kennen den Namen des ersteren dieser Boten als früheren Agenten des Tököly bei Kara Mustafa (S. 201). Am 5. November traten der König und der Herzog, so wie die vornehmsten Kriegeshäupter zusammen. Es geschah im Zelte des Königs im Feldlager bei Ipoly Sagh.

Die Vollmacht jener beiden Boten war ausgestellt von dem Fürsten Tököly. Der polnische Vicekanzler Gninski, sonst an Eifer für Tököly Allen voran, wies dennoch darauf hin, daß durch die Annahme einer solchen Vollmacht die Frage der Anerkennung principiell entschieden würde, und daß man sich begnügen müsse, die Forderungen zu vernehmen. Die Einleitung derselben lautete: „Die Ungarn, indem sie sich von dem Schutze der Pforte lossagen, verlangen dafür" u. s. w. Weniger um den Inhalt dieser Forderungen drehte sich die Differenz der Ansichten im Zelte des Königs, als um die principielle Frage, ob auf eine Etörterung derselben eingegangen werden dürfe. Zierowski, als Gesandter des Kaisers, ward in die Nothwendigkeit gedrängt, zu ersuchen: der König möge sich in keine Tractaten mit den Rebellen einlassen, sondern lediglich ihr Anbringen vernehmen und ihm zum Berichte an den Kaiser übergeben. — Mehrere Polen fuhren heftig auf: der König sei nicht ein Minister des Kaisers. Auch Sobieski verhehlte seinen Unmuth nicht. Der Kaiser, meinte er, würde dennoch nicht schlecht dabei fahren, wenn er ihm, dem Könige, die Vollmacht

zum Abschlusse gäbe. Aber nun dränge die Zeit. Wenn keine Antwort auf die Forderungen des Tököly erfolge, so werde auch dieser die friedlichen Winterquartiere, deren das mit Kranken überladene polnische Heer dringend bedürfe, nicht gestatten. Der König wandte sich fragend an den Herzog von Lothringen. Dieser erwiederte: Tököly könne als Haupt und Führer nicht anerkannt, mit ihm ein Vertrag auch für Andere bindend nicht geschlossen werden. „Aber die Thatsache ist, entgegnete der König, daß er geworbene Truppen unter sich hat, und daß man ihn darum, weil er Schaden thun kann, nicht zur Verzweiflung bringen darf." Er erörterte die einzelnen Punkte der Vorschläge des Tököly. Unter denselben war derjenige der Garantie des Königs. Sobieski fand an diesem Punkte so wie an anderen keine Schwierigkeiten. Aber er erkannte an, daß Tököly, um die Gnade des Kaisers zu erlangen, ein Verdienst aufzeigen müsse. Ein solches sei bis jetzt nicht da. Vielmehr habe Tököly dem Kaiser gegenüber alles Feindliche verübt. Aber Tököly könne sich ein solches Verdienst erwerben durch die sofortige Einräumung der Stadt Kaschau. Sobieski wandte sich darüber abermals fragend an den Herzog von Lothringen. Dieser stellte es dem Könige anheim, nach seinem Ermessen zu handeln, jedoch mit ausdrücklicher Wiederholung, daß die Resolution des Kaisers völlig frei und uneingeschränkt bleibe. — Auf die Frage von polnischer Seite erwiederten die Boten Tökölys, daß sie für ein Versprechen der Einräumung von Kaschau keine Vollmacht hätten. [1])

Dann verabschiedeten sich der König und der Herzog von einander, um die Winter-Quartiere zu beziehen, der Letztere mit dem Bewußtsein, das Recht des Kaisers gegenüber Sobieski gewahrt, und eine fremde Vermittlung zwischen Souverän und Unterthan nicht anerkannt zu haben; der Erstere mit der Absicht, dennoch dabei zu beharren. Er schrieb darüber an die Königin: [2]) „Bei der Anordnung der Winter-Quartiere haben wir, nach dem inständigen Verlangen von Tököly, alle Verbindungen mit ihm auf uns genommen. Die Unterhandlung mit ihm ist noch nicht geendigt. Die Oesterreicher sind hart und unbiegsam. Alles dieses rührt übrigens von der langen Unentschlossenheit Tökölys her, und er darf sein Unglück Niemandem zuschreiben, als sich selbst. Jedoch, obgleich die zwei Parteien keinen Schritt thun, einander sich zu nähern, so werde ich doch die Unterhandlungen zu ihrem Ende zu führen suchen, wie es das Interesse der Christenheit erfordert."

Diesen Worten gemäß handelte also der König Johann Sobieski in gutem Glauben. Aber die Basis, auf welcher er sich bewegte, war eine irrthümliche. Er beklagte die lange Unentschlossenheit des Tököly; aber er hoffte, daß nun doch endlich dieser das Richtige erkennen werde. Diese Hoffnung war nicht begründet. Am selben Tage, an welchem Sobieski in seinem Zelte dem Herzog von Lothringen gegenüber zu Gunsten des Tököly sprach, und dann an die Königin schrieb, daß er die Unterhandlung zu Ende führen werde, am 5. November, erließ Tököly von Talya aus ein Rundschreiben an die ungarischen Magnaten. Darin fordert er, daß nach den unverhofften Kriegszufällen dieses Feldzuges, sie als wahre Söhne des Vaterlandes, eingedenk ihrer Pflicht, und, im Falle des Ungehorsams, der Gefahr für Leben und Habe, sich bei ihm einstellen sollen, wo immer er sich befinde, um mit ihm nach dem Berichte der vom Könige von Polen rückkehrenden Gesandten zu beschließen, ob man

[1]) Zierowskis Bericht an den Kaiser, vom 5. November.

[2]) Dreiundzwanzigster Brief, vom 5. November.

auf die Verhandlungen ferner eingehen, oder, ob man gezwungen sei, zur besseren Sicherheit und um die von den Vorfahren mit ihrem Blute erworbene Freiheit zu bewahren, sich völlig in den Schutz der leuchtenden Pforte zu begeben. [1])

Als Sobieski auf Grund jener Verhandlung im Feldlager bei Jpoly Sagh seine Vorschläge dem kaiserlichen Hofe in Linz einsandte, hatte er von diesem neuen Rundschreiben Tökölys keine Kunde. Dem Hofkriegsrathe dagegen lagen bei der Erwägung der Vorschläge Sobieskis, am 23. November, diese lästerlichen Patente, wie das Protokoll sie benennt, bereits vor und erleichterten die Antwort. [2]) Ueber die principielle Frage, sich auf eine Vermittlung des Polenkönigs nicht einzulassen, und noch weniger auf eine Garantie, war man sofort einig. Andererseits ward die Amnestie zu Gunsten Derer befürwortet, welche sie suchen würden. Tököly dagegen sei ein Privatmann und Unterthan, dem es nicht gebühre, im Namen der Stände von Ungarn zu reden und Angelegenheiten an sich zu ziehen, die vor einen ungarischen Landtag gehörten. Die Ergebnisse der Berathung schnitten dem Polenkönige jede Handhabe zu einer weiteren Einmischung ab, so jedoch, daß mit derselben Sorgfalt dahin getrachtet wurde, den König nicht zu verletzen und daher mit der Ablehnung der Sache die immer wiederkehrende Anerkennung des guten Willens zu verbinden. Mit diesem besonderen Auftrage wurde der Baron Fridag an den König entsendet.

Dennoch mochte es schwer sein, mit Worten einen Mann zu befriedigen, der ein wenn auch noch so übel begründetes Project seines Ehrgeizes vor seinen Augen scheitern sah. Als bereits der neue Verrath des Tököly dem Könige Sobieski offen vor Augen lag, beschwerte dieser sich noch, daß er vom Kaiser auf alle seine Vorschläge in der Sache keine Antwort erhalten habe. [3]) Er hatte sie erhalten, nur freilich nicht nach Wunsch. Und in schärferer Form gelangte von einer anderen Seite eine erneute Abmahnung an ihn. Der Cardinal-Nuntius Buonvisi schrieb ihm aus Linz: der König möge doch nicht sich verleiten lassen von einem armseligen Rebellen. Er möge bedenken, wie schimpflich es sein würde, wenn man, nach dem Siege und der Verjagung der ganzen türkischen Macht, nicht vermögen würde, ein Ungeheuer der Rebellion zur Pflicht zurückzubringen. [4])

Nachdrücklicher als die Worte der Freunde, mochten auf Sobieski die Handlungen des Tököly selber wirken. Nach dem Einverständnisse Beider sollten die Winter-Quartiere der Jhrigen sich berühren. Aber dies Einverständniß war getroffen in einer Zeit, im October, wo Tököly schwankte, wo Sobieski ihn schon gewonnen glaubte. Jm November hörte dies Schwanken auf, und Tököly kehrte völlig zu den Türken zurück. Demgemäß handelte er, nämlich feindselig gegen die Truppen Sobieskis. Die letzteren mußten sich ihre Winter-Quartiere von den Tökölyanern erst erzwingen.

„Von dem Augenblicke an, meldet Sobieski, wo wir Oberungarn betraten, und wo wir uns vollkommen sicher glaubten, haben wir von allen Seiten Feindseligkeiten erfahren. Aus jedem Dorfe, aus jedem Verstecke feuert man auf uns. Edelleute,

[1]) Anlage VI.

[2]) Protokoll des Hofkriegsrathes vom 23. November.

[3]) Jm 28. Briefe, vom 6. December.

[4]) Jn D. Contarinis Bericht vom 28. November: a non lasciarsi sedurre da un miserabile ribelle, e riflettere che sarebbe stato molto vergognoso, che, doppo haver fugata e battuta tutta la potenza Ottomana, non fosse capace rimettere al dovere un mostro di ribellione.

Bauern, Soldaten, alle machen Jagd auf uns, wie auf Wölfe. Die Kranken, welche der Armee nicht folgen können, werden mit der größten Grausamkeit gemordet. Die Ungarn sind noch schlimmer als die Türken." Er unterscheidet jedoch, daß er dies nur von den Gegenden verstehe, die sich der Herrschaft Tökölys gefügt; diejenigen Ungarn dagegen, welche an den türkischen Grenzen entlang wohnen, seien rechtschaffene Leute. [1])

So zerschnitt Tököly selber die Fäden zwischen ihm und dem Fürsten, der ihm ein besonderes Wohlwollen entgegen getragen hatte. Es blieb ihm freilich die Hoffnung auf Ludwig XIV., der nicht aus einem Wohlwollen oder aus einer Anerkennung, sondern aus anderen Gründen, ihn nicht verlassen würde, so lange Tököly eine Macht besaß, dem Kaiser zu schaden. Näher jedoch noch standen ihm die Türken. „Dahin, meldet Sobieski, ist er in vollem Zuge: er rennt in sein Verderben."

Es gelang dem Polenkönige endlich, die Winter-Quartiere der Seinigen in Ungarn zu sichern. Dann eilte er selber, im December, nach Polen.

* * *

Unterdessen wurde in Linz, wo der kaiserliche Hof noch verweilte, die ungeheuere Schicksalsfrage für Europa erwogen, nach welcher Richtung man sich zu wenden habe, ob gegen Westen, ob gegen Osten.

Wir haben gesehen, daß bis zum Ende des Jahres 1682 die Augen des Kaisers Leopold fest nach dem Westen gerichtet waren, daß er im Osten sich erbötig bewies zu schweren Opfern von dem Eigenen, um ungehindert von dort her mit voller Kraft im Westen eintreten zu können für das Reich und für die Gesammtheit. Dann war rasch das furchtbare Unwetter im Osten aufgestiegen, bedrohlich nicht blos für die Stadt Wien, sondern dem Kaiser selbst, seinem Hause und seiner Monarchie die völlige Vernichtung ankündigend. Auch mitten in dieser Gefahr selbst hatte der Kaiser seinen Blick nicht abgewandt von dem Westen, hatte er nicht um seines eigenen Nutzens, um seiner Rettung willen dem Unrechte und der Gewalt dort gegen die Gesammtheit irgendwelche Concession gemacht, hatte er festgehalten an seiner beschworenen Pflicht, die Stände des Reiches in ihrem Besitze zu schützen, und, sobald es ihm wieder möglich, mit den Waffen für sie einzutreten. Während *seine* Stadt Wien wie in den letzten Zügen lag, wollte er nicht, um etwa sie zu retten, die Reichsstadt Straßburg hingeben, sondern wollte, wenn Gott ihm Wien erhielte, auch Straßburg befreien. Der Sieg von Wien änderte nicht diese Ansicht des Kaisers. Er that durch jenes Schreiben des Residenten Kuniz an den Dolmetsch Maurocordato, vom 24. September, den ersten Schritt zum Frieden mit den Türken. Damals wußten sehr Wenige um die Thatsache dieses Schreibens. Aber die Gesinnung des Kaisers nach dieser Richtung hin war bekannt genug. [2])

Allein von türkischer Seite kam keine Antwort. Vielmehr gab sich von dort her der Wille kund, den Krieg mit dem äußersten Nachdrucke fortzuführen. Mit der

[1]) Im 28. Briefe.

[2]) Pufendorf, lib. XVIII, § 105, p. 1484: Ac maluerat Caesar quamprimum pacem aut inducias cum Turca inire.

Frage, ob es möglich sein würde, von diesem Kriege mit den Türken loszukommen, verschlang sich eng die andere, ob es denn nicht besser sei, nach eigener Wahl in demselben zu beharren.

Denn dieser Feldzug des Jahres 1683 war ja doch ausgeschlagen über alles menschliche Erwarten und Hoffen. Nicht blos war Wien gerettet und die Erblande befreit, sondern bis tief in Ungarn hinein sah der Donaustrom an beiden Ufern nur noch kaiserliche Abzeichen. Dort hatten die kaiserlichen Waffen den Kern der von Wien her geretteten türkischen Truppen zertrümmert. Auf dem Dome von Gran erhob sich wieder das Kreuz, und von dem Schlosse auf der Felskuppe wehte wieder die kaiserliche Fahne. Entsprechend lauteten die Nachrichten von Seiten der braven Kroaten. Waren die Erfolge dort auch mehr localer Art, minder durchgreifend für das Ganze: sie reihten sich der eine an den anderen. So viele Einbuße die Armee erlitten: sie war kriegsgeübt und erfüllt vom Bewußtsein der Ueberlegenheit über die vorher so sehr gefürchteten Türken. Derselbe Geist war in der Bevölkerung wach geworden. Denn endlich einmal, nach der Bedrängniß der Jahrhunderte durch die hochmüthige Gewalt der Türken, sah man diese zurückgeworfen, wo sie den bis dahin stärksten Anlauf genommen hatten. Seit dreihundert Jahren hatte jeder Krieg mit den Türken geendet mit einem Verluste von christlicher Seite: nun zum ersten Male hatten sie nach einer völligen Niederlage ihrer Armee auch an Land und Leuten verloren. Indem daher die verschiedenen Völkerstämme der thatsächlichen Monarchie des Kaisers Leopold, ein jeder in seiner Weise, sich gehoben fühlten durch den Erfolg, mußten sie um so eifriger sein, denselben zu erhöhen und weiter zu tragen, um so bereitwilliger also in das kaiserliche Heer zu treten. Dazu kam das Vertrauen in die erprobten Führer. Im April 1683 noch hatte der Neid gegen den Herzog von Lothringen sich regen, hatte ein Zeifel laut werden können an seiner Befähigung zum Feldherrn in großem Stile: im October war längst aller Zweifel verstummt und aller Neid gewandelt in willige Unterordnung.

Und dazu kam das Bewußtsein, nicht allein zu stehen. Wenn man auch die Hilfe des Polenkönigs nicht ganz so hoch anschlug, wie er selbst sie anzurechnen sich geneigt bewies: so war doch seine Bereitwilligkeit zur ferneren Bundesgenossenschaft im Falle des Krieges sehr willkommen. In gleichem Maße würde es diejenige der Republik Venedig sein, deren Vertreter kein Hehl aus seiner Gesinnung machte.

Ueber alle anderen Bundesgenossen aber ragte durch Wort und That hinaus das Haupt der Kirche, der Papst Innocenz XI., mahnend durch sein Wort, belebend durch die mit freigebiger Hand hierhin und dorthin, immer neu gespendeten Mittel. Wir haben aus den Worten Sobieskis vernommen, daß Polen ihm nur die Mannschaft gestellt, keine Geldmittel gegeben, daß er demnach sein Heer erhalten hatte aus päpstlichen und kaiserlichen Subsidien. Daß aber der Kaiser Leopold in seiner bedrängten Lage des Jahres 1683 noch Subsidien zahlen konnte, war wieder nur möglich durch die Subsidien des Papstes für ihn. Damit jedoch waren die Leistungen von Innocenz XI. nicht erschöpft. Die Kroaten errangen ihre Erfolge; aber daß sie dieselben erringen konnten, verdankten sie zu einem bedeutenden Theile der Beisteuer des Papstes Innocenz XI.[1]) Die Kosaken bethätigten sich, wie wir später vernehmen

[1]) Anlage VII.

werden, in erfolgreicher Weise gegen die Tartaren; aber, daß sie sich in Bewegung setzten, geschah durch die Mittel des Papstes Innocenz XI.[1])

Dieser Hilfe des Papstes gegen die Türken war der Kaiser Leopold auch ferner sicher. Und dazu endlich sprach für die nachdrückliche Fortsetzung eine Persönlichkeit, auf deren Rath und Mitwirkung der Kaiser schweres Gewicht legte, Fra Marco d'Aviano. Er war nicht, wie anfänglich seine Absicht, nach dem Siege von Wien in die Stille seines Klosters heimgekehrt, sondern verblieb noch längere Wochen. Er erklärte sich dem Kaiser bereit, ihm zu dienen mit Blut und Leben, wo immer der Kaiser ihn verwenden wolle.[2])

Alle diese Thatsachen und Motive wirkten mit zum allmählichen Reifen des Entschlusses, den Krieg gegen die Türken mit allem Nachdrucke fortzusetzen.

Zum ersten Male gelangte der Gedanke der Fortführung des Krieges zur officiellen Erwägung auf die Nachricht des Sieges von Parkany, in der zweiten Hälfte des Monats October.

Der Präsident des Hofkriegsrathes, Markgraf Hermann von Baden, der Hofkanzler Graf Stratmann, der frühere Internuntius Graf Caprara und der frühere Resident Kuniz, traten in Linz zusammen zu einer Berathung über den Feldzug des nächsten Jahres. Sie kamen überein, daß der Großwesir Kara Mustafa, in seiner Erbitterung über die Verluste dieses Feldzuges, alles aufbieten werde, um Rache zu nehmen. Werde er hingerichtet, so werde sein Nachfolger streben, die eigene Laufbahn leuchten zu lassen durch den Unterschied von derjenigen seines Vorgängers. In jedem Falle also stehe weiterer Krieg bevor und erfordere eine starke Rüstung, damit der Krieg in das Land des Feindes getragen werden könne. Zunächst sei die in der Vertheidigung von Wien verlorene Infanterie zu ersetzen. In Allem sei erforderlich die Anwerbung von 20.000 Mann Infanterie und 10.000 Mann Cavallerie, damit der Bestand der kaiserlichen Armee von insgesammt 80.000 Mann hergestellt werde. Nicht jedoch schaute ihr Blick nach weiten Eroberungen aus. Der Plan des nächsten Feldzuges müsse auf den Wiedergewinn von Neuhäusel gerichtet sein, damit Mähren von den Streifparteien der dortigen Besatzung frei werde. Desto weiter erstreckte sich der Blick dieser Commission nach Bundesgenossen. Sie hatte erfahren, daß bei einer mehr nachdrücklichen Verfolgung nach dem Entsatze von Wien die Fürsten der Moldau und Wallachei sich von den Türken losgesagt haben würden. Sie riethen, im Vereine mit dem Könige von Polen, auch so noch diese Fürsten zu gewinnen, vor allen Dingen aber der Rebellion des Tököly ein Ende zu machen. Sie riethen ferner, eine Botschaft an die beiden Großfürsten Iwan und Peter von Moskau abzusenden, um auch diese zur Theilnahme aufzufordern. Noch nach einem anderen Verbündeten warfen sie ihr Auge aus, dem Schah von Persien.[3])

Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß diese Beschlüsse gefaßt wurden unter dem Vorsitze des Markgrafen Hermann von Baden, desselben Mannes, der im Jahre zuvor bis auf das Aeußerste sich bemüht hatte, dem Kriege mit den Türken aus-

[1]) Sobieski im neunzehnten Briefe. Die Summe für die Kosaken betrug 60.000 Gulden.

[2]) Schreiben vom 23. Februar 1684: Hora di novo raffermo a V. M. C. come son dispostissimo di servire la M. V. C. et in Roma et nell' armata con il sangue e con la vita conforme sarà il bisogno.

[3]) D. Contarinis Bericht vom 24. October.

zuweichen, um alle Kraft gegen Frankreich zu verwenden. Wir sehen daraus, welchen Umschwung die Erfolge über die Türken hervorgebracht hatten. [1])

* * *

Diese Wendung der Dinge war dem spanischen Botschafter Borgomainero wenig erwünscht. Es kam für ihn Anderes dazu. Außer dem Markgrafen Hermann hatte er für die Absicht des Krieges wider Frankreich seine festen Stützen gehabt an dem Obersthofmeister Grafen Sinzendorf und dem Kapuziner-Pater Emerich, Bischof von Wien. Den Ersteren nahm damals der Tod hinweg; der Letztere lag dem Kaiser täglich mit der Bitte an, ihn seiner Stellung als Minister zu entheben, damit er sich völlig seinem Berufe der Seelsorge widmen könne. Bei seiner persönlichen Zuneigung für den Pater Emerich, konnte der Kaiser den Entschluß zur Entlassung desselben nicht fassen. — In den ersten Tagen nach dem Einbruche der Franzosen in Belgien hatte Borgomainero die Entsendung einer Hilfe dahin in Anregung gebracht. Der Nuntius Buonvisi erwiederte, daß in solchem Falle der Papst sich bewogen finden werde, seine Subsidien für den Kaiser zur Vertheidigung der Christenheit einzustellen. Denn im anderen Falle würde er sich der Gefahr aussetzen, seinen Charakter als gemeinsamer Vater der Christenheit zu verlieren und für parteiisch angesehen zu werden. [2]) Von da an verstummte die Rede Borgomaineros über eine Hilfe des Kaisers für Belgien.

Wie allgemein die Stimmung zum Kriege wider die Türken sich in den Gemüthern regte, beweist eben das Beispiel dieses spanischen Botschafters Borgomainero. Gerade er war, bis tief in das Jahr 1683, eins der Häupter derjenigen Richtung gewesen, die der Hab- und Herrschgier des Tököly das Wort redete, um an ihm einen Vermittler des Friedens mit den Türken zu erlangen. Im Beginne des Monates November sprach Borgomainero zu Contarini seine Besorgniß aus, daß ein Krieg wider die Türken nicht den rechten Erfolg haben werde, wenn man nicht zuvor diesen Stein des Aergernisses der Rebellion beseitige, dieses Ungeheuer Tököly niederschlage. Dann fuhr er fort: „Ich rede als guter Italiener. [3]) Die Zeit ist gekommen, wo die Republik Venedig das Ihrige wieder gewinnen, die verlorenen Königreiche und Länder zurücknehmen kann, im Bunde mit dem Kaiser und dem Könige von Polen." Auf den Dank Contarinis für die wohlwollende Gesinnung fuhr Borgomainero fort, seine Ansicht über den Wiedergewinn von Candia, Cypern, Negroponte und die kleineren Inseln des Archipels darzulegen. — Der Nuntius Buonvisi, der in der Nähe stehend, diese Reden vernommen, trat herzu, um dem spanischen Botschafter seinen Beifall zu zollen. „Der heilige Vater, sagte er, hat keinen sehnlicheren Wunsch, als die Christenheit geeinigt zu sehen wider die Türken, und wird alles beitragen für die Erhöhung und Ausbreitung des christlichen Glaubens." — „Ich aber, schließt der Venetianer

[1]) D. Contarinis Bericht vom 10. October.

[2]) Desgl. vom 17. October: Il riflesso che ha fatte farvi il Cardinale, che prestandosi da Cesare ajuti al Re Cattolico, pigliarebbe motivo il Pontefice de dessistere dal somministrare i generosi sovvegni sin ad hora contribuiti per difesa della X^tà, ha dato che pensare, mentre cio facendosi potrebbe perder il titolo di Padre commune, et essere parteggiano giudicato. — Contarini wiederholt dies nachdrücklich im Berichte vom 31. October.

[3]) Desgl. vom 7. November: Disse parlar da buon Italiano. B. stammte aus dem fürstlichen Hause Este.

Contarini seinen Bericht — lauschte gern solchen Reden, um sie Ew. Hoheit zu berichten."

Und dennoch ward dann Borgomainero, obwohl er selber an der allgemeinen Strömung Antheil nahm, überrascht und nicht angenehm berührt durch den Eifer eines anderen Mannes. Er hatte gehofft, an dem Herzoge Carl von Lothringen, der das Erbe seiner Väter von dem Könige von Frankreich zurück zu fordern hatte, eine Stütze zu haben für eine Hilfe zu Gunsten Spaniens wider Frankreich. Noch vor dem Eintreffen des Herzogs in Linz wurde seine Gesinnung kund. Sie wendete sich nach der anderen Richtung. Wir lernen sie und zugleich das Urtheil über sie kennen aus dem Berichte des Venetianers Contarini. [1])

„Borgomainero, sagt er, spricht wiederholt sein Staunen aus, den Herzog von Lothringen von solchem Eifer für den Krieg wider die Türken erfüllt zu sehen, während er nicht daran denke, von hier aus der französischen Macht einen Widerstand zu bereiten. Der Botschafter verwundert sich, daß der Herzog nicht zuerst darauf sinne, sein Erbland wieder zu erlangen. Er geht so weit, daß ich ihn einmal sagen hörte: er wisse nicht zu unterscheiden, ob es eine Thorheit des Herzogs sei, oder ob er eine andere Absicht dabei habe, daß er nicht für sein eigenes Interesse eintrete, nicht dem bereits überzogenen Belgien Hilfe zuwende, wo er doch sehen müsse, daß er in dem Untergange Belgiens auch die eigene Hoffnung begrabe, jemals den Fuß wieder nach Lothringen hinein zu setzen."

Borgomainero war sicherlich, wie seine Zeitgenossen anerkennen, ein weltkundiger, geschäftserfahrener, gewandter Mann. Aber es geschieht wohl einmal, daß gerade solche Männer kein Verständniß besitzen für das Walten und Wehen des Geistes, der außerordentliche Menschen beseelt. Der Herzog Carl V. von Lothringen fühlte in sich den Beruf und die Kraft, die Aufgabe zu lösen, die einst der Kaiser Carl V. sich gestellt und nicht hatte lösen können, die furchtbare Macht des Osmanenthumes zu brechen. Weil der Herzog diesen Beruf zu erfüllen trachtete, kennt ihn die Geschichte der Menschheit zwar nicht als regierenden Herrn des Herzogthums Lothringen, welches das Unrecht und die Gewalt eines Mächtigen ihm genommen; aber sie kennt ihn als den großen Türkensieger, bei dessen Tode der Kaiser Leopold sich im Besitze von Ungarn, Siebenbürgen und Serbien befand. Borgomainero, der diesen Beruf des Herzogs nicht erfaßte, und darum in seiner Weise sich über den Eifer desselben aussprach, hat durch dieses Urtheil und insbesondere durch dasjenige der Thorheit, ihm eine höhere Anerkennung ausgesprochen, als wenn er ihn als weltklug gepriesen hätte.

Bei jedem neuen Glückwunsche, den Contarini, im October und November, im eigenen Namen oder der Republik darbrachte, hatte er Gelegenheit, zu beobachten, daß die Gedanken sich mehr und mehr dem Türkenkriege zuwendeten. Der Kaiser erzählte mit besonderer Genugthuung von den Erfolgen der Kroaten, die bereits die türkische Besatzung von Canizsa in Schach hielten. Er entwickelte seinen Plan, die Esseger Brücke zu zerstören, und zugleich den nahen Wald niederzulegen, aus welchem sie wieder gebaut werden könne. So sei es geschehen in dem Kriege vor zwanzig Jahren, wo allerdings die Kroaten die Brücke verbrannt, den Wald aber verschont hätten, so daß die Türken nachher die Brücke herstellen konnten. Wenn aber einma

[1]) Anlage VIII.

diese Brücke vernichtet, so sei damit der Weg zur Verstärkung der türkischen Besatzungen in den Städten nordwärts abgeschnitten, und nach und nach müßten diese fallen. [1] —

Zu Ende des Monates November war der Nuntius Buonvisi überzeugt, daß der Entschluß des Kaisers feststehe. Er meldete dem Papste, daß er eine Erschütterung desselben nicht mehr befürchte. [2] Er theilte es auch dem Venetianer Contarini mit. „Der Kaiser, sagte er, erkennt endlich doch auch das eigene Interesse, und zieht es dem fremden vor, obwohl die Spanier behaupten, daß es von dem ihrigen untrennbar sei. Es ist der Entschluß des Kaisers, den Krieg fortzusetzen, und den Verlusten nach Osten hin ein Ende zu machen. Er will die von den Türken seinem Hause entrissenen Gebiete Ungarns wieder gewinnen, zum Ersatze für die durch Mord und Brand und Sclaverei verdorbenen Länder, aus denen er für lange Zeit keinen denkbaren Ertrag zu gewarten hat. Er hält die Zeit für gekommen, sich und die Seinen von der Furcht vor dem übermächtigen Feinde zu erlösen, indem er Nutzen zieht von dem Schrecken, welchen die gewaltigen Schläge dieses Jahres über das ottomanische Reich gebracht haben." Der Nuntius theilte dann vertraulich mit, daß er so eben wieder von dem Papste für den Kaiser den Betrag von 100.000 römischen Thalern empfangen habe, und zwar über Genua baar in spanischen Dublonen; denn die Erfahrung habe dargethan, daß durch die Wechsel den Kaufleuten allzu viel abgegeben werden müsse.

* * *

Der Kaiser selbst erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr des Herzogs von Lothringen aus Ungarn, um mit dessen Rathe seine Entschlüsse festzustellen. Sobieski hatte sich, zwei Monate zuvor, im Lager bei Preßburg, in einem Briefe an seine Frau in mitleidiger Weise geäußert: „Der Herzog von Lothringen kommt oft zu mir. Der arme Teufel hat weder Beute von dem Feinde, noch ein Geschenk von dem Kaiser." [3] Daß und warum der Herzog keine Beute erlangt hatte, wußte allerdings Niemand besser, als Sobieski selbst. Daß er kein Geschenk von dem Kaiser hatte, war nicht richtig. Der Herzog besaß das beste Geschenk, das der Kaiser zu geben vermochte — sein Vertrauen.

Der Herzog, dem, während er im Felde stand, daheim in Innsbruck ein Sohn geboren war, hatte auf die wohl verdiente Ruhe des Winters nicht zu hoffen. Um ihn nicht entbehren zu müssen, bewog der Kaiser seine Schwester, die Königin-Herzogin Eleonore, sich von Innsbruck nach Linz herüber zu begeben, und ein nahe gelegenes Schloß zum Aufenthalte zu nehmen.

In den ersten Tagen des Monates December ritt der Herzog von Lothringen in Linz ein, in seinem Gefolge die ganze Generalität, unter welcher so viele Namen im Laufe dieses Jahres glänzenden Ruhm erworben hatten. Die Beförderung des Grafen Starhemberg zum Feldmarschall, so verdient sie der Nachwelt erscheint, hatte

[1] Die Berichte D. Contarinis vom 14. und 21. November.

[2] Desgl. vom 28. November: che finalmente l'Imp. conosceva il suo proprio interesse e lo preferiva all' altrui.

[3] Im zwölften Briefe.

doch bei Einigen eine Mißstimmung hervorgerufen.[1]) Um allen Wünschen zu entsprechen und seine Dankbarkeit zu beweisen, vollzog der Kaiser, unter dem Beirathe des Herzogs, eine solche Reihe von Beförderungen, wie noch nie. Er ernannte vier Feldmarschälle: den Herzog von Sachsen-Lauenburg, die Grafen Kapliers, Leslie, Aeneas Caprara. Die Worte des Venetianers Contarini über diese Ernennungen sind bemerkenswerth. „Der zweite, sagt er, also der Graf Kapliers, wurde ernannt wegen seines Verdienstes in der Leitung der Vertheidigung von Wien; die drei anderen sind die wegen der Beförderung von Starhemberg Verstimmten."[2]) Ob mit Absicht, ob nicht: es liegt in diesen Worten eine Anerkennung besonderer Art für den Grafen Kapliers.

Zu Generalen der Cavallerie wurden ernannt unter den Reichstruppen der Markgraf von Baireuth und der Markgraf Ludwig von Baden; unter den kaiserlichen Truppen der Graf Rabatta.

Zu Feldmarschall-Lieutenants der Infanterie wurden ernannt die Grafen Sereni und Taaffe.

Zum Feldmarschall-Lieutenant der Cavallerie der Graf Carl Palffy.

Zu General-Majoren wurden ernannt einer der Prinzen von Pfalz-Neuburg, Bruder der Kaiserin, ein Prinz von Württemberg, und die Grafen Souches und Schärffenberg, die Commandanten der beiden von den Türken hart bedrängten Basteien von Wien.

Unter den ernannten Obersten fordert Ein Name unsere besondere Aufmerksamkeit: derjenige des Prinzen Eugen von Savoyen. Er war als Freiwilliger zur Entsatz-Armee vor Wien gekommen, in der Hoffnung, das durch den Tod seines Bruders erledigte Regiment zu erhalten. Dies Regiment war bereits vergeben. Der Prinz Eugen blieb als Freiwilliger bei der Armee. Bei der großen Beförderung, im Anfange December 1683, verlieh der Kaiser, zum ehrenden Gedächtnisse des bei Petronell im kaiserlichen Dienste gefallenen älteren Bruders, dem jüngeren, dem Prinzen Eugen, das durch den Tod des Grafen Kuefstein so eben erledigte Regiment. Dies ist die Geschichte des Eintrittes des Prinzen Eugen von Savoyen in die kaiserliche Armee.[3])

Die Anwesenheit des Herzogs von Lothringen um den Kaiser war erforderlich für eine Reihe von Fragen nach innen und nach außen. Es handelte sich um die zukünftige Sicherung der Stadt Wien, um die Beilegung von Differenzen über die Werbung, um die Beschwichtigung der Rebellion in Ungarn, und endlich um die Hauptfrage selbst, des Krieges nach Osten oder nach Westen.

Die erste Angelegenheit übertrug der Herzog völlig dem Grafen Starhemberg. Vor dem Eintritte des Winters waren die Sprünge und Risse der Burg-Bastei bereits wieder geschlossen, nicht jedoch diejenigen der Löbel-Bastei, und noch weniger war das immense Gewirr der Laufgräben ausgefüllt. Man hatte zu diesem Zwecke namentlich gefangene Türken verwendet; aber nicht wenigen derselben war es, bei mangelhafter

[1]) Sobieski spricht davon im zwölften Briefe.

[2]) D. Contarinis Bericht vom 5. December: Il secondo per il merito della direzione della difesa di Vienna, e li tre altri sono li disgustati della promozione dello Starhemberg. — Dieselben drei nennt Sobieski in jenem Briefe.

[3]) Man sehe die Anlage VI zum siebenten Capitel.

Bewachung, gelungen zu entfliehen. Die Gedanken Starhembergs beschränkten sich jedoch nicht auf die Herstellung. Er entwarf einen umfassenden Plan, der in Zukunft eine Belagerung, wie die geschehene, für die Stadt Wien unmöglich machen sollte, nämlich durch das Einbeziehen auch der Leopoldstadt in die Festungswerke. Nach der anderen Seite hin verlangte er einen mehr als bisher ausgedehnten freien, nicht zu bebauenden Raum rund um die Werke.[1]) Bekanntlich ist nicht der erste, sondern nur der zweite dieser Entwürfe zur Ausführung gekommen. Das Glacis erstreckte sich fortan von den äußeren Palissaden aus 600 Schritte landeinwärts.

Die Differenzen über die Werbungen bestanden darin, daß die Regiments-Obersten achtzehn Thaler für den Infanteristen forderten, während von Seiten der kaiserlichen Verwaltung sechzehn Thaler für den Infanteristen geboten wurden.[2]) Aehnlich war es in Betreff der Cavallerie. Der Herzog vermittelte dahin, daß für die Anwerbung den Obersten bewilligt wurden in den Erblanden je vierzehn Thaler, im Reiche zwanzig Thaler. Man rechnete, daß dann im Durchschnitte der Infanterist auf sechzehn Thaler kommen würde. Für die Cavallerie wurden bewilligt auf den Mann mit Harnisch und Pferd in Allem sechzig Thaler, das Pferd zu fünfunddreißig Thalern gerechnet.[3])

Schwieriger war die Frage der Beilegung der Wirren in Ungarn. Die Angelegenheit zog sich hin bis in das nächste Jahr, und wir werden sie dann, bei der Beschlußfassung darüber, im Zusammenhange zu überblicken haben.

* * *

Die gewichtigste Frage indessen, die in Linz im November und December 1683 vorlag, war die, ob man, im Falle des Entschlusses zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges wider die Türken, auf die Erhaltung des Friedens im Westen rechnen dürfe.

In der Denkschrift vom 26. Juli, die der französische Gesandte Verjus de Crecy dem Reichstage in Regensburg einreichte, hatte Ludwig XIV. als den Termin zur Annahme seiner Bedingungen das Ende des Monates August bestimmt. Als der Kaiser sich auf diese Terminstellung nicht einließ, brach im Anfange September der Marschall Humieres mit 40.000 Mann ein, nicht freilich in das Reich, sondern in Belgien. In Worten gingen die Franzosen weiter. In der Audienz, in welcher der Geschäftsträger Chassinet bei dem Minister Croissy über die ungebührlichen Ausdrücke jener Denkschrift Beschwerde führte, äußerte sich Croissy: wenn die Sache mit Belgien abgemacht, werde an das Reich die Reihe kommen.[4])

Diese Worte jedoch wurden gesprochen am 3. September, also vor dem Entsatze von Wien, in einer Zeit, wo Ludwig XIV., und mit ihm viele Andere, den Fall von Wien als täglich bevorstehend ansahen.

Der Sieg von Wien mußte in Versailles den Kriegeseifer gegen das Reich etwas niedriger stimmen. Denn wie Ludwig XIV. den Kaiser in so weit immer richtig beurtheilt hatte, daß Leopold ihn für gefährlicher ansah als die Türken: so mußte er nun auch darauf gefaßt sein, daß nach dem Siege von Wien die Gedanken des Kaisers sich vielleicht ganz dem Westen zuwenden würden. Ludwig XIV. unterließ

[1]) D. Contarinis Bericht vom 28. November.
[2]) Desgl. vom 5. December.
[3]) Desgl. vom 5., 12. u. 26. December.
[4]) Chassinets Bericht vom 3. September: Quo finito, lis etiam cum Imperio dirimenda foret.

daher gegen das Reich jede weitere Provocation, welche die Waffen des Kaisers oder eines der Reichsfürsten zur Abwehr hätte herausfordern, und dadurch das Signal zu einem allgemeinen Krieg wider ihn hätte werden können.

Zunächst versuchte er abzulenken. Er ging darauf aus, einen inneren Krieg im Reiche zu entzünden, zu welchem er wie zu dem Feuer, das seit langen Jahren das unglückliche Ungarn versengte, nichts beizutragen haben würde, als sein Geld. Er suchte die Gelegenheit des Wiederankaufs des Kurfürsten von Brandenburg auszunutzen, um diese Persönlichkeit zugleich einen Schritt weiter zu treiben. In dem erneuerten Vertrage,[1] vom October 1683, verpflichtete sich der König, den Lohn für den Kurfürsten, der in Kriegszeit vierteljährlich 225.000 Livres betragen sollte, von dem Tage einer Kriegserklärung wider das Haus Braunschweig-Lüneburg an um 50.000 Livres vierteljährlich zu erhöhen, also auf 275.000 Livres. Da der Artikel in den Vertrag aufgenommen ist: so kann der Kurfürst ein principielles Bedenken gegen dies neue Dienstverhältniß nicht erhoben oder doch nicht festgehalten haben. Ludwig XIV. ging in der Bethätigung derjenigen Qualität, welche er und seine Diener als générosité für derartige Persönlichkeiten zu bezeichnen pflegten, noch einen Schritt weiter. Durch eine besondere Declaration sagte der Gesandte Rebenac zu, daß das, was man als subsides d'action bezeichnete, schon vom 1. Mai 1683 an laufen sollte.[2] Dem Vertrage ward ausdrücklich der Satz eingefügt, daß er geheim gehalten und Niemandem, wem immer, mitgetheilt werden solle, als nach beiderseitigem Einverständnisse. Demgemäß enthält das Werk des officiellen Historikers des Kurfürsten, Pufendorf, den Vertrag nicht. Aber Pufendorf läßt einigermaßen die Sache durchblicken in den Worten: „Die Franzosen suchten den Kurfürsten auf das Haus Braunschweig-Lüneburg zu hetzen, indem sie dafür reiche Bedingungen anboten."[3]

Gegen die Ausführung jedoch erhoben sich bei dem Kurfürsten dringende Bedenken. Indem er auch dem dänischen Bundesgenossen abrieth, gebraucht er die Worte: „Es ist zu besorgen, daß, wie auch früher schon geschehen, wir zwei die Arbeit thun sollen, und Andere den Gewinn davon ziehen würden."[4]

Arbeit würde es ja allerdings kosten; denn der für den Räuber im Kleinen und Eroberer im Großen wünschenswerthe Umstand, den zu Ueberfallenden ungerüstet und wehrlos zu finden, hatte hier nicht statt. Das Haus Braunschweig-Lüneburg stand in Waffen, und war auf seiner Hut.

Demnach konnte Ludwig XIV. einen inneren Krieg im Reiche zu seinen Gunsten nicht entzünden. Dennoch bezahlte er darum den Kurfürsten von Brandenburg nicht vergeblich. Bei der drohenden Haltung dieses letzteren war es den Fürsten des Hauses Braunschweig-Lüneburg eben so wenig möglich, dem Rufe des Königs von Spanien um Hilfe in Belgien gegen Frankreich zu entsprechen, wie sie dem Kaiser ihre Mannschaft gegen die Türken senden konnten.

[1] Mörner, Brandenburgs Staatsverträge, S. 731. Der Vertrag trägt das Datum des 25. October 1683. Man wolle jedoch die Erläuterung Mörners über das Datum des 9. Februar 1684 beachten.

[2] Mörner, S. 722.

[3] Pufendorf, lib. XVIII, § 104, p. 1483: (Galli) Electorem Luneburgicis inmittere cupiebant oblatis opimis conditionibus.

[4] Ebendaselbst § 100, p. 1480.

Dieser Ruf Carls II. von Spanien erscholl laut durch Europa. Ludwig XIV. hatte den Einbruch in Belgien nicht mit einer eigentlichen Kriegserklärung begleitet, sondern mit der Ankündigung, daß er sich selber Recht verschaffen wolle. Carl II. dagegen antwortete auf den Friedensbruch mit der offenen Kriegserklärung, mit dem Appell zugleich an seine Verbündeten. Carl II. hoffte also, daß der französische Einbruch in Belgien den allgemeinen Krieg wider Frankreich nach sich ziehen werde.

Aber durfte Carl II. von Spanien auf das Mit-Eintreten seiner Bundesgenossen bauen?

Der Kaiser, mit den Türken verwickelt wie er war, konnte so wenig eine Hilfe nach Belgien senden, daß auch der spanische Botschafter in Linz von diesem Verlangen abstand, um so mehr, da, wie wir vernommen, der Nuntius Buonvisi erklärte, daß dann die päpstlichen Subsidien aufhören würden. Die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg konnten, wie erwähnt, nicht helfen, weil Brandenburg sie in Schach hielt. Schweden war allzu weit entfernt, als daß es nach Belgien Hilfe bringen konnte.

In der Republik der Niederlande dagegen betrieb der Prinz von Oranien nachdrücklich die vertragsmäßige Hilfe. Sie ward geleistet. Aber er forderte eine weitere Rüstung von 16.000 Mann zu Gunsten Belgiens. Die Forderung traf auf den Widerstand namentlich der mächtigen Stadt Amsterdam, in welcher diejenige Partei überwog, die, wenn auch nicht geradezu französisch gesinnt, doch um der Erhaltung des Friedens willen geneigt war, das Recht des Königs von Spanien der Uebermacht des Königs von Frankreich preiszugeben.

Der König von Spanien forderte Hilfe von dem Könige von England, auf Grund des Allianz-Vertrages vom 20. Juni 1680. Allein Carl II. von England hatte daneben mit Ludwig XIV. seinen anderen persönlichen Vertrag vom 1. April 1681, durch welchen der Letztere sich verpflichtete, dem Ersteren für die Nichterfüllung der Allianz mit Spanien jährlich eine Million französischer Livres zu zahlen.[1]) Dazu hatte ihm Ludwig XIV. die Publication des Dover-Vertrages wie eine Brandfackel ins Haus geschleudert. Carl II. von England konnte ein Parlament, von welchem er die Mittel zur Action nach außen erst verlangen mußte, berufen nur auf Gefahr seines Kopfes. Daher blieb der König Carl II. von England für die Verkettung der Geschicke der europäischen Völker, nach der Bezeichnung der Holländer, wie ein todter Mann.

Es schien also den Fortschritten der Waffen Ludwigs XIV. in Belgien ein erhebliches Hinderniß nicht im Wege zu stehen. Allein er selber mäßigte seinen Schritt.

Denn die Gefahr eines allgemeinen Krieges wider ihn, vor welcher er im März 1682 den Rückzug von dem Blocus der Festung Luxemburg angetreten, war, ungeachtet der manchen für ihn günstigen Umstände, im Herbste 1683 dennoch stark genug, namentlich in Folge des Entsatzes von Wien. Wenn der Kaiser, ungeachtet der weiteren Erfolge im October 1683, dennoch sich entschließen würde, seine Waffen nach dem Westen zu wenden, so stand für Ludwig XIV. zu befürchten, daß dann der Krieg dort allgemein entbrennen und daß Alle sich erheben würden wider ihn. Denn einen eigentlichen Verbündeten besaß er nicht. Immerhin hatte er in Berlin den Kaiser überboten; indessen die Anderen zusammen konnten doch vielleicht einmal noch höher

[1]) Vgl. Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. II, S. 307 u. f., sowie S. 401 u. f.

bieten als er. Immerhin hatte er sich den König von England gekauft, aber nicht die englische Nation. Das Murren und Grollen derselben über die unwürdige Rolle ihres Königs in Europa war auch den Ohren Ludwigs XIV. vernehmlich. Dies Murren und Grollen der Nation konnte anwachsen zu einem Sturme, der die goldenen Ketten ihres Königs, auch wider seinen Willen, zersprengte. — Ludwig XIV. bedrohte Belgien. Es war das Besitzthum des Königs von Spanien; aber in den Händen desselben ward es in der Republik der Niederlande und in England betrachtet als das Bollwerk und die Vormauer beider Mächte wider den König von Frankreich. Darum hatten sie zum Schutze für Belgien im Jahre 1668 die Tripel-Allianz geschlossen. Ludwig XIV. hatte diese im Jahre 1683 noch nicht vergessen. Er wollte es nicht wieder dahin kommen lassen. Aber es konnte dahin kommen, wenn er dem begonnenen Kriege freien Lauf ließ. Dazu lag es in der Hand des Königs von Spanien, jene Seemächte in besonderer Weise, auch ohne Vertrag, zur Hilfe für Belgien zu zwingen. Der Botschafter Borgomainero sprach in Linz offen einen Gedanken aus, der in jenen Zeiten in Madrid wiederholt angeregt war, nämlich daß, wenn man noch ferner in den König von Spanien dringe, um des Friedens willen französische Forderungen an Belgien zu gewähren, er lieber Belgien ganz aufgeben werde.[1] Der König von Spanien sei es müde, im Interesse der Sicherheit fremder Mächte mit den Mitteln Spaniens Belgien zu vertheidigen. — Wenn aber der König von Spanien Belgien fahren ließ, so konnten die Seemächte um ihrer selbst willen eine französische Besitzergreifung Belgiens nicht gestatten.

Aus allen diesen Gründen hielt Ludwig XIV. es für gerathen, seinen Wünschen einen Zügel anzulegen. Seine Hoffnung, daß Kara Mustafa den Kaiser niederschlagen werde, war nicht in Erfüllung gegangen. Aber sein Interesse erforderte, daß nun der Kaiser, damit er nicht gegen Westen sich wende, und den allgemeinen Krieg wider Frankreich herauf beschwöre, im Osten sich weiter verwickele. Ludwig XIV. konnte von seiner Seite dazu beitragen durch eine Concession an die Forderungen des Kaisers. Die hauptsächlichste dieser Forderungen war immer die gewesen, daß der Friede, der Stillstand, der geschlossen werden solle, allgemein sein, Alle umfassen müsse. Das Collegium der Fürsten in Regensburg hatte sich diese Forderung des Kaisers zu eigen gemacht. Auf dieselbe hin lenkte Ludwig XIV. ein, wenn auch nicht in ausdrücklicher Weise, dennoch sichtbar genug.

Wir haben gesehen, daß er schon bei seinem Glückwunsche an den Papst Innocenz XI. zum Entsatze von Wien, im October, hervorhob, daß er nur eine Satisfaction in Belgien verlange. Es war ihm darum zu thun, daß der Papst den Kaiser von einer Hilfeleistung für den König von Spanien in Belgien abmahne.

Entsprechend handelte Ludwig XIV. im Haag, so jedoch, daß er hier einen Schritt weiter ging. Am 5. November ließ er durch seinen Gesandten d'Avaux den Generalstaaten kund thun, daß der Friede noch vor dem Jahresschlusse hergestellt werden könne, wenn Spanien ihm als Satisfaction die Stadt Luxemburg oder ein Aequivalent gewähre. Auch sei er bereit, mit Kaiser und Reich auf Grund des Besitzes einen Stillstand für zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre abzuschließen.[2]

[1] Die Berichte D. Contarinis v. 16. Januar u. 6. Februar 1684. Vgl. dazu die Rede Don Ronquillos bei Carl II. v. England, in m. Werke: Der Fall d. Hauses Stuart u. s. w., Bd. II, S. 435.

[2] Mémoires du comte d'Avaux, t. I, p. 374.

Es liegt vor Augen, daß diese Forderung weit zurücksteht hinter derjenigen, welche Ludwig XIV., gerade ein Jahr zuvor, mit der Stellung einer Präclusiv-Frist, in Frankfurt erhoben hatte. Der Kaiser hatte sich damals um die Friststellung nicht gekümmert. Ludwig XIV., anstatt nach dem Ablaufe derselben loszubrechen, hatte eine neue Frist gestellt. Seitdem war er in seinen Forderungen immer einen Schritt weiter zurückgegangen, während er diesen Rückzug mit hochfahrenden Reden zu verdecken suchte. So auch in dieser letzten Erklärung vom 5. November. Er verlangt eine Satisfaction von dem Könige von Spanien, welcher nicht ihn gekränkt hatte, sondern von ihm gekränkt war. Aber er beschränkt zugleich seinen Anspruch auf ein bestimmtes Maß. Er bietet ferner einen Abschluß an zugleich für Kaiser und Reich, und für Spanien, was er früher nicht gewollt.

Indem die Thatsache des beständigen Rückzuges seine Kriegesfurcht constatirt, war doch diese letzte Erklärung ein wohl berechneter und erfolgreicher Schachzug, weil sie der Friedenspartei in der Republik einerseits, und andererseits dem Könige von England gegenüber den Forderungen Spaniens einen festen Boden gab. Welche Unbill auch ferner noch innerhalb des gezogenen Rahmens Ludwig XIV. gegen die Belgier verüben ließ: es war vorauszusehen, daß die Republik und England darum nicht die Waffen wider ihn ergreifen würden.

Anders wendete Ludwig XIV. die Sache bei dem Papste. Der Minister Croissy begab sich zu dem Nuntius Ranuzzi, mit der Erklärung:[1]) der König trage kein Bedenken einzugehen auf einen allgemeinen Frieden, dessen Garantie jeder Fürst nach seinem Belieben übernehmen möge; jedoch könne nicht ein einziger Vertrag alles umfassen, sondern die einzelnen Streitfragen seien durch besondere Verträge zu erledigen. Croissy hob hervor, daß der König dadurch der Friedensmahnung des Papstes zu entsprechen glaube. Auf die Eröffnung des Vorschlages von päpstlicher Seite ging der Kaiser ein, so jedoch, daß er denselben bestimmter faßte. Es solle ein allgemeiner Congreß im Haag statt finden. Dort sollen die einzelnen Streitfragen zur Erörterung gebracht, kein Vertrag jedoch einzeln zum Abschlusse gebracht werden, sondern nur alle insgesammt.

Und damit erst war die Basis gewonnen, von welcher aus, bei der Aussicht auf einen dauernden Frieden im Westen, der römische Kaiser Leopold, gemäß dem Wunsche des Papstes Innocenz XI. und dem eigenen, den Entschluß zum Offensiv-Kriege wider das Osmanenthum aussprechen und andere Mächte auffordern konnte, zu diesem Zwecke sich mit ihm zu vereinigen.

[1]) Regis sui Serenitatem pacem universalem, quam quibus libuerit Principibus amplecti ac garantiam illius suscipere plane integrum sit, haud aspernari; attamen non posse hoc opus uno simultaneo et universali tractatu absolvi, sed etc.

Zehntes Capitel.

Die heilige Liga vom 5. März 1684.

Im Namen des Kaisers trat in den ersten Tagen des Monates December 1683, zu Linz, der Graf Königsegg zu Contarini, dem Botschafter der Republik Venedig.[1]) Der Kaiser, sagte er, halte die Zeit für gekommen, die Uebermacht und den Hochmuth der ottomanischen Pforte niederzuschlagen. Der Papst wünsche nichts sehnlicher als die Christenheit zu diesem Zwecke geeinigt zu sehen, und habe in dieser Absicht dem Kaiser und dem Könige von Polen in dem abgelaufenen Feldzuge seine großmüthige Unterstützung gewährt. Zur Fortführung des begonnenen Werkes sei erforderlich ein Bündniß zwischen dem Kaiser, den Königen von Polen und Spanien, der Republik Venedig, ferner dem Großherzog von Toscana und dem Ritterorden von Malta, unter dem Protectorate des Papstes. Königsegg forderte den Botschafter auf, die Antwort des Senates der Republik auf diesen Antrag einzuholen. Contarini vernahm mit hoher Freude die Eröffnungen, die, wie er wußte, der Stimmung vieler Gemüther in der Republik durchaus entsprachen. Wir werden die Aufnahme derselben im Senate später zu betrachten haben.

Der Nuntius Buonvisi entwickelte vertraulich dem Botschafter die weiteren Motive des Kaisers. Er wolle Vergeltung üben für die Schmach der eiligen Flucht aus seiner Residenzstadt, zu welcher die Türken ihn gezwungen. Er wolle trachten, das ganze Königreich Ungarn wieder zu gewinnen. Indem er dadurch seine Macht steigere, werde er eher im Stande sein, den Freunden Hilfe zu leisten und das Gleichgewicht in Europa zu erhalten. Man werde trachten, auch die Czaren von Moscovien für das Bündniß zu gewinnen. Auf den Anschluß der

[1]) D. Contarinis Bericht vom 5. December.

Fürsten von Siebenbürgen, Moldau und Wallachei sei zu hoffen. Jedoch mache man sich kein Hehl darüber, daß sie immer dem Stärkeren folgen würden. Der König von Polen werde dem Bündnisse geneigt sein, um dadurch seinem Sohne die Nachfolge auf dem Throne zu sichern und für das Königreich die Stadt Kaminiec wieder zu erlangen. Auch an die Republik der Niederlande habe man gedacht. Aber dem stehe entgegen, daß die Kaufleute derselben einen erheblichen Theil ihres Gewinnes aus dem Handel mit der Levante ziehen, und den Türken den Stahl liefern zu ihren Säbeln wider die Christenheit.

* * *

Aber eine andere wichtige Aufgabe stand zunächst im Vordergrunde: diejenige der Beschwichtigung der Wirren in Ungarn. Die Angebote der Vermittelung und der Garantie des Polenkönigs waren in höflicher Form zurückgewiesen. Nach den Erfahrungen, die Sobieski selber beim Beziehen der Winter-Quartiere an Tököly und dessen Anhang machte, zog er seine Vorschläge zurück, wies jedoch darauf hin, daß es schwer sein werde, den Tököly, der sich nach Groß-Wardein gezogen und dort durch Tartaren verstärkt habe, zu bezwingen.[1])

Der Kaiser aus sich war geneigt, den Aufstand zu brechen durch eine allgemeine Amnestie; aber es handelte sich um die Form derselben. Er setzte zu diesem Zwecke eine Commission nieder, bestehend aus dem Erzbischofe von Gran, dem Palatin Esterhazy, dem Kanzler Bischof von Neitra, dem Erzbischof von Kalocza, und dem Bischof Kolonitsch. Auch der Cardinal-Nuntius sprach im Namen des Papstes für eine allgemeine Amnestie, und zwar, wie er ausdrücklich bemerkte, um Tököly zu vereinzeln.

Die Worte lassen die Ansicht des Papstes erkennen, daß Tököly, der Verderber seines Vaterlandes im Dienste der Türken und Ludwigs XIV. von Frankreich, auch die Amnestie nicht annehmen werde. Darum that Innocenz XI. einen anderen nachdrücklichen Schritt. Er entbot den polnischen Botschafter in Rom zu sich. Er trug ihm auf, dem Könige zu schreiben: der Papst verlange, daß der König auch jeden Schein eines Schutzes für Tököly vermeide. Vielmehr möge der König mit Macht diesen Rebellen zu Boden schlagen.[2]) — In derselben Weise sprach sich der Nuntius Buonvisi in Linz nach Warschau hin aus. Er erhielt eine indirecte Antwort durch einen Brief des Königs an einen polnischen Bischof. Darin beklagt sich Sobieski, daß man ihm Vorwürfe mache wegen seiner Geneigtheit für Tököly, wo er doch diesem zu Danke verpflichtet gewesen sei für das Versprechen, sich an der Belagerung von Wien nicht zu betheiligen, und nachher diejenige von Gran nicht zu stören. Weil Tököly diese Versprechen, auch gegen die wiederholten Befehle des Großwesirs Kara Mustafa, gehalten: so habe zum Danke dafür der König bei dem Kaiser zu vermitteln gesucht.[3])

Dies indessen war nur eine Entschuldigung des Polenkönigs für sein früheres Verhalten. Wichtiger war für ihn der Grund, den Seinigen in Ungarn friedliche Winter-Quartiere zu verschaffen. Und darum ließ er auch bis in den Januar 1684 nicht ab, mit Verwendungen für einen gütlichen Ausgleich mit Tököly, auch sogar bei dem Nuntius

[1]) D. Contarinis Bericht vom 12. December.
[2]) Desgl. vom 26. December.
[3]) Ebendaselbst.

Pallavicini in Warschau. „Ich habe, erwiederte dieser, vom Papste nicht diesen Auftrag, sondern dahin zu trachten, daß Tököly auf den Kopf geschlagen werde.“ [1]) Da Sobieski seinen Wunsch, den Krieg fortzuführen, nur mit der Hilfe der päpstlichen Subsidien zur Ausführung bringen konnte, so mußte fortan jede Aeußerung zu Gunsten des Tököly bei ihm verstummen. Pallavicini überreichte ihm zugleich von Seiten des Papstes für die Ausrüstung zum kommenden Feldzuge 200.000 Gulden für die Infanterie, 100.000 Gulden für die Cavallerie, und andere Beträge für die Kosaken.[2])

Demgemäß verschärfte sich die Rede Sobieskis gegen Tököly. Er ließ ihm durch seinen Kanzler ein langes Sündenregister vorhalten.[3]) Auch in diesem Schreiben tritt Sobieski noch nicht im Sinne des Kaisers oder des Papstes auf, mahnt nicht den Tököly zur Unterwerfung, droht ihm aber mit seinem Zorne, wenn Tököly sich an dem Grafen Homonay vergreifen würde, den der König unter seinen besonderen Schutz genommen. Homonay suchte nämlich die Gnade des Kaisers. Die Folgezeit wird zeigen, welches Gewicht Tököly auf die Abmahnungen Sobieskis legte.

Dagegen versuchte Tököly, der im Jahre 1682 sich den Sultan Mohammed IV. und Kara Mustafa geneigt gemacht hatte durch die Rebellion wider seinen rechtmäßigen Landesherrn, der dann die Gunst des Polenkönigs sich erworben hatte durch seinen Ungehorsam und Verrath an Kara Mustafa, und der nun wieder im Dienste des Sultans und Ludwigs XIV. die Brandfackel zunächst über sein eigenes Vaterland schwang — alles das, um für sich ein Fürstenthum zu erlangen, auf welches jeder rechtliche Anspruch ihm fehlte — Tököly versuchte die protestantischen Fürsten Europas sich geneigt zu machen durch die, vor Tököly wie nach ihm, in Ungarn herkömmliche Berufung auf das Statut des Königs Andreas, mit der Auslegung desselben, daß es die Unterthanen verpflichte, gegen eine unrechtmäßige Gewalt des Landesherrn zu den Waffen zu greifen, so wie andererseits durch die Klage über kirchlichen Druck.[4]) Aber angenommen auch, daß jene Auslegung richtig wäre, so hielt die Regierung immer entgegen, daß Tököly ein Privatmann sei, nicht berechtigt, am wenigsten durch einen ungarischen Landtag, im Namen der Ungarn zu reden. Eben so wenig begründet konnte seine Klage über kirchlichen Druck sein. Der Landtag von Oedenburg im Jahre 1681 hatte gezeigt, wie der Kaiser bemüht war, ausgleichend über den beiden kirchlichen Parteien zu stehen, so sehr, daß von jeder der beiden Seiten her ihm der Vorwurf gemacht wurde, der anderen allzuviel nachgegeben zu haben. Mit demselben Streben nach der ausgleichenden Gerechtigkeit ließ der Kaiser das Patent der Amnestie abfassen, und fand dafür die volle Zustimmung des Papstes Innocenz XI.

Es ist von besonderem Gewichte, die Kundgebungen des Papstes Innocenz XI. über die confessionelle Frage zu vernehmen in einer Zeit, wo der König von Frankreich, im vorgeblichen Interesse der katholischen Religion, die Maßregeln traf, die unter dem Namen der Dragonaden bekannt sind, und die ihren Höhepunkt erreichten durch die Aufhebung des Edictes von Nantes, im Jahre 1685.

[1]) Bericht D. Contarinis vom 23. Januar: Che non teneva tal incombenza dal Pontefice, ma di procurare anzi il di lui esterminio.

[2]) Derselbe Bericht.

[3]) Vom 10. Jänuar 1684, in Lünigs: literae procerum Europae, t. III, p. 49.

[4]) Tököly an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, 30. Januar 1684, in Lünigs: literae procerum Europae, t. III, p. 52.

Der Cardinal-Nuntius Buonvisi eröffnete dem Kaiser, daß der Papst als das Haupt der Kirche der allgemeinen Amnestie und der Gestattung der freien Religionsübung für die Protestanten in Ungarn beistimme, damit sie, befriedigt wie immer es sein möge, Antheil nähmen am Kampfe wider die Türken. Denn er wisse gar zu wohl, daß die Gewissen sich nicht zwingen lassen.[1])

In Betreff des Tököly persönlich rieth der Papst: der Kaiser möge einen Preis auf dessen Kopf setzen. Denn es liege alles daran das Haupt der Rebellion zu treffen, und die Rücksicht auf das Gemeinwohl empfehle eine solche Maßregel gegen den einen heillosen Mann. — Aber diese in der damaligen Zeit in England häufig wiederkehrende Maßregel gegen Hochverräther, sagte dem immer milden und versöhnlichen Sinne des Kaisers Leopold nicht zu. Er hielt noch immer fest an der Hoffnung, daß es möglich sein werde, ein Individuum solcher Art durch Güte zu gewinnen. Es war sein ausdrücklicher Wille, daß die Amnestie allgemein sei, keinen ausschließe, der sie begehre, und dafür Allen dieselbe Frist verstatte. Die Amnestie sollte Leben und Ehre zusichern, so wie den Besitz aller Güter, der beweglichen, wie der unbeweglichen, und im Uebrigen festhalten an den Beschlüssen des Landtages von Oedenburg.[2])

Wir werden der Angelegenheit dieser Amnestie für Ungarn wieder begegnen. Richten wir zunächst unsern Blick auf die Wendung, welche die Ereignisse des Feldzuges in Ungarn vom October, bei den Türken hervorriefen. Es ist dabei von vornherein sehr bemerkenswerth, daß Tököly, der im October schwankte, der damals den Polenkönig für sich zu stimmen suchte durch seinen Ungehorsam gegen Kara Mustafa, im Laufe der Monate November und December sich wieder als völlig türkisch bewies.

* * *

Auf die Nachricht der Schlacht von Parkany, am 9. October, trat Kara Mustafa den Abmarsch von Buda nach Belgrad an. Es war nicht richtig, daß, wie man am kaiserlichen Hofe vermuthete oder hoffte, er nicht Sorge tragen würde für die Essegeer Brücke. Kara Mustafa verstärkte den Kopf derselben in ausreichender Weise gegen jeden Versuch die Brücke anzuzünden. Nach Belgrad hin sandte dem Großwesir der Sultan Mohammed IV. von Adrianopel aus, eine neue kostbare Fahne mit sieben Roßschweifen als Zeichen der Fortdauer seiner Gnade und zur Ermuthigung für den nächsten Feldzug.

Aber die Nachrichten jener Niederlage und dann des Falles von Gran gaben den Gegnern des Kara Mustafa am Hofe zu Adrianopel neues Leben. Kara Mustafa fuhr auch in Belgrad fort mit seinen Strafgerichten; aber in Adrianopel klagten wider ihn die Freunde des Ibrahim und jener anderen zwei Paschas, die er im Lager an der Raab hatte erdrosseln lassen. Auch das Murren der Janitscharen in Adrianopel, die ihm den Untergang so vieler ihrer Gefährten beimaßen, steigerte sich zum Tumulte. Der Sultan suchte sie durch Geldspenden zu begütigen. Aber bereits erhoben sich im Divan Stimmen dem Sultan zu rathen, daß das Interesse seiner eigenen Autorität und

[1]) Bericht des D. Contarini vom 26. December: (Il Cardinale Buonvisi) allega che il Papa capo della Chiesa non solamente adherisce al perdono et alla permissione della loro Religione, per valersi, quietasi che fossero, contro gl' Infideli, conoscendo molto bene, che non possono esser forzate le conscienze.

[2]) D. Contarinis Berichte vom 26. December 1683 und 9. Januar 1684.

Sicherheit die Befriedigung des allgemeinen Hasses gegen Kara Mustafa fordere. Mohammed IV., vielfach gedrängt, verlangte ein Fetwa des Mufti.[1])

Dazu kam noch ein anderer Gegner. Tököly hatte sich vor dem Zorne des Großwesirs in unerreichbarer Ferne gehalten, und dieser mußte sich begnügen, seine Klagen über die Untreue desselben schriftlich an den Sultan zu senden. Mohammed IV. war mehr geneigt, seinem Großwesir zu glauben, als dem Tököly. Allein für den letzteren war die Angelegenheit in Wahrheit eine Lebensfrage. Wenn er bei den Türken verbleiben wollte: so saß, im Falle Kara Mustafa Großwesir blieb, sein Kopf sicherlich weniger fest, als zuvor derjenige des Ibrahim Pascha von Buda. Daher trachtete Tököly, das eigene Leben sicher zu stellen durch die Vernichtung von Kara Mustafa. Er begab sich persönlich nach Adrianopel. Er stellte sich dem Sultan. Er bot, zum Beweise seiner Unschuld seinen eigenen Kopf zum Pfande.[2]) Das verwegene Spiel gelang, wenigstens in so weit, daß der Sultan den Anklagen wider Tököly keine weitere Consequenz gab. Der Letztere wurde entlassen mit den Verheißungen nachdrücklicher Hilfe. Man darf annehmen, daß er dann seinen Aufbruch möglichst beschleunigt habe.

Unterdessen berief der Mufti die türkischen Schriftgelehrten um sich, und legte ihnen, unter verändertem Namen, den Fall zur Berathung vor. Das Gutachten fiel einstimmig dahin aus, daß der Betreffende des Todes würdig sei. Auch dann noch blieb Mohammed IV. schwankend, bis endlich die dringenden Vorstellungen seiner Räthe, daß seine eigene Sicherheit das Opfer des Großwesirs fordere, ihn zum Entschlusse trieben. Er unterzeichnete das Todesurtheil. Zwei höhere Beamte, der Tschausch Baschi und der Capiglier Kiaja, wurden mit der Vollstreckung beauftragt. Am 25. December 1683 trafen sie in Belgrad ein. Es ist merkwürdig, daß bereits am selben Tage am kaiserlichen Hofe in Linz das Gerücht ging: Kara Mustafa sei in Belgrad erdrosselt.[3]) Eben dasselbe wurde durch Briefe aus Krakau vom 3. December als sicher bevorstehend gemeldet.[4]) Es ist möglich, daß Tököly gleich nach seiner Rückkehr seinen Hoffnungen in dieser Beziehung nach verschiedenen Seiten hin Ausdruck gegeben hat.

Die beiden Beamten begaben sich in Belgrad zunächst zu dem dortigen Aga der Janitscharen, theilten ihm ihren Auftrag mit und verlangten, auf Grund desselben, seinen Beistand. Als der Großwesir, auf die Anmeldung jener beiden, zauderte, ihnen einen Termin zur Audienz zu bestimmen, machten sich die drei auch so auf den Weg zu seiner Behausung. Der Großwesir sah sie herannahen, und erkannte aus diesem ihrem Vorgehen sein Geschick.[5]) Als die Aeußerung dessen seinen Lippen entfloh, drängten sich die Anwesenden um ihn mit dem Erbieten für ihn einzustehen, zunächst dem Aga der Janitscharen den Eingang zu verwehren. Aber während noch Kara Mustafa über einen Entschluß nachsann, traten schon die drei Todes-Botschafter vor ihn.

[1]) Ich folge C. Contarini: istoria della guerra etc., t. I, p. 237. Der Bericht des Bailo Donado in Barozzi e Berchet: Turchia, t. II, p. 310 ist allzu summarisch.

[2]) C. Contarini t. I, p. 238: Trasferitosi in persona il Tekely in Andrinopoli, comparso innanzi il Sultano, esibendo in testimonio di sua innocenza la propria testa. — C. gibt die Zeit nicht an.

[3]) Bericht D. Contarinis vom 26. December, aus Linz.

[4]) Derselbe Bericht: Lo stesso mi viene confermato dall' Inviato di Polonia con sue lettere di Cracovia.

[5]) Anlage I.

Auf seine Frage nach ihrem Begehr erwiederte der Aga der Janitscharen, daß sie im Namen des Sultans das Reichssiegel von ihm verlangten, und zeigte zugleich den schriftlichen Befehl. Kara Mustafa zog das an seinem Halse hangende Siegel hervor, und überreichte es. Auf seine weitere Frage verlangten sie die Fahne, die als Symbol der oberfeldherrlichen Qualität diente. Nachdem diese übergeben war und Kara Mustafa zum dritten Male fragte, zeigten die drei Beamten schweigend das Todesurtheil. Kara Mustafa, der nach dem Vorhergegangenen darauf gefaßt sein mußte, legte keine Bestürzung an den Tag, sondern fragte, ob sie ihm gestatteten, vorher sein Gebet zu verrichten. Die drei Beamten erwiederten, daß sie keinen Auftrag hätten es ihm zu wehren. Kara Mustafa ließ die angesammelte Dienerschaft zuvor hinaus gehen. Nach der Verrichtung seines Gebetes trat sie wieder ein. Kara Mustafa, indem er sich dann bereit erklärte, zog ein Document hervor und übergab es dem Officier der Janitscharen. Man vermuthete, das dasselbe eine schriftliche Versicherung des Sultans enthielt, ihn niemals tödten zu lassen, eine Versicherung, die unter den Umständen werthlos war. Er bat nur noch, daß sein eigener Büttel das Urtheil an ihm vollstrecke. So geschah es.

Nach der Erdrosselung trennte der Mann sofort den Kopf vom Rumpfe, zog die Kopfhaut ab und füllte sie mit Häckerling aus. So ward sie, nicht der Schädel, nach Adrianopel gebracht, dort, zum Zeugnisse des vollzogenen Spruches, dem Sultan Mohammed IV. vor die Füße gerollt und dann öffentlich aufgesteckt.

Die Geschichte des Schädels von Kara Mustafa dagegen verdient eine weitere Erwähnung.

Derselbe wurde mit der Leiche beigesetzt in einer Moschee zu Belgrad, welche er hatte erbauen lassen. Nach der Eroberung von Belgrad, im September 1688, schenkte der Kurfürst Max Emanuel die Moschee dem Orden der Jesuiten, welche sich daraus eine Kirche einrichteten. In einer Nacht wurden die Patres dort geweckt durch einen Einbruch in die Kirche. Es erfand sich, daß Soldaten, die nach der Erstürmung keine Beute gemacht, sich dafür hatten schadlos halten wollen an den Gegenständen, die der Leiche des Kara Mustafa im Sarge mitgegeben waren. Sie überreichten den Jesuiten den Schädel desselben, die beigelegten Sprüche aus dem Koran und die Schnur. Die Jesuiten, eingedenk des von Kara Mustafa gesprochenen Wortes, daß er, nach der Einnahme von Wien, dem Bischof Kolonitsch eigenhändig den Kopf abschlagen wolle, eingedenk ferner, daß der Bischof Kolonitsch ihnen in ihrer Kirche zu Belgrad den ersten Altar hatte erbauen lassen, hielten es für billig, daß der Kopf des Kara Mustafa durch sie in die Hände des nunmehrigen Cardinals Kolonitsch komme. Sie überbrachten ihm den Schädel. Der Cardinal überwies ihn dem bürgerlichen Zeughause in Wien. [1])

Die Absicht des Cardinals Kolonitsch bei dieser Schenkung liegt nahe. Wer mit einiger Kenntniß des Verlaufs der Dinge vor diesen grinsenden Schädel tritt, der muß sich ergriffen fühlen von der Wandelbarkeit der menschlichen Dinge, die er predigt. Wer aber geneigt ist, den einst so furchtbaren Kopf des Hochmuthes und der Habgier anzuklagen, der wolle dabei nicht vergessen, daß im September 1683 eine Reihe von Tagen hindurch für die Erhaltung Wiens ein stärkeres Bollwerk als die Burg- und die Löbel-Bastei bestand in dem Hochmuthe und der Habgier, die damals in diesem Schädel wohnten.

[1]) Die Urkunde bei Camesina, S. XLIX.

Seine Zeitgenossen wußten auch bessere Eigenschaften an ihm zu rühmen. Sie schreiben ihm den Bau einer Reihe von Moscheen, und andere nützliche Einrichtungen zu. Sie bezeichnen seine äußere Erscheinung als imposant, ja majestätisch.[1]) Und in der That, das von ihm erhaltene Porträt prägt bei aller Ferocität, die den Grundzug desselben ausmacht, doch zugleich ein Bewußtsein der Ueberlegenheit und Hoheit aus, die nicht abstoßend wirkt[2])

* * *

Das unermeßliche Vermögen des Großwesirs Kara Mustafa wurde zu Gunsten des Sultans confiscirt. Er bestimmte es für die Fortführung des Krieges; aber er weigerte sich dafür zugleich den geheimen Schatz zu öffnen, der für dringende Nothfälle bewahrt wurde. Daher wichen mehrere dem Antrage des Amtes eines Großwesirs aus. Der Sultan befahl endlich dem Kara Ibrahim, es zu übernehmen, der, wie sein Vorgänger als Kaimakam, als der Vermittler zwischen Sultan und Großwesir, sich dazu vorgebildet hatte. Die Wahl fand geringen Beifall, theils weil man dem Kara Ibrahim die Eigenschaften seines Vorgängers beimaß, theils weil man ihn bei seiner körperlichen Schwäche den Beschwerden des Amtes nicht für gewachsen hielt.[3])

Kara Ibrahim suchte diese Last zu verringern. Er schlug, in Anwesenheit des Sultans, im Divan den Frieden mit dem Kaiser vor, um sich mit ganzer Kraft auf Polen zu werfen. Er suchte dies zu begründen durch den Nachweis, daß ein Krieg gegen den Kaiser des Westens der Vorbestimmung Gottes nicht entspreche. „Wir haben erfahren müssen, sagte er, daß die stärkeren, ja, man dürfte sagen, unüberwindlichen Heere der ottomanischen Pforte dennoch den schwächeren Waffen des Kaisers des Westens unterlegen sind, sei es durch die mangelhafte Führung unserer Kriegeshäupter, sei es durch den Verrath der Ungarn gegen uns. Daraus müssen wir schließen: das sei ein ewiger und unveränderlicher Wille, dem mit menschlichem Urtheile und menschlicher Kraft nicht zu widerstreben ist. Aber welche Treue will man denn auch jemals hoffen von denen, welche sich dem eigenen Landesherrn untreu erweisen? Sie werden sich immer gleich bleiben, diese Verräther, die uns mit der trügerischen Vorspiegelung einer leichten Eroberung auf die Schlachtbank gelockt, und dann, selber in Sicherheit, aus der Ferne der Niederlage der Unseren zugeschaut haben. Es stand in ihrer Hand, die feindlichen Truppen anzugreifen und zu schlagen, bevor die Hilfscorps aus Deutschland und aus Polen eintrafen, zumal da jene ersteren von selbst zum Theile in Ungarn umherzogen, um die Wagenzüge aufzufangen, die mit schweren Kosten den Armeebedarf von Konstantinopel nach Wien hinaufschleppten. Sie haben ferner an den Ufern der Mur, sobald dort der Angriff der Christen erfolgte, die Unsern den Kampf allein bestehen lassen. Dem wiederholten Befehle, sich im Lager vor Wien einzustellen, um mit den Unseren vereinigt im Sturme das Leben zu wagen, haben sie sich unter nichtigen Vorwänden entzogen. Bei Parkany haben sie müssig aus der Ferne unserer Niederlage zugeschaut, um dann, noch weit von der Gefahr, selber die Flucht zu ergreifen. Dürfen wir glauben, daß jene Rebellen lieber uns, die

[1]) Di aspetto venerabile, e maestoso — sagt C. Contarini, t. I, p. 242.

[2]) Das (S. 50) beigegebene Porträt ist nach dem Kupferstiche im Theatrum Europaeum, Thl. XII, S. 562, welchem derjenige bei Vaelkeren: Vienna a Turcis obsessa etc., p. 88, weit nachsteht.

[3]) C. Contarini, t. I, p. 243.

wir von ihnen verschieden sind an Religion, und ihnen furchtbarer an Macht, lieber anhangen werden als den christlichen Fürsten? Welches Joch wird ihrem Halse schwerer erscheinen, das unsrige, oder dasjenige der Christen, dem sie sich so oft und mit solcher Leichtigkeit entzogen haben? Wenn daher nichts Gutes, sondern nur Schaden von diesen Gottlosen zu erwarten ist, so lassen wir sie."

„Das ottomanische Reich ist wie ein Körper, der einen schweren Aderlaß erfahren. So riesenhaft es ist, kann es dennoch sich nicht mit derselben Kraft bewegen wie zuvor. Die Kaiserlichen dagegen sind stärker als früher, mit festen Plätzen an ihren Grenzen versehen, und stützen sich auf die Hilfe anderer deutscher Fürsten. Die Ottomanen aber, wenn auch dies Mal zurückgedrängt, sind nicht gewohnt, den Feind als gleich anzusehen: es ist bei ihnen Herkommens, mit Ruhm zu überwinden, mit Nutzen zu siegen. Unthätigkeit gilt ihnen für Verlust, die Vertheidigung für Erniedrigung. Wie sollen wir also den Ruhm und das Glück und die Macht dieses gewaltigen Reiches in Blüthe erhalten? Meiner Meinung nach ist der zweckmäßige und geebnete Weg dazu, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Denn nach der Erfahrung vergangener Zeiten halte ich es nicht für schwer, ihn zu erlangen. Freilich ist er Sieger. Aber er war es auch vor zwanzig Jahren an der Raab, und dennoch willigte er dann in einen für uns vortheilhaften Frieden. Um so eher wird er jetzt geneigt sein, wo ihn von Westen her die französischen Waffen bedrohen. Und dann werfen wir uns mit gesammter Macht auf Polen. Die deutschen Fürsten haben nicht das gleiche Interesse wie für den Kaiser, um ihrer selbst willen auch für Polen Hilfe zu bringen. Dies Königreich ist nicht mit so vielen und so starken Plätzen bewehrt. Die weiten Länder der Ukraine und Podolien stehen uns offen. Dort und an den Kosaken können wir Vergeltung üben für das von ihnen vergossene türkische Blut. Die Völker dort besitzen nicht die Festigkeit und Standhaftigkeit wie die Kaiserlichen. Sie lernen nicht den Krieg nach den Regeln der Wissenschaft, welche die geschlossenen kaiserlichen Schwadronen unüberwindlich macht. Sie kämpfen nach Art der Unseren in aufgelösten Schaaren, so daß sie, an Kriegesweise uns gleich, aber schwächer an Kraft und Muth, vor unseren Spahi und Janitscharen unterliegen müssen."

„Mögen also Ew. Majestät einen Beschluß fassen. Mir bleibt der Gehorsam ihn auszuführen."

Der neue Großwesir stand mit seiner Ansicht ganz allein. Die anderen Räthe waren der Meinung: der Sultan dürfe den Tököly, der im Vertrauen auf den Schutz der Pforte alles gewagt, nicht hilflos lassen, damit er nicht in der Verzweiflung sich in die Arme der Feinde werfe, und in ähnlichen Fällen für Andere als warnendes Beispiel diene. Auf die heftigen Einwürfe des Großwesirs ergrimmte der Sultan so sehr, daß man jenen bereits für verloren hielt. Doch verstand er einzulenken.

Der Venetianer, der diese Vorgänge überliefert hat, fügt seine Vermuthung hinzu, daß jene anderen türkischen Räthe durch das Gold Tökölys gewonnen seien.[1] Es dürfte fraglich sein, ob Tököly über so reiche Mittel verfügte. Aber der Nuntius Buonvisi in Wien hatte im Beginne des Jahres 1684 die gewisse Kunde, daß Tököly abermals Geld von Versailles her erhalten habe.[2] In Konstantinopel wurde das Gerücht der französischen Geldsendungen für Tököly geflissentlich ausgebreitet, um die

[1] C. Contarini, t. I, p. 246: sedotti forse all' uso della nazione dal Conte Tekely coll'oro.

[2] D. Contarinis Bericht vom 1. März 1684.

große Zahl derjenigen, die wider die Fortsetzung eines mit Unrecht begonnenen Krieges gegen den Kaiser murrten, zum Schweigen zu bringen.[1])

Daß der neue Großwesir gegen die Fortsetzung des Krieges wider den Kaiser arbeite, blieb in Venedig nicht unbekannt. Der Botschafter Contarini in Linz befragte daher den Grafen Stratmann, ob der Kaiser eine Correspondenz mit Konstantinopel unterhalte. Stratmann verneinte. Als Contarini ihm dann die Nachricht über die Bemühungen des Großwesirs mittheilte, versicherte Stratmann: der Kaiser habe keine andere Absicht, als diejenige des Krieges wider die Türken, und trachte darum nach weiteren Allianzen. Der Kaiser in seinem wahrhaft frommen Sinne sei nicht fähig, einen Gedanken zu hegen im Widerspruche mit seiner Erklärung, daß er sich bemühen wolle, in Gemeinschaft mit seinen Verbündeten, den unversöhnlichen Feind der katholischen Religion niederzuschlagen.[2])

Aehnlich antwortete der Kaiser persönlich auf die Anfrage Marco d'Avianos, was es mit den umlaufenden Gerüchten auf sich habe. Nach einer Darlegung des Standes der Dinge schließt der Kaiser: „Kurz, mein lieber Pater, ich bin mit ganzer Seele für den Türkenkrieg; aber meine Kräfte allein genügen nicht. Wenn Ew. Hochwürden mit Ihren Gebeten und mit Ihren anderen Bemühungen mir darin beistehen können, so wird mir das sehr erfreulich sein."[3]) Demnach war der Sinn der beiden Häupter, des Kaisers wie des Sultans, in gleicher Weise auf den Krieg gerichtet. Ueber die Fortsetzung des Krieges wider den anderen hauptsächlichen Gegner, den König von Polen, bestand in Konstantinopel keine Verschiedenheit der Meinung. Die Frage eines dritten Gegners, der Republik Venedig, kam im Divan noch nicht zur Sprache. Die Türken ahnten also noch nicht, welchen Bund sie durch ihren Friedensbruch vom Jahre 1683 gegen sich heraufbeschworen. Das Werden dieses Bundes erfordert unsere Aufmerksamkeit.

* * *

Die letzten Briefe Sobieskis aus Ungarn an seine Frau, wenn in diesem Punkte aufrichtig, zeigen nicht, daß er auf eine Fortsetzung des Krieges gefaßt war. Er beließ, nach dieser seiner Darstellung, seine noch übrigen 10.000 Mann Polen in den Winter-Quartieren in Oberungarn, mehr um nicht Polen selber damit zu belasten als zu einem Kriegeszwecke. Er war sogar, bei der Stimmung in Warschau, die aus den Briefen der Königin an ihn herdurch klang, nicht sicher, ob nicht der Senat ihn nöthigen würde, diese Truppen dennoch heim zu berufen.

Nach der Rückkehr erfolgte an ihn die Aufforderung des Kaisers zu der neuen Liga wider die Türken, welcher auch die Republik Venedig angehören würde. Der Botschafter dieser Republik rechnete auf die Willigkeit Polens zu beharren, nicht aus einem positiven, sondern einem negativen Grunde. Indem er in seinem Berichte an den Senat der Republik darauf zurückwies, daß Polen im März 1683, von dem Kaiser die für ein Bündniß ungewöhnliche Form der Eidesleistung in die Hände des Papstes gefordert hatte, fügt er hinzu: „Wie die Furcht, daß, im Falle der Kaiser

[1]) Derselbe Bericht: S'erano tuttavia consolati nell' intender fosse stato validamente soccorso il Teckeli con denari di Francia.

[2]) D. Contarinis Bericht vom 30. Januar 1684.

[3]) Schreiben vom 23. Januar: In sommo, Padre mio, io son tutto in questa guerra.

einen Frieden mit dem Sultan schlösse, die ganze Wucht der osmanischen Macht auf Polen fallen würde, das Motiv war für den Allianz-Vertrag vom 31. März: so macht eben dasselbe Motiv den Vertrag für Polen unauflösbar und dauernd." — (Man vgl. S. 167).

Wie immer dem sei, es trat sehr bald ein Ereigniß ein, geeignet, den Eifer der Polen wider die Türken auch positiv anzufachen.

Die Reihe der Niederlagen der Türken im Jahre 1683 war mit dem Verluste von Gran in Ungarn noch nicht zu Ende. Es erfolgte am 7. December noch eine bei Budziacki in der Ukraine durch ein Heer von Kosaken und Wallachen, denen Sobieski einen Polen, Kuninsky, zum Anführer gegeben. Der Bericht dieses Feldherrn klingt freilich abenteuerlich.[1] Vier Meilen weit, sagt er, seien die Wege mit Leichen bedeckt gewesen. „Wir dagegen, fährt er fort, haben von unserem Heere fast nichts verloren." — Aber die Thatsache einer großen Niederlage, namentlich der Tartaren, wird durch diese Prahlerei nicht aufgehoben.

Auf die Bestätigung der Nachricht ersuchte der Cardinal Buonvisi den Kaiser, für diesen neuen Sieg das Tedeum singen zu lassen, um dadurch den Polen die Theilnahme kund zu thun. Buonvisi gestand, daß er Anfangs Bedenken getragen eine solche Bitte zu stellen, weil die Kosaken Schismatiker seien. Aber seiner Ansicht nach müsse man den Türken gegenüber gemeinsam handeln, zumal da ja doch auch die Kosaken durch das Geld des Papstes in die Waffen gebracht seien.[2]

Ganz anders noch als in Wien schlug die Nachricht des Sieges in Warschau ein. Der König berief den Senat. Er legte demselben zur Berathung die Frage vor, ob die in Ungarn gebliebenen Truppen heim zu berufen seien. Der Senat beschloß, daß jeder polnische Soldat, der die Quartiere in Ungarn verlasse, seiner Löhnung verlustig sein solle.[3]

Auf die Kunde der in Warschau sich wieder hebenden Stimmung sandte der Kaiser den General Schärfenberg dahin. Er hatte dem Könige den Entwurf der für Ungarn zu erlassenden Amnestie vorzulegen, sowie ihm für seinen Prinzen Jacob vom Könige von Spanien das goldene Vließ in Aussicht zu stellen.

Die Lage der Dinge war demnach die, daß bei der Fortdauer des Krieges mit den Türken für den Kaiser und für Polen, auch die Allianz vom 31. März fortbestand und durch den zu erwartenden Beitritt der Republik Venedig nur noch verstärkt werden sollte.

* * *

Der Antrag der Allianz, den der Kaiser durch den Grafen Königsegg dem Botschafter Contarini hatte machen lassen, entsprach wie den Wünschen des Letzteren, so auch sehr vieler Persönlichkeiten in der Republik. Marco d'Aviano setzte sowohl aus eigener Neigung, als gemäß jener Bitte des Kaisers, dafür seine ganze Geltung

[1] In Lünigs: literae procerum Europae, t. III, p. 43. — Der officielle (vgl. Sobieskis Briefe, namentlich den neunten, zehnten, vierundzwanzigsten) polnische Bericht in Sylvius: zaken van staet en oorlog, b. 22, p. 138.

[2] D. Contarinis Bericht vom 16. Januar: perche operavano col denaro del Pontefice. (Man vgl. S. 360).

[3] Derselbe Bericht.

in Venedig ein.[1]) Die Umstände gestalteten sich so, daß er in die Berathungen hineingezogen wurde und daher Gelegenheit hatte, manche erhobene Bedenken zu widerlegen. Jedoch blieben auch Stimmen dagegen. Der Wortführer dieser Minderheit im Senate war Foscarini.[2])

„Der vorliegende Antrag, sagte er, ist der wichtigste, der jemals seit Jahrhunderten dem weisen und unfehlbaren Senate vorgelegen hat. In jedem früheren Falle dieser Art war der Beschluß des Krieges gegen die Pforte hervorgerufen durch die natürlichen und gerechten Motive der Vertheidigung: heute dagegen handelt es sich für uns darum, ob wir eine Macht herausfordern wollen, die bisher ein furchtbares Schreckbild für die Welt gewesen ist, die in jüngst vergangenen Zeiten zu unserem schweren Schaden gerade unser Vaterland bedrängte, während die Königreiche rund umher den Frieden genossen. An meine Ohren schlägt der unzeitige Ruf jener muthigen Helden, die täglich schreien: Krieg, Schlacht! Aber welches Licht soll uns leuchten auf diesem Wege? Die Lampe, die jetzt mit vergänglichem Lichte strahlt, kann der Vorbote furchtbarer Stürme für uns werden. Glaubt man denn, daß ein einziger Sieg die Monarchie des Ostens erschüttern, eine einzige Niederlage den Fall des stärksten Reiches nach sich ziehen werde? — Wollen wir uns doch nicht unsere alt bewährte Vorsicht einschläfern lassen durch die Beifallstöne erträumter Triumphe! Gedenket zuerst an Euer Vaterland, die Republik, die nach einem langen Kriege von fünfundzwanzig Jahren nach dem Aufwande von vielem Blute und Schätzen, ganz erschöpft sich gezwungen sah, um nicht ihr ganzes Leben einzusetzen, diesem selben Feinde ein wichtiges Glied abzutreten. Gedenkt an Euere Unterthanen, Euere Söhne, an die Bedrängniß derselben durch eine Kette von Unglücksfällen langer Jahre. Unter dem schweren Drucke der unvermeidlichen Lasten und Ausgaben sind sie verarmt. Unser Gold ist ausgewandert. Unser Handel ist an andere Nationen übergegangen, und wird ferner dahin übergehen, wenn wir diesen Krieg beschließen, wenn wir in einer Zeit, die unserem Vaterlande zum Aufathmen vergönnt ist, von neuem uns solchen Wagnissen aussetzen wollen. Bedenkt, daß nur der Anfang von unserem Willen abhangt, nicht auch das Ende. Nehmen wir ferner auch an: der Krieg werde nach Wunsch geführt: welches Verhältniß wird sein zwischen dem unermeßlichen Aufwande für den Krieg und den zu erringenden Vortheilen? Und wie lange werden wir dieselben behalten? Nach dem Friedensschlusse, der doch endlich einmal erfolgen muß, werden die Türken uns die Offensive gedenken, werden einen Vorwand zum Bruche suchen, und dann sich mit voller Wucht auf uns werfen. Dann werden wir allein, ohne Bundesgenossen, verlassen von den Anderen, die schweren Streiche der furchtbarsten Macht auszuhalten haben, die es gibt, ja welche die Herrschaft der Welt anstrebt. Wir werden immer bewaffnet stehen müssen. Wir werden im Frieden erdrückt werden durch das Gewicht einer endlosen Kriegsrüstung. Suchen wir daher lieber den Frieden zu bewahren als die sicherste Grundlage der Dauer unserer Republik, den Frieden, in welchem die Künste blühen, der Handel gedeiht, die Unterthanen sich erholen, den Frieden, der mitten im heftigsten Kriege immer das sehnlichst gewünschte Ziel unserer Vorfahren war."

[1]) Schreiben vom 23. Februar 1684: Poi sapi V. M C. che con modo miraculoso son stato costretto ad impegnarmi per far entrare nella legga li Signori Veneziani con V. M. C. e con il Re di Polonia, e cio essendomi maneggiato con tutto il mio potere etc. — [2]) C. Contarini, t. I, p. 255.

einen Frieden mit dem Sultan schlösse, die ganze Wucht der osmanischen Macht auf Polen fallen würde, das Motiv war für den Allianz-Vertrag vom 31. März: so macht eben dasselbe Motiv den Vertrag für Polen unauflösbar und dauernd." — (Man vgl. S. 167).

Wie immer dem sei, es trat sehr bald ein Ereigniß ein, geeignet, den Eifer der Polen wider die Türken auch positiv anzufachen.

Die Reihe der Niederlagen der Türken im Jahre 1683 war mit dem Verluste von Gran in Ungarn noch nicht zu Ende. Es erfolgte am 7. December noch eine bei Budziacki in der Ukraine durch ein Heer von Kosaken und Wallachen, denen Sobieski einen Polen, Kuninsky, zum Anführer gegeben. Der Bericht dieses Feldherrn klingt freilich abenteuerlich.[1] Vier Meilen weit, sagt er, seien die Wege mit Leichen bedeckt gewesen. „Wir dagegen, fährt er fort, haben von unserem Heere fast nichts verloren." — Aber die Thatsache einer großen Niederlage, namentlich der Tartaren, wird durch diese Prahlerei nicht aufgehoben.

Auf die Bestätigung der Nachricht ersuchte der Cardinal Buonvisi den Kaiser, für diesen neuen Sieg das Tedeum singen zu lassen, um dadurch den Polen die Theilnahme kund zu thun. Buonvisi gestand, daß er Anfangs Bedenken getragen eine solche Bitte zu stellen, weil die Kosaken Schismatiker seien. Aber seiner Ansicht nach müsse man den Türken gegenüber gemeinsam handeln, zumal da ja doch auch die Kosaken durch das Geld des Papstes in die Waffen gebracht seien.[2]

Ganz anders noch als in Wien schlug die Nachricht des Sieges in Warschau ein. Der König berief den Senat. Er legte demselben zur Berathung die Frage vor, ob die in Ungarn gebliebenen Truppen heim zu berufen seien. Der Senat beschloß, daß jeder polnische Soldat, der die Quartiere in Ungarn verlasse, seiner Löhnung verlustig sein solle.[3]

Auf die Kunde der in Warschau sich wieder hebenden Stimmung sandte der Kaiser den General Schärfenberg dahin. Er hatte dem Könige den Entwurf der für Ungarn zu erlassenden Amnestie vorzulegen, sowie ihm für seinen Prinzen Jacob vom Könige von Spanien das goldene Vließ in Aussicht zu stellen.

Die Lage der Dinge war demnach die, daß bei der Fortdauer des Krieges mit den Türken für den Kaiser und für Polen, auch die Allianz vom 31. März fortbestand und durch den zu erwartenden Beitritt der Republik Venedig nur noch verstärkt werden sollte.

* * *

Der Antrag der Allianz, den der Kaiser durch den Grafen Königsegg dem Botschafter Contarini hatte machen lassen, entsprach wie den Wünschen des Letzteren, so auch sehr vieler Persönlichkeiten in der Republik. Marco d'Aviano setzte sowohl aus eigener Neigung, als gemäß jener Bitte des Kaisers, dafür seine ganze Geltung

[1] In Lünigs: literae procerum Europae, t. III, p. 43. — Der officielle (vgl. Sobieskis Briefe, namentlich den neunten, zehnten, vierundzwanzigsten) polnische Bericht in Sylvius: zaken van staet en oorlog, b. 22, p. 138.

[2] D. Contarinis Bericht vom 16. Januar: perche operavano col denaro del Pontefice. (Man vgl. S. 360).

[3] Derselbe Bericht.

in Venedig ein.[1]) Die Umstände gestalteten sich so, daß er in die Berathungen hineingezogen wurde und daher Gelegenheit hatte, manche erhobene Bedenken zu widerlegen. Jedoch blieben auch Stimmen dagegen. Der Wortführer dieser Minderheit im Senate war Foscarini.[2])

„Der vorliegende Antrag, sagte er, ist der wichtigste, der jemals seit Jahrhunderten dem weisen und unfehlbaren Senate vorgelegen hat. In jedem früheren Falle dieser Art war der Beschluß des Krieges gegen die Pforte hervorgerufen durch die natürlichen und gerechten Motive der Vertheidigung: heute dagegen handelt es sich für uns darum, ob wir eine Macht herausfordern wollen, die bisher ein furchtbares Schreckbild für die Welt gewesen ist, die in jüngst vergangenen Zeiten zu unserem schweren Schaden gerade unser Vaterland bedrängte, während die Königreiche rund umher den Frieden genossen. An meine Ohren schlägt der unzeitige Ruf jener muthigen Helden, die täglich schreien: Krieg, Schlacht! Aber welches Licht soll uns leuchten auf diesem Wege? Die Lampe, die jetzt mit vergänglichem Lichte strahlt, kann der Vorbote furchtbarer Stürme für uns werden. Glaubt man denn, daß ein einziger Sieg die Monarchie des Ostens erschüttern, eine einzige Niederlage den Fall des stärksten Reiches nach sich ziehen werde? — Wollen wir uns doch nicht unsere alt bewährte Vorsicht einschläfern lassen durch die Beifallstöne erträumter Triumphe! Gedenket zuerst an Euer Vaterland, die Republik, die nach einem langen Kriege von fünfundzwanzig Jahren nach dem Aufwande von vielem Blute und Schätzen, ganz erschöpft sich gezwungen sah, um nicht ihr ganzes Leben einzusetzen, diesem selben Feinde ein wichtiges Glied abzutreten. Gedenkt an Euere Unterthanen, Euere Söhne, an die Bedrängniß derselben durch eine Kette von Unglücksfällen langer Jahre. Unter dem schweren Drucke der unvermeidlichen Lasten und Ausgaben sind sie verarmt. Unser Gold ist ausgewandert. Unser Handel ist an andere Nationen übergegangen, und wird ferner dahin übergehen, wenn wir diesen Krieg beschließen, wenn wir in einer Zeit, die unserem Vaterlande zum Aufathmen vergönnt ist, von neuem uns solchen Wagnissen aussetzen wollen. Bedenkt, daß nur der Anfang von unserem Willen abhangt, nicht auch das Ende. Nehmen wir ferner auch an: der Krieg werde nach Wunsch geführt: welches Verhältniß wird sein zwischen dem unermeßlichen Aufwande für den Krieg und den zu erringenden Vortheilen? Und wie lange werden wir dieselben behalten? Nach dem Friedensschlusse, der doch endlich einmal erfolgen muß, werden die Türken uns die Offensive gedenken, werden einen Vorwand zum Bruche suchen, und dann sich mit voller Wucht auf uns werfen. Dann werden wir allein, ohne Bundesgenossen, verlassen von den Anderen, die schweren Streiche der furchtbarsten Macht auszuhalten haben, die es gibt, ja welche die Herrschaft der Welt anstrebt. Wir werden immer bewaffnet stehen müssen. Wir werden im Frieden erdrückt werden durch das Gewicht einer endlosen Kriegsrüstung. Suchen wir daher lieber den Frieden zu bewahren als die sicherste Grundlage der Dauer unserer Republik, den Frieden, in welchem die Künste blühen, der Handel gedeiht, die Unterthanen sich erholen, den Frieden, der mitten im heftigsten Kriege immer das sehnlichst gewünschte Ziel unserer Vorfahren war."

[1]) Schreiben vom 23. Februar 1684: Poi sapi V. M C. che con modo miraculoso son stato costretto ad impegnarmi per far entrare nella legga li Signori Veneziani con V. M. C. e con il Re di Polonia, e cio essendomi maneggiato con tutto il mio potere etc. — [2]) C. Contarini, t. I, p. 255.

einen Frieden mit dem Sultan schlösse, die ganze Wucht der osmanischen Macht auf Polen fallen würde, das Motiv war für den Allianz-Vertrag vom 31. März: so macht eben dasselbe Motiv den Vertrag für Polen unauflösbar und dauernd." — (Man vgl. S. 167).

Wie immer dem sei, es trat sehr bald ein Ereigniß ein, geeignet, den Eifer der Polen wider die Türken auch positiv anzufachen.

Die Reihe der Niederlagen der Türken im Jahre 1683 war mit dem Verluste von Gran in Ungarn noch nicht zu Ende. Es erfolgte am 7. December noch eine bei Budziacki in der Ukraine durch ein Heer von Kosaken und Wallachen, denen Sobieski einen Polen, Kuninsky, zum Anführer gegeben. Der Bericht dieses Feldherrn klingt freilich abenteuerlich.[1] Vier Meilen weit, sagt er, seien die Wege mit Leichen bedeckt gewesen. „Wir dagegen, fährt er fort, haben von unserem Heere fast nichts verloren." — Aber die Thatsache einer großen Niederlage, namentlich der Tartaren, wird durch diese Prahlerei nicht aufgehoben.

Auf die Bestätigung der Nachricht ersuchte der Cardinal Buonvisi den Kaiser, für diesen neuen Sieg das Tedeum singen zu lassen, um dadurch den Polen die Theilnahme kund zu thun. Buonvisi gestand, daß er Anfangs Bedenken getragen eine solche Bitte zu stellen, weil die Kosaken Schismatiker seien. Aber seiner Ansicht nach müsse man den Türken gegenüber gemeinsam handeln, zumal da ja doch auch die Kosaken durch das Geld des Papstes in die Waffen gebracht seien.[2]

Ganz anders noch als in Wien schlug die Nachricht des Sieges in Warschau ein. Der König berief den Senat. Er legte demselben zur Berathung die Frage vor, ob die in Ungarn gebliebenen Truppen heim zu berufen seien. Der Senat beschloß, daß jeder polnische Soldat, der die Quartiere in Ungarn verlasse, seiner Löhnung verlustig sein solle.[3]

Auf die Kunde der in Warschau sich wieder hebenden Stimmung sandte der Kaiser den General Schärfenberg dahin. Er hatte dem Könige den Entwurf der für Ungarn zu erlassenden Amnestie vorzulegen, sowie ihm für seinen Prinzen Jacob vom Könige von Spanien das goldene Vließ in Aussicht zu stellen.

Die Lage der Dinge war demnach die, daß bei der Fortdauer des Krieges mit den Türken für den Kaiser und für Polen, auch die Allianz vom 31. März fortbestand und durch den zu erwartenden Beitritt der Republik Venedig nur noch verstärkt werden sollte.

* * *

Der Antrag der Allianz, den der Kaiser durch den Grafen Königsegg dem Botschafter Contarini hatte machen lassen, entsprach wie den Wünschen des Letzteren, so auch sehr vieler Persönlichkeiten in der Republik. Marco d'Aviano setzte sowohl aus eigener Neigung, als gemäß jener Bitte des Kaisers, dafür seine ganze Geltung

[1]) In Lünigs: literae procerum Europae, t. III, p. 43. — Der officielle (vgl. Sobieskis Briefe, namentlich den neunten, zehnten, vierundzwanzigsten) polnische Bericht in Sylvius: zaken van staet en oorlog, b. 22, p. 138.

[2]) D. Contarinis Bericht vom 16. Januar: perche operavano col denaro del Pontefice. (Man vgl. S. 360).

[3]) Derselbe Bericht.

in Venedig ein.[1]) Die Umstände gestalteten sich so, daß er in die Berathungen hineingezogen wurde und daher Gelegenheit hatte, manche erhobene Bedenken zu widerlegen. Jedoch blieben auch Stimmen dagegen. Der Wortführer dieser Minderheit im Senate war Foscarini.[2])

„Der vorliegende Antrag, sagte er, ist der wichtigste, der jemals seit Jahrhunderten dem weisen und unfehlbaren Senate vorgelegen hat. In jedem früheren Falle dieser Art war der Beschluß des Krieges gegen die Pforte hervorgerufen durch die natürlichen und gerechten Motive der Vertheidigung: heute dagegen handelt es sich für uns darum, ob wir eine Macht herausfordern wollen, die bisher ein furchtbares Schreckbild für die Welt gewesen ist, die in jüngst vergangenen Zeiten zu unserem schweren Schaden gerade unser Vaterland bedrängte, während die Königreiche rund umher den Frieden genossen. An meine Ohren schlägt der unzeitige Ruf jener muthigen Helden, die täglich schreien: Krieg, Schlacht! Aber welches Licht soll uns leuchten auf diesem Wege? Die Lampe, die jetzt mit vergänglichem Lichte strahlt, kann der Vorbote furchtbarer Stürme für uns werden. Glaubt man denn, daß ein einziger Sieg die Monarchie des Ostens erschüttern, eine einzige Niederlage den Fall des stärksten Reiches nach sich ziehen werde? — Wollen wir uns doch nicht unsere alt bewährte Vorsicht einschläfern lassen durch die Beifallstöne erträumter Triumphe! Gedenket zuerst an Euer Vaterland, die Republik, die nach einem langen Kriege von fünfundzwanzig Jahren nach dem Aufwande von vielem Blute und Schätzen, ganz erschöpft sich gezwungen sah, um nicht ihr ganzes Leben einzusetzen, diesem selben Feinde ein wichtiges Glied abzutreten. Gedenkt an Euere Unterthanen, Euere Söhne, an die Bedrängniß derselben durch eine Kette von Unglücksfällen langer Jahre. Unter dem schweren Drucke der unvermeidlichen Lasten und Ausgaben sind sie verarmt. Unser Gold ist ausgewandert. Unser Handel ist an andere Nationen übergegangen, und wird ferner dahin übergehen, wenn wir diesen Krieg beschließen, wenn wir in einer Zeit, die unserem Vaterlande zum Aufathmen vergönnt ist, von neuem uns solchen Wagnissen aussetzen wollen. Bedenkt, daß nur der Anfang von unserem Willen abhangt, nicht auch das Ende. Nehmen wir ferner auch an: der Krieg werde nach Wunsch geführt: welches Verhältniß wird sein zwischen dem unermeßlichen Aufwande für den Krieg und den zu erringenden Vortheilen? Und wie lange werden wir dieselben behalten? Nach dem Friedensschlusse, der doch endlich einmal erfolgen muß, werden die Türken uns die Offensive gedenken, werden einen Vorwand zum Bruche suchen, und dann sich mit voller Wucht auf uns werfen. Dann werden wir allein, ohne Bundesgenossen, verlassen von den Anderen, die schweren Streiche der furchtbarsten Macht auszuhalten haben, die es gibt, ja welche die Herrschaft der Welt anstrebt. Wir werden immer bewaffnet stehen müssen. Wir werden im Frieden erdrückt werden durch das Gewicht einer endlosen Kriegsrüstung. Suchen wir daher lieber den Frieden zu bewahren als die sicherste Grundlage der Dauer unserer Republik, den Frieden, in welchem die Künste blühen, der Handel gedeiht, die Unterthanen sich erholen, den Frieden, der mitten im heftigsten Kriege immer das sehnlichst gewünschte Ziel unserer Vorfahren war."

[1]) Schreiben vom 23. Februar 1684: Poi sapi V. M C. che con modo miraculoso son stato costretto ad impegnarmi per far entrare nella legga li Signori Veneziani con V. M. C. e con il Re di Polonia, e cio essendomi maneggiato con tutto il mio potere etc. — [2]) C. Contarini, t. I, p. 255.

Die Gründe für das Eingehen auf den kaiserlichen Antrag der Allianz faßte dagegen der Senator Valiero zusammen mit folgenden Worten.[1])

„Der unsichtbare Arm des allmächtigen Gottes, der die Türken geschlagen, ruft uns zum Kriege, ich darf sagen, zu einem Kriege der Siege, weil er uns so günstige Gelegenheiten zum Siegen eröffnet. Wann haben jemals drei so ansehnliche Mächte, vermöge ihrer wichtigsten Interessen der Religion, so wie ihrer Politik im Allgemeinen und im Besonderen, sich zu einer solchen Allianz einigen können, um den gemeinsamen Feind niederzuschlagen? Man dürfte sagen, daß diese Allianz, viele Jahrhunderte hindurch vorbereitet, über alles menschliche Erwarten nun wie durch ein Wunder uns dargeboten wird. Ist es denn nicht wie ein natürlicher Grundsatz der Uebermächtigen, ganz besonders aber der in Religion, Gesetzen und Gewohnheiten von uns verschiedenen und folgerecht daher uns feindlichen Osmanen, die schwächeren Mächte zu erdrücken, im Besonderen diejenigen, die ihnen nahe gelegen sind? Deshalb muß es dagegen unser Grundsatz sein, weil unsere Kräfte allein nicht ausreichen, im Bunde mit den Anderen uns ihrer zu erwehren. Wollen wir denn abwarten, daß den Türken, nachdem sie mit den jetzt im Kriege wider sie befindlichen Mächten Frieden gemacht, uns gegenüber das specielle Motiv der Rache verbleibt, weil kürzlich unsere Unterthanen, die Morlachen in Dalmatien, zur Unzeit sie gereizt haben? Allzu schwer drückt auf unsere Grenzbewohner die Last der immer erneuten türkischen Forderungen. Es bietet sich uns jetzt die günstige Gelegenheit, diese Grenzen zu erweitern, unseren Unterthanen Luft zu machen. Wir besitzen nur noch die Küste von Dalmatien, einige Plätze in Albanien: wenn wir, anstatt uns Raum zu schaffen, auch noch diese verlieren, so bedroht uns unmittelbar der türkische Säbel."

„Auch ist der Angriff zur Zeit nicht so schwer, weil die Türken, nach allen Seiten verwickelt, und wäre ihre Macht noch furchtbarer als sie ist, dennoch endlich weichen müssen. Wir haben als Bundesgenossen den Kaiser und den König von Polen. Jener stützt sich zugleich auf die deutschen Fürsten, die betheiligt sind durch die eigene Gefahr; dieser hat hinter sich eine kriegerische Nation, deren Interesse den Türken gegenüber dem unsrigen gemeinsam ist.

„Und dazu kommt der glühende Eifer des Statthalters Christi auf Erden, der nicht blos die himmlischen Schätze zu Gunsten unserer Sache austheilt, sondern, vermöge seiner unendlichen Liebe für die katholische Religion, auch die irdischen Schätze der Kirche aufthun wird, um uns in dieser Sache beizustehen, so daß die Großmuth seiner Hand der Gerechtigkeit jener entsprechen wird. Es ist nicht zu denken, daß der Knoten dieses Bundes, der sich — man darf sagen — in wunderbarer Weise durch die Hand Gottes selber schlingt, jemals gelöst werde, weil zu dem göttlichen Willen in diesem Falle die menschlichen Rücksichten stimmen, indem jede der verbündeten Mächte mit der türkischen grenzt, und jede von ihnen klar erkennt, daß sie vereinzelt den Griffen des gewaltigen Feindes nicht gewachsen, daß sie, verlassen von der Hilfe der Anderen, der unwiderstehlichen Ueberfluthung der osmanischen Macht unrettbar preisgegeben ist. Deshalb kann in diesem Falle das Beispiel einer Untreue gegen den Bund nicht in Frage kommen."

„Was aber unsere Republik betrifft, so zeigt uns die Erfahrung der Jahrhunderte, daß es ihr, mit Gottes Hilfe und durch die Umsicht ihrer Lenker, an den

[1]) C. Contarini, t. I, p. 257.

Mitteln zur rechten Zeit nie gemangelt hat. Darum lebe ich der Ueberzeugung, daß bei dem Eifer unserer Bürger für ihr Vaterland, auch dies Mal es uns daran nicht fehlen wird. Auch ich weiß die großen und unvergleichlichen Wohlthaten des Friedens zu schätzen; allein wenn man mitten im Brande des Krieges nach den Mitteln trachten muß, ihn brennend zu erhalten, so muß man wahrlich auch beim Beginne eines so zeitgemäßen, so nothwendigen, so hoffnungsvollen Krieges, darauf ausgehen, die Mittel für den Krieg zu beschaffen."

Es erhoben sich noch zwei Redner, der eine gegen den Krieg, der andere für denselben. Dann erfolgte mit großer Mehrheit der Beschluß für die Allianz mit dem Kaiser und mit Polen.

* * *

Am 28. Januar 1684 erbat sich der Botschafter Contarini in Linz eine Audienz, um dem Kaiser den Beschluß des Senates zu eröffnen. Obwohl, sagte er, der Verlust von Candia noch im frischen Angedenken: so erkläre sich doch der Senat, im Vertrauen auf Gott, auf den werkthätigen Eifer des Papstes, als des gemeinsamen Vaters der Christenheit, und auf die feste Fortdauer einer so heiligen Liga, bereit, auf die vom Kaiser durch den Grafen Königsegg gemachten Vorschläge einzugehen. Hoch erfreut erwiederte der Kaiser: er hoffe durch einen solchen Bund den Zweck zu erreichen, die Christenheit gegen die fernere Unterdrückung durch die Türken zu sichern. Aber Eile thue noth. Er verlangte, daß der Botschafter sich eine Vollmacht ausbitte, damit gleich dort in Linz, unter seinen Augen, die Allianz geschlossen werden könne. Dies um so mehr, weil in Linz ein Nuntius des Papstes, als des Protectors der Allianz, sich anwesend befinde, wie nicht in Venedig.[1]) Endlich fügte der Kaiser noch einen für Contarini, der seine Abberufung angekündigt hatte, ehrenvollen Grund hinzu. „Ich kenne, sagte der Kaiser, Ihren Eifer für die Sache der Allianz. Ich wünsche, daß Sie persönlich dem Werke, an welchem Sie mitgearbeitet, das Siegel aufdrücken."

Dann theilte Contarini die Antwort des Senates auch dem Nuntius Buonvisi mit, der ihn vor Freuden umarmte. Der Botschafter hob hervor, das Fundament für den Beschluß des Senates von Venedig sei der heilige Eifer des Papstes.[2])

Contarini sandte den Courier mit der Botschaft weiter nach Warschau. Der König ließ ihn sogleich vor, und zog sich dann zurück, um zu lesen. Nach wenigen Minuten trat er wieder hervor, mit der Depesche in der Hand, und mit dem Rufe: „Es lebe der Senat von Venedig!" Dem Courier überreichte er eine goldene Kette mit einer Medaille daran, auf welcher das Bild Sobieskis und der Entsatz von Wien ausgeprägt war.[3])

* * *

In dem Maße, wie in Sobieski der Eifer für die Allianz sich steigerte, ward auch die Kluft zwischen ihm und Tököly immer weiter, so daß er die Nothwendigkeit fühlte, sich vor dem Nuntius Buonvisi wegen seines früheren Verhaltens

[1]) D. Contarinis Bericht vom 30. Januar 1684.

[2]) A. a. O.: Sopra tutto il fondamento delle deliberazioni publiche, che è il santo zelo del Pontefice.

[3]) D. Contarinis Bericht vom 6. Februar.

zu entschuldigen. Er betheuerte abermals, daß seine Gunst für Tököly in dem vorigen Feldzuge nur daher rühre, daß dieser ihm Wort gehalten, nämlich, trotz aller Befehle des Großwesirs, sich zur Belagerung von Wien nicht eingestellt habe. Seitdem aber habe Tököly ihm einen insolenten Brief geschrieben, in welchem er verlange, daß der König die Privilegien von Ungarn garantire, und von Seiten des Kaisers ihm das ersehnte Fürstenthum zusichere, bestehend in den beanspruchten dreizehn Comitaten von Oberungarn. Da demnach Tököly sich in der Rebellion immer mehr verhärte: so habe er, der König, auf diese Insolenz ihm keine Antwort gegeben, und werde ihn angreifen, wo er ihn finde.[1]) — Buonvisi dagegen verbürgte sich dem Könige für die versöhnliche Gesinnung des Kaisers, die nur darauf denke, Ungarn den Frieden wieder zu geben, und damit die Wehrkraft des Landes verfügbar zu machen zu dem gemeinsamen Zwecke gegen die Türken.

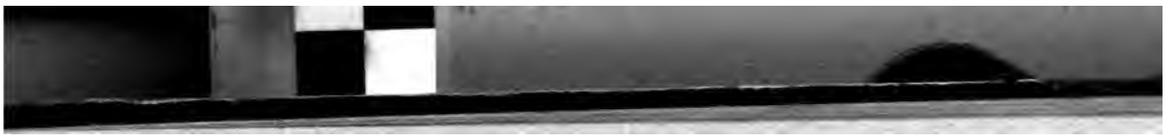
In der That ging der Kaiser in seiner Versöhnlichkeit bis an die äußerste Grenze. Er sandte dem Grafen Tököly den Palatin Paul Esterhazy, um ihn zum Abstehen zu bewegen. Tököly gab zur Antwort: er könne, vermöge des Eides, den er der ottomanischen Pforte geschworen, sie nicht verlassen, und es sei daher sein fester Wille und Entschluß, sein Heil mit den Waffen zu versuchen.[2])

Demgemäß handelte er gegenüber dem Plane der Amnestie, durch welchen der Kaiser die Ungarn zu befriedigen und zu versöhnen gedachte. Der Herzog von Lothringen sollte in Preßburg den ungarischen Magnaten und dem gesammten Volke die Amnestie des Kaisers für das Vergangene verkünden, Niemanden ausgeschlossen, auch nicht den Grafen Tököly, wenn er kommen wollte. Aber der Aufbruch des Herzogs nach Preßburg hin verzog sich bis in den Februar. Tököly beeilte sich, den Wirkungen des Amnestie-Patentes zuvor zu kommen. In seinem Namen erließ vorher einer seiner Diener von Tokay aus ein entgegengesetztes Manifest.[3]) Dasselbe lautet: „Ich Stephan Petrozzi, General der Cavallerie, verkünde, auf Befehl des durchlauchtigsten Fürsten, unseres gnädigsten Herrn, den jenseit des Flusses Theiß gezogenen Ungarn, einem Jeden, den es angeht, daß alle Diejenigen, welche noch einige Liebe zu ihrem Fürsten und ihrem Vaterlande Ungarn hegen, sich bis zum Ende dieses Monats Januar zu ihrem Fürsten begeben und um seine Gunst nachsuchen sollen, ohne sich durch irgend etwas in der Welt davon abhalten zu lassen. Diejenigen jedoch, welche die Frist verstreichen lassen, ohne den Fürsten aufzusuchen, sollen aller Gnade verlustig sein, als Feinde geachtet werden und in Gefahr ihres Lebens stehen."

Eine solche Rede konnte ein wenn auch noch so mächtiger ungarischer Magnat doch nur dann führen, wenn er seinen Rücken gedeckt wußte. Eben dies aber war der Fall. In denselben Tagen sah sich der neue Großwesir, Kara Ibrahim, genöthigt, seinen Unmuth über das Verhalten Tökölys im Feldzuge von 1683 so völlig niederzukämpfen, daß er, am 10. Februar, aus Adrianopel an Tököly das folgende Schreiben richtete.[4])

„Ich, Kara Ibrahim, von Gottes Gnaden und durch die besondere Gunst des Sultans Mohammed, unseres mächtigen und unüberwindlichen Kaisers, ernannter

[1]) D. Contarinis Bericht vom 20. Februar.
[2]) Sylvius: zaken van staet en oorlog. t. II, b. 22, p. 142.
[3]) Ebendaselbst.
[4]) Ebendaselbst.



Großwesir und Ober-Feldherr aller seiner Heerlager, thue Ew. Hoheit zu wissen, daß der Sultan Mohammed aus besonderer Liebe Sr. Majestät zu der Person Ew. Hoheit, mir ernstlich befohlen hat, daß ich in diesem Jahre Ew. Hoheit mit aller Macht zu Hilfe kommen soll, um den früher erlittenen Nachtheil wieder einzubringen. Zu diesem Zwecke werde ich allen Fleiß aufwenden und keine Zeit versäumen. In Aegypten habe ich bereits einen guten Anfang gemacht, um Truppen und Proviant zusammen zu bringen, und habe dort durch die Enthauptung der Führer eines Aufstandes denselben völlig gedämpft. Ich hoffe daher im Monat Mai mit 200.000 Mann in Ungarn zu stehen. Mögen sich also Ew. Hoheit in Bereitschaft stellen, damit wir dann mit vereinten Kräften handeln können. Zur selben Zeit wird unser Freund, der Chan der Tartaren, mit aller seiner Macht in Podolien einbrechen, um den König von Polen für seine Untreue an uns zu bestrafen. An unserer Flotte wird eifrig gearbeitet, so daß sie an die 300 Fahrzeuge stark, Schiffe und Galeeren, in See kommen wird, zu welchen die Freunde in Algier und Tunis noch dreißig Schiffe stoßen lassen werden. Die gesammte Flotte wird stehen unter dem Befehle des berühmten Hussan Pascha, der unseren Feinden genug zu thun geben wird. — Inzwischen werde ich Sorge tragen, daß in Belgrad der erforderliche Proviant und die Munition zusammen gebracht werde. Indem ich Ew. Hoheit bitte, darauf sich zu verlassen, wünsche ich langes Leben und guten Ausgang aller Ihrer Unternehmungen."

So vom Rücken her gedeckt, handelte Tököly jenen Drohungen entsprechend. Diejenigen, die innerhalb seines Machtbereiches die Amnestie des Kaisers und rechtmäßigen Königs von Ungarn suchten, behandelte er als Rebellen. Es war noch nicht ein Jahr vergangen, daß der Graf Homonay mit ihm im Lager von Esseg vor dem Großwesir Kara Mustafa sich gebeugt. Nun hatte Homonay die Gnade des Kaisers gesucht. Tököly belagerte ihn in seinem Schlosse, nahm ihn gefangen und ließ ihn enthaupten. Es gelang ihm nicht, das Schloß des Grafen Barkoczy zu nehmen. Vielmehr ward er durch Polen und Kaiserliche von dort ab und in die Flucht getrieben. Aber es gelang ihm, zwei Söhne desselben in seine Gewalt zu bekommen. Er ließ sie hinrichten. Dasselbe widerfuhr einer Reihe von Anderen.[1]) „Seine Anhänger, meldet der Botschafter Contarini, sucht er dadurch anzufeuern, daß er ihnen Hoffnung gibt, das Land zu durchrauben und zu plündern, sehr wenig entsprechend dem Titel, den einige Ungarn ihm gegeben, als ihres Beschützers und Befreiers."[2])

Und dennoch hatte dann dieser Mann, die Geißel seines eigenen Vaterlandes, die Dreistigkeit, sich an den Papst Innocenz XI. mit einem Schreiben zu wenden, in welchem er sich selber als den Friedliebenden, den Kaiser als den Friedensstörer hinstellt, in welchem er nach dieser Seite hin sich abermals auf sein Verhalten während der Belagerung von Wien beruft. „Damals, sagt er, habe ich mich mit den Meinigen so verhalten, daß ich dem Christenheere auch nicht den geringsten Schaden zugefügt habe."[3]) — Es gebe Verleumder, sagt er, die vor dem gemeinsamen Vater der Christenheit ihn anklagen, um ihm die Gnade desselben zu entziehen. Darum müsse er sich vertheidigen. „Wir führen, sagt er, die Waffen für die gemeinsame Freiheit

[1]) C. Contarini, t. I, p. 267. Er erzählt gar, daß Tököly die Tartaren in seinem Dienste mit ungarischen Bauern als Sclaven bezahlt habe.

[2]) D. Contarinis Bericht vom 6. Februar.

[3]) Das Schreiben in Lünigs: Literae procerum, t. III, p. 59. Vom 12. April.

nicht gegen die Religion, nicht gegen das Intereſſe der Chriſtenheit." Er preiſt ſeine Vorgänger Zrinyi, Nadasdy, Frangepani als Heroen. Wir haben über ſie das mehr zutreffende Urtheil Ludwigs XIV. (S. 40) vernommen. „Sie Alle, ſagt Tököly, kämpften für die Freiheit und die Privilegien Ungarns." — Wir Spätere dagegen dürfen ſagen, daß der Freiheitsdurſt des Unterthans Tököly ſich concentrirte in die Gier nach einem ſouveränen Fürſtenthume für ihn perſönlich, und zwar um jeden Preis, mochte er beſtehen in dem Blute von Türken und Tartaren oder Chriſten, von Ungarn oder Polen oder Kaiſerlichen.

Tököly hatte je zu Zeiten abwechſelnd den Kaiſer, den Sultan, den König von Polen belogen und betrogen. Der Verſuch bei Innocenz XI. ſchlug fehl. Der Papſt würdigte ihn keiner Antwort. [1])

So viele unter den bisher aufſtändiſchen Ungarn alſo auch immer die Amneſtie des Kaiſers ergriffen, der volle Zweck ward nicht erreicht, weil Tököly, im Vertrauen auf türkiſche Hilfe und franzöſiſches Gold, in Waffen blieb und durch dieſe Waffen in Oberungarn ſeine Schreckensherrſchaft über ſeine Mitbürger und Landsleute einſtweilen aufrecht hielt.

* * *

Die Vollmacht für den venetianiſchen Botſchafter Contarini ward auf ſeine letzte Meldung ihm ſofort ausgefertigt, am 12. Februar. Sie geht davon aus, daß, wie der heilige Eifer des Statthalters Jeſu Chriſti auf Erden die Allianz vom Jahre zuvor ins Leben gerufen und kräftig gefördert habe, ſo nun auch eben derſelbe Eifer die Baſis der neuen Allianz ſein werde. [2])

Nachdem dieſe Vollmachten für den venetianiſchen und den polniſchen Botſchafter zu Ende Februar in Linz angelangt, traten ſie, am 1. März, mit dem kaiſerlichen Bevollmächtigten zuſammen, in der Wohnung und unter dem Vorſitze des Cardinal-Nuntius Buonviſi. Dieſer eröffnete die Berathung mit den Worten: der heilige Vater habe in der That ein ſehr ſchweres Werk unternommen, zur Vertheidigung der chriſtlichen Welt und zur Abwehr der Türken die drei Mächte zu einer Liga zuſammen zu führen. Um ſo mehr ſei er erfreut über das Gelingen. Auch er, der Cardinal-Nuntius, werde keine Mühe ſparen, das Werk zu vollenden, und erbiete daher ſich nicht blos zum Zeugen, ſondern auch zum Vermittler. Indem er mit Dank das Vertrauen anerkenne, welches die Bevollmächtigten in ihn ſetzten, verkündete er ihnen zum Beginne desſelben den Segen des heiligen Vaters. [3])

Die Anfangsworte des Allianz-Vertrages lauteten im erſten Entwurfe: „Im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geiſtes, im Jahre des Heils 1684, des Pontificates des heiligen Vaters Innocenz XI. im neunten." [4]) Dieſe Form des Einganges wurde jedoch dann, als ungewöhnlich, wieder aufgegeben und es blieben nur die herkömmlichen Worte: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit." Die volle Anerkennung des Papſtes als des Urhebers der Allianz zieht ſich jedoch durch den ganzen Vertrag, der zu einem bedeutenden Theile denjenigen der kaiſerlich-

[1]) C. Contarini, t. I, p. 265: Il Papa non gli risponde.

[2]) Plenipotentia Ducis Venetiarum etc., vom 12. Februar 1684, bei den Berichten D. Contarinis.

[3]) D. Contarinis Bericht vom 1. März.

[4]) Derſelbe Bericht.

polnischen Allianz vom 31. März 1683 wörtlich entnommen ist.[1]) Der zweite Artikel lautet daher wie folgt. (Vgl. S. 173).

„Damit aber das heilige und fromme Werk mit größerer Kraft und durch ein unauflösliches Band befestigt werde, so erkennen die verbündeten Mächte in Ehrerbietung den gemeinsamen Vater der Christenheit, den Papst, an als den Protector, als den Bürgen, und kraft der Bürgschaft als den Sachwalter des Bündnisses, ihn, sowie seine Nachfolger, die Päpste, indem sie außer Zweifel stellen, Se. Heiligkeit werde dahin wirken, daß keine der Parteien es jemals gereue, den väterlichen und warmen Ermahnungen Sr. Heiligkeit ein williges Ohr dargeboten und söhnliche Folge geleistet zu haben."

Der wesentliche Inhalt der Allianz war: ohne die allgemeine Zustimmung der Bundesgenossen dürfe mit dem Feinde nicht verhandelt, viel weniger denn abgeschlossen

werden; die Allianz solle nur wider die Türken gerichtet sein, solle unter keinem wie immer gearteten Vorwande, sich gegen eine andere Macht wenden; jede der verbündeten Mächte soll mit ihren Streitkräften von ihrer Seite den Krieg führen; die gemachten Erwerbungen sollen demjenigen verbleiben, der sie mit seinen Waffen errungen hat.

Die heilige Liga, wie sie genannt wurde, abgeschlossen zu Linz, am 5. März 1684, bestand aus dem Kaiser, dem Könige von Polen, der Republik Venedig, unter dem Protectorate des Papstes Innocenz XI. Wie bei der Allianz des Jahres zuvor, legten daher auch für die heilige Liga vom 5. März 1684 die Bevollmächtigten der drei Verbündeten den Eid der Treue in die Hände des Papstes ab: der Cardinal Pio für den Kaiser, der Cardinal Barbarini für den König von Polen, der Cardinal Ottoboni für die Republik Venedig.

[1]) Der Allianz-Vertrag bei Dumont: Corps diplomatique, t. VII, p. 2, p. 71.

* * *

Es waren damals sechshundert Jahre verflossen seit den Tagen, wo zuerst Gregor VII. den großen Gedanken gefaßt, die gesammte Christenheit wider den Islam in die Waffen zu rufen. Wir haben in kurzem Ueberblicke des Einganges uns klar zu machen gesucht, wie nach den vorübergehenden Erfolgen der Kreuzzüge allmählich die Solidarität des Gemeingefühls in der Christenheit erschlaffte, und daß weder die Päpste als die hauptsächlichen Träger desselben, noch auch der römische Kaiser Carl V. als der von seinem Berufe des Schirmvogtes der Christenheit wider die Türken mächtig erfüllte Fürst, es vermochten, dem Vordringen des Osmanenthumes ein Ziel zu setzen. Jeder Krieg mit den Türken rückte ihre Grenze nach Westen weiter vor. Die zweite Belagerung von Wien war der Culminationspunkt ihrer Macht: sie war zugleich der Markstein.

Der Geist Gregors VII. ruhete auf Innocenz XI. Es ist ungeschichtlich, die Frage aufzuwerfen, ob Wien hätte erhalten und gerettet werden können ohne den Papst Innocenz XI.: Thatsache ist, daß er vor Allen beitrug, daß Wien erhalten und gerettet wurde. Aber er blieb nicht stehen bei dem einen Rettungswerke. Er umfaßte mit gleicher Liebe alle christlichen Nationen, die Polen wie die Deutschen, die Ungarn wie die Kroaten, die Slavonier wie die Italiener. Ihnen allen wollte er die Erlösung bringen von dem türkischen Joche, zu diesem Zwecke alle ihre Kräfte einigen unter seiner moralischen Führung. Darum stiftete er die heilige Liga, deren Mitglieder ihn in doppelter Beziehung als den gemeinsamen Vater anerkannten. Die Stiftung war eine That, die bisher in der Geschichte der christlichen Völker ihres Gleichen nicht hatte. Auch in den Kreuzzügen nicht, weil damals das feste Band der gegenseitigen Verpflichtung unter der Obhut des Papstes fehlte, und weil niemals zuvor ein Papst so reichlich seine Mittel spendete. Die Gewißheit der Subsidien des Papstes beförderte bei allen drei Mächten den Entschluß.

Es war der Wunsch des Papstes, die Liga zu einer allgemeinen der Christenheit zu machen. Darum beklagte er die Kriegserklärung des Königs Carl II. von Spanien, im Herbste 1683, die, so sehr sie in aller Beziehung gerecht war, dennoch praktisch keinen anderen Erfolg haben konnte, als die Leiden der unglücklichen Belgier unter dem hochmüthigen Drucke der französischen Uebermacht zu steigern, während, bei der Stimmung der Völker Europas wider den König von Frankreich, für eine geringe Concession der Friede hätte erhalten, und die Christenheit wider die Türken geeinigt werden können.[1]) Zugleich wirkte der Papst mit Rath und That für den Plan des Kaisers Leopold, einen dauernden Frieden zwischen den Polen und den zwei Großfürsten von Moskovien, Iwan und Peter, zu begründen, damit auch jene Antheil nähmen an dem allgemeinen Kriege wider die Türken. Der Kaiser entsendete zu diesem Zwecke Zierowski und Blumberg nach Moskau. Ein Bündniß dieser Art hätte dienen können als Brücke zum Wiedergewinne dieser östlichen Völker für die allgemeine Kirche. Denn das Schisma der Moskoviten trug noch nicht das Gepräge der Versteinerung, welches der jüngere jener beiden Brüder, der Czar Peter, erst zwanzig Jahre später ihm durch die Vollendung des Caesareopapismus aufdrückte.

Aber auch schon im Jahre 1683 stand den concilianten Bestrebungen des Papstes und des Kaisers für Polen und Moskovien ein besonders schweres Hinderniß entgegen.

[1]) D. Contarinis Bericht vom 6. Februar 1684: Riprova il Cardinale l'inopportuna dichiarazione della Spagna, mentre etc.

Polen forderte die Rückgabe des ihm genommenen Herzogthumes Smolensk; aber für Moskau war dieser Besitz gar zu günstig.[1]) Weder in Betreff der Pacification zwischen Polen und Moskovien, noch des Anschlusses der letzteren Macht zum allgemeinen Kriege wider die Türken, erreichten Zierowski und Blumberg in Moskau ein günstiges Ergebniß.

Sind auch immer diese Bemühungen des Papstes Innocenz XI. um das allgemeine Zusammenfassen der Völker der Christenheit wider die Türken nicht alle mit Erfolg gekrönt: so blieb doch das, was er ins Dasein rief, die heilige Liga dieser drei Mächte, ein großes Werk, des Papstthumes würdig. Wie so oft hat der Botschafter Contarini, in der Ahnung der Erfolge dieser Liga, dem in seinem Eifer für die Aufgabe rastlosen Nuntius Buonvisi zugerufen, daß er durch seine Mühen zum Dienste der Kirche und zum Brechen des türkischen Hochmuthes den Namen Buonvisi unsterblich machen werde für die kommenden Jahrhunderte.[2])

Der Papst Innocenz XI. jedoch beschränkte seine Gedanken nicht auf den Kampf. Er gedachte auch der im Kampfe Leidenden. Die Anstalten zur Fürsorge für kranke oder verwundete Soldaten waren damals noch nicht ein besonders ausgebildeter Zweig der Heeresverwaltung selbst: sie standen unter den Vertretern der Kirche. Nach dem Entsatze von Wien übergab der Nuntius Buonvisi dem Pater Hacko von der Gesellschaft Jesu die Oberaufsicht über die dortigen Spitäler.[3]) Aber die Gedanken des Papstes Innocenz XI. gingen weiter. Er erwog, daß dennoch so viele verwundete oder erkrankte kaiserliche Soldaten aus Mangel an den nothwendigen Heilmitteln zu Grunde gingen, und daß eine solche Aussicht nicht sie ermuthigen könne, sich einer Gefahr auszusetzen. Innocenz XI. sann daher über die Mittel nach, in der Armee ein bewegliches Hospital unter besoldeten Chirurgen und Aerzten zu unterhalten, nur zu dem Zwecke der Pflege der kranken und verwundeten Soldaten, damit diese, in dem Vertrauen und der Sicherheit, daß im Falle des Unglückes für sie Sorge getragen würde, desto bereitwilliger sich in den Kampf begäben.[4])

* * *

Der Abschluß der heiligen Liga vom 5. März 1684 war die unmittelbare Frucht des Jahres 1683. Der dann erfolgende Krieg gegen die Türken bis zum Frieden von Carlowitz vom Jahre 1699 war die weitere Consequenz. Haben wir aber, um zu den Ereignissen des Jahres 1683 zu gelangen, den Ausgangspunkt unserer Betrachtung von dem Aufsteigen des Halbmondes an nehmen müssen: so entspricht es diesem Beginne, nun auch diese Consequenz der heiligen Liga, das Sinken des Halbmondes in dem langen Kriege der sechzehn Jahre bis zum Frieden von Carlowitz, in raschen Zügen zu überblicken. In untrennbarem Zusammenhange und unabläßiger Wechselwirkung stehen aber damit die Ereignisse im Westen, so daß wir zugleich auch sie, namentlich an dem großen Wendepunkte des Jahres 1688, mit in Betracht zu ziehen haben.

[1]) D. Contarinis Bericht vom 23. und 30. Januar.

[2]) So im Berichte D. Contarinis vom 12. December: mentre nessuno Ministro potrebbe esser più celebre ne secoli avvenire che il Cardinal Buonvisi, che haveva colla sua attitudine potuto giovare tanto alla Religione Cattolica coll' abbattimento dell' orgoglio Ottomanoo, etc.

[3]) Sobieski in der Nachschrift zum zehnten Briefe.

[4]) Anlage II.

Der große Türkenkrieg

von 1684 bis zum Frieden von Carlowitz, 1699.

Das Jahr 1684.

Gegenüber den früheren Türkenkriegen zeigt derjenige von 1684 an, in Folge der glücklichen Wendung des Feldzuges von 1683 und der vom Papste Innocenz XI. ins Leben gerufenen heiligen Liga, vor allen Dingen zwei wichtige Unterschiede. Früher war die Offensive auf Seiten der Türken, die den Krieg dahin trugen, wo es ihnen beliebte. Und zwar wendeten sie sich der Regel nach nur gegen eine der christlichen Mächte, sei es, wie die Erfahrung der letzten Zeit ergab, gegen den Kaiser, oder gegen die Republik Venedig, oder gegen Polen, auf dem Boden der jeweiligen Macht. Vom Jahre 1684 an waren die Türken der angegriffene Theil, auf dem Boden, den sie inne hatten, und nicht blos an Einer Stelle, sondern von drei Seiten zugleich.

Die Beiträge des Papstes zu dem Feldzuge von 1684 für den Kaiser beliefen sich auf 1,300.000 Gulden,[1]) diejenigen für den König von Polen auf 500.000 Gulden.[2]) Demnach eröffnete sich der Feldzug des Jahres 1684 mit anderen Hoffnungen, als derjenige von 1683. Und dennoch ist es merkwürdig, daß die Ergebnisse von 1684 weitaus nicht in Vergleich zu bringen sind mit denjenigen von 1683.

Die kaiserliche Hauptarmee unter dem Herzog Carl von Lothringen, rückte ins Feld in der Stärke von fast 35.000 Mann. Die dringende Bitte des Kaisers hatte auch Marco d'Aviano wieder berufen. Dem Pater galt die Bitte des Kaisers Leopold und der entsprechende Auftrag des Papstes Innocenz XI. als die Kundgebung des göttlichen Willens, ihn zum

[1]) D. Contarinis Finalbericht in den Scriptores rerum Austriac., Bd. XXVII, S. 253.

[2]) Sylvius, t. II, boek 22, p. 144.

Wohle der Christenheit zu verwenden, und daher folgte er bereitwillig diesem Rufe.[1]) An ihm hatte der Herzog von Lothringen eine willkommene und kräftige moralische Stütze.

Die Ansichten theilten sich, ob zuerst Neuhäusel oder Buda anzugreifen sei. Die Mehrzahl im Kriegsrathe entschied für eine Belagerung der Stadt Buda. Die kleine aber starke Veste Visegrad wurde wie im Vorbeimarsche genommen. Am 27. Juni warf man die Türken bei Waizen mit Verlust zurück. Pest am linken Donauufer ward mit geringer Mühe gewonnen, und damit begann die Belagerung von Buda. Aber bevor darauf der ganze Nachdruck verwendet werden konnte, mußte man sich sichern gegen das herannahende Entsatzheer. Der Herzog von Lothringen brach mit der gesammten Cavallerie auf, und es gelang ihm in einer Reiterschlacht bei Hamsabeg, am 22. Juli, dasselbe mit schwerem Verluste zu zersprengen.[2])

Unter den gefangenen türkischen Officieren befand sich einer, Namens Hamsa Beg, der früher den von ihm gefangenen Grafen Szapary neben einem Gaul vor den Ackerpflug gespannt hatte. Es erschien daher gerecht, daß jener Türke nun als Sclave dem Szapary übergeben würde. Es geschah; aber Szapary rächte sich als Christ und kündigte dem Türken die Freiheit an. Der Türke, auf eine andere Vergeltung gefaßt, hatte bereits Gift genommen. Aber die That Szaparys ergriff ihn so sehr, daß er sterbend bat, getauft zu werden.[3])

Es ist von Interesse zu vernehmen, was ein kundiger Zeitgenosse in Anlaß dieser Schlacht über die Kampfesweise der Kaiserlichen gegen die Türken berichtet.[4])

„Diese Kampfesweise, sagt er, ist wunderbar; denn die kaiserliche Armee in ihrer festen Haltung, mit ihren geschlossenen Linien, steht den Anstürmen der Türken gegenüber wie eine eiserne Mauer. Diese Kampfesweise wurde erfunden von dem General Montecuculi, der vermöge derselben gegen die an Zahl weit überlegenen Türken die Oberhand behielt. In einer werthvollen Handschrift hinterließ er dem Kaiser diejenigen Gedanken über die Kriegführung wider die Türken, welche eine lange Erfahrung und sein Nachdenken darüber in ihm zur Reife gebracht hatten. Der Herzog von Lothringen als sein Nachfolger hat diese Gedanken sich angeeignet, bringt sie mit Erfolg zur Anwendung, und ist dadurch bereits in einer langen Reihe von Treffen mit den Türken der Sieger geblieben. Die Schwadronen, fest geschlossen, rücken langsam vor. Feuern wird nicht gestattet, als in unmittelbarer Nähe. Die Türken, weil sie in die geschlossenen Schwadronen nicht einzudringen vermögen, können ihre scharfen Säbel nicht verwerthen, die, wo einmal eine Linie sich auflockert, sofort Tod und Vernichtung hineintragen. Sie kommen von vorn und von den Seiten; aber, indem sie immer wieder gegen dieselbe undurchdringliche Festigkeit der Kaiserlichen anprallen, räumen sie endlich das Feld und geben sich dadurch für besiegt. In dieser Weise vermögen 10.000 Kaiserliche sich gegen 20.000 Türken zu halten. So unglaublich dies klingen mag, hat es sich doch in mehr als einem Treffen bewahrheitet."

[1]) Schreiben vom 23. Februar: Già vedo ch' Iddio mi volo impiegato per il bene del Christianesimo, e molto volentieri mi sottometto al voler di Dio.

[2]) Der Bericht des Herzogs an den Kaiser, bei Röder, Bd. I, S. 95 u. f.

[3]) Hammer, Bd. III, S. 761.

[4]) D. Contarini im Finalberichte, S. 256. — Daß überhaupt diese Kriegesweise der Kaiserlichen damals allgemein anerkannt ward, sehe man im Finalberichte von G. Venier bei Barozzi e Berchet, Francia, t. III, p. 459. — Man vgl. die Rede des Großwesirs Kara Ibrahim auf S. 378.

Aber dann gelangte man an die Hauptaufgabe des Feldzuges von 1684, die Belagerung von Buda. Sie begann am selben Tage, wie ein Jahr zuvor diejenige von Wien, am 14. Juli. Sie brachte eben so wie diese, schwere Verluste der Belagerungs-Armee und keinen Erfolg. Wie Starhemberg 1683 die Vertheidigung von Wien geleitet hatte, so ein Jahr später den Angriff auf Buda. Es ward den Mitbetheiligten nachher nicht schwer, eine Reihe militärischer Fehler anzugeben, die Starhemberg begangen hatte, oder begangen haben sollte; aber ein besonderer Irrthum war nicht blos dem Feldmarschall Starhemberg eigen, sondern durchweg den Führern des Christenheeres gemein: es war die Unterschätzung der türkischen Kraft des Widerstandes. Viele meinten, daß bei dem Erscheinen der christlichen Waffen vor Buda die Türken ihnen die Schlüssel der Stadt entgegen tragen würden. Ging Starhemberg in seinen Hoffnungen nicht so weit, so versprach er doch, nach der Errichtung seiner Batterien, dem Herzoge von Lothringen, daß er binnen fünf Tagen in der Stadt sein werde. Demnach hatte man die Sache zu leicht genommen. Man hatte gedacht, Buda zu nehmen, wie im Jahre zuvor Gran. Man war nicht gefaßt auf eine Belagerung im großen Stile, traf dieser Meinung entsprechend die ersten Anstalten, und erschwerte dadurch sich selber den Weg.

Auch Marco d'Aviano gab als alter Kriegsverständiger seinen Rath. Er wurde nicht gehört. In einem Ueberblicke seiner Feldzüge, fünf Jahre später, sagt er dem Kaiser: „Gott weiß, wie ich damals mich anstrengte und abmühte, daß der Angriff Erfolg haben möge. Ich sagte ganz offen: das sei nicht die rechte Weise, feste Plätze anzugreifen, es könne keinen Erfolg haben, als den, die kaiserliche Armee zu Grunde zu richten. In großer Erregung erwiederte man, daß man mir die Schuld beimessen werde, wenn die kaiserliche Armee ohne Erfolg abziehen müsse. Auf eine solche Rede gab ich öffentlich zur Antwort: „Gott widersteht den Hochmüthigen; aber den Demüthigen gibt er Gnade." — Damit verließ ich die Armee, in der Voraussicht des jammervollen Ausganges." [1])

Die Belagerung ging nicht vorwärts. Das Eintreffen von 6000 Bayern unter ihrem Kurfürsten Max Emanuel, den der Kaiser zu Hilfe gerufen, erweckte neue Hoffnungen. Sie gingen nicht in Erfüllung. Nach und nach waren bis zu 57.000 Mann ins Lager eingerückt. Nach einer vergeblichen Belagerung von 109 Tagen waren nicht völlig zwei Drittel noch im Stande, den Rückmarsch anzutreten. [2])

Während die Vertheidigung von Buda die hauptsächliche Kraft der Türken in Anspruch nahm, schlugen Leslie und Trautmannsdorf die Türken bei Werowitz in Kroatien, und gelang es dem Venetianer Morosini, durch die Einnahme von Santa Maura und Preveſa die Truppen der Republik einzuschulen für eine lange Laufbahn der Siege unter seiner Führung.

Weniger glücklich waren die Waffen der Polen in Podolien, und eben so wenig ließ sich von daher für die Zukunft erwarten. Bethune, der Schwager der Königin Marie Casimire, war wieder am Hofe von Warschau eingetroffen, um dort im Sinne Ludwigs XIV. thätig zu sein. Im Herbste 1683 hatte Sobieski auf der Siegesbahn in Ungarn, unter den Augen und unter dem Drucke der Mahnung des Herzogs von

[1]) Schreiben von Marco d'Aviano vom 9. December 1688.

[2]) D. Contarinis Finalbericht, S. 256. — Eine Reihe von Originalberichten bei Röder, Bd. I. S. 99 u. f.

Lothringen, die Kraft beſeſſen, der geſammten franzöſiſchen Partei in Polen, für welche die Königin bei ihm das Wort führte, Widerſtand zu leiſten. Nach ſeiner Rückkehr nach Warſchau erlahmte dieſe Kraft. Im October 1684 vernahm der Kaiſer aus Paris über Hannover ſichere Kunde, daß der König Johann Sobieski und die Königin durch eigenhändige Schreiben dem Könige von Frankreich eine große Submiſſion und faſt eine Deprecation ausgeſprochen, und verſichert hätten, daß ſie fortan gegen des franzöſiſchen Königs Intereſſe und Willen nicht das Geringſte mehr unternehmen, ſondern ſeiner Meinung und ſeinem Befehle nachleben würden. [1])

Anders allerdings ſprach ſich Johann Sobieski auf die Mahnung des Paters Marco d'Aviano aus. Der Letztere ſandte die Antwort dem Kaiſer ein. Indem er die Hoffnung hinzufügt, daß Sobieski fortan das in dem verfloſſenen Feldzuge Verſäumte nachholen werde, [2]) blickt doch einiger Zweifel aus den Schlußworten: „Gott möge alles ſo fügen!" Der Kaiſer erwiederte: „Ich wünſche ſehnlichſt ein gutes Einverſtändniß und Zuſammenwirken mit dem Könige; aber nicht auf Worte kommt es an, ſondern auf Thaten." [3])

Jene erſtere Nachricht entſpricht dem Thatbeſtande der folgenden Zeiten. Sobieski konnte ſich nicht von der heiligen Liga losreißen, die er ſo feierlich beſchworen, um ſo weniger, da ja die Forderung des Eides in ſo ungewöhnlicher Form im Jahre 1683 von ihm ausgegangen war. In ſo weit hielt er Stand gegen die Verſuche der franzöſiſchen Politik, die für Polen einen Sonderfrieden mit den Türken anzubahnen trachtete. Aber die Leiſtungen des durch das franzöſiſche Gold zerklüfteten und zerrütteten Polenreiches für die Zwecke der heiligen Liga waren fortan nicht erheblich.

Auch gelang es damals weder den Bemühungen des Papſtes, noch des Kaiſers, die beiden Großfürſten Iwan und Peter von Moskau zum Beitritte zu der Liga zu bewegen, noch auch den Schah von Perſien gegen die Türken in die Waffen zu bringen.

* * *

Um ſo ſchmerzlicher berührte den Papſt Innocenz XI. der Mißerfolg der kaiſerlichen Waffen vor Buda. „Die Chriſtenheit, meldet Marco d'Aviano dem Kaiſer, iſt darüber tief betrübt, insbeſondere der Papſt, der ganz melancholiſch iſt." [4])

Aber Fra Marco d'Aviano war nicht Willens, es bei einer unfruchtbaren Klage zu belaſſen. Er ſandte für den Feldzug von 1685 dem Kaiſer ſeine Vorſchläge ein, die einerſeits die Verwaltung überhaupt, andererſeits den bevorſtehenden Feldzug von 1685 ſpeciell betrafen, mit der Bitte, ſie ohne Nennung ſeines Namens, dem Staats- und dem Kriegsrathe zur Erwägung vorzulegen. [5]) In ſolcher Weiſe konnte offenbar ein Kapuziner-Mönch nur dann reden, wenn er des Vertrauens an maßgebender Stelle durchaus ſicher war, und zwar des Vertrauens nicht blos in ſeinen Willen, ſondern auch in ſeine Befähigung. Die Ueberſchrift der Vorlage ſelbſt nimmt auch von An-

[1]) Anlage I.

[2]) Schreiben aus Venedig, vom 16. December 1684. Danach will Sobieski: uscir in campagna per tempo e risarcire quello ha trascurato nella passata campagna. Dio facci tutto ciò!

[3]) Antwort des Kaiſers vom 31. December: Ma le opere dimostraranno il tutto.

[4]) Schreiben vom 24. November 1684.

[5]) Senza notificare che venghino da me presentarli al consiglio di guerra e di stato.

deren her dies doppelte Vertrauen in Anspruch. Sie sagt, daß die gemachten Vorschläge sich gründen einerseits auf das Gottvertrauen des Verfassers, andererseits auf militärische Erfahrung, Regel und Kunst. [1]) — Der Kaiser erwiederte, mit lebhaftem Ausdrucke seines Dankes, daß er in aller Weise trachten werde, die umsichtigen Rathschläge zu befolgen, [2]) und zunächst, nach dem eigenen Wunsche Marco d'Avianos, mit dem Herzoge von Lothringen sie erwägen werde.

Diese Vorschläge Marco d'Avianos waren umfassend. Er lehnte, auch auf die Aufforderung des Kaisers, ausdrücklich ab, in Einzelnheiten einzugehen, Namen zu nennen. „Dies widerstrebt, antwortete er, meiner Stellung, weil ich dann Ursache geben würde zu irgend einer Bestrafung oder Kränkung. Vielmehr wünsche ich Allen wohl zu thun, und Niemandem übel." [3]) Um so tiefer griffen seine Vorschläge im Allgemeinen ein. Sie verlangen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Ersparungen, Schonung, wie er sich ausdrückt, des Blutes der Armen, unnachsichtliche Schärfe gegen jegliche Uebertretung, Verringerung der Gehalte für Minister und Hofbeamte, die hinweg nehmen, was den Soldaten gebührt. Während diese mit ihrem Blute und ihrem Leben ihre Fürsten stützen, mangelt ihnen oft das nöthige Brod, sich von einem Tage zum anderen zu erhalten. — Das Ziel aller dieser Vorschläge Marco d'Avianos ist eine besser geregelte Verwaltung, auch auf dem kirchlichen Gebiete, und Verleihung der Pfründen nur an Würdige, ohne jegliche weltliche Rücksicht. Den stärksten Nachdruck legt er auf die Seelsorge beim Militär, und verlangt dafür exemplarische Priester, und für diese das Recht, frei und ohne Scheu die Wahrheit zu reden und gegen jegliche Unordnung und Ungerechtigkeit aufzutreten. Kein Soldat dürfe durch irgend welche Beschäftigung gehindert werden, an Feiertagen der Messe beizuwohnen. Eine Reihe ähnlicher Forderungen entsprachen demselben Geiste und Sinne.

In Betreff der Vorbereitungen zum Feldzuge verlangt Marco d'Aviano vor allen Dingen Beschleunigung. Er hebt die Nachtheile hervor, die man durch das Zaudern im letzten Feldzuge erlitten. Da die Türken gemeiniglich erst im Juni im Felde erscheinen, so sei der 20. Mai der letzte Termin für die Marschbereitschaft der kaiserlichen Armee, damit sie durch das Zuvorkommen sich Vortheile sichere.

Speciell ging sein Vorschlag dahin, daß der Herzog von Lothringen die Festung Neuhäusel wie zum Angriffe recognosciren, dann aber zuerst Novigrad wegnehmen solle, bevor er die Belagerung von Neuhäusel beginne. Falle auch dieses, so könne man seine Blicke richten auf Stuhlweißenburg, und dann auf Buda. [4]) — Was Marco d'Aviano hier vorschlug, war die Aufgabe nicht Eines, sondern zweier Feldzüge.

Das Wichtigste zunächst war, daß auf die Bitte des Kaisers der Papst Innocenz XI. den Pater Marco d'Aviano für den Feldzug von 1685 wieder zur Armee entsandte.

[1]) Et anco nell' esperienza, ordine et arte militare.

[2]) Procurerò in ogni maniera di seguitare li suoi prudenti consigli.

[3]) V. M. C. vorrebbe ch'io descendissi a qualche particulare; ma cio repugnia al mio stato, mentre sarei causa che qualcheduno fusse e castigato e mortificato; ma io desidero far bene a tutti e mai male a chi si sia.

[4]) Man vgl. dazu die Antwort des Kaisers auf den Feldzugsplan des Herzogs von Lothringen, bei Röder, Bd. I. S. 126.

Das Jahr 1685.

Nach dem weniger glücklichen Jahre 1684 begann von 1685 an für die Waffen des Kaisers, wie für diejenigen der Republik Venedig auf eine Reihe von Jahren hin eine lange Kette von glänzenden Erfolgen über die Türken.

Es war dafür von großer Wichtigkeit, daß für mehrere Jahre der Frieden nach Westen hin erhalten blieb. Es geschah durch den Stillstand vom 15. August 1684, welcher dem Könige von Frankreich die Reunionen auf zwanzig Jahre beließ. War Ludwig XIV. in so weit thatsächlich im Vortheile, daß er angemaßtes fremdes Eigenthum für eine Zeit lang behielt: so hatte der Kaiser das Princip gewahrt, kein Recht definitiv hinweggegeben zu haben, und andererseits das Princip, daß der Stillstand Alle umfassen, allgemein sein müsse. Der König von Spanien trat dem Stillstande bei. Der Papst Innocenz XI., dessen Wunsch ein starkes Motiv für den Kaiser gewesen war, in diesen Stillstand zu willigen, breitete fortan über diesen Vertrag seine schützende Hand, damit der Kaiser freien Raum habe für die zu erhoffende Siegesbahn im Osten.

Eine besonders wichtige Folge des Stillstandes von 1684 war, daß in Folge dessen auch die kaisertreuen Reichsfürsten im Norden, die im Jahre 1683 durch die Besorgniß vor den Angriffen der Diener Ludwigs XIV. daheim fest gehalten wurden, nun sich bethätigen konnten. Das Haus Braunschweig-Lüneburg sandte 1685 ein Corps von 11.000 Mann nach Ungarn, für deren Unterhalt es 260.000 Gulden von dem Kaiser erhielt.[1]) Auch der Kurfürst von Köln stellte mehrere tausend Mann.

Der eifrigste aller Reichsfürsten für die Sache des Kaisers gegen die Türken verblieb nach wie vor der jugendliche Kurfürst Max Emanuel von Bayern. Eben damals ward zwischen dem Kaiser Leopold und ihm ein noch engerer Bund geschlossen. Aus der Ehe mit der spanischen Infantin Margaretha war dem Kaiser eine Tochter geblieben, die Erzherzogin Maria Antonia. Wenn, wie damals schon zu vermuthen war, Carl II. von Spanien keine eigene Descendenz hinterließ: so stand jene seine Nichte Maria Antonia dem spanischen Throne zunächst. Es ist möglich, daß auch der Polenkönig Johann Sobieski bei seinem Kriegeszuge von 1683 auf die Hand der Erzherzogin für seinen Sohn Jacob gehofft hat. Zu einer Bewerbung dürfte es nicht gekommen sein, da die Zuneigung des Kaisers Leopold für den jungen Kurfürsten von Bayern kein Geheimniß war. Der Heirathsvertrag jedoch zwischen Max Emanuel und Maria Antonia enthielt in einem geheimen Artikel den Verzicht auf die Krone Spanien, nicht freilich auf die Niederlande.

Während in Wien der Jubel dieser Hochzeitsfeier erscholl, im Anfange Juli, legte sich das kaiserliche Heer, in der Stärke von reichlich 40.000 Mann, um die Festung Neuhäusel, wenige Meilen von Komorn. Einst von Ferdinand I. zum Schutze für das nordwestliche Ungarn erbaut, war diese Festung Neuhäusel erst durch den letzten Türkenkrieg von 1664 verloren. Als die kaiserliche Armee dort beschäftigt war, rückte der neue Seraskier Ibrahim von Buda aus am rechten Donauufer gegen Gran vor. Von kaiserlicher Seite ward dieser Zug angesehen als eine Diversion zu Gunsten von Neuhäusel, in der Erwartung der Türken, daß die kaiserliche Armee zur Hilfe für die bedrohte Stadt Gran ganz oder zum Theile von Neuhäusel abziehen würde.

[1]) D. Contarinis Finalbericht, S. 259.

Aber der Herzog von Lothringen war der Ansicht, daß die Hälfte der Belagerungs-Armee vor Neuhäusel dennoch genügen, daß er immerhin mit der anderen Hälfte gegen den Seraskier Ibrahim aufbrechen könne. Marco d'Aviano begleitete den Herzog auf diesem Zuge, der über Komorn auf das rechte Donauufer ging. Am 13. August kam die kaiserliche Armee den Türken zu Gesichte. Aber die letzteren, auf 40.000 Mann geschätzt, hatten eine Anhöhe inne, vor welcher ein Morast lag, so daß es wie unmöglich erschien, dort ihnen beizukommen. Andererseits vermochten die Türken nicht der Stadt Neuhäusel direct eine Hilfe zu bringen, weil sie keine Brücke über die Donau besaßen. Für die Kaiserlichen dagegen war die Schiffbrücke von Komorn herabgefahren.

Ungeachtet ihrer Minderzahl sahen die kaiserlichen Soldaten mit Betrübniß, daß, wenn der Feind sich aus seiner vortheilhaften Stellung nicht rühre, es nicht zum Schlagen kommen werde. Sie alle wünschten ein Treffen, und besonders die verbündeten Truppen.[1]) Die Erregung in beiden einander feindlichen Lagern mochte steigen, als man am 14. August, was bis dahin nicht geschehen, deutlich die Kanonen von Neuhäusel her vernahm. Der Seraskier Ibrahim entschloß sich, seine günstige Stellung zu verlassen, um selber zum Angriffe vorzugehen. Es geschah am Morgen des 16. August, unter dem Schutze eines dichten Nebels. Aber kaum hatte der Kampf begonnen, als die Sonne glänzend den Nebel durchbrach. Es erfolgte eine vollständige Niederlage der Türken.

Auf die eine Siegesnachricht folgte rasch die andere. Am 19. August ward Neuhäusel mit Sturm genommen. Der Kaiser Leopold hob es als eine besondere Gnade Gottes hervor, daß bei dem gelungenen Sturme auf eine solche Festung, die noch 1200 kampffähige Vertheidiger zählte, die Seinen nur vierzig Mann eingebüßt hatten. Es folgte eine dritte Siegesnachricht von der Drau her. Die Kroaten unter der Führung des Generals Leslie hatten die Türken dort nach Esseg zurückgeworfen, und eine lange Strecke der Esseger Brücke über die Sümpfe verbrannt. Die drei Nachrichten erhielt der Kaiser in der Octave von Mariä Himmelfahrt. Seinem Dankesgefühle entquollen wiederholt die Worte der heiligen Messe, die er bei solchen Anlässen zu sprechen pflegte: Quid retribuam Domino pro omnibus quae retribuit mihi!

Es handelte sich darum, die Erfolge weiter auszubeuten. Man erwartete und wünschte, daß die Türken, die bei Gran doch nur einen Theil ihrer derzeitigen Armee eingebüßt, von Buda aus über die Pester Brücke hervorkommen würden, um in einem zweiten Treffen ihr Heil zu versuchen. In der That erfolgte der türkische Ausmarsch über diese Brücke auf das linke Donauufer; aber bereits nach wenigen Tagen auch die Rückkehr. Die Türken waren so entmuthigt, daß die Häupter sich nicht getrauten, in dem Feldzuge noch etwas zu wagen.

Allein auch die Kaiserlichen errangen zunächst dort keine weiteren Erfolge. Ein Versuch auf die kleine Veste Novigrad ward wieder aufgegeben. Marco d'Aviano drängte damals sein Urtheil über die Mängel in der Kriegführung auf kaiserlicher Seite, nicht blos für das eine Mal, sondern den ganzen langen Krieg hindurch, zusammen in die Worte, vom 23. August 1885: „Das ganze Uebel, welches ich vor-

[1]) Marco d'Aviano an den Kaiser, 14. August: Da tutti viene desiderata la battaglia, ma particolarmente delli Alleati.

finde und welches mir vielen Kummer bereitet, besteht in der Langsamkeit, welche bereits große Nachtheile verursacht hat und noch verursacht." [1])

Die Segnungen des Glückes für den Kaiser folgten jedoch damals rasch eine der anderen. Am 1. October ward ihm, zum Ersatze für den einen gestorbenen Erzherzog Leopold, ein zweiter Sohn geboren. Er erhielt, nach dem Vetter und Pathen in Spanien, den Namen Carl. In den beiden kräftigen Söhnen Joseph und Carl schienen damals, wie einst in den Brüdern Carl und Ferdinand, die Stammhalter von abermals zwei Linien des Hauses Habsburg emporzuwachsen, beide berufen als die festen Säulen, an denen der Doppelplan Ludwigs XIV. auf das römische Kaiserthum und die spanische Monarchie, und demgemäß auf die Weltherrschaft, zerschellen werde.[2])

Daß, wie der Mannsstamm des ersten Carl in Carl II. erlöschen werde, so auch derjenige Ferdinands in Joseph I. und Carl VI., lag damals hinaus über die menschliche Erwartung.

* * *

Wenige Tage nach der Geburt des Erzherzogs Carl traf noch eine Nachricht ein, die für das unglückliche Ungarn bessere Tage hoffen ließ. Sie betraf den Rebellen Tököly.

Auch Tököly war 1685 von dem kaiserlichen General Schulz bei Eperies geschlagen. Er stand schlecht mit dem Fürsten Abaffi von Siebenbürgen. Der Großwesir Kara Ibrahim hatte, beim Antritte seines Amtes, sein Mißtrauen wider Tököly nur vor dem Befehle des Sultans verstummen lassen, innerlich jedoch bewahrt. Die Aussichten für Tököly waren daher nach keiner Seite hin günstig. Nach dem Falle von Neuhäusel suchte er Anknüpfungen in Wien, und bei seiner damaligen Lage ist es möglich, daß er dies Mal nicht unaufrichtig handelte. Er sandte Szirmay mit einem Bittgesuche nach Wien.[3]) Aber schon die Wahl des Boten war nicht glücklich. Szirmay war derselbe Mann, der im November 1682 in Wien mit gedient hatte, die wichtigere Sendung des Kapuziner-Ingenieurs zu verschleiern. Durfte Tököly erwarten, daß man in Wien den Betrug jener Sendung, den Spott Tökölys darüber vor Kara Mustafa, nicht erfahren, oder alles vergessen habe? — Der kaiserliche Hof lieferte das Bittgesuch des Tököly den Türken aus.[4])

Der Gedanke, daß so etwas geschehen könne, scheint dennoch dem Tököly nicht gekommen zu sein. Während der General Caprara die Stadt Kaschau belagerte, begab sich jener, im October, nach Großwardein, um von dem Pascha dort Hilfe zu erlangen. Der Pascha handelte nach der damaligen türkischen Art. Tököly ward empfangen und in die Stadt eingeleitet als der vom Sultan ernannte König von Oberungarn. Erst dann, als man bereits das festliche Mahl begonnen, trat ein Aga herzu und überreichte den schriftlichen Befehl des Großwesirs, den Tököly in Ketten nach Adrianopel abzuführen. So geschah es. „Dort, schrieb der Botschafter Contarini

[1]) Tutto il male che trovo e (che) molto mi dispiace, vi è la tardanza quale ha causato e causa grandissimi mali.

[2]) Marco d'Aviano an den Kaiser, 5. März 1685: ch' in tal modo resterebbero dissipate le gran machine ideali di chi vorrebbe dominare tutto il mondo.

[3]) Horvath, Bd. II, S. 304.

[4]) A. a. O.

dem Senate, wird nun vielleicht über ihn die Strafe kommen, welche die leuchtende Frömmigkeit des Kaisers nie hat gestatten wollen." [1])

Wichtiger war zunächst die Thatsache, daß in Tököly der ungarischen Rebellion das Haupt genommen war. Demgemäß capitulirten die Städte Kaschau, Eperies, Tokay, und eine Reihe anderer Plätze, nur noch nicht die Felsenfeste Munkacs, welche die Frau, Helena, mit Ausdauer vertheidigte.

Jene Erwartung von dem ferneren Geschick des Tököly ging jedoch nicht in Erfüllung. Wie ihm zwei Jahre zuvor der Tod des Großwesirs Kara Mustafa zur Rettung gereichte, so nun abermals der Sturz des Großwesirs Kara Ibrahim, dem die Niederlagen in Ungarn aufgebürdet wurden. Dem Nachfolger, Großwesir Soliman, dienten sogar die Anklagen des Kara Ibrahim gegen Tököly bei dem schwachen Mohammed IV. zu dem Zwecke, den Befehl zur Hinrichtung seines Vorgängers zu erlangen. Der französische Einfluß, der in Constantinopel im raschen Steigen war, wirkte mit. Tököly ward in Freiheit gesetzt, um abermals die Brandfackel über sein Vaterland zu schwingen. [2]) Er versuchte im nächsten Jahre sein Glück bei den Kroaten, verheißend und mehr noch drohend. Die treuen Kroaten schickten seine Aufforderungen dem Kaiser ein. [3])

* * *

Wie durch den glücklichen Verlauf des Feldzuges von 1685 das Siegesgefühl im kaiserlichen Heere sich wieder hob: so ward das Vertrauen gestärkt durch die Aussicht auf eine besser gesicherte Pflege der verwundeten und kranken Soldaten. Der Papst Innocenz XI. hatte sein Wort zu Ende des Feldzuges von 1683 zur Wahrheit gemacht. Hauptsächlich seine Schenkungen setzten den Cardinal Kolonitsch in den Stand, in Preßburg ein Spital zu errichten, [4]) in welchem im Jahre 1685 an 4000 kranke und verwundete Soldaten Unterkunft und Pflege fanden. Die Seelsorge derselben überwiesen Kolonitsch und Buonvisi, welcher letztere mit dem ersteren in allen diesen Dingen zusammen ging, den Jesuiten. Aber das Spital in Preßburg reichte nicht aus. Kolonitsch gründete ein anderes in Raab, ein drittes in Komorn, ein viertes in Gran. Dazu kam später ein fünftes, in Buda. Der Erzbischof von Gran widmete für dasjenige in Gran die Summe von 180.000 Gulden. Der Herzog von Lothringen, den ein österreichischer Patriot zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt, überwies dasselbe diesen Spitälern. [5])

Aber auch die Gesammtheit der Unterthanen ward zu diesem Zwecke herangezogen. Der Kaiser bestimmte dafür die Fastenzeit. Während derselben wurden in allen Kirchen der Monarchie die Völker ermahnt, beizutragen zur Linderung der Leiden Derer, die Blut und Leben einsetzten für die Erhaltung der Religion und der Kirche. Die Mahnungen hatten Erfolg, und die Gaben flossen von allen Seiten her dem

[1]) Finalbericht, S. 249.

[2]) Kantemir, Gesch. d. osman. Reiches. Mohammed IV. § 132. — C. Contarini, t. I, p. 474.

[3]) C. Contarini, t. I, p. 553.

[4]) Hansiz in der Biographie des Cardinals. Manuscript in der k. k. Hofbibliothek: Domus hospitalis in Posoniensi pomoerio per eum erecta, sumtibus maximam partem e Pontifice impetratis.

[5]) C. Contarini, t. I, p. 553.

Cardinal Kolonitsch so reichlich zu, daß der venetianische Botschafter Cornaro in seinem Berichte darüber dem Senate von Venedig das Verfahren des Kaisers zur Nachahmung empfahl. [1])

Das Jahr 1686.

Das Jahr 1686 brach an. Würde es wieder ein Jahr des Sieges sein? Nicht daran zweifelte der Papst Innocenz XI., sondern ob es ihm in seinem Alter von sechs und siebenzig Jahren noch vergönnt sei, mit sterblichem Auge die weiteren Siege zu schauen. Er fühlte sich krank. Er schloß sich ein, ließ nur sehr wenige Personen vor. Er seufzte und klagte, daß er die Befreiung des Königreiches Ungarn von den Türken nicht mehr erleben werde. [2]) Die Ahnung bewährte sich nicht. Es war dem Papste beschieden, noch mehr als eine Frucht seiner Mühen reifen zu sehen. Um den König von Polen wieder zu einer nachdrücklichen Thätigkeit zu spornen, sandte der Papst ihm eine erhebliche Summe. Die Cardinäle der römischen Kirche brachten unter sich für den Kaiser 100.000 Thaler zusammen, eben so viel die römischen Damen, und doppelt so viel der Papst. [3])

Dazu aber wünschte der Kaiser auch dies Mal wieder die geistliche Hilfs-Mannschaft des Papstes, den Pater Marco d'Aviano. Dieser erwiederte, daß bereits auch der Herzog von Lothringen und mehrere Generale an ihn geschrieben, daß es freilich ihm lieber sein würde, sich in die Stille seines Klosters zurückzuziehen, daß er jedoch dem Papste und seinem Ordensgenerale die Entscheidung anheim stelle. Von dem Letzteren, der in Neapel weilte, wie von Rom aus erfolgte die Zustimmung zu dem Wunsche des Kaisers. [4]) Marco d'Aviano war bereit. Er vor allen Anderen blickte siegesfreudig in die Zukunft. Er hoffte für das Jahr 1686 auf die Befreiung des gesammten Königreiches Ungarn. Aber daran haftete nicht sein Blick, noch auch an den Nebenländern, die, einst christlich, zur Zeit noch von den Türken occupirt waren. Bereits sprach er die Hoffnung aus, daß es dem Kaiser Leopold vorbehalten sei, die Türken aus Europa zu werfen, die gesammte Bevölkerung jener Länder der Kirche zurück zu gewinnen. [5]) Denn überhaupt waren in den Augen von Marco d'Aviano das Wohl der Christenheit und die Macht und Größe des Kaiserhauses untrennbare Begriffe. [6])

* * *

Es gelang dem Kaiser im Frühling des Jahres durch ein neues Bündniß sich eine vortreffliche Mannschaft zu erwerben. Der alte Kurfürst von Brandenburg war endlich der französischen Dienstbarkeit völlig müde geworden, und trat zu dem Kaiser,

[1]) Cornaros Finalbericht, S. 285.

[2]) Gérin: recherches historiques etc., p. 358.

[3]) A. a. O.

[4]) Die Schreiben Marco d'Avianos vom 14. u. 17. Februar 1686.

[5]) Sein Schreiben an den Kaiser vom 1. December 1685: Iddio gl'assista e li conceda nell' anno prossimo vittorie grandissime contro il Turco, et il conquisto di tutta l'Ungaria et altri stati occupati dal Turco, sino a scacciarlo del tutto dall'Europa.

[6]) L'Augustissima Casa e tutta la Christianità. Diese Zusammenstellung zieht sich durch alle seine Briefe.

so jedoch, daß, wie er schon im Jahre 1683 als Bedingung voran gestellt, er an Geld dabei keinen Schaden litt, und, wenigstens für seine Lebenszeit, noch Landgewinn dazu erhielt, nämlich den Kreis Schwiebus in Schlesien.[1]) Dafür setzten sich achtr tausend Mann Brandenburger in Marsch nach Ungarn. Auch Kursachsen stellte wieder reichlich viertausend Mann. Die Beisteuern Roms halfen dem Kaiser die schwere Last der Subsidien für diese Bundestruppen zu tragen.

Es fragte sich um das nächste Object dieses Feldzuges von 1686. Der Kaiser Leopold dachte an den Angriff auf Buda, und fand bei diesem Gedanken seine Stütze an dem Palatin Paul Esterhazy. Sie setzten ihr besonderes Vertrauen auf die Fürbitte der heiligsten Jungfrau, welcher einst Stephan der Heilige sein Königreich Ungarn geweiht. Der Palatin bethätigte eben damals dies Vertrauen durch die Gründung einer Kirche. In einem der Vororte Wiens, damals „auf der Laimgrube" genannt, hatte im Jahre 1660 ein Italiener Cölestin Joanelli eine kleine hölzerne Capelle erbaut und darin ein Muttergottesbild unter dem Namen Mariahilf zur Verehrung ausgestellt.[2]) Täglich fand sich dort eine zahlreiche Menge zu diesem Zwecke ein. Bei dem Anzuge der Türken vor Wien mußte auch diese Capelle den Flammen zum Opfer fallen, das Bild dagegen ward in die Stadt gerettet. In derselben Gegend, wo die Capelle gestanden, erhob sich während der Belagerung das Zelt des treuen Mannes Kuniz, der, von Kara Mustafa zum unfreiwilligen Zeugen der Ereignisse vor Wien gemacht, seine Kunde benutzte, um berichtend, mahnend, warnend auf die Häupter der Vertheidigung der Stadt Wien einzuwirken. — Im Frühling des Jahres 1686 entschloß sich der Palatin Paul Esterhazy auf seine Kosten jene Verehrung zu erneuern, indem er an der Stelle der einstigen hölzernen Capelle eine neue steinerne errichten ließe. Am 20. April legte der Graf Ernst Trautson, Bischof von Wien, den Grundstein der neuen Kirche Mariahilf. Das Gebäude ward in drei Jahren vollendet, und dann, am 14. August 1689, in feierlicher Processión, unter der Führung des Cardinals Kolonitsch, jenes Bild Mariahilf zurückgebracht. Und rundum erwuchs die Vorstadt Mariahilf.

Anders noch gestaltete sich die Sache bei dem Kaiser persönlich. In seiner Hoffnung fand er in den Buchstaben des Namens Buda selber die Bestätigung derselben. Er deutete sie aus in die Worte: Beata Virgo Dabit Auxilium.[3]) In dieser seiner Hoffnung wünschte er den Angriff auf Buda.

Allein auf den Gemüthern der kaiserlichen Generale lag noch allzu schwer der Druck der Erfahrungen von 1684 vor den Mauern dieser Stadt: sie stimmten für einen Angriff auf Stuhlweißenburg. Der Kaiser Leopold schien ihren Gründen nachzugeben: am 18. Mai zeichnete er in Wiener-Neustadt den Befehl, daß der Kurfürst von Bayern die Stadt Stuhlweißenburg belagern, der Herzog von Lothringen die Belagerung decken solle. In sich jedoch beharrte der Kaiser bei jenem Wunsche. Einige Tage später fand er dafür eine neue Stütze. Marco d'Aviano traf bei ihm ein, um sich von da aus zur Armee zu begeben. In den Unterredungen Beider war

[1]) Diese Angelegenheit ist von preußischen Geschichts-Professoren wiederholt einseitig dargestellt. Anders zeichnet sich die Sache in den Berichten des kaiserlichen Gesandten, Freiherrn Fridag von Gödens. Jedoch ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen.

[2]) Pfarr-Archiv von Mariahilf.

[3]) Rinck, Leben des Kaisers Leopold, S. 431.

es nicht mehr die Frage, ob der Angriff der Stadt Buda gelten solle, sondern wie es dahin zu bringen sei, daß man die Häupter der Armee dafür willig stimme. Marco d'Aviano schlug vor, daß der Kaiser ihm nach dem Eintreffen bei der Armee einen Brief schreiben möge, den er dem Herzoge vorlegen würde. — Inzwischen begab sich auch der Herzog nach Wiener-Neustadt. Er bewies sich nicht abgeneigt, auf den Wunsch des Kaisers einzugehen, mit der Beschränkung jedoch, daß nicht von ihm selber der Vorschlag ausgehen dürfe, sondern daß der Kaiser zu diesem Zwecke den Hofkanzler Stratmann ins Hauptquartier senden möge. Der Kaiser theilte, am 4. Juni, dem Pater Marco d'Aviano diesen Stand der Dinge mit, und schickte ihm zugleich den verabredeten Brief, der den Herzog von Lothringen zur Entscheidung bringen sollte. [1])

Während die Armee sich bereits auf dem Marsche befand, traf am 8. Juni der Hofkanzler Stratmann bei derselben ein. Er überreichte dem Herzoge von Lothringen ein officielles kaiserliches Schreiben des Inhaltes, daß der Angriff auf Buda nochmals in Erwägung gezogen werden möge. Marco d'Aviano ging von einem der kaiserlichen Kriegshäupter zu dem anderen, auch zu dem Kurfürsten von Bayern und zu dem Markgrafen Ludwig von Baden, welcher dem Ersteren zugetheilt war. Es scheint, daß namentlich der Markgraf noch an mancherlei Bedenken festgehalten habe. Der Herzog berief den Kriegsrath. Es ward geltend gemacht, daß der Angriff auf Buda der ausdrückliche Wunsch des Kaisers sei, ihm ganz besonders am Herzen liege,[2]) ferner, daß im Namen des Kaisers der Hofkanzler in Gegenwart aller Häupter ausdrücklich erklärt habe: der Kaiser kenne die Schwierigkeiten des Unternehmens, und werde für ein Mißlingen Keinen verantwortlich machen. Diese Motive schlugen durch. Die Generale Starhemberg, Ludwig von Baden, Rabatta, Caprara votirten für den Angriff auf Buda. Der Herzog erklärte sich damit einverstanden. Dann begab er sich, von jenen Häuptern geleitet, zu dem Kurfürsten Max Emanuel. Auch dieser stimmte zu. Der Herzog schrieb in sein Tagebuch: „Demnach ist dieser Beschluß gefaßt am Sonntage Trinitatis." Mit einem wahrhaften Jubelrufe meldete dem Kaiser eben dasselbe Marco d'Aviano. „Wie Wien durch das Walten der heil. Dreieinigkeit von der Pest befreit worden ist: so wird, mit Gottes Hilfe, Buda der Herrschaft Ew. K. Majestät gewonnen werden." [3])

In der ersten Hälfte des Monates Juni marschirten die Armeen von Gran und Parkany aus die Donau hinunter, der Herzog von Lothringen am rechten Ufer, der Kurfürst am linken. Die Uebereinkunft war, den Platz von zwei Seiten anzugreifen: der Herzog von Lothringen auf der Nordseite von der Unterstadt her, der Kurfürst vom Blocksberge her gegen das Schloß. Am 21. Juni wurden die Laufgräben eröffnet. Den Raum in der Umzingelung für die noch nicht eingerückten Brandenburger und Franken ließ man frei. Sie kamen im Anfange Juli. Am spätesten trafen zwei

[1]) **Der Kaiser an Marco d'Aviano, 4. Juni:** In conformità di quello che stabilissimo d'accordo, scrivo quì ingionta a V. P. la carta per il Duca di Lorena, tutta essendo quello V. P. la desidera.

[2]) **Röder, Bd. I, S. 173 u. f., und Tagebuch des Herzogs in den urkundlichen Beilagen eben dort, S. 50:** d'autant plus que l'on voit que S. M. a une passion tout particulière pour cette entreprise.

[3]) **Im Schreiben vom 9. Juni:** Siccome per l'intervenzione della Ima Trinità Vienna restò liberata della peste: cosi Buda resterà stabilita al dominio di V. M. C. con l'ajuto di Dio.

schwedische Regimenter ein. „Ihr Marsch ward aufgehalten, meldet der mit anwesende preußische Graf Dohna, weil ein glänzendes Metall einer gewissen europäischen Macht ihnen im Wege lag.“ [1])

* * *

In den Sommermonaten des Jahres 1686 richteten sich die Augen der Christenheit mit ähnlicher Spannung auf die Stadt Buda, wie drei Jahre zuvor auf Wien, nur mit Hoffnungen und Wünschen ganz anderer Art. Damals galt es, Wien zu erretten vor den Türken und dadurch die Sturmfluth ihrer Macht nach Westen hin zu brechen: dies Mal handelte es sich um die Frage, Buda ihnen zu nehmen, als das hauptsächliche Bollwerk ihres Besitzes in Ungarn, und dadurch die Bahn zu eröffnen zum Wiedergewinne von Königreichen, zur Herstellung der Krone des heiligen Stephan. Und zwar sah man hier mannigfaltiger noch als drei Jahre zuvor bei dem Entsatze von Wien, das christliche Abendland gegenüber dem Oriente vertreten durch Freiwillige aller Nationen. Im kaiserlichen Lager vor Buda erblickte man spanische Granden, italienische Grafen, englische Lords, deutsche Prinzen aus verschiedenen Häusern, aber auch viele Bürgerliche, darunter allein sechzig Catalonier, der Mehrzahl nach Handwerker aus Barcelona. Die Zahl der Freiwilligen wird auf 7000 angegeben. [2])

Die Gesammtstärke der Belagerungsarmee betrug 60.000 Mann, von denen reichlich die Hälfte Infanterie. Die Besatzung von Buda wurde auf 10.000 Mann geschätzt. Waren die Angriffe heftig, kühn bis zur Verwegenheit, so war nicht minder die Gegenwehr nachdrücklich, beharrlich. Die Seele derselben war der Commandant Abdi oder Abderrahman Pascha, der trotz seiner siebenzig Jahre dieselbe Ausdauer bewies, wie einst bei voller Manneskraft in Candia und Kaminiec. Der ganze Kampf um Buda, vom 21. Juni bis zum 2. September, ist einer der denkwürdigsten jener Zeit, namentlich die letzten sechs Wochen hindurch, vom 29. Juli an, wo man den Großwesir mit einer Entsatz-Armee von 70.000 Mann in der Entfernung von zwei bis drei Stunden wußte. „Man wird mir wohl glauben — schrieb später der Graf Dohna in den Erinnerungen an diese Tage für seine Kinder — daß wir unsere Arbeit hatten und nicht immer das Vollmaß unseres Schlafes bekamen. Es gab unter uns nur Einen Mann von unerschütterlicher Ruhe, unseren Führer, den Herzog von Lothringen.“ [3])

Die Augen dieses protestantischen Officiers waren nicht scharf genug, zu erkennen, daß der Herzog seine hauptsächliche moralische Stütze fand an einem unscheinbaren Mönche in braunem Gewande, dem Kapuziner Marco d'Aviano, und daß dieser überhaupt eine gewichtige Einwirkung übte, die sich allerdings der Natur der Sache nach den Blicken der Nicht-Eingeweihten entzog. Diese Einwirkung war, wie in den drei Feldzügen zuvor, diejenige der Conciliation der Häupter. Bei dem Corps des Herzogs von Lothringen war eine solche Einwirkung nicht erforderlich; denn seine feste und besonnene Haltung dämmte durch sich selber jeden Versuch einer Ueberhebung ein, wie er z. B. aus dem Charakter Starhembergs leicht entsprang. Dagegen

[1]) Memoires du comte de Dohna, p. 44.

[2]) C. Contarini, t. I, p. 492.

[3]) Mémoires du comte de Dohna, p. 43.

hatte Marco d'Aviano die volle Macht seiner moralischen Ueberlegenheit aufzubieten bei dem jungen Kurfürsten Max Emanuel und dem ihm zugegebenen Markgrafen Ludwig von Baden, denen es schwer fiel, die höhere Feldherrn-Begabung des Herzogs von Lothringen anzuerkennen, namentlich dem Ersteren, wenn die Schmeichler herantraten. So sehr schonend auch Marco d'Aviano dem Kaiser darüber berichtet: seine Besorgniß ist in allen Briefen erkennbar. [1])

Im Beginne der Belagerung lebte man der Hoffnung, die Stadt noch im Monate Juli zu nehmen; jedenfalls müsse alle Kraft aufgeboten werden, bevor das Entsatzheer heran komme. Am 13. Juli ward von der Angriffsseite des Herzogs von Lothringen ein Sturm versucht. Mit großem Verluste, namentlich der Freiwilligen, die sich zum Sturme gedrängt hatten, ward er zurückgeschlagen. Der Mißerfolg fiel schwer auf die Gemüther, und der Druck ward nicht erleichtert durch die scharfe Kritik von bayerischer Seite. [2]) Wie dort der Markgraf Ludwig von Baden den Angriffen des Herzogs von Lothringen Uebereilung zur Last legte, so klagte Marco d'Aviano über die Langsamkeit auf bayerischer Seite. [3]) Der Kurfürst habe ihm gesagt, meldet er, daß er in fünf Tagen die Vorbereitungen zum Sturme vollendet haben werde; aber nach der Ansicht Marco d'Avianos waren zwölf Tage erforderlich; dagegen könne binnen zehn Tagen der türkische Entsatz im Angesichte sein. Die Hoffnungen Marco d'Avianos sanken. „Wenn Gott nicht ein Wunder für uns thut, meint er am 21. Juli, so werden wir Buda nicht nehmen. Mündlich könnte ich Ew. K. Majestät Vieles sagen; aber ich wage nicht, es dem Papiere anzuvertrauen." „Ich schreibe, fügt er hinzu, mit aller Aufrichtigkeit und Wahrheit, und würde gern mein Blut und Leben hingeben, wenn ich dadurch abhelfen könnte."

Die Explosion eines großen Pulver-Magazins in der Stadt, durch welche jedoch den Belagerern ein Zugang nicht eröffnet wurde, schien die Belagerten entmuthigen zu müssen. Der Herzog von Lothringen machte daher einen gütlichen Versuch. Am 23. Juli sandte er einen Parlamentär in die Stadt, mit einem Schreiben, welches für die Uebergabe den sicheren Abzug für Alle mit Hab und Gut anbot, dagegen im Falle der Einnahme durch Sturm ein schonungsloses Blutbad in Aussicht stellte. Abdi Pascha erwiederte am selben Tage mit der Weigerung der Uebergabe. Dann fuhr er fort: „Ihr habt gemeldet, daß Ihr stürmen wollt. Ein oder zwei Mal habt Ihr es bereits versucht: Gott hat Euch gestraft. Versucht Ihr es zum dritten Male, so ist unsere Bitte und Hoffnung zu dem Allerhöchsten Gott, daß er zu Ehren seines Apostels und Propheten Mohammed mit seiner Kraft und Macht Euch abermals strafe. Denn Ihr seid hoffärtig geworden, und den Hoffärtigen ist Gott Feind und Rächer." [4])

Am 27. Juli ward von beiden Angriffsseiten her ein Generalsturm unternommen. Ueber diesen Kampf berichtet Marco d'Aviano dem Kaiser: „Wenn ich nicht mit eigenen Augen geschaut: so würde ich einem Berichte darüber keinen Glauben bei-

[1]) Die Correspondenz zwischen dem Kaiser und Marco d'Aviano ist während dieser Belagerung besonders lebhaft. Ueber den Kurfürsten: Ha buona volontà, fuor che non venghi ingannato da qualche adulatore.

[2]) Z. B. des Markgrafen Ludwig v. Baden bei Röder, Bd. I, S. 193. — Aehnlich S. 203.

[3]) Im Schreiben vom 21. Juli: L'attacco di Baviera va tardissimamente.

[4]) Röder, Bd. II, Urkunden S. 67.

messen. Die Türken warfen unabläſſig Pulverſäcke auf die Unſrigen, ſo daß ſie, beſtändig von Flammen umzüngelt, ſich wie in einer Hölle befanden. Dennoch kämpften ſie in dieſem Feuer wie Löwen." [1]) Nach langem hartem Kampfe und ſchwerem Verluſte auf beiden Seiten gelang es den Angreifern, in den Breſchen der äußeren Ringmauer um Buda feſten Fuß zu faſſen. Wenn der Entſatz nur noch vier Tage ausbliebe, hoffte man die Stadt zu nehmen. Jedoch verſuchte der Herzog von Lothringen noch einmal den Weg der Güte. Mit dem Hinweiſe auf den Erfolg des Sturmes vom 27. Juli erneuerte er am 31. Juli das Angebot des ſicheren Abzuges für die Uebergabe der Stadt. Abdi Paſcha ging abermals nicht ein, benutzte jedoch den Anlaß zu einem Friedensantrage. Er bot für das Abſtehen von Buda irgend einen anderen Platz in Ungarn an, ſo daß damit zugleich der Friede geſchloſſen würde. Der Herzog gab auf den Vorſchlag die Antwort mit dem erneuten Feuer der Geſchütze. [2])

Der Großweſir war noch nicht ſo nahe, wie man vermuthet, und darum erfolgte am 3. Auguſt abermals ein Generalſturm. Allein die Minir-Arbeiten von Seiten der Belagerer hatten allzu geringe Wirkung gethan: man ſah ſich bald genöthigt, nach abermaligem nicht geringem Verluſte und dies Mal ohne Erfolg, vom Sturme abzulaſſen. Marco d'Aviano meint, daß niemals eine Stadt ſo nachdrücklich angegriffen, und zugleich ſo ſtandhaft vertheidigt worden ſei. [3])

* * *

Unterdeſſen aber rückte das türkiſche Entſatzheer näher. Auch der Herzog von Lothringen hatte die Generale Caraffa, Heisler und Schärfenberg in Oberungarn und Siebenbürgen zur Hilfe entboten. Dieſe konnten jedoch nicht ſo ſchnell eintreffen, wie die Türken von Eſſeg aus. Um gegen einen Angriff derſelben ſicherer zu ſein, ließ der Herzog von Lothringen rund um das Lager Linien aufwerfen. Dieſe Verſchanzungen, die am 10. Auguſt vollendet wurden, liefen in einem großen Halbkreiſe von der Donau bis zur Donau, drei Stunden lang. Bereits am 8. Auguſt waren türkiſche Vortruppen in Sicht gekommen, hatten jedoch keinen Angriff gemacht. Es blieb noch die Hoffnung, die Stadt zu nehmen vor dem Eintreffen des Hauptheeres. Man rechnete dafür auf die Wirkung von drei Minen auf herzoglicher Seite. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Wirkung der drei Minen war eher den Türken günſtig als den Angreifern. [4]) Der Sturm hatte keinen Erfolg.

Es erhob ſich daher die Frage, ob man innerhalb der Linien bleiben wolle, um den Angriff des Entſatzheeres abzuwarten. Der Kriegsrath war nicht dieſer Anſicht. Er beſchloß, nur 5000 Mann Infanterie und 2000 Reiter vor der Stadt zu belaſſen. Die Hauptmaſſe des Heeres rückte, in der Morgenfrühe des 13. Auguſt, aus den Linien hervor, und der Herzog von Lothringen bot durch ſeine Aufſtellung auf dem ſüdlichen Abhange des Ofener Gebirges dem Großweſir ein Treffen an. Der Markgraf Ludwig von Baden meldet ſeinem Oheim Hermann dieſen Stand der

[1]) Bericht von Marco d'Aviano vom 4. Auguſt.

[2]) Röder, Bd. I, Urkunden S. 76.

[3]) Schreiben vom 18. Auguſt.

[4]) Schreiben Marco d'Avianos vom 12. Auguſt: Le mine tutte sono andate male, con danno de nostri et avantaggio de Turchi.

Dinge mit den Worten: „Für dies Mal ist einmal nichts Anderes mehr zu thun, als zu schlagen, wenn wir anders nicht in den Linien beisammen crepiren wollen." [1])

Der Großwesir nahm das angebotene Haupttreffen nicht an, sondern versuchte in den nächsten Tagen in Einzelangriffen einen Succurs in die Stadt zu werfen. Am 20. August gelang es in so weit, daß 300 Türken bis in die Stadt durchbrachen, aber fast sämmtlich verwundet. Nur hundert waren dienstfähig, und bereits am 23. meldete Abdi Pascha dem Großwesir, daß diese hundert in der Vertheidigung des Schlosses gefallen seien. Der Bericht, der in die Hände der Belagerer fiel, erklang überhaupt wie ein Nothruf. Die Lage der Dinge war demnach fortan so, daß die Vertheidigung der Stadt sich bis auf das Aeußerste gebracht sah, daß dagegen der Großwesir mit einer den Belagerern überlegenen Macht sich fast im Angesichte der Stadt befand. Fast täglich machte er demgemäß Versuche, einen Succurs hinein zu bringen. Einer der nachdrücklichsten fand statt am 29. August, beim Tagesgrauen. Marco d'Aviano überblickte den Verlauf von einer Anhöhe aus, die Stadt und Lager dominirte. „Es ist, meldet er, auch nicht Ein Türke in die Stadt gekommen, und sehr wenige dürften zurückgekehrt sein." [2])

Unterdessen traf der General Schärfenberg mit 10.000 Mann Verstärkung ein. Es handelte sich nun um die wichtige Frage, die Entsatz-Armee zu einer Schlacht zu zwingen, oder im Angesichte derselben den entscheidenden Sturm auf Buda zu unternehmen. Der Kriegsrath entschied für den Generalsturm, so jedoch, daß man ihn ansetzte auf den Nachmittag des 2. September, bis wohin man mit Sicherheit wissen konnte, ob ein Eingreifen des Großwesirs an dem Tage noch möglich sein würde.

Der Sturm, von beiden Seiten des Angriffes zugleich, fand statt mit völligem Erfolge. Abdi Pascha fiel und über die Besatzung und die Bevölkerung kamen alle Schrecken, die von einer Eroberung mit stürmender Hand untrennbar sind.

In dem Momente des gelungenen Sturmes schrieb Marco d'Aviano einen kurzen Bericht an den Kaiser nieder, in Ausdrücken und Schriftzügen, welche die lebhafte Erregung seiner Seele sichtlich ausprägen. Für uns Spätere, denen weniger liegt an der militärischen Leistung, als an dem moralischen Gewichte des Ereignisses, tritt dieser Bericht in den Vordergrund. Vernehmen wir ihn.

„Gelobt sei Gott und Maria! Buda mit Sturm genommen. Die Einzelnheiten werden Ew. K. Majestät erfahren. Wahres Wunder von Gott. Inzwischen glaube ich nicht, daß von den Unseren hundert gefallen. Ich schreibe in Eil. Mündlich werde ich zu reden haben mit Ew. K. Majestät, die ich verehre, und freue mich von ganzem Herzen und verbleibe u. s. w. Von der Armee, am 2. September."

Die Nachricht ward in Westeuropa mit einer ähnlichen Erregung vernommen, wie drei Jahre zuvor diejenige der Befreiung von Wien, zumal da man nach der Ankunft des Großwesirs mit einem Entsatzheere eher den Abzug der kaiserlichen Armee von Buda erwartete. Dieser Meinung war namentlich auch der neue König von England, Jacob II., welcher diesem Kampfe des Kaisers gegen die Türken seine lebhafte Sympathie entgegen trug. Auf die Kunde des ihm unerwarteten Sieges rief Jacob II. dem zu ihm eintretenden päpstlichen Gesandten Adda entgegen: „Es ist der

[1]) Röder, Bd. II, S. 216.
[2]) Bericht vom 29. August.

heilige Vater, der, wie er Wien entsetzt, nun Buda erstürmt hat. Seit Jahrhunderten hat nicht ein solcher Papst auf dem Stuhle Petri gesessen." [1])

Die Erstürmung von Buda wirkte moralisch auf die türkische Entsatz-Armee, gleich als sei sie selber geschlagen. Sie zog sich eilig zurück, verfolgt von dem nun frei gewordenen Belagerungsheere. Szegedin ward den Türken entrissen. Der General Veterani, mit einem Corps von 7000 Mann, zerstreute ein Heer von 20.000 Türken und Tartaren, und nahm ihnen alles Geschütz. An der rechten Seite der Donau nahm Ludwig von Baden, den der Herzog von Lothringen mit einem selbstständigen Commando betraut hatte, in rascher Folge Simontornya, Siklos, Fünfkirchen, Kapovar, und verbrannte die berühmte lange Brücke von Esseg über die Sümpfe am linken Ufer der Drau bis an diesen Strom. Der Kaiser ernannte den einunddreißigjährigen General zum Feldmarschall. [2]) In ihm reifte der zweite Türkensieger heran.

Die Erfolge der Venetianer entsprachen nach Verhältniß denen der kaiserlichen Waffen. Gleichzeitig mit Buda fiel Napoli di Romania, die feste Burg der Halbinsel Morea.

Indem Marco d'Aviano zurückblickte auf den wunderbaren Umschwung der Dinge in diesem Feldzuge, mahnte er den Kaiser, im nächsten Feldzuge sich ganz Ungarn zu eigen zu machen und dann Constantinopel ins Auge zu fassen. [3]) Zunächst jedoch lag dem Kaiser eine andere besondere Frage am Herzen: diejenige der Krönung seines Sohnes Joseph zum Erb-Könige von Ungarn, damit endlich für dieses unglückliche Land die erste Bedingung des inneren Friedens hergestellt werde. Er trat darüber mit den Getreuen unter den Magnaten in Unterhandlung. Er fragte auch Marco d'Aviano um seine Ansicht. „Ich besorge, erwiederte dieser, daß Ew. K. Majestät bei den Ungarn großes Widerstreben und Hartnäckigkeit finden werden. Die augenscheinliche Wohlthat, die Ew. K. Majestät ihnen erweisen, reicht dennoch nicht aus, diese allzu unzuverlässigen und übermüthigen Herzen zu gewinnen. Diese Nation ist wenig treu, vielmehr wankelmüthig und hochfahrend. Dennoch glaube auch ich, daß wenn mit der Krönung die Erklärung des Erbkönigreiches erfolgt, und zugleich die Rechte und Privilegien festgestellt werden, alles wohl ablaufen könne. Gott ist mit Ew. K. Majestät, und Sie dürfen vertrauen, daß er helfen und beistehen wird, wie er bisher gethan" [4])

Die Frage der Krönung des Erzherzogs Joseph war in besonderer Weise diejenige des Feldzuges von 1687.

Das Jahr 1687.

Bis dahin hatten die Türken auf verschiedenen Wegen Friedensvorschläge an den Kaiser gelangen lassen. Die venetianischen Botschafter in Wien, Contarini und nach ihm Cornaro, melden mit warmer Anerkennung der Bundestreue des Kaisers,

[1]) Addas Bericht v. 13. September, bei Campana de Cavelli: Les derniers Stuarts, t. II, p. 118.

[2]) Das Patent abgedruckt bei Röder, Bd. I, S. 237.

[3]) Im Schreiben vom 10. December: Per acquistar nella prossima campagna tutta l'Ungaria et incaminar le sue armi verso Constantinopoli.

[4]) Schreiben vom 14. December: Temo che V. M. C. ritroverà gran durezze e pertinacia nelli Ungari. Ne basterà l'evidente beneficenza di V. M. C. per amollire quei cuori troppo infidi e protervi, essendo una natione pocho fedele, altiera et instabile.

daß in dieser Sache nichts dort eingehe, was nicht ihnen mitgetheilt werde.[1]) Die Vorschläge der Türken blieben jedes Mal weit unter dem Thatbestande. Im Beginne des Jahres 1687 wendete sich der Großwesir Soliman, der nicht nach Constantinopel zurückzukehren wagte, von Großwardein aus mit einem langen Schreiben an den Markgrafen Hermann von Baden als Präsidenten des Hofkriegsrathes. Soliman wies darauf hin, daß der Urheber des Krieges, Kara Mustafa, seine Strafe empfangen, und bat, daß man beiderseitig, um fernerem Blutvergießen Einhalt zu thun, nun die Hand zum Frieden bieten möge. Der Markgraf erwiederte: „Es ist vergeblich, die Schuld Eueres Friedensbruches auf einen Euerer Minister zu schieben, und nun uns verantwortlich machen zu wollen für das fernere Blutvergießen. Mein Kaiser hat nichts zu schaffen mit einem Diener der Pforte, sondern nur mit der Pforte selbst. Die Pforte selbst hat, mit Verletzung aller heiligen Verträge, die Rebellion in Ungarn genährt. Sie hat dort von den Unterthanen des Kaisers unerschwinglichen Tribut erpreßt. Sie hat uns während des Friedens mehr Orte entrissen als im Kriege. Sie hat uns dann mitten im Frieden mit offenem, unmenschlichem Kriege überzogen, hat an unseren unschuldigen Unterthanen barbarische Greuel verübt, alles mit Feuer und Schwert verheert, und uns unermeßlichen Schaden zugefügt. Die Pforte hat dadurch uns zu einem Bündnisse zu gegenseitigem Schutze mit Polen und Venedig gezwungen. Weder nach göttlichem, noch nach menschlichem Rechte, ist die Schuld Eueres ungerechten Angriffes durch den Tod einiger Euerer Rathgeber gesühnt, noch ist dadurch eine Genugthuung gegeben für die Verletzung der geheiligten Majestät meines Kaisers. Vielmehr fordert er die volle Vergütung alles angerichteten Schadens, Sicherheit für die Zukunft, Ersatz für die aufgewendeten Kriegeskosten, so wie die gleiche Genugthuung für die Bundesgenossen, welche herbeizurufen die Nothwehr gegen das Unrecht der Pforte ihn gezwungen. So ist es der Brauch vor Gott und vor Menschen."[2])

Der Markgraf hob dann hervor, daß das Friedenserbieten des Großwesirs gar keine positiven Vorschläge enthalte.

In seiner Antwort suchte der Großwesir dies gut zu machen. Aber der einzige positive Vorschlag, den sein Schreiben enthielt, war derjenige der Abtretung von Neuhäusel. Die Türken wünschten demnach den Frieden; aber ihr Hochmuth war noch weit entfernt, den thatsächlichen Besitz anzuerkennen. Andererseits aber wollte der Kaiser die Fortsetzung des Krieges. Auf die besorgnißvolle Anfrage Marco d'Avianos erwiederte er: „Das Gerücht, daß die Türken sich zum Frieden erbieten, ist wahr. Ich werde sie jedoch nicht anhören, und sicherlich wird es nicht dahin kommen, wenn ich nicht gezwungen werde. Dieser Fall könnte eintreten aus Mangel an Mitteln, oder wenn ich von der anderen Seite her angegriffen würde, oder wenn von dort her so ungerechte Forderungen an mich heranträten, daß ich nicht darauf eingehen dürfte. — Die Maximen jenes Königs stehen in Gottes Hand. Ich wünsche ihm alles Gute, wenn er nur Gerechtigkeit üben und den Vertrag halten wollte."[3])

[1]) D. Contarinis Finalbericht, S. 247, und derjenige Cornaros, S. 289.

[2]) Das ganze Schreiben ist abgedruckt bei Röder von Diersburg, Bd. II, S. 4.

[3]) Schreiben vom 19. Januar 1687: Circa quello si dice che li Turchi offrino la pace è vero; io però non sentiròli, e certo non si verrà, se non sforzato. E questo potrebbe esse per due capi, uno per difetto di denari, e l'altro che da altre parti fossi inquietato, o si dimandasse cose cosi ingiuste, che non si potesse farle. — Le massime del Re stanno in mano pure di Dio, li desidero ogni bene, pur ch'esso voglia cose giuste e segua l'accordo.

Der Feldzug von 1687 verlief zunächst besonders glücklich für die Republik Venedig. In rascher Folge fielen im Sommer 1687 vor den Waffen Morosinis die festen Plätze von Morea, vor denen Cornaros diejenigen von Dalmatien. Eine Siegesbotschaft drängte die andere. Es fielen Patras, Lepanto, Korinth und Athen. Die marmornen Löwen, die bis dahin die Einfahrt des Piräus geziert, ihm den Namen des Löwenhafens gegeben, erhielten fortan ihren Stand vor den Thoren des Arsenales von Venedig. Der Senat setzte im großen Saale des Rathes der Zehn seinem verdienten Mitbürger ein Standbild von Bronze, mit der Inschrift: „Dem Peloponnesier Morosini, dem Lebenden, der Senat." [1])

Minder glücklich erschienen zuerst, in den Monaten Juni und Juli, die kaiserlichen Waffen. Das Absehen des Herzogs von Lothringen war hauptsächlich darauf gerichtet, die Linie der Drau zu gewinnen. Er rückte bis nahe an den Brückenkopf von Essek vor; aber die Versuche gegen denselben blieben erfolglos. Er wandte sich daher am linken Ufer der Drau stromaufwärts nach Siklos. Auf das Versprechen des Kurfürsten von Bayern, der vorher am linken Donauufer gestanden, dort zu ihm zu stoßen, überschritt der Herzog die Drau. Ihm folgte der Kurfürst mit seiner Armee, so daß sie am 15. Juli vereinigt bei Valpowo auf dem rechten Drauufer standen. Es galt den Angriff auf Essek von der West- und Südseite. Wider ihre Gewohnheit lagen jedoch die Türken dort wohl verschanzt. Mehrere Versuche der Christen mißlangen. Nach nicht geringem Verluste mußten sie sich zum Abzuge entschließen, um auf das linke Drauufer zurückzukehren. [2]) Man vernahm später, daß mehrere Paschas die Verfolgung der Abziehenden verlangt, der Großwesir Soliman sie abgeschlagen, aus Besorgniß, der Abzug sei eine Kriegslist, zu dem Zwecke, die etwa aus Essek ausrückenden türkischen Corps am rechten Drauufer abzuschneiden. Das Christenheer gelangte unangefochten, unweit Siklos, auf das linke Drauufer zurück, und zog sich von da ostwärts nach der Brücke von Mohacs.

Die Stimmung im kaiserlichen Heere war eine gedrückte. Namentlich der Herzog von Lothringen selber äußerte sich in seinem Berichte in solcher Weise, daß der Kaiser den abermals die Armee begleitenden Pater Marco d'Aviano bat, ihn zu trösten und aufzumuntern, und ihn der vollen Zuneigung und Zufriedenheit des Kaisers zu versichern, namentlich in Betreff des so wohl geleiteten Rückzuges. [3]) — Marco d'Aviano seinerseits meldete dem Kaiser seine Genugthuung über das einträchtige Zusammengehen des Herzogs und des Kurfürsten. Der Kaiser forderte ihn auf, sie dabei zu erhalten.

Die einzige Aussicht auf eine Wendung des bis dahin unglücklichen Feldzuges bestand für den Herzog von Lothringen in der Hoffnung auf ein Treffen. Für den Großwesir in Essek lag eine Nothwendigkeit dazu nicht vor. Dennoch marschirte er aus Essek über die Brücke nach Darda, und darüber hinaus nach Baranyavar. Eine Triebfeder dafür scheint der Wunsch gewesen zu sein, die Häupter der Christen gefangen zu nehmen. „Die französischen Freiwilligen, meldete später der Pascha von Bosnien, versprachen uns, den blauen König, den Schwiegersohn des römischen Kaisers,

[1]) C. Contarini, t. I, p. 710.

[2]) Man sehe die ausführlichen Berichte bei Röder, Bd. II, S. 21 u. f.; so wie die genaueren bei Sylvius, t. III, b. 25, p. 62 enz., p. 155 enz.

[3]) Schreiben des Kaisers vom 31. Juli.

des Königs über sieben Könige, oder den großen Feldhauptmann, der ihm immer zur Seite ist, bei der Gelegenheit, daß sie sich häufig der Jagd hingaben, gefangen in unsere Hände zu liefern." [1])

Jedenfalls lagen die Dinge so, daß man beiderseits willig war, zu schlagen: der Großwesir, um die bisher errungenen kleineren Erfolge zu krönen durch einen großen und entscheidenden, der Herzog und der Kurfürst, weil nur ein Sieg ihnen das verlorene Uebergewicht zurückgeben konnte.

Von Baranyavar aus marschirte der Großwesir weiter nordwärts bis gegenüber dem christlichen Lager, welches parallel der Straße von Siklos nach Mohacs stand. Am Abende des 11. August war es unzweifelhaft, daß es zum Treffen kommen würde. Die Armee des Kurfürsten von Bayern, dem der Markgraf Ludwig von Baden beigegeben war, bildete den linken Flügel, diejenige des Herzogs von Lothringen den rechten. Da jedoch das diesem Flügel vorliegende Terrain nicht günstig erschien, so kamen die beiden Häupter überein, daß der Herzog durch eine Schwenkung zur Rechten die günstiger gelegene Ebene von Siklos gewinnen, der Kurfürst dann dahin ihm folgen solle. Während am 12. August die Bewegung des rechten Flügels vor sich ging, benutzte der Großwesir die Gelegenheit zum Angriffe auf den linken. Als der erste Ansturm mißlang, wagte Soliman Pascha nicht einen zweiten, sondern warf Verschanzungen auf. Dadurch gewann der Herzog von Lothringen die Zeit zur Rückkehr und zum Anschlusse an den linken Flügel. Obwohl bei der Oertlichkeit der rechte Flügel nicht seine volle Kraft entwickeln konnte, beschlossen dennoch die Häupter den Angriff. Der Großwesir kam auch seinerseits entgegen, und um drei Uhr Nachmittags am 12. August entbrannte die furchtbare Schlacht.

Es liegen darüber ausführliche Berichte vor. [2]) Den moralischen Zustand des Türkenheeres spiegelt wieder ein Brief des Paschas von Bosnien an denjenigen von Kanischa. [3]) „Wir sandten, meldet er, viele Ungläubige in die Hölle. Wir glaubten schon an den Sieg. Aber da erschien auf den Höhen der große Capitän, der mit seinem blauen Könige, dem Sohne des Kaisers, dem ganzen Anpralle meines rechten Flügels widerstand. Sie kamen daher alle beide wie Löwen, Feuer und Flammen aus dem Munde speiend, desgleichen die Anderen. Meine Leute wurden bleich, und die Ungläubigen, dadurch Muth schöpfend, brachten alles in Schrecken und Verwirrung, so daß, bei der Unmöglichkeit der Herstellung, und vor der großen Herzhaftigkeit der Giaurs, ich selber zurückweichen mußte." So der Pascha. In der Wirklichkeit blieb der Herzog auf dem rechten Flügel des Christenheeres. Daß dieser nicht zur vollen Verwendung kam, ergibt sich anschaulicher selbst als aus den Berichten auf christlicher Seite, aus der weiteren Meldung des Paschas. „Ich schwöre bei meinem Haupte, schreibt er, daß, wenn der andere Flügel der Ungläubigen, der sich weiter nach Siklos gezogen, in das Gefecht voll mit hätte eingreifen können, wie es die Nächsten von ihm durch das Gehölz und über die Moräste hinweg thaten, wir Alle zu Gefangenen und Sclaven gemacht wären. Auch so jedoch ist unser Verlust groß genug."

Der Verlust auf christlicher Seite betrug an Todten nicht völlig tausend Mann, an Verwundeten die dreifache Zahl. Ungleich größer war derjenige der Türken. Denn

[1]) Sylvius, t. III, b. 25, p. 157.

[2]) Röder, Bd. II, S. 31 u. f. Ein sehr ausf. Originalber. b. Sylvius, t. III, b. 25, p. 155 enz

[3]) A. a. O., p. 157.

das völlig zersprengte Heer derselben hatte hinter sich den Strom der Drau. De Großwesir gelang es, in einem Nachen hinüber zu kommen; den anderen, wer sie Essek nicht erreichen konnten, blieb nur die Wahl, zu ertrinken oder unter de Schwerte der Christen zu fallen, die wegen des eigenen Mangels an Lebensmitteln keine Gefangene machten. Die Generale Gondola und Palffy, welche die Verfolgun an die Drau geleitet, schätzten die nach Essek hinein geflüchteten Türken auf 7000. Das war der Ueberrest einer Armee von mehr als 50.000 Mann.

Das gesammte Geschütz zu sechsundsechzig Stück, ferner 160 Fahnen und Sta darten, und das Lager mit dem Inhalt, fielen den Siegern zur Beute. Der Wert des Antheiles des Kurfürsten von Bayern ward auf zwei Millionen Ducaten geschätz Darunter war das weite Gezelt des Großwesirs. In demselben ward am Morge nach dem Siege die Dankesfeier gehalten. Marco d'Aviano eröffnete sie mit eine Predigt über die Psalmesworte Davids: In te, Domine, speravi: non confunda in aeternum.

Es waren damals vier Jahre verflossen seit dem Eintritte des jugendliche Prinzen Eugen von Savoyen in die kaiserliche Armee. Er hatte sich in dieser Schlach besonders hervorgethan, indem er auf dem linken Flügel an einer sehr festen Stell angreifend, zuerst den feindlichen Wall überstieg. Dafür ward er geehrt mit den Auftrage, die Siegesbotschaft dem Kaiser zu überbringen. Der dritte Türkensiege stieg empor.

* * *

Dem Großwesir Soliman dagegen bangte vor dem Geschicke, das seiner harre Er suchte dasselbe abzuwenden. Er hatte eine große Schlacht verloren, nicht jedoc unmittelbar damit auch feste Plätze oder einen Landstrich eingebüßt. Wenn er nu Essek zu halten vermöge, wenn er dabei zugleich dem Sultan eine Aussicht auf den Frieden eröffnen könne: so glaubte er sich gesichert betrachten zu dürfen. Er richtete a den Herzog von Lothringen, so wie an den Kurfürsten von Bayern, je ein Schreiben demüthiger als seit undenklichen Zeiten ein türkischer Großwesir ein solches unter zeichnet haben mochte. Er erkannte darin die Siege der kaiserlichen Waffen an al die Strafe Gottes für den türkischen Friedensbruch. Aber er beklagte nun die Greue des Krieges. Er pries die Segnungen des Friedens. Er bat, Vorschläge zu machen durch welche man wieder dahin gelangen könne.[2]) Die Bitte selber kündigte die Bereit willigkeit an, den Besitzstand zu gewähren, also Ungarn bis an die Drau dem Kaiser

Die kaiserlichen Heerführer antworteten nicht auf diese Bitte. Sie hatten nich die Aufgabe, zu unterhandeln, sondern ihren Sieg auszunutzen. Eben so wenig erfüllt sich die Hoffnung des Großwesirs auf die Haltbarkeit von Essek. Der General Düne wald, den der Herzog von Lothringen dagegen entsendete, fand die Stadt verlassen Die Besatzung war vorher geflohen. Dünewald nahm Peterwardein. Er besetzt Slavonien.

Wichtiger noch war der Gewinn nach D[illegible] Herzog seine Armee über die Donau nach Siebenbür[illegible]

[1]) Sylvius, l. 25, p. 158.

[2]) Die Schreiben bei Sylvius, t. III, l. 2[illegible]

persönlich bestimmte Vortheile zusichere. Caraffa bewilligte. Dann ward der Plan ins Werk gesetzt. Raditz ließ der Besatzung die Lebensmittel reichlicher austheilen als zuvor, und versteckte andere in die geheimsten Schlupfwinkel. Dann trat er zu der Gräfin mit der Meldung, daß das Vorhandene nicht lange mehr reiche, und gab den Rath, daß sie lieber rechtzeitig an eine vortheilhafte Capitulation denken möge, als daß sie sich, von Noth gedrungen, das Gebot des Siegers aufladen lasse. Die Gräfin folgte dem Rathe. Caraffa hatte Vollmacht. Er sicherte der Gräfin und ihren Kindern, Julie und Franz Rakoczy, alle Güter und Rechte ihrer Geburt zu. Die Vormundschaft der Kinder übernahm, gemäß dem letzten Willen des Vaters Rakoczy, der Kaiser. Die Gräfin Helena mit den zwei Kindern wurde nach Wien geführt. Einige Zeit später wurde die Gräfin gegen den von Tököly gefangenen General Heisler ausgewechselt.

Durch die Uebergabe von Munkacs kam der Kaiser in den Besitz der Insignien, mit welchen der Sultan Mohammed IV. im Jahre 1682 das beabsichtigte Königthum seines Dieners Tököly über Oberungarn ausgestattet hatte.

* * *

Daß damals und noch ferner ein Erfolg sich an den anderen reihte, war um so eher möglich bei den Zuständen auf türkischer Seite. Der Großwesir Soliman hatte dem Verderben, das ihm in Aussicht stand, entrinnen wollen durch einen schleunigen Friedensschluß. Auch wenn die kaiserlichen Heerführer geneigt gewesen wären, so war für Soliman selber ein solcher Ausweg nicht mehr möglich, weil nach der Flucht von Mohacs sich unter den Trümmern des türkischen Heeres Meuterei erhob, und in immer höheren Wellen zurückschlug bis zur hohen Pforte. Der Großwesir Soliman flüchtete nach Constantinopel. Dahin folgten ihm die Boten der Meuterer und verlangten von dem Sultan seinen Kopf. Mohammed IV. willfahrte. Eine zweite Botschaft der Meuterer verlangte die Absetzung einer Reihe von höheren Würdenträgern. Auch darin willfahrte Mohammed IV. Dagegen bat er, daß die Truppen nicht nach Constantinopel kommen, sondern in Sophia und Philippopel überwintern möchten. Allein seine gemachten Concessionen genügten nicht mehr. Die dritte Botschaft der Meuterer traf ein, im November 1687. Sie verlangte die Entkleidung, d. i. die Absetzung des Sultans Mohammed IV., der, ganz seiner Jagdlust hingegeben, sich um das Wohl des Reiches nicht kümmere, und darum an allem Uebel die Schuld trage.[1]) Der Kaimakam, an den diese Bitte oder vielmehr dieser Befehl der Meuterer gelangte, willfahrte. Niemand trat für Mohammed IV. ein. Sein Bruder Soliman, der im Gefängnisse seit langen Jahren gefaßt war auf den Todesbefehl, zu welchem dennoch Mohammed IV. den Entschluß nicht fassen konnte, ward hervorgeholt, und, ungeachtet seines Widerstrebens, auf den Thron gesetzt. Dafür stieg der bisherige Sultan, Mohammed IV., in denselben Kerker hinab. Doch ward auch ihm, was bis dahin unerhört, das Leben vergönnt.[2])

Die Meuterei war damit noch nicht zu Ende, sondern flammte wiederholt, in Constantinopel und an anderen Orten, zu schrecklichen Greuelthaten auf. In dieser Bedrängniß sehnte sich der neue Sultan Soliman II., der, selber unkriegerisch, in seiner

[1]) Hammer, Bd. III. S. 803.
[2]) Kantemir, S. 561.

Weisung bekommen, zu verfahren nach Recht und Gesetz. Aber es ward ein besonderes Gericht delegirt. Damit weder Religion noch Nationalität einen Vorwand böte, wurden die Richter ernannt aus Ungarn und anderen kaiserlichen Unterthanen, Katholiken und Protestanten. Nach dem Spruche dieses Gerichtes wurden acht Häupter der Verschworenen auf dem Markte zu Eperies öffentlich hingerichtet.[1] Die Stimmung vieler Ungarn über diese Vorgänge drängt sich zusammen in den Namen des Bluttheaters von Eperies. Der Name Caraffas wurde ihnen ein Name der Verwünschung und des Fluches.

Es ist hier ein merkwürdiger Unterschied hervorzuheben. Es dürfte schwer sein, ein ungarisches Buch über die Geschichte jener Zeiten anzutreffen, welches sich nicht in scharfen Ausdrücken über das Blutgericht von Eperies erginge. Aber drei Jahre zuvor hatte Emerich Tököly, der im Dienste der Türken und für das Gold Ludwigs XIV. sein Vaterland verdarb, an denjenigen seiner Landsleute, welche die Amnestie ihres rechtmäßigen Herrn und gekrönten Königs annahmen, seine Rache geübt mit Schwert und Feuer. Er hatte fünfzehn ungarische Edelleute gespießt, zehn gehängt, sechsundneunzig geköpft.[2] Die Thaten des späteren Blutgerichtes von Eperies dürften demnach von dem früheren des Emerich Tököly in aller Beziehung überboten sein. Aber nicht Tököly lebt in der Erzählung und der Sage der Ungarn fort als ein Ungeheuer, sondern Caraffa. Gegen den Letzteren jedoch erhoben auch treue Ungarn schwere Klage vor dem Kaiser. Leopold ließ ihn zu sich bescheiden und tadelte ihn scharf. Sein Vertrauen jedoch blieb dem erprobten General.

Im Sommer 1687 hatten sich auf den Wunsch des Kaisers die ungarischen Magnaten zahlreich in Wien eingefunden. Am 13. August, dem Tage nach der Schlacht von Mohacs, also vor der Kunde derselben in Wien, ließ der Kaiser ihnen seine Vorschläge machen zur Pacification von Ungarn. Der erste und wesentlichste war derjenige der Krönung des Erzherzogs Joseph als des Erbkönigs von Ungarn. Der Kaiser berief sich dafür mit Nachdruck auf die Wünsche des Papstes Innocenz XI. Von seiner Seite verhieß dagegen der Kaiser die Bestätigung der Rechte und Privilegien der Stände von Ungarn. Die Magnaten, voran unter ihnen Paul Szecheny, damals Erzbischof von Kalocza, und der Palatin, Graf Paul Esterhazy, versprachen dafür einzutreten. Zum Abschiede übergab der Kaiser den Kronhütern, den Grafen Zichy und Erdödy, die Stephanskrone, die der Palatin in den bedrängnißvollen Julitagen des Jahres 1683 dem Kaiser eingeliefert hatte. (Vgl. S. 203). Nur darum, sagte Leopold, habe er sie aus Preßburg hinwegführen lassen, damit sie bei ihm sicher sei. Er selber sei bisher der Kronhüter gewesen, und habe sie verwahrt in seinem Schlafgemache.[3]

Am 31. October 1687 eröffnete der Kaiser den Landtag zu Preßburg. Er wies hin auf das Unglück langer Jahrzehnte, aber auch auf die Erfolge der nächst verflossenen Jahre. Er hob hervor, daß das einzige Heilmittel gegen die Wiederholung des Unglückes bestehe in einer gesicherten Erbfolge, beginnend mit der Krönung seines

[1] Wagner gibt diese Zahl an. Nach der furchtbaren Schilderung, welche die Histoire des troubles de Hongrie, liv. IV. p. 115 et suiv. entwirft, müßte die Zahl größer sein. Aber es werden dort nur vier namentlich aufgezählt.

[2] Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. III. S. 380.

[3] Theatrum Europaeum, Theil XIII, S. 105 u. f. — Wagner, t. II, p. 30 sq.

Sohnes Joseph als Erbkönigs. Es stehe in seiner Macht, ließ er sagen, Ungarn zu behandeln als erobertes Königreich, ein neues Gesetz, eine neue Verfassung aufzurichten. Er wolle es nicht. Er wolle die alte Verfassung bestätigen, mit Ausschluß jedoch des einen Statutes des Königs Andreas von 1222, welches den Ständen, im Falle der wahren oder vermeintlichen Kränkung ihrer Privilegien, das Recht der Waffen wider den König zuspreche; denn dieses Statut, das göttlichem und menschlichem Rechte zuwider laufe, sei durch die Erfahrung der letzten Jahrhunderte dargethan als der Brunnquell unendlichen Jammers für das Königreich.

Es währte mehrere Tage, bis die sämmtlichen Stände von Ungarn einig wurden, auf dies unselige Statut zu verzichten. Endlich wichen sie. Der Kaiser dagegen ging ein auf alle anderen Wünsche. Das Gericht von Eperies ward aufgehoben. In Betreff der Religion bezog sich der Kaiser auf den Schluß von Oedenburg von 1681. (Vgl. S. 87 u. f.). Somit war alles geebnet. Zum ewigen Gedächtnisse der Wohlthaten, welche das Königreich von dem Hause Habsburg empfangen, anerkannten die Stände von Ungarn die erbliche Succession desselben, nach dem Rechte der Erstgeburt, mit dem Vorzuge des Mannesstammes.

Am 9. December 1687 erfolgte zu Preßburg die Krönung von Leopolds erstgeborenem, nun neunjährigem Sohne Joseph als Erbkönig von Ungarn. In seinem Krönungseide beschwor Joseph die Rechte und Privilegien der Stände von Ungarn, mit ausdrücklicher Ausnahme jenes Statutes des Königs Andreas. Die Aufhebung desselben war ein rechtlicher Gewinn des Königthumes: sie änderte nicht das thatsächliche Verhältniß, nämlich die Neigung bei diesem oder jenem ungarischen Magnaten, das unheilvolle Statut dennoch als ein Palladium der Freiheit zu betrachten und dieser Neigung entsprechend zu handeln. So hatten es Leopold und Joseph selber später zu erfahren. Damals aber, am 9. December 1687, schauten Alle mit froher Hoffnung in die Zukunft.

Denn, in der That, noch niemals vorher mochte der St. Martins-Dom in Preßburg eine so feierliche und so prachtvolle Krönung erblickt haben. Neben dem Hochaltare, an der Evangelienseite, sah man auf erhöhten Thronen das Kaiserpaar, beide gekrönt; gegenüber, an der Epistelseite, die Cardinäle Buonvisi und Kolonitsch, ihnen folgend die Botschafter der befreundeten Mächte. Näher zum Hochaltare sah man an der Evangelienseite zwölf ungarische Bischöfe und vierzehn Aebte, an der Epistelseite eine große Anzahl ungarischer Magnaten. In der Mitte vor dem Chore befand sich der Sitz des jungen Königs. Zur Rechten und zur Linken von ihm wallten je fünf Fahnen, welche zehn zur Stephanskrone gehörige Königreiche bedeuten sollten, nämlich: Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Serbien, Bosnien, Gallizien, Lodomerien, Bulgarien, Cumanien. Nachdem der Palatin dreimal die übliche Frage Frage gestellt: „Wollen wir den Erzherzog Joseph von Oesterreich zum Könige von Ungarn krönen?" — und dreimal darauf die bejahende Antwort erhalten, überreichte er die Krone dem Primas, Erzbischof von Gran, Georg Szelepcseny. Wir haben den würdigen Hirten kennen gelernt in Anlaß der Belagerung von Wien, wo er dem Bischof Kolonitsch die Vollmacht gab, seine in Wien liegenden Gelder für die Soldaten zu verwenden (S. 211 u. f.) Auch ihm war es dann, ungeachtet seines hohen Alters, vergönnt gewesen, gleich wie Innocenz XI., den Siegeslauf der kaiserlichen Waffen mit sterblichem Auge zu schauen, und nunmehr den Erfolg zu besiegeln. Als

der sechsundachtzigjährige Greis alle Ceremonien vollzogen, dem neunjährigen Könige die Krone aufgesetzt, den Mantel des heil. Stephan umgelegt, brach er in die Worte aus: er werde nun im Frieden seine Augen schließen, wo ihn Gott der Gnade gewürdigt, daß in einer Zeit, wo ein Innocentius den Stuhl Petri besitze, er die Unschuld auf dem Throne habe krönen dürfen. [1])

Auch das Urtheil Marco d'Avianos über die Ungarn lautete günstiger als ein Jahr zuvor. Auf die Mittheilung des Geschehenen erwiederte er dem Kaiser: „Man muß in aller Beziehung die milden und gnädigen Verfügungen loben, welche Ew. K. Majestät gegenüber den Ungarn getroffen. Denn diese Nation läßt sich durch Güte und Milde in der Treue erhalten, und es gilt bei ihnen das Sprichwort: Verbum dulce facit amicos et pacificat inimicos." [2])

* * *

Der Siegeslauf der kaiserlichen Waffen stand inzwischen nicht still. Die türkische Besatzung in Erlau, schwer bedrängt durch den General Caraffa von außen, durch den Hunger von innen, war bereit zu capituliren. Aber, eingedenk eines eigenen früheren Vertragsbruches, und darum das Recht der Vergeltung fürchtend, verlangte sie die Unterschrift der Capitulation durch den Kaiser. Leopold gewährte. Noch in Preßburg erhielt er die Kunde der Uebergabe der Stadt.

Einige Wochen später folgte, nach dreijährigem Widerstande, auch die Felsenveste Munkacs, welche bis dahin Helena Tököly, die frühere Witwe Rakoczy, geborene Zriny, vertheidigt hatte. Der Hergang dieser Capitulation, wie er auf ungarischer Seite dargestellt wurde, [3]) ist charakteristisch für die handelnden Personen. Nach diesem Berichte verlief die Sache wie folgt.

In Folge der Niederlage der Türken und der Wirren, die sie im osmanischen Reiche nach sich zog, gab Tököly die Hoffnung auf, Munkacs zu entsetzen. Er schrieb daher an seine Frau: sie möge einen Priester nach Rom entsenden und dem Papste vorschlagen lassen, daß, wenn Se. Heiligkeit vortheilhafte Bedingungen für ihn bei dem Kaiser erwirken könne, er nicht blos selber katholisch werden, sondern auch nach Kräften beitragen wolle, das Lutherthum auszutilgen. Der Brief war in Ziffern geschrieben, deren Schlüssel nur die Gräfin besaß. Sie jedoch übergab ihn dem Kanzler Absalom, einem eifrigen Lutheraner, dem nur ein anderer Ziffern-Schlüssel für minder wichtige Sachen anvertraut war. Er verlangte also den Schlüssel der Gräfin. Achtlos dessen, daß der Brief ein nur für sie selber bestimmtes Geheimniß enthalte, gab sie den Schlüssel hin.

Der Inhalt der Zifferschrift überraschte den Absalom aufs höchste. Als eifriger Lutheraner beschloß er, den Plan des Tököly zu vereiteln und zugleich für sich selber aus der Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Aber er konnte dies nur im Einverständnisse mit dem Commandanten, Namens Raditz. Diesem, der ebenfalls Lutheraner, vertraute Absalom den Brief und seinen Plan an. Raditz ging ein. Sie beide setzten sich mit dem General Caraffa in Verbindung. Sie erboten sich, die Gräfin in die Nothwendigkeit zu bringen, die Burg zu übergeben, wenn der General ihnen beiden

[1]) Rinck, Bd. II, S. 470.

[2]) Vom 28. Januar 1688.

[3]) Histoire des révolutions d' Hongrie, lib. IV, p. 125.

persönlich bestimmte Vortheile zusichere. Caraffa bewilligte. Dann ward der Plan ins Werk gesetzt. Raditz ließ der Besatzung die Lebensmittel reichlicher austheilen als zuvor, und versteckte andere in die geheimsten Schlupfwinkel. Dann trat er zu der Gräfin mit der Meldung, daß das Vorhandene nicht lange mehr reiche, und gab den Rath, daß sie lieber rechtzeitig an eine vortheilhafte Capitulation denken möge, als daß sie sich, von Noth gedrungen, das Gebot des Siegers aufladen lasse. Die Gräfin folgte dem Rathe. Caraffa hatte Vollmacht. Er sicherte der Gräfin und ihren Kindern, Julie und Franz Rakoczy, alle Güter und Rechte ihrer Geburt zu. Die Vormundschaft der Kinder übernahm, gemäß dem letzten Willen des Vaters Rakoczy, der Kaiser. Die Gräfin Helena mit den zwei Kindern wurde nach Wien geführt. Einige Zeit später wurde die Gräfin gegen den von Tököly gefangenen General Heisler ausgewechselt.

Durch die Uebergabe von Munkacs kam der Kaiser in den Besitz der Insignien, mit welchen der Sultan Mohammed IV. im Jahre 1682 das beabsichtigte Königthum seines Dieners Tököly über Oberungarn ausgestattet hatte.

* * *

Daß damals und noch ferner ein Erfolg sich an den anderen reihte, war um so eher möglich bei den Zuständen auf türkischer Seite. Der Großwesir Soliman hatte dem Verderben, das ihm in Aussicht stand, entrinnen wollen durch einen schleunigen Friedensschluß. Auch wenn die kaiserlichen Heerführer geneigt gewesen wären, so war für Soliman selber ein solcher Ausweg nicht mehr möglich, weil nach der Flucht von Mohacs sich unter den Trümmern des türkischen Heeres Meuterei erhob, und in immer höheren Wellen zurückschlug bis zur hohen Pforte. Der Großwesir Soliman flüchtete nach Constantinopel. Dahin folgten ihm die Boten der Meuterer und verlangten von dem Sultan seinen Kopf. Mohammed IV. willfahrte. Eine zweite Botschaft der Meuterer verlangte die Absetzung einer Reihe von höheren Würdenträgern. Auch darin willfahrte Mohammed IV. Dagegen bat er, daß die Truppen nicht nach Constantinopel kommen, sondern in Sophia und Philippopel überwintern möchten. Allein seine gemachten Concessionen genügten nicht mehr. Die dritte Botschaft der Meuterer traf ein, im November 1687. Sie verlangte die Entkleidung, d. i. die Absetzung des Sultans Mohammed IV., der, ganz seiner Jagdlust hingegeben, sich um das Wohl des Reiches nicht kümmere, und darum an allem Uebel die Schuld trage.[1]) Der Kaimakam, an den diese Bitte oder vielmehr dieser Befehl der Meuterer gelangte, willfahrte. Niemand trat für Mohammed IV. ein. Sein Bruder Soliman, der im Gefängnisse seit langen Jahren gefaßt war auf den Todesbefehl, zu welchem dennoch Mohammed IV. den Entschluß nicht fassen konnte, ward hervorgeholt, und, ungeachtet seines Widerstrebens, auf den Thron gesetzt. Dafür stieg der bisherige Sultan, Mohammed IV., in denselben Kerker hinab. Doch ward auch ihm, was bis dahin unerhört, das Leben vergönnt.[2])

Die Meuterei war damit noch nicht zu Ende, sondern flammte wiederholt, in Constantinopel und an anderen Orten, zu schrecklichen Greuelthaten auf. In dieser Bedrängniß sehnte sich der neue Sultan Soliman II., der, selber unkriegerisch, in seiner

[1]) Hammer, Bd. III, S. 803.

[2]) Kantemir, S. 561.

langen Haft sich eher zum türkischen Theologen ausgebildet hatte, nach dem Frieden. Dazu trat eine Mahnung von außen. Der Prinz von Oranien, der mit immer steigender Sorge täglich auf einen neuen Friedensbruch Ludwigs XIV. gefaßt war, wünschte dringend, daß der Kaiser aus der Verwickelung des Türkenkrieges sich lösen möge. Daher trat der holländische Botschafter in Constantinopel, Colyer, für den Frieden ein. Er versicherte, daß eine türkische Friedensbotschaft den Kaiser willig finden werde.[1]) Soliman II. entschloß sich, an den Kaiser eine Botschaft abzusenden, dem Namen nach, um seine Thronbesteigung kund zu thun, in der Wirklichkeit, um den Frieden zu erbitten. Jedoch gedieh der Entschluß dieser Botschaft zur Reife erst im Sommer des Jahres 1688.

* * *

Zunächst also stand jedenfalls noch ein Feldzug in Aussicht, derjenige des Jahres 1688. Mit besonderer Hoffnung schauten demselben vor allen anderen die zwei Persönlichkeiten entgegen, deren Beistandes der Kaiser Leopold in aller Beziehung sicher war: der Papst Innocenz XI. und Fra Marco d'Aviano. Der Letztere war nach der Schlacht von Mohacs der Einladung des Kurfürsten von der Pfalz, des Schwiegervaters des Kaisers, gefolgt, und dann im weiten Bogen über die Schweiz nach Venedig heimgekehrt. Von dort aus meldete er, im December, dem Kaiser, daß er aller Orten die Menschen warm gefunden habe für die glorreichen Erfolge der kaiserlichen Waffen. Der französische Gesandte in der Schweiz habe ihm gesagt, daß er, Marco d'Aviano, viel Gutes würde ausrichten können, wenn er so wie zu ihm, dem Gesandten, auch einmal zu dem Könige reden würde. — Der Gesandte scheint demnach von Ludwig XIV. eine bessere Meinung gehabt zu haben, als welche die Thatsachen uns Späteren aufzwingen.

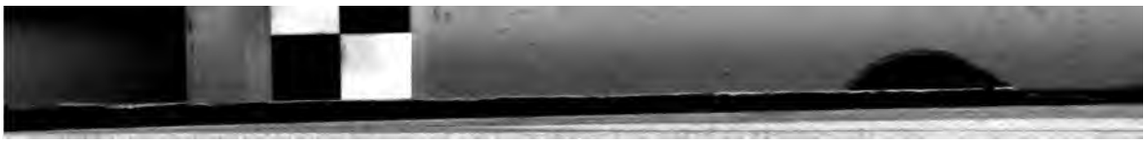
Als das Object des nächsten Feldzuges bezeichnet Marco d'Aviano, im December 1687, dem Kaiser die Stadt Belgrad: von da aus werde dann dem Marsche auf Constantinopel kein Hinderniß mehr im Wege stehen.[2]) — Nachdem Marco d'Aviano schon sein Schreiben beendet, steigt in ihm der Gedanke auf, diesem Vorschlage stärkeren Nachdruck zu geben durch die Berufung auf den Papst. Er fügt daher in einer Nachschrift hinzu: „Ich weiß Ew. K. Majestät zu sagen, daß der Papst den Wunsch hegt, Ew. K. Majestät möchten im nächsten Feldzuge den Angriff auf Belgrad versuchen. Mit der Hilfe Gottes, Marias und des Erzengels Gabriel wird dies hoffentlich gelingen, und dann werden die kaiserlichen Waffen vordringen auf Constantinopel."[3])

So standen die Dinge am Schlusse des Jahres 1687. Aber wie es Viele gab, die damals mit großen Hoffnungen für die Christenheit in die Zukunft blickten: so regte sich in anderen Persönlichkeiten der Neid, und aus dem Neide entquoll der Wunsch, diesen Erfolgen entweder ein Ende zu machen oder diese günstige Gelegenheit der Verwickelung des Kaisers im fernen Südosten nach einer anderen Richtung hin auszubeuten.

[1]) Finalbericht des ven. Botschafters Cornaro, S. 290.

[2]) Nella prossima campagna si renderà facile l'impresa di Belgrado, e poi di là senza ostacolo tendere verso Constantinopoli.

[3]) So dire a V. M. C. che il Papa desiderarebbe che V. M. C. tentasse nella prossima campagna l'acquisto di Belgrado, e spero farà con facilità con l'ajuto di Dio, di Maria e S. Gabriele Arcangelo, et anco con le sue armi s'avanzerà verso Constantinopoli.



Das Jahr 1688.

Unter jenen Umständen eröffneten sich dem kaiserlichen Heere für den Feldzug von 1688 glänzende Aussichten.

Allein würden sie genügend ausgenutzt werden? — Diese Frage lag vor allen Anderen dem Fra Marco d'Aviano am Herzen. In seinen Meldungen aus den Feldzügen bis dahin hatte er dem Kaiser unablässig seine Klage über das Zaudern ausgesprochen. Um dies Mal zuvorzukommen, begann er seine dringende Mahnung schon im Januar: „Wenn jemals, schrieb er dem Kaiser am 28. Januar, so ist es dies Mal erforderlich, daß die kaiserliche Armee frühzeitig im Felde stehe. Wenn dies geschieht, so wird sie hoffentlich bald Belgrad nehmen, und damit fällt Serbien und Bosnien, wird der Besitz des gesammten Königreiches Ungarn, Slavoniens und Siebenbürgens gesichert, und es folgen die Moldau und die Walachei und Bulgarien. Dann ist die Zeit gekommen, den jugendlichen König von Ungarn auch zum römischen Könige wählen und krönen zu lassen." „Vor Allem, schließt Marco d'Aviano, mögen Ew. K. Majestät sich die Beschleunigung angelegen sein lassen und dann werden Sie Wunder sehen. Nur nicht zweifeln, sondern vertrauen.[1]) Allerdings erregen die französischen Bewegungen großes Staunen in Italien; aber der Ausgang wird zeigen, daß man dort nicht wagen wird, dem kundbaren Willen Gottes entgegen zu handeln."

Die Mahnung Marco d'Avianos zum schleunigen Handeln war dies Mal um so mehr zeitgemäß, weil der meuterische Zustand in der Türkei sich bis tief in den Frühling 1688 hinein erstreckte. Allein in Wien stand entgegen die herkömmliche Langsamkeit, und alle die anderen Mängel in der Verwaltung, deren Tadel wir von den venetianischen Botschaftern zur Zeit des Kaisers Leopold so oft vernommen haben. Beim Beginne des Feldzuges von 1688 trat aber noch ein besonderes Unglück hinzu. Als Marco d'Aviano in Wien eintraf, im Mai, fand er den Herzog Carl von Lothringen krank darnieder liegend.

Eben damals capitulirte die türkische Besatzung von Stuhlweißenburg. Im Juni ward Lippa erstürmt. Kanizsa und Szigeth wurden blokirt. Aber was war dies Alles gegen die starke Festung Belgrad, die, auf dem Winkel des Zusammenflusses der Donau und der Save gelegen, beide große Ströme beherrschte! Seitdem Soliman der Prächtige im Jahre 1521 sie hinweggenommen, hatte sie gedient als das Ausgangsthor der osmanischen Macht, um Ungarn zu überschwemmen. Allen voran hob Marco d'Aviano die strategische Bedeutung von Belgrad hervor. „Ohne den Besitz von Belgrad, meldet er dem Kaiser, sind alle bisher gemachten Eroberungen nur zeitweilig, ohne Bürgschaft, und daher nicht von großem Vortheile."[2]) „Die Wohlfahrt Ew. K. Majestät und der gesammten Christenheit fordert, daß wir Belgrad nehmen. Eben darum arbeiten Frankreich und alle anderen Neider entgegen." Er spricht sogar die Besorgniß aus, daß französische Pistolen sich bereits bis in die kaiserliche Armee hinein durchgebohrt haben. Die Persönlichkeit des Herzogs von Lothringen, vor welcher allein der Widerspruch nicht laut zu werden wage, sei für

[1]) E non dubiti, ma confidi!

[2]) Senza della quale l'imprese di V. M. C. sono solo ad tempus, et senza Belgrado d'aggrario e non di sicurezza e per conseguenza di gran avantaggio.

diesen Zug durchaus nothwendig, und der Herzog grämte sich mehr um das Nicht-Können, als um seine Krankheit selbst.

Wie zwei Jahre zuvor der Kaiser und Marco d'Aviano unter sich einverstanden gewesen waren über Buda als das Angriffs-Object: so stimmte nun der Kaiser dem Pater Marco in Betreff Belgrads völlig zu. Eben darum gereichte auch ihm um so mehr die Krankheit Lothringens zum schweren Kummer. Eine Reihe von Wochen verging ungenutzt, und selbst im Juli war geringe Aussicht, daß der Herzog noch an dem laufenden Feldzuge Antheil nehmen könne. Inzwischen hatte der Kurfürst Max Emanuel sich zum Oberbefehle erboten. Der Kaiser konnte es ihm nicht abschlagen, so jedoch, daß er dem jugendlichen Manne die erprobten Führer Caprara und Caraffa zur Seite stellte, und zugleich dem Pater Marco die Sachlage anbefahl. „Ew. Hochwürden, schreibt ihm der Kaiser, kennen ja den Kurfürsten als wohlgesinnt und als Soldaten, der bei diesem Anlasse seine gute Absicht bewähren wird. So bitte ich nur ein Auge darauf zu haben, daß nicht etwas vorfällt, was Nachtheil bringen könnte. Ich vertraue darauf, daß Ew. Hochwürden in allen Dingen dem Kurfürsten zur Seite stehen, und zum Besten auf ihn einwirken werden, besonders auch für das in diesem Falle so wichtige gute Einverständniß mit Caprara und Caraffa." [1])

Als der Kaiser diese Worte an Marco d'Aviano niederschrieb, am 17. Juli, war schon das entsprechende Erbieten Marco d'Avianos, vom 13. Juli, auf dem Wege zu ihm. Denn, da vorauszusehen war, daß bei der fortdauernden Krankheit Lothringens, es zu der Uebertragung des Commandos an Max Emanuel kommen werde, so bot Marco d'Aviano dem Kaiser im Voraus dafür seine Dienste an. „Ich werde nicht ermangeln, schreibt er am 13. Juli, ihm beizustehen, und ihm mit Aufrichtigkeit und Wahrheit alles vorzustellen, was ich als zweckmäßig und nothwendig erkenne. Und ich hoffe davon einen guten Erfolg." [2])

Darüber indessen war der Monat Juli bis über die Hälfte verflossen, und somit hatte man den Vortheil eingebüßt, daß in Folge der Meuterei in Constantinopel die Besatzung von Belgrad bis tief in den Monat Juni hinein nicht verstärkt worden war.

* * *

Am 28. Juli traf der Kurfürst Max Emanuel in Peterwardein ein, und übernahm den Oberbefehl über die reichlich 30.000 Mann zählende Armee. Die Vorbedingung einer Belagerung von Belgrad war der Uebergang über die Save. Daß dieser Uebergang versucht werde, war der ausgesprochene Wille des Kaisers, obwohl ihm nicht unbekannt war, daß viele Einwände dagegen erhoben wurden. Er vertraute auf den Pater Marco, welcher wissen werde, die Häupter der Armee dennoch zu überzeugen. [3]) In der That gelang es der feurigen Beredsamkeit des Kapuziners, die

[1]) Vom 17. Juli: Come V. R. conosce il Prencipe che è di buonissima intenzione e guerriere, e che con quest' impiego havrà buona intenzione, cosi si dovrà bene haver l'occhio, acciò non succeda cose che potessero essere di danno. Io confido che V. R. assisterà a tutto e disporrà l'Elettore per il meglio, e s'intenda anco bene col Caprara e Caraffa, che potrà far il più in questo particolare.

[2]) Et io non mancherò d'assisterli e rappresentarli con sincerità e verità tutto quello conosco utile e necessario, e ne spero ogni buon esito.

[3]) An Marco d'Aviano, 18. Juli: Nel resto io tengo fermo nel volere che l'armata passi la Sava e si faccia l'impresa di Belgrado, benchè veda che molti non convengano. V. R. persuaderà tutt e li insinuerà, acciochè non si perda si bella occasione.

vielfachen Bedenken gegen das Wageſtück dieſes Ueberganges zum Schweigen zu bringen. Am 7. Auguſt erfolgte im Angeſichte des Feindes der Uebergang, der die Bewunderung der Kriegeskundigen Europas hervorrief. Man rückte vor Belgrad. Es gelang die Vorſtadt in Brand zu ſetzen, was nicht im Intereſſe der Vertheidigung, ſondern des Angriffes lag. Marco d'Aviano bezeichnete beide Erfolge als Wunder von Gott, und konnte doch mit gerechtem Stolze hinzufügen, daß ohne ihn ſie nicht errungen wären.[1])

Dann jedoch ſtockte die Belagerung wegen des Mangels der ſchweren Geſchütze, die erſt von Buda herabkommen mußten. Zu dieſem Zwecke hatte, wie der Hofkriegsrath tadelnd meldete, die Hofkammer als die oberſte Finanzbehörde, bis zum Ende des Monates Juli, weder Schiffsleute, noch Fahrzeuge, noch Geld verfügbar geſtellt, und es kam dahin, daß Officiere, im Eifer für die Sache, von ihrem Eigenen darliehen.[2]) Sowohl der Kurfürſt als Marco d'Aviano brachten ihre Klage über dieſen Mangel an Ordnung direct an den Kaiſer.

Nachdem endlich, im Auguſt, das ſchwere Geſchütz vor Belgrad eingetroffen war, begann mit allem Nachdrucke die eigentliche Belagerung. Inzwiſchen war der Herzog von Lothringen ſo weit geneſen, daß er ſich ſtark genug fühlte, zur Armee aufzubrechen. Der Kaiſer glaubte für dieſen Fall, der noch im Juli nicht einmal wahrſcheinlich war, mit dem Kurfürſten Max Emanuel bei deſſen Durchreiſe durch Wien alles geordnet zu haben, nämlich ſo, daß dann der Herzog von Lothringen das Commando eines Beobachtungs-Corps übernehmen werde. Aber Max Emanuel gerieth auf die Nachricht der bevorſtehenden Ankunft des Herzogs in die heftigſte Erregung. Bis dahin hatte er allein die begründete Ausſicht auf den Ruhm der Eroberung von Belgrad. Wenn jedoch der Herzog von Lothringen vorher eintraf, ſo war die Ehre getheilt. Die Meldungen von Marco d'Aviano an den Kaiſer laſſen erſehen, daß der Kurfürſt ſich in ſehr lebhaften Ausdrücken erging. Dieſe Ausdrücke riefen die Erinnerung wach, daß die franzöſiſche Politik vor dieſem Feldzuge von 1688 ſich ſehr bemüht hatte, den jungen Kurfürſten wieder für ſich zu gewinnen.[3]) Der Kaiſer ſuchte durch ein Handſchreiben, und durch die gütlichen Reden Marco d'Avianos ihn zu beſchwichtigen. Es gelang nicht völlig, ſo daß auch Marco d'Aviano wünſchte: der Herzog möge ſeine Ankunft hinaus zögern. Wiederum aber war es ſchwer, dem Herzoge einen ſolchen Wunſch auszuſprechen. Der Kaiſer, beiden Fürſten hoch verpflichtet, befand ſich ihnen gegenüber in ſchwerer Verlegenheit, über die er nur zu Marco d'Aviano ſich auszuſprechen wagte.[4]) Da der Kurfürſt auf die früher in Wien getroffene Abrede nicht mehr einging, ſo machte der Kaiſer den Vorſchlag, daß der Herzog mit einem Corps von 6000 Mann Cavallerie einen Streifzug nach Bosnien hin unternehmen möge. Es traf ſich, daß Caraffa, auf deſſen Vermittelung der Kaiſer bei dem Herzoge von Lothringen, wie auf diejenige Marco d'Avianos bei dem Kurfürſten, beſonders vertraute, auf der Durchreiſe in Buda dem Herzoge einen ähnlichen

[1]) Schreiben vom 16. Auguſt: Nell' ultima mia portai l'avviso a V. M. C. degli ottenti successi, e del passaggio della Sava e dell'incendio della città di Belgrado, tutti successi per unico miracolo di Dio, e posso attestare V. M. C. che, se io non fussi stato, mai si sarebbe conseguito quello è conseguito.

[2]) Röder, Bd. II. S. 61, Note 1.

[3]) Schreiben Marco d'Avianos vom 13. Juli: Per quello si crede e si dice, habbia la Francia quasi acquistato questo prencipe con alienazione di V. M. C., che Dio ci guardi!

[4]) Am 24. Auguſt: Confesso a V. R. che da gran tempo in quà non son stato tanto in pena come per questo accidente, che m' afflige estremamente.

Vorschlag machte. Der Herzog willigte ein, und der Kurfürst hatte gegen ein Auskunftsmittel, welches ihm den in Aussicht stehenden Ruhm von Belgrad allein beließ, keinerlei Bedenken. So ward die Differenz im voraus geschlichtet, ohne daß sie offen hervorgetreten wäre.[1]) Für uns Spätere jedoch führt die Erwägung aller Umstände zu dem Schlusse, daß die Ehre, das persönliche Interesse demjenigen der Sache untergeordnet zu haben, nicht dem Kurfürsten von Bayern, sondern dem kaiserlichen Oberfeldherrn Carl von Lothringen gebührt.

Nachdem am 21. August die Laufgräben vor Belgrad eröffnet waren, forderte bereits am 5. September der Kurfürst den Commandanten zur Uebergabe auf. Dieser erwiederte: in dieser Sache werde geschehen, was Gott beschlossen habe; er selber aber und die Besatzung seien Willens ihr Heil noch ferner zu versuchen. Am nächsten Tage erfolgte der Generalsturm. Nach einem schweren Kampfe von zwei Stunden wehten von den Thürmen von Belgrad die kaiserlichen Fahnen.

Die türkische Friedensbotschaft an den Kaiser, zu welcher der Sultan Soliman, auf das Andringen der Republik der Niederlande, im Juni dieses Jahres sich entschlossen, war unterdessen so nahe heran gekommen, daß sie fast Augenzeuge der Erstürmung von Belgrad war. Am zweiten Tage hernach ließ der Kurfürst Max Emanuel sie zur Audienz vor, in demselben Lusthause, in welchem fünf Jahre zuvor in der gleichen Jahreszeit der Sultan Mohammed IV. täglich auf die Nachricht des Falles von Wien gehofft. Die Dinge hatten seitdem sich verändert. Belgrad galt im Abendlande als der Schlüssel des osmanischen Reiches. Es ergieng allgemein die Rede, daß von Belgrad bis Constantinopel keine Festung mehr sei, die sich halten könne vor den sieggewohnten Regimentern des Kaisers. Die Zeit nahe heran, wo die Fahne des weströmischen Kaisers wehen werde auf dem Palaste von Ostrom, dem alten Byzantium, wo das Kreuz wieder ragen werde auf der Sophienkirche. Bereits vertheilte man im Scherze die Länder. Der Kaiser, hieß es zum Beispiele im Haag, werde seinen Schwager von Lothringen ernennen zum Könige von Macedonien und Thessalien.[2]) Der Kaiser Leopold sei berufen, das Werk hinauszuführen, welches einst Carl V. sich als die Aufgabe des römischen Kaisers gesetzt, an deren Ausführung der immer erneute Angriff des Königs Franz I. von Frankreich ihn gehindert: die Zurückwerfung der Türken über den Hellespont nach Asien.

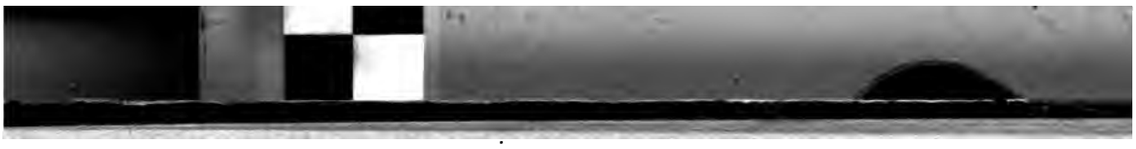
Allein wie Carl V. auf allen seinen Wegen den König Franz I. als seinen Gegner gefunden: so Leopold auf den seinigen den König Ludwig XIV. In denselben Tagen, wo die kaiserliche Fahne von den Thürmen von Belgrad aus verkündete, daß dies Bollwerk der Christenheit wieder gewonnen, ward der Fortgang dieser Siege in Frage gestellt durch die entsetzensvolle Kunde, daß der König von Frankreich, abermals friedbrüchig, seine Truppen über den Rhein marschiren lasse.

* * *

Wir haben bereits aus den früheren Jahren die spöttische Rede vernommen, mit welcher Ludwig XIV. die Mahnung an das Beispiel seines Ahnherrn Ludwig IX. in Betreff Aegyptens zurückwies (S. 41). Und doch lagen, namentlich im Jahre 1688, die Umstände in dieser Beziehung so ungleich günstiger für ihn als einst für Ludwig IX.

[1]) Die Corresp. d. K. Leopold u. Marco d'Avianos. — Man sehe auch Röder, Bd. II, S. 65, N. 1.

[2]) Die Berichte des kais. Residenten Kramprich aus dem Haag, im September 1688.



In der That gab es unter den Zeitgenossen, auch außer dem Papste Innocenz XI., nicht wenige Unbetheiligte, welche im Interesse der Christenheit und Frankreichs selber, hofften oder doch wünschten, daß der König von Frankreich sich dem Bunde der drei christlichen Mächte wider das Osmanenthum anschließen möge. Diese Richtung fand ihren Ausdruck durch den deutschen Patrioten Leibniz.[1]) „Wer hinderte denn, ruft er nach dem Ausbruche des neuen Krieges von 1688, den König von Frankreich, Antheil zu haben an den Eroberungen gegen die Türken? Seine Seemacht und überhaupt seine bereit stehenden Streitkräfte setzten ihn in den Stand, mit einem einzigen Streiche das Ungeheuer des Osmanenthumes zu Boden zu schlagen. Denn nicht blos Kleinasien und Palästina, sondern Aegypten selbst, die wichtigste Hilfsquelle des ottomanischen Reiches, lagen ihm offen, während die Fortschritte der Kaiserlichen, die genöthigt waren, nur zu Lande und allmählich vorzugehen, in keiner Weise mit der Schnelligkeit und der Bedeutung derjenigen der Franzosen hätten wetteifern können. Dort war das Mittel gegeben, nicht blos gegen das Anwachsen der Macht des Kaisers sich sicher zu stellen, sondern alle Widersacher Frankreichs zu beschämen. Und wahrlich, die Eroberung eines schönen und großen Theiles der bewohnten Erde war doch wohl etwas mehr werth, als das unter nichtigen Vorwänden vollbrachte An-sich-Reißen einiger Städte und Landstriche in den Niederlanden und am Rheine. Warum also hat der König von Frankreich dem besseren und klügeren Rathe des Papstes nicht folgen wollen?" —

Die Frage mochte gar manchem der Zeitgenossen, denen der Einblick in die Planmäßigkeit des Handelns von Ludwig XIV. noch nicht offen lag, wie ein Räthsel erscheinen. Uns Späteren wird die Antwort leichter. Ludwig XIV. folgte dem besseren und klügeren Rathe des Papstes Innocenz XI. deshalb nicht, weil er festhielt an seinem eigenen Doppelplane, das römische Kaiserthum und die spanische Monarchie an das Haus Bourbon zu bringen. Darum war und blieb in seinen Augen sein eigentlicher Feind der Kaiser Leopold, dem er Beides zu entreißen gedachte. Von diesem principiellen Gesichtspunkte aus regeln sich alle seine politischen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten. Von diesem Gesichtspunkte aus war er ein Freund aller Derer, die dem Kaiser feindlich gegenüber standen, ob Rebellen, ob Türken. Darum war er fern davon, mit beitragen zu wollen, daß diese Letzteren aus Europa hinaus geworfen würden. Sie sollten bleiben, um in seinem Interesse, zu seinen Gunsten, die Macht des Kaisers in Schach, oder doch jedenfalls in Beschäftigung zu erhalten.

Eben damals aber, wo die Waffen des Kaisers weitweg im Südosten verwickelt waren, hielt Ludwig XIV. die Zeit für gekommen, nicht blos zu Gunsten der Türken eine Diversion zu machen, sondern zugleich, und zwar weit mehr noch, für sich selber eine längst ersehnte Ernte sicher einzubringen. Er hatte Jahre lang in dieser Richtung gearbeitet, und, so weit sein Gesichtskreis reichte, alles berechnet, gegenüber dem Kaiser, dem Papste, den Seemächten England und Holland, so daß sein Plan ihm nicht fehlschlagen zu können schien. Dennoch gingen die Dinge ganz anders, als er es sich gedacht.

Zur Klarstellung der ungeheueren Wendung, welche von diesem Jahre 1688 an in Betreff der europäischen Angelegenheiten eintrat, und namentlich auf den großen

[1]) Die Werke von Leibniz, Bd. V, S. 620.

Türkenkrieg lähmend einwirkte, ist es daher erforderlich, das Gesammtverhalten Ludwigs XIV., von 1684 bis 1688, übersichtlich zu zeichnen, und zwar gegenüber dem Kaiser, dem Papste, und den beiden Mächten England und Holland. [1])

Ludwig XIV. von 1684 bis 1688 gegenüber dem Kaiser Leopold.

Der hauptsächliche Zweck der Reunionen in den Jahren 1679 bis 1681 war gewesen, die vier Kurfürsten des Rheines unter den Druck der französischen Macht zu bringen. Indem dann Ludwig XIV., aus Furcht vor einem allgemeinen Kriege wider ihn, im Jahre 1684, sich darein ergab, seine Forderung der Cession des Raubes auf diejenige des Besitzes für zwanzig Jahre zu ermäßigen, verzichtete er nicht auf den Wunsch, unter günstigeren Umständen dennoch die definitive Abtretung durchzudrücken. Vielmehr ist dieser Wunsch von 1684 an bis 1688 der eigentliche Kern der Politik Ludwigs XIV. Dieser Wunsch blickte in Paris hervor aus Worten, wie aus Thaten. Der kaiserliche Botschafter Lobkowitz warnte von dort aus nach Wien unablässig vor einem französischen Ueberfalle, dessen Zweck sein würde, die definitive Abtretung der reunirten Gebiete zu erzwingen. Bereits im Jahre 1686 nennt Lobkowitz das Object, dem zunächst der Angriff gelten würde, die Festung Philippsburg am Rheine. Es war zwei Jahre vor der That.

Umgekehrt mußte es, im Interesse der Verwirklichung der günstigen Aussichten, die der Türkenkrieg bot, das Bestreben des Kaisers sein, den Frieden im Westen zu erhalten. Um gegen einen plötzlichen Bruch desselben desto besser gesichert zu sein, schloß er im Jahre 1686 mit einigen Reichsständen das Defensiv-Bündniß von Augsburg. Es ist die sogenannte ligue d'Augsbourg, die in Folge des Geschreies, welches Ludwig XIV. durch seine Gesandten an allen Höfen darüber erheben ließ, eine Celebrität erhalten hat, die weit hinaus reicht über die reelle Bedeutung, und darum auch noch bis in unsere Zeit auf das geschichtliche Urtheil der Franzosen verwirrend einwirkt. Der Bund von Augsburg gelangte niemals zu einer Kraftäußerung. Ihm gehörten nicht an die norddeutschen Fürsten, weder Brandenburg, noch das Haus Braunschweig-Lüneburg, und eben so wenig die Republik der Niederlande. Der Prinz von Oranien, den die französische Fiction zur Seele dieses Bündnisses machte, wo er doch an demselben weder direct, noch indirect betheiligt war, zeigte sich eher geneigt, dies — wie er es bezeichnete — ganz unschuldige Bündniß als einen politischen Fehler zu tadeln, weil es, ohne Wirkung zu thun, für Frankreich den Anlaß zu Gerüchten und Anklagen gegeben habe.

Jener Wunsch Ludwigs XIV., sich die reunirten Länder definitiv anzueignen, steigerte sich bei jedem neuen Siegesberichte aus Ungarn im selben Verhältnisse mit dem Neide, den sie erregten. Weder der König selbst, noch seine Minister Croissy und Louvois vermochten es, diese Leidenschaft ganz zu verhehlen. Der kaiserliche Botschafter Lobkowitz, der sie alle drei in solchen Fällen scharf beobachtete, berichtete mit augenfälligem Behagen heim, wie mühsam alle drei die um des Anstandes willen unvermeidlichen Glückwünsche für den Kaiser über die widerstrebende Zunge brachten.

[1]) Für die von hier an folgenden Darlegungen zum Jahre 1688 beziehe ich mich auf mein ausführliches Geschichtswerk: Der Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. III u. IV.

Denn, allerdings, der Vergleich der Stellung Ludwigs XIV. mit derjenigen des Kaisers gewährte dem Ersteren in sich selber geringe Befriedigung. Er hatte seine Laufbahn begonnen mit hochfliegenden Entwürfen der Eroberung und des Ruhmes. Er hatte Manches erreicht, seine Grenzen vorgeschoben, wenn auch weder nach Wunsch, noch mit der Sicherheit, das widerrechtlich Genommene zu behalten. Aber moralisch hatte er weichen müssen, namentlich aus dem Reiche. Die Neigung aller Völker, außer Frankreich, war für ein Zusammengehen mit dem Kaiser, wider den König. Ja noch mehr: in den beiden Richtungen, welche Ludwig XIV. als die höchsten Aufgaben seines Lebens betrachtete, Eroberung und Ruhm, mußte er sich überflügelt sehen durch einen Fürsten, den er an persönlicher Befähigung wie an Macht weit unter sich zu erblicken glaubte — einen Fürsten, der aus sich nach Kriegesruhm und Eroberung nie getrachtet, der nur gezwungen, nur um seiner Vertheidigung willen zur Wehr gegriffen — durch den Kaiser.

Diese Realität der Dinge drückte um so schwerer auf Ludwig XIV., je mehr die Sehnsucht des Ruhmes in ihm noch zu steigen schien. Wie nicht wenige der Häupter, welchen die Thorheit der Menge das Prädikat der Größe beigelegt, gleich als wachse die Persönlichkeit hinaus über Andere nach dem Maße des Unsegens und des Fluches, den sie über ihre Mitwelt bringt, empfand Ludwig XIV. eine starke Abneigung gegen jede Kritik, dagegen das Bedürfniß nach einer reichlichen Dosis Schmeichelei. Es ward demselben reichlich willfahrt.

Im Jahre 1686 gab der König zu, daß der Herzog von La Feuillade ihm ein Standbild errichtete, mit der Inschrift: Viro immortali. Der König mit dem gesammten Hofe war bei der Enthüllung zugegen, die Truppen in Parade, das Geschütz aufgeführt, am Abende die Stadt erleuchtet. Zu den Füßen der Statue, vor welcher Ludwig XIV. von damals an für eine lange Reihe von Jahren ewige Lampen duldete, sah man an den vier Ecken je einen gefesselten Sclaven, den einen derselben kenntlich gemacht durch einen Doppeladler. Der Botschafter Lobkowitz warf dem Minister Croissy hin, daß er dies bemerkt habe. Croissy wich aus: es sei doch nicht gewiß, daß damit Kaiser und Reich gemeint sein solle. Lobkowitz entgegnete: „Die Deutung ist verständlich genug. Aber ich kann Ihnen dabei sagen, daß über solche Dinge der Kaiser lacht."

Es traf sich, daß kurze Zeit nachher auch der Kaiser Leopold den Grundstein zu einem Denkmale legte. Es war in anderer Art. Der Gemeinderath von Wien hatte, im October 1679, zur Abwendung der Pest, die damals die Stadt verheerte, auf dem belebtesten Platze derselben, am Graben, zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit eine hölzerne Denksäule errichtet. Die Bürgerschaft hielt dahin eine zahlreiche Procession. Im November ließ das Uebel nach.[1]) Als der Kaiser Leopold wieder in das pestfreie Wien einzog, gelobte er vor dem Hochaltare von St. Stephan, anstatt der hölzernen Säule eben dort eine Dankessäule von Marmor zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit zu errichten.[2]) Am 30. Juli 1687 legte er den Grundstein. Er selber verfaßte die Inschriften, in denen nicht die Rede ist von eines Menschen Ruhm und Ehre, sondern von Dank und Preis für die Segnungen Gottes.

[1]) Geusau, Geschichte der Haupt- u. Residenzstadt Wien, Theil IV, S. 63.

[2]) Das Gelübde eben dort, S. 73.

In den zwei Denkmälern prägten sich die zwei Persönlichkeiten aus, die eigensten Principien ihres Lebens. Demgemäß ist es diesen Denkmälern ergangen.

Ludwig XIV. trachtete das Princip der Staatsomnipotenz zum höchsten Ausdrucke zu bringen, und zwar in seiner Person. Aber mit ihm starb nicht das Princip der Staatsomnipotenz. Hundert Jahre nach ihm gerieth es in andere Hände, und die stürmischen Fluthen der Staatsomnipotenz in anderen Händen schwemmten hinweg wie das Königthum selbst, so auch jenes Denkmal des königlichen Trägers der Staatsomnipotenz.

Leopold als römischer Kaiser huldigte nicht dem Principe der Staatsomnipotenz. Er, als der Träger der weltlichen Gewalt, erkannte ohne Rückhalt die kirchliche an, als die gleichberechtigte und moralisch höhere, mit allen Consequenzen. Seitdem sind zweihundert Jahre verflossen. Die Dreifaltigkeitssäule am Graben hat die Stürme der Zeiten überdauert und ragt heute wie damals. —

* * *

Jener Wunsch Ludwigs XIV., die reunirten Länder sich definitiv anzueignen, ward im Zaume gehalten durch dieselbe Furcht, welche von 1682 an bis 1684 ihn bewogen hatte, in seinen Forderungen unter allerlei Vorwänden immer um einen Schritt zurückzuweichen, nämlich die Furcht, abermals wie bereits 1667 und 1673 geschehen war, eine Allianz wider Frankreich ins Leben zu rufen. Er hatte in dieser Beziehung namentlich drei Mächte zu fürchten, die Republik der Niederlande, das Königreich England, und mehr als diese beiden, die moralische Macht des Papstes. Er trachtete daher, sie alle drei so zu verwickeln, daß sie seinem nächsten Plane, den Kaiser zur definitiven Abtretung der reunirten Länder zu zwingen, unschädlich werden müßten.

Ludwig XIV. in den Jahren 1684 bis 1688 gegenüber dem Papste Innocenz XI.

Der König versuchte im Jahre 1686 einen politischen Ausspruch des Papstes zu seinen Gunsten zu erhalten. Er brachte in Rom eine Beschwerde über das Augsburger Bündniß vor, um sich dadurch den Schein eines Grundes zum Angriffe auf den Kaiser zu schaffen. Innocenz XI. erwiederte: jenes Bündniß sei rein defensiv, stehe nicht in Widerspruch mit einem anderen Vertrage. Er bat den König, den Frieden der Christenheit nicht zu stören. So im Januar 1687. Der Papst wendete sich fragend an den Kaiser. Auf die Betheuerung desselben, daß es ihm fern liege, mit Frankreich brechen zu wollen, richtete Innocenz XI., im Februar 1687, eine erneute Mahnung an Ludwig XIV. Er wies hin auf die Hoffnung der vortrefflichen Siege, die für den kommenden Feldzug abermals über den Erbfeind des christlichen Namens in Aussicht stünden. — Aber gerade diese Siege ja waren es, die den König verdrossen und denen er Einhalt zu thun wünschte. Der Papst redete frei und offen die Wahrheit, und darum befand sich ihm gegenüber Ludwig XIV. in dem großen Nachtheile, *seine* Wahrheit nicht sagen zu dürfen. Es mußte ihm klar werden, daß es schwer war, zum Bruche mit dem Kaiser zu gelangen, wenn er nicht zugleich auch brach mit dem Papste. Denn nur so konnte er den Boden gewinnen, von welchem aus er seinem

Volke gegenüber sich den Schein des Rechtes erwarb, die Mahnungen des Oberhauptes der Kirche nicht mehr zu respectiren.

Und zu diesem Ziele hin lag ja der Weg bereits gebahnt vor.

Es ist die natürliche Consequenz der menschlichen Dinge, daß jede politische Macht, welche ausgeht auf Eroberung, demnach auf Unrecht und Gewalt, sich feindselig wenden muß wider die höchste moralische Macht auf Erden, wider die christliche Kirche in ihrem Haupte und Vertreter, dem Papste.

Wir haben bereits der gallicanischen Artikel von 1682 und der gleichzeitigen Verfolgung der Hugenotten in Frankreich gedacht, als Sprößlinge einer und derselben Wurzel, der in Ludwig XIV. wieder erstandenen heidnischen Idee der Staatsomnipotenz, concentrirt in seine Person (S. 25 u. 149). Ludwig XIV. ging weiter auf diesem Wege, auf welchem er überall den Papst als seinen Gegner antreffen mußte. Er hob das Edict von Nantes auf, im October 1685. Nach der Ansicht des Prinzen von Oranien war es der Plan Ludwigs XIV., durch sein Beispiel die anderen Mächte zur Nachfolge in seinem oder dem entgegen gesetzten Sinne zu reizen, so daß er Europa confessionell in zwei Heerlager spalten würde, und folgerecht die Führung des einen, des katholischen Heerlagers, an ihn als den mächtigsten Fürsten kommen müßte. Der Oranier schloß seine Darlegung mit den Worten: „Man wird in Rom nicht vergessen, daß beim Krähen des Hahnes Petrus bitterlich weinte."

Demnach war es die Consequenz dieser Ansicht Oraniens, daß Ludwig XIV. darauf ausgehe, den Papst hinabzudrücken zum Caplane des Hauses Bourbon, ein ähnliches Ziel verfolge, wie einst das hochbegabte, aber um so mehr unheilvolle Kaiserhaus der Hohenstaufen. Die Mittel allerdings waren ähnlich. Wie einst Barbarossa Bischöfe und Rechtsgelehrte gefunden, die in Pavia stimmten, wie er es wollte, so fand sie Ludwig XIV. Nicht die Bischöfe von Frankreich vertheidigten wider ihn die Freiheit der Kirche, sondern Viele von ihnen standen zu ihm gegen den Papst, der sie schützte auch wider ihren Willen (Vgl. S. 149). Das Parlament von Paris hielt, wie zu allen Zeiten in solchen Fällen üblich, Reden über die Feindseligkeit und die Uebergriffe des Papstes, legte, weil der König es befahl, Berufung ein, gestützt auf juristische Gründe, an ein allgemeines Concil, immer bereit, die Berufung mit den Gründen zurückzunehmen, wenn der König es befehlen würde.[1])

Allein nicht die Differenzen über Dogma und Verfassung gewährten für Ludwig XIV. einen Anlaß zum Bruche mit dem Papste. Es kamen politische Differenzen hinzu.

Bis dahin bestand in Rom die sogenannte Quartierfreiheit, nämlich dasjenige Recht, nach welchem jeder Verbrecher, der Zuflucht suchte und fand in dem Quartiere eines Botschafters, dadurch dem Arme des Gerichtes unerreichbar war. Innocenz XI. hob, nach dem Tode des französischen Botschafters d'Estrees, dies sogenannte Recht auf. Alle Mächte fügten sich, bis auf Ludwig XIV., welcher dies vermeintliche Recht festhalten wollte als ein Privileg seiner Krone. Er schickte einen neuen Botschafter, Lavardin, mit einer kleinen bewaffneten Macht, ausreichend den Palast Farnese in eine Festung zu verwandeln. Innocenz XI. ließ den Mann unbehelligt in Rom einziehen. Aber er kannte keinen Botschafter Lavardin. Er belegte die Kirche des heil.

[1]) Le journal de Dangeau, t. II, p. 161.

Ludwig, die der Marquis Lavardin betrat, mit dem Interdicte. Er drückte, ohne einen Schwertstreich und ohne einen Blutstropfen, durch seine moralische Autorität, den Eindringling auf das Bewußtsein der völligen Ohnmacht zusammen. Der gewünschte Anlaß zum Bruche für Ludwig XIV. ergab sich nicht.

Der Anlaß kam von einer anderen Seite. Das Erzbisthum Köln war erledigt. Ein Theil des Capitels, durch französisches Gold gewonnen, wählte einen Diener Ludwigs XIV., den Bischof Fürstenberg von Straßburg. Der andere Theil wählte den vom Kaiser empfohlenen bayerischen Prinzen Joseph Clemens. Die Entscheidung über die streitige Wahl stand bei dem Papste. Bevor sie erfolgte, richtete der König an seinen Vertreter in Rom, den Cardinal d'Estrees, ein Schreiben, zur Verlesung vor dem Papste, das, von Verdrehungen der Wahrheit und Beleidigungen des Papstes erfüllt, in Inhalt und Form die Absicht des Bruches ankündigte. Das Schreiben war gezeichnet am 6. September 1688, dem Tage der Erstürmung von Belgrad.

Innocenz XI. vernahm das Schreiben. Er hatte die Kölner Angelegenheit einer Congregation von Cardinälen überwiesen. Der Beschluß derselben war gefaßt einige Tage zuvor. Er lautete zu Gunsten der Bestätigung von Joseph Clemens. Der Papst ließ das Actenstück herbeiholen. Er wandte sich zu d'Estrees mit den Worten: „Und wenn die Welt darüber in Trümmer stürzt: der gerechte Gott wird Den strafen, welcher schuldig ist." Dann unterzeichnete er.

Es war das noch blutlose Vorspiel der grausigen Ereignisse, welche den Völkern West-Europas bevorstanden. Und doch drängt sich in diesen einen Act das wesentlichste Moment derselben zusammen. Es ist der Kampf der moralischen Freiheit, repräsentirt in dem Papste Innocenz XI., gegenüber der Gewaltthat einer weltlichen Macht, welche zu Hilfe nimmt die Unwahrheit und die Lüge. Wer immer daher dann die Waffen ergriff gegen Ludwig XIV., der kämpfte, ob mit Absicht oder nicht, ob wissend oder nicht, für das Recht, die Wahrheit, die Freiheit.

Einstweilen freilich war Ludwig XIV. im Vorsprunge. Seine Truppen waren, im September 1688, auf dem Marsche wie über den Rhein, so gegen Avignon.

Um die Franzosen über seinen Friedensbruch gegen beide Häupter, den Papst und den Kaiser, zu täuschen, ließ er an seinem Hofe das Wort ergehen: der Kaiser wolle Frieden mit den Türken schließen, um dann seine Waffen wider Frankreich zu wenden. Eben dies rathe dem Kaiser auch der Papst.[1])

* * *

Außer dem Einspruche des Papstes hatte Ludwig XIV., in den Jahren von 1684 bis 1688, gegen einen abermaligen Friedensbruch an Kaiser und Reich zu fürchten denjenigen der Republik der Niederlande und des Königreiches England. Und dies führt uns zu der dritten großen Verwicklung des Jahres 1688, der Umwälzung in England.

[1]) Journal de Dangeau, t. II, p. 161: On croit que les Impériaux concluront la paix avec eux (les ambassadeurs turcs) pour venir ensuite nous faire la guerre; on pretend même que le pape est d'avis qu'ils le fassent.

Ludwig XIV. in den Jahren 1684 bis 1688 gegenüber den Mächten England und der Republik der Niederlande.

Die Consequenzen der großen Umwälzung von 1688 in England für den Türkenkrieg sind gewichtiger, als es auf den ersten Blick scheint, und als es nach englischen Historikern klar werden kann. Denn die englischen Historiker pflegen die Vorgänge von 1688 im Rahmen Englands aufzufassen, und daher allzu viel Gewicht zu legen auf englische Factoren der Umwälzung, allzu wenig auf den Contact Englands mit dem Continente, und auf die Einwirkung der Factoren von dort her. Suchen wir auch hier die bewegende Hand Ludwigs XIV. aufzudecken.

Weder für den einen seiner großen Plane, dem Hause Habsburg die römische Kaiserkrone zu entreißen, und in dem Besitze derselben die Ideen zu verwirklichen, die sich, nach seiner Art zu denken, an diese Krone banden, noch für den anderen, das Erbe der spanischen Monarchie an das Haus Bourbon zu bringen, durfte Ludwig XIV. hoffen auf eine Mitwirkung der Republik der Niederlande oder des Königreiches England. Das politische Lebensinteresse beider Mächte war mit dem Ueberwachsen des Hauses Bourbon unvereinbar. Das Höchste daher, was Ludwig XIV. von ihnen her erwarten durfte, war das schweigende Zusehen, die Unthätigkeit. Es war ihm gelungen zur Zeit der Reunionen selbst diese Unthätigkeit zu erlangen, und zwar in der Republik, indem er die oligarchische Partei steifte und hetzte gegen den Oranier, der das bewaffnete Einschreiten der Republik verlangte — im Königreiche England, indem er den König Carl II. dafür bezahlte, daß er nicht ein Parlament berief, und dadurch, nach einem häufigen Worte jener Zeit, zu den Angelegenheiten Europas sich verhielt wie ein todter Mann.

Bis zum Jahre 1685 reichte also die innere Zwietracht einer jeden dieser zwei Mächte aus, sie gegenüber den Planen Ludwigs XIV. wie neutral, oder doch in Unthätigkeit zu erhalten.

Im Februar 1685 starb Carl II. Es folgte ihm sein Bruder, der bisherige Herzog von York, als König Jakob II.

Carl II. hatte sich erst auf dem Sterbebette als katholisch bekannt, von Jakob II. wußte man es lange Jahre zuvor. Aber der Katholizismus des neuen Königs trug eine starke politische Färbung, in entsprechender Weise wie der damalige Protestantismus der Engländer. Wie bei den letzteren die Worte Papstthum und willkürliche Gewalt (popery and arbitrary power), oder Papstthum und Frankreich (popery and France), als correlate Begriffe galten: so kleideten die Brüder Stuart dieselben Gedanken von ihrem Standpunkte aus in die Verbindung der Begriffe: Religion und Königthum. Die Brüder Stuart faßten also die katholische Religion nicht auf, wie der römische Kaiser Leopold sie ausübte, welcher in den Geboten der Religion mehr noch als in geschriebenen Gesetzen die Schranken erkannte für das Recht des Herrschers wie der Unterthanen, sondern die Brüder Stuart dachten an die katholische Religion im Sinne des Königs von Frankreich, welcher eben in derselben erblickte die Sanction des unumschränkten Rechtes des Herrschers zum Gebieten, der unumschränkten Pflicht der Unterthanen zum Gehorchen. Jene Verbindung der Begriffe Papstthum und willkürliche Gewalt, Papstthum und Frankreich — prägt die Unkenntniß der

damaligen Engländer in Betreff der katholischen Religion aus, wie nicht minder ihre Unwissenheit über Ludwig XIV., der doch in der Wirklichkeit für die Freiheit der Kirche und des päpstlichen Stuhles gefährlicher war, als alle protestantischen Mächte zusammen. Und dennoch erhält diese irrthümliche Verbindung der Begriffe bei den Engländern durch die entsprechende bei den Brüdern Stuart ein relatives Recht.

Es ist nun sehr merkwürdig, daß beide Brüder nach einander sich der Meinung hingaben, ein solches Königthum nach französischem Muster daheim bei sich errichten zu können mit der Hilfe des Königs von Frankreich. Sie erkannten demnach nicht das Axiom der damaligen französischen Politik, daß Frankreichs Macht erblühe aus der Zerrüttung und dem Unfrieden der Nachbarn. Daß Carl II. in seinen letzten Lebensjahren darüber zur Klarheit gekommen, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Jakob II., an Einsicht ungleich schwächer, gelangte niemals zu dieser Erkenntniß, und wurde demgemäß wie eine Schachfigur in der Hand Ludwigs XIV.

Er war es nicht von Anfang an. Vielmehr bewies er in den ersten Monaten seines Königthumes eine gewisse Kraft und Selbständigkeit, auch gegenüber dem Könige von Frankreich. Damals trat es klar hervor, daß die frühere Abneigung der Engländer wider ihn mehr politisch war als kirchlich, mehr seine französische Gesinnung betraf, als sein kirchliches Bekenntniß. Denn ungeachtet desselben war der König Jakob II. im ersten Jahre seiner Regierung populär. Wie diese Popularität daheim bis tief in das Jahr 1685 hinein im Steigen begriffen war, so die Achtung vor ihm in Wien, in Madrid, im Haag, das Mißtrauen in Versailles.

Erst vom Ende des Jahres 1685 an wandeln sich die Dinge, namentlich in Folge der Aufhebung des Edictes von Nantes. Jakob II., in dessen Hand es stand, aus dieser That Ludwigs XIV., die zugleich ein moralischer Frevel und ein politischer Fehler war, in aller Beziehung den größten Vortheil zu ziehen, wenn er nur als ehrlicher Mann und aufrichtiger Katholik, gemäß dem Beispiele des Papstes und des Kaisers, seiner Mißbilligung in unzweifelhafter Weise Ausdruck gab, brachte dem Könige Ludwig XIV. seine Anerkennung dar.

Gerade damals, wo die protestantischen Engländer über jene That des Königs von Frankreich in heftiger Weise erregt waren, berief Jakob II. das Parlament zusammen, um, wie es vorher kund war, Forderungen für die Errichtung einer stehenden Armee zu erheben, so wie für die Beibehaltung katholischer Officiere, die Jakob II. im Widerspruche mit dem Gesetze der Test-Acte angestellt hatte. Nach der Meinung Jakobs II. sollte dies im Interesse der katholischen Religion sein. In Betreff dieser Angelegenheit gab Ludwig XIV., am 19. November 1685, [1]) seinem Gesandten Barillon in London die folgende Weisung: „Gegenüber denjenigen Parlamentariern, welche sich für die Erhaltung ihrer Rechte und Privilegien am eifrigsten beweisen, können Sie durchblicken lassen, daß die Verbindungen, die ich mit ihrem Könige unterhalte, nicht so stark sind, ihnen Schaden bringen zu können, daß sie vielmehr mit Freiheit und ohne Furcht vor meiner Macht handeln dürfen.“ [2]) Nach dem Sprach-

[1]) Abgedruckt in dem Werke von Fox: History of the early part of the reign of James II. Appendix p. CXXXVI.

[2]) (En sorte que) vous puissiez, s'il s'en éloigne, laisser entrevoir aux Parlementaires les plus attachés à la conservation de leurs droits et privilèges, que les liaisons que j'ai avec le roi leur maître, ne sont pas assez fortes pour leur nuire, et qu'ils peuvent agir avec liberté, et sans craindre ma puissance.

gebrauche Ludwigs XIV. war dieſe Ermuthigung nicht blos eine negative, ſondern ſchloß zugleich mit ein — wie die Thatſachen der engliſchen Parlamente unter den Stuarts überhaupt, und in dieſem Falle ausdrücklich die Antwort Barillons, darthun — die Ausſicht auf klingenden Lohn für die Oppoſition im Parlamente gegen Jakob II.[1])

Eben dasſelbe Schreiben aber, in welchem Ludwig XIV. ſeinen Geſandten beauftragt, die Oppoſition gegen Jakob II. zu ermuthigen, ſchließt mit den Worten: „Es iſt jedoch gut, daß Sie ſich aller darbietenden Gelegenheiten bedienen, um dem Könige von England in geſchickter Weiſe einleuchtend zu machen, wie ſehr es in ſeinem Intereſſe liegt, ſeine Autorität zur Herſtellung der katholiſchen Religion zu verwenden" u. ſ. w.[2]) Es erübrigt nur noch, hinzu zu ſetzen, daß der engliſche Miniſter, Graf Sunderland, welcher im Sinne dieſer letzten Weiſung Ludwigs XIV. auf den König Jakob II. einwirkte, gemäß dem Antrage Barillons, von Ludwig XIV. dafür ſchwer bezahlt wurde.[3])

Aber auch abgeſehen davon drängten ſich in jenes eine Schreiben Ludwigs XIV., vom 19. November 1685, an ſeinen Geſandten Barillon, die Grundzüge ſeines Verfahrens gegen den übel berathenen König Jakob II. zuſammen.

Bei der reellen Oppoſition, die in dieſem Falle ſich im engliſchen Parlamente erhob, bedurfte der franzöſiſche Geſandte Barillon nicht einmal des franzöſiſchen Goldes, um vermittelſt der ihm zu Gebote ſtehenden Redner die Stimmung hinaufzutreiben. Die Thorheit und die Leidenſchaft des Königs Jakob II. reichte aus, zu eigenem Schaden die Geſchäfte des Königs von Frankreich in England zu beſorgen. In dem ſonſt durchaus loyalen Unterhauſe, im November 1685, betrug die Mehrheit, welche die Forderung des Königs Jakob II. ablehnte, nur eine einzige Stimme. Aber die eine Stimme genügte. Der König entließ das Parlament in Unfrieden. Der Spalt war da. Er war ein Sieg der Politik Ludwigs XIV. in England. Dieſer König war befliſſen, den Sieg auch ferner auszubeuten, den Spalt weiter klaffen zu machen, um England nach außen hin lahm zu legen durch innere Zwietracht.

* * *

Dies jedoch war nur das eine Mittel. Wirkſamer noch ließ ſich der Zweck, die Lahmlegung nicht blos Englands, ſondern zugleich auch der Republik der Niederlande, erreichen durch die Verfeindung beider Mächte. Die Aufgabe war nicht leicht. Denn der König Jakob II. hatte ſich nach ſeiner Thronbeſteigung mit ſeinem Schwiegerſohne, dem Prinzen von Oranien, ausgeſöhnt, hatte mit der Republik die früheren Bündniß-Verträge erneuert. Der Oranier und die anderen Staatsmänner der Republik waren damals ſo warm für den König Jakob II., daß ſie über jene Nicht-Willfährigkeit des Parlamentes für die Forderung des Königs, im November 1685, ihre Mißbilligung ausſprachen.

Bald jedoch wandelten ſich die Dinge. Die Ausſöhnung Jakobs II. mit dem Prinzen von Oranien war nicht ſo vollſtändig, daß nicht der Erſtere dem Könige

[1]) A. a. O., p. CXLVI: I'ai conservé quelques liaisons avec des gens accrédités et suiv.

[2]) A. a. O., p. CXXXVII: Il est bon, cependant, que vous vous serviez de toutes les occasions qui se présenteront, pour insinuer adroitement au roi d'Angleterre l'intérêt qu'il a d'employer son autorité au rétablissement de la religion catholique, et suiv.

[3]) A. a. O., p. CXLV.

von Frankreich ein stärkeres Vertrauen entgegen trug. Ludwig XIV. benutzte dies, um zwischen die Verwandten einen Keil nach dem anderen einzutreiben. Er nahm dem Prinzen das Fürstenthum Orange weg. Von Seiten des Königs Jakob II. erfolgte zu Gunsten seines Schwiegersohnes nur eine lahme Verwendung, die, wie sie das Mißtrauen des Oraniers gegen Jakob II. erregte, den König von Frankreich zu weiteren Schritten ermuthigte. Während der Oranier von der Ueberzeugung ausging, daß jeder Religionskrieg in Europa zu Gunsten des Königs von Frankreich ausschlagen werde — während er dieser Ueberzeugung gemäß handelte, und sich den Dank des Kaisers erwarb durch den Schutz der geistlichen Orden in der Republik der Niederlande — ließ Ludwig XIV. dem bethörten Könige Jakob II. das Gerücht einträufeln, daß der Oranier trachte, die protestantischen Mächte zu einem Religionskriege zusammen zu fassen. So nach der einen Seite. Nach der anderen Seite ließ Ludwig XIV. wirken im entgegen gesetzten Sinne. Je zuweilen erhob sich das Gerücht, daß zwischen den Königen Ludwig XIV. und Jakob II. ein heimliches Bündniß bestehe, gerichtet gegen die Republik. Das erste Mal ward es in Holland verlacht. Aber es tauchte immer neu wieder auf. Es fand im Haag Eingang und Glauben, auch bei dem Prinzen von Oranien. Bereits im August 1686 warnte er die Generalstaaten, auf ihrer Hut zu sein; denn er sehe einen schweren Krieg herannahen. Die Ankündigung lautet wie diejenige des inneren Bruches des Oraniers mit seinem Oheim und Schwiegervater von England. Je nach der Richtung, in welcher beide sich bewegten, kam ihnen nicht der Gedanke, daß sie, von fremder Arglist umstrickt, auf dieser Bahn weiter getrieben wurden.

Von da an legte sich schwere Besorgniß auf die Gemüther in der Republik. Denn ihnen Allen war noch die Erinnerung an das Jahr 1672 lebendig, an den furchtbaren Krieg, mit welchem die beiden Könige von Frankreich und England sie damals überzogen hatten. Dazu war der Dover-Vertrag von 1670, aus welchem jener Krieg entsprungen war, durch die Veranstaltung Ludwigs XIV. nicht mehr unbekannt (S. 133). Demnach wußte man auch, daß der damalige Herzog von York der Sache nicht fern gestanden. In sich unwahrscheinlich war also die Befürchtung nicht. Wir Spätere freilich wissen, daß von dem Könige Jakob II. her die Gefahr der Wiederholung von 1672 für die Republik nicht existirte. Jakob II. wies jeden Antrag eines Bündnisses solcher Art mit Ludwig XIV. zurück. Er wollte nicht einen Krieg gegen die Republik. Aber der Schein sprach für eine solche Absicht. Nicht wenige unüberlegte Worte des Königs Jakob II. konnten, bei der Stimmung der Gemüther in Holland, nicht anders als Drohung erscheinen. Die Agenten Ludwigs XIV. halfen nach.

* * *

Wie auswärts die Holländer, so erregte Jakob II. daheim die Mehrzahl der eigenen Unterthanen wider sich. Das Parlament hatte ihm keine Mittel für ein stehendes Heer bewilligt. Jakob II. berief das Parlament nicht wieder; aber er errichtete aus seinen eigenen Mitteln ein stehendes Heer. Er umgab sich in seinem Rathe mit Katholiken, wie es schien — in der Wirklichkeit mit Söldlingen Frankreichs. Im vermeintlichen Interesse der katholischen Religion that er eine Reihe von Schritten, die von Niemandem mehr beklagt wurden, als von aufrichtigen Katholiken, in und außer England. Der Papst, der Kaiser, baten, mahnten, warnten. Es war vergeblich. Von

Verſailles her war Jakob II. für alle Thorheiten des Lobes ſicher. Auf der Höhe ſeiner Macht entfielen ihm, in der Nachahmung Ludwigs XIV., in einem Schreiben nach Rom die Worte: „Man könne ein guter römiſcher Katholik ſein, und doch dabei des römiſchen Stuhles entbehren.“[1])

* * *

Je mehr die Schritte Jakobs II., mit der Nachhilfe franzöſiſcher Deutung und Drohung, die Abſicht naher Feindſeligkeiten gegen die Republik anzukündigen ſchienen, rang ſich dort, langſam und allmählich, nicht bei Einem, ſondern bei Vielen zugleich, der Gedanke empor: beſſer doch ſei es zuvorzukommen. Dieſer Gedanke vermochte ſogar zu einer Brücke der Verſtändigung zu dienen zwiſchen dem Prinzen von Oranien und der oligarchiſchen Partei, namentlich den Bürgermeiſtern von Amſterdam. Sie Alle glaubten an die Gefahr. Im Winter 1687/8 begann die Republik zu rüſten.

Die Mißvergnügten in England hatten längſt Anknüpfung mit dem Prinzen von Oranien geſucht. Er verlangte von ihnen eine Einladung nach England. Als die Geburt eines Sohnes von Jakob II., im Juni 1688, dem Syſteme ſeiner Regierung Dauer zu verheißen ſchien, erfolgte dieſe Einladung, unterzeichnet von ſieben Mitgliedern der Ariſtokratie. Spätere engliſche Hiſtoriker haben dieſe ſieben Lords wegen dieſer Einladung und der Conſequenzen derſelben, die erlauchten Sieben genannt (the illustrious Seven). Aber das Schriftſtück der Einladung trägt an ſich die Schmach einer Unwahrheit. Es behauptet, daß unter tauſend Engländern nicht Einer den eben geborenen Sohn Jakobs II. für ein Kind der königlichen Eltern halte, und fordert von dem Prinzen von Oranien die öffentliche Verkündigung dieſer Anklage. Daß der Oranier, wenn auch widerwillig, auf die Autorität jener Sieben, dieſer Forderung nachgab, iſt ein Makel an ſeinem politiſchen Leben.

Dagegen iſt es nicht richtig zu ſagen, daß der Prinz von Oranien die Expedition nach England im eigenen Intereſſe unternommen habe. Der Prinz war nicht Souverän. Er verfügte nicht als ſolcher über die Kriegsmittel der Republik. Er war ihr erſter Unterthan. Als ſolchem lieh die Republik ihm ihre Kriegsmittel, nicht damit er ſie verwende für eigene dynaſtiſche Zwecke, die der Republik nicht genehm ſein konnten, ſondern damit er, im Intereſſe der Republik, den König von England zwinge zu einer anderen Politik nach außen und nach innen, vor Allem das vermeintliche Bündniß Jakobs II. mit Ludwig XIV. mit dem Schwerte zerhaue.

Die Rüſtungen der Republik lagen im Anfange September 1688 offenkundig vor. Ludwig XIV., der eben damals ſeinen Abſagebrief nach Rom entſendete, der eben damals ſeine Regimenter auf den Oberrhein anrücken ließ, wußte, wem dieſe Rüſtungen galten. Er wußte auch warum. Er wußte, daß die von Frankreich, von ihm ſelber her ausgeſtreuten Gerüchte über ein Bündniß zwiſchen ihm und Jakob II. die Holländer in die Waffen geſchreckt hatten, weil ſie nicht, wie im Jahre 1672, unvorbereitet überfallen werden wollten. Ludwig XIV. wußte, daß ein ſolches Bündniß zwiſchen ihm und Jakob II. nicht beſtand, daß Jakob II. alle ſeine Anträge dieſer Art beharrlich abgelehnt hatte.

Es lag alſo in der Hand Ludwigs XIV., durch die offene Erklärung an die Republik, daß ein Bündniß zwiſchen ihm und Jakob II. nicht beſtehe, den Holländern

[1]) Campana de Cavelli: les derniers Stuarts, t. II, p. 148.

die Furcht und damit auch den Vorwand oder Grund ihrer Rüstungen zu benehmen. Es lag ferner in seiner Hand, im Falle, daß dennoch die Republik in ihrer kriegsbereiten Haltung beharrte, den zum Einbruche in das Reich marschfertigen französischen Regimentern die Richtung nach dem Norden anzuweisen, und dadurch den Plan einer Expedition nach England in der Republik nieder zu drücken.

Ludwig XIV. that weder das Eine, noch das Andere, sondern das Gegentheil von beiden.

Am 9. September 1688 verlangte der französische Botschafter d'Avaux im Haag eine feierliche Audienz bei den Generalstaaten. Dort eingetreten, begann er mit der üblichen Versicherung der Friedensliebe seines Herrn, und kam dann auf die unerhörten Rüstungen der Republik. „Der König, sagte er, ist aus vielen Gründen überzeugt, daß diese Rüstungen zielen auf England. Darum habe ich im Namen des Königs zu erklären, daß, kraft der Bande der Freundschaft und Allianz, die er mit dem Könige von England hat, er nicht blos verpflichtet ist, demselben beizustehen, sondern auch den ersten Act der Feindseligkeit, welcher von Ihrer Seite gegen den König von England erfolgte, betrachten würde als einen offenbaren Friedensbruch gegen seine eigene Krone".

Ludwig XIV. ließ also, am 9. September, in officieller Form im Haag als Thatsache ankündigen, was bisher nur vermuthet war, nämlich daß zwischen ihm und Jakob II. eine Allianz bestehe. Wir Spätere wissen, daß eben so wie die Vermuthung nicht begründet, so die Verkündigung der Thatsache wahrheitswidrig war. Die Holländer von 1688 wußten das nicht. Sie durften sogar, auch wenn einer unter ihnen zweifelte, einer solchen officiellen Verkündigung völkerrechtlich den Glauben nicht versagen. Aber schon die Vermuthung, das Gerücht einer solchen Allianz, die von daher aufsteigende Besorgniß, hatten hingereicht, die Holländer in die Waffen zu bringen. Um so nachdrücklicher mußte die Bestätigung wirken. Sie machte diejenigen verstummen, welche bisher noch Zweifel und Bedenken eingewendet hatten. Sie festigte diejenigen, welche auch so schon entschlossen waren. Sie drängte Alle ohne Unterschied dem Haupte und Führer zu, dem Prinzen von Oranien.

Allein die Rede des Botschafters im Haag, am 9. September, erklang drohend gegen den Plan einer Expedition nach England. War diese Drohung ernsthaft gemeint? Um diese Frage zu beantworten, haben wir die Ausführbarkeit dieser Drohung zu prüfen. Zum Zwecke dieser Prüfung fallen die Daten schwer ins Gewicht.

Am 6. September zeichnete Ludwig XIV. seinen Absagebrief an den Papst, und zugleich rückten seine Truppen gegen Avignon. In denselben Tagen marschirte die französische Hauptmacht an den Oberrhein, um die Festung Philippsburg zu belagern. Demnach war die französische Landarmee weit von Holland weg engagirt. Am 8. September ließ Ludwig XIV. durch seinen Minister Seignelay an den Agenten Bonrepos in London schreiben: man möge verhindern, daß der König Jakob II. von ihm die Hilfe einer Flotte erbitte, da er sie in diesem Jahre nicht stellen könne. [1])

Demnach bestand die Drohung Ludwigs XIV. im Haag zu Gunsten des Königs Jakob II. in leeren Worten. Der König von Frankreich hatte für die nächsten Monate gegen eine etwaige Unternehmung der Holländer keine Machtmittel verfügbar, weder zu Wasser, noch zu Lande. Indem daher Ludwig XIV. das Motiv, welches haupt-

[1]) Das Schreiben bei Campana de Cavelli: les derniers Stuarts, t. II, p. 255.

sächlich die Holländer in die Waffen gebracht, in officieller Form, der Wahrheit zuwider bestätigte; indem zugleich die von ihm nach Süden und nach Osten getroffenen Maßregeln, nämlich die Offensivschritte gegen den Papst und den Kaiser, darlegten, daß er die Ausführung des aus jenem Motive entstammenden Planes der Holländer nicht hindern konnte — war jene drohende Rede des Botschafters d'Avaux, näher besehen, gleichbedeutend mit einer Aufforderung, den Zug nach England zu unternehmen, im Sinne Ludwigs XIV. allerdings nicht, damit sie gemäß dem Wunsche Oraniens und der Holländer ausschlage, sondern zu dem besonderen Zwecke, damit beide Mächte, sich in einander verbeißend, für Ludwig XIV., während er seine Angelegenheiten gegen den Papst und den Kaiser betrieb, sich gegenseitig neutralisiren sollten.

* * *

Demnach war der Plan Ludwigs XIV. nach allen Seiten hin sehr wohl ausgedacht. Der Papst Innocenz XI. war nicht im Stande, sich mit materiellen Mitteln gegen die französische Uebermacht zu vertheidigen. Aber — was für Ludwig XIV. in diesem Falle wichtiger war — er hatte durch seine gesammten Schritte wider den Papst, diesen auch als das Oberhaupt der Kirche in den Augen des katholischen Frankreich als parteiisch wider dasselbe hingestellt, demnach die moralische Einwirkung des Papstes auf Frankreich gelähmt. — Noch augenscheinlicher bot der Angriff auf Kaiser und Reich für Ludwig XIV. alle Aussichten des Erfolges, weil die kaiserliche Armee fernab im Südosten gegen die Türken verwickelt, die Länder am Rhein dagegen, denen der Einbruch galt, fast völlig wehrlos offen lagen. In der Voraussicht des Erfolges, wo der Widerstand nur gering sein konnte, übergab daher Ludwig XIV. seinem Sohne, dem Dauphin, das Commando mit den Worten: „Ich eröffne Dir damit die Gelegenheit Dein Verdienst zu bewähren. Beweise es dem gesammten Europa, damit, wenn ich einmal zu sterben komme, die Welt nicht wahrnehme, daß der König todt sei." [1])

Die Fassung dieser Worte ist nicht unwichtig. Ludwig XIV. hatte in Frankreich den Sprachgebrauch durchgeführt und suchte ihn in Europa überhaupt geltend zu machen, daß das Wort „der König", ohne Zusatz des Königreiches, nur auf ihn Anwendung fände.

Minder sicher, weil von vielen Zwischenfällen abhängig, waren für Ludwig XIV. die Aussichten auf dem dritten Schauplatze der Verwickelung, in England.

Die nächst wichtige Frage war, ob Jakob II. die Arglist seines Bruders von Frankreich durchschauen würde.

Die englische Umwälzung von 1688.

Auf die Nachricht der Rede des französischen Botschafters d'Avaux im Haag verneinte Jakob II. abermals, daß er ein Bündniß mit Ludwig XIV. habe. Aber er verneinte es nicht mit dem Nachdrucke, den die Sache an sich und sein eigenes

[1]) Le journal de Dangeau, t. II, p. 171: En vous envoyant commander mon armée, je vous donne des occasions de faire connaitre votre mérite; allez le montrer à toute l'Europe, afin que, quand je viendrai à mourir, on ne s'aperçoive pas que le roi soit mort.

Heil erforderten. Er verneinte es gegenüber dem holländischen Botschafter van Citters. Die Verneinung nahm in der Republik nicht den Glauben hinweg, daß Ludwig XIV., und nicht Jakob II., der Wahrheit gemäß geredet, und hemmte darum nicht die Abfahrt der holländischen Flotte.

Dennoch gab es noch Ein Mittel für den König Jakob II. sich zu retten, den Zug des Oraniers abzuhalten, dagegen die Wucht des Angriffes wider Denjenigen zu wenden, der ein so treuloses Spiel mit ihm trieb. Wenn nur freilich Jakob II. das Auge besessen hätte, dies frevle Spiel zu durchschauen. Das Mittel ward dem Könige Jakob II. angerathen von seiner Tochter, der Prinzessin von Oranien. Es bestand in der Ernennung des Prinzen von Oranien zum General-Capitän aller englischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande. Der arme, bethörte König Jakob II. glaubte nicht seiner Tochter, die es aufrichtig mit ihm meinte, sondern dem Könige von Frankreich, der ihn benutzte, wozu er gut war.

Unverkennbar freilich war die Unternehmung, mit 13.000 Mann in einem Königreiche zu landen, dessen König eine Armee von 35.000 Mann besaß, ein ungeheueres Wagestück. Zwar hatten viele Engländer dem Prinzen von Oranien versprochen, daß sie bei seiner Landung zu ihm treten würden. Sie konnten dadurch seiner Sache ein moralisches Gewicht verleihen. Wenn jedoch der König Jakob II. sich auf seine Armee verlassen durfte: so war es die Frage, ob er nicht sehr wohl im Stande sein würde, zugleich der holländischen Waffenmacht und dem moralischen Drucke der Erhebung vieler Engländer gegen ihn zu widerstehen. Und insofern hatte Ludwig XIV. Aussicht, daß, während dort auf der Insel die beiden Gegner sich in einander verwickelten, er ungestört seine Geschäfte im Reiche und gegen den Papst betreiben könne.

Allein die Kraft Jakobs II. ward moralisch gebrochen durch Verrath und Untreue in seiner nächsten Umgebung. Für Ludwig XIV. stieg die Gefahr empor, daß ein Ausgleich erfolgen könne auf der Basis, welche die Prinzessin von Oranien vorgeschlagen hatte, und daß somit die Streitkräfte beider Mächte sich vereinigen würden wider ihn. Von dieser Besorgniß aus erwuchs bei ihm ein anderer Plan. Er trachtete das Königshaus Stuart in seine Hände zu bekommen. Die Folge würde sein, nach französischer Ansicht, die dauernde Zerrüttung Englands.

Und abermals ließ sich der unglückliche König Jakob II. bethören. Er schickte Frau und Kind nach Frankreich voran, um am nächsten Tage selber von seiner Krone hinweg zu fliehen in die Gewalt des Königs von Frankreich. Aber nur jenen beiden gelang die Flucht, nicht ihm. Die thörichte Mutter freute sich auf französischem Boden der vermeintlichen Rettung ihres Sohnes, und ahnte nicht, daß sie durch diese ihre Rettung ihm die Krone verscherzte, dagegen mit ihm einzog in einen goldenen Käfig. Denn Ludwig XIV. besaß nun oder glaubte in dem Thronerben von England zu besitzen ein Pfand *seines* Friedens mit diesem Königreiche und zugleich der inneren Zerrüttung desselben. Seine Diener, welche in Boulogne die Königin von England mit allen erdenklichen Ehrenbezeugungen empfingen, erhielten im Geheimen den Befehl, die Königin unter keiner Bedingung nach England zurückkehren zu lassen, auch selbst wenn Jakob II. es fordern würde.

Denn dieser selbst, auf seinem Fluchtversuche angehalten und zum Bleiben aufgefordert, wurde schwankend, zumal, da er bei seiner Heimkehr in London mehr

Anhänglichkeit fand, als er erwartet hatte. Er erwog, ob er bleiben, oder abermals gehen solle.

In den Augen des Oraniers dagegen hatten inzwischen die Dinge eine andere Gestalt gewonnen. Er war gekommen im Dienste seines Vaterlandes, um England zu nöthigen, mit einzutreten in einen allgemeinen Krieg wider den König von Frankreich. Er hatte wie daheim der Republik, so nach außen dem Kaiser und der gesammten Welt durch seine Proclamation die Zusage gegeben, die Thronfolge in England nicht zu ändern. Die erfolgte Hinwegsendung dagegen des Thronerben nach Frankreich gab den Dingen eine andere Wendung. Es war moralisch unmöglich, von Jakob II. als König zu verlangen, daß er in einen Krieg eintrete wider den König von Frankreich, dem er seinen Sohn und Erben als Pfand seiner Treue für ihn in die Hände geliefert. Der Oranier konnte daher seine Aufgabe, England zum Bunde mit der Republik wider Frankreich zu bewegen, nicht ausführen, wenn Jakob II. regierender König von England blieb.

An diesem Punkte sehen wir abermals die Interessen Ludwigs XIV. und des Oraniers in merkwürdiger Weise sich berühren. Ludwig XIV. hat, direct und indirect, mit gearbeitet für die Expedition des Oraniers nach England, nicht freilich, damit sie gelinge. Er arbeitet nun für einen zweiten Fluchtversuch Jakobs II., um den rechtmäßigen König von England in seiner Gewalt zu haben, und dadurch England in Verwirrung zu erhalten. Der Oranier dagegen trachtet den König Jakob hinaus zu drücken, damit England ihm selber, der thatsächlich die Gewalt in Händen hat, die verlassene Krone anbiete, und ihn dadurch in den Stand setze, das Königreich in sich friedlich zu erhalten, und, entsprechend dem Wunsche seines Vaterlandes, die Streitkräfte von England im Vereine mit denjenigen der Republik, wider den gemeinsamen Feind zu wenden.

Die Agenten Ludwigs XIV. bei Jakob II. arbeiteten daher nach dem Wunsche des Oraniers. Der Name Vatermörder, den sie diesem gaben, gellte in die Ohren des bethörten Königs Jakob II. Er befand sich im Schlosse Rochester an der Themse. Seiner eigenen Wahrnehmung dort blieb nicht verborgen, daß nach allen Umständen der Oranier seine Flucht wünsche. Dagegen gelangten Kundgebungen an ihn, daß er auf einen starken Anhang in England zählen dürfe. Aber die Furcht in ihm überwog. Der König Jakob II. floh zum zweiten Male von seiner Krone weg, und dies Mal völlig ungehindert und mit Erfolg. Er gelangte nach St. Germain bei Paris. Dort führte Ludwig XIV. vor aller Welt das Schauspiel auf, daß er, der als Meister der Arglist zu eigenem Nutz und Frommen das unglückliche, verblendete Königspaar Stuart aus Whitehall durch falschen Rath herüber gelockt, dasselbe empfing als ihr wärmster Freund und wohlthätiger Beschützer. Ob dieses Schauspieles wurden die Franzosen tief gerührt und priesen die Großmuth ihres Königs.

Jakob II. selber freilich sah ja in seiner Flucht nach Frankreich nicht eine Thorheit, die er beginge nach dem Rathe fremder Arglist. Er meinte darin einen selbständigen Act einer wohl überlegten Politik zu vollbringen. Die Stellung der drei wichtigsten Persönlichkeiten dürfte zu fassen sein wie folgt. Ludwig XIV., indem er das nach Frankreich gelockte Königshaus Stuart in seinen Händen hatte, meinte durch diesen Besitz das Königreich England in dauerndem Unfrieden und innerer Zerrüttung zu erhalten und dadurch nach außen hin zu lähmen. Jakob II. hoffte, daß das

Bedürfniß nach einer rechtmäßigen Regierung, im Vereine mit der natürlichen Abneigung gegen die Herrschaft eines Holländers, die englische Nation bewegen werde, ihn zur Rückkehr einzuladen. Der Prinz von Oranien hütete sich, formell ein Recht der Eroberung zu beanspruchen; aber er rechnete darauf, daß das Bedürfniß einer geordneten und friedlichen Regierung die Engländer nöthigen werde, ihm die von Jakob II. verlassene Krone anzubieten.

Das Jahr 1689.

Die Berechnung des Oraniers erwies sich besser begründet, als die Hoffnung Jakobs II. Das von dem Oranier einberufene Convent-Parlament trug, im Angesichte der vollendeten Thatsachen, ihm die Krone an nach seinem Willen. Dafür erhob der neue König Wilhelm III., dem der Besitz der Krone von England nicht der Zweck, sondern das Mittel war, die Freiheit Europas, vor allem aber sein eigenes Vaterland, gegen die Uebermacht Ludwigs XIV. desto besser zu schützen — keinen Einspruch gegen die Gestaltung der Verfassung von England nach dem Willen des Parlamentes.

Damit war in den Augen der Engländer, deren Blick nicht hinausreichte über den Saum ihrer Küsten, die Sache für England endgiltig beschlossen. Sie war es nicht in den Augen des neuen Königs Wilhelm III. — Er wußte, wie sehr sich Ludwig XIV. bemühte, bei dem Papste und dem Kaiser die englische Umwälzung als eine Religionssache darzustellen. Die Angelegenheit war hinausgewachsen über alle anderen Verwickelungen in Europa. Ludwig XIV. suchte von dem Kriege, den er gegen Kaiser und Reich heraufbeschworen, bereits im December 1688 wieder los zu kommen durch große Erbietungen in Wien. Er ließ sagen, daß Straßburg nicht ein Hinderniß des Friedens sein würde, wenn nur der Kaiser dann mit ihm gemeinschaftlich handeln und die englische Umwälzung für eine Religionssache erklären wolle. Für die Behauptung Ludwigs XIV. schien zu sprechen, daß das Oberhaus von England seine Thätigkeit unter dem Oranier, ungeachtet der Abmahnung dieses Fürsten, begann mit Beschlüssen der Verfolgung wider die Katholiken.

Anders jedoch verfuhr der Oranier, noch bevor das Unterhaus des Convent-Parlamentes zusammen getreten war. Am 4./14. Januar entbot er die beiden Gesandten des Hauses Habsburg in London zu sich. Er kenne, sagte er, den Plan der Gegner, die Angelegenheit Englands als eine Religionssache darzustellen. Er beklage die Beschlüsse des Oberhauses. Aber er werde sein dem Kaiser gegebenes Wort halten. „Ich bitte mir nur Zeit zu lassen, schloß er, und dann soll man von keiner Verfolgung der Katholiken hören. Melden Sie es dem Kaiser. Sagen Sie es auch den hiesigen Katholiken. Dann, hoffe ich, wird der Kaiser den falschen Gerüchten, die Frankreich ausspreng, nicht Gehör geben, und nicht sich einlassen auf die Schritte, zu welchen Frankreich ihn bewegen möchte. Denn wenn das einträte, so ist es um uns Alle geschehen.“ [1])

Gemäß dieser Auffassung des Königs Wilhelm III. stand die Entscheidung über die Umwälzung von 1688 in England bei dem römischen Kaiser Leopold. Es handelt sich also darum, das Verhalten des Kaisers gegenüber der Umwälzung in England zu kennzeichnen.

[1]) Der Bericht des kais. Residenten Hoffmann v. 4./14. Jan. 1689, i. d. Anglicis d. k. k. Arch.

Sowohl die Republik der Niederlande, als namentlich der Prinz von Oranien selber hatten dem Kaiser vorher Kunde gegeben von ihrem Plane, den König Jakob II. von England durch Waffenmacht zu einer anderen Politik zu zwingen, mit der ausdrücklichen Versicherung, nicht feindselig wider die katholische Religion handeln zu wollen. Der Kaiser stimmte der Unternehmung weder zu, noch rieth er ab. Aber er nahm die Versicherung als gegeben an.

Es folgten, im September 1688, zuerst die feindseligen Acte Ludwigs XIV. wider den Papst, dann der Einbruch in das Reich. Der Letztere wirkte bestimmend auf den Kaiser, an einen Frieden mit den Türken zu denken, den er aus sich nicht gewollt hätte. Auch Marco d'Aviano erkannte das an. „Ich vernehme, schrieb er am 9. December, daß Ew. K. Majestät sich in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, mit den Türken zum Frieden zu kommen, und bin auch selber davon überzeugt." [1]) — Aber bevor noch eine Friedenshandlung mit den Türken stattgefunden, trat im Nordwesten Europas jene andere Verwickelung ein, die Unternehmung des Oraniers gegen England. Der Kaiser zeichnet seine Stellung zu den gesammten Vorgängen in einem Schreiben an Marco d'Aviano, vom 9. December 1688, also vor der Flucht des Königs Jakob II., mit folgenden Worten. [2])

„Wohl mit Recht, mein lieber Pater, darf ich sagen: Bedrängnisse umgeben mich von allen Seiten. Denn von der einen Seite her richten die Franzosen unsäglichen Schaden und Verwirrung im Reiche an, und ich sehe nicht ab, wie ich ihnen Widerstand leisten kann. Von der anderen Seite bin ich noch nicht aus der Verwickelung mit den Türken. Und obwohl ich lieber diesen heiligen Krieg noch fortsetzen möchte, so sehe ich nicht die Möglichkeit aus Mangel an Mitteln; denn der Papst ist in Zweifel, ob er noch beitragen könne. Daher weiß ich nicht, was ich thun soll. Ich setze mein Vertrauen einzig auf Gott, welcher Denen helfen wird, die ihn nach seinem Willen lieben."

„Dazu erfüllt mich der Krieg zwischen Holland und England mit der äußersten Besorgniß, weil es scheint, daß daraus große Gefahr für die katholische Religion erwachsen könne. Denn der König dort wird unterliegen. Daher bedarf ich sehr der Gebete und des umsichtigen Rathes Ew. Hochwürden, mit denen Sie hoffentlich mich unterstützen werden. Ich werde inzwischen nach Möglichkeit mich bemühen, und würde mein Blut einsetzen, zu verhindern, daß unsere heilige Religion Schaden leide. Aber Ew. Hochwürden wissen wohl, wie wenig man Denjenigen trauen darf, die nur dahin trachten, ihre gewünschten Ziele zu erreichen. Ich erwarte mit Spannung die Antwort Ew. Hochwürden."

Der Kaiser durchschaute also damals, im December 1688, noch nicht, in welcher Art Ludwig XIV. an den Vorgängen in England betheiligt war; aber die letzten Worte kündigen zur Genüge sein tiefes Mißtrauen an.

Die Antwort Marco d'Avianos entsprach wesentlich den Anschauungen des Kaisers. [3]) Unterdessen stieg, bei näherer Kunde, der Unmuth des Letzteren wider

[1]) Intendo come V. M. C. sia constretta di far la pace con il Turcho, e ne resto anco di cio persuaso.

[2]) Anlage II.

[3]) Das Schreiben selbst, vom 6. Januar 1689, ist nicht erhalten; aber die Antwort des Kaisers, vom 23. Januar, berechtigt zu jenem Urtheile.

Ludwig XIV. „Es liegt vor Augen, schreibt er am 23. Januar, daß der französische Einbruch in das Reich seinen Ursprung hat von dem Feinde des menschlichen Geschlechtes, vom Teufel meine ich, welcher wohl erkennt, daß unser Krieg gegen die Türken seiner Macht bedrohlich wird, und der darum diesen Krieg hindert vermittelst desjenigen Fürsten, dem seine Christenpflicht eher auferlegen sollte, auch von seiner Seite an diesem heiligen Kriege Antheil zu nehmen. Ich stelle die Rache Gott anheim, welcher seine Sache kennen wird. Denn für diese tritt nicht derjenige ein, welcher den großen Vortheil der Siege über die Türken hindert, welcher den Statthalter Christi nicht blos bedroht, sondern sogar bedrängt, welcher der auch so schon zerrissenen Christenheit Schaden zufügt, und welcher dabei dennoch sich geltend machen will, als sei nicht er es, der unsere katholische Religion verstört, wo sie doch bereits in der Gefahr des völligen Unterganges steht. Darum will ich alles aufbieten, was ich vermag, um nach Möglichkeit beiden grimmigen Feinden zu widerstehen. Es wird schwer halten, aber es ist nicht unmöglich, wenn nur die deutschen Reichsfürsten wider den König von Frankreich das ihrige thun wollen. Sicherlich würde ich tausendmal lieber nicht einen Frieden mit den Türken schließen, um unsere heilige Religion dorthin weiter zu tragen. Auch werde ich in jedem Falle nur so mich darauf einlassen, daß der Christenheit große Vortheile daraus erwachsen. Polen und Venedig würden augenscheinlich lieber sehen, daß ich mit Frankreich abzukommen suchte. Aber dies ist ohne die höchste Gefahr nicht möglich, weil der König von Frankreich weder an Vertrag, noch an Treue, noch an Eid sich bindet."

Die letzten Worte lassen erkennen, daß die Anerbietungen, die damals Ludwig XIV. machen ließ, um die Gefahr des allgemeinen Krieges wider ihn abzuwenden, bei dem Kaiser Leopold keinen Boden fanden, daß vielmehr sein Entschluß zum Kriege wider Frankreich reifte. Aber dann fiel sein Blick auf England.

„Der Verlauf der Dinge dort, schreibt weiter der Kaiser, betrübt mich tief. Denn von der einen Seite sehe ich dort eine harte Verfolgung unserer katholischen Religion vorher. Andererseits kann von dort her eine stärkere Diversion wider Frankreich nicht ausbleiben. Niemals jedoch will ich einen Vortheil erlangen auf Kosten unserer heiligen Religion. Ich tröste mich damit, daß ich auch nicht im geringsten eine Ursache zu der Umwälzung dort gegeben habe, und sicherlich, wenn Frankreich nicht durch seinen Einbruch in das Reich den Krieg entzündet hätte, so wäre der König (Jakob II.) und die katholische Religion dort nicht in diese Gefahr gekommen." [1])

Betrachten wir hier die Daten. Am 23. Januar schrieb der Kaiser Leopold diese seine Besorgniß für die katholische Religion in England nieder. Am 14. Januar hatte der Oranier in London an die Gesandten des Hauses Habsburg jene Worte gerichtet, welche die Entscheidung über die englische Umwälzung dem Kaiser Leopold zusprachen, mit der Versicherung des Oraniers, daß er die Katholiken gegen eine Verfolgung schützen werde. Die Berichte von London nach Wien bedurften damals zehn oder elf Tage. Nachdem also der Kaiser Leopold jene Besorgniß für die katholische Religion in England als ein Hemmniß seines Entschlusses ausgesprochen, ward sie wenige Tage später durch freies Entgegenkommen des Oraniers gehoben.

[1]) Mi consolo però di non essere ne anche nel minimo cagione di tanto male, e certo se la Francia non havesse incendito questa guerra, il Re d'Inghilterra e li Cattolici non sarebbero venuti in questo pericolo,

Von dem Eintreffen dieser Meldung an wuchs der Gedanke eines Bündnisses zwischen dem Kaiser Leopold und dem Oranier empor. Die unmittelbare Consequenz eines solchen Bündnisses aber, durch welches der Kaiser die Umwälzung in England gut heißen würde, mußte sein der gemeinsame Krieg wider Ludwig XIV.

Dies führt uns zurück zu der wichtigen Frage: wie stand es um den noch nicht geendigten Türkenkrieg? Wir sehen, daß von 1689 an die zwei großen Kriege nach Osten und Westen zugleich geführt werden. Es kommt also zunächst auf die Frage an, ob damals dies hätte vermieden werden können.

* * *

Die türkische Friedensbotschaft im Jahre 1688 war fast Augenzeuge der Erstürmung von Belgrad gewesen. Ihrer Ankunft in Wien, im November 1688, folgte wenige Tage später eine neue Siegeskunde, diejenige der Uebergabe der starken Festung Szigeth, vor welcher einst Soliman den Prächtigen der Tod überrascht hatte. Die Friedensbotschaft erhielt das Schloß Pottendorf, einige Stunden von Wien, zum Aufenthalte angewiesen. Die Absicht dabei war, daß sie vom Verkehre und von der Kunde der Ereignisse im Westen möglichst abgeschlossen bleiben solle. Aber war es möglich, dies zu verhindern? Marco d'Aviano hielt bereits am 9. Februar dem Kaiser die Besorgniß entgegen, daß unter den veränderten Umständen die Türken, angestachelt durch denjenigen, welcher die Weltherrschaft erstrebe, wieder zu ihrem Hochmuthe zurückkehren, und, anstatt in den thatsächlichen Besitzstand einzuwilligen, vielmehr die Rückgabe des Genommenen fordern würden.[1]) Er hob hervor, daß der Kaiser sich auf die Reichsfürsten nicht verlassen könne, weil sie immerfort schwankten zwischen den zwei Gedanken, das Haus Oesterreich nicht zu mächtig werden zu lassen, andererseits aber nicht selber unter die Herrschaft Frankreichs zu gerathen. Marco d'Aviano war der Ansicht, daß, im Falle der Friede nicht zu Stande komme, bei den inneren Zuständen des osmanischen Reiches auch eine Defensiv-Stellung mit 14.000 Mann gegenüber den Türken genügen würde, das Erworbene zu behaupten und vielleicht noch Bosnien zu erlangen.

Wie die Absendung der Botschaft von Constantinopel zu nicht geringem Theile auf das Anrathen der Generalstaaten der Republik der Niederlande erfolgt war, gemäß dem Wunsche des Prinzen von Oranien: so hatten sie zum Zwecke der Vermittelung den Syndikus von Amsterdam entsendet, Namens Hop. Eine eigentliche Vermittelung nahm der Kaiser nicht an, behandelte dagegen Hop mit dem vollen Vertrauen, daß er günstig einwirken werde. Die Ursache der Verzögerung einer Verhandlung lag an den Verbündeten des Kaisers, Polen und Venedig, an dem Ausbleiben ihrer Entschließungen. Da es unmöglich war, im Laufe von drei Monaten zu verhindern, daß die Kunde der einstweiligen Erfolge Frankreichs, der Capitulationen von Philippsburg und Mainz, der Verwüstung der Rheingegend, hinein drang in die Räume von Pottendorf: so war das Zaudern zum Nachtheile des Kaisers. Aber die heilige Liga von 1684 untersagte den Bundesgenossen einen Separatfrieden zu schließen, und eine politische Rechnung, die ihren Ausgangspunkt nahm von der Vertragstreue des Kaisers Leopold, schlug niemals fehl.[2]) Dies wußten namentlich

[1]) Ben temo che fomentato il Turcho da chi vuole il dominio del mondo, non stia sul l'alto etc.

[2]) Hervorgehoben von dem Venetianer Cornaro, im Finalberichte von 1690, S. 290.

auch die Türken. Wie früher die Besatzung von Erlau, so hatte, im December 1688, diejenige von Szigeth die Bedingung gestellt, daß der Kaiser selber die Capitulation zeichnen müsse. Es ward ihnen willfahrt.

Erst zu Anfang Februar trafen in Wien die Instructionen für die Friedens-Botschafter ein. Diejenigen des Botschafters von Polen, wo bei dem Könige Johann Sobieski die französische Richtung mächtig war, erwiesen sich auch da noch als unvollständig.

Dennoch war man nun so weit gekommen, daß eine Verhandlung beginnen konnte. Am 8. Februar 1689 sah man die türkische Botschaft, die erste dieser Art, in Wien einfahren zur Audienz bei dem Kaiser. Das Haupt derselben war Sulfikar Effendi, siebenzigjährig, dem, wie er sich ausdrückte, der Bart lang gewachsen war im Dienste der hohen Pforte. Cornaro, Bevollmächtigter für die Republik Venedig, anerkennt die Würde des Benehmens, den Scharfsinn, die Klarheit des alten Mannes. Ihn umgaben fünf andere Türken. Die Seele der Botschaft indessen war der Groß-Dolmetsch Maurocordato, ein Grieche, der in Padua studirt. Wir kennen ihn bereits aus dem Zuge vor Wien, im Jahre 1683. Der Sturz des Kara Mustafa riß dann auch ihn mit hinab; jedoch gelang es ihm, mit der Aufopferung aller Habe das Leben zu retten. Allmählich klomm er wieder empor, und erwies sich, bei aller Goldgier, von erprobter Treue für die Türken. — Die Friedens-Botschafter hatten verlangt, nur dem Kaiser persönlich ihre Vollmachten zu überreichen. Es geschah in feierlicher Audienz, für welche jeder Schritt im Voraus geregelt war.

Dann begannen am 10. Februar, die Verhandlungen im Palaste der Stände von Nieder-Oesterreich, dem Landhause, zu Wien. Noch einmal machten die Türken einen Versuch der Trennung. Sie hätten, sagten sie, keine Vorschläge für Polen. Es stand demnach in der Hand des Kaisers, für sich einen vortheilhaften Frieden zu erlangen, wenn er Polen allein ließ. Die Antwort des Kaisers schnitt alle derartigen Berechnungen auf die Trennung der Verbündeten ab. Wenn die türkischen Gesandten in Betreff Polens nicht sprechen wollten, ließ er erwiedern, so sei damit alles abgebrochen, und sie müßten zurück nach Pottendorf. — Noch am selben Abende reichten die Türken ihre Vorschläge für Polen ein.

Im Landhause zu Wien saßen fortan gegenüber jenen türkischen Bevollmächtigten die vier kaiserlichen, die Grafen Kinsky, Stratmann, Starhemberg, Caraffa, dann der Venetianer Cornaro, der Pole Raczynski. Der Holländer Hop befand sich nicht dabei; aber mit ihm hauptsächlich verkehrte die türkische Gesandschaft, und er wendete allen Einfluß auf für den Frieden. Damals, im Februar, schienen die Aussichten günstig.

* * *

Sie waren es für den Kaiser zugleich nach allen Seiten. Die Reichsfürsten, erregt durch den französischen Friedensbruch vom September 1688, und durch die Brutalität der Kriegführung am Rheine, standen in Waffen, bereit mit dem Kaiser zu gehen. Der König von Spanien harrte nur der Aufforderung des Kaisers. Die Wendung der Dinge in England verhieß, daß endlich einmal die Zeit gekommen sei, wo ganz West-Europa zusammen stehen werde gegen den einen übermächtigen und grausamen Friedensstörer, der seit Jahrzehnten seinen Ruhm darein setzte, die Schwächeren einzeln zu mißhandeln. Freilich drängte sich dem Kaiser Leopold bei diesen Erwägungen auch

die unerfreuliche Erinnerung mit auf, daß er, dem in dem großen Kriege von 1672 an die Republik der Niederlande die Anerkennung dargebracht, daß sie, nächst Gott, dem Kaiser ihre Rettung verschulde — daß er dann von dieser selben Republik, als sie sich wieder sicher wußte, dem Feinde gegenüber allein gelassen war. Sollte nun der Kaiser abermals sich in diese Gefahr begeben.? [1])

Und dennoch überwogen dann bei ihm die Gründe, welche für das Zusammengehen mit der Republik und mit dem neuen Könige von England wider den nimmer ruhenden Feind, Ludwig XIV., sprachen. Im Namen des Kaisers trat der Graf Stratmann zu dem Holländer Hop, am 20. Februar. Der Kern seiner Eröffnungen liegt in den Worten: „In Rücksicht auf das Gemeinwohl von Europa hat der Kaiser beschlossen, dem Laufe seiner Siege über die Türken Einhalt zu thun und ihrer Bitte um Frieden das Ohr zu leihen, um sich dadurch in besseren Stand zu setzen, den Krieg wider Frankreich mit Nachdruck zu führen. Zu diesem Zwecke ist erforderlich die Gemeinsamkeit des Handelns, geregelt durch ein Bündniß zu Schutz und Trutz." [2]) In seiner Meldung dessen nach dem Haag dringt Hop auf Eile, weil in Wien diejenige Partei, welche die Fortsetzung des Türkenkrieges erstrebe, nicht gering, und weil Frankreich für die Herstellung des Friedens vortheilhafte Erbietungen mache. Diese betrafen damals namentlich die Rückgabe des Herzogthumes Lothringen. — Darum möge man schleunigst eingehen. „Denn der Kaiser, der mit der strengsten Gewissenhaftigkeit hält an dem einmal gegebenen Worte, kann und muß dann alle Vorschläge, kommen sie woher sie wollen, zu einem Sonderfrieden mit Frankreich zurückweisen."

Der rückkehrende Courier brachte, im Anfange März, die Meldung der Bereitwilligkeit der Generalstaaten. Diejenige des Oraniers lag vor in dem Handschreiben, in welchem er dem Kaiser seine Thronbesteigung meldete.

* * *

Allein unterdessen schritt der Türkenfriede nicht vorwärts. Die Kaiserlichen forderten zuerst die Auslieferung des Rebellen Tököly, als des Urhebers des Unheils. Die Türken gingen nicht ein. Auf das Vorhalten des Holländers Hop, daß sie ja selber den Tököly einen Hund genannt, der an ihrem Kriegsunglücke die Schuld trage, und daß darum seiner Auslieferung kein Bedenken entgegen stehen dürfe, erwiederten sie: „Tököly ist in der That ein Hund, der auf des Sultans Befehl liegt oder aufsteht, bellt oder verstummt; aber er ist des Padischah der Osmanen Hund, welcher auf dessen Geheiß als grimmiger Löwe ausfallen kann." [3])

Es war die erste Kundgebung der Nicht-Willfährigkeit von türkischer Seite. Es folgten andere. Es ergab sich, daß den türkischen Gesandten nicht unbekannt geblieben war, daß kaiserliche Regimenter aus Ungarn nach dem Rheine marschirten. Sie wußten von dem Schrecken, den die Franzosen dort verbreiteten. Ihre Rede steigerte sich. Daß der Kaiser seine Bundesgenossen, Polen und Venedig, nicht verlassen werde, war auch den Türken bekannt. Aber die Forderungen jener gingen, nach Verhältniß,

[1]) Schreiben Marco d'Avianos, vom 9. Februar 1689.
[2]) Hops Bericht in den Lexington Papers, p. 342.
[3]) Hammer, Bd. III, S. 850.

noch hinaus über diejenigen des Kaisers, welcher den Besitzstand verlangte.[1]) Die Türken dagegen forderten von dem Kaiser die Rückgabe von Siebenbürgen, den Fortbesitz der umschlossenen Festungen Großwardein, Temeswar, Gyulai und Kanizsa, mit dem freien Zugange zu denselben über kaiserliches Gebiet. Die beiderseitigen Forderungen standen schroff gegen einander. Namentlich Siebenbürgen ward gehalten als der beste Preis der langen Siegeskette. Im Laufe des Monates März rückte man, anstatt näher zu treten, einander täglich ferner. Die Mahnungen Hops blieben vergeblich. Am 31. März berichtete er heim, die Spannung sei beiderseitig so hoch gestiegen, daß für den Frieden gar keine Hoffnung mehr übrig bleibe. Die Verhandlungen wurden nicht eigentlich abgebrochen. Die türkische Friedensbotschaft reiste nicht ab, sondern entsandte, mit Zustimmung der Vertreter der heiligen Liga, einen Courier nach Constantinopel, um neue Instructionen einzuholen. Einstweilen jedoch währte der Krieg fort.

Das Nicht-Gelingen dieser Friedenshandlung war einer der wichtigsten Erfolge von 1689 für Ludwig XIV. Louvois in Versailles gab seine Freude darüber kund mit den Worten: „Die Türken thun Wunder. Sie wollen nicht mehr den Frieden. Alle Berichte aus Wien melden, daß demgemäß der Herzog von Lothringen in diesem Jahre nicht an den Rhein kommen werde."[2]) — Diese letzte Hoffnung des Louvois war doch noch fraglich; aber seine Worte sind gewichtig und charakteristisch in aller Beziehung.

Die große Allianz vom 12. Mai 1689.

Nicht der Kaiser, sondern die Türken hatten demgemäß den Abschluß eines Friedens vereitelt. Aber, bei dem damaligen Stande der Dinge, nach welchem die Erhaltung des Bestandes gegenüber den Türken auch durch die bloße Defensive erreichbar schien, legte die Vereitelung des Türkenfriedens dem Abschlusse der Allianz nach Westen hin kein Hinderniß in den Weg.

Ein Hinderniß solcher Art jedoch konnte erwachsen aus der Frage der Anerkennung des neuen Königs von England. Daß der Gang der Dinge in dem englischen Convent-Parlamente zum Königthume des Oraniers führen müsse, wußte der Kaiser aus den Berichten seines Residenten dort vom Beginne an. Indem dann der Kaiser, noch vor der Kunde der erfolgten Thatsache, am 5. März, in einem Handschreiben an den Oranier das volle Vertrauen aussprach, daß dieser der böswilligen Absicht des Königs von Frankreich auf einen Religionskrieg entgegen arbeiten werde, namentlich durch Gerechtigkeit für die Katholiken in England, liegt darin, wenn auch nicht ausdrücklich ausgesprochen, so doch mittelbar angedeutet die Bereitwilligkeit, den Oranier als König anzuerkennen.

Dennoch erregte die Nachricht der Krönung Wilhelms III., die erst gegen das Ende des Monates März in Wien eintraf, und also gleichzeitig war mit dem Ergehen der türkischen Friedenshandlung, dort mancherlei Bedenken und Zweifel. Beide Angelegenheiten wurden lebhaft erörtert. Man dürfte nicht sagen, daß der Kaiser

[1]) Bericht Hops vom 31. März bei v. d. Heim: het archief van Heinsius, p. 105: Gelyck de pretensien van Polen en Venetien noch vry verder gaen als die van dit Hoff, enz.

[2]) Rousset: Louvois, t. IV, p. 186.

persönlich in der Hauptsache schwankend geworden sei. Bereits am 6. April sagte er zu Borgomainero, daß er, auch ungeachtet der Fortdauer des Türkenkrieges, 27.000 Mann gegen Frankreich verwenden werde. Allein, da das neue Königthum weit hinaus ging über das anfängliche Ziel der Expedition, wie es der Oranier noch unmittelbar vor seiner Abfahrt, am 26. October 1688, dem Kaiser kund gethan: so bot, auf das Eintreffen jener Nachricht, die Partei am Kaiserhofe, welche für den Frieden mit Frankreich stimmte, nochmals alle Anstrengungen auf gegen die Anerkennung Wilhelms III., und für das, was sie nannte die Sache der Religion. Der gewissenhafte Kaiser verlangte daher die Gutachten verschiedener Theologen.

Der Kaiser verlangte nicht ein Collectiv-Gutachten, sondern die Ansichten einzelner Personen. Die Schriftstücke enthalten keine Andeutung, daß der eine Autor um das Befragen des Anderen gewußt habe. Es liegen in Allem sechs solche Gutachten vor, die Mehrzahl davon nicht datirt. Nur drei derselben sind mit Namen unterzeichnet, nämlich Ildefonsus, Othmar, Menegatti. Der erste war Kapuziner, die zwei anderen Jesuiten, der letztere von ihnen Beichtvater des Kaisers.

Es wurden zwei Fragen gestellt. Die erste lautet: „Darf der Kaiser gegen den König von Frankreich ein Bündniß und eine Gemeinschaft eingehen mit Nicht-Katholiken, besonders mit den Generalstaaten und mit England?" — Die zweite Frage lautet: „Darf der Kaiser, bei der Unterhandlung eines Bündnisses mit England und Holland, dem Prinzen von Oranien den Königstitel geben?"

Zwei von diesen Gutachten, dasjenige des Jesuiten Othmar und ein anonymes, verneinen beide Fragen. Die vier anderen, dasjenige des Kapuziners Ildefons, des Jesuiten Menegatti und zwei anonyme, bejahen beide Fragen. Die gewichtigsten unter ihnen sind diejenigen des Beichtvaters Menegatti und eines nicht genannten Theologen in Köln, namentlich das letztere. Der Verfasser desselben überbietet gleich im Beginne beide Fragen. „Ich fasse meinen Satz, sagt er, wie folgt: nicht blos ist das erlaubt, was hier gefragt wird, sondern der Kaiser ist dazu verpflichtet, und würde, im Falle der Unterlassung, sich einer schweren Sünde schuldig machen." Er sucht dann nachzuweisen, daß das fragliche Bündniß ehrenhaft, zweckmäßig, nützlich, ja nothwendig sei, nicht blos für das Kaiserhaus, sondern auch für das Gemeinwohl der Völker. „Denn welches Volk, ruft er aus, hat eine andere Aussicht zu erwarten, als diejenige der Unterjochung von jenem friedelosen Ismael, dessen Hand ist wider Alle?"

Und dann kommt der letzte Punkt, durch den der Verfasser sich hinaushebt über die sämmlichen anderen fünf befragten Theologen.

„Das Bündniß, sagt er, gereicht endlich zum Wohle der Kirche. Dies liegt schon dadurch offen vor, daß der König von Frankreich thatsächlich der Feind ist des heiligen römischen Stuhles, und wider denselben alle Feindseligkeit verübt, die in seiner Macht steht. Und daneben ist zu bedenken, was ich schon wiederholt hervorgehoben, daß auf keine andere Weise als nur durch dieses Bündniß vermieden werden kann der entsetzliche Religionskrieg, den der König von Frankreich, der Gönner der Türken, in der Christenheit hervorzurufen trachtet."

Bevor noch diese Schrift, eine der gewichtigsten, die gegen die Politik Ludwigs XIV. damals abgefaßt sind, in die Hände des Kaisers gelangte, hatte er seinen definitiven Schluß in gleichem Sinne längst gefaßt.

Es fragte sich um die hauptsächlichen Interessen des Kaisers bei dieser Allianz. Wir kennen die beiden Ziele, welche bestimmend einwirkten auf das gesammte politische Denken und Thun Ludwigs XIV. Einerseits erstrebte er die römische Kaiserkrone, andererseits das Erbe der spanischen Monarchie, für das Haus Bourbon. Die Interessen des Kaisers Leopold waren demgemäß die entgegengesetzten. Das eine war die Erhaltung der römischen Kaiserkrone bei seinem Hause durch die Wahl seines älteren Sohnes Joseph zum römischen Könige. Das andere war die Anerkennung seines Erbrechtes auf die spanische Monarchie, mittelbar, wenn auch nicht ausgesprochen, zu Gunsten seines jüngeren Sohnes Carl. Beide Interessen waren zunächst diejenigen des Kaisers und seines Hauses: sie waren zugleich diejenigen aller derer, welchen auch so schon die Ueberlast der französischen Macht drückend erschien. Mithin nicht blos um des Kaisers willen, sondern im Interesse der eigenen Selbsterhaltung war es die Aufgabe aller derjenigen, welchen die Macht Frankreichs bedrohlich erschien, für das Kaiserhaus diese Ansprüche zu vertreten.

Die Staatsmänner der Republik der Niederlande, deren Führer der Oranier auch von England aus blieb, erkannten dies an. Und dennoch ist es dann sehr merkwürdig zu sehen, mit welcher Vorsicht und mit welchem Geheimnisse man verfuhr. Die Allianz ward in Wien berathen zwischen einigen kaiserlichen Ministern und dem Gesandten Hop als Vertreter der Republik. Jene zwei wichtigsten Punkte aber, das Versprechen der Republik, bei den Kurfürsten des Reiches mit allem Nachdrucke einzutreten für die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige, und die Anerkennung des Erbrechtes des Kaisers auf die gesammte spanische Monarchie, mit dem Versprechen, im gegebenen Falle, ihm mit allen Kräften zur Erlangung derselben beizustehen — wurden in einen geheimen Artikel verwiesen, unterzeichnet nur von zwei Personen, dem Minister Stratmann und dem Gesandten Hop.

Der Vertrag der großen Allianz wurde geschlossen am 12. Mai 1689. Der Kaiser übernahm es den König von Spanien zum Beitritte zu bewegen, die Republik den neuen König Wilhelm III. von England. Sie war dessen im Voraus sicher, aber auch nur des Königs. Der Thron des Oraniers in England war errichtet; aber er stand noch nicht fest. Mochte immerhin das Parlament die Schriften, welche ein Recht der Eroberung des neuen Königs verkündeten, durch Henkershand verbrennen lassen — das Bewußtsein, daß wesentlich die Action der Holländer einerseits, die Thorheit des Königs Jakob II. andererseits, die Umwälzung hervorgebracht, und daß der Vortheil Englands bei der ganzen Sache größer sei, als die Ehre, ließ sich damals noch nicht durch die Schönrednerei von einer glorious revolution hinweg raisonniren, sondern lag schwer auf den Gemüthern. Den großen Lebenszweck des Oraniers wußten damals wenige Engländer zu fassen. Er hatte gehofft, daß das Parlament ihm die Bereitwilligkeit zum Kriege wider Frankreich entgegen tragen werde. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Ludwig XIV. seinerseits, nachdem er mit seinem Plane des Religionskrieges bei dem Kaiser abgewiesen war, hütete sich vor jedem directen feindseligen Schritte wider England. Er und Louvois machten sich sogar Hoffnung für das Jahr 1689 im Frieden mit England zu bleiben. Und in der That sprach der Anschein längere Zeit für diese Hoffnung. Allein dann war es abermals Ludwig XIV., der dem Wunsche des Oraniers entgegen kam. Er selber verscherzte die für ihn günstige Aussicht auf die Fortdauer des Friedens mit England,

indem er im Frühlinge 1689 seine Schachfigur, den armen König Jakob II., nach Irland hin ausspielte, damit er dies Königreich für sich behaupte und dadurch England beschäftige. Erst in diesem Schritte erblickte das englische Parlament eine Verletzung des nationalen Interesses, und erklärte aus diesem Grunde sich dem Könige Wilhelm III. bereit, die Mittel zum Kriege wider Frankreich zu bewilligen. Auf den Empfang dieser Adresse äußerte sich der Oranier im Kreise seiner Vertrauten: „Heute ist der erste Tag meines Königthumes."

Das Wort ist der Schlüssel der Gedanken des Oraniers. Er war und blieb auch auf dem Throne von England, in erster Linie der holländische Patriot. Er hatte seine Expedition nach England vorbereitet, um, ob in Güte, ob mit Gewalt, den König Jakob II. zu nöthigen, auf jede feindselige Absicht wider die Republik der Niederlande zu verzichten, sich loszusagen von dem vermeintlichen Bündnisse mit Ludwig XIV., und vielmehr sich, im Vereine mit der Republik, wider den europäischen Friedensstörer zu wenden. Es lag in der Hand Jakobs II., die Gefahr dieser Expedition von sich abzuwenden, wenn er auf die unwahre Rede des französischen Gesandten im Haag, vom 9. September 1688, daß eine Allianz der beiden Könige bestehe — den Entschluß gefaßt hätte, gemäß dem Rathe seiner Tochter, zu antworten mit der That, und sich mit dem Oranier wider den treulosen, vermeintlichen Freund zu vereinigen. Dann hätte der Oranier die Krone auf dem Haupte Jakobs II. befestigt. Es geschah nicht. Der Oranier landete in England. Auch da noch stand es bei Jakob II. einzulenken. Er wollte nicht. Er schickte seinen Sohn als Unterpfand seiner Treue in die Hände seines Verderbers. Dies war der Wendepunkt. Von da an trachtete Oranien auch den Vater hinauszudrücken, für sich die Krone zu erlangen. Aber die Krone war ihm nur das Mittel zum Zwecke. Er nahm sie, um im Besitze derselben sein Vaterland desto besser schützen zu können. So lange das Parlament sich nicht willfährig zeigte, ihm dafür die Mittel zu gewähren, war dieser Zweck nicht erfüllt, betrachtete er sich innerlich nicht als König. Und darum prägt jene seine Aeußerung vom 26. April den Kern seiner Gedanken aus.

Dagegen reichte die Tragweite des Blickes der Insulaner, die nur im eigenen Interesse wider Frankreich zu den Waffen griffen, nicht aus, die Verkettung der europäischen Dinge zu erkennen. Darum wagte der König Wilhelm III. nicht, auch nur einem einzigen seiner englischen Minister das Geheimniß der großen Allianz vom 12. Mai anzuvertrauen, geschweige denn eine Kunde desselben in das redselige Parlament einzubringen. Der König Wilhelm III. allein zeichnete die Urkunde seines Beitrittes zu der großen Allianz vom 12. Mai 1689, und hängte daran das große Siegel von England.[1])

Ungeachtet der Unkenntniß der Engländer über den Bestand und die Tragweite dieser Allianz, kamen darum die Vortheile derselben ihnen eben so zu gute, wie wenn sie darum gewußt hätten. Die späteren englischen Historiker haben diese Vortheile anerkannt. „Der Krieg von 1689, sagt einer derselben, Hallam, und das große Bündniß von Europa, welchem allein Wilhelm III. Festigkeit und Energie verlieh, waren ganz augenscheinlich und unleugbar das Mittel, die Unabhängigkeit Englands zu erretten."[2]) Die Wahrheit dieser Worte liegt in den geschichtlichen Thatsachen vor Augen. Aber

[1]) Ausführlicher dargethan in meinem Werke: Fall des Hauses Stuart u. s. w., Band IV, S. 387 u. f. — [2]) Hallam: Constitutional History, Ch. XV.

eben so gewiß ist es auch, daß nicht blos jener eine, sondern alle englischen Historiker insgesammt über „dies große Bündniß von Europa", wie der Erstere es benennt, nicht eine genauere Kunde besitzen, als die englischen Minister und das Parlament von 1689, und darum auch den eigentlichen Spender der Wohlthat, den römischen Kaiser Leopold, nicht zu nennen wissen.

Vernehmen wir daher die Worte eines kundigen und competenten Holländers.

Im August 1694 sprach der kaiserliche Gesandte, Graf Auersperg, dem Holländer Dykvelt, der sich des besonderen Vertrauens von Wilhelm III. erfreute, seine Besorgniß aus, daß der König mit dem Gedanken eines Sonderfriedens umgehe. Dykvelt erwiederte: die Besorgniß sei nicht begründet. „Verlassen Sie sich darauf, fuhr er dann fort, daß dem Könige täglich die großen Verpflichtungen vor Augen schweben, die er dem Kaiser schuldet, für den hochherzigen Entschluß zu der großen Allianz, im Beginne dieser Umwälzung. Denn ohne diese Allianz wäre ja die ganze Sache zergangen." [1])

Denselben Gedanken haben wir von Wilhelm III., vor dem Abschlusse der Allianz, in seiner Rede zu dem kaiserlichen Residenten Hoffmann vernommen (S. 436.) Für das Gelingen, für den Bestand der Umwälzung von 1688 in England, war, nach der Ansicht Wilhelms III., erforderlich die Zustimmung, die Genehmigung des Kaisers. Er gab sie durch sein Erbieten zu der großen Allianz vom 12. Mai 1689.

Und eben darum auch ist die englische Tradition, daß Wilhelm III. der Vorkämpfer des Protestantismus gewesen sei, in ihrer Art eben so irrthümlich, wie die französische, daß Ludwig XIV. und sein Schützling Jakob II. die katholische Religion vertreten hätten. Nicht Namen und Worte entscheiden solche hochwichtige Fragen, sondern die Thatsachen und das Urtheil der Kundigen. Seit der Zeit der Hohenstaufen hatte der päpstliche Stuhl, also die Freiheit der Kirche und demgemäß auch des ganzen Menschengeschlechtes, keinen so gefährlichen Gegner gehabt wie Ludwig XIV. Er erhob den Ruf des Religionskrieges, um durch denselben seine Herrschaft zu begründen und den Papst und die Kirche hinabzudrücken zu Werkzeugen derselben. Eben darum hob das Gutachten jenes Kölner Theologen als das stärkste Motiv für das Bündniß des Kaisers mit den nichtkatholischen Mächten hervor die Besorgniß vor dem Religionskriege. Daher liegt die Sache umgekehrt. Indem Wilhelm III. im Bunde mit dem Kaiser Leopold die Waffen gegen Ludwig XIV. erhob, kämpfte auch Wilhelm III. mittelbar, ob mit voller Einsicht, ob nicht, für die Freiheit des päpstlichen Stuhles und der Kirche.

Und eben zu diesem Zwecke war nothwendig die Wahl des jugendlichen Königs Joseph von Ungarn zum römischen Könige und Nachfolger Leopolds, für welche Wahl Wilhelm III. und die Republik allen ihren Einfluß aufwandten. In diesem Sinne erklärte sich auf die Anfrage des Kaisers auch Marco d'Aviano. „Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, erwiederte er, ist mit allem Nachdrucke diese Wahl zu betreiben, bevor die Künste dessen, der immer im Trüben zu fischen sucht und der dasjenige erstrebt, was zum Verderben der Christenheit gereichen würde, diese günstige Sachlage verändern könnte." [2]) — Demnach stimmt auch Marco d'Aviano völlig mit dem Kaiser Leopold und jenem Kölner Theologen überein: der Kampf gegen die

[1]) Bericht des Grafen Auersperg, vom 20. August 1694, in den Anglicis des k. k. Archivs.

[2]) Schreiben vom 26. Mai: Avanti che li maneghi di chi sempre pescha nel torbido et ambisce cio che sarebbe la ruina della Christianità, etc.

Plane Ludwigs XIV. ist ihnen die Sache der Christenheit. Und für diese Sache war eins der wichtigsten und nächsten Ziele die Sicherung des Verbleibens der römischen Kaiserkrone bei dem Hause Habsburg.

Dies war die Lichtseite der großen Allianz vom 12. Mai 1689 für das Kaiserhaus und seine Monarchie. Es kommt die Schattenseite. Diese bestand darin, daß, wie in den folgenden Jahren immer klarer hervortreten wird, der Kaiser Leopold in die große Allianz vom 12. Mai 1689 einging auf Kosten seiner Erfolge gegen die Türken.

Denn so verketten sich die Geschicke der räumlich weit getrennten Länder und Völker. Dem Könige Jakob II., der seine aufrichtige Freude an den Türkensiegen des Kaisers hatte, mochte der Gedanke fern liegen, daß der Fall der Stadt Belgrad in Serbien eine Bedeutung haben könne für das Stehen oder Fallen seines Königsthrones. Und doch war es so. Die Kunde des nahen Falles von Belgrad war wie das Signal für Ludwig XIV. gewesen, seine seit Jahren wider den Papst, wider Kaiser und Reich, wider England und die Republik der Niederlande, mit ausdauernder Arglist angelegten Minen alle zugleich aufzusprengen. Der Erfolg war in vieler Beziehung ein anderer als er berechnet zu haben vermeinte. Namentlich fiel, was er nicht gewollt, der Königsthron des Hauses Stuart darüber in Trümmer. Dagegen war eine der gewichtigsten Rückwirkungen für den Kaiser diejenige, daß in Folge der Verkettung im Westen dem Siegeslaufe seiner Waffen im Osten, wenn auch nicht sofort, doch bald Einhalt geboten wurde, und daß namentlich Belgrad selber ihm wieder verloren ging.

Der Türkenkrieg im Jahre 1689.

Als der Kaiser zuerst seine Bereitwilligkeit zu der großen Allianz aussprach, im Februar 1689, hatte er Aussicht, mit den Türken zum Frieden zu gelangen. Indem die türkischen Botschafter, bei genauerer Kunde der Zustände von West-Europa, ihre Forderungen der Rückgabe steigerten, ergab sich bereits im Monate April, daß für das laufende Jahr der doppelte Krieg, nach Osten und nach Westen, unabwendbar sei. Ein Herrscher wie Ludwig XIV. verfügte in solchem Falle der Bedrängniß über die Geld- und Menschenkraft seiner Länder mit absoluter Macht. Der Kaiser Leopold war nicht in derselben Lage. Obwohl in seiner Willensrichtung nach außen völlig unabhängig, mußte er doch zum Zwecke der Durchführung die Bewilligung der Mittel erwarten von den Landtagen seiner Erbländer. Aber diese treuen Erbländer erkannten und verstanden die Lage ihres Fürsten, der, wie sie wußten, niemals zum Schwerte griff, weil er wollte, sondern weil er mußte. Sie kamen dem Kaiser entgegen mit einer außerordentlichen Bewilligung von 13.000 Mann, nebst den ferneren Kosten. [1]) Diese Bewilligung setzte den Kaiser in den Stand, für das Jahr 1689 eine Armee von 24.000 Mann an den Rhein zu entsenden, und dennoch, wenn auch mit verringerter Macht, den Türkenkrieg nachdrücklich fortzuführen. Den mächtigeren Reichsständen war es nicht unlieb, daß die Macht des Kaisers im Kriege gegen Frankreich die ihrige nicht allzu sehr überwog. Den eigentlichen Türkensieger, den Herzog Carl

[1]) Ich folge dem Venetianer Cornaro in seinem Finalberichte von 1690, S. 289, in den Fontes rerum Austr., t. XXVII.

von Lothringen, als den besten seiner Heerführer, entsandte der Kaiser an den Rhein: den Oberbefehl gegen die Türken verlieh er dem Markgrafen Ludwig von Baden. Dieser Prinz, damals 34 Jahre alt, hatte von dem Unglückstage von Petronell an, dem 7. Juli 1683, bei jeder Begegnung mit den Türken, vor Wien, vor Buda, bei Mohacs, so sehr sich hervorgethan, daß auch sein Name dem Heere als siegverheißend erschien. Andere warfen ihm vor, daß er allzu unternehmend sei, daß unter seiner Leitung die Armee alljährlich neu zu errichten sein werde. [1])

Die Unterthanen des Kaisers Leopold hatten keine Abneigung gegen den Türkenkrieg. „Die Deutschen, sagt der Venetianer Cornaro in Betreff der kaiserlichen Armee, also der gesammten Bevölkerung der Erbländer, der Slaven und der Deutschen — werden geboren und wachsen heran mit dem Instincte der Waffen, welcher sich steigert durch den Krieg. Jeder einzelne Mann, vom Pfluge weg, darf sich einen Soldaten nennen. Ihre Geduld in Mühsalen und Entbehrungen ist bewunderungswerth, und nicht minder ihre Verachtung der Gefahr. Eine strenge Disciplin erhält sie im Gehorsame. Ungeachtet der oft harten, ja grausamen Behandlung von ihren Officieren, erhalten doch wieder die Belohnungen ihrer Kühnheit die Hoffnungen rege, und dem Tode ins Angesicht schauend, bewahren sie die Festigkeit des Sinnes, die Treue, die Pünktlichkeit im Dienste. Die beständige Uebung im Kriege hat diese Mannschaft zur vollendeten Genauigkeit gebracht. Die Einrichtungen, die Regeln des kaiserlichen Heeres dürfen als Muster gelten für alle modernen Heere."

Eben so wie sein Vorgänger Contarini zollt auch Cornaro eine besondere Anerkennung der Kriegesweise der Kaiserlichen gegenüber den Türken. „Die kaiserlichen Schwadronen, sagt er, nehmen fest und unbeweglich, wie eine Mauer, den Anprall der an Zahl überlegenen, aber regellosen türkischen Haufen auf, werfen sie zurück und stürmen dann unwiderstehlich sie nieder. Die Dinge haben so völlig sich gewendet, daß der einst so schreckensvolle Name der Türken nun verlacht und verachtet wird, daß die Kaiserlichen den Tag der Schlacht ersehnen, des Sieges gewiß, bevor sie ihn errungen haben." [2])

Der Kampfbegier der Soldaten entsprachen freilich nicht die Rüstungen. Die Leitung des Hofkriegsrathes stand bei dem Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg. So glanzvoll dieser Name leuchtet durch die im Jahre 1683 bewiesene Ausdauer und Thatkraft: so erschien doch Manchem seine Umsicht für dies schwere Amt nicht ausreichend. [3]) Mehr indessen als dieser Mangel in der einen Persönlichkeit, mochte ein anderes Uebel schaden, welches von der Monarchie Leopolds nun einmal nicht getrennt gedacht werden kann. Es war der Mangel der ehrlichen und gewissenhaften Verwaltung der Mittel, jener von allen venetianischen Botschaftern im siebzehnten Jahrhunderte gerügte Unterschleif der kaiserlichen Beamten, bei der Einnahme, wie bei der Ausgabe. Die Nachtheile trafen nicht blos die Armee, sondern alle Zweige des Dienstes. Damals mahnte der kaiserliche Gesandte im Haag, daß seit zweiundzwanzig Monaten seine Besoldung rückständig, und mußte diese Mahnung wiederholen bis hinein ins dritte Jahr. Diese Unordnung in den Finanzen war die lähmende Krankheit der Monarchie, für welche niemals der Arzt sich fand, weil die allzu gütige Gesinnung des Kaisers zurückscheute vor dem energischen Durchgreifen.

[1]) A. a. O. — [2]) Finalbericht Cornaros, S. 284. — [3]) Finalbericht des ven. Botschafters Venier, S. 315.

Man dürfte nicht sagen, daß dieser Uebelstand in der Verwaltung der Mittel dem Kaiser Leopold nicht klar geworden, ihm nicht offen ausgesprochen sei. Jedenfalls gab es Einen Mann, der treu und wahrhaft darüber vor dem Kaiser nicht schwieg, der gerade damals, als die beiden Kriege zugleich nach dem Osten und nach dem Westen in unvermeidlicher Aussicht standen, und eben darum dem Kaiser direct seine Mahnung aussprach. Es war Fra Marco d'Aviano.

Der Feldzug von 1688 war der letzte, den er mitmachte. Nach demselben warf er in einem ausführlichen Schreiben einen Rückblick auf die letzten sechs Jahre, auf seine Dienste in dieser Zeit für das Wohl der Christenheit und des Kaisers — denn, wie bereits erwähnt, pflegt Marco d'Aviano beide Namen als untrennbar zu verbinden — und sprach zugleich seinen Entschluß aus, fortan abgezogen von dem Treiben der Welt, in der Stille seines Klosters zu leben. Der Entschluß entsprach nicht dem Wunsche des Kaisers. Er hätte den Pater gern völlig zu sich gezogen. Marco d'Aviano lehnte ab. „Ich vermag es nicht, erwiederte er; denn ich habe klar gesehen, daß an den Höfen nicht Gott obenan steht, sondern höfliche Schmeichelei und schmutziges Interesse." [1]) Um jedoch dem Wunsche des Kaisers thunlichst zu willfahren, erklärte Marco d'Aviano sich bereit, je zuweilen zwölf Tage, jedoch nicht länger, am kaiserlichen Hofe zu verweilen, und dann mit aller Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit zu dem Kaiser zu reden. Dieser Besuch fand von da an öfters statt; so daß gleich nach Ostern Fra Marco d'Aviano sich von Venedig auf den Weg nach Wien begab. Nebenher ging die Correspondenz.

An dem Tage des Abschlusses der großen Allianz, dem 12. Mai 1689, verfaßte Marco d'Aviano ein Schreiben, in welchem er den Kaiser beklagt über die Aussicht auf die zwei schweren Kriege, und zugleich ihn tröstet durch den Hinweis, daß seine Sache sich gründe auf die Gerechtigkeit, die Nothwendigkeit, die Wahrheit. [2]) Dann jedoch folgt ein anderes offenes Wort.

„Wie Ew. K. Majestät, sagt Marco d'Aviano, immer die Ehre Gottes am Herzen liegt, so, bitte ich, mögen Sie stets vor Augen haben die Unterlassungssünden, deren Consequenzen schwerer sind als diejenigen der Begehungssünden. Denn die letzteren gereichen nur der Person selber zum Schaden; jene dagegen erstrecken sich hinaus auf viele Seelen, auf Länder und auf Königreiche. Aus denselben wachsen folgerecht andere Sünden empor, vermehren und steigern sich, und rufen dadurch Gottes Zorn und Strafe wach. Ich rede zu Ew. K. Majestät mit aller Ehrfurcht; aber indem ich Sie von Herzen, aufrichtig und uneigennützig liebe, muß ich wünschen, daß Ew. K. Majestät in aller Beziehung, an Seele und Leib, jedes wünschenswerthe Wohl zu Theil werde."

Es ist nicht blos das eine Mal, daß Marco d'Aviano eine Mahnung solcher Art ausspricht. Wir werden sie ein anderes Mal stärker ausgeprägt vernehmen.

* * *

Daß eben so wie bei den türkischen Friedensbotschaftern in Wien, auch in Constantinopel und überhaupt bei den Türken der französische Einbruch in das Reich, im

[1]) Schreiben vom 9. Februar 1689: Nelle corti ho veduto chiaramente che non vi è Dio, ma polite adulazioni e sordido interesse.

[2]) Havendo V. M. C. una mente rettissima, fondata nella giustizia, necessità e verità.

September 1688, die Friedensstimmung in diejenige des Krieges wandelte, ergaben die türkischen Rüstungen. Aber in ihrem Rücken, in Kleinasien, erhob sich ein Aufstand. Die Folge war, daß den Sommer 1689 hindurch bis in den Monat August die türkischen Streitkräfte nach Westen schwächer waren als je zuvor. Aber auch die Kaiserlichen wurden lange Zeit gelähmt durch mangelhafte Verpflegung. Am 26. August meldete der Markgraf Ludwig von Jagodina in Serbien aus seine Absicht, offensiv auf Nisch vorzugehen. [1])

Und dann wiederholten sich die Vorgänge der letzten Jahre. Auf einen Sieg der Kaiserlichen über ein türkisches Corps, am 29. August, folgte am nächsten Tage bei Batudschina ein größerer über die ganze Armee des Seraskiers. Sie ward völlig zersprengt, mit verhältnißmäßig geringem Verluste der Kaiserlichen. Dann jedoch mußte die siegreiche Armee, anstatt den Feind zu verfolgen, über drei Wochen lang auf der Wahlstatt harren, weil in der Kriegskasse sich nicht die Mittel fanden, deren man bedurfte zum Ankaufe von Zugthieren, um die an Waffen und Lebensmitteln gemachte Beute fortzuschaffen.

Unterdessen zog der Großwesir mit Verstärkung auf Nisch, und der Markgraf erfuhr, daß der Großwesir und der Seraskier dort bereit stünden, noch einmal ein Treffen mit ihm zu wagen. Er zog hinauf. Die Kräfte waren ungleich. Die türkische Armee ward gerechnet auf 40.000 Mann, die kaiserliche auf 16.000. Aber der Mangel der Seinigen an Lebensmitteln ließ dem Feldherrn Ludwig von Baden keine Wahl. Er mußte schlagen. Es geschah am 24. September. Nach langem hartem Kampfe bis in die Dunkelheit der Nacht löste das türkische Heer sich auf. Der Markgraf zog als Sieger in Nisch ein. Er nahm nordwärts Widdin an der Donau. Er schob seine Truppen südwärts vor bis Pristina in Albanien.

Auf den Bericht des Markgrafen erwiederte der Kaiser: das sei ja ein so herrlicher Sieg, wie noch keiner in diesem Kriege gewesen.

* * *

In der Voraussetzung, daß diese abermalige Niederlage völlig zerrüttend auf das osmanische Reich zurückwirken, und darum den Wunsch des Friedens dort zur Reife bringen werde, beauftragte der Kaiser den Markgrafen, in geeigneter Weise nach Constantinopel hin kund zu thun, daß er bereit sei zum Frieden auf Grund des Besitzstandes. Eben dasselbe möge dem türkischen Courier eröffnet werden, der sich auf dem Wege zu den Friedensbotschaftern in Wien befinde. [2])

Allein jene Voraussetzung des Kaisers erwies sich nicht als richtig. Der Feldzug von 1689 konnte nicht so sehr entmuthigend auf die Türken wirken, weil sie nach drei anderen Seiten, gegen Venedig, Polen, und die mit eingetretenen Czaren von Moskau im Vortheile geblieben waren. [3]) Jener Courier, der allerdings vor der Niederlage von Nisch von Constantinopel nach Wien entsendet war, brachte dahin nicht den Auftrag einer größeren Willfährigkeit. Er traf in Wien ein im October.

Der Kaiser befand sich damals, zum Zwecke der Wahl seines Sohnes Joseph zum römischen Könige, in Augsburg. Er hatte dem Grafen Jörger, Statthalter von

[1]) Der Bericht bei Röder, Bd. II, Urkunden, S. 91.
[2]) Die Actenstücke ebendaselbst S. 135 u. f.
[3]) Hammer, Bd. III, S. 837.

Niederösterreich, und dem Freiherrn Dorsch die Vollmacht zur etwaigen Verhandlung hinterlassen. Nach der Ankunft des Couriers begehrten die türkischen Friedensbotschafter eine Unterredung. Sie ward ihnen gestattet. Aber die Kaiserlichen waren sehr überrascht, als jene, anstatt von den früheren Forderungen, im März, zurückzuweichen, erklärten, daß sie bei denselben beharrten, daß sie verlangten entweder den Abschluß auf Grund derselben oder ein sicheres Geleite zur Heimkehr. Sie forderten vor allen Dingen die Rückgabe von Belgrad und allem, was am rechten Ufer der Save ihnen genommen sei. Dafür waren sie erbötig, diejenigen Plätze auszuliefern, welche links von der Donau von den Kaiserlichen bereits umschlossen waren. Die Reden gingen weiter. Gemäß den Vorschriften des Korans, sagte Sulfikar Effendi, trete die hohe Pforte überhaupt keine Länder ab. Wenn man von kaiserlicher Seite nichts oder nur etwas zurückgeben wolle: so sei nicht an einen definitiven Frieden zu denken, sondern nur an einen Stillstand auf vier oder fünf Jahre. [1])

Der Bericht dieser sonderbaren Verhandlung, in welcher der Besiegte dem Sieger die Friedensbedingungen vorschreiben wollte, ging ab nach Augsburg. Der Kaiser ließ, wie er zu thun pflegte, die Angelegenheit im engeren Rathe der Conferenz erörtern. Aus dem Protokolle derselben ist nicht zu ersehen, daß auch nur einer der Minister eine Ansicht zu Gunsten der türkischen Forderungen ausgesprochen habe. Man einigte sich dahin, daß eine Grundlage zum Frieden hier nicht geboten werde. Der Kaiser möge ein Schreiben dieses Inhaltes senden an den Sultan, der Graf Starhemberg als Präsident des Hofkriegsrathes an den Großwesir. Die türkische Botschaft sei zu entlassen. Der Kaiser Leopold gab dem Gutachten seiner Räthe sein Placet, am 29. November 1689.

Das Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großwesir schloß mit den Worten: „Es liegt also die Thatsache vor, daß die türkischen Abgesandten nach der Wiederkehr des Couriers, vor dessen Abgange von unserer Seite die ausdrückliche und wiederholte Erklärung vorlag, daß auf Grund der bisherigen Vorschläge ein Friede nicht geschlossen werden könne, dennoch an eben diesen Vorschlägen festgehalten haben. Es folgt daraus, entweder daß die ottomanische Pforte niemals den aufrichtigen Willen zum Frieden gehabt, oder daß ihre Abgesandten den Intentionen derselben nicht entsprochen, sondern eine Hartnäckigkeit an den Tag gelegt haben, die unvereinbar ist mit der jetzigen Sachlage, so wie mit dem Gebote der Vernunft. Die Schuld des nicht erfolgten Friedens liegt demnach nicht auf unserer, sondern auf türkischer Seite. Ob dies Verhalten der Abgesandten bedingt worden ist durch Ihren Befehl, oder durch die böswillige Einflüsterung derjenigen, welche darauf ausgehen, uns an einander zu bringen, damit zu ihrem Nutz und Frommen wir gegenseitig einander aufreiben und kraftlos machen, wollen Sie selbst entscheiden."

„Gott aber, der die Herzen kennt und die Siege austheilt, wird richten zwischen uns über die Gerechtigkeit unserer Sache, über die Aufrichtigkeit des Willens zum Frieden hüben und drüben. Er wird die Schuld und Strafe für das ferner noch zu vergießende Menschenblut auf denjenigen wälzen, den er als den Urheber kennt. Der Ausgang wird es darthun, und das Urtheil der von Leidenschaft nicht befangenen Menschheit wird ihm entsprechen."

[1]) K. k. Archiv. Turcica. Das Protokoll der Conferenz zu Augsburg, am 29. November 1689.

Bei dem auffallenden Benehmen dieser türkischen Friedensbotschaft blieb auf kaiserlicher Seite die Vermuthung rege, auch in den Berathungen zu Augsburg wohl erkennbar, daß demnoch am letzten Ende Sulfikar Effendi mit noch einer anderen mehr willfährigen Instruction hervortreten und einlenken werde. Man glaubte dahin zielende Andeutungen zu verspüren. Dennoch kam nichts Derartiges zu Tage. Dagegen versuchten die Türken bei dem venetianischen Botschafter in Wien einen Anwurf zum Sonderfrieden. Cornaro wies zurück. Wie von kaiserlicher Seite kein Schritt ohne sein Vorwissen und ohne seine Zustimmung gethan wurde: so sehen wir auch ihn beflissen, diesem Vertrauen zu entsprechen und andererseits das Verhalten der Türken zu durchdringen. Darum ist sein zusammen fassendes Urtheil über dies Verhalten, dessen Consequenzen auf das gesammte West-Europa und namentlich zu Gunsten Ludwigs XIV. eine so weittragende Wirkung üben mußten, für die Erklärung desselben von besonderer Wichtigkeit.

„Es ist nicht zu zweifeln, sagt Cornaro einige Monate später, in seinem Finalberichte an den Senat von Venedig, daß in Folge der Diversion im Westen, des Einbruches der Franzosen in das Reich, die Meinungen der Barbaren sich gewandelt haben. Sie erkannten, daß die Macht des Kaisers dadurch getheilt wurde. Sie sahen, daß er seine Heereskräfte aus Ungarn abberief. Sie nahmen den Schrecken wahr, den die französischen Waffen einflößten. Sie waren der Ansicht, daß der Kaiser genöthigt sein werde, die Mehrzahl seiner Truppen in Deutschland zu verwenden, in Folge dessen Ungarn zu entblößen. Daher steigerten sie ihre Forderungen und hielten zähe daran fest. Dies ergibt sich klar aus der Verschiedenheit des Verfahrens, mit welchem sie die Verhandlungen begannen, von demjenigen, mit welchem sie endlich den Faden zerrissen. Sie verweilten in Wien nur noch in der wohl durchdachten Absicht, den Ausgang des Feldzuges von 1689 abzuwarten, ihre Entschlüsse zu fassen nach Maßgabe der Ereignisse, zugleich aber auch, um durch dies Verweilen die Eifersucht Frankreichs zu erregen und es anzuspornen, und um scheinbar dem Wunsche und dem Drängen der Reichsfürsten auf den Frieden Folge zu leisten."

Auch Cornaro wußte, daß zur Absendung der türkischen Friedensbotschaft im Jahre 1688 erheblich beigetragen hatte das Anrathen der Republik der Niederlande, auf den Betrieb des Oraniers. Denn in diesem Punkte berührten sich die Interessen. Wie der Oranier wünschte und strebte, schon vor den Ereignissen von 1688, daß der Kaiser im Osten frei wurde, so um so mehr nach dem Abschlusse der großen Allianz vom 12. Mai 1689. Wie Ludwig XIV. im Herbste 1688 ins Reich eingebrochen war, in der Hoffnung, daß der Kaiser sich im Osten nicht loswinden könne: so war es die natürliche Consequenz, daß er, nachdem die große Allianz von 1689 wider ihn sich zusammen geballt, um so mehr trachtete, das Kriegesfeuer im Osten brennend zu erhalten. Zwar liegt eine directe Einwirkung von seiner Seite auf die Friedensbotschaft in Wien nicht vor. Vielmehr waren die betreffenden Entschlüsse der Türken selbständig gefaßt, wie einst derjenige des Kara Mustafa. Aber bereits im Juni 1689 begab sich ein neuer französischer Botschafter, der Marquis Chateauneuf, auf den Weg nach Constantinopel, mit hochfahrenden Reden, die wir bald vernehmen werden, und, was praktisch wichtiger, mit vollen Händen.

Dem Verlangen der türkischen Friedensgesandten gemäß stellte man ihnen die Pässe zu. Im Januar 1690 begaben sie sich nach Komorn. Dort warteten sie ab.

Ihre Forderungen hatten den Abbruch der Verhandlungen unvermeidlich gemacht. Und dennoch dürfte es die Frage sein, ob nicht, nachdem es nun einmal dahin gekommen, auch Manchem auf kaiserlicher Seite dieser Ausgang erwünscht gewesen sein mag. Denn in der Abwägung des Für und Wider schien doch Vielen die Wage sich neigen zu müssen zu Gunsten des Kaisers.

Eine Zusammenstellung dieser Art liegt vor von der Hand des Grafen Quintin Jörger, des Statthalters von Niederösterreich, den der Kaiser mit der Führung dieser Geschäfte betraut. Das Gutachten, datirt vom 1. November 1689, also aus der Zeit der Verhandlung, ist jedoch davon unabhängig, auf sich selber ruhend. Es faßt in markigen Zügen die Sachlage zusammen. [1])

„Die Vorfahren des Kaisers, sagt Jörger, nämlich Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., die beiden folgenden Ferdinande, haben den Frieden annehmen oder halten müssen gemäß dem Willen der Türken. Auch der Kaiser Leopold ist nach dem Siege bei St. Gotthard dennoch froh gewesen, den Frieden zu erlangen. Nun zum ersten Male steht es in der Hand des Kaisers, den Frieden zu geben."

„Seit dem Jahre 1618 haben die Erbländer keines dauernden Friedens, keiner Ruhe genossen."

„Die Kriegesanstalten von kaiserlicher Seite lassen viel zu wünschen übrig. Die schlechte Versorgung mit Lebensmitteln, ja der Hunger selbst hat den Markgrafen Ludwig von Baden bei Nisch gezwungen, den kühnen Entschluß des Angriffes zu fassen. So hat er mit seinen 13.000 Mann [2]) die 40.000 Türken geschlagen."

„Die Disciplin des kaiserlichen Heeres nach oben hin ist schlecht. Sie krankt namentlich an der Ueberzahl von General-Officieren. Die Mächtigeren unter ihnen haben die Regimenter an sich gebracht, und können ohne große Gefahr und Anstoß nicht gestraft werden."

„Aus dem Reiche ist eine Hilfe nicht zu erwarten."

„Allein dagegen hoffen seit 1453 viele Christen unter der Herrschaft der Ungläubigen ihre Befreiung von dem römischen Kaiser."

„Der Kaiser ist zugleich apostolischer König."

„Auch das oströmische Kaiserthum steht ihm in Aussicht."

„Die Union der Kirche des Morgenlandes mit derjenigen des Abendlandes ist die Folge des Sieges."

„Die Lage der Dinge ist so günstig, wie sie vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder zu erwarten."

„Denn die türkische Regierung ist schwach, zerrüttet durch wiederholten Thronwechsel in Folge von Empörungen."

„Ihre Kriegführung ist fehlerhaft."

„Sie sind gebeugt durch Niederlagen: man darf ihnen daher nicht die Zeit lassen, sich wieder aufzurichten."

„Das Unrecht ist auf ihrer Seite. Nicht der Kaiser, sondern sie haben den Frieden von 1664 gebrochen."

„Auch für den Fall, daß der Friede geschlossen würde, muß doch eine starke Truppenmacht in Ungarn stehen bleiben."

[1]) Es ist abgedruckt in Lünig: Selecta scripta illustria, p. 93. — [2]) Diese Zahl bei Jörger,

„Der Weg nach Constantinopel ist bereits halb zurück gelegt. Er ist zu vollenden. Denn die Türkenmacht geht, allem Anscheine nach, ihrem Untergange entgegen."

„Deshalb muß der Krieg gegen sie energisch fortgesetzt werden."

Einige Jahre später, als die Dinge sich nicht nach Wunsch gewandt, erinnerte man sich an eine ganz anders lautende Mahnung im Nachlasse des einstigen Feldherrn Montecuculi, der zuerst bei der Abtei St. Gotthard an der Raab die kaiserlichen Truppen gelehrt, über die Türken zu siegen. „Der Kaiser, hatte er gesagt, möge sich hüten vor einem langen Türkenkriege. Denn auch zwanzig Siege über sie würden nicht ausreichen, ihre Macht zu brechen. Der Kaiser dagegen kann durch eine einzige Niederlage alles wieder verlieren." [1])

Der Feldzug am Rheine und die Krönung Josephs I.

Allein damals, zu Ende des Jahres 1689, schien alles einen günstigen Verlauf zu nehmen. Wie nach Osten, so stand der Kaiser sieggekrönt auch nach Westen. Er hatte Carl von Lothringen an den Rhein entsendet. Die Differenzen mit verschiedenen Kurfürsten über den Oberbefehl wurden dahin erledigt, daß Lothringen mit der Hauptarmee an den Mittelrhein zog. Daß ein französisches Heer sich stellen würde zur offenen Feldschlacht, war nicht zu erwarten. Aber Ludwig XIV. hatte durch seinen raschen Einbruch vom September 1688 eine lange Reihe fester Plätze auf dem deutschen Boden in seine Gewalt gebracht. Gegen diese galt es sich zu wenden. Die Frage war nur, gegen welche zuerst. Es handelte sich um Philippsburg, um Mainz, und andere. Der Kriegsrath erörterte lange. Endlich sprach der Lothringer Herzog: „Mainz und Köln sind die Punkte, welche einst das Auge der Römer ausersehen zur Anlage von Bollwerken, geeignet, die Völker am rechten Rheinufer zu bezwingen. Eben dies ist das Ziel des neuen Frankreich. Darum muß unsere erste Aufgabe sein, Mainz wieder zu gewinnen." Das Wort entschied. [2])

Die Belagerung von Mainz, die erst tief im Juli begann, war sehr blutig. Niemals hatte man eine solche Erbitterung der Kämpfer wider einander wahrgenommen. Ludwig XIV. hatte nicht blos die Pfalz angezündet, sondern dadurch auch einen Nationalhaß der Deutschen wider Frankreich entflammt, der in den Jahrhunderten vor ihm nicht existirte. Im Anfange September capitulirte die Besatzung von Mainz. Dann begab sich Lothringen vor Bonn, das bis dahin der Kurfürst von Brandenburg in Trümmer zu schießen, aber nicht zu nehmen vermochte, und erzwang auch dort die Capitulation.

* * *

Der Sieg von Mainz ward vor allem mit Jubel vernommen in Augsburg, wo damals der Kaiser sich befand, um die Wahl seines Sohnes Joseph zum römischen Könige durchzusetzen. Die Einwirkung auf die Kurfürsten zu diesem Zwecke war ja eine der beiden Bedingungen, die er der Republik und dem Oranier für den Abschluß der großen Allianz gestellt. Indem Wilhelm III. aufbot, was er vermochte,

[1]) Finalbericht des ven. Botschafters Venier, von 1693, in den Fontes rerum Austriacorum, Bd. XXVII, p. 337.

[2]) Wagner, t. II, p. 100.

um dieſen Wunſch des Kaiſers zu erfüllen, kittete er dadurch um ſo feſter dieſe Allianz, durch die allein er hoffen durfte, das begonnene Werk durchzuführen, und das auf Europa laſtende Uebergewicht des Königs von Frankreich abzuſchütteln.

Die Ladung der Kurfürſten zum Convente in Augsburg ging aus von dem Erzkanzler des Reiches in Deutſchland, dem Kurfürſten von Mainz. Daß, auch unausgeſprochen, die Wahl der Zweck der Ladung, war Allen bekannt. Im November ſammelten ſich in Augsburg fünf Kurfürſten perſönlich um den Kaiſer. Er wies ſie hin auf den traurigen Zuſtand des Reiches. „Dahin, fuhr er fort, iſt es gebracht durch die Falſchheit des Königs von Frankreich, der ſeit langem mit höchſter Anſtrengung trachtet nach dem einen Ziele, nämlich die römiſche Kaiſerkrone zu erlangen, ſei es durch Wahl, ſei es durch Gewalt. Darum hat er die Rebellen in Ungarn mit Rath und That unterſtützt, darum meine Unterhandlungen mit der Pforte um die Fortdauer des Stillſtandes im Jahre 1682 durchkreuzt. Als die Türken gegen Wien heran nahten, ſtanden ſeine Heere an der deutſchen Grenze. Indem er ſo ſich als Protector anbot, hoffte er, daß man dafür die Kaiſerkrone ihm entgegen tragen würde. Nachdem ihm der Stillſtand von 1684 bewilligt hatte, was ſeine Gier verlangte, iſt er dennoch, wider alle gelobte Treue, hervorgebrochen zu dem jetzigen grauſamen Kriege, und hat dabei ſeinen Ehrgeiz ſo wenig verhehlt, daß ſeine Geſandten bei dem einen und dem anderen Kurfürſten, bald verheißend, bald drohend, offen haben vorſchlagen dürfen, den Dauphin zum römiſchen Könige zu erwählen. Daher, weil ich weder durch Nachgeben, noch durch die äußerſte Geduld, den Frieden zu erhalten und die unſägliche, des Chriſtennamens unwürdige Verheerung vom Vaterlande abzuwehren vermochte, habe ich mit den Ständen des Reiches und meinen anderen Verbündeten zu den Waffen gegriffen. Bisher hat Gott dieſelben ſo geſegnet, daß an einem günſtigen Ausgange nicht zu zweifeln ſteht. Namentlich gereicht es mir zum großen Troſte, daß die Kurfürſten und die anderen Stände des Reiches mit ſolchem Eifer eingetreten ſind für das Vaterland. Ich hoffe, daß Alle mit gleicher Treue zu mir ſtehen werden, wie es mein Wille iſt, mich nie von ihnen zu trennen, ſondern alle von Gott mir verliehenen Kräfte aufzuwenden für das Vaterland.“ [1])

„Bei dieſem Anlaſſe, fuhr der Kaiſer fort, habe ich noch ein beſonderes Mittel zur feſteren Einigung vorzuſchlagen.“ Er überreichte dem Mainzer Kurfürſten eine Schrift. „Ich bitte, fügte er hinzu, daß die Kurfürſten den Inhalt ſorgfältig erwägen, daß ſie dem Wohle des Reiches entſprechend ihren Beſchluß faſſen und mir mittheilen wollen.“ Die Schrift enthielt den Vorſchlag, den Erzherzog Joſeph, König von Ungarn, zum römiſchen Könige zu wählen.

Die Verhandlungen über die Wahl-Capitulation ſchleppten ſich viele Wochen hin. Die St. Ulrichskirche wurde zum Kur-Conclave eingerichtet. Am 24. Januar 1690 ward dort der noch nicht zwölfjährige Erzherzog Joſeph, König von Ungarn, einſtimmig erwählt zum römiſchen Könige. Die Krönung erfolgte am 26. Januar 1690 im Dome zu Augsburg, mit denſelben Formen, wie ſonſt in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M.

Die Feierlichkeit in dieſem Falle jedoch war beſonderer Art, weil ſie, wie drei Jahre zuvor diejenige in Preßburg, geſchah in der Gegenwart des Vaters und der

[1]) Pufendorf: res gestae Friderici III., lib. III, § 10, p. 219.

Mutter, beide gekrönt. Dazu kam die Anwesenheit so vieler Fürsten des Reiches, der Glanz des Actes selbst, vollzogen von dem Erzbischofe von Mainz, mit Assistenz der beiden von Köln und Trier. Mit solchem Pompe war noch niemals eine Krönung gefeiert.

Es mochte dagegen unvermeidlich sein, daß einzelne Acte des festlichen Gepränges hier und da spöttische Bemerkungen wach riefen. Die Krönungs-Insignien waren nicht berechnet für einen zwölfjährigen Knaben. Man hatte die Krone ausgefuttert. Das Gewicht derselben, welche dann der jugendliche König sieben Stunden auf dem Haupte zu tragen hatte, ward geschätzt auf vierzehn Pfund. Manches konnte immerhin so angepaßt werden, nicht jedoch die Sandalen und das Schwert Carls des Großen. Mit diesem Schwerte ertheilte der junge König nach der Krönung vielen Getreuen den Ritterschlag.

Jedenfalls war unter den Theilnehmern an der feierlichen Handlung Eine Persönlichkeit, auf welche die Wahrnehmung der Aeußerlichkeiten keinen ablenkenden Einfluß ausübte. Es war der Kaiser Leopold. Er stand auf der Sonnenhöhe seines Lebens. Ihm war gelungen, was in diesem Grade keinem seiner Vorfahren, auch nicht dem Ahnherrn des Hauses, Rudolf von Habsburg. Diesem, nachdem er von dem alten Reiche, welches das unselige Geschlecht der Hohenstaufen dem Untergange nahe gebracht, gerettet, was noch zu retten war, hatten einst die Kurfürsten das Verlangen der Wahl seines Sohnes Albrecht, des kraftvollen Mannes, auf dem die Gesinnung und der Geist des Vaters ruhte, abgeschlagen, hatten, nicht der Wahrheit gemäß, erwiedert: es sei im Reiche nicht Herkommens, daß der Sohn dem Vater folge. Leopold, der lange Jahre hatte besorgen müssen, daß in ihm sein Stamm erlösche, fand nun keinen Widerspruch gegen seinen Sohn, der noch ein Knabe, ein solcher freilich, der den Vater wie die Völker zu schönen Hoffnungen berechtigte. „Niemals, berichtet drei Jahre später der Venetianer Venier über ihn, haben die Anlagen eines Prinzen so viel verheißen." [1]) Wenn der Kaiser Leopold dort im Dome zu Augsburg sich vergegenwärtigte, daß er, zweiunddreißig Jahre zuvor, selber achtzehnjährig, in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt so dagestanden wie nun sein Sohn: so mochte ihm, bei allem gerechten Unwillen gegen den König von Frankreich, auch die Erwägung nahe liegen, welche mehr als einem seiner Vorfahren sich aufgedrängt, daß die Untreue und die Gewalt der Könige von Frankreich dennoch vielfach negativ gedient hatten, die deutsche Linie des Hauses Habsburg zu fördern und zu erhöhen. Denn vor allem trat dies hervor an dem Siege — so darf man es bezeichnen — dessen der Kaiser sich erfreute in dieser Krönung seines Sohnes. Der eine hauptsächliche Plan Ludwigs XIV. für die Ausdehnung seiner Herrschaft war gescheitert. Die Brandfackel, welche dieser König um reichlich ein Jahr zuvor in das Reich geschleudert, hatte unsäglichen Jammer über viele Unschuldige gebracht; aber mit den menschlichen Wohnungen war zugleich der eine seiner langjährigen Lebenspläne in Rauch aufgegangen: sein und seines Hauses Trachten nach der römischen Kaiserkrone. Zwischen derselben und ihm oder dem Dauphin wogte das Flammenmeer der Pfalz.

Der Krönungstag von Augsburg mit den Verheißungen, welche damals der Stand der Dinge nach Osten und nach Westen für die Zukunft in sich zu tragen schien,

[1]) Finalbericht von 1693, p. 312.

ist der Glanzpunkt im Leben des Kaisers Leopold. Darum ist hier der Ort, uns seine Persönlichkeit zu vergegenwärtigen nach einer Charakteristik, wie sie nicht ein späterer Historiker entwerfen kann, sondern welche damals der Venetianer Cornaro, nach der Kenntniß mehrerer Jahre, aus eigener lebendiger Anschauung für den Senat der Republik zeichnete.[1])

„Um dem Lobe der Eigenschaften, welche den Kaiser Leopold schmücken, einen würdigen Ausdruck zu geben, würde ich eher der Bände bedürfen, als der Enge weniger Blätter. Die Welt hat eine Vorstellung von ihm, als dem seltenen und besonderen Vorbilde eines vollkommenen und frommen Fürsten. Allein derjenige, welcher die Ehre gehabt, in seine Nähe zu gelangen, muß bekennen, daß er noch mehr sich hingerissen fühlt von der wunderbaren Vereinigung der hohen Eigenschaften, welche wiederstrahlen aus seiner großen Seele. Es ist eine Leutseligkeit, eine Güte ohne Gleichen, gepaart mit der Majestät der Haltung; eine Tiefe und Vielseitigkeit im Wissen und in den Geschäften, als die Frucht einer langen Erfahrung in endlosen Sorgen und beständigem Fleiße, in solchem Maße, daß, wenn man die fürstliche Stellung von seiner Person trennen könnte, man sagen müßte: es bliebe übrig der vollendete Minister zum Berathen, ja auch zum Beschließen, wenn nämlich er sich hinweg setzen wollte über das Gewissensbedenken, das entscheidende Urtheil auf sich zu nehmen, und zu handeln nur nach eigenem Gutbefinden. So wie nun jedoch das Gewebe der Regierung durch mehrere Hände geht, erscheint es manchmal nicht so vollständig klar, als wenn die Entschlüsse entsprängen nur aus der einen Quelle und der directen Einsicht seines hell erleuchteten Geistes. Die Gerechtigkeit, die Milde, die Frömmigkeit sind die Fahnen, welche die Handlungen dieses Monarchen geleiten. Sein Herz ist unfähig alles dessen, was nicht entspricht der höchsten Billigkeit. Es ist ebenso unfähig der Aufwallungen der Leidenschaften und Affecte, welche auch eine sonst reine Absicht zu trüben vermögen. Niemals hat man eine solche Mäßigung im Glücke gesehen, noch eine solche edle Standhaftigkeit gegenüber den wilden Stürmen des Unglückes; nie hat man in dem Wechsel vom Unglücke zum Glücke bei ihm einen Wandel der Seele, der Gedanken, der Wünsche zu erspähen vermocht. Die Religion, der Gottesdienst, haben ihn als ein wunderbares Beispiel der Reinheit der Sitten in dem Sein und Leben eines Christen bisher geleitet in sein fünfzigstes Jahr. Dem Temperamente, den Linien des Körpers nach, erscheint er hinfällig, schwach von Natur; dennoch hat er genügende Kraft des Widerstandes gegen alle Leiden, und namentlich gegen die Beschwerden seiner Lieblingserholung, der Jagd."

„Die Verwickelung von zwei Kriegen gegen die ersten Mächte der Welt, welche zur Zeit alle Sorgen, alle Mühen, allen Fleiß des Kaisers in Anspruch nehmen, ist nicht eine Folge seines Willens, sondern der Nothwendigkeit. Am fernsten liegt der Seele des Kaisers der Ehrgeiz der Eroberung. Die Erinnerung der vergangenen Zeiten hat dargethan, daß vom Beginne seiner Regierung an, vermöge der Rebellion von innen, vermöge der Angriffe von außen, immer ihm oblag die Pflicht der Abwehr und der Vertheidigung, und daß er oftmals in großer Bedrängniß sich befand, bis der allmächtige Gott den Schild seines Schutzes deckte über die gerechte Sache, und ihn hervorgehen ließ, siegreich über die Angriffe der Feinde von außen, über die

[1]) Im Finalberichte von 1690, in den Fontes rerum Austr., Bd. XXVII, p. 275.

Heimtücke der Schlingen im Innern. Und wie die Uebung und die Gewohnheit vertraut macht mit der Gefahr: so hat sie seine Seele gefestigt im Ausharren, in der Mäßigung, hat sein Streben geformt durch die Handlungen der Gerechtigkeit, der Pflicht, hat den angeborenen Edelsinn gereift zur Herrschaft über das Unedle. Darum hat er die Ruhe, den Frieden Europas vorgezogen dem Ehrgeize, dem Wunsche der Eroberung. Er durfte diese sich versprechen, wenn er der fremden Herrschsucht, dem plötzlichen Einbruche derselben in Deutschland mit der beweinenswerthen Zerstörung so vieler Städte, dem grausamen Wüthen hätte Raum gewähren wollen. Der Kaiser hat es nicht gewollt. Von heftigem Schmerze erfüllt, dem Fortschritte seiner Siege über die Türken Einhalt thun zu müssen, rief er dennoch seine Regimenter aus Ungarn zurück, um dem verheerenden Strome des Einbruches einen Damm entgegen zu stellen. Der König von Frankreich hoffte, Deutschland wehrlos zu finden, die hauptsächliche Macht desselben gewendet nach der anderen Seite, die Einzelnen, entweder ihm geneigt oder eingeschüchtert durch die Furcht, bereitwillig sich vor ihm zu beugen. Er verrechnete sich. Die Fürsten des Reiches traten wider ihn zu dem Kaiser. Diesem selber, dem klaren Spiegel des katholischen Glaubens, kommt es nicht in den Sinn zu denken, daß der enge Bund mit protestantischen Fürsten für die Vertheidigung des Vaterlandes, für die Würde des Reiches, streitig sein könne mit einer Pflicht des Gewissens. Nicht ohne Verwunderung sieht man, was früher nie geschehen, diesen ganzen großen Reichskörper einträchtig, beseelt von dem gleichen Willen Aller zur Abwehr der Insulte, zur Befreiung aus der Knechtschaft, in welche er hinabgedrückt zu sein schien durch die Fremden. Und nicht minder wunderbar ist es anzuschauen, daß die Reichsfürsten, welche früher mit solchem Mißtrauen, solcher Eifersucht blickten auf die Größe des Hauses Oesterreich, ihm sich abgeneigt, ja feindselig bewiesen, nun, ungeachtet des Wachsthumes dieser Größe durch die Eroberung von Ungarn, keinen Verdacht mehr hegen, vielmehr herbei eilen zur Mehrung der Größe und des Ruhmes. Man kann dafür keinen anderen wahren Grund angeben, als die Erkenntniß der Gerechtigkeit, der Mäßigung des Kaisers. Diese Erkenntniß hat die Bedenken, die Zweifel, durch welche sich früher die Gemüther gar leicht haben fangen lassen, wie weggetilgt."

Minder hell und schön, als von der Hand dieses durch eigene Kenntniß urtheilsfähigen, durch Amt und Eid seinen Oberen zur Wahrheit verpflichteten Venetianers, erscheint bekanntlich das Bild des Kaisers Leopold gezeichnet, namentlich von französischen Schriftstellern und den Nachsprechern derselben. Der patriotische Oesterreicher, so wie der Deutsche, eingedenk, daß Leopold als römischer Kaiser den Lauf seiner Siege über die Türken unterbrach, um im fernen Westen seiner Kaiserpflicht Genüge zu thun, nämlich deutsches Gebiet zu schützen, welches nicht ihm gehörte — werden zu unterscheiden wissen, welches Urtheil den besser berechtigten Anspruch auf Wahrheit besitzt.

Das Jahr 1690.

Im Beginne des Jahres 1690 kehrte der Kaiser zurück nach Wien. Dort landete er am 6. März 1690, von den Ständen von Niederösterreich empfangen als ein Triumphator. Der Kanzler hob in seiner Anrede die wichtigsten Erfolge nach

außen im Leben des Kaisers hervor. Den siegreichen Waffen des Kaisers verdankte Polen gegen Schweden die Erhaltung seines rechtmäßigen Königs, Dänemark eben damals seine Rettung, die Republik der Niederlande nachdrückliche Hilfe in der Noth, das Reich die Kraft des Widerstandes gegen den französischen König. Diesen Waffen endlich sei es beizumessen, daß die seit drei Jahrhunderten für unüberwindlich gehaltene Macht der Osmanen zum ersten Male eine Botschaft gesandt, um den Frieden zu beantragen.[1])

Die letzten Worte hatten Wahrheit gehabt. Sie hatten sie nicht mehr. Die Dinge waren bereits in der Wendung begriffen. Wiederum pochte das Unglück an die Thore des Kaisers Leopold. Und zwar nicht blos von einer Seite.

* * *

Der erste schwere Schlag, den das Glück des Kaisers erlitt, war der Tod des Papstes Innocenz XI., im August 1689. Es war dem alten Manne vergönnt gewesen, mit sterblichem Auge den Lieblingswunsch seines Lebens erfüllt zu sehen: die völlige Befreiung Ungarns von den Türken. Aber zugleich waren seine letzten Lebenstage ihm verbittert durch die Feindseligkeiten des Königs von Frankreich, nicht blos mehr kirchlich, sondern auch weltlich.

Die Wahl fiel auf den alten Cardinal Ottoboni, der sich fortan Alexander VIII. nannte. Der Wechsel bot dem Könige Ludwig XIV. die erwünschte Gelegenheit, die moralische Niederlage, die er vor der Standhaftigkeit des Papstes Innocenz XI. erlitten, durch den Rückzug zu verschleiern. Er ließ die Forderung der Quartierfreiheit fallen. Von dem Cardinal Fürstenberg als Kurfürsten von Köln war nicht mehr die Rede. Aber Alexander VIII. verlangte mehr. Er forderte die Herstellung der Freiheit der Kirche, den Widerruf der gallicanischen Artikel.

Erwies sich somit der Papst Alexander VIII. als das Oberhaupt der Kirche: so trat er nicht in die Fußstapfen seines größeren Vorgängers in Betreff des Türkenkrieges. Die heilige Liga von 1684 war das Werk des Papstes Innocenz XI. Er hatte das Protectorat und die Garantie übernommen, für sich und für seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle. Innocenz XI. hatte sich nicht zu einer bestimmten Summe von Subsidien für den Kaiser zum Türkenkriege verpflichtet; dagegen hatte er gegeben, was er vermochte, weit über Hoffen und Erwarten hinaus. Im Namen des Kaisers traten die Cardinäle Kolonitsch und Goes und der Botschafter Liechtenstein vor den neuen Papst, und baten um die Fortsetzung der Subsidien wider die Türken.[2]) Alexander VIII. suchte sich dem Andringen zu entwinden. Eine ähnliche Forderung, sagte er, stellten an ihn Polen und Venedig. Dazu bitte der König Jakob um Geld. — Liechtenstein hob dagegen die Hoffnung des Kaisers hervor, auch ungeachtet des Krieges mit Frankreich, dennoch die Türken aus Europa zu werfen, die gesammten Länder diesseit des Bosporus für die römisch-katholische Kirche zurück zu gewinnen. Mit Mühe entrang er dem Papste das allgemeine Versprechen: „Wir wollen sehen

[1]) Die Rede im Theatrum Europ., Th. XIII, S. 1166. — Ueber jene ersten Thaten des Kaisers Leopold drückt sich fast gleichlautend aus der Venetianer Ruzzini, im Jahre 1699, in den Fontes rerum Austr., t. XXVII, p. 388.

[2]) Das ganze Verhältniß ausführl. dargelegt in meinem Werke: Fall des Hauses Stuart, Bd. V, S. 4 u. f.

was möglich ist." — Alexander VIII. bewilligte endlich dem Kaiser eine geringe Türkenhilfe: er bewilligte eine ähnliche Summe auch dem Könige Jakob als Beitrag zu seinem Unterhalte.

Demnach trat Alexander VIII., in Betreff des Türkenkrieges, zurück von dem erhabenen Standpunkte seines Vorgängers. Er verzichtete schweigend darauf, das große Werk fortzuführen, durch welches Innocenz XI. auch den Protestanten einleuchtend dargethan, daß er wirklich und wahrhaft der Vater der gesammten Christenheit war. Die Urkunde der heiligen Liga, vom 5. März 1684, brachte dem Papste die Anerkennung dar, daß er, wie er der Urheber war, so auch der Beschützer, der Bürge und der Schiedsrichter der Liga sein solle. Dies war ein wichtiger Schritt vorwärts zu dem großen Ziele, welches ein jeder Christ ersehnen muß, daß nicht mehr die Habgier und die Herrschsucht der Mächtigen — wenn auch mit schönen Worten umkleidet — die Völker willenlos in den Krieg schleudere, sondern daß die höchste moralische Macht auf Erden, der Hort der Schwachen und Hilfsbedürftigen, der gemeinsame Vater der Christenheit, wieder anerkannt werde als der Friedensvermittler und der Schiedsrichter der politischen Mächte. Der Gedanke war damals nicht untergegangen. Denn wir haben gesehen, daß nicht blos der Kaiser, sondern auch Ludwig XIV. dem Papste Innocenz XI. für ihr Thun Rechenschaft ablegten, daß ein Jeder von ihnen hoffte, die päpstliche Zustimmung zu erlangen.

Das Zurücktreten Alexanders VIII. von dem hohen Standpunkte, den sein Vorgänger Innocenz XI. eingenommen, gereichte daher nicht blos zum Nachtheile für die Autorität des päpstlichen Stuhles, sondern eben darum auch für den Frieden der christlichen Völker.

Und damit verband sich noch ein anderer Nachtheil. Alexander VIII. hatte neben den Anforderungen, die für den Türkenkrieg an ihn gemacht wurden, auch die Bitte des geflohenen Königs Jakob um Unterhalt genannt, gleich als stünde das Eine mit dem Anderen für ihn etwa auf gleicher Linie. Er hatte dann ein Geringes bewilligt nach der einen Seite, wie nach der anderen. Unverkennbar wollte der Papst Alexander VIII. seine Unparteilichkeit wahren. Er wollte nicht dem Könige von Frankreich eine Handhabe zu der Anklage bieten, daß der Papst dem Kaiser Kriegesmittel wider Frankreich liefere.

Aber lagen denn nicht diese Dinge völlig verschieden? Der Krieg wider die Türken war eine Sache der Christenheit: diejenige des Königs Jakob war, im günstigsten Falle, diejenige Eines katholischen Fürsten. Im günstigsten Falle — nämlich, wenn es Wahrheit gewesen wäre, was Ludwig XIV. und Jakob II. unabläßig durch die Welt verkündeten, daß Jakob II. um der katholischen Religion willen seine Krone verloren habe. Aber dies war nicht die Wahrheit. Jakob II. war, nach dem Wunsche des Oraniers und wider den Rath seiner getreuesten Anhänger, bethört durch eigene Furcht und durch die Lockung des Königs von Frankreich, von seiner Krone weggeflohen, um, wie er meinte, mit Hilfe des Königs von Frankreich sie wieder zu erlangen. Was immer nachher die Engländer und die Franzosen, je von ihrem Standpunkte aus, über die Motive Jakobs II. reden mochten: der schwere politische Fehler der Flucht war die eigene, freiwillige That des Königs Jakob II.

Daß der Papst dem flüchtigen Könige Unterstützung gewährte, hätte Niemand ihm zum Vorwurfe gemacht. Allein daß es geschah in einer Weise, die andeutete,

daß der Papst diese Unterstützung betrachtete als gleichwerthig mit der Hilfe für den Kaiser zum Türkenkriege, konnte so aufgefaßt werden, als stimme der Papst dem Rufe jener beiden Könige bei, daß Jakob II. um seiner Religion willen seine Krone verloren habe. Und es wurde in der That so aufgefaßt und wirkte darum zu Gunsten der Verkennung des wahren Zusammenhanges, wie diese Verkennung im politischen Interesse des Königs von Frankreich lag. Der Papst Alexander VIII. also, in seinem Streben nach Unparteilichkeit, wurde eben dadurch parteilich für Frankreich, abermals nicht zum Vortheile seiner Autorität in der Christenheit.

Demnach war es die Folge des Verhaltens von Alexander VIII., daß zur selben Zeit, in welcher die Anforderungen für die zwei Kriege zugleich an den Kaiser stiegen, ihm fast ganz die Hilfsmittel entgingen, denen er zu einem erheblichen Theile die bisherigen Erfolge über die Türken verdankte.

* * *

Und zugleich rafften diese sich wieder neu empor. Jene Annahme, daß in Folge der Niederlage von Nisch abermals eine Umwälzung in der Türkei erfolgen werde, erwies sich als begründet, aber in anderer Richtung, als Viele erwarteten. Das Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großwesir, über welches die kaiserlichen Minister im November 1689 in Wien und Augsburg beriethen, war zwecklos geworden, noch bevor man es abgesandt. Der Großwesir Mustafa hatte zwar nach türkischer Weise dem Seraskier Ibrahim die Schuld des verlorenen Feldzuges beigemessen und dafür den Strang geschickt; aber er konnte dadurch sich selbst nicht retten. Er ward nach Adrianopel zum Sultan beschieden, wo ihn dasselbe Loos traf. Im Monate November 1689 ward in das Amt des Großwesirs berufen, als der siebente im Laufe des nun siebenjährigen Krieges, Mustafa Köprili, der jüngste Bruder des einstigen Eroberers von Candia. Er war bis dahin Pascha von Chios, ein strenger Türke, ein Mann von umsichtigem Blicke und starkem Willen, der sofort mit fester Hand die Zügel erfaßte. Das gleichzeitige Verhalten der türkischen Gesandten in Wien entsprach durchaus seinen Wünschen; denn er war entschlossen zur nachdrücklichen Fortführung des Krieges. [1])

Dafür wirkte eifrig mit der im September in Constantinopel eingetroffene französische Gesandte Marquis Chateauneuf. Er bot das Bündniß seines Königs an, die gegenseitige Verpflichtung, daß die eine Macht nicht einen Frieden schließen werde ohne die andere. Habe sein König Erfolg, so werde er Deutschland mit Wien für sich nehmen, Ungarn dem Sultan zurückgeben. Der Großwesir erwiederte, daß man bis dahin von den pomphaften Versprechungen Frankreichs noch nicht viel Reelles verspürt habe. Aber das Gold des Chateauneuf war willkommen. Ein Geschichtschreiber des osmanischen Reiches sagt, daß die allerchristlichste Sonne den abnehmenden Mond mit ihrem Lichte, nämlich dem Glanze ihres Goldes, wieder belebt habe. [2]) Eben darum bewilligte Köprili die besondere Forderung des Chateauneuf, diejenige der Einräumung der heiligen Stätten in Jerusalem an die Katholiken. Einige Monate später vernahm die Welt, daß dies geschehen sei, und demnach war in den Augen der Franzosen die Fürsorge ihres Königs für die katholische Religion abermals als offenkundig und hervorleuchtend dargethan.

[1]) Der Bericht d. Holländers Colyer in Sylvius, t. III, b. 29, p. 28. — [2]) Kantemir, S. 583.

Der Feldzug des Jahres 1690 steht im starken Gegensatze zu den vorangegangenen dieses großen Türkenkrieges. Die Unfälle der kaiserlichen Waffen begannen mit dem ersten Tage dieses Jahres. Und zwar ist eben der erste Unfall lehrreich in mehr als einer Beziehung. — Wir erinnern uns der Schilderung, welche die Venetianer Contarini und Cornaro von der Kampfesweise der kaiserlichen Truppen gegen die Türken entwarfen (S. 391 u. 448). Der Auswuchs der Anschauungsweise, welche sie beschreiben, ist der Uebermuth, die Geringschätzung des Feindes.

Die kaiserlichen Truppen standen vorgeschoben nach Südosten hin, die Vortruppen bis Katsianek in Albanien. Der General Veterani gab das Commando derselben dem Obersten Strasser, mit der Weisung, gegenüber den anrückenden Türken alle dortigen Truppentheile auf Katsianek an sich zu ziehen, und, in Erwartung der nachrückenden Unterstützung, sich in keine Action einzulassen.

Unter dem Befehle Strassers standen etwa 3000 Mann, von den Küraſſier-Regimentern Hannover und Holstein, den Dragoner-Regimentern Hannover und Styrum.[1]) Dazu kam einige Infanterie. Die Inhaber der zwei Regimenter Hannover waren zwei Brüder, die Prinzen Friedrich August und Carl Philipp, denen der Vater Ernst August gestattet hatte, je ein Regiment daheim für den kaiserlichen Kriegsdienst zu werben. Anwesend unter Strasser war nur der jüngere Prinz, Carl Philipp. — Flüchtlinge und Spione meldeten dem Obersten Strasser, daß Türken mit Tartaren untermischt, in der Zahl von 20.000, gegen Katsianek im Anzuge seien. Einige indessen gaben die Zahl geringer an. Diese letztere Meldung schien dem Commandanten zuverlässiger. In der Hoffnung, durch eine glänzende Waffenthat die Uebertragung des Commandos auf ihn zu rechtfertigen, beschloß er, zuwider dem bestimmten Befehle Veteranis, sich mit der Ueberzahl der Feinde einzulassen. Er nahm seine Aufstellung vor einem Engpaß, beide Flanken gedeckt durch einen unwatbaren Sumpf. Dann jedoch überkam ihn das Bedenken, daß der Feind sich an ihn in dieser sicheren Stellung nicht wagen, daß es gar nicht zum Treffen kommen werde. Er beschloß daher den Vormarsch auf das offene Feld. Die höheren Officiere beschworen ihn, den Befehl nicht zu geben: er möge sich selber und die Soldaten dem Kaiser erhalten, nicht sie offen auf die Fleischbank liefern. Er möge die Menge der Feinde bedenken. Immerhin seien es Tartaren; aber die Ueberzahl sei gar zu groß. Gegen diese Ueberzahl müsse man des Schutzes der Oertlichkeit sich bedienen. Voran unter diesen Officieren trat, dem Commandanten gegenüber, der Prinz Carl Philipp. „Ich weiß nicht, sagte er zu Strasser, wie Sie diesen Ihren Entschluß vor Veterani, vor dem Herzoge von Holstein rechtfertigen wollen. Denn, selbst wenn uns der Sieg verbliebe, so wäre er die Folge einer nicht nothwendigen Verwegenheit." Strasser entgegnete: „Wenn einmal das Commando an Sie gelangt, Prinz, so werden Sie handeln nach Ihrem Ermessen. Jetzt ist Gehorchen Ihre Pflicht. Wir marschiren aus unserem Verstecke hervor, und schlagen im offenen Felde." — „Ich werde gehorchen, erwiederte der Prinz; aber dieser Ihr Befehl benimmt mir für immer die Aussicht auf ein Commando. Denn dieser Tag ist für uns Alle der letzte."[2])

[1]) Ausführlich namentlich bei Sylvius: saken van staet en oorlog, t. III, b. 29, p. 28, wo auch eine genauere Verlustliste. Man vgl. über die Regimenter Röder, Bd. II, Urkunden, S. 195. — Ferner Wagner, t. II, p. 129. — Theatrum Europaeum, Th. XIII, S. 1013.

[2]) Diese Unterredung bei Wagner l. c.

Sie zogen hinaus auf das offene Feld. Noch im Aufmarsche begriffen, wurden sie von Tartaren-Schwärmen umringt, zahlreicher als Strasser sie sich gedacht. Dennoch erzwangen sie sich Raum durch die Ueberlegenheit der Schußwaffen. Unter den ersten fiel Strasser selbst. Die kleine Schaar suchte dann, keilförmig geordnet, die umdrängenden Feinde zu durchbrechen. Die Massen waren zu dicht. Sieben Stunden stand so der ungleiche Kampf. Dann war die Munition verschossen. Es blieb nur noch die blanke Waffe, und damit begann die Ueberlegenheit der Tartaren. Dennoch gelang es etwa 800 Mann, sich durchzuschlagen. Reichlich 2200 [1]) Mann, also etwa drei Viertel der Gesammtzahl, lagen auf dem Blutfelde. Der Prinz Carl Philipp hatte neun [2]) Gegner getödtet und selber das vierte Pferd bestiegen, als ihn ein Tartar mit der Lanze durchrannte. Sein Kopf ward als besondere Trophäe dem Sultan eingeschickt. — Wie Carl Philipp am ersten Tage dieses Unglücksjahres 1690, so fiel sein Bruder Friedrich August am letzten Tage, gegenüber Tököly, in Siebenbürgen.

Ungleich größer noch als der reelle Erfolg war für die Türken die moralische Bedeutung dieses Tages von Katsianek. Seit sechs Jahren war jedes Treffen mit den Kaiserlichen gleichbedeutend mit einer Niederlage der Türken. Nun zum ersten Male wieder leuchtete ihnen ein Siegesglück. Die Nachricht desselben wurde hoch übertrieben. Der Chan der Tartaren prahlte: er habe 10.000 Köpfe nach Adrianopel eingeschickt. Im ganzen türkischen Reiche bis in den fernen Osten wurden Dankesfeste gefeiert. Reiche Geschenke ergingen nach Mekka. Der Muth stieg hoch. War es den pfeilbewehrten Tartaren gelungen, eine sieggewohnte Schaar kaiserlicher Truppen, sogar die furchtbaren Küraſſiere, zu vernichten: so durfte um so eher die türkische Kriegesmacht wieder auf Erfolge hoffen. Namentlich festigte der Tag von Katsianek die Stellung von Mustafa Köprili, das Vertrauen auf ihn. Er hatte jegliches Nachgeben widerrathen, den erneuerten Kampf gefordert. Er hatte mitten im Winter diese Tartaren voran gesandt. Ihr Erfolg war der seinige. [3])

Zwar noch einmal dann ward eine Siegesbotschaft vernommen. Das lang umlagerte Kanizsa konnte sich nicht mehr halten. Seit 1572 in den Händen der Türken, war es für sie ein wichtiger Platz, nicht blos um das umliegende Gebiet Nieder-Ungarns zu decken, sondern zugleich um von da aus mit raschen Streifzügen Kroatien, Steiermark, Oesterreich heimzusuchen. Darum war seitdem in jedem Türkenkriege der Wiedergewinn von Kanizsa das Object der Sehnsucht von Seiten dieser Völker. Wie es Bathiany gelungen war, mit seinen Ungarn und Kroaten, und zwar mit besonderer Unterstützung des Papstes Innocenz XI., Szigeth zu nehmen, so gelang es endlich auch seiner Ausdauer, die Capitulation von Kanizsa zu erzwingen. Aber auch hier wieder trauten die Türken nur derjenigen Capitulation, die der Kaiser Leopold gezeichnet. Ein Aga erhielt sicheres Geleite nach Wien. Er brachte die Unterschrift des Kaisers zurück. Und darauf hin erfolgte die Uebergabe, am 12. April. [4])

Allein wenige Tage später, noch vor dem Beginne des eigentlichen Feldzuges, erfolgte von einer anderen Seite her eine unerwartete Trauerkunde.

[1]) Genau 2241 Mann, davon 106 Infanterie, die anderen 2135 Küraſſiere und Dragoner.
[2]) Rinck, Bd. II, S. 569, gibt gar zehn an. Das Theatrum Europaeum sagt: neun oder zehn.
[3]) Wagner, t. II, p. 130.
[4]) C. Contarini, t. II, p. 219.

* * *

Der Herzog Carl V. von Lothringen als rechtmäßiger Herr des von Ludwig XIV. ihm genommenen Fürstenthumes, trat der großen Allianz als selbständiges Mitglied bei. Er forderte den Reichstag in Regensburg auf, seine Sache anzuerkennen als diejenige des Reiches. Dann erließ er, im Januar 1690, eine Proclamation. Er erklärte darin selbständig dem Könige von Frankreich den Krieg, und verhieß seinen Unterthanen seinen Einmarsch in Lothringen, an der Spitze von 40.000 Mann. Diese Armee, aus kaiserlichen und Reichstruppen bestehend, sollte gebildet werden zwischen der Maas und der Mosel.

Im Beginne des Monates April begab sich der Herzog von Innsbruck aus, wo seine Gemahlin, die Herzogin Eleonore, Schwester des Kaisers, die Statthalterschaft führte, auf den Weg nach Wien, um die letzten Abreden für seine Unternehmung zu treffen. Er kam nur bis Wels. Dort empfand er am Abende des 17. April einen Schmerz im Ohre.[1]) Ungeachtet des andauernden Schmerzes wollte er am Morgen des 18. weiter reisen, und begab sich zuvor in die Kirche. Aber dort nahm das Uebel die Form eines bösartigen Hustens an. Der Kranke mußte aus der Kirche in seine Wohnung getragen werden. Das Uebel stieg mit furchtbarer Schnelle. Bereits am Nachmittage fühlte der Herzog, daß seine Stunde gekommen. Er verfaßte einen Abschiedsgruß an den Kaiser, seinen Schwager, in folgenden Worten: „Geheiligte Majestät. Ich bin von Innsbruck aufgebrochen, um Ihre Befehle zu empfangen. Allein ein höherer Herr beruft mich ab, und ich scheide, um ihm Rechenschaft zu geben von einem Leben, das ich Ihnen geweiht. Ich bitte demüthig Ew. Majestät, gedenken zu wollen an meine Frau, welche Sie so nahe angeht, an meine mittellosen Kinder und meine unterdrückten Unterthanen." Zusehends wuchs die Krankheit. Noch am Abende desselben Tages, an welchem sie begonnen, endete Carl V. von Lothringen, siebenundvierzigjährig.

Die Aerzte erklärten die Krankheit für einen Erstickungshusten. Es gab Viele, die sich mit dieser Erklärung nicht begnügten. Es verbreitete sich mit der Trauerkunde in Deutschland aller Orten die Sage eines von französischer Seite im Puder der Perrücke dem Herzoge gemischten Giftes. Wagner, dessen Forschung die Umstände näher lagen als uns Späteren, sagt, daß jeglicher Anhaltspunkt für diesen Verdacht fehlt. „Aber so heftig, fügt er dann hinzu, war damals die Abneigung des deutschen Volkes gegen den französischen Namen, daß es, was immer Unheilvolles geschah, dessen Ursprung unbekannt blieb, den Franzosen beimaß."

In dem Herzoge von Lothringen verlor der Kaiser nicht blos einen Freund und nahen Verwandten, sondern zugleich den treuesten und fähigsten Diener seiner Monarchie. Carl von Lothringen hatte das Werk Montecuculis fortgesetzt in höherem und weiterem Maße. Montecuculi zuerst hatte, nach langer Dauer des Uebergewichtes der Türken, dem christlichen Volke dargethan, daß die gefürchtete Macht des Halbmondes besiegbar sei. Unter Carl von Lothringen wandelte sich der einstige Schrecken vor den Türken in Geringschätzung, vielleicht nur allzu sehr. Seit den Zeiten der Kreuzfahrer hatte der türkischen Macht Niemand so viele und so starke Schläge zugefügt, wie dieser Herzog. An seinen Namen band sich der Entsatz von Wien, die

[1]) Nolano; Carlo V. duca di Lorena, p. 281. — In Betreff der Sache überhaupt darf ich verweisen auf: Fall des Hauses Stuart, Bd. V. S. 112 u. f.

Siege von Parkany und von Gran, die Erstürmung von Buda, der entscheidende Sieg von Mohacs, mit Einem Worte: der Wiedergewinn von Ungarn und Siebenbürgen.

Der Herzog hatte diese lange Reihe von Erfolgen errungen als ein Diener des Kaisers. Wir haben den Abschiedsgruß des Sterbenden vernommen, seine letzte Bitte an den Kaiser für die Seinigen. Der Herzog konnte nicht ahnen, daß sein Dienst für den Kaiser auch seinem eigenen Hause gegolten, daß sein Enkel dieselbe erste weltliche Krone tragen werde, wie Leopold, daß von diesem seinem Enkel und der Enkelin seines kaiserlichen Freundes eine neue Dynastie entstammen, und die Namen beider herrlichen Großväter vereinigen werde.

Der herbe Schlag traf zunächst den Kaiser. Er traf zugleich die große Allianz. Vor Allen beklagte ihn Wilhelm III. „Der Tod des Herzogs von Lothringen, schrieb er an Heinsius, den leitenden Staatsmann der Republik der Niederlande, betrübt mich tief. Es ist nicht zu glauben, was die gemeinsame Sache an ihm verliert. Denn ich kann mir nicht ausdenken, wer in der Führung, die er zu übernehmen im Begriffe stand, ihn ersetzen könnte. Das traurige Ereigniß wird alle Entwürfe des Kaiserhofes durchkreuzen. Man muß die Befehle von Wien her erwarten." [1])

Wenn fortan der Oranier den Namen des verstorbenen Herzogs von Lothringen nannte, pflegte er vorzusetzen: mein Freund.

Jene seine ersten Worte über den Nicht-Ersatz waren tief begründet, tiefer vielleicht noch als er selber sie gemeint. Denn in dem Herzoge von Lothringen verloren Kaiser und Reich nicht blos den befähigtsten, den erfahrensten Feldherrn, sondern zugleich auch den charaktervollen Fürsten, der, weil selber neidlos, nur der Sache dienend, und darum stets willig und bereit die Ehre mit anderen zu theilen, [2]) vielleicht es vermocht hätte, ähnlich wie im Jahre 1683 den Polenkönig, den einen oder den anderen der Reichsfürsten, von denen ein Jeder sich für einen geborenen Feldherrn erachtete, zu bewegen zu einer Gemeinsamkeit des Handelns unter seiner Führung.

Der vom Kaiser und Lothringen für das Jahr 1690 geplante Feldzug unterblieb. Die Kriegführung des Kaisers nach Westen hin wurde matter, zumal bei dem von Osten her anrollenden Unglücke.

Inzwischen hatte die Republik der Niederlande, auf den Betrieb des Oraniers, ihren Gesandten in Constantinopel, Colyer, beauftragt, noch einmal dort den Versuch der Friedensvermittlung aufzunehmen. Colyer trat am 22. April mit dem Großwesir Mustafa Köprili zusammen. Jener legte den Zustand der Dinge im Westen vor, und drang auf den Frieden. Am nächsten Tage erwiederte der Großwesir: die hohe Pforte sei entschlossen alle Kraft anzuspannen, um den Feind zur Vernunft zu bringen. Es fehle dazu nicht an Mitteln. Denn man wolle lieber das noch übrige Reich daran wagen, als sich in einen schmachvollen Frieden einlassen. Niemals werde der Großherr sich zu einer Geldzahlung verstehen, noch weniger zur Abtretung irgend eines Platzes. Das Einzige, worüber man sich verständigen könne, sei ein Waffenstillstand auf eine Reihe von Jahren. Denn der Koran gestatte nicht eine definitive Abtretung. „Man glaubt hier nicht, fährt Colyer fort, daß der König Johann Sobieski von Polen durch die vom Kaiser vermittelte Verlobung seines Sohnes Jakob mit der pfälzischen Prinzessin Elisabeth, der Schwester der Kaiserin, los gemacht sei von dem

[1]) Sirtema van Grovestins, t. VI, p. 199.

[2]) Man vgl. Wagner, t. II, p. 154, so wie C. Contarini, istoria della guerra etc., t. II, p. 225.

französischen Interesse. Denn der Botschafter hier, Chateauneuf, versichert das Gegentheil. Er behauptet, daß für die Türken ein Sonderfriede mit Polen leicht zu schließen sei. Durch das Geltendmachen dieser Hoffnung und für bedeutende Geldsummen hat er bewirkt, daß die heiligen Stätten zu Jerusalem, Bethlehem und Nazareth den Griechen genommen, und an römisch-katholische Geistliche überwiesen sind. Er weiß in wunderbarer Weise den Türken die Dinge auszumalen, den Widerstand, den die Stadt Amsterdam dem Oranier als Erbstatthalter entgegen setzt, und besonders den Kampf der Parteien im englischen Parlamente, der die Thätigkeit des Königs Wilhelm III. für die große Allianz lähme."

In Betreff des Friedens mit den Türken stimmte also die Antwort des Großwesirs zu den Reden des Sulfikar Effendi. Da der Koran den Türken eine definitive Abtretung nicht gestattete, so war auf einen Frieden nicht eher zu hoffen, als bis die Türken selber zu der Ueberzeugung kommen würden, das Verlorene nicht wieder gewinnen zu können.

* * *

Der Unfall von Katsianek zwang die kaiserlichen Truppen sich auf Nisch zurückziehen. Der Rückzug selbst enthüllte manche Uebelstände. Die Kaiserlichen hatten nicht die Zuneigung der Bewohner des Landes sich zu gewinnen gewußt: die Folgen der bewiesenen Habgier wandten sich nun gegen sie. Der Bevölkerung lag vor Augen, daß die Offensive zu den Türken zurückgekehrt war, daß die Kaiserlichen nur noch defensiv verfuhren. Demgemäß handelten auch sie.

Mustafa Köprili suchte alle Kraft des osmanischen Reiches aufzubieten. Er ließ verkünden, daß der Feldzug die Entscheidung bringen werde. Er suchte Ordnung in der Verwaltung zu schaffen, nicht durch Todesstrafen, sondern durch die Entfernung der Schuldigen. Er war nicht grausam, aber streng. Er untersagte die Pracht und den Aufwand im Lager, und ging selber mit diesem Beispiele voran. Er wandte seinen besonderen Fleiß auf die Artillerie; denn bis dahin war jede einzelne Kanone der Türken im Kaliber von der anderen verschieden. Noch niemals hatte die Donau eine so mächtige türkische Kriegesflotte getragen. [1])

Mustafa Köprili verfolgte einen anderen Kriegesplan als seine Vorgänger. Nicht mehr wie bisher geschehen, solle das türkische Heer in Einer Masse vorrücken, sondern sich theilen. Im Mai 1690 brach er auf. Er entsendete den Tököly mit einem Corps Türken und Tartaren durch die Wallachei nach Siebenbürgen.

In Wien sah man, bei den geringen Streitkräften, die im Osten zur Verfügung standen, mit Besorgniß den kommenden Dingen entgegen. Eben damals trafen bedeutende Summen ein, die der Herzog Victor Amadeus von Savoyen dem Kaiser für Reichslehen zahlte. „Man nennt sie Mirakel-Geld, meldet Leibniz, der sich damals in Wien befand; denn es gilt hier die Meinung, daß in der Zeit großer Noth der Kaiser Leopold immer ein Mirakel zur Rettung bei der Hand habe." [2]) Aber die hunderttausend Goldstücke von Savoyen reichten nicht weit, zumal da der kaiserliche Schatz im Beginne des Jahres die schweren Kosten der Krönung in Augsburg getragen. Man vernahm Aeußerungen wie die, daß die römische Königskrone für Joseph bezahlt werden könne mit dem Verluste der ungarischen.

[1]) Ich folge Wagner, t. II, p. 133 sq. — [2]) Leibniz an die Kurfürstin Sophie, 1./11. Mai.

Ungeachtet jedoch der Besorgnisse, mit welchen man dem Anmarsche der Türken entgegen sah, bewiesen auch andere kaiserliche Heerführer als Strasser, nicht belehrt durch die Vorgänge von Katsianek, eine ähnliche Geringschätzung der Feinde wie jener.[1] Dieser Vorwurf traf den General Heisler, welcher Siebenbürgen zu schützen hatte. Dort war der Fürst Abaffi gestorben. Sein minderjähriger Sohn suchte und erhielt den Schutz des Kaisers: der Sultan dagegen verlieh Siebenbürgen an Tököly. Dieser brach in Siebenbürgen ein. Heisler und Teleki, der General Abaffis, die ihm mit ungleich schwächerer Macht entgegen traten, am 21. August, erlitten eine Niederlage ähnlich derjenigen des Strasser. Heisler ward gefangen, Teleki getödtet. Tököly ließ der Witwe die Leiche übergeben, aber ohne den Kopf, den er als Siegeszeichen an den Sultan schickte.[2]

Tököly betrachtete sich als Herrn von Siebenbürgen. Er berief die Stände zur Huldigung. Wenn sie der Ladung Folge leisteten, so war Siebenbürgen für den Kaiser verloren. Aber die Magnaten hielten zu dem Kaiser und dem jungen Fürsten. Ungeachtet der furchtbaren Drohungen des Tököly, stellten sie sich nicht zur Huldigung, entsendeten dagegen an den Kaiser und den Markgrafen, der bei Jagodina stand, flehende Bitten um Hilfe.[3]

„Man nehme es mir nicht übel, berichtet der Holländer Heemskerk aus Wien an die Republik, daß ich offen ausspreche: an dem Ausgange der Dinge in Ungarn liegt für die Allianz eben so viel und mehr als an demjenigen gegenüber Frankreich. Und der Beginn ist gar nicht gut. Tököly hat vier der besten kaiserlichen Regimenter vernichtet."[4]

* * *

Mit anderen Gefühlen ward von Versailles aus der gewaltige Kriegeszug der Türken betrachtet. Ludwig XIV. erließ an Chateauneuf ein Handschreiben, durch dessen Vorzeigen er den Großwesir ermuthigen sollte. Das Schreiben gelangte nicht an seine Bestimmung. Es ward von Engländern aufgefangen und dem Staats-Secretär Nottingham eingeliefert. Einem Professor in Oxford gelang es, dasselbe zu entziffern. Die Hauptstelle lautet wie folgt.

„Nach meiner Ansicht haben die Türken nicht zu besorgen, auf erhebliche Hindernisse gegen die Ausführung ihrer Plane zu stoßen. Da meine Waffen zu Wasser und zu Lande im künftigen Jahre nicht weniger mächtig sein werden als in diesem, so kann der türkische Minister sich versichert halten, daß er, bei nachdrücklicher Anspannung seiner Macht, den Ruhm davon tragen wird, das ottomanische Reich herzustellen wie es war vor diesem Kriege, eben so wie andererseits auf meinen Feinden das drückende Bewußtsein lasten wird, alles das wieder verloren zu haben, was sie erworben vor dem Bruche mit mir.

Am 9. August 1690.

Ludwig. Colbert."

[1]) Wagner, t. II, p. 139: Par prope Strasserianae clades fuit et causae eaedem. — Man vgl. auch den Bericht d. Markgrafen L. v. Baden a. d. Kaiser, bei Röder, Bd. II, Urkunden, S. 273.

[2]) C. Contarini, t. II, p. 234.

[3]) Die Schriftstücke bei Röder, Bd. II, Urkunden S. 267 u. f.

[4]) v. d. Heim: het archief van Heinsius, p. 202. Vom 29. August.

In Betreff der Bitten aus Siebenbürgen kamen der Kaiser in Wien, und der Markgraf Ludwig in Jagodina, jeder von ihnen selbständig, zu der Ansicht, daß denselben willfahrt werden müsse. Der Markgraf verfügte nur über 8000 Mann. Mit diesen brach er im Anfange September von Jagodina nach Siebenbürgen auf. Die Schaaren des Tököly schätzte er auf 30.000. Der Kaiser billigte den Zug des Markgrafen um so mehr, weil er, am 22. September, der Ansicht war, daß wegen der bereits vorgerückten Jahreszeit ein Angriff auf Belgrad nicht mehr zu besorgen stehe.[1])

Unterdessen zog Mustafa Köprili mit der türkischen Hauptarmee die Donau herauf. Widdin fiel nach fünftägiger Belagerung, nicht mit Ehren des Commandanten Hompesch, den dann der Markgraf, mit Zustimmung des Kaisers, vor ein Kriegsgericht stellte. Das schwächere Nisch, unter Guido Starhemberg, hielt sich zweiundzwanzig Tage. Dann capitulirte es, am 9. September. Aber die Capitulation ward nicht gehalten. Viele Kaiserliche erlagen wehrlos dem türkischen Säbel.

Und weiter ging der Zug der fünfzigtausend Mann unter Mustafa Köprili auf Belgrad zu.

Dort hatte der Commandant Aspremont an die ernstliche Absicht der Türken auf Belgrad lange nicht glauben wollen. Es war daher Vieles versäumt. Je nach der Gesinnung ward mit Entrüstung oder mit Schadenfreude in der nächsten Zeit aller Orten vernommen, daß erst vom Tage des Falles des nahen Semendria an man in Belgrad begonnen habe, die fehlenden Palissaden einzusetzen, die Mauerlücken zu schließen — ja daß bis dahin die Festung Belgrad zwei Jahre lang fast völlig in dem Zustande verblieben war, wie nach dem gelungenen Sturme vom 6. September 1688. Erst wenige Tage vor der Einschließung gelangte genaue Nachricht über diese Fahrlässigkeit Aspremonts nach Wien. Am 29. September schrieb der Kaiser dem Markgrafen Ludwig: „Ich habe für gut und meinen Dienst zu sein befunden, aus gewissen, bewegenden Ursachen meinem Feldmarschall, dem Herzog von Croy, das Commando in Belgrad und den umliegenden Posten aufzutragen."[2])

Am 1. October lagerten die Türken um Belgrad. Bereits am sechsten Tage waren ihre Erdarbeiten bis auf sechzig Schritte vom Hauptgraben fortgeführt. Am Morgen dieses Tages traf der Feldmarschall Croy ein. Es gelang ihm, in die Stadt zu kommen. Er besichtigte die Werke. Er faßte gute Hoffnung. Er setzte sich nieder, um dem Kaiser die Sachlage zu berichten. Kaum hatte er begonnen, als eine Flamme himmelhoch emporschlug, der ein erderschütternder Donner folgte.

Es hatte nämlich eine Bombe kurz zuvor durch das Bleidach eines Thurmes schlagen und gezündet. Aspremont eilte hin. Er hielt das Feuer für gelöscht, und meldete dies dem Herzog Croy. Dann erst zeigte jenes Springen eines der Pulver-Magazine die Täuschung. Es war damit noch nicht zu Ende. Von allen Seiten schlugen die Flammen aus. Es erfolgte eine zweite Explosion. Es erfolgte eine dritte. Unter Trümmern, Schutt und Asche lagen tausende von Menschen begraben. Die noch Lebenden stürzten in wirrem Knäuel der Donau zu.

Der Herzog von Croy war aus dem einstürzenden Hause ins Freie gelangt. Er eilte auf den großen Marktplatz. Er fand dort einige unversehrte Soldaten, auch Aspremont. Sie versuchten das Flüchten zu hemmen. Aber bereits gewahrte man die

[1]) Röder, Bd. II. Urkunden S. 281. — Ueberhaupt dort die Schriftstücke.

[2]) Das Schreiben bei Röder, Bd. II. Urkunden S. 293.

durch die Trümmer eingedrungenen Janitscharen, vernahm man ihr durchdringendes Kriegsgeheul, welches man im Laufe der letzten Jahre so oft verlacht. Es verkündete den wenigen noch Uebrigen den Tod. Da stieg abermals eine Flamme empor, höher und schrecklicher noch als jene ersten. Es war das Magazin der unteren Stadt, gefüllt mit dreißigtausend Pfund Pulvers.[1]) Dies Mal ergriff der größere Schreck die Janitscharen. Sie trauten dem Boden nicht, auf welchem sie standen. Sie zauderten, wagten nicht sich von der Stelle. Ihr Zaudern ward den wenigen Kaiserlichen zur Rettung. Sie stürzten an und in die Donau. Es blieben von den noch Gesunden nur diejenigen Helden, die kein Tod schreckt, weil ihr Beruf sie bindet an die Sterbenden: die Priester der katholischen Kirche. Es waren drei Jesuiten. Sie hielten aus in ihrer Pflicht des Mahnens, Tröstens, Segnens, bis sie unter den Schwertern der Janitscharen niedersanken. Croy erlangte ein Fahrzeug und nahm den fast ertrinkenden Aspremont mit auf. Am linken Ufer sammelte Croy die Geretteten um sich. Es waren noch fünfhundert Mann, ein Zehntel der Besatzung. In weniger als einer Stunde waren in den Trümmern von Belgrad sechs kaiserliche Regimenter zu Grunde gegangen.

Weniger um die Stadt als um diese, klagte der Kaiser Leopold. Die drei Niederlagen Strassers, Heislers, und diejenige von Belgrad, hatten die sieggewohnten Truppen, die ein Jahr zuvor so gewaltig dastanden, zum bedeutenden Theile aufgerieben. Im herben Schmerze schrieb der Kaiser an seine Schwester, die Herzogin-Witwe von Lothringen, daß seit dem Tode des Papstes Innocenz XI. und des Herzogs von Lothringen, Gott jegliche Segnung ihm versagt zu haben scheine.[2])

Viele Stimmen erhoben sich laut und heftig wider Aspremont. Eine solche Kette von Unglück sei nicht möglich ohne Absicht: Aspremont sei bestochen, sei ein Verräther. Zu dem Verdachte mochte beitragen, daß er, ein Neffe jenes Cardinals Fürstenberg, der lange Jahre als das Werkzeug von Ludwig XIV. gedient hatte, verlobt war mit Julie Rakoczy, Tochter erster Ehe der Helena Zriny, Gemahlin des Tököly. Aspremont wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Es ergaben sich viele Thatsachen der Fahrlässigkeit, namentlich in der Obsorge für die Pulvervorräthe. Es ergab sich kein Beweis seines Verrathes. Das Kriegsgericht entließ den Angeklagten straffrei. Aber der Verdacht der Menge gegen ihn blieb. Einige Zeit später jedoch wandte sich der Verdacht gegen eine andere Persönlichkeit, einen Ingenieur, Namens Cornaro, der sich, wie man behauptete, freiwillig von den Türken gefangen nehmen ließ. Thatsache war, daß er dann zum Islam übertrat und in Belgrad als türkischer Kriegsbaumeister fungirte.[3])

In Wien herrschte eine Bestürzung, gleich als seien die Trümmer des Pulverthurmes von Belgrad bis dahin geschleudert. Das Schreckbild einer abermaligen Belagerung tauchte auf. Man arbeitete an den Festungswerken der Stadt. Viele Personen sannen auf Flucht.

Anders in Frankreich. Dort war in den höheren Kreisen der Großwesir der Held, den man pries. Er sei nicht wie ein Fabius Maximus, der durch Zaudern die Dinge herstellt, sondern ein Alexander, ein Cäsar, welcher kommt, sieht und siegt.

[1]) Der Abdruck des Berichtes Aspremonts bei Rinck, S. 585, sagt gar: 3000 Centner. — Wagner, t. II, p. 145, sagt: XXX millia pondo pulverum.

[2]) Pufendorf: res gestae Friderici III., lib. III, § 36, p. 247.

[3]) C. Contarini, t. II, p. 240 u. 291.

Man behauptete, er habe Belgrad mit Sturm erobert. Man erörterte die Frage, ob er noch im selben Herbste Buda nehmen werde, oder erst im nächsten Frühlinge, und wann er dann vor Wien erscheinen könne. Zu Anfang November erhob sich in Paris bereits das Gerücht, daß Esseg genommen, Buda umschlossen sei. Nur vor einer öffentlichen Feier der türkischen Siege mochte man in Paris Bedenken tragen. Nicht freilich überall. Mit Staunen und Widerwillen vernahm man im nächsten Jahre in Europa, daß auf die Kunde von Belgrad die sämmtlichen Franzosen in Smyrna, unter der Führung ihres Consuls, den dortigen Pascha beglückwünscht und dann sich vereinigt hätten zum Tedeum.[1]) Dagegen gab es in Frankreich auch Andere, die offen eingestanden, einen geheimen Widerwillen zu empfinden, daß Frankreich den Türken, den Barbaren, zu Danke verpflichtet sein solle, und die schon darum den Frieden wünschten.[2])

Jene Nachricht über Buda war nicht begründet; aber sie hätte begründet sein können. Auch diese Stadt befand sich noch im selben Zustande wie nach dem Sturme von 1686. Der Commandant von Buda meldete dem Kaiser, daß im Falle des Anrückens der Türken, die Stadt nicht haltbar sein werde.[3])

Aber es fehlte den Türken die Vorstufe dazu: Esseg war nicht in ihren Händen. Daß Mustafa Köprili die Wichtigkeit des Besitzes von Esseg und der dortigen langen Brücke nicht zum vollen erkannt haben sollte, ist nicht anzunehmen. Aber er selber blieb mit der Hauptmacht den Monat October über in Belgrad, zu dem Zwecke die Stadt wieder in Vertheidigungsstand zu setzen, damit nicht, wenn der Markgraf von Baden anrücke, es den Türken ergehe wie vorher den Kaiserlichen. Gegen Esseg entsendete der Großwesir den Pascha von Bosnien mit etwa 8000 Mann.

Dieser Angriff auf Esseg nahm einen merkwürdigen Verlauf. Wir haben darüber den Original-Bericht des Feldmarschalls Croy, der, begleitet von Guido Starhemberg, sich in die Festung begeben und dorthin zusammengezogen hatte, was an kaiserlichen Truppen ihm erreichbar war. Der Bericht an den Markgrafen von Baden ist vom 6. November. Er lautet wie folgt:

„Ich melde mit wenigen Worten, daß zwei Paschas von Bosnien mit, wie man sagt, 6000 Reitern und 2000 Janitscharen — obwohl, nach ihren angefangenen Laufgräben zu urtheilen, diese Zahl mir zu hoch gegriffen scheint — mit vier Kanonen und zwei Mörsern vor Esseg gerückt sind, in der Hoffnung, daß sie, in Folge der großen Bestürzung, die von Belgrad her auf uns drücke, die Stadt am ersten Tage mit Sturm nehmen würden. In der That haben sie gegen Mittag mit dem üblichen Geheul und mit Waghalsigkeit den Versuch gemacht. Gegenüber dem hartnäckigen und unvermutheten Widerstande haben sie jedoch dann vorgezogen, Laufgräben zu eröffnen und zu kanoniren und zu bombardiren, acht Tage lang. Aber wir haben sie zurückgetrieben, und mit solchem Erfolge, daß sie den Muth verloren haben, und um Mitternacht mit sehr großer Consternation abgezogen sind."[4])

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz, aus dem Haag, 17. April 1691, aus aufgefangenen, vom englischen St. S. Nottingham ihm mitgetheilten Briefen.

[2]) Lettres de Bussy Rabutin, t. III, p. 195, 200, 201, 242.

[3]) Wagner, t. II, p. 147.

[4]) Röder, Bd. II, S. 151: qu'ils ont perdu courage, et, à minuit, décampé avec une très-grande consternation.

Eine Ursache dieser Consternation ist aus dem Berichte nicht zu ersehen. Der venetianische Historiker des großen Krieges meldet, daß man beiderseitig den Anmarsch Bathianys mit Verstärkung über die Brücke der Drau gehofft oder gefürchtet habe. In der Nacht nun vom 5. auf den 6. November habe ein kaiserlicher Vorposten eine Regung im türkischen Lager zu bemerken geglaubt, und dies für Annäherungsarbeiten gehalten. Auf den Bericht habe der Commandant Allarm trommeln und blasen lassen. Der ungeheuere Lärm mitten in der Nacht habe die aus dem Schlafe aufgeschreckten Türken auf die Meinung gebracht, Bathiany sei eingerückt und es stehe nun der Ausfall der Uebermacht bevor. Deshalb seien sie mitten in der Nacht entlaufen.[1])

Bei diesem Venetianer ist der Vorgang ein sonderbarer, nicht vorhergesehener Zufall. In der weiteren Ueberlieferung gestaltete sich die Ursache der türkischen Consternation zu einer wohl ausgedachten Kriegslist von kaiserlicher Seite. Da Esseg am rechten Ufer des breiten Stromes der Drau liegt, so konnte, was am linken Ufer geschah, vom türkischen Lager aus nicht überwacht werden. Darauf, und auf die Besorgniß der Türken vor dem Anmarsche Bathianys habe Starhemberg, dem diese Kriegslist zugeschrieben wird, seinen Plan gebaut. Er habe den ganzen Troß aus der Stadt in der Stille auf das linke Ufer entsendet, und dann, mit dem Aufgebote aller Kraft an Trommeln, Trompeten und Pauken über die Brücke wieder einziehen lassen. Der Lärm habe im Türkenlager die Meinung erweckt, daß Bathiany gekommen, und daher die Bestürzung und der fluchtartige Aufbruch um Mitternacht.[2])

Es erging dem Pascha von Bosnien dann nicht wie dem FML. Aspremont. Der Pascha büßte seine Thorheit mit dem Kopfe.

Was immer jedoch die Ursache der türkischen Consternation gewesen sein mag: Esseg war der Fels, an welchem dort der türkische Siegeslauf von 1690 sich brach. Es folgte eine andere glückliche Wendung in Siebenbürgen.

* * *

Der Markgraf Ludwig hatte nach seinem Eintreffen dort seine Dispositionen so getroffen, daß er, um die Mitte October, mit Zuversicht sagen konnte: entweder müsse Tököly ein Treffen mit ihm aufnehmen, oder Siebenbürgen räumen und sich in die Wallachei zurückziehen. Das Unglück von Belgrad legte dem Markgrafen die Nöthigung auf, sich wieder an die Donau zu begeben. „Ich werde also, meldet er aus seinem Feldlager bei Oklan, am 23. October, wider meinen Willen den Tököly aus dem Netze lassen. Er steht zwar noch sieben bis acht Meilen von mir, aber bereits an den Pässen der Wallachei und auf dem Sprunge dahin."[3])

Und dennoch war es dem Markgrafen beschieden, seinen Zweck zu erreichen. Auf die Nachricht von Belgrad wendete auch Tököly um und marschirte auf Kronstadt. Augenscheinlich war es seine Absicht, den Paß des eisernen Thores zu gewinnen und zu der Armee des Großwesirs zu stoßen. Sobald der Markgraf dies erkundete, brach auch er auf, lediglich mit der Cavallerie, in raschem Zuge nach Kronstadt, um dem Tököly den Weg zu verlegen. Der kühne Entschluß gelang. Bei dem unerwarteten Anblicke von kaiserlichen Küraſſieren wendeten die Horden Tökölys sich um

[1]) C. Contarini, t. II, p. 242.
[2]) Wagner, t. II, p. 149.
[3]) Röder, Bd. II, Urkunden S. 324.

zur Flucht. Sie hielten nicht eher an, als bis sie die Päſſe von Siebenbürgen nach der Wallachei hinter ſich hatten. Demnach nahm der Feldzug von 1690 das nach dem ſchweren Unglücke noch leidliche Ende, daß der wichtige Paß von Eſſeg über die Drau bewahrt und Siebenbürgen befreit blieb.

Der Sultan Soliman II., der den Feldzug über in Adrianopel geweilt, zog im Triumphe in Conſtantinopel wieder ein. Die Stadt war erfüllt von Freudenfeuern, und das Volk jubelte ihm entgegen als dem Herſteller der Monarchie, dem wahren Nachfolger des Propheten. In dem Triumphzuge befand ſich auch der abgeſetzte Sultan Mohammed IV. mit ſeinen zwei Söhnen, in einem ganz vergoldeten Wagen, aber hinter vergoldeten Eiſenſtäben.[1]) Dem älteren der beiden Söhne, Muſtafa, war es jedoch nicht wie dem Vater beſchieden, ſein Leben hinter dieſen Eiſenſtäben zu verbringen.

* * *

Wie die Türken, ſo hatte auch ihr Bundesgenoſſe Ludwig XIV. im Jahre 1690 eine Reihe von Siegen zu verzeichnen. Der Herzog Victor Amadeus war der großen Allianz beigetreten, aber ſofort bei Staffarda geſchlagen. Die Holländer hatten ſchwere Verluſte erlitten, zu Lande bei Fleurus, zur See bei Beachy Head. Dagegen hatte Wilhelm III. einen Sieg an der Boyne in Irland über Jakob II. davon getragen, weniger blutig als irgend eins jener Treffen, und dennoch ungleich wichtiger in den Conſequenzen. Denn erſt dieſer Sieg an der Boyne befeſtigte das neue Königthum in England, und eröffnete dem Oranier den Weg zur Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches, nämlich als der Feldherr der Allianz der franzöſiſchen Uebermacht auf dem Feſtlande entgegen zu treten.

Das Jahr 1691.

Nach Oſten hin war es vor Allem der dringende Wunſch des Oraniers, daß der Kaiſer frei werde von dem Türkenkriege. Nach ſeiner Ueberkunft in Holland erörterte er wiederholt die Angelegenheit eines Türkenfriedens mit dem kaiſerlichen Geſandten, Grafen Windiſchgrätz. Nach den Meinungen der Geſandten in Wien, Lord Paget und Heemskerk, ſtand es in der Hand des Kaiſers, zum Frieden zu gelangen. Windiſchgrätz verneinte. Der König rieth, für den Frieden auf Siebenbürgen zu verzichten. Er ſprach eindringlich für dieſen Rath. „Verzeihen Sie mir meine offene Rede, ſagte er; aber ich habe vom kaiſerlichen Hofe her über die Kriegsanſtalten gegen die Türken ſo beſtimmte Nachrichten, daß es mir ſchmerzlich fällt, nur daran zu denken. Danach muß ich mit höchſter Wahrſcheinlichkeit vorausſagen, daß man in dieſem Jahre den Türken gegenüber abermals an Credit und Kräften viel einbüßen wird. Die Erfahrung zeigt, daß ein Defenſiv-Krieg wider die Türken nicht durchführbar, daß der Vertheidiger ihnen gegenüber immer im Nachtheile ſteht. Macht dagegen der Kaiſer ſich los von dieſer Verwickelung, können wir mit geeinter Kraft den Krieg gegen Frankreich nur vier oder fünf Jahre aushalten: ſo hege ich keinen Zweifel, daß wir dieſe Macht beugen. Denn Frankreich iſt wie eine große Maſchine. Zerbricht

[1]) Sylvius, t. III, b. 31, p. 61.

darin ein Rad: so steht das Ganze still. Will dagegen der Kaiser beharren in den zwei großen Kriegen, demnach die größte Last gegen Frankreich auf uns abwälzen: so ist das eine reine Unmöglichkeit. Ich sehe also unser Aller Untergang vor Augen." [1])

In derselben Weise wie der König Wilhelm III. zu dem Grafen Windischgrätz im Haag, redete auch Lord Paget in Wien zu dem Kaiser. Er reichte am 22. März eine Denkschrift ein, die an Schärfe, an Heftigkeit des Ingrimmes wider den König von Frankreich, alle bisherigen Kundgebungen überbot, ihn darstellte als den treulosesten und grausamsten Wütherich. Daher, schloß Paget, sei alle Kraft zu wenden zunächst wider diesen Einen. — Der Kaiser erwiederte, daß er die Seinigen in Ungarn und Siebenbürgen doch nicht opfern könne. Die Stände von Siebenbürgen hätten ihn um Schutz angerufen: sollte er dafür sie den Türken und dem Tököly preisgeben?

Auf jene Meldung des Grafen Windischgrätz erwiederte der Kaiser: „Die Nachrichten, die der König erhalten, daß der Abschluß eines Friedens mit den Türken nur an uns hafte, beruhen nicht auf genügender Kenntniß der Sachlage. Du kannst dem Könige versichern, daß wir nicht minder als er nach diesem Frieden Verlangen tragen, wenn derselbe auf billigmäßige Bedingungen geschlossen werden kann. Denn auch wir wissen sehr wohl, daß wir die doppelte Last auf die Dauer nicht zu tragen vermögen." [2])

In der That sprach die ganze Sachlage gegen die Möglichkeit eines Türkenfriedens. Die Gesinnung, welche der Großwesir Mustafa Köprili dem Holländer Colyer im April des Jahres zuvor kund gegeben, konnte sich durch den für die Türken günstigen Feldzug von 1690 nur noch befestigt haben. Und selbst, wenn noch ein Zweifel blieb, so ward er niedergeschlagen durch eine Entdeckung um einige Wochen später. Englische Kriegsschiffe hatten französische Briefe von Constantinopel her aufgefangen. Der Staats-Secretär Nottingham, der den König nach Holland begleitet, trat mit denselben zu dem kaiserlichen Botschafter. Es ergab sich daraus, daß während des Feldzuges von 1690 der Marquis Chateauneuf den Großwesir aufgefordert zu einem Vertrage, dem gemäß die eine Macht nicht ohne die Zustimmung der anderen sich auf einen Frieden einlassen dürfe. Die Pforte war darauf eingegangen, der Vertrag beiderseitig ratificirt. „Wir haben also, erwiederte Windischgrätz dem Engländer, hier den bündigen Beweis, daß es nicht an dem Kaiser haftet, mit den Türken zu einem Abschlusse zu kommen." Nottingham erkannte das an. [3])

Das Verhältniß Ludwigs XIV. zu der Pforte ward bestätigt von einer anderen Seite her. Der Erstere glaubte damals den gegen die Seemächte mißgestimmten König Carl XI. von Schweden für sich gewinnen zu können. Es gelang dem leitenden Minister der Republik der Niederlande, dem Rathspensionär Heinsius, durch seinen goldenen Schlüssel in Stockholm den Besitz des Schreibens zu erlangen, welches Ludwig XIV. zu diesem Zwecke an Carl XI. gerichtet. Es finden sich darin die Worte: „Wenn auch noch so viele Feinde sich gegen mich verbündet haben, so getraue ich mich dennoch, mit der Macht meines Königreiches die Sache glücklich hinauszuführen, es wäre denn, daß mit der Beihilfe des Königs von Polen die otto-

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 2. März. In den Anglicis des k. k. Archivs.
[2]) Kaiserliches Rescript vom 28. März.
[3]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. April.

manische Pforte, wie es fast den Anschein gewinnt, gezwungen würde zum Frieden mit dem Kaiser. In diesem Falle allerdings würde ich endlich unterliegen müssen." [1])

Das Schreiben deutete zur Genüge an, wie sehr Ludwig XIV. es sich angelegen sein lassen würde, an beiden Orten, in Constantinopel und in Warschau, durch das Aufgebot der ihm eigenen Mittel entgegen zu arbeiten. Demnach war geringe Aussicht, daß der Kaiser, wenigstens für das Jahr 1691, von dem Türkenkriege frei kommen werde.

Dennoch unterließ der Oranier nichts, was dazu führen könne. Er entsendete vom Haag aus einen besonders gewandten Unterhändler, den Ritter Hussay, über Wien nach Constantinopel. Wir bemerken dabei einen Unterschied gegen früher. Eine eigentliche Vermittelung, wie sie von Seiten der Republik Holland im Jahre 1688 angeboten wurde, hatte damals der Kaiser nicht angenommen, sondern nur die guten Dienste des Gesandten Hop. Bei der Entsendung von Hussay ward diese Verschiedenheit nicht wieder geltend gemacht. Obwohl der Kaiser bei dem Eifer des Oraniers für den Türkenfrieden nicht ohne Bedenken sein konnte: so war er doch durch den Wunsch nach diesem Frieden wie unmerklich zur Annahme der Vermittelung gekommen. [2])

* * *

Das Unglück der kaiserlichen Waffen im Jahre 1690 ward zu einem bedeutenden Theile dem Umstande beigemessen, daß weder von Seiten der Polen, noch des Großfürsten von Moskau, etwas gegen die Türken geschah, daß demnach die gesammte Macht der Tartaren für den Großwesir Mustafa Köprili zur Verwendung stand. Von Wien aus war daher das Streben dahin gerichtet, namentlich Polen wieder in Thätigkeit zu bringen. Leopold suchte, wie bereits berührt, die königliche Familie Sobieski enger an sich zu knüpfen durch den Plan der Heirath des Prinzen Jakob mit der Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, der Schwester der Kaiserin. Leopold dotirte die Braut.

Die Heirath ward angesehen als ein wichtiger Sieg der Sache der Verbündeten. Die Generalstaaten erinnerten in ihrem lebhaft abgefaßten Glückwunsche den König Johann Sobieski an seine That von 1683. Sie sprachen die Hoffnung aus, daß er nun, bei voller Eintracht mit dem Kaiser, neue Triumphe über die Türken erringen werde.

Allein Ludwig XIV. hatte in Warschau einen rastlos thätigen Agenten an dem Marquis Bethune. Wie Chateauneuf in Constantinopel schon früher den Türken verkündet, ward der Einfluß, den Ludwig XIV. durch Bethune auf das königliche Paar übte, durch jene Heirath nicht gebrochen. Dazu kam der innere Hader der Polen unter einander, indem eine starke Partei den Frieden mit den Türken begehrte. Es wurde zu weit führen, in diese polnischen Zustände einzugehen. Ein einziger Brief des Ministers Croissy an Bethune reicht aus, sie zu beleuchten. Der Letztere hatte gemeldet daß er, um seine Bemühungen mit Erfolg durchzuführen, 20.000 Thaler

[1]) Im Berichte des Grafen Windischgrätz, vom 29. Juni, aus dem Haag.

[2]) La prima d'ottener la pace, ha poi insensibilmente condotto la Corte alla mediazione d'Inghilterra, prima tenuta, alla fin consentita. So die Worte des venetian. Botschafters Venier, von 1692, p. 338.

baar bedürfe. Die Summe erschien derjenigen Qualität Ludwigs XIV., welche die Franzosen générosité benannten, zu gering. Er bewilligte noch 50.000 Thaler dazu, so jedoch, daß diese Summen ausreichen müßten für alle Geschenke, die Bethune zu machen habe, sei es, daß die Summe völlig dem Könige und der Königin von Polen gegeben werde, oder daß Bethune nöthig finde, einen Theil derselben zurück zu behalten für den Cardinal-Primas Radziejowski oder die polnischen Generale. [1])

Von allen diesen Dingen war man in Wien durch aufgefangene Briefe zwischen dem französischen Minister Croissy und Bethune unterrichtet. Der Graf Thun als kaiserlicher Gesandter in Warschau verlangte die Ausweisung des Marquis Bethune, wie einst des Marquis Vitry. Der polnische Hof nannte das Verlangen ungerecht, auffallend, unausführbar.

Diese Probe zur Kennzeichnung des politischen Jammers in dem unglücklichen Polen dürfte genügen. Das Gesammt-Verhalten Polens in dem ferneren Türkenkriege wird von dem Venetianer Venier im nächsten Jahre charakterisirt mit den Worten: „So lange es Franzosen am polnischen Hofe geben wird, ist ein Vertrauen in Wien auf Polen unmöglich. Auch das Band der Heirath hat darin wenig geändert. Der Verdacht, daß Polen mit der Absicht eines Sonderfriedens umgehe, wird in Wien so lange dauern wie der Krieg. Und wenn andererseits auch der König von Polen den Entschluß fände, seine Bundestreue zu bewähren: so hat er doch immer selbst in Sorge zu stehen vor den Magnaten seines Königreiches und ihren Entwürfen. Für diese verschiedenen Besorgnisse, dieses Mißtrauen gibt es keinen heilenden Balsam. Der Bund mit Polen hat seine Wirkung gethan in dem ersten Feldzuge vor Wien. Auch nachher hat Polen durch seine Diversion mehrmals die Tartaren abgehalten, und den Großfürsten von Moskau zu demselben Zwecke in die Allianz gezogen. Und darum ist der Bund mit Polen doch nicht völlig nutzlos." [2])

So die Auffassung des venetianischen Botschafters in Wien. Ihr entspricht diejenige des gleichnamigen Landsmannes, Pietro Venier, in Paris. Nachdem auch er gemeldet, in welcher Art Bethune durch die Königin, die das Uebergewicht habe, auf ihren Gemahl wirke, fährt er fort: „Die hauptsächliche Absicht der französischen Politik geht dahin im Reichstage Verwirrung anzurichten, die Magnaten unter einander zu entzweien, den Aufbruch der Armee ins Feld hinzuhalten, und, vor Allem, Polen von der Liga abzureißen." [3]) Hier jedoch fand Johann Sobieski den Anker, an welchem er festhielt. Von der Liga abzutreten, war nicht blos wider Ehre und Gewissen, sondern würde auch den höchsten erworbenen Ruhm seines Lebens, den Befreiungszug vor Wien, verdunkeln. Darum konnte man ihn nicht zu einem solchen Entschlusse bringen, sondern nur zum Schwanken, mit den Consequenzen desselben.

[1]) Der Minister Croissy an Bethune, 24. Mai 1691. Aufgefangenes Schreiben als Beilage zum Berichte des Grafen Windischgrätz, vom 3. Juli 1691: Les 50.000 Escus qu' Elle (Sa Majesté) veut bien payer après la fin de la campagne, doivent suffire pour toutes sortes de gratifications, soit qu'elles soient données entièrement au Roy et à la Reine de Pologne, soit que vous en retranchiez quelque chose en faveur du Cardinal Radziejowski ou des généraux.

[2]) Finalbericht des Venetianers H. Venier, von 1692, S. 334.

[3]) Bei Barozzi e Berchet: Francia, t. III, p. 556.

* * *

Wie Ludwig XIV. beflissen war, dem Kaiser die Bundesgenossen wider di Türken zu entziehen: so hielt Wilhelm III. fest an seinem Plan, im Interesse der großen Allianz den Kaiser von dem Türkenkriege los zu machen. Sein Botschafter, Ritter Hussay, traf im März in Wien ein.

Die Kaiserlichen hatten im Jahre zuvor dem türkischen Botschafter Sulfikar Effendi und seinem Gefolge die Heimkehr nicht verstattet. Er mußte sich von Komorn aus wieder in das Schloß Pottendorf begeben. Auf die Ankunft Hussays nöthigte man ihn, einen Courier nach Constantinopel abzusenden, um den äußersten Willen des Sultans zu erfahren. Die Antwort lautete: der Sultan, in engem Bündnisse mit dem Könige von Frankreich, vermöge nicht einen besonderen Frieden einzugehen. Deshalb sei die Absendung eines Botschafters zu solchem Zwecke eine verlorene Mühe. [1])

So wenig die Antwort verhieß, Hussay brach am 22. April von Wien auf. Bei seiner Ankunft in Constantinopel schienen dennoch die Dinge dort nicht ungünstig zu liegen. Eine starke Partei, die für den Prinzen Mustafa war, murrte wider den schweren Krieg, wider diejenigen, welche dem Sultan abgerathen, auf den dargebotenen Frieden einzugehen, wider den Großwesir, wider Tököly und Chateauneuf. Der Letztere habe verheißen, sagte man, daß die französische Macht den Kaiser vollauf im Westen beschäftigen werde. Statt dessen müsse man vernehmen, daß eine kaiserliche Armee in Ungarn errichtet werde, stärker als je zuvor. Besonders murrten die asiatischen Mannschaften in Constantiopel. Sultan Soliman II. fühlte sich in seiner Hauptstadt nicht sicher. Unter dem Vorwande, näher bei dem Heere zu sein, flüchtete er, im Juni, nach Adrianopel, mit ihm Chateauneuf. [2])

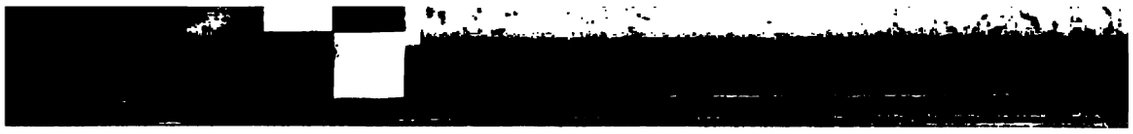
Dort jedoch starb Soliman II. nach einigen Tagen, am 22. Juni, söhnelos. „Er hinterließ, sagte man von ihm, keine andere Erinnerung als seinen Namen." [3]) Das türkische Heer begrüßte den jüngeren Bruder, Achmet, als Sultan. Auch er hatte, wie Soliman II., auf das Geheiß des ältesten der drei Brüder, Mohammeds IV., lange Jahre hinter dem Eisengitter zugebracht: war es zu erwarten, daß er mehr Kraft entwickeln würde als Soliman? — Obwohl der Friede des Reiches nach innen nicht gestört wurde, so wurden doch diejenigen Truppen, welche bereits die Save passirt hatten, zurückberufen, ganz Slavonien verlassen. Der neue Sultan kehrte nach Constantinopel zurück.

Dort erhielt der Botschafter Hussay Audienz. Es geschah in prächtigem Aufzuge, unter dem Jubel des Volkes. Der Sultan schien den Vorschlägen Hussays nicht abgeneigt. Dieser verfaßte einen Entwurf, und schickte den Grafen Marsigli damit nach Wien.

* * *

Inzwischen jedoch ruhten nicht die Waffen. Der Kaiser hatte das Aeußerste aufgeboten, um die herben Verluste des Jahres 1690 zu ersetzen. Der Appell an die Landtage der treuen Erbländer blieb nicht vergebens. Böhmen stellte 7500 Mann, Schlesien 5000, Mähren 2500, Nieder-Oesterreich 1000, Ober-Oesterreich 1178, Tyrol eben so viel, Steiermark, Kärnten, Krain zusammen 5644, Nieder-Ungarn 5000,

[1]) Sylvius, t. III, b. 31, p. 79.
[2]) Ebendaselbst, p. 101.
[3]) C. Contarini, t. II, p. 282.



Kroatien 8000. In Allem 37.000 Mann. Der Gesammtbetrag der kaiserlichen Truppen in Ungarn ward gerechnet auf reichlich 73.000 Mann. [1]) Dazu kamen einige Reichstruppen, namentlich 6000 Mann Brandenburger, für die der Kaiser 150.000 Thaler zahlte. [2])

Der Kaiser selbst rechnete die Zahl noch etwas höher. „Ich hoffe, schreibt er an Marco d'Aviano, in Ungarn zu haben 80.000 Mann. Rechne ich 20.000 für die Besatzungen, so bleiben 60.000 für die Feldarmee. Dazu das Corps in Siebenbürgen. Ich bin derselben Ansicht wie Ew. Hochwürden, daß der Markgraf von Baden in Ungarn verbleibe, Veterani in Siebenbürgen." [3])

Es war das dritte Jahr, daß der Markgraf den Oberbefehl in Ungarn führte. Er selber trug einiges Bedenken, seinen wohl erworbenen Ruf zu wagen, und nahm erst an, nachdem ihm ein Operationsheer von 45.000 Mann zugesichert war. Denn man wußte, daß auch von türkischer Seite mit Macht gerüstet wurde. Als die Dinge dort nach der Thronbesteigung des Sultans Achmet keinen Anlaß mehr zur Besorgniß boten, marschirte der Großwesir Mustafa Köprili wieder nach Westen vor. Darüber war man beiderseitig, ohne etwas Nachdrückliches zu unternehmen, tief in den Sommer hinein gekommen. Erst gegen die Mitte des Monats August standen die Armeen einander nahe.

Seit dem Jahre 1688 nahm Marco d'Aviano nicht mehr an den Feldzügen Antheil. Der sehnliche Wunsch des Kaisers in dieser Beziehung mußte verstummen vor zwei wichtigen Bedenken. Das eine war, daß zwischen dem Markgrafen Ludwig von Baden und Marco d'Aviano sich niemals ein so nahes Verhältniß angeknüpft hatte, wie früher zwischen diesem und sowohl dem Herzoge von Lothringen als dem Kurfürsten Max Emanuel. Das andere Bedenken war die wankende Gesundheit des Paters, der bereits in das siebente Jahrzehent seines Lebens eingetreten war. Allein auch in der stillen Abgeschiedenheit seiner Klosterzelle folgten seine Gedanken der Armee, und wie er in früheren Tagen so oft in Person seine Hand segnend über die Kämpfenden gebreitet hatte, so war er auch fortan auf den Wunsch des Kaisers immer bereit, von dem Altare seiner Klosterkirche aus im Geiste dasselbe zu thun. Tag und Stunde dafür wurden bestimmt. Dies Mal, 11 Uhr Morgens am 15. August, Mariae Himmelfahrt. Ein Tagesbefehl des Feldherrn that der Armee vorher die Stunde kund und forderte würdige Vorbereitung. Vor 11 Uhr Morgens am 15. August stand die gesammte kaiserliche Armee in Parade aufmarschirt. Auf das gegebene Zeichen der elften Stunde kniete sie nieder, um so den Segen des fernen Mönches zu empfangen. — Mit einem wahren Jubelrufe meldete es ihm dann die Kaiserin Eleonora, freilich mit Bezug auf die Ereignisse der folgenden Tage. [4])

Die Absicht der Heerführer auf beiden Seiten war zu schlagen. Der Großwesir hatte in seiner Umgebung französische Officiere, deren der König Ludwig XIV. ihm eine große Zahl gesendet hatte. Sie trieben an. Es gelang den Türken, am 18. August

[1]) Die Angaben bei Sylvius, t. III, b. 31, p. 47.

[2]) Pufendorf: res gestae Fr. III, lib. III, p. 248.

[3]) Der Kaiser an Marco d'Aviano, 31. December 1690: Speriamo d'haver nell'Ungaria 80 m. combattenti, che levando 20 m. per le guarnigioni, restano 60 m. per la campagna. In questo ho il pensiere di V. R., che nell' Ungaria resti il Prencipe di Baden, e nella T. il Veterani.

[4]) Schreiben der Kaiserin Eleonore an Marco d'Aviano, vom 26. August.

unfern von Salankemen, das kaiserliche Dragoner-Regiment Bucquoi fast aufzureiben. „Dadurch, meldet zwei Tage später der Markgraf dem Kaiser,[1]) ist dem Feinde der Muth so sehr gewachsen, daß er in eine völlige Verachtung dieser Armee gerathen, und sich daher unterstanden, zwischen Peterwardein und der kaiserlichen Armee unweit und im Angesichte derselben sich auf einem Berg zu lagern und zu verschanzen, in der Meinung uns nicht allein den Rückmarsch abzuschneiden, sondern, ihren Aussagen nach, alle auf einmal zu vertilgen. Welches sich aber durch die Gnade Gottes, zum Heile der Christenheit, am darauf folgenden Tage, dem 19. August, ganz anders gezeigt."

Auch nach ungarischen Berichten fühlte sich der Großwesir seiner Sache so gewiß, daß er beim Beginne des Treffens dem Tököly sagte: er gedenke ihm an diesem Tage nicht blos das Fürstenthum Siebenbürgen zu verschaffen, sondern auch das Königreich Ungarn.[2])

Die Kaiserlichen wagten, um 3 Uhr Nachmittags, den Sturm auf die Verschanzungen, und damit begann der bis dahin furchtbarste Kampf dieses Krieges. Ein Geschichtschreiber der Osmanen sagt: „Die Deutschen (d. h. die Kaiserlichen) fochten nicht in der Hoffnung zu siegen, sondern um nicht ungerochen zu sterben."[3]) Mehrere Stunden stand die Sache zweifelhaft. Der Markgraf, indem er vom Schlachtfelde aus den Prinzen Vaudemont, der wie ein Löwe gefochten habe, zur Berichterstattung an den Kaiser entsendet, fügt hinzu: „Ich berichte für dies Mal schriftlich nichts weiter als daß ich nicht glaube, daß in diesem Jahrhunderte ein schärferes und blutigeres Treffen vorgegangen; denn die Türken haben gefochten wie Verzweifelte, und mehr als eine Stunde lang, so zu sagen, den Sieg in Händen gehabt.[4])

Die Meldung des Feldherrn wird klarer beleuchtet durch die Angaben des venetianischen Historikers Contarini. „Der Ausgang dieser merkwürdigen Schlacht, sagt er, ist zum Verwundern; ja ich möchte geradezu sagen, es ist ein Wunder des göttlichen Schutzes. Denn das türkische Lager bestand aus 130.000 Mann, darunter 20.000 kriegsgeübte Janitscharen, wohl verschanzt, nach allen Seiten durch Geschütze gedeckt; die kaiserliche Armee dagegen betrug nicht über 60.000. Darum war es nicht vorherzusehen, daß der große Tag mit einem so völligen Siege der Kaiserlichen enden werde. Der Erfolg muß in besonderer Weise der unvergleichlichen Erfahrung und der trefflichen Führung des Markgrafen von Baden beigemessen werden."[5])

Nach der Meldung des Kaisers an Marco d'Aviano betrug der Verlust der Seinigen 6000 Mann, derjenige der Türken 12.000, namentlich Janitscharen. Andere Berichte verdoppeln diese Zahlen[6]) In jedem Falle war, wie der Markgraf von Baden in seinem Berichte sagt, die Schlacht von Salankemen nicht blos die bis dahin blutigste des großen Türkenkrieges, sondern des ganzen Jahrhunderts.

Der Wendepunkt der bis dahin unentschiedenen Schlacht war gewesen der Fall des Großwesirs Mustafa Köprili. Denn in Ermangelung der einheitlichen Leitung löste die türkische Armee sich auf in wilde Flucht. Das Lager mit dem gesammten

[1]) Röder, Bd. II, Urkunden S. 390.
[2]) Histoire des révolutions de Hongrie, liv. IV, p. 130.
[3]) Kantemir, Geschichte des osman. Reiches, S. 628.
[4]) Röder, Bd. II, Urkunden S. 386.
[5]) C. Contarini, t. II, p. 288.
[6]) A. a. O., p. 289: morti 12.000 Imperiali, 30.000 Turchi.

Geschütze, 158 Stück, mit allen Vorräthen fiel den Siegern zur Beute. Die kaiserlichen Officiere brachten nachher den Brandenburgern ihre besondere Anerkennung dar. Dem Berichte an den Kurfürsten Friedrich III. fügte der Kaiser eigenhändig die Worte hinzu: „Ich schreibe den hauptsächlichen Antheil an diesem Siege den Truppen Ew. L. zu, welche mit großer Tapferkeit gestritten, wofür ich Ew. L. mich für immer verpflichtet und dankbar halten werde.“ [1]) Der Kaiser schenkte dem Kurfürsten zwanzig der erbeuteten Geschütze. Die Hauptfahne der Türken übersendete er dem Papste.

So groß der Sieg, so brachte er doch nicht den weiteren Vortheil, Belgrad wieder zu gewinnen. Denn auch die kaiserliche Armee hatte schwer gelitten, und die weitere Thätigkeit derselben ward gelähmt durch die Last einer drückenden Hitze und der entsprechenden Krankheiten. Dazu war die türkische Armee noch immer stark genug die Vorbedingung eines Angriffes auf Belgrad, den Uebergang über den Savestrom, unausführbar zu machen.

* * *

Dagegen erschienen nun die Aussichten günstiger für den Frieden. Der Engländer Hussay und der Holländer Colyer verlangten in Adrianopel als die Grundlage des zu schließenden Friedens den Besitzstand, ferner die Anerkennung von England und Holland als vermittelnden Mächten. Der neue Großwesir bewies sich nicht abgeneigt. Es hieß, daß er sich auf den Weg nach Belgrad begeben werde, daß ihm der Graf Marsigli voraus eile, um dem Markgrafen von Baden die Nachricht zu bringen. Bereits ernannte der Kaiser seine Friedensbotschafter.

Dann jedoch kamen andere Nachrichten. Einige Raizen, obwohl im Dienste des Kaisers, hatten den in türkischer Kleidung reisenden Marsigli, weil sie ihn für einen Türken hielten, tödtlich verwundet. Schlimmer noch war die andere Nachricht: Hussay war nach kurzem Krankenlager gestorben. Sein Tod erfolgte für die französische Politik zu so gelegener Zeit, daß, wie gar oft in jenen Zeiten, sich das Gerücht der Vergiftung erhob. Eben dasselbe Loos, hieß es, habe man dem Holländer Colyer zu bereiten versucht; dieser jedoch habe durch seine kräftige Natur das Gift überwunden. [2]) Das Gerücht verdient Erwähnung, weil es als Gerücht eine geschichtliche Thatsache ist. Darüber hinaus reicht unsere Kunde nicht.

Jedoch auch Marco d'Aviano meldet über das Zusammen-Wirken der Franzosen mit den Türken im Allgemeinen die folgenden Worte: „Es sind mehrere besondere Vorfälle so abscheulicher Art zu meiner Kunde gekommen, daß bei dem bloßen Gedanken daran sich mir die Haare sträuben, wenn man sieht, daß Christen handeln wie Dämonen der Hölle und schlimmer noch. [3]) Ich muß Ew. K. Majestät jedoch sagen, was Sie vielleicht schon wissen, nämlich, daß das Gerücht geht: der Türke werde niemals mit Ew. K. Majestät Frieden schließen als mit Zuthun und auf die Erlaubniß von Frankreich. Die Thatsachen sprechen für die Wahrheit.“

Der Kaiser Leopold geht in seiner Antwort auf Einzelnheiten nicht ein. Er berichtet den Hergang allgemein, am 4. November mit den Worten: „In Betreff

[1]) Eine Reihe der betreffenden Schreiben bei Sylvius, t. III, b. 31, p. 127.

[2]) Sylvius, t. III, b. 31, p. 146.

[3]) Schreiben vom 6. September: Molti particulari accidenti io so tanto detestabili, che al solo imaginarmili mi s'ariciano li capelli nel vedere far li Christiani quello fanno li demoni dell'inferno, e peggio.

des Friedens waren die Türken anfangs wohl geneigt. Nunmehr jedoch scheinen sie zurückzuweichen, und es tritt als wahr zu Tage, was Ew. Hochwürden sagten, daß gewisse Christen, welche diesen Namen nicht verdienen, der Christenheit diesen großen Nachtheil zufügen.[1] Ich werde in dieser wichtigen Angelegenheit immer mit großer Behutsamkeit vorgehen, und Sorge tragen, daß der Friede sicher, ehrenhaft und so weit dies möglich, auch vortheilhaft sei."

Der König Wilhelm III. von England ließ jedoch in seinen Bemühungen nicht nach. Am 7. November erhielt er die Nachricht vom Tode des Hussay. Ein Ersatz erschien ihm dringend nothwendig. Während er über die Wahl noch schwankte, trat ihm der Ritter Harbord entgegen mit dem freiwilligen Erbieten. Er kannte die Türken; denn er war in Constantinopel gewesen. Seine Gesinnung für den Kaiser war nach Wunsch; denn er hatte als Freiwilliger Theil genommen an dem glücklichen Sturme auf Buda, am 2. September 1686. Er versprach binnen acht Tagen reisefertig zu sein. Der König Wilhelm III. ernannte ihn sofort zum Friedensbotschafter.[2]

Es war demnach auch nicht Ein Tag verloren. Und doch war, was die Schnelligkeit anbetraf, der Wetteifer mit Frankreich immer sehr schwer. Bereits vorher war ein Bote von Paris auf dem Wege nach Constantinopel, mit vier Millionen baar in der Hand.[3]

* * *

Unterdessen war, im Laufe des Jahres 1691, ein Wechsel auf dem päpstlichen Stuhle eingetreten. Alexander VIII. hatte bereits im Januar geendet; aber die Neuwahl verzog sich bis zum Juli. Alexander VIII. hatte als das Haupt der Kirche mit gleichem Nachdrucke wie Innocenz XI. von dem Könige von Frankreich die Zurücknahme der gallicanischen Artikel gefordert, und noch im Sterben ausdrücklich diese Forderung erneuert: die Kraft von Innocenz XI. in Betreff der Stellung zu dem Türkenkriege hatte nicht auf ihm geruht. Der Kaiser hoffte sie bei Innocenz XII. zu finden. Sein Botschafter, der Fürst Liechtenstein, und der Cardinal Goes, traten vor den neuen Papst, um ihm zu eröffnen, daß der Kaiser den Frieden mit den Türken suche. Der Papst mißbilligte nicht. Einstweilen jedoch, sagten sie, laste der Krieg schwer: der Papst möge daher eine Beisteuer bewilligen. Innocenz XII. erwiederte: er habe die päpstliche Schatzkammer leer vorgefunden. Um jedoch seinen guten Willen zu bezeugen, wolle er 75.000 Kronen zahlen.

Einige Tage nach jener Zusage von 75.000 Kronen für den Kaiser zum Türkenkriege bewilligte Innocenz XII. für den Unterhalt des Königs Jakob II. 30.000 Kronen. Wir sehen also darin den Papst Innocenz XII. das Beispiel seines Vorgängers Alexander VIII. nachahmen, wenn auch nicht so völlig. Und von daher erwächst uns die Pflicht, dies Verhältniß wie bei Alexander VIII., so auch bei Innocenz XII. wieder ins Auge zu fassen.

[1] Quello che poi concerne alla pace, li Turchi erano assai ben disposti; hora però parano retrocedere, e si vede ben chiaro esser vero quello che V. R. disse, che certi Christiani, che non meritano quello nome, fanno si grande danno a tutta la Christianità.

[2] Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 19. November.

[3] Sylvius, t. III, b. 32, p. 146.

Unvermeidlich kam die Wechselwirkung zwischen den beiden Acten der Beisteuer des Papstes Innocenz XII., einerseits für den Kaiser zum Türkenkriege, andererseits für den Unterhalt des Königs Jakob, der französischen Fiction zu gute, daß Jakob II. um der katholischen Religion willen seine Krone verloren habe. Wir haben gesehen, wie es darum stand. Aber es ist merkwürdig, zu beobachten, welche verschiedene Factoren mitwirkten, daß diese französische Fiction mehr und mehr den Schein einer geschichtlichen Thatsache gewann.

Indem daher der Papst Innocenz XII. seine Unparteilichkeit in dem Streite der weltlichen Mächte darthun wollte, gerieth er, wie es seinem Vorgänger Alexander VIII. geschehen, unvermeidlich in die Gefahr der Parteilichkeit.

Er that bald darauf einen anderen Schritt, der diese Gefahr noch steigerte.

Er erließ, am 8. December, an den Kaiser und die Könige von Spanien und Frankreich, mit dem Angebote seiner Vermittelung, eine eindringliche Mahnung zum Frieden. Der Kaiser charakterisirt diese Bemühung kurz mit den Worten: „Unser guter Papst hat sich völlig verwickelt in den Wunsch des Friedens. Er denkt an nichts Anderes, und denkt dabei nicht an die Gefahr für die Christenheit, wo doch so verschiedene Verhältnisse in Betracht kommen sollten." [1])

Die Mahnung des Papstes legt in ergreifender Weise die schmerzlichen Leiden der Völker dar. Sie bittet und fleht den Kaiser und die Könige, denselben ein Ende zu machen. Allein sie weist nur hin auf dieses Ziel, gibt nicht den Weg an, auf welchem dahin zu gelangen, unterläßt jede Erörterung der Frage, wie es dahin gekommen und von wem die Friedensstörung ausgegangen. [2])

Eben darum hob die Antwort des Kaisers, vom 20. Januar 1692, mit scharfem Nachdrucke diesen Ursprung hervor, und zeichnet dadurch die ganze Sachlage. Innocenz XII. war früher als Nuntius Pignatelli in Wien gewesen. Die Antwort des Kaisers deutet darauf hin. „Ew. Heiligkeit wissen aus eigener Kenntniß und Erfahrung, daß uns nichts schmerzlicher ist als der Krieg. Die Christenheit beseufzt und die Nachwelt wird es verwünschen, daß der allerchristliche König unseren vollen Siegeslauf gegen die Türken gerade dann unterbrochen, als wir im Vertrauen auf die kurz zuvor mit ihm erneuten Verträge allzu sorglos waren, und daß er dann alles mit Raub, Brand und Mord erfüllt, bevor er uns den Krieg nur angesagt. Denn er hat lieber alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen treten wollen, als die günstige Gelegenheit ungenutzt lassen, seine Grenzen am Rheine zu erweitern. Darum haben wir, kraft der Pflicht unseres kaiserlichen Amtes, wider das ehrenrührige Zusammenhalten des allerchristlichsten Königs mit dem Erbfeinde des christlichen Namens, uns vereinigt mit Freunden und Bundesgenossen zur Abwehr wider die ungerechte Gewalt. Das Fundament dieses Bündnisses ist die Gemeinsamkeit des Handelns. Sie wie wir sind geneigt zum Frieden, aber zum Frieden auf Grund der Herstellung der Verträge, die der König von Frankreich gebrochen hat. An ihn also als den Urheber des Krieges wollen Ew. Heiligkeit die Mahnung zum Frieden richten, nämlich zu der Bereitwilligkeit, die Verträge herzustellen. Vermögen

[1]) Der Kaiser an Marco d'Aviano, 24. Februar: Il nostro buon Pontefice è tutto imbrogliato col desiderare questa pace, che non pensa ad altro se non a quella, e non pensa al pericolo della Christianità, essendo intavolate cose assai improprie.

[2]) Die drei Schreiben bei Lünig: Sylloge negotiorum publicorum. p. 1182.

Ew. Heiligkeit dies zu erlangen, so werden wir alles aufbieten, um auch unsere Bundesgenossen zu bewegen, einzugehen auf die Vermittelung Ew. Heiligkeit."

Ungleich schärfer lautet die Erwiderung des Königs Carl II. von Spanien auf die Mahnung des Papstes. Sie schließt mit den Worten: „Demgemäß, heiliger Vater, gibt es keinen anderen Weg zu einem festen Frieden als denjenigen des Beharrens im Kriege, welcher nothwendig ist nicht blos für die allgemeine Sicherheit, sondern selbst auch für Ew. Heiligkeit, für die Autorität des römischen Stuhles, für die Freiheit der Kirche. Wir hoffen, daß Ew. Heiligkeit, in der Erkenntniß dessen, fortfahren werden, dem Kaiser Beihilfe darzubringen zum Schutze der Christenheit wider die Türken."

Innocenz XII. dagegen hatte durch seine Mahnung an Alle katholische Häupter seine politische Unparteilichkeit zu wahren gesucht. Ihm mochte es nicht so klar wie dem Kaiser und dem Könige von Spanien einleuchten, daß das Unrecht nur auf Seiten Ludwigs XIV. lag. Innocenz XI. hatte seiner Zeit die Anklage Ludwigs XIV., daß er sich durch die ligue d'Augsbourg von 1686 bedroht fühle, nach Gebühr zurückgewiesen. Aber Ludwig XIV. ließ seitdem die Fiction dieser einstigen Bedrohung unabläßig wiederholen, ließ dieses wirkungslose Defensiv-Bündniß von 1686 als die treibende Wurzel aller Ereignisse von 1688 darstellen, namentlich der Umwälzung in England. Die beständige Wiederholung einer Lüge hat immer einigen Erfolg, zumal wenn der Schein für sie spricht. Denn zu Gunsten Ludwigs XIV. schien ja doch die vermeintliche Vertreibung des Hauses Stuart aus England zu sprechen, der Schutz und die glänzende Gastfreundschaft, die dasselbe in St. Germain erfuhr. Das Geheimniß, welches Ludwig XIV. unter das Blendwerk dieser Gastfreundschaft verhüllte, nämlich daß jenes thörichte Königshaus gerade durch die Arglist des vermeinten Freundes ins Verderben gelockt war, wurde damals, außer jenem Könige selbst und seinen betheiligten Dienern, vielleicht von Niemandem völlig durchschaut. Der Schein sprach gegen diese Wahrheit, und begünstigte vielmehr die Fiction der beiden Könige, Ludwigs XIV. und Jakobs II., daß der Letztere um seiner Religion willen seine Krone verloren habe.

Und darum versuchte sogar Ludwig XIV. wieder das bei den Päpsten Innocenz XI. und Alexander VIII. mißlungene Spiel, seine Sache wider die große Allianz für diejenige der katholischen Religion auszugeben und die Predigt des Religionskrieges zu verlangen. Er ließ zu diesem Zwecke vor dem Papste furchtbare Anklagen wider das Haus Habsburg erheben. Danach hatte dieses Haus den König Jakob II. vom Throne gestürzt, und zwar wegen der katholischen Religion. Der französische Gesandte Rebenac verstieg sich vor dem Papste zu den Worten:[1]) „Das Haus Oesterreich opfert alles seiner Herrschsucht auf. Diese Herrschsucht ist so verzehrend, daß sie dem Interesse des Erbfeindes des christlichen Namens den Frieden der Christenheit zum Opfer bringt. Im Jahre 1688 hatte das Haus Oesterreich die begründete Hoffnung, die türkische Herrschaft in Europa zu vernichten. Es ließ diese Hoffnung fahren, zu dem Zwecke, um desto stärkere Kraft anzuwenden zur Ausrottung der Katholiken in England, zur Stütze dagegen der Calvinisten. Es suchte die Protestanten aufrecht zu halten zu einer Zeit, in welcher der allerchristlichste König durch viele Mittel ihren Untergang unvermeidlich gemacht hatte."

[1]) Die Rede bei Sylvius, t. IV, b. 32, p. 63.

Daß Ludwig XIV. durch derartige ungeheuerliche Reden manche französische Bischöfe getäuscht hat, liegt in den Huldigungen vor, die sie ihm als dem Beschützer der katholischen Religion darbrachten. Dem Papste Innocenz XII. gegenüber durfte er eine solche Hoffnung nicht hegen. Denn Innocenz XII. war über die Haltung des Kaisers in diesen Angelegenheiten genauer unterrichtet. Und zwar haben wir, gegenüber jenen furchtbaren Anklagen des Königs von Frankreich, darauf noch etwas weiter einzugehen.

* * *

Seit einer Reihe von Jahren verfolgte der Kaiser den Plan, Ungarn innerlich zu beruhigen durch eine kirchliche Reunion, nicht wie Ludwig XIV., auf dem Wege der Gewalt, sondern demjenigen des Vertrages und der gütlichen Uebereinkunft. Die Protestanten in Ungarn hatten nicht ein selbständiges Bekenntniß geschaffen, sondern theils die augsburgische, theils die helvetische Confession angenommen. Wenn demnach für die Anhänger dieser Confessionen eine Basis zur Reunion mit der Kirche sich finden ließ, so galt sie, wie für die Protestanten im Reiche, so auch für diejenigen in Ungarn. Die Unterhandlungen darüber, einerseits mit deutschen protestantischen Fürsten und ihren Theologen, andererseits mit ungarischen Gemeinden und ihren Vertretern, führte, schon zu den Zeiten des Papstes Innocenz XI. und mit seinem Beifalle, der Bischof Spinola von Wiener-Neustadt, so jedoch, daß die Sache geheim gehalten wurde. Im Jahre 1691 beschloß der Kaiser, mit der Zustimmung des Papstes Innocenz XII., offen mit diesem Plane hervorzutreten. Spinola war willig wie zuvor. Der Palatin Paul Esterhazy und der Primas Paul Szecheny versprachen ihre eifrige Mitwirkung. Spinola setzte selber seine Vollmacht auf, die der Kaiser genehmigte.

Es würde zu weit führen, in die Einzelnheiten dieser Angelegenheit einzugehen.[1] Es kommt hier nur darauf an zu charakterisiren, wie damals viele Ungarn die Bemühungen Spinolas aufnahmen. Die Vertreter der evangelischen Gemeinde in Preßburg erwiederten ihm: „Wir nehmen die Kunde der Absicht E. B. G. für die Wiedervereinigung der Religion und die Herstellung des kirchlichen Friedens aufrichtig entgegen, und beten aus tiefster Seele zu Gott, daß er Ihre Bemühungen gnädig segnen und hinausführen wolle zur Ehre seines Namens und zum Wachsthume seiner Kirche."

Die ganze Sache thut dar, daß von Seiten des Kaisers Leopold den Ungarn in dieser Beziehung eine wohlwollende Gesinnung entgegen getragen, daß diese Gesinnung von ungarischer Seite als solche anerkannt wurde.

Von dem Boden dieser Thatsachen aus redete der Kaiser zu seinen protestantischen Bundesgenossen, dem Könige von England und den Generalstaaten. Im September 1691 erließ er an seinen Gesandten dort, den Grafen Windischgrätz, die folgende Weisung.

„Wir sehen mit besonderer Zufriedenheit die Fortschritte des Königs Wilhelm III. in England, und wünschen deshalb nichts so sehr wie die vollkommene innerliche Beruhigung seiner Königreiche und Länder, demgemäß ihm eine beständige glückliche

[1] Die Sache kommt, je nach der Zeit, ausführlicher zur Sprache in meinem Werke: Der Fall des Hauses Stuart u. s. w. Die hier in Rede stehende Stelle in Bd. VI, S. 15 u. f.

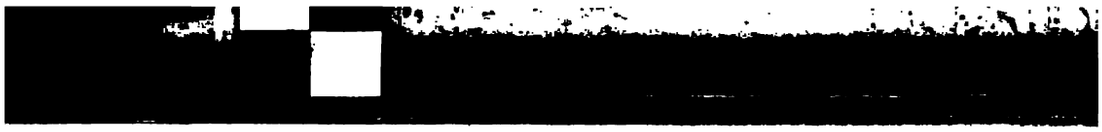
Regierung. Daneben jedoch leben wir zu S. L. der gänzlichen Zuversicht, daß, eben so wie in unserem Erbkönigreiche Ungarn die Nicht-Katholiken unter unserem Schutze ihre Religion ganz unangefochten in öffentlichen Kirchen üben und fortführen, eben so auch der König die Katholiken in seinen Königreichen unseretwegen in etwas schützen, nicht unmilde gegen sie verfahren, nicht eine Verfolgung gestatten werde. Denn dessen hat ja der König beim Beginne seiner Regierung uns vielfältig versichern lassen."

Die Antwort des Grafen Windischgrätz betraf zunächst die Republik. Er meldet, daß, mit Ausnahme des Gebrauches der Glocken, die katholische Religion dort eine solche Freiheit genieße, daß man keine Ursache habe zur Klage, sondern nur zur Freude. — Schwieriger war die Sache in England. Der König konnte dort den Katholiken nicht die Freiheit geben, wie der Kaiser den Protestanten in Ungarn, weil ihm die furchtbaren Strafgesetze entgegen standen, die der König aus eigener Macht nicht aufheben durfte. „Aber der König, meldet Windischgrätz, hat sich nicht blos einmal, sondern oft gegen mich erklärt, daß er den Katholiken mehr Freiheit gestatten wolle als die Gesetze erlauben. Er für seine Person werde die Religion nie verfolgen, sondern den Katholiken je und allewege alles Gute gönnen." Wilhelm III. selber meldete in Anlaß dieser Anfragen dem Kaiser: „Es soll den Katholiken gleich wie unseren anderen Unterthanen frei stehen, unter unserer königlichen Autorität und dem Schutze der Gesetze, frei und unangetastet aller Güter des Lebens sich zu erfreuen, so lange sie uns Treue und Gehorsam in hergebrachter Weise geloben und halten. Das ist unser wohl überlegter Entschluß. Daß derselbe von Allen, welche unseren Befehlen unterstehen, ausgeführt werden soll, so weit die Gesetze des Königreiches es gestatten, davon dürfen Ew. K. Majestät, gemäß Ihrer wohlwollenden Gesinnung für uns, sich überzeugt halten."

Demnach ließ Wilhelm III. die furchtbaren englischen Gesetze gegen die Katholiken, die er nicht geschaffen, sondern vorgefunden — so weit es von ihm abhing, nicht zur Anwendung kommen.

Es bedarf nicht des Nachweises, daß der Kaiser von seinem eigenen Verhalten wie von demjenigen des Königs von England nach Rom Kunde gegeben, daß also der Papst Innocenz XII., eben so wie seine Vorgänger Innocenz XI. und Alexander VIII., über den wirklichen Stand der Dinge sowohl unter dem Kaiser wie unter Wilhelm III., sich ein eigenes Urtheil zu bilden vermochte, und demgemäß die Unwahrheit in den Anklagen der beiden Könige in Versailles und St. Germain wider ihre Gegner durchschaute.

Allein das alles übte auf Innocenz XII. nicht die volle Wirkung wie einst auf Innocenz XI. Wir sehen auch ferner Innocenz XII. in den Hauptzügen sich verhalten wie Alexander VIII., fest und unerschütterlich gegenüber den Uebergriffen des Königs von Frankreich in das Recht und die Freiheit der Kirche, politisch dagegen, in dem Streben nach Unparteilichkeit, nicht entschieden für den Kaiser, der doch, wie es namentlich jene Antwort des Königs von Spanien aussprach, nicht blos gegenüber den Türken für das Recht und die Freiheit der Kirche mit den Waffen eintrat. Und eben aus derselben Besorgniß, den Schein der Parteilichkeit auf sich zu laden, wagte Innocenz XII. nicht, den Kaiser im Türkenkriege so zu unterstützen, wie es der König von Spanien in jener Antwort mit Nachdruck verlangte, und wie es den Voraus-



setzungen der heiligen Liga vom 5. März 1684 entsprach. Denn die Urkunde dieses Bundes nannte ja den Papst Innocenz XI. nicht blos für seine Person als den Protector und Bürgen, sondern ihn und seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle. Indem aber Innocenz XII., eben so wie sein nächster Vorgänger Alexander VIII., nicht mit vollem Nachdrucke eintrat für die große Aufgabe, die ihr Vorgänger Innocenz XI. als Nachfolger Gregors VII. sich und dem Papstthume gestellt, nämlich der Befreiung der Christen in Osteuropa von der Herrschaft der Türken, war es unvermeidlich, daß in dieser Richtung das Papstthum unter Alexander VIII. und Innocenz XII. bei den Völkern Westeuropas, bei Protestanten wie bei Katholiken, dasselbe Ansehen und dieselbe Autorität, wie einst unter Innocenz XI., nicht behaupten konnte.

Das Jahr 1692.

In den letzten Wochen des Jahres 1691 verlautete aus Constantinopel nach Westen hin vielfach die Kunde, daß die Friedensneigung des osmanischen Hofes schwinde, daß für den nächsten Feldzug mit aller Kraft gerüstet werde. „Das Gold der Franzosen, meldet der Rathspensionär Heinsius, am 6. November, dem Könige Wilhelm III., trägt bereits seine Früchte." Im Januar 1692 war es zweifellos, daß man auf den Frieden nicht mehr hoffen durfte. Der Kaiser berief die Landtage seiner Erbländer. Demjenigen von Nieder-Oesterreich legte der Graf Stratmann als Hofkanzler den Stand der Dinge dar. Er berichtete, daß die Türken nach ihrer Niederlage bei Salankemen bereit gewesen seien, Frieden zu schließen auf Grund der Anerkennung des Besitzstandes, daß dann jedoch die französische Arglist abermals den Frieden vereitelt habe. Er verlangte daher neue Hilfe. — Dann redete der Kaiser Leopold selber zu den Ständen. „Seine beredten und kräftigen Worte, meldet der Holländer Heemskerk aus Wien, waren der Ausdruck seines väterlichen Eifers und seiner Liebe für seine Völker." Im Namen der Stände von Nieder-Oesterreich sprach der Graf von Abensberg und Traun die Bereitwilligkeit aus.[1])

Die Willigkeit der Völker für den Kaiser war da; allein die alten Uebelstände in der Verwaltung der Mittel waren nicht gehoben. Namentlich im Laufe des Jahres 1691 hatte Marco d'Aviano den Kaiser in der nachdrücklichsten Weise daran gemahnt und hervorgehoben, daß der Kaiser nicht die volle Wahrheit erfahre. „Wenn Ew. K. Majestät, sagt er, die Unglücksfälle der vergangenen Jahre scharf ins Auge fassen, so werden Sie jedes Mal finden, daß sie die Folge waren der Sorglosigkeit, der Unehrlichkeit, der Unwahrhaftigkeit."[2]) Und diese drei schlimmen Eigenschaften erblickt Marco d'Aviano an vielen Orten. Nur nennt er keinen Namen. Aber noch vor einer vierten und schlimmeren Gefahr glaubt Marco d'Aviano warnen zu müssen, vor dem Verrathe. Mit dem Hinweise auf Mons im Hennegau, auf Nizza und Villafranca in Savoyen, welche Plätze damals vermittelst der Wirkung des französischen Goldes fielen, bittet er den Kaiser, den Festungs-Commandanten nachdrücklich einzuschärfen, daß sie sorgfältig über die Munition wachen. „Denn in unserer Zeit, sagt er, meint ja die List der menschlichen Bosheit sich in anderer Weise der

[1]) Sylvius, t. IV, b. 33, p. 15.

[2]) Schreiben vom 8. Mai 1691.

bisher uneinnehmbaren Plätze bemächtigen zu dürfen als durch das Opfer von Blut: es genügt ein Feuerfunke." [1]) Die Worte deuten an, daß Marco d'Aviano festhielt an dem Verdachte, auch Belgrad sei im Jahre 1690 dadurch verloren gegangen.

Die beständige Mahnung von Marco d'Aviano war, daß im Mai das Heer marschfertig sein müsse. Mit besonderem Nachdrucke erneute er diese Mahnung zum Beginne des Jahres 1692. „Wenn dies geschieht, schrieb er, sage ich Ew. K. Majestät Vortheile voraus über alles Erwarten." [2]) „Aber ich fürchte, setzt er dann hinzu, daß dies nicht geschehen wird, nicht von Seiten Ew. K. Majestät, sondern derjenigen, die ihre Pflicht nicht erfüllen, und die dann Entschuldigungen zu erfinden wissen, wann keine Abhilfe mehr möglich. Ew. K. Majestät werden sich selber, Ihrem Erzhause und der gesammten Christenheit eine große Wohlthat erweisen, wenn Sie ein absolutes und unabänderliches: So will ich — sprechen. Dadurch werden Sie bewirken, daß dasjenige erfolgt, was in so vielen Jahren, während deren ich es eingeschärft, nicht erfolgt ist. Möge Gott geben, daß es so geschehe!" [3])

Die vorstehenden Worte Marco d'Avianos dürfen als die gewichtigsten betrachtet werden, die er jemals an den Kaiser Leopold gerichtet. In ihnen liegt ein erhebliches Stück der Geschichte jener Zeit. Aber das kurze: Ich will — das dem Zeitgenossen des Kaisers, dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich so leicht über die Zunge glitt, entsprach nicht der Weise des Kaisers Leopold. Er aus sich selber fand nicht dieses Wort.

Andererseits aber war der Kaiser weit entfernt, die Mahnung des ihm so treu ergebenen Mannes übel aufzunehmen. Im Januar kündigte Marco d'Aviano den Entschluß seines Besuches in Wien an, zwischen Ostern und Pfingsten, um, wie er sagte: „Ew. K. Majestät noch einmal zu sehen, bevor ich sterbe." [4]) Die Antwort war die dringende Bitte des Kaisers, seine Gesundheit wohl in Acht zu nehmen, „damit wir Alle die Freude haben können, unseren lieben Pater Marco zu sehen." [5]) Im Anfange Mai traf der Pater in Wien ein. Der Kaiser, der sich mit der Familie in Laxenburg befand, schrieb von da aus nach Wien ihm entgegen: „Ich erwarte Ew. Hochwürden mit Ungeduld, und gewiß habe ich viel mit Ihnen zu reden und Ihre väterlichen Rathschläge und Mahnungen mir zu nutze zu machen." [6])

* * *

So bereitwillig die Landtage der Erbländer den Wünschen des Kaisers für die Ergänzung der Armee im Jahre 1692 entgegen kamen: so fehlten derselben die sechs-

[1]) V. M. C. prenda buona guardia sopra li domestici che facilmente si lasciano corrompere dall' oro, onde inculchi con premura particulare vigilanze alli commandanti delle fortezze, massime in guardia delle munizioni, mentre hora si crede la finezza della malizia humana d'impadronirsi delle piazze per altro inespugnabili senza sangue, ma qualche scintilla di fuoco.

[2]) Schreiben vom 28. Januar.

[3]) V. M. C. farà un gran bene a se stessa, all' Augustissima Casa et a tutta la Christianità, quando con un assoluto et immutabile cosi voglio farà, che sortisca quello mai è sortito in tanti anni, dove io ho sempre inculcato. Faci Dio cosi sii!

[4]) Per vederla un' altra volta prima della mia morte.

[5]) 24. Februar: Prego divotamente V. R. ad assisterci con le sue orazioni et a conservarsi, accio possiamo tutti havere la consolazione di vedere il nostro caro Padre Marco.

[6]) Attendo V. R. con impazienza e certo havrò molto da parlarli et io molto d' approfittarmi dalli paterni consigli et avvertimenti di V. R.

tausend Mann Brandenburger, deren Leistungen bei Salankemen im Jahre zuvor sich die allgemeine Anerkennung erworben hatten. Die Geldforderungen, die der Kurfürst Friedrich III. für dieselben erhob, waren dem Kaiser unerschwinglich. Der Kurfürst rief die Truppen zurück.

Dagegen fand sich ein Ersatz. Der Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg in Hannover erbot sich mit der gleichen Zahl dafür einzutreten. Er verlangte dafür kein Geld. Er wollte die Mannschaft für zwei Jahre auf eigene Kosten stellen. Er erbot sich darüber hinaus noch eine halbe Million Thaler für den Türkenkrieg zu zahlen. Aber dafür verlangte er eine Ehre: die Verleihung einer Kurwürde des Reiches, also der neunten.

Auch in diesem Falle forderte der Kaiser, wie bei der großen Allianz von 1689, Gutachten von Theologen ein. Die Antworten lauteten dahin, daß es nicht allein nicht wider das Gewissen des Kaisers sei, für das Wohl der gesammten Christenheit und gegen die Erlangung einer so stattlichen Hilfe, einzugehen in die Bedingung, dafür die neunte Kurwürde zu verleihen, sondern daß vielmehr der Kaiser im Gewissen verflichtet sei, sich dieser Hilfe zu bedienen.

Die Mehrheit der Minister in der Conferenz kam aus politischen Gründen zu demselben Ergebnisse, zumal da die Nachrichten über die Rüstungen der Türken sich täglich steigerten. Man verkannte dagegen nicht die Schwierigkeiten, welche der Anerkennung der neuen Kurwürde bei den Ständen des Reiches entgegen stehen würden. In der That hat sich dann die volle Anerkennung von Seiten des gesammten Reiches noch sechzehn Jahre hingezogen.

Der Kaiser und der Herzog dagegen blieben nicht stehen bei dem einmaligen Vertrage über die Kurwürde. Am selben Tage, dem 22. März, ward noch ein anderer Vertrag gezeichnet, derjenige der ewigen Union, das ist, des immer währenden Bündnisses der Häuser Habsburg und Braunschweig-Lüneburg der jüngeren Linie. Der Kaiser und der Herzog verpflichten sich darin beiderseitig, für sich und für ihre Nachkommen, immer für Einen Mann zu stehen, das gegenseitige Beste zu suchen, vor Schaden zu warnen und denselben abzuwenden. [1])

Am 23. Mai nahm der Graf Breuner im Namen des Kaisers die sechstausend Mann bei Northeim in Empfang. „Ich habe, meldet er dem Kaiser, an dieser vortrefflichen Mannschaft nicht eine einzige Ausstellung zu machen gewußt."

* * *

Die Besorgnisse, mit welchen man von Wien aus den ungeheueren Rüstungen der Türken für den Feldzug von 1692 entgegen schaute, gingen nicht in Erfüllung, weil in Constantinopel ein abermaliger Wechsel im Amte des Großwesirs eintrat. Die Folge war, daß bis tief in den Sommer hinein die türkische Armee der einheitlichen Leitung entbehrte.

Im Juni capitulirte das lange belagerte Großwardein vor den kaiserlichen Waffen. Es war ein wichtiger Erfolg; aber es blieb der einzige. Und doch lagen die Dinge günstig. In der ersten Hälfte des Sommers standen kaum 40.000 Türken im Felde. Dem kaiserlichen Heere dagegen zogen außer jenen 6000 Mann von Hannover noch 3000 von Münster zu, 3000 Bayern, 2000 Irländer, die der König

[1]) Man vergl. Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. VI, S. 46 u. f.

Wilhelm III. überwiesen. Die Kaiserlichen waren den Türken überlegen, nicht blos, wie bisher, an Kriegesrüstung, sondern auch, was bis dahin nie geschehen, an Zahl. Und dennoch ward die Gelegenheit nicht benutzt. Der Feldzug ging thatlos vorüber. Es hieß, daß die Türken den Mohammed priesen, welcher die Christen mit Blindheit schlage, daß diese, welche den Krieg vor der Thüre, den Stromlauf der Donau zu ihren Gunsten hätten, fast langsamer zur Stelle erschienen, als die Kriegesvölker, welche von Asien und Afrika her zuvor die weiten Länderstrecken zu durchmessen hätten. [1])

So erschien die Sache vielen, auch wohlwollenden Beobachtern. Sie vergaßen, daß die kaiserliche Armee geführt wurde von demselben Ludwig von Baden, der mehr als einmal mit viel geringerer Macht den Sieg über die Türken davon getragen. An ihm hätte es sicherlich auch dies Mal nicht gefehlt. Wir haben uns daher für dies Verhalten an kundiger Stelle umzusehen.

„Man hat beobachtet, meldet der venetianische Botschafter Venier dem Senate, daß der Kaiser in diesem Feldzuge nicht seiner natürlichen Neigung folgte. Bisher pflegte er, entschiedener als sein Hofkriegsrath, durch geheime Weisungen den Markgrafen Ludwig anzufeuern, etwas zu wagen, Angriffe zu unternehmen. Dies Mal hat der Kaiser seine Erwägungen denen des Hofkriegsrathes anbequemt, hat er gehandelt gemäß den Grundsätzen besonderer Vorsicht. Ungeachtet der Markgraf 50.000 Mann kampfesbereit und die gute Donauflotte zur Verfügung hatte, hielt er sich lieber in der Defensive, um die gemachten Eroberungen zu bewahren, als um neue zu erlangen. Denn es ist unmöglich, aus den kaiserlichen Ländern abermals wieder so viele Menschen und so viel Geld herauszudrücken, wie dieser Krieg verschlingt." [2])

Der eigene Rückblick des Kaisers auf den Feldzug scheint die Ansicht des Venetianers eher zu bestätigen, als ihr zu widersprechen. „Der Feldzug in Ungarn, schreibt er am 8. November, ist verlaufen ohne eine Operation von dieser oder jener Seite. Der Savestrom war die Scheidewand. Die Türken sind nicht herüber gekommen. Aber auch die Unsrigen konnten den Uebergang nicht wagen als auf die Gefahr hin, die Armee aufs Spiel zu setzen. Die Sorge war vielmehr darauf gerichtet, sie zu erhalten, wie sie jetzt in hinreichend gutem Stande ist. Daher dürfen wir hoffen, im nächsten Jahre einmal den Feldzug zeitiger zu beginnen." [3])

Demnach verhalten sich die verschiedenen Perioden des großen Türkenkrieges zu einander, wie folgt. Die ersten sechs Jahre sind diejenigen des Gewinnes durch die Offensive. Im Jahre 1690 erfolgt ein Rückschlag mit nicht geringem Verluste. Der Sieg von Salankemen im Jahre 1691 stellt das Gleichgewicht wieder her. Fortan ist das Bestreben auf kaiserlicher Seite, das Gewonnene zu behalten und zu sichern.

Obwohl im Feldzuge 1692 die feindlichen Heere einander nicht zu Gesichte kamen, so hatten sie doch beiderseitig zu kämpfen mit dem einen gemeinsamen Feinde, den Krankheiten der Niederungen von Ungarn.

[1]) Wagner, t. II, p. 201.
[2]) Finalbericht des Botschafters Venier, S. 342.
[3]) Der Kaiser an Marco d'Aviano, 2. November.

* * *

Bei dieser Lage der Dinge schien abermals die Aussicht auf den Frieden sich eröffnen zu müssen. Wir haben vernommen, daß der Ritter Harbord auf sein freiwilliges und eifriges Erbieten als Vermittler von dem Könige Wilhelm entsendet wurde. Die Correspondenz mit Constantinopel ergab, daß man von türkischer Seite nicht abgeneigt war, daß man den französischen Vorspiegelungen mißtraute. Im Juli brach Harbord nach Belgrad auf. Unterwegs erhielt er die neue günstige Meldung, daß der Großwesir, in Belgrad angekommen, dort seiner harre. Harbord beeilte seine Reise. Er traf in Belgrad ein, im August. Dort erfaßte gleich nach seiner Ankunft ihn eine Krankheit, und raffte nach wenigen Tagen ihn hin.[1])

Auf die Nachricht des Todes von Harbord gab der König Wilhelm III. sofort dem Holländer Heemskerk in Wien den Auftrag, nach Belgrad abzureisen.[2]) Lord Paget, einige Zeit zuvor von Wien abberufen und heimgekehrt, befand sich seit wenigen Tagen wieder in London. Er erhielt vom Könige den Befehl, sofort nach Belgrad aufzubrechen, um gemeinsam mit Heemskerk an dem Werke der Friedensvermittelung zu arbeiten. Heemskerk eilte unterdessen voran, die Donau hinunter, ins kaiserliche Lager bei Peterwardein. Von dort aus wurde er mit zahlreichem Gefolge auf Schiffen der kaiserlichen Donauflotte geleitet bis an die Stelle, an welcher, der Abrede gemäß, türkische Schiffe mit gleichem Gepränge ihn und die Seinigen in Empfang nahmen, um ihn an das Lager bei Belgrad zu bringen. Dort weilte der Großwesir. Der vom Sultan gezeichnete Paß für Lord Paget wurde an Heemskerk ausgeliefert. Die Geneigtheit für den Frieden schien auf türkischer Seite durchaus da zu sein. Es ward jedoch auch bemerkt, daß der französische Gesandte Chateauneuf, der sich mit im türkischen Hauptquartiere befand, mit starkem Nachdrucke von den Vortheilen redete, die kurz zuvor der Marschall de Lorge am Rheine errungen.[3])

Der Eifer von England und Holland für den Türkenfrieden ward nicht von allen Betheiligten mit günstigem Auge betrachtet. „Es ist ein beklagenswerther Nachtheil" — sagt der venetianische Botschafter Venier im December 1692, also bevor über den Ausgang der Thätigkeit von Heemskerk und Paget etwas sicheres vorlag — „daß diese Vermittler, sei es aus Privatinteresse, oder aus dem Ehrgeize, den Ruhm der Ausführung eines so großen Werkes davon zu tragen, durch die allzu große Begier es zu Stande zu bringen, es vielmehr hindern."

„Man hat wiederholt versucht, fährt er fort, von den Wünschen des Oraniers wirksamere Schritte zu erlangen, nämlich die Vollmacht an seine Gesandten bei der Pforte, mit dem Bruche der Seemächte zu drohen, wenn nicht der Sultan sich zum Frieden bequeme. Allein da diese Nationen lediglich den eigenen Nutzen im Auge haben: so übt das Interesse des Handels und Gewinnes auf sie eine stärkere Wirkung als die politische Erwägung, die Macht des Kaisers im Osten frei zu machen."[4])

Der Gedanke den Frieden zu erzwingen durch die Bedrohung Constantinopels von der Seeseite aus, war so alt wie der Krieg selbst. Wir haben die Ansicht Capraras im Jahre 1682 vernommen, daß Ludwig XIV. den Türkenkrieg verhindern könne, wenn er seine Flotte durch die Straße der Dardanellen sende. Eben darum freilich

[1]) Sylvius, t. IV, b. 34, p. 103, 130, 152.

[2]) Stratmanns Bericht aus dem Hauptquartiere des Königs, 12. September.

[3]) Sylvius, t. IV, b. 34, p. 159, 172.

[4]) Finalbericht Veniers, S. 338.

ſandte Ludwig XIV. ſie nicht. Im Jahre 1683 reichte ein gewiſſer Fleury in Wien ſeine Vorſchläge ein, wie der Kaiſer zu Kriegsſchiffen gelangen könne. Die Vorſchläge wurden nicht ungünſtig aufgenommen; aber es fehlten die Mittel. Eben damals ſchickte der Geſandte Kramprich aus dem Haag das Erbieten einiger holländiſchen, in der Levante erfahrenen See-Capitäne ein, mit einer Flotte von achtzehn ſchweren Schiffen ſich vor Conſtantinopel zu legen und die Stadt zu beſchießen.[1]) Ein ähnlicher Vorſchlag kam von dort zur Zeit der Schlacht von Mohacs, ein Jahr vor dem Falle von Belgrad. Der Kaiſer konnte die verlangten Mittel nicht aufbringen.

Nachdem nun aber in den letzten Tagen des Maimonates 1692, die franzöſiſche Seemacht bei La Hogue für längere Zeit gebrochen war, lag es auf kaiſerlicher Seite nahe, dem Oranier den Wunſch auszuſprechen, deſſen der Botſchafter Venier gedenkt. Allein ſolchen Hoffnungen und Wünſchen des Kaiſers Leopold und ſeiner Unterthanen, ſowie der Millionen von Chriſten auf der Balkan-Halbinſel, ſtanden abermals entgegen die Intereſſen der Kaufleute von London und Amſterdam. London tritt hier voran; denn die engliſchen Kaufleute zogen aus dem Levante-Handel den größeren Vortheil. Der König Wilhelm III. wagte nicht einmal weiter auf den Gedanken einzugehen. Er brach jegliche Erörterung ab mit dem Hinweiſe auf den levantiſchen Handel.[2]) Wir erinnern uns dagegen aus den Worten von Ludwig XIV. an den König Carl XI. von Schweden, welches Gewicht er legte auf die Fortdauer des Türkenkrieges, ſo ſehr, daß gemäß ſeinen eigenen Worten das Ende desſelben auch ihn zum Frieden zwingen würde. Dieſes Ende ſtand in Ausſicht, wenn ein Drittel der großen Flotte, welche die Seemächte wider Frankreich ausgerüſtet, vor Conſtantinopel geſchickt wurde. Aber dem Intereſſe jener Kaufleute entſprach nicht die Beendigung des Krieges durch dieſes Mittel. Sie erhoben lieber gegen den Kaiſer den Vorwurf, daß er nicht den Frieden mache durch die Rückgabe von befreiten Ländern in die türkiſche Knechtſchaft.

Mit allgemeiner Beſtürzung dagegen blickte man hin auf das Geſchick, dem dieſe engliſchen Friedensbotſchafter erlagen. Zwei, Huſſay und Harbord, waren auf ihrer Miſſion geſtorben. Der dritte, Lord Paget, erkrankte nach ſeiner Ankunft in Belgrad. Es iſt daher nicht auffallend, daß die Rede ging von teufliſchen Künſten.[3]) Indem der Venetianer Venier des Todes von Huſſay und Harbord gedenkt, fügt er, ohne jenem Verdachte Worte zu geben, die folgenden hinzu: „Jedoch können dies auch die natürlichen Wirkungen eines wahrhaft bemerkenswerthen und unglücklichen Zufalles ſein.“[4]) Der dritte, Lord Paget, erholte ſich und vollbrachte ſpäter das Werk des Friedens.

Damals jedoch mochte es Manchem ſcheinen, als hätten ſich, wie es hieß, Himmel und Erde wider dieſen Frieden vereinigt. Richtiger war es zu ſagen: die früheren Erfolge einerſeits, die Macht und der Stolz der Türken andererſeits, welcher letztere ſich ſtützte auf die Vorſchriften des Korans. Der Kaiſer und die Republik Venedig, denen die früheren Erfolge ſo weite Länderſtrecken in die Hände gegeben,

[1]) Kramprichs Bericht aus dem Haag, vom 19. Juli 1683, im k. k. Archive. Anglica.

[2]) Der Finalbericht der Venetianer Soranzo und G. Venier bei Barozzi e Berchet: Inghilterra, p. 537.

[3]) Sylvius, t. IV, b. 34, p. 152: 't sy door de natuer, 't sy door Duyvelsche konsten veroorzaakt.

[4]) Venier, p. 338: tuttavia possono esser effetti naturali d'un caso veramente osservabile et infelice.

konnten nicht sich herbeilassen, das mit Ehren Gewonnene ohne Zwang zurückzugeben. Die Macht und der Stolz der Türken dagegen hinderten sie, einzuwilligen in den Verzicht auf diese weiten Länder. Die Erfahrung schien damals darzuthun, daß die zertheilte Macht der christlichen Fürsten nicht vermögen würde, diejenige der Türken auszudauern. Die von außen her auf diese Macht geführten Schläge reichten nicht aus sie zu zwingen. [1])

Es vergingen allerdings noch Jahre lang, bis dennoch ein stärkerer Schlag die Einwilligung erzwang.

Freilich war ja wiederholt, und namentlich nach dem Tode des Großwesirs Mustapha Köprili bei Salankemen, die Hoffnung auf den Frieden empor geleuchtet. Aber sie sank dann wieder unter. Die der Türkei Kundigen urtheilten, daß kein Großwesir seine Amtsführung beginnen werde, mit der Unterschrift eines Verzichtes auf weite Länder zu Gunsten christlicher Mächte. Denn, weil er sich erhebe aus einem Haufen von Mitbewerbern, die seine Schritte ausspäheten mit dem Eifer und der Begier ihn wieder zu erniedrigen: so würde er durch einen solchen Verzicht ihnen die Handhabe bieten zu einer Anschuldigung, die hinaus rage über jegliches andere Verbrechen. Darum stürze ein neuer Großwesir sich lieber in die ungewisse Gefahr eines neuen Waffenganges, als in das sichere Verderben, welches ihm aus der Unterschrift des Friedens entgegen blicke.

Dazu kam die Einwirkung der französischen Politik, die mit Geschick, mit Listen aller Art, bald die Furcht, bald die Hoffnung der Türken zu erregen wußte, immer bereit ihren Reden klingenden Nachdruck zu geben. Diese Einwirkung war so sicher berechnet, bewährte sich jedesmal so erfolgreich, daß bei vielen Unparteiischen, auch ohne alle Kunde jenes französisch-türkischen Vertrages von 1691, bereits im Jahre 1692 die Ansicht überwog, welche wir schon früher von Marco d'Aviano vernommen haben: der Friede mit den Türken werde nicht zu Stande kommen *vor* demjenigen mit Frankreich, sondern erst *nach* demselben.

Auf den Wunsch des Großwesirs zog der Gesandte Heemskerk mit nach Adrianopel. Von dort aus berichtete er, im December, die Lage der Dinge nach dem Haag. Er faßte das Ergebniß seiner Verhandlungen zusammen in die Worte, daß er den Frieden eher für wahrscheinlich als unwahrscheinlich halte. Der Bericht machte auf die Empfänger den entgegen gesetzten Eindruck. Sie nahmen als wahrscheinlich an, daß der Türkenkrieg im Jahre 1693 fortdauern werde. [2])

Das Jahr 1693.

Heemskerk und Paget, der sich auch nach Adrianopel verfügt hatte, gaben noch bis in das Jahr 1693 hinein, die Hoffnung auf das Gelingen ihrer Mission nicht auf. Dagegen ward die Ansicht, die der Venetianer Venier schon im Jahre zuvor ausgesprochen, daß der Eifer der Vermittler der Friedenssache nicht förderlich sei, bald auch von vielen Anderen getheilt. Eher schien dieser Eifer, zumal bei der Nachhilfe der Franzosen, das Gegentheil zu bewirken. Der Uebermuth der Türken schwoll

[1]) Man vergl. hierzu die Erörterung des Venetianers Venier, S. 338 u. f.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 5. December 1692.

empor. Die Kaiserlichen, sagten sie, streckten demüthig bittend die Hände um Frieden aus. Wer um den Frieden bitte, bekenne sich als besiegt. Der Divan beschloß: wer auf türkischer Seite vor dem Wiedergewinne von Buda vom Frieden rede, begehe ein Todesverbrechen. [1])

In Wien hatte man ungeachtet jener Vermittelung nicht gezweifelt, daß man zum Kriege rüsten müsse wie vorher. Niemals freilich mehr als in diesem Jahre 1693 ward dort die Kraft des Willens gelähmt durch den Mangel der bereit liegenden oder zur rechten Stunde verwendbaren Mittel. Schon am 16. März entsendete Marco d'Aviano, von Venedig aus, seine Klage darüber an den Kaiser. „Mit Thränen in den Augen, sagt er, muß ich Ew. K. Majestät offen sagen, daß wiederum wie in allen den Jahren zuvor, Langsamkeit, Zaudern, Schwäche alle Maßregeln ankränkeln. Ich sage mit aller Aufrichtigkeit die Wahrheit; denn das ist das Einzige was ich kann, und meine Betrübniß über das Unglück Ew. K. Majestät ist größer als ich auszusprechen vermag. Es bleibt mir nichts übrig als schmerzliche Seufzer auszustoßen." Zur Antwort forderte der Kaiser ihn auf, sich wieder zur Armee zu begeben. Marco d'Aviano lehnte ab. Er sei bereit für den Kaiser Blut und Leben zu lassen, wolle sich jedoch nicht wieder der menschlichen Bosheit aussetzen. Bedürfe der Kaiser persönlich seiner, so werde er erscheinen auf den ersten Wink. In warmen Worten zollt er dann seine Anerkennung für das fromme Leben des Kaisers und der Seinigen. Das ganze Thun und Walten des Kaiserpaares, das unabläßige Streben Allen wohlzuthun und Segen um sich her zu breiten, habe ihn immer so erbaut, daß er nicht zweifeln würde an ihrem sofortigen Uebergange nach dem Tode ins Paradies, „wenn — fügt er hinzu — Ew. Kaiserliche Majestäten nicht den Unterlassungssünden und den Consequenzen derselben unterlägen." [2]) Marco d'Avino endet wie früher seine Mahnung mit dem Gedanken: „Wenn Ew. K Majestät sich entschließen mit Nachdruck Ihren absoluten Willen geltend zu machen, so ist damit alles gethan und wird alles wohl von statten gehen." [3])

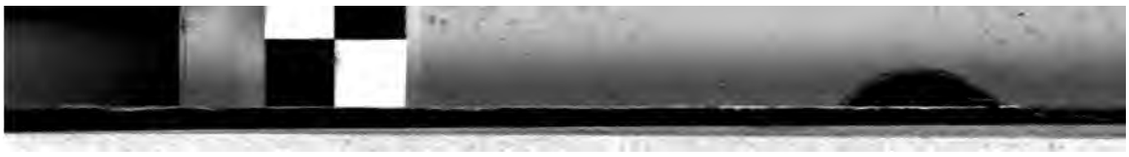
Der Kaiser Leopold erwiederte, am 22. August: „Die Worte Ew. Hochwürden gereichen mir zum Troste; denn ich erkenne mich selber wohl als arm und nachlässig in Allem, und gewiß sind es die Unterlassungssünden, die mich in Kummer bringen, weil es, wegen der manigfachen Verwickelungen und Verdrießlichkeiten, so schwer ist sich ihrer zu erwehren und völlig loszusagen. — Ew. Hochwürden haben Recht, daß mit einem durchschlagenden Wollen Allem abgeholfen werden könne; allein mein lieber Pater, ein jedes Wollen ist nicht so leicht, besonders gegenüber der Confusion und vielen einzelnen Willen. Ich weiß oft nicht, was zu wollen meine Pflicht ist, und das allein ist die Ursache meiner Unentschlossenheit, welche doch so sehr mich peinigt." [4])

[1]) Wagner, t. II, p. 231.

[2]) Schreiben vom 28. Mai 1693: che se le M. loro Cesaree non fossero sottoposte alli peccati d'omissione e consequenze, non dubbitarei l'andata loro al Paradiso senza toccar il purgatorio.

[3]) Se V. M. C. vorrà efficacemente valersi del suo assoluto volere, tutto sarà fatto e passerà bene.

[4]) Resto poi consolato di quello V. R. mi dice, mentre ben mi conosco, che son miserabile e negligente in tutto, e sicuro le colpe d'omissioni sono quelle che mi mettono in pena, mentre sono cosi difficili da schermirsi e da liberarsi affatto per cagione di tante calamità et imbrogli. — V. R. ha ragione che con un mio stringente volere tutto si possa rimediare; ma, Padre mio, tutto volere non è cosi facile, massime verso confusioni e molti voleri. Io non so quello si debba volere, e solo è la causa della mia irresoluzione, dalla quale bensi vengo travagliato.



Der Mangel an Ordnung in den Anstalten zum Feldzuge war in der That groß. „So traurig es ist, meldet Wagner, darf doch der Geschichtschreiber nicht verschweigen, daß bei vollem Reichthum an Korn es wegen eines verhältnißmäßig geringen Mangels der Armee an Brot fehlte. Für die Feldbäckerei waren 50.000 Gulden erforderlich. Da auch nach wiederholter dringender Mahnung diese Summe von Wien aus nicht erfolgte, so konnte die Armee erst um zwei Monate später aus den Winter-Quartieren aufbrechen. Die beste Sommerzeit verging thatlos." [1])

Es ist merkwürdig, daß zu nicht geringem Theile der Mangel an Ordnung dem Zusammen-Wirken oder vielmehr Nicht-Zusammen-Wirken zweier Männer zur Last fiel, die ein Jeder für sich in dem Kreise der eigenen Berufsthätigkeit sich bis dahin die volle Anerkennung erworben hatten. Es waren der Cardinal Kolonitsch und der General Heisler, jener als der Präsident der Kammer, dieser als General-Kriegs-Commissär. „Beide, meldet der Kaiser selber, sind erfüllt von Eifer für das Gemeinwohl; aber sie wandeln auf verschiedenen Wegen. Der Eine fordert, was er für die Kriegsausgaben als nothwendig erachtet; der andere ist der Sparsamkeit beflissen und möchte gern die Ausgaben verringern. Beide gehen nicht zusammen, und ich muß mich bestreben dies zu ändern, damit mein Dienst und das Gemeinwohl darunter nicht leiden." [2])

Der Kaiser hatte den Markgrafen Ludwig an den Rhein entsendet. Der Herzog von Croy erhielt den Oberbefehl gegen die Türken. Am 23. Juli traf er im Lager bei Peterwardein ein. Die Armee war schlagfertig, befähigt zu jeglicher Unternehmung. Eine erhebliche türkische Macht war nicht da. Demnach erschienen die Umstände günstig zum Wiedergewinne von Belgrad. Die Armee überschritt die Save. Am 3. August wurden die Linien vor Belgrad eröffnet. Am 9. August rückten endlich auch die abermals gewonnenen brandenburgischen Hilfstruppen ein. [3]) Wiederum wie fünf Jahre zuvor, waren die Augen Europas auf Belgrad gerichtet. Allein von dem Beginne der Belagerung an, verfloß noch fast ein voller Monat ungenützt, weil das schwere Geschütz nicht zur Stelle war. Die Schiffsführer auf der Donau weigerten sich es hinabzubringen anders als gegen baare Bezahlung, und wiederum war in Wien kein Geld vorräthig. Endlich kam das Geschütz an, aber auch die Nachricht, daß das türkische Entsatzheer auf dem Wege. Croy beschloß den Sturm auf die noch wenig beschädigte Festung, und zwar in der Nacht auf den 7. September. Der Sturm gelang nicht. Er wurde mit erheblichem Verlust zurückgeschlagen. [4])

Am nächsten Tage traf wiederholte Meldung ein, daß das türkische Entsatzheer bereits bei Semendria stehe. Es erschien gewagt, die Ankunft desselben im Angesichte der starken Festung abzuwarten. Croy gab die Belagerung von Belgrad auf, und trat den Rückmarsch an. Er fügte seiner Meldung an den Kaiser die Klage hinzu, daß dieser Tag der traurigste seines Lebens sei. „Aber möge es mir darum auch verstattet sein, fuhr er fort, Ew. K. Majestät zu sagen, daß es dahin nicht hätte kommen dürfen, wenn das geringe Geld für die Feldbäckerei und für den Transport des schweren Geschützes verfügbar gewesen, wenn nicht darum zwei Monate in

[1]) Wagner, t. II, p. 231.

[2]) Der Kaiser an Marco d'Aviano, 22. August.

[3]) Sylvius, t. IV, b. 36, p. 96.

[4]) Ein ausführlicher Bericht bei Sylvius, t. IV, b. 36, p. 106.

den Winter-Quartieren, ein Monat im Angesichte der Mauern von Belgrad nutzlos verbracht wären, wenn endlich statt der Hilfstruppen, die für schweres Geld vom baltischen Meere her den Sommer hindurch bis zu uns marschiren, nur die eigenen Kräfte des Landes verwendet würden." „Freilich, setzt der Geschichtschreiber Wagner hinzu, der jene Zeiten mit erlebt, wenn für die Uebelstände dieser Art ein Heilmittel gefunden wäre, so hätten längst die Fahnen des Kaisers den Weg nach Thrazien und Griechenland zurückgelegt." [1])

* * *

Wem also fiel die Schuld dieser Uebelstände zur Last? Die Berichterstatter nennen keine Namen: um so weniger ist es uns Späteren möglich, mit Sicherheit solche Namen zu finden. Aber auch selbst, wenn einzelne Namen vor anderen sich finden ließen, so beweisen doch die immer wieder, Jahrzehnte hindurch, sich erneuenden Klagen, so wie die oft wiederholten Vorwürfe der Bundesgenossen von außen her, daß die Uebelstände habituell waren, demnach der Gesammtheit zur Last fielen. Der Kaiser Leopold fand Schlaffheit und selbst Untreue da, wo er Thätigkeit und Treue in seinem Dienste zu fordern berechtigt war. Er fand auch bei getreuen Persönlichkeiten Mangel an Unterordnung unter die Zwecke des Gemeinwohls, Eigenwillen und Hader. Indem er dagegen nicht immer sofort in derjenigen Weise auftrat, die Marco d'Aviano ihm wiederholt und dringend anrieth, hatte unter den Nachtheilen dieser Unterlassung Niemand mehr zu leiden als der Kaiser selbst. Daß er, auch wenn er in sich nicht die Kraft des nachhaltigen Entschlusses fand, dennoch den Rath des Kapuziners, der nicht als sein Unterthan, sondern um der Sache der Christenheit willen dem Kaiser seine treuen Dienste gewidmet — daß der Kaiser diesen Rath als den besseren anerkannte, beweist das eigenartige Verhältniß beider Männer, das, wenn dies möglich war, von Jahr zu Jahr an Wärme zunahm.

Daß der Kaiser dem Rathe Marco d'Avianos in aller Beziehung gefolgt wäre, wenn er die Stahlkraft des festen Entschlusses in sich gefunden hätte, sehen wir daraus, daß er diejenigen Rathschläge des Kapuziners, die seinem weichen, frommen Sinne entsprachen, auf das genaueste ausführte. Zu Ende des Jahres 1692 gab Marco d'Aviano ihm den Rath, ein Bild der hilfreichen Jungfrau Maria malen zu lassen, in der Größe, daß es als Altarbild dienen könne. Dieses Bild möge der Kaiser in öffentlicher Procession, mit Betheiligung der kaiserlichen Familie, und der gesammten Geistlichkeit, der Welt- und der Ordenspriester, von der Hofburgkirche aus in den Stephansdom tragen lassen. Nach gehaltener Messe möge der Kaiser vor diesem Bilde ein Gelübde ablegen, für welches Marco d'Aviano ihm einige Punkte angab, namentlich denjenigen des Wiederaufbaues der Leopolds-Capelle auf dem Kahlenberge, die allein noch von den Kirchen um Wien in Trümmern liege.[2])

Der Kaiser Leopold befolgte den Rath in allen einzelnen Punkten, und zwar so, daß er die Feier legte auf den 15. August 1693, als den Tag der Himmelfahrt Mariae, und damit zugleich die nunmehr zehnte Dankesfeier der Schlacht des Entsatzes am Kahlenberge verband. Marco d'Aviano hatte ihm anheim gestellt, das Gelübde entweder selbst zu sprechen, oder durch einen Geistlichen in seinem Namen

[1]) Wagner, t. II, p. 246.

[2]) Schreiben Marco d'Avianos vom 27. December 1692.

sprechen zu lassen. Wie der Kaiser Leopold als Meister des lateinischen Stiles es selber abfaßte, so sprach er es auch selbst. Das Gelübde, ein Monument der Gesinnungen des römischen Kaisers Leopold I. in Betreff dieses ganzen großen Türkenkrieges, lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt. [1])

„Allmächtiger, ewiger Gott, durch den die Könige herrschen und in dessen Hand die Macht und das Recht aller Königreiche beruht, ich Leopold, Dein demüthiger Diener, hier im Staube liegend vor Deiner göttlichen Majestät, bringe Dir meinen unendlichen Dank dar, daß Du durch die Kraft und die Macht Deines Armes die Heere der Türken und Barbaren von der Hauptstadt Oesterreichs und dessen Grenzen abgetrieben, daß Du das herrliche Königreich Ungarn, welches einst von seinem Könige, dem heil. Stephan, meinem Vorfahr, Deiner bewundernswerthen Mutter dargebracht, hernach jedoch unter der Tyrannei der Türken dem Cultus derselben fast ganz entrissen war, mir gnädigst wieder verliehen hast — dafür, sage ich, bringe ich meinen Dank dar Dir, dem unsterblichen Gott, dem Spender aller Siege, und das mir von Deiner mächtigen Rechten zurück gegebene Königreich schenke, widme, weihe ich zum zweiten Male der heiligsten und bewunderungswürdigen Gottesmutter, der Königin des Himmels und der Erde, der großen Herrin Ungarns, und befehle es ganz und gar ihrem Schutze, mit der demüthigsten Bitte, sie wolle auf dasselbe, als nun zum zweiten Male das ihrige, die Augen ihrer Barmherzigkeit lenken, und wolle die Schaaren der Heiden, die im Trotze auf ihre Wildheit nicht ablassen, gegen dasselbe anzustürmen, durch die Macht ihrer Tugend zerschlagen, und wolle endlich beide Kriege durch einen allgemeinen, sicheren und dauerhaften Frieden zur Erhöhung Deiner Ehre beendigen."

„Dazu gelobe ich und verspreche für mich und meine Nachfolger Deiner göttlichen Majestät, daß ich zur Ausbreitung des Ruhmes Deines Namens und zu Ehren Deiner Mutter, unserer Herrin, die Pfarrkirchen im Königreiche Ungarn, die theils durch die Tyrannei der Barbaren, theils durch die Unbill der Zeiten zerfallen sind, wieder aufrichten und mit zulänglichem Unterhalte für die Pfarrer dotiren will, damit alle Völker, die Deine Gnade meiner Herrschaft untergeben hat, lernen, Dich als den wahren Gott mit gebührendem Cultus anzubeten und Deine heiligste Mutter, unsere große Herrin, würdig zu verehren."

„Ferner verspreche ich, daß ich zum ewigen Gedächtnisse der so großen Wohlthat die Capelle des heil. Leopold auf dem Kahlenberge, von wo aus zuerst der besondere Schutz Deiner Hilfe in der Abtreibung der Feinde sich kundbar erwies, herstellen und in derselben der heil. Jungfrau einen Altar unter dem Namen der Christenhilfe widmen werde."

„Nimm also, gnädigster Gott, die Gelübde Deines in Demuth Dich anbetenden Dieners auf, und wache über mich, meine Gemahlin, meine Kinder und mein Haus, meine Völker, meine Armeen, über alle meine Königreiche und Länder, mit dem beständigen Schutze Deiner Barmherzigkeit, regiere, führe und vertheidige uns. Amen."

So sehr diese Kundgebung des Kaisers dem Wunsche Marco d'Avianos entsprach, so sehen wir doch zur Antwort ihn nachdrücklicher mahnen als je zuvor. „Mögen Ew. K. Majestät, sagt er, die Augen wohl offen halten, und sehen, wie Ihnen gedient wird und von wem, und daß Ihnen schlecht gedient wird. Es werden

[1]) Anlage III.

solche Dinge geschrieben, daß, wenn sie sich als wahr bewiesen, der völlige Verlust aller Ihrer Länder erfolgen müßte. Ich glaube nicht, was man sagt; aber Gott möge uns bewahren, daß es wahr sein könnte. Denn dann stünde es schlecht, sehr schlecht, um Ew. K. Majestät. Daher, bitte ich, Ew. K. Majestät wollen Acht geben, scharf zusehen, die Dinge genau kennen, und nach Möglichkeit Abhilfe schaffen."[1])

Der Feldzug von 1693 war zu Ende. Er war nicht glücklich geführt. Die Türken, ohne einen eigentlichen Sieg errungen zu haben, hatten doch, in Folge des Mißlingens der Belagerung von Belgrad, das Uebergewicht behauptet. Auf kaiserlicher Seite mußte man sich damit trösten, daß man wenigstens vor schlimmeren Unfällen bewahrt geblieben war.[2])

Indem auch Marco d'Aviano in dieser Weise auf den Feldzug zurückblickte, machte er, nicht blos in Bezug auf denselben, sondern zugleich auch auf die früheren, die Bemerkung: „Es würde mir nicht schwer werden, den Beweis zu erbringen, daß alle Unfälle, die wir erlitten, so wie das Nicht-Erlangen der großen Vortheile, die uns in Aussicht standen — daß dies alles beizumessen ist dem unablässigen Zaudern. Mögen Ew. K. Majestät zurückblicken in die Vergangenheit von Jahr zu Jahr: überall wird die Bestätigung entgegen treten."[3])

Die Türken dagegen waren geneigt, die eigenen Leistungen zu überschätzen. Ihr Uebermuth stieg dahin, daß sie den Friedensvermittler Heemskerk als Gefangenen zurückbehielten, unter dem Vorgeben, daß der Kaiser drei Jahre zuvor auch den Sulfikar Effendi nicht habe heimkehren lassen. Der Einwand Heemskerks, daß er der Botschafter sei einer der Türkei gegenüber neutralen Macht, verschaffte ihm nicht die Freiheit.[4])

Das Jahr 1694.

Auch im Jahre 1694 beharrte der schwache Sultan Achmet in seinem Schwanken zwischen Krieg und Frieden. Jedoch der Einfluß des französischen Gesandten Chateauneuf war überwiegend. Nur Einmal erwuchs für Ludwig XIV. eine besondere Gefahr, daß der wichtige Bundesgenosse ihm entgehen könne. Er hatte im Jahre zuvor für West-Europa Friedensvorschläge ausgehen lassen, zwar nicht in officieller Form und direct von Versailles, aber doch so, daß der Ursprung unzweifelhaft war. Auch der Zweck war ersichtlich: die Vorschläge waren darauf berechnet, die Allianz wider Frankreich zu spalten. Der Türken wurde in diesen Vorschlägen nicht gedacht, das Interesse Jakobs II. fallen gelassen. Von Wien, wie vom Haag aus, wurden diese gedruckten Vorschläge nach Constantinopel hin kund gegeben, damit die Pforte daran die Duplicität des Königs von Frankreich gegen sie erkenne. Die Türken waren darüber so erregt, daß dem Botschafter Chateauneuf, bei aller seiner erprobten Dreistig-

[1]) P. S. zum Schreiben vom 2. October: V. M. C. viva oculata bene, veda come è servita e da chi è servita, che è servita male, e si scrivono cose tali che se fussero vere, dovrebbe succedere la ruina estrema di tutti li suoi stati. Io non credo quello si dice; ma Dio guardi fusse vero, starebbe V. M. C. male male etc.

[2]) Schreiben Marco d'Avianos vom 27. December.

[3]) A. a. O.

[4]) Sylvius, t. IV, b. 36, p. 107.

keit, es dennoch dies Mal nur mit Mühe gelang, sie zu überreden, daß jene Vorschläge von den Feinden Frankreichs erfunden seien. Von da an hielt Ludwig XIV. fest an dem Grundsatze, etwaige Vorschläge an die Verbündeten nur mündlich machen zu lassen. [1])

Das Verständniß der Türken für die Politik Ludwigs XIV. befand sich demnach etwa auf gleicher Höhe mit demjenigen des armen Königs Jakob II. Wie der an sich geringe Scharfblick des unglücklichen Königspaares in St. Germain völlig stumpf wurde an dem Glanze der Höflichkeit und Freundlichkeit, mit welcher der vermeintliche Wohlthäter es umgab: so fehlte es auch ja in den Augen der Türken nicht an Bethätigungen der Großmuth Ludwigs XIV. Ein handgreiflicher Beweis, daß der König von Frankreich ihre Sache wider den Kaiser mit allem Nachdrucke unterstütze, lag für die Türken darin, daß, während die Franzosen in Folge des wiederholten Mißwachses mehrerer Jahre und des Mangels an Einfuhr von Getreide darbten und hungerten, der ungarische Rebell Tököly die ihm von Ludwig XIV. verheißenen 30.000 Livres monatlich nach wie vor pünktlich ausbezahlt erhielt. [2])

Im Frühling ward auf den Betrieb der Sultanin der bisherige Großwesir entsetzt, weil er Neigung zum Frieden gezeigt. An seine Stelle trat Ali Pascha. Die Kriegführung indessen entsprach derjenigen des Jahres zuvor, jedoch nicht blos von türkischer, sondern auch von kaiserlicher Seite. Der Feldmarschall Caprara, aus Savoyen abberufen, um den Oberbefehl gegen die Türken zu übernehmen, erkrankte. Erst im Spätsommer kam er zum Heere. Er fand dort dieselbe Nachlässigkeit in den Anstalten wie früher. Die Türken lagerten bei Salankemen, die Kaiserlichen bei Peterwardein. Die wenigen Wochen des eigentlichen Feldzuges verliefen unter unsäglicher Mühsal von Wind und Wetter und Krankheit. Die steigende Noth zwang endlich die Türken zum schleunigen, fluchtähnlichen Rückzuge. Und damit war der Feldzug in Ungarn zu Ende. [3])

Der einzige Gewinn, den die Kaiserlichen davon trugen, war derjenige des Platzes Giulay, den die forteilenden Türken nicht, wie Temeswar, mit einer genügenden Besatzung versehen hatten. Der Commandant war bereit zu capituliren. Aber auch er stellte, wie das wiederholt schon geschehen war, die Bedingung, daß der Kaiser persönlich den Accord ratificire. Denn bei der Untreue, welche die Türken, nach geschlossenem Accord, so oft bewiesen, fühlten sie sich gegen das Vergeltungsrecht nur durch die Unterschrift des Kaisers völlig gesichert. Dies war der besondere Ruhm des Kaisers Leopold bei den Türken, und wirkte bei ihnen fort auch über die Kriegeszeit hinaus. Dieser Gedanke ward damals in das folgende Distichon gekleidet:

Et Deus hoc et Caesar habet: non fallit uterque:
Aeternum Domini verbum utriusque manet.

Der Kaiser willfahrte und Giulay ward übergeben. [4])

Der geringere Eifer auf kaiserlicher Seite für den Krieg war zu einem bedeutenden Theile die Consequenz der bloßen Defensive, auf welche man sich seit dem

[1]) Riusci con pena di persuadere il contrario, e dar ad intendere che le stampe erano finte ed inventate. Cosi si prese per documento di far successivamente li progetti solo in voce. — So Pietro Venier, ven. Botschafter in Paris, in Barozzi e Berchet: Francia, t. III, p. 559.

[2]) A. a. O.

[3]) Wagner, t. II, p. 272.

[4]) Rinck, S. 680.

Jahre 1692 beschränkte. Da diese Beschränkung eine Concession an die Wünsche des Königs von England war, so erwuchs daraus moralisch das Recht dagegen zu verlangen, daß die Seemächte ihren Bemühungen bei der Pforte um den Frieden durch die Entsendung eines Geschwaders an die Dardanellen Nachdruck gäben. Der König Wilhelm III. bewies sich nicht mehr abgeneigt. Seine Reden ließen einige Hoffnung durchblicken. Der Graf Kaunitz im Haag drängte auf die Erfüllung. Für mehrere Wochen standen die Aussichten gut. Allmählich jedoch stiegen wieder die Bedenken empor. Auf das Andringen von Kaunitz erwiederte endlich der Rathspensionär Heinsius: die Ausführung des Vorschlages sei unmöglich, weil die Türken Rache nehmen würden an dem Besitze der englischen und holländischen Kaufleute in der Levante. Kaunitz bestritt diese Gefahr. Heinsius dagegen beharrte. Man habe mit Barbaren zu thun, deren Entschlüsse unberechenbar, und denen gegenüber jegliches Wagniß solcher Art gefährlich sei. Dagegen machte Heinsius den anderen Vorschlag: der Kaiser möge spanische Kriegsschiffe zu diesem Zwecke verwenden. Spanien sei verpflichtet, für die Allianz fünfzehn Kriegsschiffe zu stellen.[1])

In gleicher Weise redete der König. „Die verbündete Flotte, sagte er zu Kaunitz die ich zum Schutze für Barcelona ins Mittelmeer gesendet, reicht völlig aus, Spanien zu Wasser zu decken. Die spanischen Kriegsschiffe haben Freiheit nach der anderen Richtung zu handeln. Dazu ist die Krone Spanien mit den Türken immer im Kriegszustande, hat daher nicht das Bedenken, welches England und Holland für ihre Angehörigen haben müssen." Kaunitz hielt seinen Zweifel entgegen, ob Spanien, bei dem unaufhaltsamen Sinken seiner Macht, seiner finanziellen Kraftlosigkeit, vermögen werde, die Schiffe zu stellen. Der König erwiederte: „Ich will noch weiter gehen. Wir wollen die etwa fehlenden Schiffe hergeben, die dann unter der spanischen Flagge zu segeln haben. Es kommt nur darauf an, daß die Krone Spanien die Hauptsache übernimmt."

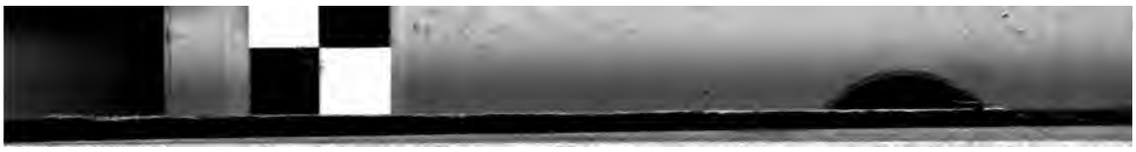
Es ergingen von den verbündeten Mächten dringende Vorstellungen nach Madrid. Der König Wilhelm III. forderte Bericht ein von dem Admiral Russel, dem Commandanten der Flotte bei Barcelona. Der Admiral meldete: von den zehn Kriegsschiffen, welche Spanien wirklich besitze, würden nicht sechs ausfahren können. Die Spanier wollten repariren. Aber Russel besah die Werfte und die Magazine. „Es ist, meldete er, zum Repariren nichts Dienliches zu finden."[2])

Und damit ging damals der Plan unter, an dessen Ausführung wichtigere Consequenzen hingen als an einem der bisherigen Feldzüge des großen Krieges.

Das Jahr 1695.

Wilhelm III. hoffte dennoch durch seine Vermittelung die Türken zum Frieden zu bewegen. Er sandte abermals den Lord Paget nach Constantinopel. Dieser fand bei seinem Eintreffen dort, im Januar 1695, die Stimmung geneigter als früher. Als ein besonders günstiges Anzeichen erschien, daß seit einiger Zeit der französische Gesandte Chateauneuf zu den Berathungen der türkischen Minister nicht mehr zuge-

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz vom 9. December.
[2]) Bericht des Grafen Auersperg, vom 24. December.



zogen wurde. Paget begab sich nach Adrianopel, wo der Sultan Achmet sich befand. Wenige Tage nach der Ankunft des Gesandten rührte den Sultan der Schlag. Er hatte vier Jahre lang den Namen des Beherrschers der Osmanen getragen.

Es folgte ihm auf dem Throne sein Neffe Mustafa, Sohn des einst abgesetzten, damals bereits gestorbenen Mohammed IV. Wie seine beiden Oheime während der Regierungszeit seines Vaters, so hatte Mustafa unter ihnen sein Leben bis dahin hinter Eisenstäben verbracht; aber er ging aus dem Kerker hervor, nicht wie sie, vor der Zeit alt und abgestumpft, sondern in der Vollkraft des Lebens, erfüllt von dem Eifer, den Ruhm der türkischen Waffen herzustellen. Er gebot dem Großwesir Ali dies zu verkünden. Er ließ, in der Mitte des Monates März, den Roßschweif am Serail aufstecken als das Zeichen seines nahen Aufbruches.

Auch so noch gab Lord Paget die Hoffnung nicht auf. Der König theilte sie.[1])

Der Kaiser seinerseits wünschte; aber seine Hoffnung nach der Erfahrung so langer Jahre war gering.[2])

Er wollte gegen die Türken eine Armee von 50.000 Mann ins Feld stellen, für welche an Kosten einundzwanzig Millionen Gulden erforderlich waren. Der Hofkanzler Bucellini führte das Wort vor dem Landtage von Nieder-Oesterreich, der ein Siebentel jenes Betrages zu bewilligen hatte. Er schilderte die Lage der Dinge nach Osten und nach Westen als günstig, beide Feinde, Frankreich und die Türken, im Zurückweichen. Aber die Nothwendigkeit zwinge den Kaiser, abermals Subsidien zu verlangen. Der Landtag beschloß zu bewilligen.[3])

Eine außerordentliche Beihilfe erwuchs dem Kaiser von Szecheny her, dem Primas von Ungarn. Wie der Vorgänger desselben, Szeleptseny, durch Kolonitsch seine Geldmittel in Wien für den Sold der Truppen hergegeben: so vermachte Szecheny dem Kaiser zum Zwecke des Türkenkrieges den Betrag einer Million, das sonst ihm Uebrige zu einem Hospitale für kranke und verwundete Soldaten.[4])

Eine sehr verwickelte Sache dagegen war die Frage des Oberbefehles. Der Kurhut von Sachsen war damals an Friedrich August gekommen, einen jungen Fürsten von außerordentlicher Körperkraft, dagegen von sehr wenig edler Gesinnung. Er erbot sich für die Subsidien der Seemächte 8000 Mann ins Feld zu stellen; aber er verlangte ein selbstständiges Commando. Die Forderung war sehr unbequem. Der König Wilhelm III. wollte ihn in den Niederlanden nicht haben, namentlich weil der junge Fürst sich berathen ließ von Hans Adam von Schöning, dessen Beziehungen mit Frankreich dem Könige urkundlich vorlagen. Aus demselben Grunde meldete der Markgraf Ludwig dem Kaiser, daß er die Armee am Oberrhein verlassen würde, wenn der Kurfürst mit Schöning dort einträfe. Dem Verlangen des Kurfürsten gar nicht zu entsprechen, erschien bedenklich, weil dann sein Thatendrang, unter dem Beirathe von Schöning und mit Zuthun des Königs von Frankreich, ihn zum Friedensstörer im Reiche machen könne. Der König fand das Auskunftsmittel, dem Kaiser den jungen Kurfürsten als Oberfeldherrn in Ungarn vorzuschlagen. Auf das Andringen

[1]) Bericht des Grafen Auersperg, vom 10. Mai.
[2]) Kinsky an Auersperg, 4. Juli.
[3]) Die Rede bei Sylvius, t. IV, b. 39, p. 12.
[4]) C. Contarini, t. II, p. 466.

des Königs gab der Kaiser nach, unter der Bedingung, daß die Subsidien dem Kurfürsten verblieben. Der Kaiser stellte ihm den alten Caprara zur Seite.

Der Wunsch des Kaisers war gerichtet auf die Eroberung von Temeswar. Es war der große Unterschied dieser Kämpfe im Osten von den gleichzeitigen im Westen, daß es sich nach jener Seite hin im jedesmaligen Falle nicht blos um den Besitz einer Festung handelte, sondern eines ausgedehnten Landstriches dazu, und zwar dies Mal des Banates. Allein der Oberbefehl des Kurfürsten von Sachsen brachte dem Kaiser keine Frucht. Der Sultan Mustafa legte sich so, daß es nicht zum Angriffe kommen konnte. Vielmehr nahm er selber Lippa, und dann Tittel, freilich Orte von geringer Bedeutung. Wichtiger war für den Kaiser der Verlust bei Lugos. Dort sah sich der alte Feldmarschall Veterani mit 7000 Mann dem Angriffe der ganzen türkischen Macht ausgesetzt. „Es waren — meldet der Geschichtschreiber Kantemir, der sich bei dem türkischen Heere befand — die tapfersten und standhaftesten Truppen, die Deutschland (richtiger doch die Monarchie des Kaisers) jemals hervorgebracht. Denn sie hielten fest, ohne das mindeste Zeichen der Furcht von sich zu geben, eben als wenn sie nicht verletzt werden könnten, und forderten in gewisser Weise die Türken heraus, die in unbeschreiblicher Menge auf sie anfielen. Von den Kaiserlichen blieben über 2500 Mann, dafür aber 10.000 Türken." [1]) Unter den Gefallenen war der alte Feldmarschall Veterani, der sterbend in die Hände der so oft von ihm geschlagenen Türken fiel. Als sein Kopf dem Sultan gebracht wurde, befahl Mustafa, ihn als kaiserlichen Feldmarschall zu begraben.

Der Kaiser Leopold schlug den Verlust, den er in der Person des braven, siegesgewohnten Veterani erlitten, höher an als die gesammten anderen Nachtheile dieses Treffens. [2]) Er pries es als eine besondere Gnade Gottes, daß die Türken sich nicht des errungenen Vortheiles bedient hätten, um in Siebenbürgen einzubrechen, wo sie großen Schaden hätten anrichten können. Da sie auch sogar jene zwei genommenen Plätze, nachdem sie dieselben demolirt, völlig aufgaben, so durfte der Kaiser mit Recht dem Könige von England melden, daß die Türken einen Vortheil von bleibender Wichtigkeit nicht errungen hatten.

Der Sultan Mustafa dagegen kehrte wie im Triumphe nach Constantinopel heim.

Das Jahr 1696.

Der Feldzug von 1696 verlief ähnlich wie derjenige des Jahres zuvor.

Nach den verschiedenen fruchtlosen Versuchen, durch Unterhandlungen in Constantinopel den Kaiser von dem Türkenkriege frei zu machen, gab sich auch bei Wilhelm III. und dem Rathspensionär Heinsius wiederholt die Ansicht kund, daß ein Friede mit den Türken nicht zu erreichen sein werde vor demjenigen mit Frankreich. Es lag darum längst im Interesse des Kaisers, diesen letzteren Krieg zu beenden. Frankreich hatte mehr als einmal Vorschläge zum Frieden gemacht; aber der Stein

[1]) Kantemir, S. 639.

[2]) Schreiben vom 6. November: Ma la perdita del Veterani è il peso più principale et importante. — E grazia segnalata del Signor Iddio, con che li Turchi non si servirono di questo vantaggio e non invasero la Transilvania, ove havrebbero potuto fare gran danno.

des Anſtoßes war Straßburg, welches der Kaiſer für das Reich zurückforderte, welches dagegen Ludwig XIV. behalten wollte, indem er als Aequivalent dafür die Stadt Freiburg im Breisgau anbot. Da Straßburg als freie Reichsſtadt weggenommen war, Freiburg und der Breisgau als habsburgiſches Erbland: ſo war das Angebot dieſes Aequivalentes vortheilhafter für den Kaiſer. Der Rathspenſionär Heinſius, der wie der König Wilhelm III. wünſchte, daß der Kaiſer dies Aequivalent annehme, wies darauf hin, daß ja der Vortheil für den Kaiſer doppelt ſei, indem er dadurch ſeine Erbſtadt Freiburg zurück erhalte, und indem er durch die Beſchleunigung des Friedens um ſo eher ſeine ganze Macht wider die Türken zur Verfügung haben werde. „Allerdings, erwiederte der kaiſerliche Geſandte, Graf Kaunitz, wenn der Kaiſer ſein eigenes Intereſſe mehr ins Auge faßte, als dasjenige des Reiches: ſo würde er das Aequivalent nehmen und ſchleunigſt aus dieſem Kriege nach Weſten zu kommen ſuchen.“ [1])

Fordert von uns Späteren jeder Schritt im Leben des Kaiſers Leopold die Anerkennung, daß die Grundſätze, nach denen ſeine Politik ſich beſtimmte, ſeiner Idee des römiſchen Kaiſerthumes entſprachen, daß ſie darin ihre Wurzel haben und zu Tage treten namentlich in derjenigen Eigenſchaft, welche Leibniz zwanzig Jahre zuvor bezeichnet hatte als den wunderbaren Uneigennutz [2]) des Kaiſers: ſo ſteht als Schattenſeite, wie vom Anfange an, daneben der Mangel der Initiative, der geringe Nachdruck des Handelns, und, vor allen Dingen, die Schlaffheit und, vielleicht mehr noch, die Unehrlichkeit der Diener des kaiſerlichen Willens, ganz beſonders in der zweiten Hälfte dieſes Türkenkrieges.

Im Winter 1695 auf 1696 wurde eine Unterſuchung der Gründe angeſtellt, warum Ungarn nicht mehr ein Siegesfeld ſei, wie von 1683 bis 1689. Als hauptſächlicher Fehler ward anerkannt die Langſamkeit. Dieſe habe zwei Gründe: den Mangel an Geld zur rechten Zeit, dann die Entfernung der Winter-Quartiere von dem Kriegsſchauplatze. Die Truppen hatten nach dem jedesmaligen Feldzuge und vor dem neuen weite Länderſtrecken zu durchmeſſen. Man berieth lange hin und her, wie dieſem Uebelſtande abzuhelfen, und ließ es dann beim Alten. [3]) In jedem Winter ſprach Marco d'Aviano dem Kaiſer die Bitte aus, dafür Sorge zu tragen, daß im Monate Mai die Armee im Felde ſtehe. Dies war geſchehen im Jahre der höchſten Gefahr, 1683, ſeitdem nicht wieder.

Es war der Wunſch des Kaiſers, im Jahre 1696 dem Markgrafen Ludwig von Baden wieder das Commando gegen die Türken zu geben. Die Mittheilung dieſes Wunſches erfüllte namentlich Marco d'Aviano mit hoher Freude. „Nach meiner Kenntniß der Dinge, erwiederte er, ſcheint es mir unmöglich, daß der Hochmuth der Türken, geſtachelt von Demjenigen, welcher der Chriſtenheit den größten Schaden zufügt, ſich jemals beugen wird, wenn ihm nicht zuvor ein ſehr wuchtiger Streich verſetzt wird.“ [4]) Einen ſolchen wuchtigen Streich wie in den Jahren 1689 und 1691 durfte man von dem Markgrafen Ludwig eher erwarten als von jenem Kurfürſten.

[1]) Bericht des Grafen Kaunitz, vom 13. October 1696. K. k. Archiv. Hollandica.

[2]) Un désintéressement merveillene. Vgl. die Werke von Leibniz, Bd. V, S. 269.

[3]) Wagner, t. II, p. 307.

[4]) Schreiben vom 14. Januar 1696: Per la cognitione ch'io tengo, mi pare impossibile, ne giamai s'abbasserà l'orgoglio dell' Ottomano, fomentato da chi causa il più grave danno possi ricevere la Christianità, se non che con qualche gravissimo colpo che si li dii.

Allein das Verhältniß, in welchem der Kaiser zu seinen westlichen Bundesgenossen stand, gestattete ihm nicht völlig frei zu handeln. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen erhielt für den Feldzug von 1696 abermals den Oberbefehl in Ungarn. Ihm den Markgrafen Ludwig von Baden zur Seite oder gar unter ihn zu stellen, war nicht thunlich. Auch erklärte der Markgraf, daß er das Commando am Oberrhein unter keiner Bedingung aufgeben dürfe, weil, wenn es geschähe, dann die Truppen der Reichskreise Schwaben und Franken nicht mehr in Uebereinstimmung handeln, und es in der Hand des Königs von Frankreich stehen würde, zum Schaden des Reiches große Fortschritte zu machen.[1]) — Der Kaiser gab dem Kurfürsten Friedrich August die erprobten Generale Caprara und Heisler zu.

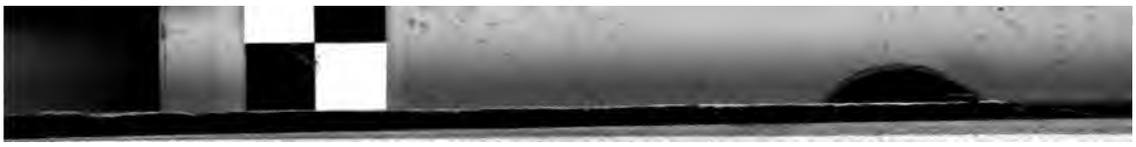
Daneben handelte es sich um ein selbständiges Commando in Siebenbürgen. So sehr der Kaiser Leopold in dem Könige von Frankreich seinen politischen Gegner erblicken mußte, so lag es ihm dennoch völlig fern, darum auch den einzelnen Mitgliedern dieser Nation Abneigung entgegen zu tragen. Seit langen Jahren stand in seinem Dienste ein Graf Rabutin. Diesem verlieh der Kaiser das Commando in Siebenbürgen. „Obwohl ich weiß, schrieb er an Marco d'Aviano, daß Viele trachteten, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen, so mögen Ew. Hochwürden mir glauben, daß ich ihn vorher reiflich erwogen und darum daran festgehalten habe. Immerhin französischer Nation, ist Rabutin ein rechtschaffener Mann, erfahren und durchaus uneigennützig. Darum wird er seine Aufgabe zu erfüllen wissen."[2]) Marco d'Aviano sprach seine volle Zustimmung aus. „Siebenbürgen, erwiederte er, bedurfte zur inneren Beruhigung der Aufrechthaltung seiner Landstände. Dazu war nur eine Persönlichkeit geeignet, in der sich Uneigennutz, Wohlwollen, Treue zusammen finden. Da der Graf Rabutin diese Eigenschaften in sich vereinigt: so entspricht die Wahl desselben dem Willen Gottes."

Noch in einer anderen wichtigen Angelegenheit hielt der Kaiser fest an seinem Entschlusse. Er verlangte, daß Temeswar das Object des Feldzuges sein müsse, wider das Abrathen der Mehrzahl der Generale.[3]) Dem Kaiser mochte dabei die Erinnerung an 1686 und 1688, an Buda und Belgrad, vorschweben. Beide Male hatte sein Wille auf den Entschluß der schwankenden und bedenklichen Heerführer bestimmend eingewirkt. Aber es war doch ein großer Unterschied zwischen jenen beiden Jahren und dem Jahre 1696. Damals war Marco d'Aviano bei der Armee, in Betreff der Wünsche des Kaisers wie ein alter ego desselben, in Betreff seiner eigenen Thätigkeit mahnend, treibend, und zugleich wieder ausgleichend, versöhnend. Auch dies Mal sprach Marco d'Aviano dem Kaiser über diesen Entschluß seine Freude aus, so wie die Hoffnung, daß, mit Gottes Hilfe, wenn die Häupter einträchtig handeln und Jeder in Aufrichtigkeit seine Pflicht thun würde, mit Hintansetzung alles

[1]) Der Kaiser an Marco d'Aviano, 17. März: Il Prencipe L. di B. non vuole in nessuna maniera venire a questo comando, dicendo che lasciando egli il comando delle truppe de circoli dell' Imperio, quelle non operarebbero di concerto.

[2]) Benchè so che molti volevano divertire questa mia risoluzione, lo creda che ci ho pensato bene et ho considerato, benchè di nazione francese, è huomo da bene, pratico et in somma senza interesse.

[3]) 7. Mai: Io sto ancora per l'assedio di Temesvar, benchè quì li più generali et altri me lo dissuasino.



eigenen Interesses, Temeswar fallen müsse.[1]) Aber Marco d'Aviano persönlich war fern in der Stille seines Klosters.

Bereits am 25. Mai befand sich der Kurfürst in Buda. Die Regimenter waren vollzählig, die Schiffe auf der Donau bereit. Dennoch verstrichen vierzig Tage ungenützt. Dann brach das Heer auf. In Szegedin hielt der Kurfürst Kriegsrath. Die Umstände waren ungünstiger geworden. Der Sultan Mustafa stand bereits bei Nisch. Dennoch hielt man fest an dem Plane der Belagerung von Temeswar. Sie begann. Aber die Türken nahten heran zum Entsatze. Es kam zum Treffen. Der Ausgang, nicht ein eigentlicher Sieg der Türken, war dennoch unglücklich für die Kaiserlichen, weil er den Plan des Feldzuges vereitelte. Am 16. September befand sich Friedrich August schon wieder in Wien. Auch der Sultan Mustafa begnügte sich mit dem Geschehenen und kehrte wieder um.

Marco d'Aviano drängte seine Kritik des ganzen Feldzuges in den einen Satz zusammen: „Wenn die Armee um einen Monat früher vor Temeswar erschienen wäre: so wäre jetzt der Platz im Besitze Ew. K. Majestät, mit allen den wichtigen Consequenzen, die daran sich knüpfen."[2])

Größeren Ruhm als Friedrich August erwarb sich damals der Czar Peter von Moskau, dem es nach vielen Mühen endlich gelang, sich zum Herrn von Asow zu machen. Die Leistung, welche die Aufmerksamkeit von Europa erregte, schien dem jungen Fürsten das Recht zu verleihen, in die heilige Liga aufgenommen zu werden. Dies war sein eifriges Bemühen. Er erreichte es in so weit, daß der Kaiser Leopold, im Februar 1697, einwilligte in ein Bündniß auf drei Jahre. Bereits spann der aufstrebende junge Czar weit ausgehende Plane. Ob auch diese damals noch nicht offen hervortraten, so war von seiner Thatkraft mehr zu erwarten, als von den Leistungen des in sich zerspaltenen Polens und der ermüdeten Republik Venedig.

Noch einmal tauchte dann wieder der Gedanke empor, den kaiserlichen Waffen zu Hilfe zu kommen durch eine Diversion zur See. Im Herbste 1696 traten, im Haag, einige holländische See-Capitäne zu dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Kaunitz. Die Ausführung ihres Planes gegen Constantinopel, sagten sie, erfordere zwölf Capital-Schiffe. Diese würden miethweise auf sechs Monate zu erlangen sein von den zwei nordischen Kronen. Diese Flotte, unter der Kriegsflagge des Doppeladlers, würde unerwartet vor Constantinopel erscheinen, die Stadt zusammen schießen, damit dem ottomanischen Reiche den Herzstoß geben, und zum unsterblichen Ruhme des Kaisers dem langwierigen blutigen Kriege ein kurzes Ende bereiten. Eine eingehende Kostenberechnung lag dem Plane bei. Der Anschlag betrug für die sechs Monate reichlich eine halbe Million Reichsthaler.[3])

Der Graf Kaunitz sandte den Plan mit seiner Empfehlung nach Wien. Die einzige übrig gebliebene Spur, daß er dort zur Erwägung gekommen, sind einige Ausrufungszeichen am Rande des Kostenanschlages. Wie auch sollte, bei den Finanz-

[1]) Padova, li 13 Luglio: Quanto poi mi riesca di gradimento la nuova che le armi di V. M. C. siino incaminate all' assedio di Temesvar, luogo di tant' importanza, le conseguenze tanto importanti, e spero, con l'ajuto di Dio, quando li uffiziali siino d'accordo e facino le parti loro con sincerità, posposte le politiche, caderà nel potere di V. M. C.

[2]) Schreiben vom 14. December: Se le armi di V. M. C. fossero state un mese prima all'attacho di Temesvar, quella piazza sarebbe hora nel potere di V. M. C., con le conseguenze grandissime.

[3]) Anlage zum Berichte des Grafen Kaunitz, vom 13. October 1696. K. k. Archiv. Hollandica.

zuständen der kaiserlichen Monarchie, bei der Unehrlichkeit vieler Diener derselben, eine solche Summe noch nebenher zu beschaffen sein! Diese Unehrlichkeit zeichnete Marco d'Aviano dem Kaiser einmal in den nachdrücklichen Worten: „So wie ich die Dinge kenne, haben Ew. K. Majestät eine große Menge von Dieben, die zum Scheine sich alle zeigen als treu ergebene Diener, aber in der That sich alle als interessirt beweisen und nur auf den eigenen Vortheil ausgehen." [1])

Die Unterstützungen von Rom aus für den Kaiser zum Türkenkriege flossen sehr spärlich. Zu Ende des Jahres 1695 sandte der Kaiser den Grafen Martiniz als Botschafter nach Rom, um diese Sache zu betreiben. Er sprach sich darüber aus mit folgenden Worten: „Ich sehe, daß der Papst für das Wohl der Christenheit geringe Hilfe beiträgt. Der Grund ist, daß er einen sofortigen Friedensschluß mit Frankreich verlangt, und diesen, wie es scheint, erzwingen möchte. Aber so befriedigt er die Christenheit nicht. Es dürfte doch einen besseren Weg geben; aber ich besorge, daß der heilige Vater seiner Umgebung nicht Herr ist, und glaube sogar, daß er von seinen Räthen unter guten Vorwänden irre geführt wird." [2])

Der Graf Martiniz machte in Rom seine Vorstellungen. „Er hat, meldet der Kaiser, am 17. März, auch nicht das Geringste erlangen können, ja nicht einmal ein Versprechen. Und zwar hat man sich zu entziehen gesucht unter einem Vorwande, der, nach meiner Ansicht, dafür nicht ausreicht, nämlich daß Frankreich den Papst dann für parteiisch und nicht als gemeinsamen Vater ansehen würde. Ich gestehe, daß ich nicht fasse, wie er als parteiisch erscheinen könnte, wenn er die Christenheit unterstützt und den Fortschritt des Feindes derselben und unseres heiligen Glaubens zu hindern trachtet. Daher stelle ich auch dieses Gott anheim, der mich nicht verlassen wird." [3])

Der Kaiser hegte im Stillen die Hoffnung, daß Marco d'Aviano sich nach Rom begeben und den Papst Innocenz XII. zur Hilfe im Sinne seines Vorgängers Innocenz XI. bewegen würde. Aber Marco d'Aviano wich der leisen Andeutung aus. Der Kaiser erkannte den eigentlichen Grund. „Ich glaube, erwiederte er am 30. Juni, daß Ew. Hochwürden durch eine Reise nach Rom Gutes bewirken würden; aber ich weiß wohl, daß man Ihnen die Anwesenheit dort nicht gestatten wird." [4])

Denn in Betreff der moralischen Verpflichtung des Papstes zu Beisteuern für den Türkenkrieg, dachte Marco d'Aviano völlig wie der Kaiser Leopold. „Ich kann es nicht fassen, antwortete er dem Kaiser, am 13. Juli, wie Rom, das sonst mit solchen Argusaugen für das Wohl der Christenheit wacht, nun, wo so große Vortheile zu erlangen, wie geblendet dasteht, und eine Gunst der Umstände verliert, die vielleicht niemals wiederkehrt." Indessen unterließ auch Marco d'Aviano nicht seine Vorstellungen in Rom, und sie blieben nicht völlig ohne Erfolg. Papst Innocenz XII.

[1]) Dalla cognizione che io tengo, V. M. C. ha gran quantità di ladri, che in apparenza mostrano tutti cordiali servi di V. M. C., ma di fatto sono tutti interessati e cercano solo il loro proprio.

[2]) Schreiben vom 31. December 1695: E temo che cosi questo santo Padre poi non habbia la disposizione de tutti, havendo anche pensiere che venghi ingannato da ministri sotto pretesto buono.

[3]) Io confesso che non capisco che fosse parziale in assistere la Christianità et impedire il progresso dell' inimico di questa e della nostra santa fede.

[4]) Io credo che andando V. R. a Roma havrebbe potuto fare del bene, ma so bene che la sua presenza non gli sarà permessa.

versprach ihm, dem Kaiser beträchtliche Summen zu senden, sobald der Friede in der Christenheit hergestellt sein werde.[1])

Aber die eigenen Mittel des Kaisers und seiner Unterthanen waren der Erschöpfung nahe. Es handelte sich daher nicht mehr um den Gewinn neuer Länder im Osten, sondern um die Sicherung des Erworbenen. So lange jedoch nicht wieder eine überlegene Feldherrn-Persönlichkeit auftrat, eine solche, die auch ungenügend versorgten Kriegern die Zuversicht des Sieges einzuflößen verstand, war eine endliche Entscheidung zu Gunsten der kaiserlichen Waffen nicht zu hoffen.

Das Jahr 1697.

Unterdessen ward im Westen der Friede mit Frankreich vorbereitet. Der erste Schritt zu demselben war das offene Abspringen des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen von der großen Allianz. Er hatte seit Jahren mit Ludwig XIV. heimlich unterhandelt: im Sommer 1696 wurden sie einig. Victor Amadeus schloß seinen Sonderfrieden mit Frankreich und zugleich ein Bündniß, so daß er nun seine Truppen mit den französischen vereinigte und, als Oberfeldherr beider, seine Waffen wider die Kaiserlichen wendete, die bis dahin ihn gegen die Franzosen geschützt hatten. Die Kaiserlichen mußten Italien verlassen.

Der Verrath des Herzogs Victor Amadeus wirkte beschleunigend auf die längst gehegten Friedensgedanken im Haag und in London. Das hauptsächliche Hinderniß war nur noch die Weigerung des Kaisers Leopold, die Stadt Straßburg bei Frankreich zu belassen. Vom Ende des Jahres 1696 an, deuteten mancherlei Anzeichen auf die Gefahr hin, daß der Kaiser sich in Betreff der Wiedererlangung von Straßburg für das Reich, auf seine Bundesgenossen England und Holland nicht sicher verlassen könne, sondern daß sie in ihn dringen würden, anstatt Straßburgs das dargebotene Aequivalent, die Stadt Freiburg im Breisgau, anzunehmen.

Keimten somit aus dem Verrathe des Herzogs Victor Amadeus viele Nachtheile: so blieb es noch Monate lang verborgen, daß dies Unglück auch eine Kehrseite haben würde, und daß aus demselben für den Kaiser und seine Monarchie mittelbar ein Glück erwachsen könne, nämlich nach Osten.

Werfen wir zum Beginne dieses Jahres 1697 einen raschen Rückblick auf den bisherigen Verlauf des großen Türkenkrieges.

Länger als sechs Jahre hindurch, vom September 1683 bis zum Ende 1689, war fast jegliche Botschaft aus dem Türkenkriege diejenige eines Sieges der kaiserlichen Waffen. Damals hoffte man auf einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden. Die Hoffnung erfüllte sich nicht, zu nicht geringem Theile durch das Schüren Frankreichs in Constantinopel. Wir haben damals das Wort Ludwigs XIV. zu Carl XI. von Schweden vernommen, daß er, ohne die Hilfe der Türken wider den Kaiser, den Krieg gegen die große Allianz nicht bestehen könne. Diese Hilfe blieb ihm. Mit dem Beginne des Jahres 1690 trat für den Kaiser die schreckensvolle Wendung ein. Die Siegesfluth des Osmanenthumes rollte abermals von Osten nach Westen. Der Sieg der Kaiserlichen bei Salankemen, im Jahre 1691, setzte den Türken nur ein

[1]) Schreiben Marco d'Avianos vom 9. December 1697 und 16. Januar 1698.

Ziel ihrer Fortschritte, stellte die früheren Erfolge der Kaiserlichen nicht her. Dann schleppte der Krieg sich hin, schwerfällig, kostspielig, ohne Entscheidung. Die Türken wurden im Kampfe erhalten durch die Hoffnung auf den Wiedergewinn des Verlorenen und nicht zum geringen Theile durch französische Mahnungen und, je nach Bedarf, französisches Gold.

Die Türken hatten für Ludwig XIV. erhebliche Dienste geleistet. Auf seine Abmahnungen hatten sie mehr als einmal das Angebot der Friedensvermittelung von Seiten der Seemächte verworfen. Sie vertrauten darauf, daß ebenso auch der König von Frankreich ihnen die gegebene Zusage halten, nicht ohne sie seinen Frieden machen werde. Aber nun gelangte, zu Ende des Jahres 1696, auch zu ihnen das Gerücht, daß man in Holland über einen allgemeinen Frieden des Westens verhandle. Der Großwesir stellte den Gesandten Chateauneuf zur Rede. Dieser hatte einen schweren Stand. Er wandte sich fragend nach Versailles. Der Minister Torcy sandte ihm, am 19. Januar 1697, ein Handschreiben des Königs an den Sultan, und weitere Erörterungen dazu von merkwürdiger Art. [1])

„Der allerchristlichste König, hieß es darin, versichert aufs neue den Sultan seiner Freundschaft. Allerdings hat der König begonnen, den Bitten der wider ihn verbündeten Mächte das Ohr zu leihen; aber im Grunde wird das alles auslaufen zum Vortheile für die hohe Pforte. Denn alle diese Anknüpfungen bezwecken von Seiten Frankreichs nur, einige Mächte von der Allianz loszureißen, wie es schon mit dem Herzog von Savoyen geschehen. Dadurch hofft der König von Frankreich nach und nach die Allianz aufzulösen, und die Macht seiner Feinde so zu schwächen, daß er sich in den Stand gesetzt sieht, alle seine Kraft wider den Kaiser zu wenden. Denn mit diesem wird er niemals einen definitiven Frieden schließen." [2])

Den Türken gegenüber waren diese Worte thatsächlich unwahr. Denn daß Ludwig XIV. damals den Frieden überhaupt wollte, und darum auch, wenigstens äußerlich, mit dem Kaiser, bewies er durch seine Bereitwilligkeit eine Reihe fester Plätze abzutreten, die nicht in den Händen der Verbündeten waren. Und dennoch hatten jene Worte in Bezug auf den Kaiser innerlich ihre Wahrheit. Ludwig XIV. suchte den Frieden, um die große Allianz, die als Defensiv-Allianz auch nach dem Friedensschlusse fortdauern sollte, im Frieden eher zu zersetzen und aufzulösen, als es ihm im Kriege möglich war. Denn er fürchtete diese Allianz, oder genauer, er fürchtete den geheimen Artikel derselben. Wir haben gesehen (S. 444), daß der Kaiser Leopold durch denselben die beiden hauptsächlichen Pläne Ludwigs XIV. zu vereiteln suchte: das Trachten nach der römischen Kaiserkrone und dasjenige nach dem spanischen Erbe. Der erste Plan war dem Könige bereits mißlungen, die Kaiserkrone ihm unerreichbar. Aber der zweite stand noch aus, und eben damals, im Herbste 1696, stieg durch eine schwere Krankheit des kinderlosen Königs Carl II. von Spanien, des letzten Habsburgers dort, die Frage am politischen Horizonte empor. Der geheime Artikel der Allianz von 1689 war sehr wenigen Personen in Wien und im Haag bekannt, in England lediglich dem Könige. Und dennoch hatte der goldene Schlüssel Ludwigs XIV., sei es in Wien, sei es im Haag, auch dies Geheimniß ihm erschlossen, und diese seine Kunde war fortan der Angelpunkt seiner Politik. Um dieser seiner Kunde willen

[1]) La Lande: Histoire de l'Empereur Charles VI, t. I, p. 30. — Capefigue: Louis XIV, t. IV, p. 38.

[2]) Avec lequel elle (la France) ne ferait jamais la paix definitive.

ſuchte er 1697 den Frieden. Aber er hatte ſubjectiv für ſich das Recht zu ſagen, daß er mit dem Kaiſer niemals einen definitiven Frieden ſchließen werde, weil er nehmen wollte, was rechtlich dem Kaiſerhauſe gebührte, das Erbe der ſpaniſchen Monarchie.

Die Türken dagegen wollte Ludwig XIV. auch ferner ſo lange wie möglich gebrauchen, wozu ſie ihm gut waren, nämlich als das Werkzeug den Kaiſer zu lähmen und abzumatten. Und darum führte er ihnen gegenüber jene damals ſachlich unwahre Rede.

Allein er fügte den Worten ein Gewicht hinzu. Die Beredtſamkeit, mit welcher der Geſandte Chateauneuf die ihm angegebenen Gedanken in Conſtantinopel entwickelte, erhielt Nachdruck durch reichlich eine Million franzöſiſcher Livres, beſtimmt zur Vertheilung unter die geeigneten Perſönlichkeiten.[1]) Vor dem Klange und dem Glanze dieſes Goldes verſtummte bei den Wortführern in Conſtantinopel jeder Zweifel an der Aufrichtigkeit des großmüthigen Königs von Frankreich. Die hohe Pforte war bereit den Krieg fortzuſetzen. Der Sultan Muſtafa übernahm perſönlich wieder den Oberbefehl.

Auf kaiſerlicher Seite verblieb das Commando abermals dem Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen. Seine Leiſtungen in den Jahren 1695 und 1696 mochten immerhin in Wien das Vertrauen in ſeine Befähigung nicht gekräftigt haben: bei der beträchtlichen Anzahl Hilfstruppen, die er ſtellte, und den Subſidien der Seemächte für ihn, konnte man ſich von ihm nicht losmachen. Im Jahre 1696 hatte der Kaiſer ihm Caprara und Heisler beigeordnet; der Letztere war bei Temeswar gefallen. Der Erſtere hatte als erprobter, früher ſelbſtändiger Feldherr ſich dem ungleich jüngeren Manne unterordnen müſſen, deſſen fürſtliche Würde in den Augen Capraras den Mangel der Befähigung an Einſicht und Charakter nicht erſetzte. Das Verhältniß hatte ſich als unhaltbar dargethan. Vor dem Beginne des Feldzuges 1697 handelte es ſich um einen Erſatzmann für Caprara. Durch lange Wochen hielt dieſe Frage den Kaiſer in Spannung. Am 5. Januar bat er Marco d'Aviano um Rath, auf jeden Fall um ſein Gebet, damit Gott ihn erleuchte, die beſte Wahl zu treffen.[2]) Der Kaiſer wiederholte dieſe Bitte ſieben Wochen ſpäter, am 25. Februar.[3]) Marco d'Aviano hatte bereits ſeinen Beſuch auf die Zeit zwiſchen Oſtern und Pfingſten in Ausſicht geſtellt. Er erneuerte das Verſprechen mit den Worten: „Nach Oſtern werde ich mich zu Ew. K. Majeſtät auf den Weg machen und dann werde ich wichtige Dinge mitzutheilen haben. Ich glaube, daß die göttliche Vorſehung dieſe meine Ueberkunft zu einem beſonderen Zwecke angeordnet hat, den der Teufel verhindern möchte. Vor Allem möge Ew. K. Majeſtät das Königreich Ungarn am Herzen liegen. Denn Derjenige, der nach der Univerſal-Monarchie über die Chriſtenheit trachtet, rechnet auf eine ſchwere Niederlage der kaiſerlichen Waffen in dieſem Feldzuge gegen die Türken."[4])

Um ſo dringender ward alſo die Sorge des Kaiſers, den rechten Mann an die Spitze ſeiner Armee zu ſtellen.

[1]) Capefigue, Louis XIV., t. IV, p. 38: une somme de douze cent mille livres.

[2]) 5. Januar: V. R. in questo mi potrebbe ben assistere con li suoi prudenti consigli, et essendo poi sicuro, farà colle orazioni, acciò Dio m'illumini di scielgere il migliore.

[3]) V. R. m'assista col suo consiglio e colle sue orazioni, acciò io risolva il più convenevole.

[4]) Schreiben vom 13. Februar.

Die rechte Wahl ward getroffen.

Und durch eine merkwürdige Verkettung der Dinge sehen wir rasch den Helden emporsteigen, dessen Name fortan auf lange Jahre hin für den Kaiser Leopold, für seine Söhne, die Kaiser Joseph I. und Carl VI. und ihre Monarchie gleichbedeutend war mit Sieg nach Osten und nach Westen.

* * *

Der Verrath des Herzogs Victor Amadeus, so nachtheilig er der gemeinen Sache sein mochte, hatte dennoch für den Kaiser Leopold den besonderen Vortheil, den Prinzen Eugen, der als Untergebener seines seit Jahren mit Frankreich verhandelnden Vetters von Savoyen seine Thätigkeit nicht nach Wunsch entwickeln konnte, von dort her verfügbar zu machen. Der Vorsitzende des Hofkriegsrathes, Graf Starhemberg, empfahl dem Kaiser zum Ersatze für Caprara bei dem Kurfürsten Friedrich August vor allen Anderen diesen erst zweiunddreißigjährigen General. „Denn unter Denen, die in Vorschlag kommen können, berichtet Starhemberg, weiß ich Keinen, der mehr Verstand, Erfahrung, Application und Eifer für Ew. K. Majestät Dienst besäße, so wie ein so genereuses und uninteressirtes Gemüth, auch die Liebe und den Respect der Soldaten.“ [1]) Im April ernannte der Kaiser den Prinzen Eugen zum Beigeordneten des Kurfürsten Friedrich August.

Es war der erste Schritt. Bald folgte der zweite, gewichtiger noch als der erste.

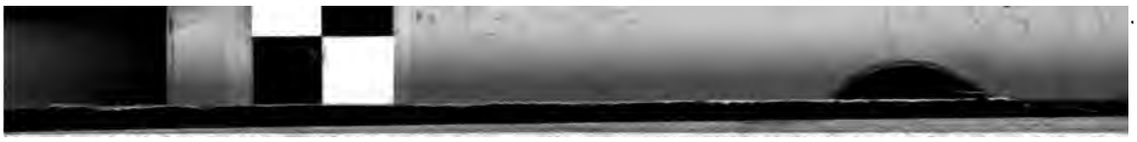
Bereits im Jahre zuvor war Johann III. Sobieski von Polen gestorben. Als Bewerber um die Krone traten hervor der Prinz Jakob Sobieski, Schwager des Kaisers Leopold, und der französische Prinz Conti. Die Aussichten standen lange günstig für den Letzteren. Erst kurz vor der Wahl trat noch ein dritter Bewerber auf, der Kurfürst Friedrich August, dessen Agent, der General Fleming, sich an Listen und Ränken dem französischen Abbé Polignac überlegen bewies. Bei der Wahl, im Juni 1697, stimmte die Mehrheit für den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen. Er nahm an und nannte sich fortan König August II. Durch diese Annahme der polnischen Krone befreite er die kaiserliche Armee von seiner Oberfeldherrnschaft.

Am 5. Juli übertrug der Kaiser dem Prinzen Eugen das selbständige Commando der Armee gegen die Türken.

Die hauptsächliche Absicht des Kaisers Leopold war immer auf Belgrad gerichtet. [2]) Aber die einige Monate hindurch währende Unsicherheit in Betreff des Oberbefehles war auch der Ausrüstung nicht günstig gewesen, und erst durch das nachdrückliche Eingreifen des Prinzen Eugen traten viele Schäden in der Heeresverwaltung recht ans Licht. Seine Berichte nach dem Eintreffen im Lager lauteten kläglich. Er fand an Mehl nur den Bedarf für vierzehn Tage, keinen Hafer. Es lagerte Getreide in Komorn und Buda; aber es harrte der Schiffe, und die Schiffleute verlangten zuvor eine Sicherheit für das Frachtgeld. „In der Kriegskasse, fügt der Prinz Eugen hinzu, befindet sich kein Kreuzer Geld, so daß ich gezwungen bin, tausend Gulden vom Grafen Herberstein zu leihen.“ Diese Lage der Dinge machte eine offensive Kriegführung sehr schwer.

[1]) Gutachten vom 15. März 1697, in d. Werke: Feldzüge d. Prinzen Eugen, Bd. II. S. 410.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. II. S. 458. Rescript des Kaisers an Prinz Eugen, vom 22. September. Auch für das Folgende die Actenstücke dort.



Dagegen kam den Kaiserlichen ein Aufstand in Asien zu statten. Bis zum 1. Mai befand sich noch kein Reiter aus Natolien diesseit der Meerenge. Dann jedoch sammelte sich das Heer bei Adrianopel und zog westwärts. Im August lagerte der Sultan Mustafa mit etwa 80.000 Mann bei Belgrad. Mit Hilfe seiner Donauflotte bemächtigte er sich der Mündungen der Theiß in die Donau, und bedrohte von dort aus Peterwardein. Die Besorgnisse in Wien stiegen; denn die kaiserlichen Streitkräfte lagen weit verstreut bis in Kroatien und Siebenbürgen.[1]) Der Prinz Eugen hatte es sich zur Aufgabe gestellt, alle diese zertheilten Streitkräfte an sich zu ziehen, namentlich auch das Corps von Rabutin, welcher die letzten Jahre hindurch in Siebenbürgen selbständig operirt hatte.

Der Monat August ging zu Ende, und Rabutin war noch nicht eingetroffen. Am 31. schrieb der Prinz dem Kaiser: „Läßt mir der Feind nur noch einige Tage Zeit, bis ich die kaiserliche Armee völlig zusammen bringe: so lebe ich der Hoffnung, mit göttlichem Beistande ihm sein Vorhaben allerdings sauer zu machen." Das Schreiben ist datirt aus dem Feldlager an dem Czikaer Moraste, drei Stunden herwärts von Zenta.

Die vertrauensvollen Worte des Prinzen Eugen nach Wien hin mochten einigen Trost gewähren; denn die Berichte des dort anwesenden Venetianers Ruzzini zeigen uns, daß man die Lage der Dinge als sehr schwer ansah. Dafür schien ein besonderes Zeichen zu sprechen. Ein Bild der heiligsten Jungfrau zu Kalo in Ungarn zeigte sichtliche Spuren vergossener Thränen. Auf Befehl des Kaisers ward es nach Wien in den Stephansdom gebracht, und dort zur Verehrung ausgestellt. Der Kaiser und seine gesammte Familie betheiligten sich an den öffentlichen Gebeten, welche bei der schwierigen Lage der Dinge die Allmacht Gottes zur Abwendung des etwa drohenden Unheiles anriefen.[2])

Als der Feldherr jene Worte niederschrieb, konnte auch er nicht ahnen, daß unweit derselben Stelle seine Hoffnung um beinahe vierzehn Tage später sich erfüllen sollte. Denn zugleich meldete er, daß er nach Peterwardein hin aufbrechen wolle, um dasselbe zu decken. Am 2. September stieß das Corps Rabutins von Siebenbürgen her zu ihm. Dann begann der Marsch südwärts, vier Tage hindurch. Am letzten derselben, dem 6. September, brach die Armee auf, eine Stunde vor Sonnenaufgang. In beständiger Fühlung mit der feindlichen Cavallerie, die bald hier, bald da angriff, marschirte die Infanterie bis zehn Uhr Abends. Zur Labung hatte sie weniges Morastwasser. „Ich kann, berichtet der Prinz Eugen dem Kaiser, den guten Willen und den tapferen Muth der Armee nicht genug loben. Ich glaube, daß auch nicht Einer war, der nicht mit Freuden den Feind erwartet hätte. Ob dieser vorn, ob in der Flanke uns neckte, brachte Niemanden in Verlegenheit. Ich rückte fort in aller guten Ordnung, und es blieb auch nicht ein einziger Mann zurück, obwohl der Marsch achtzehn Stunden dauerte."

Was immer vorher die Absicht des Feindes sein mochte, bereits am zweiten Tage nach der Ankunft in der Nähe von Peterwardein, am 8. September, erhielt

[1]) Finalbericht des ven. Botschafters Ruzzini, S. 349.

[2]) A. a. O. Pareva apunto, ch'il Cielo fosse precorso con i miracoli ad annunziar i più funesti successi, scaturiti con adorabile prodigio fonti abbondanti di lacrime visibili dall' Imagine della Beata Vergine di Kalò. Trasportata questa alla venerazione di Vienna, et a quella della pietà di Leopoldo e di tutta l'Imperiale Famiglia, udii nel tempo di S. Stefano, con forme publiche di divota humiltà ad invocar la destra dell' Omnipotenza in presidio della difficile congiontura,

der Prinz Eugen die sichere Kunde, daß das türkische Heer, nach dem Uebergange über die Donau bei Belgrad, am rechten Ufer der Theiß stromaufwärts ziehe. Demnach war, der Wahrscheinlichkeit gemäß, die Absicht gerichtet auf Szegedin, welches nicht Einen Tag lang sich würde halten können, und von dort nach Siebenbürgen. „Darum, berichtet der Prinz Eugen dem Kaiser, kehre ich auch morgen wieder um, und folge ihm auf dem Fuße."

Der mühevolle Marsch der letzten Tage war also abermals zu machen, nur in umgekehrter Richtung, dies Mal von Süd nach Nord. Die Hoffnung der Türken war augenscheinlich darauf gerichtet, daß sie bei dem Vorsprunge, den sie hatten, und mit ihren frischeren Kräften den Uebergang auf das linke Ufer der Theiß an irgend einer geeigneten Stelle vollbringen würden, bevor die ermatteten Kaiserlichen heran kämen. Die zum Zwecke einer Schiffbrücke eingerichteten Fahrzeuge wurden den Strom hinauf gezogen. Französische Ingenieure hatten den Bau zu leiten. Die Hoffnung des Prinzen Eugen dagegen war, auf die Türken zu treffen vor dem Uebergange oder während desselben.

Die Kaiserlichen marschirten den 9. September. Am Morgen des 10. berief der Prinz Eugen die Generale zum Kriegsrath, legte die Sachlage und die eingezogenen Kundschaften dar, und verlangte die Ansichten. Die Generale stimmten einmüthig für den Weitermarsch ohne Zeitverlust. So geschah es.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne des 11. September beleuchteten das kaiserliche Heer abermals auf dem Marsche. Um neun Uhr Morgens ward ein gefangener Türke, Dschafer Pascha, eingebracht, den die Todesdrohung zu der Aussage schreckte, daß der Sultan, auf die Kunde des Nachrückens der Kaiserlichen, nicht mehr den Marsch am rechten Ufer der Theiß hinauf fortsetze, sondern eine Strecke unterhalb Zenta die Schiffbrücke habe schlagen lassen, daß zunächst die Cavallerie auf das linke Ufer übergehe, die Infanterie in der am rechten Ufer eilig aufgeworfenen Verschanzung stehe.

Da die Nachricht Zweifel zuzulassen schien, eilte der Feldherr selber mit der Cavallerie voran, bis auf eine Stunde von dem Orte des Ueberganges. Er erfuhr nur Bestätigungen. Der Feind war in vollem Uebergange begriffen, nicht ohne Verwirrung. In der Wirklichkeit lagen sogar die Dinge noch günstiger, als Jemand berichten konnte. Denn zwischen dem Sultan und dem Großwesir war eine Differenz ausgebrochen, so scharf, daß der Letztere, auch ohne einen Angriff der Kaiserlichen, mit Sicherheit den Tod zu erwarten hatte. Die Brücke war in schlechtem Stande, daher die türkische Infanterie am rechten Ufer der Theiß vom Beginne an wie abgeschnitten. [1])

Unterdessen kam auch die kaiserliche Infanterie heran. Der Prinz Eugen formirte die Schlachtordnung, den rechten Flügel bis an die Theiß geschlossen, den linken weit in das Feld hinaus. Nach vollendeter Aufstellung blieben nur noch reichlich drei Stunden bis zum Sonnenuntergange. In voller Schlachtordnung marschirte die Armee vorwärts, auf die türkische Verschanzung zu. Der linke Flügel der Kaiserlichen schwenkte völlig herum bis an die Theiß. Dort bot sich ihm die schwächste Stelle des Feindes, weil es sich erfand, daß von der türkischen Wagenburg an bis zu dem inzwischen gefallenen Wasser ein freier Raum war von etwa vierzig Schritten. Ueber denselben drangen die Kaiserlichen den Türken in den Rücken.

[1]) Kantemir, S. 682. Er war mit im türkischen Hauptquartiere.

„Die Verschanzung, meldet nachher der Prinz Eugen, war so fest und hoch, daß ich nicht begreife, wie die kaiserliche Infanterie hat hinüber gelangen können. Die Cavallerie ist mit der Infanterie an den Graben vorgerückt, hat dort das Feuer ausgehalten und mitgestürmt wie die Infanterie, was ich die Zeit meines Lebens noch nie gesehen habe. Alsdann und da man in Folge des Angriffes von unserem linken Flügel her Luft bekommen, ist mit gesammter Gewalt Alles hinein gedrungen, und da war es nicht mehr möglich, den Soldaten zu halten. Er hat fast Keinem Quartier gegeben, weder Pascha noch Officier, so viel Geld sie auch boten."

Unter der Ueberlast der flüchtigen Türken zerbrach die Brücke. Der Nachschub Derer, die hinterwärts vor den Streichen der Kaiserlichen sich retten wollten, drängte die Vorderen in den Strom der Theiß. Die gesammte türkische Infanterie verblutete oder ertrank.

„Diese siegreiche Action, fährt der Prinz Eugen fort, hat sich geendet mit der Scheidung von Tag und Nacht, und hat sogar die Sonne von dem Tage nicht eher weichen wollen, bis sie mit ihrem glänzenden Auge den völligen Triumph von Ew. K. Majestät glorwürdigsten Waffen vollständiglich mit anschauen können."

Und dann folgt die warme Anerkennung des Feldherrn für seine Armee. „Allergnädigster Herr, fährt der Prinz Eugen fort, den tapferen Heldengeist Ihrer gesammten Generale, Officiere und Soldaten kann meine schwache Feder nicht genugsam entwerfen, weniger denn sattsam loben und preisen. Und geruhen Ew. K. Majestät diese meine schuldige Contestation nicht aufzunehmen für das gewöhnliche Compliment, welches man pflegt bei allen glücklichen Actionen den Armeen zuzueignen; sondern ich muß es mit wahrer Gerechtigkeit bekennen und zum unsterblichen Nachruhme Ihrer unvergleichlichen Armee, als das geringe Haupt derselben, bezeugen: es sind zwar etliche, die Gelegenheit gehabt haben, vor Anderen sich auszuzeichnen; insgesammt aber ist nicht ein Einziger, welcher — so viel ich weiß — nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan hätte. Dasselbe gilt von den verbündeten Truppen." Dann bat der Feldherr für seine Armee um die längst verheißene Zahlung.

Für sich persönlich erhielt er noch eine Anerkennung besonderer Art. Am zweiten Tage nach der Schlacht, dem 13. September, gelangte an ihn ein kaiserliches Schreiben vom 5. September. Er konnte darauf erwiedern mit den folgenden Worten: „Ich darf meine große Consolation bezeugen, daß Ew. K. Majestät nicht allein alle meine bisher gemachten Anstalten genehmigen, sondern auch dasjenige mir anbefehlen, was ich bereits vollbracht, bevor das Schreiben Ew. K. Majestät mir behändigt wurde."[1])

Der Hofkriegsrath hob auch nachher in seinem Berichte an den Kaiser hervor, daß er nichts auszustellen, sondern alles nur zu rühmen habe, besonders die vortreffliche Disposition des Marsches von Peterwardein auf Zenta. Die dankbare Gesinnung des Kaisers entsprach dem Geleisteten. Zur Bethätigung derselben fehlten die Mittel. Die siegreiche Armee litt auch nachher Noth wie zuvor.

Die türkische Infanterie war fast völlig vernichtet, die Artillerie verloren. Beim Anblicke der Niederlage der Seinigen enteilte der Sultan Mustafa in wilder Flucht — ohne dringende Noth, weil die Kaiserlichen an dem Tage nicht über den Strom

[1]) Der Bericht in dem genannten Werke des k. k. Generalstabes, Bd. II, Supplementheft, S. 61. — Ich bemerke dazu, daß schon Wagner, in t. II, p. 346, diese Thatsache hervorgehoben hat. Um so weniger ist es erforderlich, auf die irrthümlichen Behauptungen Anderer einzugehen.

konnten. Tököly, dem nun endlich alle Hoffnung unterſank, plünderte die in den Zelten des Sultans hinterlaſſenen Koſtbarkeiten. Die völlige Auflöſung der türkiſchen Heeresmacht tritt beſonders in der Thatſache hervor, daß der Sultan ſich drei Tage in Temeswar verborgen hielt, ohne daß es Jemand wußte, als der Paſcha. Der Geſchichtſchreiber Kantemir, der dieſe Tage im türkiſchen Lager mit durchlebt, ſchauderte noch ſpäter zurück bei der Erinnerung an die grauenvolle Unordnung derſelben, bei der es keine Sicherheit gab, ſo wenig bei Freunden wie bei Feinden. [1])

Das Siegel, welches der gefallene Großweſir am Halſe getragen, überreichte als eine Beute der koſtbarſten Art der Prinz Eugen einige Wochen ſpäter perſönlich dem Kaiſer. Es ward hervorgehoben, daß dies bis dahin nie geſchehen, daß ſogar auch bei Salankemen, obwohl der Großweſir dort gefallen, das Siegel nicht erbeutet worden ſei. Die volle Bedeutung des Sieges, nach dem Urtheile der Kundigen, ergibt ſich jedoch für uns erſt aus den Worten des Generals Rabutin an den Grafen Kinsky: „Wenn nicht die Gnade Gottes die Augen der Feinde geblendet hätte: ſo konnten Sie für den Winter in Wien nicht bleiben.“ [2]) Wir finden dieſelben Gedanken in etwas anderer Form bei dem Venetianer Ruzzini in Wien. Nachdem er jener Fürbitten in St. Stephan gedacht, fährt er fort: „Aber, als man nach dem Verlaufe weniger Wochen, wider den früheren Schein und über Erwarten, im ſelben Stephansdome die leuchtenden Trophäen des gewaltigen Sieges von Zenta an den Säulen und Gewölben niederwallen ſah, da drängte es einen Jeden, mit dem Freudenjubel immer aufs neue zu vereinigen das Dankgebet für die unerforſchlichen Rathſchlüſſe Gottes. Denn auch die in den menſchlichen Dingen erprobteſte Klugheit muß bekennen, daß die Hand Gottes ſich in dieſer Wandlung der Dinge offenbarer und mächtiger gezeigt hat, als in vielen anderen früheren. Denn ſie hat die Umſtände der ſchwerſten Beſorgniß gewandelt in die Urſachen des größten Triumphes. Und darauf hin kann nun der Weg zur endlichen Entſcheidung des Friedens beſchritten werden.“ [3])

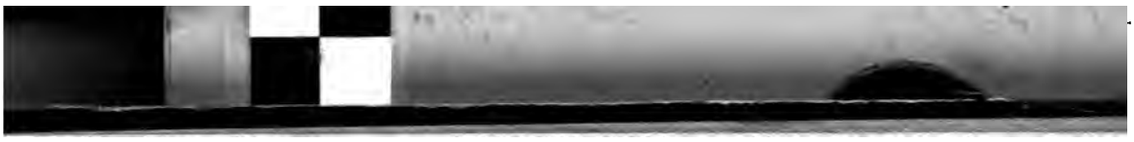
* * *

In dieſem Sinne meldete auch der Kaiſer den Sieg ſeinen Bundesgenoſſen, den Königen von England und Spanien. „Nicht für uns allein, ſchreibt er an den König Wilhelm III., iſt ja dieſer Sieg errungen, ſondern zugleich für die geſammte Chriſtenheit, und namentlich für unſere Bundesgenoſſen. Daher lebe ich des Vertrauens, Ew. Liebden werden die Kunde mit derſelben Freude aufnehmen, mit welcher ich immer die günſtigen Nachrichten von Ihnen her begrüßt habe. Aber zugleich bekenne ich, nicht wenig bekümmert zu ſein, daß ich und das römiſche Reich von unſeren beſten Bundesgenoſſen, deren Wohlfahrt und Freundſchaft ich höher geachtet als mein eigenes Intereſſe — dies bezieht ſich auf den Winter 1688/9 — nun ſo ſehr verlaſſen zu ſein ſcheine, daß der Feind in unerhörter Weiſe, mit Ausſchluß jeglicher Verhandlung, nicht ſo ſehr harte Bedingungen vorſchreibt, als vielmehr mir und dem Reiche höchſt

[1]) Kantemir, S. 690.

[2]) Feldzüge des Prinzen Eugen, Bd. II. S. 210. — Die Anſicht der Herren Arneth, in Prinz Eugen, Bd. I. S. 106, und Angeli, in dem erſtgenannten Werke, S. 210, daß aus den Worten Rabutins ein Neid gegen den Prinzen Eugen hervorblicke, iſt in denſelben nicht begründet. Der Venetianer Ruzzini ſtimmt in ſeiner Anſchauung weſentlich mit Rabutin überein, und zollt doch an einer anderen Stelle, Finalbericht S. 412, dem Prinzen Eugen ſeine volle Anerkennung.

[3]) Finalbericht Ruzzinis, S. 349.



unbillige Gesetze auferlegen will. Die Nachtheile, die daraus für das Gemeinwohl erwachsen, liegen so augenfällig vor, daß ich im Vertrauen auf die Einsicht und die Bundestreue Ew. Liebden die Abwendung derselben erhoffe."

Die schmerzliche Klage des Kaisers bezieht sich auf das Verhalten der Seemächte bei der Friedenshandlung in Ryswyck. Es war dem Könige von Frankreich in so weit gelungen, die Mitglieder der Allianz von einander zu trennen, daß namentlich die Republik der Niederlande nicht mehr für die Rückgabe von Straßburg an das Reich eintrat, und auch ohne dieselbe zum Abschlusse des Friedens bereit war. Als jenes kaiserliche Schreiben in die Hände des Königs Wilhelm III. gelangte, hatte auch er sich dem Drucke der Bürgermeister von Amsterdam bereits gefügt. Am 20. September schlossen die Seemächte und Spanien ihren Frieden mit Frankreich, so daß sie zugleich dem Kaiser eine Frist von sechs Wochen für den Beitritt ausbedangen. Sie hielten fest an der Meinung, daß der Kaiser das für die Reichsstadt Straßburg von Frankreich dargebotene Aequivalent, die habsburgische Erbstadt Freiburg, weil so viel vortheilhafter für ihn, dennoch annehmen werde. Wenn nicht, so erschien in den Augen der Kaufleute von Amsterdam der Kaiser als ein thörichter Mann, der wider sein eigenes Interesse handle. Es war die Weltanschauung der Kaufleute von Amsterdam. Einen anderen Standpunkt vertrat der römische Kaiser Leopold.

„Ich empfinde den Stand der Dinge im Haag um so schmerzlicher, schreibt der Kaiser, am 10. September, dem Tage vor dem Siege bei Zenta, seinem Botschafter Harrach in Madrid, je weniger ich die Macht habe ihn zu ändern. Aber ich meines Ortes kann mich freiwillig zu diesem Stande nicht bequemen, werde auch niemals dazu schreiten, es sei denn, daß ich von der Reichs-Deputation wie mit Gewalt dazu gezwungen werde."

Ein Zwang dieser Art trat heran. „Auf der reichsständischen Gesandten einmüthiges Begehren, melden die kaiserlichen Friedens-Botschafter aus dem Haag, am 27. September, sind wir genöthigt einzuwilligen in die Zurücklassung der Stadt Straßburg." [1])

Und darauf hin ward am 1. November 1697 der Friede von Ryswyck geschlossen.

* * *

Der Gewinn, den nach dem Westen hin der Sieg von Zenta für den Kaiser nach sich zog, war daher wesentlich nur moralischer Art. Abermals erklangen durch das gesammte Abendland, außer in Frankreich, die Siegesfanfaren über den gemeinsamen Feind der Christenheit, die Völker mahnend an den römischen Kaiser, der seinen Beruf, schützend vor dem Abendlande zu stehen, in würdiger Weise erfüllt hatte.

Anders dagegen war es mit den Folgen nach dem Osten hin. Es waren genau vierzehn Jahre verflossen seit dem ersten Siege des Herzogs Carl von Lothringen vor Wien, am 12. September 1683, bis zum Siege des Prinzen Eugen bei Zenta, am 11. September 1697. Jener erstere Sieg brach die zum letzten Male anrollende Fluthwelle des bis dahin siegenden Osmanenthumes — dieser andere, größer noch und entscheidender, drückte auf die durch den ersteren Sieg erfolgte Wendung der Dinge das Siegel der Bestätigung.

[1]) Ausführlicher dargel. in m. Werke: Fall d. Hauses Stuart u. s. w., Bd. VIII, S. 459 u. f.

Die einstigen Hoffnungen waren allerdings nicht erfüllt. Die Türken waren nicht wie man im Jahre 1688 hoffen durfte, nach Asien zurückgeworfen. Warum es nicht geschehen war, hatte der Kaiser Leopold, im Januar 1692, dem Papste Innocenz XII. mit den eindringlichen Worten dargelegt (S. 481): „Die Christenheit beseufzt und die Nachwelt wird es verwünschen, daß der allerchristlichste König unseren vollen Siegeslauf gegen die Türken gerade dann unterbrochen hat, als wir im Vertrauen auf die kurz zuvor mit ihm erneuten Verträge allzu sorglos waren" u. s. w.

Allein wenn auch das im Jahre 1688, wie es schien, erreichbare Ziel durch die Untreue jenes Verstörers der Christenheit, als welchen damals der Kaiser Leopold und Marco d'Aviano den König Ludwig XIV. von Frankreich bezeichneten, in unabsehbare Ferne gerückt wurde: so erzwang doch der Sieg von Zenta die Geneigtheit der Türken zum Frieden auf Grund desjenigen Standes der Dinge, den sie bereits acht Jahre zuvor hätten haben können, wenn nicht das Gold des Königs von Frankreich die Augen ihrer Häupter geblendet hätte. Es ist möglich, daß endlich auch diese Häupter zur Klarheit darüber gekommen waren, in wie weit sie auf die Verheißungen jenes Königs zu bauen hatten. Dies diente ihnen für die Zukunft zur Mahnung; denn den langen spanischen Erbfolgekrieg hindurch wiesen die Türken die Werbung des Königs von Frankreich um ihre Mithilfe wider den Kaiser zurück.

Es fragte sich also, wie man zum Frieden gelangen könne.

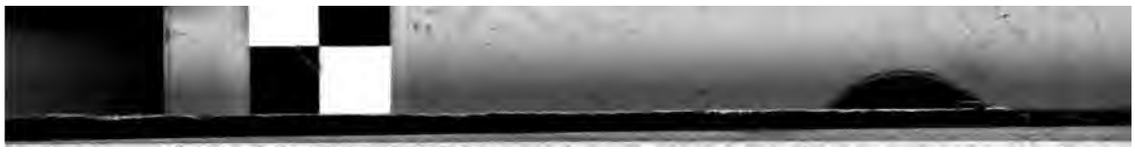
Die Jahre 1698 und 1699.

Die Unterhandlung und der Friedensschluß von Carlowitz.

Auf die Nachricht des Sieges von Zenta ließen der König Wilhelm III. und die Republik der Niederlande durch ihre Botschafter in Constantinopel, Lord Paget und Colyer, das Angebot der Vermittelung des Friedens erneuern. Der neue Großwesir, wieder der Familie Köprili entnommen, bewies sich nicht mehr abgeneigt. Denn zu der schweren Niederlage von Zenta fügte sich noch eine Reihe anderer Beweggründe. Die französische Diversion im Westen hatte aufgehört: also konnte fortan der Kaiser nachdrücklicher gegen Osten auftreten. Der neue König von Polen, August II., war ein kriegseifriger junger Fürst, nicht durch seine Wahl, wie sein Vorgänger Johann III. Sobieski, moralisch abhängig von Frankreich, und durch sein Erbland Kursachsen reicher an eigenen Mitteln. Noch eifriger für den Krieg gegen die Türken war der Czar Peter von Moscovien. Damals auf seiner Wanderung in Holland und England begriffen, redete er im Haag und zu dem Könige Wilhelm III. offen über seinen Plan, Constantinopel zu nehmen.[1]) Wenn auch die Türken derartige Einzelnheiten nicht wußten, so meldeten doch die Gerüchte genug von den ungeheueren Vorbereitungen des jungen Czaren zum Türkenkriege.

Im Monate Januar 1698 faßte ein Divan, bestehend aus den ersten Würdenträgern der Pforte, den Beschluß, den Antrag des Lord Paget auf die Friedensvermittlung anzunehmen. Das Schreiben des Großwesirs enthielt, daß, obwohl der Satz des uti possidetis, im strengen Sinne genommen, der Würde der Pforte nicht

[1]) Die Berichte des Grafen Auersperg vom 20. August und 15. September 1697.



entspreche, sie dennoch bereit sei im Principe dasselbe anzuerkennen, nur mit einigen Einschränkungen. Namentlich wollten die Türken nicht sich fügen in den völligen Verzicht auf jedes Anrecht an Siebenbürgen, andererseits wollten sie in die Abtretung einer Reihe von festen Plätzen nur im geschleiften Zustande derselben willigen. Paget erwiederte ihnen, daß sie diese Bedingungen nicht erhalten würden.

Der Bericht ging von Constantinopel aus nach London, und von dort, mit der dringenden Mahnung des Königs zum Frieden, nach Wien. Der Kaiser und die Republik Venedig waren auch so willig zum Frieden. Aber man kannte aus langer Erfahrung die mala fides der Türken. Darum stellten der Graf Kinsky, im Namen des Kaisers, und der venetianische Botschafter in Wien, Ruzzini, ein bestimmtes Präliminare fest, auf Grund dessen diese beiden Mächte bereit seien zum Frieden. Es verlangte den Besitzstand, ohne Ausnahme, ohne Bedingung, noch Vorbehalt.[1] Es kam nun darauf an, einerseits die Türken, andererseits den Czaren und den König von Polen zur Annahme derselben Basis für beide Theile zu bewegen und demgemäß zu einem Friedens-Congresse zu gelangen.

Der Geneigtheit des Kaisers und der Republik zum Frieden entsprach nicht eine gleiche Gesinnung jener anderen Bundesgenossen. Wilhelm III. und die Republik der Niederlande, in dem lebhaften Wunsche, daß, beim Eintreten des erwarteten Todesfalles in Spanien, der Kaiser im Osten nicht verwickelt sein möge, drängten zum Frieden auf alle Fälle. Der König August von Polen, sagten sie, besitze bei allem Eifer und aller Ruhmesgier, nicht die Mittel zu einer nachdrücklichen Kriegführung. Der Czar habe die Leistungen, die er in Aussicht gestellt, nicht vollbracht. Der Kaiser möge sich durch sie nicht abhalten lassen, die günstige Disposition der Türken zu benützen.[2]

Die Mahnungen blieben in Wien wirkungslos, weil in ihnen die Zumuthung lag, über die Bundesverträge hinweg zu gehen. Eine Zumuthung dieser Art konnte anderswo Erfolg haben, nicht bei dem Kaiser Leopold. England und Holland hatten also ihre Bemühungen dahin zu richten, die Parteien selbst geneigter zu machen.

Denn auch die Türken ihrerseits waren nicht sehr willig zu einem Frieden mit dem Czaren. Das Schreiben des Großwesirs, vom Januar 1698, an Lord Paget, benannte den Czaren nicht mit. Es bedurfte des ganzen Druckes, einerseits des Kaisers und der Republik Venedig, andererseits der Seemächte, auf die Türken, damit sie sich bereit erklärten, auch mit dem Czaren Peter über den Frieden verhandeln zu wollen.

Am wenigsten geneigt war der Letztere selbst. Der König Wilhelm III. und die Republik der Niederlande benutzten die Gelegenheit seines Aufenthaltes in Holland und England, im Winter 1697/8, um in vertraulicher Weise auf ihn zu wirken. Es brachte geringe Frucht. Den letzten Anwurf, den der bei ihm in besonderer Gunst stehende Bürgermeister Witsen in Amsterdam bei ihm machte, lehnte er in solcher Weise ab, daß man nicht wagte darauf zurückzukommen. Er gehe von Holland nach Wien, sagte der Czar: dort wolle er mit dem römischen Kaiser selber reden.

Der Czar Peter traf in Wien ein, im Anfange Juli. Im Auftrage des Kaisers trat der Graf Kinsky über den Türkenfrieden mit ihm in Verhandlung, am 4. Juli.[3]

[1] Eine Reihe von Berichten des Grafen Goes aus dem Haag, im Juni und Juli 1698.
[2] Finalbericht Ruzzinis, S. 351.
[3] D. Folgende ganz nach d. Notate d. Grafen Kinsky über diese Conferenz, im k. k. Arch.

Diese Verhandlung zeichnet die ganze Sachlage im Sommer 1698.

Der Czar suchte zuerst der Aufforderung zu entkommen mit dem Einwande, daß die Geneigtheit des Kaisers zum Frieden ihm zeitiger hätte mitgetheilt werden müssen. Kinsky erwiederte, daß aus der Türkei keine Nachricht an den Kaiser gelangt, die nicht sofort auch dem Czaren übermittelt wäre. Demnach sei die ganze Sachlage ihm bekannt. Der Czar, der nun nicht mehr ausweichen konnte, fuhr fort: „Die türkischen Erklärungen ergeben die Zusicherungen des Besitzstandes für den Kaiser. Wenn der Kaiser damit sich begnügt, so ist für die Bundesgenossen auch nicht mehr zu hoffen. Nun kostet aber die Ausrüstung meiner Flotte viele Millionen, die ich als verloren ansehen muß, wenn ich auf Grund des Besitzstandes abschließe. Ich ersuche also den Kaiser, mit dem Abschlusse des Friedens so lange zurück zu halten, bis auch ich und der König von Polen unsere Eroberungen gemacht haben, und uns dann mit dem Besitzstande genügen lassen können".

„Ich erkenne durchaus an, sagte weiter der Czar, daß der Kaiser die spanische Sache im Auge behält und sein Recht dort wahren will. Allein es ist ungewiß, wie lange noch Gott dem Könige von Spanien das Leben fristen wird, und daher meine ich, daß man nicht für das unsichere Zukünftige das Gegenwärtige opfern und den Frieden übereilen sollte. Besser wäre es, die errungenen Vortheile durch den Zwang der Waffen noch zu mehren. Die Lage der Dinge ist günstig. Die Türken sind in die Enge getrieben. Sie können gegenüber dem Kaiser, bei der Lage seiner Länder, nicht mehr offensiv vorgehen. Nachdem sie aber doch nun einmal so viel verloren, werden sie es nicht verschmerzen, und, sobald der Kaiser wegen des spanischen Erbes mit Frankreich verwickelt sein wird, diese Gelegenheit benutzen, um aufs neue zu brechen. Dann würde der Kaiser, wenn er seine Bundesgenossen jetzt verläßt, sie nicht wieder finden. Der Wiedergewinn des Verlorenen würde den Türken um so leichter werden, da die Grenzen in Ungarn nicht genügend geschlossen, noch befestigt sind."

Der Graf Kinsky erwiederte: „Die Bundesgenossen haben noch keinen Grund zu einer Beschwerde wider den Kaiser. Er hat für sie von den Türken die Anerkennung des Besitzstandes gefordert. Diese Forderung ist ihrerseits noch nicht bewilligt. Im Falle der Verneinung hat der Kaiser nicht die Absicht, einen Friedens-Congreß zu beschicken. Wenn jedoch die Türken für den Kaiser und zugleich für alle seine Bundesgenossen auf die Forderung des Besitzstandes eingehen: so kann der Kaiser nicht anders als sich einlassen auf einen Friedens-Congreß. Das ist der Wunsch des gesammten römischen Reiches, ferner Spaniens, Englands, der Republik Holland, ja der gesammten Christenheit, welche einen sicheren und ehrenhaften Frieden verlangt. Der Kaiser will diesem allgemeinen Wunsche willfahren. Dazu auch kommt, daß, bevor Ew. Czarische Majestät in diesen Krieg eingetreten, der Kaiser ihn schon vierzehn Jahre lang geführt, mit unsäglichem Aufwande an Blut und Geld."

„Der Kaiser und die Republik Venedig haben für die Bundesgenossen den Besitzstand gefordert, mithin jedenfalls dasjenige, was diese bereits erobert haben. Es dürfte doch bereits die Frage erhoben werden, ob zu einer anderen Zeit als gerade bei dieser günstigen Lage der Dinge, den Türken eine solche Forderung gestellt werden könnte. Aber es handelt sich nicht blos um das bereits Eroberte. Das Zusammentreten des Congresses ist noch nicht der Friede. Bis zum Abschlusse desselben haben vielleicht Ew. Czarische Majestät große Fortschritte, wie bekanntlich bisher gegen die

Tartaren, so auch gegen die Türken gemacht. Das Eingehen auf die Forderung des uti possidetis würde im voraus dies Erworbene sichern."

„Wollte man aber rechnen auf künftige Erfolge, auf einen Frieden gemäß denselben: so ist dagegen doch auch zu erwägen, daß der Ausgang eines jeglichen Krieges zweifelhaft, daß auch bei vortrefflichen Anstalten Gott dennoch oft anders verfügt und statt des gehofften Gewinnes und Sieges einen Verlust und eine Niederlage verhängt. Einen Umschlag solcher Art haben namentlich Diejenigen zu befürchten, welche, wo ein guter und ehrenhafter Friede in Aussicht stand, dennoch sich nicht gescheut haben, sich zu beladen mit der Verantwortlichkeit für das zu vergießende Menschenblut. Denn, ich wiederhole, für den Sieg gibt es im voraus keine Bürgschaft."

Graf Kinsky hatte die letzten Worte mit Nachdruck gesprochen. Der Czar erwiederte: „Ich bitte mir noch einmal die Namen derjenigen Mächte zu nennen, welche besonders auf diesen Türkenfrieden dringen." Kinsky nannte sie: „Das römische Reich, Spanien, England, Holland, ja man dürfte sagen: die gesammte Christenheit."

Der Czar entgegnete: „Vom Reiche und von Spanien will ich nichts sagen. Aber Sie nennen auch England und Holland. Was von der Beständigkeit und Treue dieser Mächte zu halten, hat doch der Kaiser in diesem letzten Kriege mit Frankreich zur Genüge erfahren. Er ist ja von ihnen verlassen und zum Frieden gezwungen worden. Auf diese Leute sollte man doch niemals bauen. Sie gehen lediglich dem Nutzen ihres Handels nach: alles Uebrige, zumal die Interessen ihrer Bundesgenossen, hat in ihren Augen geringere Bedeutung. Sagen Sie das dem Kaiser. Ich will Ihnen meine Forderungen übergeben, und alles so maßvoll einrichten, daß man hoffentlich an mir nichts auszusetzen haben wird."

Bei allem Verdrusse des Czaren zeigt doch seine Rede, daß der Graf Kinsky bei ihm einen wichtigen Erfolg erreicht hatte. Der Czar hatte den Standpunkt der Verneinung aufgegeben.

Kinsky überbrachte die ihm überreichten Forderungen des Czaren dem Kaiser. Er rieth, sich auf die Einzelnheiten nicht einzulassen, sondern zunächst im allgemeinen anzuerkennen, daß nach beiden Seiten hin gewichtige Gründe obwalteten, dann jedoch entschieden auszusprechen, daß bei der ganzen Weltlage das Nicht-Eingehen auf die türkische Geneigtheit zum Frieden vor Gott und Menschen nicht zu verantworten sein würde. Darum indessen solle der Friede nicht übereilt und nichts geschlossen werden ohne Mittheilung an die Bundesgenossen. Der Kaiser möge versprechen, die Forderungen des Czaren gemäß der Allianz mit ihm zu unterstützen.

Der Kaiser ging ein auf diesen Rath. Der Vergleich liegt nahe zwischen diesem Verfahren des Kaisers gegenüber seinem Bundesgenossen, und demjenigen, welches der Czar Peter an England und Holland gegenüber dem Grafen Kinsky gerügt hatte.

Dennoch verstummten auch so noch nicht tadelnde Aeußerungen in London und im Haag über den geringen Eifer des Kaisers für den Türkenfrieden. In wie weit dieser Tadel berechtigt war, ergibt sich aus dem Gegensatze, daß Ludwig XIV. das Verhalten des Kaisers als empressement à faire la paix avec le Grand Seigneur bezeichnete.[1]) Nicht solche Worte interessirter Persönlichkeiten dürfen das Urtheil der Nachwelt bestimmen, sondern die Thatsachen.

[1]) Hippeau: avénement des Bourbons au trône d'Esp., t. I, p. 80.

Der Kaiser hatte dem Czaren den Palast Königsegg in Gumpendorf als Wohnung angewiesen, und selber sich nach der nahe gelegenen Favorita begeben. Der Czar behielt, wie in Holland und England, auch in Wien sein Incognito bei, so sehr, daß er sich zu seinem Besuche bei dem Kaiser durch den Favoriten-Garten führen ließ und dann eine Nebentreppe hinanstieg. Es ward beobachtet, daß er unbedeckten Hauptes vor den römischen Kaiser trat, und so verblieb, ungeachtet der zweimaligen Mahnung des Kaisers, sich zu bedecken, so daß denn auch Leopold selber den Hut abnahm. [1])

Dagegen fühlte sich der fast menschenscheue Czar in Wien weniger beengt durch zudringliche Neugierde als in London, so daß er sich sogar entschloß, wenn auch dem Aeußeren nach incognito, an einem ihm zu Ehren gegebenen Hoffeste Theil zu nehmen. [2])

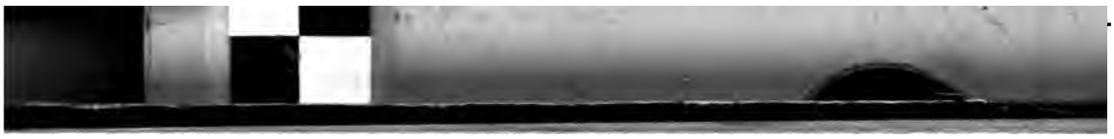
* * *

Das wichtige Ergebniß des czarischen Besuches in Wien war seine Einwilligung, den Friedens-Congreß zu beschicken. Minder willig war August II. von Polen. Er wandte sich mit dringender Klage wie an den Kaiser, so auch an den Papst Innocenz XII. als Protector und Bürgen der heil. Liga vom 5. März 1684. [3])

Es ist das einzige Mal, daß der Name des Papstes in den Verhandlungen dieses Türkenfriedens erscheint. Und doch war ja jenes Bündniß, das so gewaltige Folgen gehabt, das Werk des Papstes Innocenz XI., der seinen Nachfolgern auf dem päpstlichen Stuhle die Fortführung desselben in seinem Geiste und Sinne hinterlassen hatte. Allein sie hatten es nicht so fortgeführt. Sie hatten dem Könige von Frankreich gegenüber das Recht und die Freiheit der Kirche gewahrt, hatten ihn dahin gedrängt, daß er den französischen Bischöfen, die dienstwillig seine gallicanischen Artikel verkündet, nun anbefahl, sie zu widerrufen, Jeder einzeln und mit den von Rom her vorgeschriebenen Worten. [4]) Aber sie hatten nicht den gleichen Muth und die gleiche Kraft bewiesen, auch ferner wie ihr Vorgänger, das Protectorat und die Bürgschaft der heil. Liga von 1684 durch die That geltend zu machen, und dadurch moralisch die Führung der wider die Türken kämpfenden Christenheit zu behaupten. Sie hatten gar vermeint, die Sache des flüchtigen Königs Jakob II. als diejenige der Religion ansehen zu müssen, und die aus diesem Irrthume ihnen erwachsende Pflicht in eine gewisse Parallele mit derjenigen der Leistungen für den Türkenkrieg zu stellen. Die Folge war, daß, wie von Jahr zu Jahr der Glanz und der Ruhm, den das Bestreben von Innocenz XI. gegen die Türken dem päpstlichen Stuhle erworben, in Vergessenheit gerieth, auch das Protectorat und die Bürgschaft des päpstlichen Stuhles für die heilige Liga sehr an Bedeutung verlor.

Innocenz XII. hatte auf die öfteren Mahnungen geantwortet, daß er nach hergestelltem Frieden mit Frankreich dem Kaiser wieder Hilfe senden werde, und auf das Andringen Marco d'Avianos ausdrücklich versprochen. In der That schickte er

[1]) Theatrum Europaeum, Theil XV, S. 472.
[2]) Die Einzelnheiten in: Fall des Hauses Stuart u. s. w., Bd. VIII, S. 137 u. f.
[3]) Die Schreiben in Lünigs Literae Procerum, t. III, p. 605 sq.
[4]) Gérin: recherches historiques etc., p. 464.



für die Rüstung des Jahres 1698 die Summe von 200.000 Gulden,[1]) also immerhin einen Zuschuß, einen solchen jedoch, der mit den einstigen Leistungen seines Vorgängers Innocenz XI. einen Vergleich nicht aushielt.

War nun der Appell August II. an den Papst Innocenz XII. geeignet, dieses Protectorat und diese Bürgschaft wieder zur Kraft zu bringen? August II. suchte darzuthun, daß Polen nicht gewonnen, sondern verloren habe. Um den Großfürsten von Moskau in die Allianz zu ziehen, habe es ihm die drei weit gestreckten Herzogthümer Kiew, Smolensk, Czernikow abgetreten. Dagegen habe Polen die Stadt Kaminiec, welche August II. als den Schlüssel des Königreiches und die Zier Europas benannte, nicht wieder erlangt. Darum könne Polen sich nicht einlassen auf die Friedensbasis des Besitzstandes, und ersuche den Papst als den Protector und Bürgen der heil. Liga darüber wachen zu wollen, daß eine Gleichheit der Theilnehmer des Bundes bestehe, damit nicht der Eine lache, der Andere weine.

Die Bitte trägt ihr Urtheil in sich. Die einzige bedeutende Leistung Polens in dem großen Türkenkriege war der Zug Sobieskis vor Wien gewesen. Aber wir haben von ihm selber die Worte vernommen, daß er von seinem Königreiche her für diesen Zug kein Geld empfangen habe (S. 355), daß er ihn also ausgeführt hatte für päpstliches und kaiserliches Geld. Nachher hatte Polen für die heilige Liga nichts von Bedeutung mehr vollbracht. Die Anmaßung jener Bitte, im Verhältnisse zu den Thatsachen, gab daher dem Papste Innocenz XII. nicht einen sicheren Boden, von welchem aus er für die Ansprüche des Königs August II. hätte eintreten können. Fortan wird der Name des Papstes bei der Friedenssache nicht mehr genannt.

Endlich jedoch willigte auch August II. von Polen ein, den Friedens-Congreß zu beschicken. Für dieses Nachgeben mochte beigetragen haben, daß der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, auf ein altes Pfandrecht sich stützend, die zu Polen gehörige Stadt Elbing wegnahm, demnach die Fortdauer des Friedens nach dieser Seite hin in Zweifel gestellt wurde.[2])

* * *

Ueber diese und andere Vorverhandlungen, bei der Entfernung der Hauptstädte von einander, verging der Sommer 1698. Die Türken weigerten sich, in eine der vorgeschlagenen Städte zu kommen. Ihre Ehre verlange, sagten sie, daß man zusammen trete auf der beiderseitigen Grenze, am rechten Ufer der Donau. Zu diesem Zwecke ward eine Stelle in Syrmien ersehen, neben der in Trümmern liegenden Stadt Carlowitz. Im Laufe des Monates October 1698 trafen die Bevollmächtigten dort ein. Es war das erste Mal seit der Anwesenheit der Türken in Europa, daß sie sich einließen auf eine formelle Friedenshandlung durch Vermittler.

Für diese Vermittelung hatte im Auftrage Ludwigs XIV. auch sein neu ernannter Botschafter in Wien, der Marquis Villars, dem Grafen Kinsky seine Bereitwilligkeit erboten. Kinsky dankte für den, wie er sagte, guten Willen.[3]) Von welcher Art, aller Wahrscheinlichkeit nach, dieser gute Wille und die ihm entsprechende Ver-

[1]) Der Kaiser an Marco d'Aviano, 17. Mai 1698.

[2]) Die beiderseitigen Schreiben über diese Wegnahme von Elbing in Lünigs: Literae procerum, t. III, p. 608 sq.

[3]) La Lande: Histoire de l'empereur Charles VI., t. I, p. 73.

mittelung gewesen sein würde, lehrt uns jenes Schreiben des Staats-Secretärs Torcy an den Botschafter Chateauneuf in Constantinopel, vom 19. Januar 1697. (Vgl. S. 506.)

Die Vermittler waren der Engländer Lord Paget und der Holländer Colyer. Jener, bereits vorgerückt an Jahren, obwohl zum ersten Male in seinem Leben bei einem so wichtigen Geschäfte betheiligt, war dennoch durch seine Persönlichkeit der schweren Aufgabe völlig gewachsen. Zurückhaltend in seiner Rede, oft wortkarg, besaß er doch eine ungemeine Leichtigkeit der Umgangsformen. „Zuweilen indessen, sagt der Venetianer Ruzzini, wallten seine Gefühle in außerordentlicher Weise empor, und rissen ihn hin zu Ausdrücken, die der Delicatesse des Gegenstandes nicht entsprachen." Die türkischen Botschafter bewiesen ihm große Rücksicht. Indem er für sich die Ehre des Werkes davon zu tragen suchte, war er wenig mittheilsam gegenüber dem Holländer Colyer. Die Jugend dieses Letzteren, der Mangel an Lebenserfahrung, stellten ihn zurück. Dagegen hatte er andere Vortheile. Als Sohn des früheren Gesandten bei der Pforte, in Constantinopel geboren und erwachsen, kannte er genau die Sprache und die Sitten der Türken, und besaß ihre Zuneigung. [1])

Der erste Botschafter derselben war der Reis Effendi (Kanzler) Rami, wohl befähigt und ausgerüstet mit Kenntnissen von ungewöhnlicher Art bei einem Türken. Sein Verhalten war, so lange nicht der türkische Stolz und Hochmuth in ihm die Oberhand gewann, der Regel nach maßvoll. Gewandter noch war der Pforten-Dolmetsch und zweite Botschafter, der Grieche Maurocordato, den wir wiederholt kennen gelernt haben, als Begleiter Kara Mustafas vor Wien, und als Mitglied der Friedensbotschaft des Sulfikar Effendi, im Jahre 1688 und ferner. Er vereinte mit einer ungemeinen Befähigung die Erfahrung eines sehr wechselvollen Lebens. Die neue Friedenshandlung bot ihm die Gelegenheit, sein Glück dauernd zu begründen, und man sagte von ihm, daß er als Lohn davon zu tragen hoffe das Fürstenthum der Moldau oder der Wallachei.

Voran im Range unter den Botschaftern der Verbündeten standen die kaiserlichen, die Grafen Oettingen und Schlick. Der Auftrag zu dieser Friedenshandlung war in Wien nicht als ein lockender erschienen. Andere, auf die vor Oettingen der Kaiser das Auge geworfen, waren ausgewichen. Oettingen war als Präsident des Reichshofrathes sehr kundig in den Angelegenheiten des Reiches, weniger in den auswärtigen. Dafür stand Schlick ihm zur Seite, der als Soldat seine Laufbahn gemacht, und darum als besonders geeignet erachtet wurde für einen Friedens-Congreß im Felde, unter militärischen Formen, zum Zwecke der Feststellung der Grenzen und der Sicherheit derselben im Falle eines abermaligen Krieges. Zum Beistande diente beiden der Botschaftsrath Marsigli, befähigt durch seine besondere Landeskunde.

Der polnische Botschafter Graf Malachowski, Palatin von Posen, reicher an Ansprüchen als in seiner Ausstattung, die nach dem Urtheile der Anderen dem Decorum eines solchen Congresses nicht entsprach, war dennoch ein Mann von Einsicht und Gewandtheit des Benehmens. Minder der Russe Bogdanović, dessen Aeußeres die Culturstufe seiner Nation ankündigte, und der zugleich sich bemühte, der türkischen Botschaft gegenüber seine Ueberlegenheit, wenn nicht eine Geringschätzung an den Tag

[1]) Ruzzinis Finalbericht in den Fontes r. A., Bd. XXVII, p. 376. — Ausführlicher über die eigentlichen Verhandlungen ist Wagner nach den Berichten der kaiserlichen Botschafter, und genauer noch Hammer in der Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. III, S. 909 u. f.

zu legen. — Weder der eine, noch der andere dieser beiden Botschafter war durch das Erscheinen beim Congresse zu etwas verbunden. Sie hatten beide das Friedens-Präliminare nicht gezeichnet, wie es einerseits die Türken, andererseits die kaiserlichen und der venetianische Botschafter gethan hatten.

Dieser Letztere war der Ritter Carlo Ruzzini. Sein eigener Bericht spiegelt ihn wieder als einen Mann von klarer, scharfer Beobachtung, der mit Nachdruck und mit Zähigkeit die Ansprüche der Republik vertrat, nicht minder mit dem Selbstbewußtsein, daß die Republik, die ihn entsendet, auf gleichem Fuße mit den ersten Mächten verhandele.

Die Aeußerlichkeiten der Friedenshandlung hatten Aehnlichkeit mit derjenigen, die ein Jahr zuvor sich auf dem Schlosse Ryswyck vollzogen hatte; ja sie waren sogar augenscheinlich denselben nachgebildet. Die Baracken für die Botschafter waren erbaut westwärts der Ruinen von Carlowitz, nach Peterwardein zu; diejenigen der Türken lagen in der Entfernung von etwa einer halben Stunde ostwärts. In der Mitte befand sich das Conferenzhaus, dessen Räume abgetheilt waren wie die des Schlosses zu Ryswyck, in der Mitte der Front der eigentliche Conferenzsaal, daneben nach rechts und nach links die Säle für die beiderseitigen Botschafter. Dort lagen auch die Wohnungen der Vermittler, des Engländers Paget und des Holländers Colyer. Die Ehrenwache trat vor allen Botschaftern ins Gewehr, nur vor den kaiserlichen mit höheren Ehren der Fahne.

Alle diese Baracken, erbaut aus Holz und Leinwand, gelegen in einer verödeten, unwirthsamen Gegend, ermangelten nicht blos vieler Bequemlichkeiten des Lebens, sondern sogar auch der Vorkehrungen zum Schutze gegen die Unbill der Witterung, gegen Frost und Schnee. Freilich mochten die Gesandten, im Monate October, nicht denken, daß sie über drei Monate dort verweilen würden.

Den Beginn machte, nach der üblichen Weise der Zeit, ein Rangstreit. Der Pole und der Russe forderten, ein Jeder für sich als der nächste im Range nach den kaiserlichen Botschaftern, den Platz zur Rechten derselben, so daß dem Anderen derjenige zur Linken bliebe. Bis zur Entscheidung dieser Frage weigerte sich der Pole Malachowski, seine Schiffe auf der Donau zu verlassen. Die Kaiserlichen erwiederten: es sei da kein erster und kein zweiter Platz, sondern alle gleich. Die Differenz ward gehoben dadurch, daß die Vermittler die kaiserlichen Botschafter ersuchten, ihr Lager etwas zu verrücken. Die Baracken wurden nun in rechten Winkeln zu einander aufgeschlagen, so daß sie ein Viereck bildeten, dessen je eine Seite eingenommen ward von den Botschaftern der vier Bundesmächte. Malachowski stieg ans Land.

Allein dann erhob sich von türkischer Seite eine Forderung, welche das Zustandekommen des Friedens überhaupt zweifelhaft machte. Noch vor dem Beginne der eigentlichen Verhandlungen verlangten der Reis Effendi und Maurocordato in Betreff Siebenbürgens die Herstellung des früheren Zustandes, wo ein Fürst dort regiert hatte als der Vasall des Kaisers und des Sultans. Die Kaiserlichen erwiederten, daß das Präliminare laute auf den Besitzstand, daß ganz Siebenbürgen sich in ihren Händen befinde, daß der Kaiser es gesichert habe, im Jahre 1690, um den Preis von Belgrad, daß er eher alles leiden und wagen werde, als darauf zu verzichten. Der Reis Effendi zog etwas zurück. Er forderte nur noch für Siebenbürgen einen Ehren-Tribut, welcher die Würde der hohen Pforte wahren und den tiefen

Schmerz des Sultans lindern würde. Die Kaiserlichen lehnten ab. Der Reis Effendi bat um Gottes willen: die Botschafter möchten dem Kaiser nur die Thatsache dieses Wunsches melden: vielleicht werde Gott das Herz des Kaisers rühren, daß er sich entschließe zu einem, wenn auch noch so geringen Tribute. Dieser Entscheidung des Kaisers werde er sich fügen.

Die Reden des Reis Effendi erweckten den Verdacht, daß Tököly der Anstifter sei. Lord Paget trat zu dem Reis Effendi. Die kaiserlichen Botschafter, sagte er, seien sehr erregt über den Zeitverlust, den ein so unbegründetes Verlangen, im Widerspruche mit dem Präliminare des Besitzstandes, bereits verursacht habe. Sie besorgten, daß anstatt der Friedenswilligkeit, welche die Pforte verkünde, der eigentliche Zweck dieses Verlangens sei das Hinzaudern. Deshalb forderten sie binnen vierundzwanzig Stunden die offene und unumwundene Erklärung, ob es der Wille der Türken, dem Präliminare gemäß den Besitzstand anzuerkennen. Sie verlangten ferner die Ansicht des Reis Effendi über die Zeit, welche erforderlich sein werde zur Feststellung im Einzelnen. Sie erklärten sich bereit, wenn der fernere Aufenthalt dort unter einem Obdache von Holz und Leinen, bei der Unbill der Witterung, gefahrbringend erscheine für Menschen und Pferde, sich in eine Stadt zu begeben.

Lord Paget antwortete seinerseits auf diese Erklärung mit einem besonderen Winke. Er eröffnete den kaiserlichen Botschaftern, daß er nicht Willens, ein unvernünftiges Begehren der Türken zu unterstützen, vielmehr gesonnen sei, zur gegebenen Zeit den Türken gegenüber in römischer Weise zu verfahren, in der Rechten den Krieg, in der Linken den Frieden zu bieten.[1])

Der Reis Effendi ließ die Dinge nicht bis an diesen Punkt kommen. Auf jene Erklärung der Kaiserlichen durch den Vermittler erwiederte er, daß er Siebenbürgen nicht wieder erwähnen werde, und bereit sei, am nächsten Morgen auf die Berathung im Einzelnen einzugehen. Erst von diesem Tage an, dem 13. November 1698, begann die eigentliche Friedenshandlung.[2])

Es kam auf den Modus derselben an. Der Reis Effendi und Maurocordato erklärten, daß sie nur mündlich verhandeln würden, nicht durch die Vermittler, sondern von Partei zu Partei, im Beisein der Vermittler. Die Kaiserlichen gingen darauf ein. Es geschah zum Verdrusse der Anderen, nicht blos des Polen Malachowski und des Russen Bogdanović, sondern auch des Venetianers Ruzzini, welche sämmtlich, nach dem Vorgange der Kaiserlichen, sich nicht mehr entziehen konnten. Aus den Verhandlungen selbst ergibt sich, daß die Willigkeit zum Abschlusse sich fand bei den Türken, ein Eifer für denselben nur bei den Kaiserlichen und bei den Vermittlern. Auch nach der Ansicht des Venetianers schienen zu Anfang der Pole und der Russe mehr beflissen zu hindern als zu fördern; aber es kam dahin, daß zuletzt gegen ihn derselbe Vorwurf erhoben wurde.

Die Kaiserlichen hatten jegliche Art eines türkischen Anspruches an Siebenbürgen zurückgewiesen: sie waren nachgiebiger in Betreff der Grenzbestimmungen im Banate. Die Maros machte die Grenze: das Land zwischen ihr und der Theiß verblieb damals den Türken. Schwieriger waren die Bestimmungen in Syrmien, wo nicht eine natürliche Grenze sich darbot; jedoch gelang auch da die Uebereinkunft über künstliche Grenzen. Die Kaiserlichen ließen die Forderung der Auslieferung des Tököly fallen.

[1]) Hammer, Bd. III, S. 914. — [2]) Wagner, t. II, p. 454.

Der Friede der Türken mit Polen und ein Stillstand mit Rußland ward leichter erreicht, als es im Beginne möglich schien. Polen ward zufrieden gestellt durch den Besitz von Kaminiec, den es kaum noch zu hoffen gewagt. Rußland ging für den Besitz von Asow ein auf einen Stillstand für zwei Jahre. Nur die Verhandlungen mit Venedig zogen sich hin. Auch dort versuchten die Türken, wie bei dem Kaiser in Betreff Siebenbürgens, durch die Forderung einer jährlichen Summe für Zante einen Schein der Oberherrlichkeit des Sultans aufrecht zu halten. Ruzzini wies entschieden zurück. Schwieriger aber war es die Forderungen auszugleichen, die Venedig erhob, um sich den Besitz von Morea und Dalmatien zu sichern.

Darüber ging das Jahr 1698 zu Ende. Die Witterung entfaltete für die in ihren Baracken im offenen Felde nicht genügend geschützten Menschen ihre vollen Schrecken. Einige erfroren. Ruzzini jedoch weigerte sich, ohne Vollmacht nachzugeben. Der Reis Effendi sprach vom Aufbruche. Für die kaiserlichen Botschafter stieg die schwere Besorgniß empor, daß bei dem Hinschleppen der Verhandlungen der Windhauch einer Laune vom Serail in Constantinopel her, den so lange ersehnten Frieden dennoch wieder in unabsehbare Ferne rücken könne. Sie benahmen dem Reis Effendi die Hoffnung auf die Zerspaltung der Bundesgenossen durch die bestimmte Erklärung, daß der Kaiser die Republik Venedig nicht verlassen werde. Aber sie legten auch dem Botschafter Ruzzini die Frage vor, ob es zu verantworten sei, daß der Kaiser wegen der Differenzen über einige Berge in Morea und Dalmatien die Angelegenheiten Westeuropas hintansetzen solle.

Dennoch währte der Hader fort. In den Conferenzen kam es zwischen dem Reis Effendi und dem Ritter Ruzzini zu heftigen Auftritten, in welchen dem leidenschaftlich auffahrenden Türken der überlegene Venetianer in entsprechender Rede, aber mit kälterem Blute antwortete. Lord Paget mahnte endlich, daß man diese streitigen Punkte in Morea und Dalmatien einstweilen verlasse, die anderen außerdem noch übrigen vergleiche, und schon jetzt einen Termin bestimme. Er schlug den 26. Januar vor. Die Rede erlangte durch ihren Inhalt, wie durch den würdevollen Vortrag fast bei Allen volles Lob und dankende Anerkenung. Die Türken waren bereit, eben so die Kaiserlichen, der Pole, der Russe, nicht der Venetianer.[1]) Aber durch den Vorschlag selbst und die Annahme von allen Seiten her waren die Dinge dahin gekommen, daß Venedig auf die Dauer nicht mehr ausweichen konnte.

Am Morgen des 26. Januar 1699 zogen die Botschafter, mit Ausnahme des Venetianers, in aller Feierlichkeit auf. Die drei Verträge wurden verlesen. Dann harrte man, mit der Uhr in der Hand. Es geschah dem türkischen Botschafter zu Gefallen. Denn der Reis Effendi Rami hatte berechnet, daß seit langer Zeit die Stellung der Gestirne nicht so günstig zur Unterschrift des Vertrages gewesen sei, wie an diesem Morgen um drei Viertel auf zwölf Uhr. Als der Zeiger an diese Minute kam, ward unterschrieben. Dann umarmten die Botschafter einander. Die vier Thüren des Conferenzsaales eröffneten sich nach den vier Himmelsgegenden, damit der Zutritt frei sei für Jedermann als Zeugen der unterschriebenen Urkunden, und daß die Botschaft des geschlossenen Frieden ausgehe in alle vier Winde. Zugleich enteilten die bereit gehaltenen Couriere.

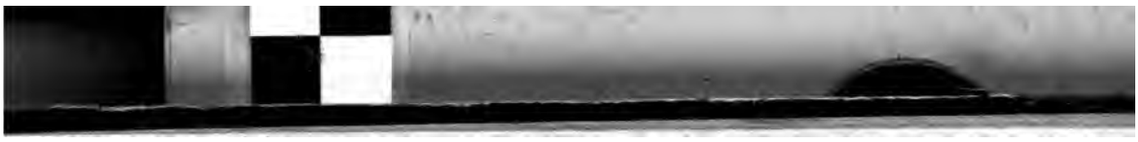
[1]) Wagner, t. II, p. 468.

* * *

Der Friede von Carlowitz beurkundet für Osteuropa den Markstein einer neuen Zeit. Frühere Verträge mit den Türken begannen mit den Worten: „Der Sultan, gerührt durch die Bitten der Christen, gewährt den Frieden." Bei jedem dieser Verträge hatten die Türken ihre Grenzen weiter westwärts gerückt. So noch bei demjenigen von Vasvar im Jahre 1664, ungeachtet des Sieges der Kaiserlichen bei der Abtei St. Gotthard an der Raab. In dem Frieden von Carlowitz zuerst wichen die Türken vor allen vier Bundesmächten zurück. Der Russe behielt Asow, der Pole Kaminiec, die Republik Venedig, deren Beitritt nach einigen Tagen erfolgte, die Halbinsel Morea und Dalmatien, der Kaiser die weiten Länder Ungarn und Siebenbürgen. Indem der Friedensschluß diesen thatsächlichen Bestand besiegelte, lag darin von Seiten der Türken das Eingeständniß, daß die eine ungeheuere Kraft, welche diese asiatische Macht bis so tief westwärts in Europa herein geführt, die Kraft ihrer Offensive, gegründet auf den Koran, gebrochen war. Und eben darum war die Friedensurkunde von Carlowitz zugleich die Urkunde des beginnenden Niederganges der türkischen Macht.

Die Christenheit verdankte diesen Umschwung der Dinge hauptsächlich dem Kaiser Leopold und den Völkern seiner Monarchie. Was die Ahnen Leopolds erstrebt, was namentlich der mächtigste unter ihnen, Carl V., sich als die Aufgabe seines römischen Kaiserthumes gesetzt, den Ansturm der osmanischen Macht nach Westen hin zu brechen, was Carl V., weil gelähmt durch den König von Frankreich und dessen Söldlinge im Reiche, dennoch nicht hatte vollbringen können — das war dem in seinen Mitteln ungleich schwächeren Kaiser Leopold gelungen. Er hatte den Krieg nicht gewollt. Er war dazu gezwungen. Die Arglist, die Tücke, der Verrath im Vereine mit der Uebermacht, mit welcher das Dreigestirn der Widersacher, Tököly, Kara Mustafa, Ludwig XIV., ein jeder von ihnen zu eigenem Nutz und Frommen, den Kaiser und seine Monarchie zu verderben gesucht, hatten endlich das Gegentheil der Absicht zur Folge gehabt. Gegenüber diesen Widersachern hatte sich an dem Kaiser Leopold abermals das große Gesetz der Weltgeschichte erfüllt, welches einst im alten Testamente Joseph, als er sich seinen Brüdern zu erkennen gab, in die Worte kleidete: „Ihr gedachtet es böse zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen."

Der Kaiser hatte den ungeheueren, ihm aufgezwungenen Krieg siegreich zu Ende geführt, weil er auf seine treuen Völker sich verlassen durfte. Was der Prinz Eugen in seinem Siegesberichte von Zenta über alle seine Soldaten sagt, ohne Unterschied, das dürfte für den Verlauf des ganzes Krieges mit gleichem Rechte von allen Völkern und Nationen der Monarchie gesagt werden. Freilich ragt die lobende Anerkennung des Kaisers für die Kroaten, im Juli 1683, ganz besonders hervor. Aber dies war im Beginne des Krieges, wo die großen Thaten der späteren Zeit noch ausstanden. Die Siegesbahn, die nach Carlowitz geführt hatte, war das gemeinsame Werk aller Völker der Monarchie. Auch die Ungarn dürfte man nur zum Theile ausnehmen. Emerich Tököly hatte einen zahlreichen Anhang, zum Theile freiwillig, zu ihm gelockt durch französisches Gold, durch Beutegier, nationalen Haß und confessionellen Hader, zum anderen Theile zu ihm geschreckt durch die Furcht vor seinem Terrorismus des Brennens und des Mordens. Allein Emerich Tököly war nicht der Repräsentant der ungarischen Nation. Sie zählte zu den ihrigen andere und bessere Namen, unter ihnen die Kriegeshäupter Cohary, Szapary, Palffy, die Erzbischöfe-



Primaten Szeleptseny und Szecheny, den Palatin Paul Esterhazy. Der Glanz solcher Namen überstrahlt den dunklen Flecken Tököly.

Diesem Individuum vergönnten die Türken auf ihrem Gebiete zu leben. Dort ließ ihn zwei Jahre später Ludwig XIV. aufsuchen, um ihm für französisches Geld abermals als Brandfackel in sein Vaterland zu schleudern.[1]) Die Türken jedoch wollten das nicht. Sie machten den Tököly unschädlich durch die Verweisung nach Nicomedien in Kleinasien, wo er in dürftigen Umständen im Jahre 1705 sein Leben beschloß.

Zu dem Kaiser hatte endlich vor Allen gestanden der Papst Innocenz XI., und es ist bemerkenswerth, daß sofort nach dem Tode dieses Papstes für längere Zeit das Glück sich von den kaiserlichen Waffen abwandte. Allein, da Alexander VIII. und Innocenz XII. das Beispiel ihres größeren Vorgängers nicht zum vollen nachgeahmt, so konnte bei dem Friedensschlusse der Kaiser nicht dem päpstlichen Stuhle als solchem eine Dankbarkeit aussprechen, auf welche der jetzige Inhaber kein Anrecht hatte. Dagegen verlieh der Kaiser dem Neffen von Innocenz XI., Don Livio Odescalchi, theils zum Danke für dessen eigene Leistungen, theils zur Erinnerung an den Oheim, zuerst das Fürstenthum Tetschen in Schlesien, dann das Herzogthum Syrmien welches in früheren Zeiten dem jeweiligen ältesten Prinzen des königlichen Hauses von Ungarn zukam.[2]) Man erzählt, daß die Bevollmächtigten des neuen Herzogs in Illok zur Besitzergreifung introducirt wurden, daß sie jedoch dann, unkundig des Landesrechtes, welches die Introduction an jedem Orte verlangte, dies unterließen. Durch dieses Versäumniß sei es geschehen, daß das kaiserliche Geschenk geringer ausfiel, als es gemeint war.

* * *

Einem anderen Manne konnte der Kaiser Leopold seine volle Dankbarkeit bis ans Ende beweisen, dem Kapuziner-Pater Marco d'Aviano. Fassen wir hier das Verhältniß übersichtlich zusammen. Wir haben gesehen, daß nicht blos in dem bedrängnißreichen Jahre 1683, wo auf die Bitte des Kaisers der Papst Innocenz XI. in diesem Pater die seiner würdige Hilfsmannschaft entsendete, sondern auch fortan die nächsten fünf Feldzüge hindurch, bis zum Falle von Belgrad am 6. September 1688, Marco d'Aviano die kaiserliche Armee begleitete, nicht blos als Priester, sondern zugleich als mitberathendes Kriegeshaupt, und in dieser Eigenschaft als die Seele der Thätigkeit, nach beiden Richtungen hin der Mann des unbedingten Vertrauens des Kaisers Leopold. Nach 1688 gestattete die Last der Jahre dem Pater nicht mehr die Betheiligung an den Feldzügen. Er kündigte damals, am 9. December 1688, dem Kaiser seine Absicht an, fortan sich nicht mehr zu theilen, sondern sich ganz der Stille seines Klosters hinzugeben. Er werde also den Kaiser nicht wiedersehen, noch ferner ihm schreiben.[3]) Dies entsprach durchaus nicht dem Wunsche des Kaisers, der vielmehr Marco d'Aviano gern täglich um sich gehabt hätte. Der Pater lehnte ab am Hofe zu leben: jedoch, wie bereits erwähnt, sagte er zu, daß er aus Liebe zum Kaiser und kaiserlichen Hause zuweilen sich für zwölf Tage, aber nicht für länger, nach Wien

[1]) Fiedler, Actenstücke zur Geschichte des Franz Rakoczy, Bd. II, S. 552.

[2]) Rinck, S. 761 und 779.

[3]) Mi non divisando più non vederò V. M. C., nemeno sarò a tediarla con mie lettere.

begeben werde, um aufrichtig und unverhüllt die Wahrheit mit dem Kaiser zu bereden.[1]) So geschah es fortan fast jedes zweite Jahr, immer zwischen Ostern und Pfingsten. Wenn es noch möglich war, so traten jedes Mal der Kaiser und der Mönch einander näher.

Denn so verschieden sonst die beiden Persönlichkeiten sein mochten, so hatten sie den einen Zug gemeinsam, den der eigenen Selbstlosigkeit, der Hingebung an die Sache. Wie oft auch dem Kaiser in seiner Umgebung der Eigennutz und die Habgier nahe treten mochten: er wußte, daß Marco d'Aviano, der nicht sein Unterthan war, ihm diente um der Sache willen, für die Christenheit. In den ersten Jahren hatte der Kaiser seine Dankbarkeit wiederholt durch ein Geschenk zu bethätigen gesucht: der Mönch hatte es nicht genommen, weder für sich, noch für sein Kloster. Der Kaiser suchte später einmal seiner Gesinnung für Marco d'Aviano dadurch Ausdruck zu geben, daß er einem Bruder desselben eine Gnade zuwandte. Es kam darüber dahin, daß er sich vor Marco d'Aviano entschuldigte. „Es thut mir leid, schreibt ihm der Kaiser, durch die Ihrem Bruder erwiesene Gnade die Ruhe Ew. Hochwürden gestört zu haben. Ich bekenne nicht gemeint zu haben, daß ich damit ein Mißvergnügen hervorrufen würde, und Sie dürfen mir glauben, daß auch nicht ein einziger Mensch von einiger Kunde Ew. Hochwürden einen Vorwurf machen könnte. Denn es ist ja Allen wohl bekannt, daß Ew. Hochwürden sich um solche vergängliche Dinge nicht kümmern, daß Sie nicht irgendwie für Ihre Verwandten eintreten, und mit Hintansetzung solcher geringen Dinge, Ihre Sorgfalt lediglich den himmlischen zuwenden."[2])

In gleicher Weise lehnte Marco d'Aviano ab, für irgend welche Ernennung von Personen einen Einfluß zu üben. Nach dem Tode des Hofkanzlers Stratmann sprach sich der Kaiser in einem Briefe an ihn über die Schwierigkeit aus, die rechte Wahl eines Nachfolgers zu treffen. Marco d'Aviano in seiner Antwort erkannte diese Schwierigkeit an. Der Kaiser, dadurch nicht befriedigt, erklärte sich deutlicher. „Ew. K. Majestät, erwiederte Marco d'Aviano, geruhen im Uebermaße Ihrer Güte meine Ansicht vernehmen zu wollen über die Besetzung eines Amtes; aber niemals bin ich so weit gegangen, noch werde ich so weit gehen, einen Namen besonders zu nennen. Die Gefahr des Irrthums ist für mich zu groß, und ich wünsche mein Gewissen in Ruhe zu erhalten."[3]) — Aehnlich verhielt er sich in Betreff der Frage der Heirath des römischen Königs Joseph. Und dennoch wirkte er dann positiv ein.

Bereits im Jahre 1697 theilte der Kaiser dem Pater seinen Wunsch mit, daß der römische König Joseph sich bald verheirathen möge, und fragte um seinen Rath. Marco d'Aviano gab dem Wunsche seine lobende Zustimmung; einem weiteren Rathe

[1]) 9. Februar 1689: Per il grande amore che porto a V. M. C. et all' Aug^ma Casa, qualche volte per dodici giorni, ma non più vorrei esser appresso V. M. C. e poterli parlare sincera-e svelatamente con la verità e sincerità; ma fermarmi nelle corti etc.

[2]) 18. September 1693: Mi spiace che la quiete di V. R. sia stata disturbata della grazia fatta al suo fratello. Confesso che non ho creduto di fare un tal spiacere, e mi creda che non si trova persona, c'habbia un poco di sentore, che possa incolpare la R. V., mentre a tutti è ben noto che V. R. non cura di queste cose transitorie, n: vuole sapere niente de suoi propinqui, onde solo cura quelle celesti, disprezzando queste cose di poco momento.

[3]) Im Schreiben vom 10. Januar 1694: V. M. C. con l'eccesso dell' innata sua bontà si compiace ricevere qualche mio sentimento nella provisione di qualche carica; ma mai io son passato, nè passerò alla nomina di soggietto particulare etc.

entzog er sich. Aber die Auswahl der Personen war nicht groß. Im Beginne des Jahres 1698 ward es öffentlich kund, daß unter den vorgeschlagenen Prinzessinnen auch Amalie Wilhelmine genannt wurde, Tochter des einstigen Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover. Die Prinzessin weilte damals bei ihrer Schwester, Gemahlin des Herzogs Rainald von Modena. Im April ward die Mutter desselben, die Herzogin-Witwe Laura, vom Schlage gerührt, der ihr die eine Seite des Körpers lähmte. Sie erbat sich den Segen Marco d'Avianos. Auf den Wunsch des Herzogs begab sich Marco d'Aviano nach Modena, im April 1698. Beim Anlasse dieses Besuches begann der Herzog von dem Gedanken einer solchen Heirath zu reden. Marco d'Aviano lehnte ab sich einzumischen; aber er erstattete dann dem Kaiser Bericht über seinen Besuch in Modena und über die einzelnen Persönlichkeiten des Hofes dort. Seine Schilderung der Prinzessin Amalie Wilhelmine war in aller Beziehung vortheilhaft. Er faßte seine Ansicht zusammen in die Worte: „Ich urtheile daher, daß Ew. K. Majestät, die Majestät der Kaiserin und die Majestät des Königs Besseres nicht würden finden können." [1])

Der Kaiser nahm den Bericht dankend entgegen, ohne jedoch sofort eine Entscheidung zu treffen. Diese erfolgte erst im October. Die Mittheilung an Marco d'Aviano begleitete der Kaiser mit den Worten: „Ich habe dabei nicht geringe Rücksicht auf die von Ew. Hochwürden mir gemachten Berichte genommen." [2]) Demgemäß erfolgte die Heirath. Als im Beginne des Jahres 1699 die junge Königin bei ihrer Erscheinung in Wien allen Hoffnungen der Schwiegereltern entsprach, schloß der Kaiser seine Meldung dessen an Marco d'Aviano mit den Worten: „Gelobt für alles das sei Gott und der liebe Pater Marco, der uns die reine Wahrheit gesagt hat!" [3])

Ueberhaupt aber darf — und dies ist mit Nachdruck zu wiederholen — das Vertrauen des Kaisers Leopold auf Marco d'Aviano und dessen Rath als ein unbedingtes bezeichnet werden. Mochte auch immer jener den Entschluß zu dem einen Worte, in welches Marco d'Aviano die Richtschnur für das Verhalten des Kaisers zu den Ministern und Räthen und der gesammten Umgebung zusammen drängte — den Entschluß zu dem Worte: „Ich will" — nicht fassen, oder nicht andauernd fest halten können — die gegenseitige Zuneigung ward dadurch nicht geschwächt, sondern zog von Jahr zu Jahr sich enger. Das Vertrauen der Kaiserin Eleonora auf den heiligmäßigen Mann, auf die Macht seiner Fürbitte, auf die Wunderkraft seines Segens, darf als ein im besten Sinne kindliches bezeichnet werden. Wie der Gemahl, so bringt auch die Kaiserin Eleonora alles, was in Freud und Leid ihre Seele bewegt, an den Pater Marco.

Manches jedoch wagte der Kaiser Leopold, wie er dies öfter aussprach, dem Papiere nicht anzuvertrauen, sondern behielt es sich vor für die mündlichen Unterredungen während der Anwesenheit des Paters in Wien. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß in diesen Unterredungen alles zur Sprache gekommen ist, die gesammten Beziehungen des Kaisers Leopold, ob politisch, ob kirchlich, oder in welcher Richtung sonst es sein mochte, zu seiner Mitwelt. So sehr er diese Besuche ersehnte,

[1]) Giudicai che di meglio non haverebbe potuto incontrare e V. M. C. e la M. dell'Imperatrice e la M. del Re.

[2]) 28. October: Non poco ho fatto riflessione sopra le relazioni di V. R. havute.

[3]) 18. April 1699: Sia di tutto lodato Dio et il caro Padre Marco, che ben ci disse la pura verità!

er regte sie nicht an, damit er nicht die Ruhe des Paters störe, oder dessen nicht allzu feste Gesundheit einer Gefahr aussetze.[1]) Die Ankündigung Marco d'Avianos dagegen, daß er den Entschluß einer Reise nach Wien gefaßt habe, ward vom Kaiser Leopold und den Seinen, die ihn unseren lieben Pater Marco nannten, mit Frohlocken begrüßt. Etwa alle zwei Jahre erfolgten diese Besuche. Die letzten Male pflegte Marco d'Aviano der Ankündigung des Entschlusses als Motiv beizufügen die Sehnsucht, den Kaiser und sein Haus noch einmal zu sehen, bevor er sterbe. Auch für das Jahr 1699 kündigte er, bereits im October 1698, seinen Besuch an, um dem Kaiser persönlich seine Gedanken über das Wohl der Christenheit zu eröffnen, und fügte hinzu: „Dabei werde ich die Befriedigung haben, Ew. K. Majestät vor meinem Tode noch einmal zu sehen, mir zur unaussprechlichen Freude wegen der Liebe, die ich zu Ew. K. Majestät und dem gesammten erhabenen Hause Oesterreich hege."[2]) Dies Mal gingen die Worte buchstäblich in Erfüllung.

Marco d'Aviano war damals, ungeachtet seiner achtundsechzig Jahre, noch in voller Lebenskraft. Er predigte, wie er zu thun pflegte, den Advent und die Fastenzeit hindurch. Am 17. April 1699 erneuerte er, von Ceneda aus, seine Meldung, daß er sofort nach Ostern aufbrechen werde. Der Brief ist das letzte schriftliche Lebenszeichen, das von Marco d'Aviano auf uns gekommen ist.

Es war ihm noch vergönnt, jene seine Absicht der Reise nach Wien auszuführen und seinen Doppelwunsch in Betreff des Kaisers Leopold in Erfüllung zu bringen. Allein bereits bei seiner Ankunft in Wien zeigte er sich kränkelnd. Die Krankheit stieg. Bald ward es zur Gewißheit, daß Marco d'Aviano nicht in die Heimat Venedig zurückkehren, daß er in Wien sterben werde.

Auf seinem Krankenlager im Kapuziner-Kloster empfing er wiederholt den Besuch des Kaiserpaares. Am Morgen des 13. August mochte er fühlen, daß seine Stunde nahe. Er fragte wiederholt, ob der Kaiser und die Kaiserin nicht kämen. In der That kamen sie. Es ward der Kaiserin gesagt, daß Marco d'Aviano gefragt habe. „Es durchbohrte uns das Herz, meldet sie nachher; denn augenscheinlich hatte er uns erwartet." Sie knieten nieder, um noch einmal seinen Segen zu empfangen. Dann redeten sie noch eine Weile; aber die Stimme Marco d'Avianos war so matt, daß das Kaiserpaar, um ihm Ruhe zu gönnen, ihn verließ. Sie stiegen die Treppen hinab und in den dort ihrer harrenden Wagen.

Aber das Tagewerk Marco d'Avianos war vollbracht. Die Kraft des Willens hatte ausgehalten bis zu seinem letzten Segen für das geliebte Kaiserpaar. Und damit brach sie zusammen. Kaum war das Kaiserpaar in den Wagen gestiegen, als dorthin die Meldung ihnen nacheilte, daß der Tod an Marco d'Aviano herantrete. Sofort stiegen der Kaiser und die Kaiserin wieder hinauf, um niederzuknien an dem Sterbebette, bis Marco d'Aviano sanft entschlummerte, um elf Uhr Morgens am 13. August 1699.[3])

[1]) Der Kaiser an Marco d'Aviano, 29. Nov. 1696: Mentre anco io haveva a cuore questo desiderio, ma non ardii proponerlo, per non incommodare V. R. in questa sua quiete. — Aehnlich auch sonst.

[2]) Dove haverò il contento di vederla un altra volta avanti la mia morte, che mi sarà d'indicibile piacere per l'amore che porto a V. M. C. et a tutta l'Augma Casa d'Austria.

[3]) Die Originalberichte des Kaisers und der Kaiserin, in den Anlagen IV und V.

Die Leiche in einem Sarge voll Rosenblätter, welche die Kaiserin mit ihren Frauen ausgepflückt, ward in der Sacristei aufgebahrt. Der Andrang des Volkes zu der irdischen Hülle des heiligmäßigen Mannes war so stark, daß man eine kaiserliche Wache zum Schutze der Ordnung aufstellen mußte. [1])

Hinter dem Altare der Mater dolorosa des Kapuzinerklosters in Wien, an der Epistel-Seite, erblickt man eine glatte Steintafel mit eingeschnittenen Buchstaben. Dort ruht Marco d'Aviano. Den Stein haben ihm gesetzt der Kaiser Leopold, die Kaiserin Eleonora, die beiden Söhne Joseph und Carl. Die Inschrift, vom Kaiser Leopold verfaßt, verkündet in einfach würdiger Weise das Verdienst Marco d'Avianos, und zwar so, daß, nach der damals üblichen Weise, die Summe der großen Buchstaben die Jahreszahl 1699 angibt, viermal, entsprechend der Anzahl der Widmenden. Die Inschrift lautet wie folgt.

Epitaphium
quod Patri Marco de Aviano Augustissimus Imperator Leopoldus ipse fecit.

†
patrI MarCo ab aVIano CapVCIno
ConCIonatorI eVangeLICIs VIrtVtIbVs eXornato
VIennae aVstrIae In oCVLo DoMInI sVI sVaVIter eXpIrantI
LeopoLDVs aVgVstVs, aVgVsta sVa fILIIqVe MoestI posVere.

patrI MarCo De aVIano Vero IesV serVo reqVIes et LVX perpetVa. [2])

Der Kaiser Leopold sandte mit seinem Berichte über den Tod Marco d'Avianos diese Inschrift, in eigenhändiger Copie, zum Gedächtnisse dem Pater Cosmo in Venedig ein, welcher ein Viertel-Jahrhundert hindurch der Gefährte Marco d'Avianos gewesen war. Der Convent des Kapuziner-Klosters in Venedig legte das kaiserliche Document zu den anderen, welche dort verwahrt wurden, zum ewigen Gedächtnisse Marco d'Avianos, und für den Fall, an welchem man damals nicht zweifelte, daß einmal die Oberen des Ordens diejenigen Schritte thun würden, welche, nach dieser Auffassung, sie der Ehre Gottes schuldig seien, damit die Kirche das Andenken Marco d'Avianos ehre nach Verdienst. [3])

Diese Schritte sind bis zum Jahre 1882 nicht geschehen.

Dagegen hat, wie jener Stein und seine Inschrift ausweist, die Dankbarkeit des Kaisers Leopold I. für die Mitwelt und die Nachwelt den würdigen Ausdruck gefunden.

[1]) Fuhrmann, Alt- und Neu-Wien, S. 1207.

[2]) Patri Marco ab Aviano Capucino concionatori evangelicis virtutibus exornato Viennae Austriae in oculo Domini sui suaviter expiranti Leopoldus Augustus, Augusta sua, filiique moesti posuere.
Patri Marco de Aviano vero Jesu servo requies et lux perpetua.

[3]) Anlage VI.

Anlagen.

Zum ersten Capitel.

Anlage I. Zu S. 48.

In Betreff des geschichtlichen Verhaltens des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg benütze ich da, wo mir nicht Original-Acten zugänglich, der Regel nach seinen officiellen Historiographen Pufendorf, dem das in Berlin vorhandene Acten-Material vollständig zu Gebote gestanden. Freilich meldet Pufendorf nicht Alles, was er weiß, oder doch vermöge seiner Stellung wissen konnte. Z. B. ist sein Bericht über das Verhalten des Kurfürsten während der Vorbereitung des Entsatzes von Wien, im Sommer 1683, recht mangelhaft. Man vergleiche die zum siebenten Capitel von mir gebrachten, zwischen Rebenac und Fuchs gewechselten Actenstücke, die doch zunächst und im Originale sich im Berliner Archive vorfinden müßten.

Ungeachtet solcher augenfälligen Mängel verdient aber doch Pufendorf, im Vergleiche mit seinen Nachfolgern in Brandenburg-Preußen, die Bezeichnung, welche nach den Worten Wagners, in der historia Leopoldi Magni, t. I, p. 427, man ihm damals, im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, beilegte: quem historicorum nostrae aetatis principem vocant. — Er verdient diese Bezeichnung sowohl in Betreff des Stoffes, als der Bearbeitung. Denn obwohl er, wie zu 1683, Manches nicht sagt, was, wenn auch nicht zur Ehre seines Kurfürsten, doch zur Ehre der geschichtlichen Wahrheit dienen würde: so hat er doch einen unendlichen Reichthum an Material herbeigeschafft, nicht blos über Brandenburg-Preußen, sondern über die ganze europäische Geschichte jener Zeit. Dabei gibt er nicht blos sehr viele Actenstücke im Wortlaute, sondern läßt auch da, wo er Actenauszüge gibt oder Thatsachen berichtet, dem Leser in der Regel die Möglichkeit, seine Subjectivität und den Thatbestand zu unterscheiden. Gerade darin besteht sein großer Vorzug vor seinen Nachfolgern, bei denen allzu häufig die Neigung vorherrscht, mit dem Berichte geschichtlicher Thatsachen die eigene subjective Meinung derartig zu verweben, daß die Thatsache und das Raisonnement nicht mehr von einander zu trennen sind. Arbeiten solcher Art mögen immerhin einen zahlreichen Leserkreis finden; aber sie eignen sich für Denjenigen, welcher selber Positives schaffen und es nicht durch Polemik entstellen will, der Regel nach nicht zur Bezugnahme.

Zum dritten Capitel.

Anlage I. Zu S. 100.

K. k. Archiv. Turcica 1682.

Ego Christophorus Pasko Nobilis Hungarus Transylvanus de Szekelghid ante quattuor annos a Regnicolis pro conservatione patriae ad Portam Ottomanicam expeditus Legatus, et injusta accusatione tyranni Principis Apaffy, multaque summa cum oppressione Patriae Turcis oblata aggravatus, cum aliquot Magnatibus Regni carceri inclusus, nunc Dei benignitate liber, do pro testimonio Christiana mea fide, quod cum saepius cum R^do^ Patre Benie S. J. natione Gallo sermonem haberem, inter caetera ab illo in perniciem nationis meae charissimae Hungaricae verba acerba audivi.

Rex, inquit, meus Christianissimus non intendit aliud quam ut Hungaria et Transylvania sit in continuo motu, nam aliqua alia utilitas ab Hungaris non speratur, et moderno tempore melius est ut sub jugum Turcicum Hungaria (uti est Transylvania) deveniat.

Ad haec ego: ignoscat, R^de^ Pater, sed hoc non est verbum christianum, quod mea charissima patria Hungaria, quae propugnaculum Christianitatis et a tot centenis annis sanguinem paganorum super omnes gentes effudit, in Turcarum potestatem deveniat: avertat Deus, quia certe vae erit tunc regno Poloniae, Silesiae, Moraviae, et aliarum adjacentium nationum. Nam ad ista regna Turca liberum aditum habebit, et tunc ubi erit Christianitas? Nonne erit ignominiosum, qui in hoc laborant?

Ad haec respondit: V. D. non intelligit, tamen post aliquot annos iterum armis Christiani Regis a jugo Turcico potest deliberari, sed modo propter certas causas ita debet fieri. Animus Portae etiam hic est, ut bellum geratur in Hungaria per Principem Apaffium, quod Vestrae Dominationis negotium pro patria susceptum valde prolongat ad aliquot annos.

Ad haec respondi: certe Apaffius pro communi bono non laborat, sed per infestationem Portae vult saltem suum Principatum custodire, et Hungaros, Regem et alios decipit; et, Pater, quale Regnum hactenus Turca occupavit, ut iterum hoc Christianis reconcessisset?

Ad haec Pater: ergo sub tali jugo vult, ut fiat Hungaria?

Respondi: non, sed per bonam pacificationem et intercessionem restitui potest libertas; nam tutius cum Christiano quam cum pagano; pro exemplo possumus nos Transylvani omnibus Christianis esse, quomodo tributum nostrum Turca auxit contra suam datam fidem, quot arces et magnae provinciae inter annos 24 cum Arce Jeno et Varad a nobis accepit. Hic est fructus pagano adhaerere, et de facto ultimae patriae ruinae studet. Et quae natio a longinquis partibus subsidium feret? Exemplum Rakoczius, qui cum Suecis, Kozachis collusionem habens, Regnum et se ipsum perdidit: ea via modo currit Apaffius.

(Das Folgende iſt weniger wichtig.)

Actum Constantinopoli die 18. Februarii, a. 1682.

Christophorus Pasko.

(L. S.)

Anlage II. Zu S. 102.

K. k. Archiv. Polonica 1683.

Die nachfolgende Abschrift des Handschreibens von Ludwig XIV: an den Sultan Mohammed IV, ddo. 4. Februar 1682, ist von dem Polenkönige Johann III. Sobieski, im Feldlager bei Gran, im October 1683, dem bei ihm accreditirten kaiserlichen Residenten Zierowski übergeben, und von diesem dem Kaiser Leopold I. eingesendet worden.

Copie de la lettre du roi de France au Sultan Mahomet empereur des Musulmans, du 4me février 1682.

Tres haut, tres excellent, tres puissant, tres magnanime et invincible prince, le grand Empereur des Musulmans, Sultan Mehmet, en qui tout honneur et vertu abonde, nostre tres cher et parfait ami. Dieu veuille augmenter votre Grandeur et Hautesse avec fin tres heureuse!

Ayant appris les desordres arrivés à la ville de Schio, nous avons bien voulu asseurer votre Hautesse, que nous n'avons eu le dessein de faire aucune chose qui doit alterer l'estroite amitié, la bonne correspondance et le commerce des deux Empires. Nous desirons non seulement que cette amitié qui dure depuis tant d'années, soit heureusement continuée plusieurs autres, mais encore qu'elle soit augmentée, ne doutant pas que votre Hautesse n'y corresponde de Son costé, et qu'Elle n'ordonne dans l'étendue de Son florissant Empire l'observation exacte des capitulations, et un traitement honorable et distingué de notre Ambassadeur par la reception sur le sopha du tres illustre et magnifique vizier de l'excelse Porte, tres digne ministre de votre Hautesse, auquel nons avons escrit il ý a longtemps une longue lettre sur ce sujet, remplie des bonnes raisons qui justifient cette pretension que nous ne pouvons abandonner, regardant en même temps la grandeur et la reputation de l'Empire Ottoman, dans lequel la qualité d'Empereur (sic), la premiere alliance avec les tres hauts et plusieurs prerogatives particulieres et tres puissants Princes de memoire victorieuse, Predecesseurs de Votre Hautesse, et plusieurs prerogatives particulieres doivent procurer à notre Ambassadeur des honneurs au-dessus des ministres des autres Princes, auxquels nous sommes infiniment superieurs dans l'Europe par nos grandes conquestes. Nous esperons avec impatience ce tesmoignage de l'estime que Votre Hautesse fait de notre parfaite union, rien n'estant si capable d'augmenter notre ancienne amitié. Si cet avantage n'est pas accordé à notre Ambassadeur, nous luy avons commandé de retourner en France avec nos sujets, ne pouvant le voir confondu avec les autres Ambassadeurs et Residents. Nous demandons à Votre Hautesse cette marque de Sa justice et de Son amitié, L'asseurant derechef comme nous avons fait au commencement de cette lettre, que ce qui est arrivé à Schio, est l'effet d'un malheur inopiné et de quelques coups eschappés. Notre veritable intention n'est que de punir les Tripolins et autres corsaires, sujets rebelles de Votre Hautesse, ainsi appelés par les termes expres des Capitulations, lesquels ont fait et continuent avec perfidie de braver sur nos sujets contre les volontés de Votre Hautesse et au prejudice des dites capitulations, qui doivent leur estre sacrées.

Et sur ce nous prions Dieu qu'il augmente les jours de Votre Hautesse et les remplisse de toute prosperité avec fin heureuse.

Ecrit à St. Germain en Laye, le quatre jour du fevrier en 1682.

Votre tres cher et parfait ami.

Louis. Colbert.

Anlage III.

Da ich hier zuerſt dieſe Berichte des venetianiſchen Botſchafters Domenigo Contarini citire, auf welche der Leſer fortan immer wieder ſtoßen wird, ſo dürften einige Worte mehr darüber hier am Orte ſein. Es iſt hier nicht der Finalbericht des Botſchafters gemeint, den Herr Fiedler in Bd. XXVII der Fontes rerum Austriacarum veröffentlicht hat, ſondern die laufenden Berichte, die er allwöchentlich, in der Regel ſehr ausführlich verfaßte. Dieſe Berichte ſind nicht blos an ſich höchſt werthvoll, ſondern auch durch ihre Beilagen. Ich verweiſe z. B. gleich auf die hier folgende Anlage IV, ſo wie auf eine Reihe weiterer Anlagen zu den folgenden Capiteln.

Dieſe Berichte befinden ſich im k. k. Haus- Hof- und Staatsarchive, in der Abtheilung der Handſchriften. Ich benutze dieſe Gelegenheit, darauf hinzuweiſen, daß, wie die Berichte von D. Contarini aus Wien, ſo auch diejenigen vieler anderen venetianiſchen Botſchafter ſich dort befinden, in mehreren hunderten Folio-Bänden, theils im Original, theils in Abſchrift, wie umgekehrt auch im venetianiſchen Archive.

Anlage IV. Zu S. 138.

K. k. Archiv. Handſchriften. Beilage zum Berichte des venetian. Botſchafters Contarini, vom 29. November 1682.

Che l'intenzione de Turchi è fissa d'attaccare Vienna, tenendo con qualche cavalleria bloccata Raab; che per questo non solo le chiese de Christiani, ma anco le moschee de Turchi si riempiscono de provigioni, e massime di fieno, forse per non aspettare l'herba; che dalli registri si cava non esservi mai fatto tanto apparechio in Hungheria dopo la morte di Solimanno. Gli Turchi sono esattamente istrutti delle pretensioni della Francia. — L'amico crede fermamente che vogliono esser presto in campagna, e che attacheranno Vienna, supponendo che voi non siete in stato d'opporvi a loro con un' esercito. Sono venute una quantità di barche, e tra esse alcune de sacchi grandi e piccoli per portar terra e riempir li fossi con lana, che pure è stata condotta qui in grandissima quantità. Molti di questi che intendono li fuochi e che sono stati in Candia, sono già qui, lavorono giorno e notte. In somma credete che mai s'è fatto un tal apparechio.

Anlage V. Zu S. 142.

Manuſcripte der k. k. Hof-Bibliothek. Relazione particolare dell'Internunziatura del Conte A. Caprara, fol. 118.

È arrivato l'Inviato di Polonia, e habbiamo discorso di molte cose, e come ch'egli era amico del Guilleragues A. di Francia, mi assicura haver udito da lui come tutta questa guerra sia stata ordita da Ministri Francesi, li quali prima in Polonia, poi appresso l'Abaffi, indi col Tekeli con espressi huomini inviati,

e con molto denaro habbino sollecitato ciò che va seguendo, pensando che la Germania, per tema di non rimanere oppressa, chiamarebbe quel Rè a difenderla, e lo farebbe Imperatore. E per cohonestare l'infame azione col pretesto d'un buon fine, aggiungeva l'Amb., che dichiarato Imperatore il Rè di Francia, darebbe al Tekeli Rè d'Ungheria forze bastanti per scacciare li Turchi di là, mentre egli per mare gli attacarebbe da altra parte, e cosi questo vastissimo gigante scosso da due parti dovrebe necessariamente cadere. Veramente il disegno è nobile, santo, e pio, e merita che tutti li secoli a venire portino la rimenbranza di si degne deliberazioni.

Zum vierten Capitel.

Anlage I. Zu S. 151.

Schreiben des Königs Ludwig XIV. an den Papst Innocenz XI., aus Versailles, 12. februar 1683.

Tres saint Pere. Nous avons reçu avec bien de la satisfaction le Bref de Votre Sainteté du 20me Janvier, par lequel nous voyons qu'Elle est bien persuadée, que nous employerons toujours avec joye tous les moyens que Dieu nous a mis en main, pour affirmer le repos de la Chrestienté et pour detourner tous les maux dont elle est menacée. Votre Beatitude aura bien pu connoistre en effet par la conduite que nous avons tenue depuis plus d'un an, quelle est la sincerité de nos intentions et à quel point nous avons desiré de terminer tous les differents, qui pouvoient faire renaistre quelque division, puisque dans le temps que nous pouvions facilement nous mettre en possession de ce que la Couronne d'Espagne nous a jusques à present retenu au prejudice du traitté de Nimegue, et même Nous dedommager du retardement, nous avons mieux aimé soumettre nos droicts les plus incontestables à l'Arbitrage du Roy de la Grande Bretagne, que de donner aucun pretexte de renouvellement de guerre à ceux qui se flattent vainement de pouvoir trouver leur avantage dans le trouble. C'est par ce même motif que nous avons aussy entretenu pendant quinze mois nos Ambassadeurs Plenipotentiaires à Francfort avec ordre d'y determiner par la plus prompte voye qu'il seroit possible, toutes les contestations que l'execution du dit Traitté avoit formées, et qu'encore qu'il nous eût été tres avantageux de faire voir par une exacte discussion de nos droicts, que nous avions beaucoup plus à pretendre que ce que nous possedons en consequence du dit Traitté et de ceux de Westphalie: Neantmoins pour abreger les longueurs des negotiations ordinaires et restablir sans perte de temps une parfaite intelligence entre nous et l'Empire, nous avons bien voulu reduire toutes nos pretensions à la seule possession dans laquelle nous nous trouvons à present. Aussy est-il constant que nos offres ont paru si raisonnables à tous les Electeurs et Princes qui y sont les plus interessez, que deja le College Electoral y a consenti par trois conclusions, qu'il a fait delivrer en forme authentique au Sr Verjus notre Plenipotentiaire à Ratisbonne, et que la pluspart des autres Princes et Etats de l'Empire y souscriroient sans aucun

retardement, s'ils n'étoient retenus par l'apprehension qu'ils ont du ressentiment de la Cour de Vienne. Ainsi, très saint Pere, nous pouvons dire avec verité que nous avons prevenu les desirs de Votre Sainteté, et que nous n'avons rien obmis de notre part pour affirmer la paix dans toute l'Europe, et empescher qu'elle ne puisse estre troublée. Nous laissons cependant à Votre Sainteté à juger de l'intention que peuvent avoir ceux qui commencent de s'opposer à un si grand bien, et s'ils ne donnent pas une juste suite de croire qu'étants asseurez de pouvoir acheter une paix douteuse des infideles et d'en rejeter les forces sur leur voisins, ils veulent que ce soit aux depens même de l'Eglise pour pouvoir employer en suite tout ce qu'ils ont de pouvoir et de moyens à renouveller la guerre dans la Chrestienté. Si ses frontieres en souffrent du dommage, nous l'apprendrons avec douleur. Mais comme nous avons fait tout ce qui pouvoit dependre de nous pour le prevenir, nous laisserons les autres chargez des justes reproches que leur conduite si contraire à la notre peut meriter, et comme nous ne doutons point que ce que notre Cousin le Duc d'Estrées representera encore sur ce sujet à Votre Sainteté, ne la confirme dans la bonne opinion qu'Elle a de notre zele pour le bien de l'Eglise, pour l'augmentation de Notre Religion, et pour le repos de la Chrestienté, auquel Votre Sainteté employe si dignement ses soins, nous prions Dieu cependant, très Saint Pere, qu'il conserve longues années Votre Sainteté au regime de son Eglise. Ecrit à Versailles le 12e jour de Fevrier 1683.

Votre devot fils le Roy de France et Navarre
Louis.

Anlage II. Zu S. 153 u. f.

K. k. Archiv. Romana. Breve des Papstes Innocenz XI. an den römischen Kaiser Leopold, vom 13. März 1683.

Charissimo in Christo filio nostro Leopoldo Hungariæ et Bohemiæ Regi, Illustri in Romanorum Imperatorem Electo.

Innocentius P. P. XI.

Charissime in Christo fili noster, salutem et apostolicam benedictionem. Pastoralis officii nostri debito, quantum in nobis est, omni ex parte satisfacturi, accuratissimas non ita pridem ad charissimum in Christo filium nostrum Ludovicum Francorum Regem Christianissimum dedimus literas, ab eo summis precibus petentes, ut periclitantem in Hungariae Regno universae Christianae reipublicae causam strenue juvare vellet, vel illud saltem praestaret, ne Germania aliaeque Christianae Provinciae ab ipsius armis se tueri tam importuno tempore cogerentur. Cum autem ex ejusdem responso cognoverimus paratum eum semper fuisse ad controversias omnes quae Christianae Reipublicae pacem turbare possent, amicabiliter componendas, muneris quoque Nostri esse duximus, Majestatem Tuam amantiori quo possumus charitatis sensu hortari, ut in id ipsum consilia dirigas, mutuamque animorum concordiam quam Tibi aliisque christianis Principibus cum Rege Christianissimo intendere perpetuo cupimus, plane promovens, quod de pietate Tua merito nobis pollicemur, cum perspectum habeamus Te non minus propensos erga ejusdem Christianae Reipublicae quietem sensus gerere, quo in communis salutis defensionem

totis viribus incumbere valeatis. Et quidem immortalem gloriam ab asserta adversus immanissimum hostem publica incolumitate, et servata a barbarorum abominationibus Religione relaturum Te esse, plane speramus, atque ut referas a supremo Rege omnium Moderatore, ad cujus nutum oriuntur et occidunt invictissima quaeque ac florentissima Imperia, humillime flagitare diu noctuque non omittemus. Plura super hoc argumento a dilecto filio nostro Francisco Cardinali Buonvisio accipiet Majestas Tua, cui Apostolicam benedictionem amantissime impertimur. Datum Romae apud Sanctum Petrum sub annulo Piscatoris, die 13. Martii 1683 Pontificatus nostri anno septimo.

Marius Spinula.

Anlage III. Zu S. 136. K. k. Archiv. Romana 1683.

Copia

Literarum Cæsarearum ad S. Pontificem, ddo. 6. Aprilis 1683, in pto. pacis cum Gallia stabiliendae.

(Non fuit approbatum, neque expeditum.)

P. P.

Ex Sanctitatis Vestrae literis 13ª mensis Martii datis, tum Reverendissimi Domini Francisci Cardinalis Bonvisii vivo sermone plane intelleximus, quantopere ad stabiliendam cum Ser^mo^ Galliae Rege concordiam et pacem paterne exhortetur, ut totis viribus in communis salutis adversus Barbaros defensionem incumbere valeamus. Gratum, jucundumque in primis Nobis fuit, quod Sanctitas Vestra perspectum habeat, Nos propensos erga Christianae Reipublicae quietem sensus gerere. Utinam vero, qui hoc nomine gloriantur, pariter ex hac indole aliquid hausissent, suisque contenti aliena haud appeterent! Sperabamus equidem Monasterii Guestphalorum sancitae et Neomagi recentius roboratae pacis reverentiam nostrumque in publicam tranquillitatem studium Galliam permovere debuisse, ut Germaniae fines amplius carpere verecundaret, sed postquam juxta fidem Neomagi datam exercitum nostrum in hereditarias provincias Nostras reduximus, et partim exauctoravimus, res longe aliter cecidit. Gallia enim integros Principatus, magnas plurium Episcopatuum partes, Abbatias, Comitatus, Dynastias, liberam in Alsatia Nobilitatem et decem Civitates subegit. Pariter sub inani feudorum specie a Metensi, Tullensi et Verodunensi cessis Episcopatibus pendentium plurimos Imperii status liberos, neque in ditione et districtu illo sitos invasit, et suo Dominio adscripsit, ex Vasallis sive beneficiariis inaudita hactenus metamorphosi subditos faciens. Si causa et ratio contaminata pacis et contraventionum examinatur, Galli talia praetexunt, quae apud rerum transactarum gnaros vix in umbram justi coloris valitura sint. Tabulis namque Monasteriensibus, tametsi hae in scenam jactitentur, omnia e diametro repugnare, verba earundem diserta et sensus meridiano sole lucidior abunde docent ac evincunt. Quae tamen si temere in dubium vocantur, neminem alium sinceriorem interpretem habere poterunt, quam ipsosmet Gallos eorumque propria facta. Postquam ipsimet Galli in Executione pacis Monasteriensis Civitates et Imperii status, quos hodie in unam servitutis conditionem compingere satagunt, deductis suis praesidiis in sacri Imperii libertatem asseruerunt, deinceps partim Legationum, foe-

derum, aliaque jura, nonnisi statuum Imperii propria, cum illis frequentarunt, in publicis Imperii Comitiis, aliisque Circulorum Conventibus per Ministros Regios prasentes, spectantesque pro talibus semper habuerunt, et agnoverunt, nunquam status quaestione ipsis mota. Denique vero ubi id aequius quod validius haberi coepit, vel armata manu, vel judiciorum schemate, in quo Galli actoris et judicis partibus simul functi, cunctos subjugare opportunum et utile sibi rati sunt. Pace Neomagensi profecto Gallia nihil novi juris adepta est, neque alio hodierno die utitur, quam repertis noviter Reunionum et Dependentiarum vocabulis. Interea cum in Francofurtensi congressu, aperta vi et judiciorum cavillis tantisper cessantibus, ab utraque parte ad juris et justitiae disquisitionem descendendum esset, contra stipulationem factam Argentoratum ad deditionem coactum, et in Italia Casalense propugnaculum Imperii feudum árte interceptum. Exspectabant nihilominus oppressi et sub juge gemiscentes Imperii status, querelas suas auditum, controversiasque ex genuino pacis Monasteriensis sensu utpote unico Congressus Francofurtensis scopo, rite discussum iri. Galliae autem Legati quamcunque juris ex instrumento pacis profluentem quaestionem fastidientes in hoc unice steterunt, ut propositio Pacis ex beneplacito Aulae Parisiensis dictata, pro beneficio ingenti susciperetur; secus si fieret, et leges recusarentur, Galliam hoc pro belli causa habituram, semel videlicet certam, ex occupatis nihil dimittere. Abnuit merito sacrum Imperium insidias sub nomine pacis quovis bello deteriores amplecti. Idcirco in astum conversi invenerunt Galli, qui suae cupiditati velificarentur, ut negotiorum tempus disceptationum inanibus eluderent. Rupti demum insigni arrogantia tractatus sunt.

Tantum abest, Nobis culpam dari posse, quod concordia cum Rege Christianissimo minus redintegrata fuerit. Quomodo enim nexum juratae capitulationis Nostrae intuentes, uno prodigo et posteris nunquam excusando jactu Galliae cederemus, quae superiore Rhenano, Guestphalico, Suevico et Burgundico Imperii Circulis, aliisque Imperii membris et feudis, nullo jure aut ratione subtraxerunt? Quod ad nauseam usque et Francofurti et Ratisbonae liquido ostensum fuit. Experientia docet, si a tractatibus pacis initis semel recedatur, nihil omnino profici quam ut graviora et magis intolerabilia petantur, donec Germania reliqua Galliæ lacinia fiat. Hoc cum vi aperta assequi desperent Galli contra universos, sensim carpendo et peculiaribus transactionibus id moliri aggrediuntur. Nos autem, ut communem quietem et securitatem pro Munere Nostro, quantum in Nobis est, sartam tectam custodiamus, pacem universalem, honestam et imposterum firmam intendimus atque in Ratisbonensibus Comitiis non minus quam alibi, ubi e re visum est, eam sincere promovebimus; ita ut non tantum Imperii per Italiam, Circulum Burgundicum, Imperio innexis rebus, verum etiam cæterorum Nobiscum foederatorum principum statuumque cum Rege Christianissimo vertentibus disidiis, adeoque tranquillitati publicae Christiani Orbis simul et semel constanter provideatur. Qualiscunque enim pacis particularis contractus lubricus et elusorius repertus proh dolor! hactenus, et nonnisi gradus et ansa ad novum bellum fuit. Rex Christianissimus equidem in ejusmodi pacem universalem sese inclinare per Ablegatum suum in Aula Nostra agentem, testatus est. Accusat autem Nos quasi per Nos staret, quin peculiaris pax Germaniae sanciatur, postquam in Ratisbonensis

Comitiis quinque Electores aliique principes propositionem Gallicam solemni concluso amplexi sint, reliqui minis Nostris absterreantur, eo fine quod mens Nostra sit damnata pacificatione Imperium deinceps armis perturbandi. An criminatio ita se habeat, ad Sanctitatis Vestræ et totius Orbis conscientiam provocamus. Quicquid enim sit de Electoralium quorundam Legatorum prætenso concluso (neque enim, quamdiu de eo ad Nos haud relatum aut illud a Nobis approbatum est, pro tali habendum) artificiose a Gallis exterebrato ab illis authoribus hoc proficiscitur, qui pretio vel minis vel gravissimo metu quasi in compedibus sunt, nec libere proferunt, quæ de patriæ libertate ac dignitate ejusque tum propriis Ecclesiarum suarum juribus sentire debeant. Ex ingenio autem suo loquitur Gallia, quando minas ferri et ignis quibusdam Imperii principibus Ecclesiasticis multifariam intentatas Nobis affingit. Quæ enim foret Nobis Voluptas in Imperio bellum ciere, qui cum immanibus Ottomanis iam colluctamur? Sinistra sane imputatio est, quod impensis Ecclesiae ignominiosam a Turcis pacem emere, eorumque arma in Vicinos derivare conemur. Immensam barbarorum vim procul arcuisse id omnium forte Christianorum interest, quorum pectori aliqua charitatis Christianæ et pietatis scintilla insidet, ne tot innocentium millia in diram servitutem, quod fieri solet, abriperentur. Ideo destinabamus inducias cum Porta Ottomanica, nullius injuria, redintegrare, præsertim cum funesta Galliæ consilia Nobis paterent, qui Hungariæ rebelles Turcarum socios stipendiis et subsidiis aluerunt, et demum cum ipsismet Turcis in arma adversus Nos stimularunt. Acrius et quotidie fovere pergunt, cum perduellis Valentinus Nemessanius nuper Parisiis redux amplissimis auxiliorum promissis suos tribules efficaciter evinxerit.

Postquam nefas in Polonia eluxit, latere Sanctitatem Vestram vix potest, quemadmodum Noster illic Minister in Ser^mi^ Regis Polonia et Regni Senatorum conspectu, productis emissariorum Galliæ Abbatis du Vernay Boucautii, aliorumque authenticis literis (quæ jam Nobis in promptu sunt) publice probarit Gallorum cum Turcis collusiones, et Tökölio nunc portæ Ottomanicæ Vasallo mancipi notabiles pecuniarum suppetias Gedanum ex Gallia missas subministratas fuisse. Orbi jam innotuit quam atra Galliæ Legato Marchioni Vitrio Varsaviæ in publicis Regni Comitiis a Polonis objecta probataque fuerint. Is namque (extant literæ et in Senatu Polonico prælectæ fuerunt) nullum fraudis et corruptelæ stratagema omisit, ut Ser^mi^ Regis authoritate eversa sacrum foedus Polonorum Nobiscum adversus infideles percutiendum impediretur. Tökölio et Turcis promissa aureorum nummorum quantitas, ut arma et rapinas in ditiones Nostras sine mora spargerent. Vitrius certe tanquam manifeste reus et deprehensus innocentiam suam aut falsitatem criminum objectorum neutiquam, sed unice Legatorum immunitatem inclamavit, cætera alto silentio affirmans. Haec scilicet est, Beatissime Pater, eorum pietas et consiliorum rectitudo, hic sincerus ille in rem Christianam et pacem amor, ex irrefragabilibus literarum documentis palam factus, eorum qui moram nobis stabiliendæ pacis adscribunt. Nulla autem Gallis ejuscemodi malignitatis alia magisque intima ratio est, quam ut Nos prodigiosa cum Turcarum potentia collisi et ad incitas redacti, Gallicæ libidini et postulatis obsecundare debeamus.

Quam ob rem Sanctitas Vestra per se deprehendet, quanto intervallo a pacis amore et religionis Catholicæ propagandæ vero studio distent. Pro filiali

idcirco observantia et fiducia Sanctitatem Vestram obtestamur, velit ex Pastoris et Patris universalis officio, singulari prudentia et æquanimitate sua verum a falso discernere, lubricas et inanes Galliæ adversus Germaniam excogitatas prætensiones et apertam vim agnoscere, Christianam Ecclesiam et Rempublicam contra Turcas eorumque incentores tueri, causæque Nostræ planissimæ, justæ et Christiani Orbis tranquillitati consulere. Licet enim injuria haud levis facta fuerit Nobis, ea tamen causæ publicæ condonata nihil magis cordi sumus habituri, quam ut sine mora pax solida et foederatos Nostros comprehendendo firma Nos inter ac regem Christanissimum stabiliatur, et cum illam nulla alia via modoque proclivius consequi Nos posse existimemus quam Sanctis Vrae authoritate et Officiis efficaciter interpositis, Eandem debita reverentia requirimus, ut omnem conatum pro paterna sua cura in hunc finem impendere dignetur. Ut Divinum numen propitium Sanctem Vam diutissime salvam et incolumem servet, ferventissime precamur.

Viennæ, 6. Aprilis 1683.

Leopoldus.

Leopoldus Wilhelmus Comes a Königsegg.

Anlage IV. Zu S. 173.

(Eine Abſchrift des Protokolls befindet ſich im k. k. Kriegsarchiv. Der Schluß desſelben lautet wie folgt.)

Exoptans insuper summopere Sanctitas Sua, ut omnia inter praefatos Sermos Principes in dicto foedere ad invicem conventa debitae executioni pro Christianae Reipublicae bono demandentur, promisit nomine Sedis Apostolicae, se paternis officiis omnique studio et opera acturum, ut dictum foedus et in eo conventa religiose, sancte et inviolate ab utraque parte serventur atque adimpleantur omnia.

Zum fünften Capitel.

Anlage I. Zu S. 180.

K. k. Archiv. Turcica. Bericht des Grafen Caprara vom 20. März 1683.

Sacra Imperial Real Maestà. Il Tekeli manda a Vienna a offerire la mediatione della pace: non fa altro che scrivere quì per incitare acciò si essa presto in campagna; acciò si attaqui Vienna, e si lasci il Regno d'Ungaria addietro; manda li disegni della città. E adesso non si discorre altro, ed il Vesire tutto il giorno sta considerando il disegno. Il Tekeli scrive che, per meglio addormentare cotesta corte, ha introdotti questi trattati. Si vanta che la trovaremo sproveduta e non in stato di difendersi. Vanta di più che fa passaggiare le sue genti per Vienna colle sable tinte del sangue tedesco. Ha mandato costoro per pigliare la delineazione della città, ed alla Porta manda un Ambasciatore col tributo di $\frac{m}{40}$ Talleri. — Ha scritto al Vesier che il Rè di Spagna era morto e che il Rè di Francia nel medesimo tempo attaccarebbe gli stati di V. M. I., non ostante ch'io faccio dire ad ogni momento, che colla Gallia si è conclusa

la pace. E tutto ciò per far credere che V. M. I., dà molte parti disturbata, tanto meno potrà difendersi.

In fine muove ogni cosa per render il male maggiore di quello che sarebbe, e la vehemenza con che sollecita, e le speranze che da al Vesier di grande acquisti, fanno l'infermità cosi grande, che non si può assolutamente sanare che col ferro e col fuoco.

Anlage II. Zu S. 200.

K. k. Archiv. Handschriften. Berichte des Botschafters D. Contarini.

(Beilage zum ersten Berichte desselben vom 29. Juli 1683.)

Buda 7. Luglio 1683.

Non ritrovandosi gente, che per tema de Tartari vogli portar lettere di quà e di là, ho dovuto forzosamente tralasciare di scrivere, mà hora che certo mio Amico manda verso Comora un suo huomo, gli consegno la presente, e sentirò volontieri, che vi sii capitata, acciò sapiate come regolarvi sopra quanto vi dirò.

1°. Già da tre anni in quà sempre vi ho scritto, che il Gran Visire si portarebbe all' attacco di Vienna, e ciò non solo a riguardo del raccordo lasciatoli sopra di questo punto dal Gran Visire defunto, quanto del suo proprio impegno, mentre promise al Sultano di voler far un impresa, che fosse più gloriosa di tutte quelle che aveva fatto il suo Antecessore. Per quest' effetto prese egli la marchia di Alba Reale con intenzione di passar a drittura a Jenischeher (Città nuova) per assicurarsi di quel posto. Arrivato che fu in quelle vicinanze, cangiò il camino, ma non pensiere, poiche avvisato da Scheilan Ibrahim Bassà d'attacar prima la vostra Armata, ordinò a questo Visire di ripassare il Danubio e d'unirsi ad esso, con oggetto di farlo passare il Raab, affinchè vi potesse prender fra mezzo, come sarebbe effettivamente seguito, se li vostri non si ritiravano. Mancatogli questo dissegno tanto più s'incoccasi hora di voler attaccar Vienna, non ostante che quasi tutti li Capi più rigardevoli e massime questo Visire glielo dissuada. Si che credete fermamente che sarete assediati alla più lunga verso la meta del mese. Haverete un attacco fiero, mentre si hanno in abbondanza tutte le cose necessarie e quì si cava dalli Arsenali una prodigiosa quantità d'ogni sorte de munitioni, che giornalmente vengono spedite al Campo sotto Giavarino, che sta colà attendente buon numero di militie, che di già han passato il Ponte di Esseg. Tre sono li motori principali di questa gran risolutione; Islam Achmet Bey, il Capucino sfratato, primo Ingegnere, che con la gente del Techeli fu à riconoscer et a prender il dissegno della medesima; Mustafà Bey quel Buccone che fu tanto tempo tra Voi, e che fa l'impresa molto facile; et un tal Sepesi Paul Ribelle, che sta col Gran Visire, e che gli suggerisce tutt'il male contro di Voi, havendo sempre molte lettere d'Hungheria, quali altro non dicono, se non che sete disperditi, che non pensate ad altro, che a fuggire, che al comparire dell' esercito Turco tutti scapparanno. Che in Vienna non vi è polvere sufficiente per mantenersi sei settimane. Che li vostri Ministri sono tutti confusi, e che in somma tra voi era una vera Babilonia. Tutto quello che vi scrivo fu

contato a questo Reis Effendi, cancelliere mio vecchio conoscente, da Jusuf Aga, che fu mandato quì dal Gran Visire per assistere e premer la mandata del Canone e munitioni al Campo Ottomano.

2°. Avanti tre giorni passò per quì verso la Porta Hagi Ibraim Aga, quale porta al Sultano la nuova della resolutione fattasi d'attaccar Vienna, e però fa instanza di non esser abbandonato ne con gente, ne con denaro. Quella persona, che voi conoscete, e che da un tempo in quà sempre è inferma, mi dice che questo Aga porta lettere e presenti al Selcitar Agà (Porta spada) del Gran Visire, acciò procuri, che il Sultano venga in persona a nobilitar la presa, come dice, d'una tanta Città. Io però credo che non si moverà, se non haverà maggior sicurezza dell' acquisto di quello s'egli rappresenta con la missione di quest' Aga.

3°. Si sono spediti Aga Chiaussi e correri per tutti li magazini, acciò da ogn'uno si conduchi per la Strada più breve al campo provisioni e munitioni. Non occorre dirvi le diligence, che si fanno; bastavi sapere, che da questa operatione dipende la vita e la riputatione del Gran Visire, il quale fa effettivamente l'ultimo sforzo contro di Voi.

4°. Li più prudenti Turchi han disapprovato questa risolutione et pare ad essi precipitosa e però collaudavano più tosto quella di Comora e Raab come più vicina a loro confini, e dicono e temono se li Polacchi s'uniscono a Tedeschi, e passano il Danubio, et si mettono tra Raab e l'Armata sotto Vienna, come mandaremo le provisioni? Se andaremo con pochi, saremo battuti, se con molti, bisogno indebolir l'esercito di Vienna e cosi come prenderemo la Città? Come impediremo il passo del Danubio? Mentre con le nostre Galeotte non potremo passar Raab e Comora. Come manteniremo li nostri Cavalli, Asini e Camelli, mentre tutt'il contorno della Città non è che di Vigne? Cosi parlano e sopra di ciò prendete le vostre misure, avvertendovi che nissuna cosa darà più fastidio a Turchi, che quando sapevano che la vostra Armata sii unita con Polacchi. La speranza che hanno è che credono che farete le cose tardi, onde se le farete presto, gli darete gran fastidio. Cosi dice quella vostra persona che vi saluta. Et mi ha anco confidato che questo Visire è stato contrarissimo a questa risolutione e massime su dubbio dell' unione de Polacchi con voi, e per esser inimico mortale del Gran Visire che opera tutto di propria fantasia.

5°. Questo medesimo nostro Amico mi disse che li Turchi prudenti si meravigliano come voi vi lasciate gabbare tante volte dal Techely, il quale in Esseg haveva dipinto al Gran Visire le vostre debolezze, le confusioni, l'incapacità dei Ministri, la volontà de sudditi di rivoltarsi, e cento cose si fatte. Ha egli promesso, finito che sara il tempo pattato con voi, di bravamente travagliarsi, et il Gran Visire di farlo incoronare. Mi disse anco d'avvertirvi, che quasi tutti li Hungheri sotto mano già s'intendono con lui, e che il Gran Visire, per tenere quella Natione con la bocca dolce, havesse detto al Techely, che quando l'esercito Ottomano prenderà Vienna, la farà affatto demolire, riducendola a semplice borgo, acciò non possi più reccare fastidio alla Natione Vnghera. Quest'è un artificio del Gran Visire per levarli ogni cattiva impressione, che potessero havere della sua condotta, mentre in virtù della capitulatione fatta con essi, promette di cacciare dall' Hungheria li Tedeschi e consignar ad essi le

Fortezze. Mà Vienna non è in Hungheria, e però volendo levar ogni sospetto dice, che prendendola la vuol demolire. Sono gran perfidi quelli Ribelli et il Mustafa Bey, non credesti che cose tremende dicono di voi e del vostro governo. È possibile che non aprite gl'occhí, non vedete, che tutto quello che si scrive è vero, e voi dormite? Dio Signore v'apra gl'occhi, del resto siate persi Con che vino siate ubriaci, che non vi suegliate? Io non so se mi fermerò con gl'altri quì o no! Se haverò occasione di scrivere, lo farò, mà che giova dirvi, se poi nulla fatte? Unitevi presto co'Polachi, mostrate la faccia al Nemico, perche quasi tutti auguran il mal anno al Gran Visire. Con che vivete felicemente!

Anlage III. Zu S. 205.

K. k. Archiv. Handschriften. Aus dem Berichte des Botschafters D. Contarini vom 19. September 1683.

Il Palatino E. s'è sempre mantenuto in ossequio e fede dell'Imperatore, benche perduti e rovinati i beni, et incendiato il nobilissimo Palazzo d'Eisenstat di struttura Italiana, di mano propria del c. Drascoviz appesoli il fuoco. E curioso il modo con cui finse questo soggetto la maggior dipendenza e partialità verso la Mtà di Cesare, mentre sin nell'ultimo giorno della fuga di Vienna fù veduto, et io stesso lo viddi nell'anticamera, commiserando lo stato delle cose presenti piangere divottamente, nel veder Cesare montar in carozza per salvarsi.

Zum sechsten Capitel.

Anlage I. Zu S. 221.

K. k. Archiv. Handschriften desselben. Aus dem Berichte von D. Contarini, ddo. 19. September 1683.

Le diffidenze del Pr. Visire con quello di Buda non hanno mal servito a render nulli i sforzi loro, mentre questo più esperto e più soldato consigliava appigliarsi al parere dell'Ingegnere Francese, che voleva col sagrificio di qualche numero di più genti d'emblée, come dicono Francesi, più prestamente conquistare la piazza, attaccando la parte della porta rossa e quella d'Hungheria, dinanzi la quale fù lasciata un altezza di terreno lungo al fiume di Vienna, sotto cui haverebbero potuto immediate e con sicurezza alloggiare. Ma il Visir s'attaccò al parere dell'altro Ingegnere Italiano, Capuccino rinegato, in gran credito et estimazione di lui, il quale col risparmio della gente li promise con lavori sotterranei renderli in potere la piazza, benche con più tempo impiegarsi. Esclamava il Visir di Buda che in questa maniera si haverebbe dato tempo all'unione de Prencipi christiani, dal numero e potere de quali sarebbero, con indecoro dell'armi Musulmane e discredito perpetuo, stati sforzati all'abbandono dell'impresa. Accusava, coll'lettere al Gran Signore, l'obstinazione del P. Visire, di non voler lasciarsi persuadere della ragione ed attacarsi al buon partito. L'incolpava d'inesperienza nelle cose della guerra etc.

Daß der Kapuziner-Ingenieur die Qualität des Wienfluſſes als Torrens entgegen gehalten, ergibt ſich aus einer ſpäteren Unterredung Starhembergs mit Contarini, über welche der Letztere, am 28. November 1683, berichtet wie folgt.

Mi disse essersi rallegrato che Turchi si fossero appigliati dalla parte più forte, sconsigliati dal Capuccino Ingegnere d'avvicinarsi a Balovardi più deboli vicini al fiume, per dubbio dell'eccrescenza del medesimo; che se havessero il contrario eseguito, sarebbe stata dubbiosa la difesa più lunga della piazza.

Anlage II. Zu S. 228.

K. k. Archiv. Handſchriften. Aus d. Berichte des ven. Botſchafters D. Contarini, vom 19. September 1683. (Schließt an den erſten Theil der vorſtehenden Anlage I.)

Dicesi che l'Ingegnere Capuccino habbi anche reso quasi inutile l'effetto delle bombe e granate, accusandone la mala qualità delle polveri, credendosi che, compunto di esser l'autore di tanto danno alla Christianità, o vero guadagnato da questa parte, procurasse il minor male possibile di Christianità, fra quali è nato e stato nodrito. Di duodeci mine fatte lavorate con immensa fattica, lungo tempo et impiego di numerose gente, sette ne riuscirono inutili, incontrando per la profondità ordinata in acqua e sabbia.

Anlage III. Zu S. 236.

K. k. Archiv. Handſchriften. Aus dem Berichte des ven. Botſchafters D. Contarini vom 26. Auguſt 1683.

S'intende che nella Favorita habbino fatto strage di dieci milla Christiani, non havendo con che alimentarli, e le creature di tenera età, tirandole per i piedi s'har fracassate nelle muraglie, mandati de più robusti in Turchia venti milla prigioni; che si caminava sopra cadaveri ne contorni di Vienna quanto ne Bosschi.

Aus dem Berichte vom 2. September:

Da fuggitivi sempre vien confermato lo stesso, come pure dalla barbarie praticata contro schiavi christiani decapitati, per alleggiare del peso l'Armata.

Weder die Tagesberichte in der Stadt, noch derjenige von Kuniz im Türkenlager gedenken dieſer Schlächterei in der Favorita. Aber in der Stadt hatte man von den Vorgängen im Türkenlager geringe Kunde. Das Zelt von Kuniz auf der Laimgrube, jetzt Mariahilferſtraße, war nicht ſehr weit von der Favorita entfernt, jedoch davon geſchieden durch die Wien. Die ganze Aufmerkſamkeit von Kuniz war der Natur der Sache nach zur linken Seite hin gewandt, auf das Hauptquartier. Es iſt daher ſehr möglich, daß die Greuelthat rechts von ihm, jenſeit der Wien, ihm nicht zur Kunde kam.

Auf dieſe Blutthat gegen Ende Auguſt wird ſich wahrſcheinlich das Gerücht reduciren, daß die Türken, am 12. September, noch vor der Flucht ein ſolches Gemetzel veranſtaltet haben ſollen, bei welchem Gerüchte noch viel höhere Zahlen genannt

werden. Es liegt einer sich auflösenden, flüchtigen Armee näher das eigene Leben zu retten, als die Zeit mit Morden zu verlieren.

Ueber das Nicht-Begraben der Christen berichtet Vaelkeren, p. 60, einen bezeichnenden Vorfall.

Anlage IV. Zu S. 242.

K. k. Archiv. Polonica. Schreiben des Großwesirs Kara Mustafa an Tököly, vom 27. August 1683.

Excelsi Nostri supremi Vizirii ad Celsissimum Principem Vngariæ Literarum Interpretatio.

Post consuetos honoris Titulos et amicam consolationem. Cum per manus hominis Tui Literæ Tuæ pervenerint, post interpretationem sensus Tuorum scriptorum, tum relationem, omnino Nobis innotuit. Cum inimici in ripa opposita existentes aucto numero multiplicati sunt, scripsisti plurimo Exercitu auxiliari opus esse ut contra illos Exercitus Tuus invehatur. Verum in praesens ita cognitum habemus, omnes hostes, tum ultra, tum cis Danubium existentes, unitis viribus velle insultum tentare contra imperatoria castra. Quapropter cum Tu Alumnus sis potentissimi imperii, una cum omnibus copijs equestribus et pedestribus Ungaricis, intra spatium trium aut quatuor dierum ad castra imperatoria celerrime accedens, sub imperialibus faustissimis auspiciis rem militarem gerere debes, atque hac de causa præsentes Nostrae amicabiles Literæ missae sunt, ut quam citissime cum Tuis Exercitibus ad imperatoria castra venias. Favente Deo susceptum opus ad bonam spem reductum est et cito perficiendum videtur. Postquam per Dei gratiam opus hoc perfectum erit, desiderata Genti Ungaricæ ex voto succedent et Patrocinio imperiali juxta spem et expectationem Vestra omnia negotia. In præsens vero Tu cum Exercitu Ungarico et honoratus Achmet Pasza cum Confinario Exercitu, ut quam primum et sine ulla delatione ad Castra Imperatoria perveniatis, juxta fidelitatem potentissimo imperio debitam omne studium adhibeas. Salus Deo Altissimo parentibus! Datæ in Castris Imperatoriis Die 27. Augusti Anno a profectione 1094.

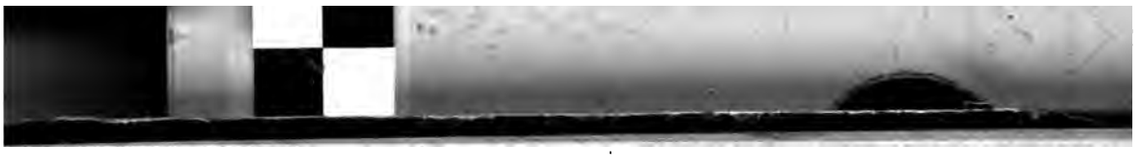
Ex interpretatione Alexandri Maurocordati.

Zum siebenten Capitel.

Anlage I. Zu S. 251.

Da ich hier zuerst diese Correspondenz, eine der wichtigsten Quellen der Leopoldinischen Zeitgeschichte, benenne, so dürften einige nähere Angaben zweckmäßig sein.

Die Briefe des Kaisers Leopold an Marco d'Aviano, vom Jahre 1680 bis 1699, an der Zahl 165, so wie diejenigen der Kaiserin Eleonora Magdalena, aus derselben Zeit, an der Zahl 139, befinden sich im Archive des Kapuziner-Klosters in Venedig. Sie sind sämmtlich eigenhändig, bis auf einen, den der Kaiser wegen eines Augenleidens dictirt hat. Dazu kommen noch eine Anzahl Briefe von anderen Mit-



gliedern des Kaiserhauses, wie der Kaiserin-Witwe Eleonora, aus dem Hause Gonzaga, des Erzherzogs Carl, der Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Elisabeth.

Die Handschrift des Kaisers Leopold, schon damals schwer leserlich, ist es für unsere Zeit erst recht. Die Aufgabe sie abzuschreiben, würde geradezu als unlösbar bezeichnet werden müssen, wenn nicht in diesem Falle der Pater Cosmo, Socius Marco d'Avianos, vorgearbeitet hätte, indem er den sämmtlichen Briefen des Kaisers Abschriften von seiner Hand beigefügt hat. Unbedingt zuverlässig sind jedoch diese Abschriften nicht, zumal wenn nicht-italienische Namen in Betracht kommen. —

Die Briefe Marco d'Avianos, so viele von denselben erhalten sind, befinden sich im k. k. Haus-Hof- und Staatsarchive. Von denjenigen an die Kaiserin Eleonora Magdalena ist keiner übrig geblieben. Von denen an den Kaiser Leopold fehlen viele, namentlich aus den ersten Jahren, von 1680 an bis 1685. Später wird die Sammlung vollständiger.

Nicht wenige Stücke dieser Correspondenz werden im Fortgange der Darstellung zur Sprache kommen.

Anlage II. Zu S. 259. (Man sehe Anlage I dieses Capitels.)

Passavia, li 18. Luglio 1683.

Molto Rev^do^ Padre. Le presente gravi emergenze e pericoli, nelli quali per la disposizione divina mi trovo, mi danno motivo di scrivere con grande afflizione, ma anco con grande confidanza questa lettera a V. R., e ben posso dire: Manus domini tetigit, e per conformarmi a quello anco dirò: Ecce in flagella paratus sum. Ed è che non solo il mio esercito non ha potuto far niun progresso o vantaggio contro il nemico commune della fede christiana, ma è convenuto sempre ritirarsi per la quantità indicibile di quello, onde finalmente venne fino a Vienna. La Fanteria si gettò in città, e il Duca di Lorena con la Cavalleria sta vicino a quella. L'Armata però — lodato Dio — non ha patito niente; ma venne queste colpo cosi improviso, che non convenendo ch'io mi lasciassi serrare in Vienna, sono stato obligato una sera partirmi all'improviso e marchiare buona parte della notte con tutte quelle incommodità, che una tale affrettata partenza porta seco, e certo ch'è particolar providenza di Dio, che ne l'Imperatrice ne li figliuoli con tanti incommodi habbino patito in nissuna cosa. S'incaminavamo dunque a Linz, ma perche appena giunti vennero i Tartari anco fra Vienna e Linz, e si hebbe motivo di sospetto molto importante, pure convenne partirsi di là e venire in fretta e per poco tempo quà in questo luogo. Habbiamo ancora notizia che il Turcho già sia sotto Vienna, e che voglia con ogni vigore assediarla. È assai provista di gente, che saranno dentro verso $\frac{m}{20}$ combattenti, e munizioni di guerra e di bocca. Solo mi sta sul cuore ch'è assai cattivo tempo, e durarà l'assedio molto, ed io sin'hora non ho forze di soccorrerla. Faccio però ogni sforzo e spero che presto ne verrà d'ogni stato, e l'Elettore di Baviera già manda in ajuto $\frac{m}{10}$ effettivi soldati. Anco si spera buon soccorso da altri Elettori e Prencipi dell'Imperio, onde spero che si potrà soccorrere la città e fare qualche danno notabile.

Io confido in Dio e nella Vergine Santissima e nel nostro gran Padre S. Giuseppe e Sant'Antonio, che non ci abbandoneranno. Confesso ancora che

questo è più merito per le mie negligenze e colpe, e li miei vassali e la misera Vienna per li suoi peccati. Ma: non est abbreviata manus Domini, et clemens erit quia vulnerat — onde spero che basterà questo castigo, mentre già tutta l'Austria quasi è tutta rovinata, fra quali è Medling e molti altri luoghi. Ma voglio sperare che Vienna non vorrà lasciare venire in mano d'Infedeli, mentre pare che sarà sovvenuta e molto bene soccorsa. Io posso ben dire, benche indegnamente, col mio Redemtore: Pater, si possibile est, transeat a me calix iste! Non mea, sed tua voluntas fiat, fiat, fiat, semper in me et in omnibus meis!

Ho voluto descrivere a V. P. queste nostre miserie ed aprire tutt'il mio cuore, acciò m'ajuti con le sue orazioni e procuri di placare la divina Giustizia che si contenti ed habbia misericordia di miei poveri figli innocenti.

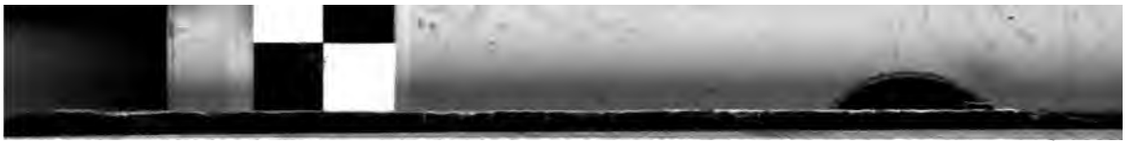
Ho stimato bene ancora informare V. P. che sappia della nostra ritirata, perche so bene che tutti ne sparleranno, e confesso che patisco molte confusioni, perche pochi ubbidiscono al precetto vangelico: fugite de una civitate in aliam; ma spero che anco questa confusione riuscirà per disporre Sua Divina Maestà ad usare pietà con tanti poveri innocenti. Oh Padre mio, chi havrebbe creduto ch'io dovessi venire in questi termini? Ma io dirò sempre: Justus es, Domine, et recta judicia tua. — Prego V. P. con ogni premura ci ajuti in queste nostre gravi afflizioni e necessità, perche adesso est tempus.

Con quest'occasione ancora ho voluto rispondere alla sua lettera dei 24 del passato, ed abbenche l'Imperatrice mia ha sentito non poco la morte di suo fratello Prencipe, si è conformata con molta virtuosa rassegnazione al voler divino, ed io credo certo che Dio ha chiamato quest'anima pura per haverla seco al Cielo, senza lasciarla patire in queste miserie humane. Al suo fratello, Prencipe Francesco, il capitolo di Vratislavia ha postulato per suo vescovo, e si richiede solo la confirmazione papale.

Son stato tutto consolato in vedere dalla lettera di V. P. ch'è pronta di venire in queste parti, e se bene credo, sarà meglio per la primavera, adesso sarebbe bisogno per vedere se si potesse liberare Vienna da queste miserie. Io do motivo al conte Francesco della Torre che disponga li superiori e che per anco V. P. venga munita con quella facoltà ed autorità e grazie che possa fare quel bene, che desidera di fare; ma dubito che il nemico infernale farà ogni sforzo per impedire questa impresa; ma tanto più farlo debbiamo noi certo in procurarla. Ben temo che se non questo segua, si passerà l'Estate e la campagna si fornirà. Con tutto ciò vedrò si potrò farlo, ed in caso che non potessi haverla, almeno si disponga per quest'anno venturo, perche questa guerra non si finirà certo in quest'anno. Se V. P. non havesse difficoltà, potrebbe intendersi col sodetto conte.

Io poi raccommando a V. P. tutte queste mie miserie ed afflizioni, in particolare la mia povera Vienna, che non venga in mano di Barbari, perche succedendo questo, temo che si perderebbe il tutto. Ego autem in Domino confido. Oh Padre, non posso esprimerle come sto nel cuore. Spero che tutto questo sarà per bene dell'anima mia. Con che di nuovo mi raccommando a V. P. con tutti li miei e mia povera Vienna.

Leopoldus.



Anlage III. Zu S. 268.

Bei der mangelhaften Kenntniß, welche Pufendorf in res gestae Friderici Guilelmi lib. XVIII p 95 et seqq., geschweige denn spätere preußische Geschichts-Professoren, von den betr. Verhandlungen des Kurfürsten im Jahre 1683 beweisen — halte ich es für zweckmäßig, sowohl das Schreiben des fr. Gesandten Rebenac als die Antwort des brand. Ministers Fuchs, hier auch im Originale folgen zu lassen. Sie liegen als Beilagen bei dem Berichte des Grafen Lamberg, vom 28. Juli 1683, in den Brandeburgicis des k. k. Archivs.

Copia literarum

Ministri Gallici in aula Brandeburgica ad consiliarium status Fuchs.

Je n'ay pas eu le temps, Monsieur, d'achever tantost ce que j'avois commencé de vous dire. Scachant que vous alliez à Potsdam, je suis bien aise de vous informer de tout ce qui soit passé au dernier voyage que j'y ay fait. Je ne vous parleray pourtant point de ces Messieurs qui forment la Cabale d'Autriche et d'Hollande, vous les cognoissez aussi bien que moy et les manières dont ils sçavent se servir, lorsqu'ils croyent avoir un advantage asseuré dans l'esprit de son Altesse Electorale. Je ne fus donc pas embarrassé de tout ce que je leur vis faire et dire, quoyque les premiers d'entre eux poussassent la sottise si extremement loing, que Mgr l'Electeur avoit une fort grande inquietude de l'approche des vaisseaux de France du costé de Pillau. Imaginez-vous par là le reste de leurs discours et l'honneur, qu'ils sçavent faire à leur maistre. J'eus ensuite l'honneur de voir Son Altesse Electorale. Elle me dit, qu'Elle avoit accordé à l'Abbé Zalusky tout ce qu'il avoit demandé et que, voyant l'état des affaires de Hongrie, Elle s'estoit resolue d'y envoyer 12 Regiments. Je vous avoue que j'en fus surpris, non pas que le Roy ne voye avec joye qu'on s'oppose aux victoires du Turc, qui vont presentement s'estendre dans des endroits si sensibles pour la Chrestienté, qu'on ne peut y former assez d'obstacles. Mais il en faut de plus forts que 12 Regiments. C'est baucoup pour Mgr l'Electeur, mais bien peu pour la grandeur du peril. Il faut que tout y marche, et le Roy n'a pas une plus forte passion que celle d'y employer une grande partie de sa puissance. Afin donc de luy en donner les moyens aussi bien qu'à tout le reste de l'Europe, il faut faire la paix, et elle peut se conclurre en peu de temps, si Mgr l'Electeur avoit suivi sa première pensée, et qu'au lieu d'envoyer Mgr le Prince d'Anhalt avec l'offre d'un secours plus grand même, qu'on ne le demandoit, il l'eût envoyé avec ordre de remonstrer à l'Empereur la necessité de faire la paix, en suite de laquelle il eût promis les secours; rien n'est plus certain, qu'elle se seroit faite, au lieu que par cette demarche Mgr l'Electeur flatte la vision du party d'Austriche, qui croira avoir reussy dans ce qu'elle s'est proposé depuis longtemps, de la separer de l'amitié du Roy. Car de s'imaginer que les foibles exhortations qu'on luy fera dans les diètes et ailleurs, puissent l'esbransler, c'est une chose hors de toute creance, et vous comprendrez aisement, que les raisons, que Mgr le Prince d'Anhalt alleguera contre le sentiment de l'Empereur, seront bien foibles et bien foiblement appuyées de sa part. Mgr l'Electeur

connoit beaucoup mieux que moy encor, s'il doit prendre une si grande confiance à un pareil Ambassadeur, lorsqu'il s'agit de l'interest de la Cour de Vienne. C'est encor une resolution qui m'a surpris de voir desgarnir la personne et les états de Mgr l'Electeur de toutes les forces au milieu de ceux qu'il sçait depuis longtemps estre si interessés à sa perte, et c'est une chose, qui lui est si bien connue, qu'il n'y a pas encore six semaines, qu'il vouloit leur faire la guerre. Je n'ay pas l'honneur d'estre son conseiller d'estat, mais comme informé des mesures qui sont pris entre le Roy et luy, et sçachant les engagements de garantie reciproque, je ne puis pas assez m'estonner que de gayeté de coeur il puisse desgarnir son pays de tout ce qu'il a de forces, et cela sans necessité. S'il marchoit conjoinctement avec les trouppes de Lunebourg et de Saxe, je dirois qu'il y trouveroit quelque seureté. Mais croyez-moy que Messieurs de Lunebourg ne detacheront pas un homme. Croyez-moy encore que les Suedois auront bien moins de peine à passer en Pomeranie, lorsque ce pays sera desgarny, et que si Mgr l'Electeur n'approuve pas la conduite ou de l'Empereur ou de ses alliez, il sera bien des fois inquiet de leur avoir donné d'aussi bons gages de la sienne, qu'ils en auront par un si gros corps, dans les meilleurs de leurs pays hereditaires. Outre cela, c'est que la demarche est autant desagreable pour le Roy, de la maniere dont elle s'est faite, que peu utile pour l'Empereur. Car quelque diligence qu'on y apporte de toute la campagne, ces trouppes-là ne verront pas le Turc. Il est vray qu'elles auront des quartiers en Silesie et Moravie, et voilà le seul motif de la pluspart de ceux, qui solicitent une entreprise si Chrestienne. Mais cela n'est pas de mon fait, et je n'ay rien à dire, si ce n'est que le Roy ne verra, ce me semble, qu'avec peine, que son premier et meilleur Allié perde inutilement une si belle occasion d'establir une paix qu'il soubhaite avec tant d'ardeur. Il est certain, Monsr., que le Roy sera persuadé avec justice, que Mgr l'Electeur estoit le maistre dans la conjuncture presente de faire la paix en quinze jours, s'il l'avoit voulu, et que les traverses que tout le reste de l'Empire y apportoit, n'y ont jamais esté si prejudiciables que la simple parole que Mgr l'Electeur a donnée ces jours-cy à Mr. le Prince d'Anhalt et au Comte de Lamberg. Son Altesse Electorale m'a fait l'honneur de me dire encor, qu'Elle conseilloit à l'Empereur de laisser Strasbourg au Roy et que, pour le reste, il donnoit à Elle et aux quatre Electeurs du Rhin une commission pour traitter sur la ratification de l'Empereur. En un mot, Monsr., il ne faut point se flatter. Le Roy ne verra pas avec plaisir ce changement de party. Mgr l'Electeur est pour luy dans les propositions faites un personnage de mediateur, et c'est bien en vain qu'on se persuade, qu'il acceptera des temperaments. Il y va trop de son honneur; et quand il auroit contre luy toutes les forces, qui devroient estre occupées contre le Turc, il n'en seroit pas plus embarrassé, que vous l'avez veu dans la derniere guerre. Je trouve enfin tout ce qui se dit et fait depuis deux jours d'une importance si grande, et de tant de suite, que j'ay cru en devoir informer Sa Majesté par un exprés. Si vous estes curieux de sçavoir les manieres et les discours, que ces Messieurs respandent sur mon sujet, bien des gens vous en diront les nouvelles. Pour moy, je ne m'embarrasse que de ce que Mgr l'Electeur me fait l'honneur de me dire à

moy-même, et me mets peu en peine, comme vous le sçavez, de tout le reste. Je vous supplie, Monsieur, de me croire vostre tres humble et tres obéissant serviteur.

Rebenac.

Anlage IV. Zu S. 270.

(Man vgl. die Vorbemerkung zu Anlage III.)

Responsum Consiliarii Fuchs.

J'ay receu la lettre, Monsieur, que vous m'avez fait l'honneur de m'escrire, et ayant trouvé à propos d'en faire part à Son Altesse Electorale, je m'en suis acquitté si tost que je l'ay pû. Je remarque que dans l'entretien que vous avez eu ensemble, il y a eu du mesentendu de part et d'autre. Son Altesse Electorale croit avoir trouvé beaucoup de menaces dans votre discours, ce qui peutestre est cause, que ses réponses n'ont pas esté tout à fait à vostre gré. Elle m'a ordonné de vous mander qu'Elle demeureroit constamment dans les obligations qu'Elle a avec le Roy Très-Chrestien, et qu'Elle cultiveroit l'amitié de Sa Majesté, avec tout le soin et la sincerité imaginable. Que c'estoit dans cette veue qu'Elle vouloit continuer ses offices pour la paix, autant que jamais; que ce seroit le premier et le principal point de l'instruction pour Mr. le Prince d'Anhalt; qu'Elle feroit tout son possible pour cela et satisferoit ponctuellement à ce que les traittés exigent d'Elle; qu'Elle soubhaitoit et esperoit que l'Empereur y feroit deue reflexion; et qu'Elle ne laisseroit rien en arriere pour l'y porter, par des raisons et d'autres voyes convenables. Mais que l'envoy d'un secours contre le Turc, que l'Empereur luy demandoit avec tant d'empressement, n'avoit rien de commun avec cela; que ny son devoir ny son interest ne luy permettoient pas de l'accrocher aux resolutions de la cour de Vienne; que toute la terre sçavoit que ses estats confinent avec la Silesie; qu'on avoit sujet de tout craindre des forces du Turc, et des desordres de l'armée Imperiale; que la prudence vouloit de combattre un Ennemy tel que le Turc plustôt sur les terres d'autruy, que de l'attendre dans sa propre maison; que les premieres nouvelles que Son Altesse Electorale avoit eues des malheurs de l'armée Chrestienne, ayant esté desesperées, luy avoient fait prendre la resolution d'envoyer un secours considerable et proportionné au danger, jusqu'a 12 ou 13 Regiments; mais que, si le danger commençoit à s'amoindrir, on y proportionneroit aussi le dit secours; qu'Elle ne pouvoit pas se dispenser d'en envoyer, n'y ayant nul engagement qui l'en puisse empescher; qu'Elle ne feroit jamais ce tort au Roy Tres-Chrestien que de croire que Sa Majesté pourroit trouver mauvais, ce que Son Altesse Electorale feroit en cette rencontre pour le bien de la Chrestienté plustôt qu'en toute autre consideration; et que ce Prince estoit trop genereux que de vouloir profiter des malheurs, dont toute la Chrestienté et surtout l'Empire n'estoit plus menacé, mais enveloppé reellement; qu'en tout cas Elle avoit les intentions droites, sinceres et honnestes, ce qui luy faisoit croire, que sa Majesté Tres-Chrestienne ne les desapprouveroit nullement, mais l'y assisteroit plustot, et que c'estoit ce qu'Elle souhaitoit, que Votre Excellence voulût bien representer au Roy son Maistre. Je suis etc.

Fuchs.

Anlage V. Zu S. 279.

K. k. Archiv. — Conferenz-Protokoll zu Paſſau, 13. Auguſt 1683.

Gleichwohl hätte J. K. M. keineswegs ermangelt, mithin auch für das gemeinſame Intereſſe und Befeſtigung des Universi Sorge zu tragen. Denn ob ihnen zwar des fürſtlich Braunſchweig'ſchen Hauſes patriotiſches, rühmliches Gemüthe genügſam wiſſend, und daß daher von ſelbigem eine anſehnliche Hülfeleiſtung zu gewarten: ſo hätten ſie dennoch gedachtes fürſtliches Haus derentwegen nicht wie Kurſachſen belangen wollen, nur damit gegen die im Norden beſorgenden Unruhen die Kräfte nicht zertheilt würden.

Anlage VI. Zu S. 294.

Da über den Eintritt des Prinzen Eugen in die kaiſerliche Armee bisher die genauen Daten nicht vorliegen, einige Schriftſteller ihn ſogar ſchon bei Petronell, am 7. Juli, mit anweſend ſein laſſen, ſo gebe ich hier die beſtimmten Anhaltspunkte im Original.

Aus dem Berichte des venetianiſchen Botſchafters D. Contarini, vom 26. Auguſt.

Capitato in Corte il Prencipe Eugenio, fratello del Cavallier defonto di Savoia della casa di Soissons, con speranza d'ottener il commando del Regimento del fratello, che però non pote conseguire, concesso immediate a soggetto dipendente da Primario Ministro.

Aus dem Diarium Jacobi Principis, von dem eine Abſchrift im k. k. Kriegsarchive.

Septima (die Sept. m.) venit Dux Lotharingiae, de Croy, Dunewald, Styrum, Dux Eugène Soissons et multi alii.

Aus dem Berichte des ven. Botſchafters Contarini vom 26. December 1683.

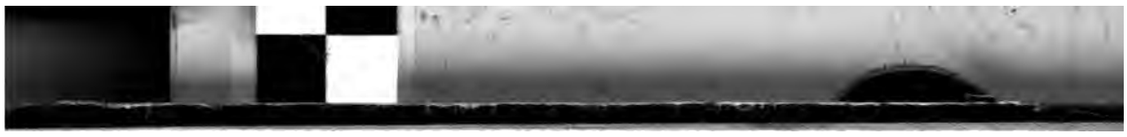
Mosso da pietoso instinto della perdita del Prencipe di Savoia nel fior de suoi anni nel suo Cesareo servitio, ha la M. C. voluto conferire il Reggimento ultimamente vacato per la morte del Conte di Kufstain, al Prencipe Eugenio, fratello del defonto, di poco tempo capitato alla Corte.

Anlage VII. Zu S. 295. (Man vgl. Anlage I.)

Der Kaiſer Leopold an Marco d'Aviano.

Linz, 8. Settembre 1683.

Molto Rev^do^ Padre. Appunto questa mattina ricevo la lettera di V. P. dei 5, della quale vedo come ha parlato al Re di Polonia e al Duca di Lorena e come trova in tutti gran zelo e desiderio di venire al cimento, credendo ch'oggi, Natività della Beata Vergine, si cominciasse anche la marchia contro il nemico, io sento di tutto gran contento. Havrei però desiderio che V. P. mi havesse un poco insinuato circa quello che parlassimo l'ultima volta alla sera, se il Re havesse qualche difficoltà di convenire con la mia persona, e se li fosse tanto contraria la mia venuta, e se V. P. credeva come prima, se io non dovessi andare, o se potessi venire. V. P. haverà di certo inteso dal Duca di



Lorena la mia risoluzione di venire all'armata e ch'oggi incomincierò il viaggio. Io però non voglio che la mia venuta sia di danno a Vienna e al bene publico; anzi voglio e desidero che ne pure un momento si perda per questo rispetto in dare il soccorso a Vienna; anzi prego V. P. a sollecitarlo in ogni maniera. Credo però di non fare male di venire in persona per aggiustare qualche differenza, se ne nascesse fra tanti Elettori e Prencipi, e poi per havere almeno una parte delle tante per consolazione di miei sudditi. Se però V. P. havesse un sentimento diverso, me lo avvisi subito col ritorno di questo, ed io certo farò il tutto al bene publico. In tanto farò il viaggio lentamente per non essere d'impedimento alle operazioni, e pregando Iddio di secondare le nostre intenzioni farò tutti quelli propositi, e ricevendo la grazia certo anco li metterò in effetto, come parleremo poi, quando ci rivederemo in bene con l'ajuto della Sacratissima e Beata Vergine, quae est terribilis, ut castrorum acies ordinata, mentre mi raccommando alle sue divote orazioni.

Leopoldus.

L'Imperatrice ha dato hieri mattina alla luce una bambina, di che sia lodato il Signore!

Anlage VIII. Zu S. 296. (Man vgl. Anlage I.)

Der Kaiſer an Marco d'Aviano.

Nella Barca appresso Tiernstain (Dürrenſtein), li 11 Settembre 1683.

Molto R^do^ Padre. Questa mattina ricevo la lettera di V. P. dei 8., della quale vedo come V. P. sia con l'armata, che mi riesce di somma consolazione, mentre ho ferma fede nella sua benedizione, ed attendo di momento in momento qualche buona nuova, ed è ben bisogno se, come V. P. ha veduto, Vienna laborat in extremis. Io però mi consolo con quello che: qui confidit in Domino. non confundetur. Io però in conformità di quello scrissi a V. P. sotto li 8., sono partito da Linz e giunto quà ch'è villa più in su di Krembs. Come sentii, che li eserciti già stavano passando il bosco di Vienna ed in attuale operazione, mi risolvi di fermarmi qui sino havrò altre nuove, cosa che V. P., come spero, non ne havrà a male, onde subito ch'havrò qualche lume, m'incaminerò, mentre con 8 hore di viaggio per acqua posso essere a Klosterneuburg.

Ho lasciato l'Imperatrice in buon stato, ma un poco travagliata per la mia partenza.

Se V. P. havesse un poco di tempo, forse una sua lettera li riuscirebbe di qualche consolazione, ed essendomi venuta alle mani questa lettera per V. R. che credo sia del Duca di Neoburgo, l'invio con questa, mentre sperando della misericordia divina qualche buon successo, a questa mi rimetto et imploro per effettuarlo le ferventi orazioni di V. R.

Leopoldus.

Anlage IX. Zu S. 303. (Man vgl. Anlage I.)
Marco d'Aviano an den römischen Kaiser Leopold.

Dal monte a la veduta di Vienna, li 11. settembre 1683.

Laus Deo Mariae.

Non motivai a V. M. C. cosa alcuna circa della Maestà del Re di Polonia secondo il ceremoniale, mentre, non essendo cio stato motivato dalli Ambasciatori di V. M. C., temevo che parlandone di cio potessi causare qualche scontio contro quello che stava bene ordinato — e gia vi era la concordia e buona corrispondenza in tutti li capi — quando V. M. fosse venuta all'Armata senza che il ceremoniale non fosse stato aggiustato, et in farlo sarebbe scorso pericolo di qualche disordine. Hora, lodato Iddio, V. M. C. si consoli che passa buonissima corrispondenza fra Prencipi e capi. Tutti stanno uniti, e si camina con buonissimo ordine. Il Ser^mo^ Signor Duccha di Lorena non mangia, non dorme, e sempre applica con estrema solecitudine: va in persona a vedere li posti, e fa le funtione ottime d'un buon Generale.

Lodato nostro Signore, è marchiata l'Armata per tre giorni con bellissimo ordine, senza alcun'incontro, et in cio può dirsi una dispositione di Dio, che con tali buoni principii ci presagisce ottimo evento. Hora non siamo che un' hora da Vienna. Già la Citta con il sbarro del canone nostro ha havuto l'aviso della nostra venuta, e si defende bravamente, e già ha corrisposto con il segnio di saper la venuta nostra.

La lettera di V. M. C. solo hoggi mi viene reccata, onde rispondo subito, trovandomi nella sommità di un monte dove passa l'Armata, e li do la benedittione.

Nostro Signore Iddio dispone tutto sempre per il meglio, onde anco questa volta. Se li ha conceduta una bambina, ci resta anco la speranza che si concederà un principino: del tutto ne sii ringraziato!

L'armata è bellissima, tanto nell'infanteria e cavaleria, e stimo saranno $\frac{m}{70}$ huomini che manegiranno l'armi. V. M. C. veda dove vaglio e posso, e mi comandi e stii con la solita confidenza in Dio che anco ne proverà per gl'effetti della divina bontà. Dimani a Dio piacendo spero sarà l'attaco, e sarebbe hoggi; ma per l'altigleria bisogna tardare, dovendosi passare monti che non si può fare che con grandissima difficultà.

Riverisco V. M. C. con la M. dell'Imperatrice e li prego ogni vero bene.

Resto di V. M. C.

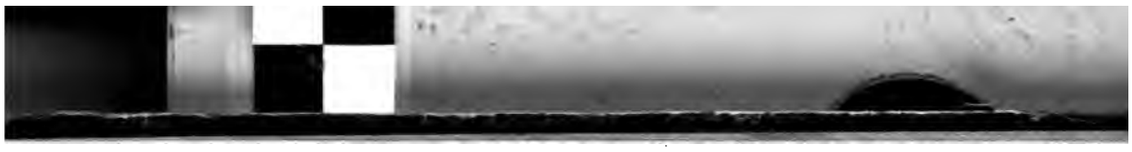
servo humilissimo, devotissimo, obbedientissimo e verò

Fra Marco d'Aviano P. C. e povero peccatore.

Anlage X. Zu S. 304. (Man vgl. Anlage I.)
Der Kaiser an Marco d'Aviano.

Nella barca a Tierstain (Dürrenstein), 12. Settembre 1683.

Molto Rev^do^ Padre. Con sommo mio contento ho veduto lo stato delle cose, e come l'armata già sia alla vista di Vienna, e confido fermamente nella Bontà Divina che questa il nemico dissiperà, che Dominus exercituum est nobis-



cum. Io certo non vorrei sturbare il Re di Polonia; ma spero che come Prencipe generoso e prudente saprà ancora conformarsi alla ragione, e tanti esempii havuti in questa ragione.

V. P. già saprà come sono qui ove non posso restare, meno ritornare senza discapito della mia riputazione, onde spero che non disapproverà ch'io venga, quando non puol essere d'impedimento alle operazioni, ma ben per consolazione di tanti Prencipi, amici come anco Vassali, e spero che V. P. in questo mi dirà i suoi sentimenti. Oh Padre, quanto devo alla Bontà Divina, ed in che obligo di gratitudine sono! E certo procurerò di farlo effettivamente e con ogni seria applicazione. V. P. m'agiuti con le sue orazioni alle quali tutto mi raccommando.

Leopoldus.

Zum achten Capitel.

Anlage I. Zu S. 313.

Der Kaiſer Leopold an Marco d'Aviano.

Nella barca fra Krems e Tulln, 13. Settembre 1683.

Molto Rev^do Padre. Con somma mia consolazione ho ricevuto la lettera di V. P. dei 12, e da quella vedo che li Turchi sono ridotti a combattere con loro svantaggio, e che Vienna sia soccorsa e che si può sperare una gran vittoria, di che ne resto obligato a S. D. Maestà, e ben posso dire: Quid retribuam Domino pro omnibus quae retribuit mihi? — E mi pare che quello che segue sia molto a proposito: Calicem salutaris accipiam, et nomen Dei invocabo, — cioè che procurerò con ogni applicazione senza rispetto et efficacemente la salute de miei vassali, e che sempre in tutto ricorrerò a quel nome di Dio: quod est sanctum et terribile.

Nel resto in quanto della mia persona, come sono cosi vicino, io non so come non posso venire, onde in nome di Dio questa sera sarò a Klosterneuburg, e ciò non è per impedire a nissuno, solo per la consolazione de miei Vassali e delle milizie. E vero è ho ordinato ch'io sia il primo ad entrare in città, perche mi pareva che altrimente potrebbe scemarsi l'amore dei sudditi a me et ingrandirsi ad altri. Io non ho nessun humano intento. Io non voglio impedire li ulteriori progressi, ne manco impedirli in altri, ma che venendo li miei vassali vedano un' poco la mia persona. Questo spero che non sarà ne contro il commando di Dio, ne manco pregiudizio d'alchuno. Io spero che V. P. lo conoscerà cosi. In tanto la prego ad aiutarmi a rendere grazie a quel Dio si buono per le sue infinite grazie e benefitii, e ch'io soddisfi al mio obligo, mentre di nuovo mi le raccommando.

Leopoldus.

Credo che ancora non sii malfatto ch'io quanto prima renda grazia a Dio nella città di Vienna, ed essendo dimani giorno dell'esaltazione della croce, mi parerebbe assai proprio.

Anlage II. Zu S. 317.

Der König Johann III. Sobieski bestimmte seinen Brief vom 13. September 1683 nicht blos für seine Frau, sondern zugleich als Zeitung für die Oeffentlichkeit. Demgemäß ward der Brief vielfach abgedruckt, z. B. im Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 552, dann in den Werken von Rinck, Mencken u. s. w. — Im Jahre 1829 sind diese sämmtlichen Briefe des Königs Johann III. Sobieski, aus dem Feldzuge von 1683, an seine Gemahlin wieder herausgegeben von Salvandy, sowohl besonders als in seinem Werke: histoire de Pologne. In diesem neueren Abdrucke finden sich erhebliche Abweichungen von den früheren.

Zunächst in Betreff des Umzuges von Sobieski in Wien. Nach dem Abdrucke bei Salvandy verhehlen die kaiserlichen Officiere und Beamten nicht ihre Mißbilligung der Versuche von Ovationen des Volkes in Wien für Sobieski, während nach den älteren Drucken der Letztere selbst die Officiere bittet, die Ovationen zu hindern.

Noch an einer anderen Stelle findet sich eine erhebliche Abweichung.

Die älteren Drucke (Theatrum Europaeum, Theil XII, S. 552) enthalten die Worte: „Der Kaiser thut mir zu wissen, daß er nur etliche Meilen von hier sei; allein weil ich dem Feinde nacheilen muß, werde ich für dies Mal mit ihm nicht sprechen können." Salvandy gibt den Anfang dieser Meldung mit den Worten: „L'Empereur m'a fait savoir qu'il était à un mille d'ici ....." Salvandy selber zeigt also an, daß er hier eine Lücke läßt. Dagegen schließt er den Brief mit den Worten: „L'Empereur est à un mille et demi. Il descend le Danube en chaloupe; mais je m'aperçois qu'il n'a pas grande envie de me voir, peut-être à cause de l'étiquette. Il se presse d'arriver à Vienne pour faire chanter le Te Deum. Voilà pourquoi je lui cède la place."

Man sieht, daß in jenen Worten, die Salvandy nicht hat, die Abneigung Sobieskis gegen eine Zusammenkunft mit dem Kaiser noch viel schärfer ausgeprägt ist als in denjenigen von Salvandy.

Anlage III. Zu S. 319.

Es ist über diese Zusammenkunft von französischen Schriftstellern, denen durchweg das Verständniß für den Charakter des Kaisers Leopold abgeht, und von Anderen, die jenen nachsprechen, so viel Unbegründetes gesagt worden, daß ich es für meine Pflicht halte, die Sache noch mit einigen Worten weiter kritisch zu erörtern.

Einer der heftigsten dieser Schriftsteller gegen den Kaiser Leopold ist der Franzose Salvandy in seiner Histoire de Pologne. Nach ihm dringen am Morgen des 15. September die Räthe des Kaisers, die Kurfürsten u. s. w., in ihn, eine Zusammenkunft mit dem Polenkönige zu haben. Der in die Enge getriebene Kaiser hält Rath, wendet die Frage des Ceremoniells ein, wobei Salvandy ihn reden läßt (t. III, p. 77): Comment devait-il aborder un roi électif? — A bras ouverts, s'il a sauvé l'Empire, répondit le magnanime Charles de Lorraine.

Diese Worte gehören zu der nicht geringen Anzahl von Aeußerungen großer Persönlichkeiten, die, weil sie von einem Buche ins andere übergehen, darum gar leicht als geschichtliche Wahrheiten angesehen werden. Man vergißt dann dabei, daß in solchen Dingen nur ein Original-Bericht eines glaubwürdigen Zeugen einen Werth

hat, daß dagegen die zehn- oder zwanzig- oder mehrfache Wiederholung einer ursprünglichen Fiction dieselbe nicht in Wahrheit wandelt.

Für jene vermeintlichen Aeußerungen des Kaisers Leopold und des Herzogs von Lothringen hat weder Herr Salvandy, noch ein Anderer, der auf demselben Boden sich bewegt, einen solchen Original-Zeugen beigebracht. Es fehlt also das Fundament.

Andererseits freilich ist es eine schwere, ja fast unmögliche Aufgabe, zu beweisen, daß irgend welche Worte nicht gesprochen sind. Man muß sich begnügen, zu beweisen, daß sie nicht gesprochen sein können. — Sehen wir also den Thatbestand.

Der Polenkönig hatte den Kaiser Leopold zweimal gekränkt: das erste Mal, indem er die Forderung aussprach, daß der Kaiser sich nicht zum Entsatzheere begebe; das zweite Mal, indem er, am 13. September, vor der erwarteten Ankunft des Kaisers, in dessen Residenzstadt einzog. Nun, am 14. September, schickte der Polenkönig seinen Vice-Kanzler an den Kaiser.

Wir haben über diesen Vorgang als die einzige primäre Quelle den Bericht Sobieskis selbst in seinem Briefe an die Königin, dem neunten der Sammlung von Salvandy. Obwohl der Brief von Gereiztheit gegen die Kaiserlichen überhaupt erfüllt ist, so läßt er doch den Thatbestand erkennen.

Die Sendung des Vice-Kanzlers war von Seiten Sobieskis nicht ein Entgegenkommen für den Kaiser persönlich. Sie sollte dies nach seinen eigenen Worten nicht sein. Denn in der folgenden Unterredung mit dem Grafen Schafgotsch sagt der König, mit seinen eigenen Worten: „Wenn es sich darum handelt, mit Souverainen zu sprechen, so thue ich es persönlich, und mein Kanzler wendet sich nur an Gesandte der Höfe oder an andere Behörden." Demnach wollte Sobieski durch die Sendung des Kanzlers nicht eine Zusammenkunft anbahnen. Der Kaiser dagegen, auf die Nachricht der Ankunft des Vice-Kanzlers, entsendet sofort den Grafen Schafgotsch mit der Bitte, daß der König dem Vice-Kanzler schreiben möge, nicht um eine Audienz anzuhalten, weil der Kaiser wünsche, mit dem Könige persönlich zu reden.

Demnach ist das Entgegenkommen, ungeachtet der wiederholt erfahrenen Kränkung, abermals auf Seiten des Kaisers.

Endlich, weil nach der Ankunft des Vice-Kanzlers, bevor noch dieser um eine Audienz angehalten hat, der Kaiser sofort durch den Grafen Schafgotsch den König bitten läßt, daß dies Anhalten nicht geschehen möge, weil der Kaiser persönlich mit dem Könige reden wolle — ist es unmöglich, daß der Kaiser über die Frage einer Zusammenkunft mit dem Könige vorher einen Rath gehalten haben kann. Und eben darum entfallen auch die von Salvandy und Anderen angeführten Worte als unmöglich.

Anlage IV. Zu S. 322. (Irrig dort III.)

Aus dem Diarium Jacobi principis. Eine Abschrift desselben im k. k. Kriegsarchive in Wien.

Ad 15. Sept. Postea ego eum ad salutandum accessi, sed forte in longum protensae plumae usque ad humeros descendentes visum ei obfuscarunt, ne me videre posset, sive timor, ne ferox ejus sonipes quem ambabus manibus tenebat (si manum ad galerum protendisset, ut me salutaret) ipse fugisset, nescio vere, causa erat hujus oblivionis. De hoc Austriaci certant et adhuc sub judice lis

est. — Et post aliquantum tempus Ser^mus suam viam progressus, ille vero nostrum lustraturus discessit exercitum. Demum Viennam cum suis reversus est.

Ad 18. Sept. Gladium nomine Caesaris mihi obtulit Legatus.

Halten wir dagegen die Worte des H. Salvandy, in t. III, p. 80.

Nachdem er gemeldet, daß bei der Zusammenkunft der Kaiser kein Wort geredet, fährt er fort: Cette muette entrevue avait duré moins d'un quart d'heure. La surprise était grande dans les deux armées; grande l'indignation dans les rangs polonais. L'Empereur se décida, deux jours après, à donner des excuses de son étrange procédé envers ce jeune prince Jacques, auquel la main d'une archiduchesse était promise. Il lui envoya une épée, et écrivit qu'il n'avait pu la veille exprimer toute sa reconnaissance et toute sa joie, dans le trouble où l'avaient jeté le souvenir de ses dangers et la vue de son libérateur.

Der Vergleich dieser Angaben mit der Notiz des Prinzen Jakob zum 18 S., so wie die Thatsachen, ergeben, daß in diesem Berichte nur die gesperrt gedruckten Worte der Wahrheit entsprechen, alles Andere dagegen als das Eigenthum des Herrn Salvandy verbleibt.

Es ist nicht erfreulich, einem so leichtsinnigen und zugleich gegen den Kaiser Leopold böswilligen Schriftsteller wie diesem Herrn Salvandy wiederholt entgegen treten zu müssen. Und doch erschien es mir unausweichlich, weil sein Buch durch die Briefe Sobieskis einen gewissen Werth hat.

Anlage V. Zu S. 336.

K. k. Archiv. Romana. Aus einem Schreiben des römischen Kaisers Leopold an Papst Innocenz XI. vom 5. Februar 1684.

Orbis Christianus cum in Viennae obsidio periclitaretur, certaminis ad propulsandos barbaros initium factum est in Caesii montis colle qui S. Josepho sacer est, et successus ostendere videtur quod hujus Patroni et Protectoris nostri intercessionibus excitatus misericors Deus populo suo tam insignem victoriam largiri voluerit. Itaque dignum et justum censentes, ut cultus Sct^mi Patriarchae, Nutritii filii Dei et sponsi semper Virginis Mariae, cultus et veneratio in dies augeatur, Sanctitatem Vestram filiali fiducia obtestamur, dignetur Nostris precibus dare, ut S. Josephi Patriarchae nomen in litaniis omnium Sanctorum inseratur et officium ejusdem patrocinii, prout illud P. P. Carmelitani excalceati jam obtinuerunt, et Dominica tertia post Paschatis festum celebrant, pariter ab omnibus observandum injungatur.

Zum neunten Capitel.

Anlage I. Zu S. 342.

K. k. Archiv. Turcica. Aus dem Schreiben des Residenten Kuniz an den Pforten-Dolmetsch Maurocordato, ddo. Wien, 24. September 1683.

(Con presaputa et ordine della corte Cesarea.)

Talche V. S. Illma prudente ci scusarà appresso S. E. il G. V., assicurandola della buona corrispondenza, che sempre professai per ben commune d'ambe le parti.

Per hora mi trovo indisposto nel letto, che non posso presentarmi al mio Aug^mo Padrono o suoi Ministri, e già che S. M. C. con tutta la corte si parte per Linz ad invernarsi, sarò obligato doppo la ricuperata salute di seguitare la corte. Fratanto prego Iddio che inspirí ad ambe le parti un tal temperamento d'animi per poter obviare a maggiori mali nella presente congiontura.

Con che cordialmente La riverisco e mi professo per sempre etc.

Kuniz.

Anlage II. Zu S. 342.

K. k. Archiv. Polonica. Nicht datirtes Schreiben des Großweſirs Kara Muſtafa an Tököly (nach der Ankunft in Buda, im September 1683).

Literarum Excelsi Domini Nostri supremi Vezirii ad Celsissimum Regni Hungariae Principem Interpretatio.

Post consuetos honoris Titulos et amicam consalutationem.

Cognitum compertumque habeas: Pervenisse ad Nos hominem Tuum cum Literis Tuis atque in ripa Vagi fluminis castra metatum esse notificasse. Expugnatio Fortalitii Viennensis cum ad effectum jam jam perduceretur, volente Deo, talis quidam Casus accidit. Excelsum hoc imperium semper ab Omnipotente Deo conservatum, multoties tales casus vidit atque rursus ab Inimicis sumptae sunt ultiones, et, favente Deo, juxta votum Augustissimae Imperialis Majestatis contra hostem, prout convenit, accepta vindicta omne desideratum negotium omnino completum est. In praesens Castra Imperatoria Budam pervenerunt. In spatio aliquot dierum, prout necessitus exigit, necessaria pro hostis debellatione comparanda sunt. Tu quoque in persona venias Budam, et Tecum habita conferentia de recta Constitutione Gentis Hungaricae, prout convenit, optima dispositio fiet. Omnino mecum convenire debes, ut, prout speratur a Te, in aequitate et sinceritate permaneas atque perseveres.

Potentissimum hoc Imperium, annuente Divina Clementia, nequaquam gravatur, ut a Polonis et Germanis ultionem sumat. Etiamsi a Te multi Nuntii venerint, attamen, cum Pacem haberent cum Imperio Poloni, ipsummet Regem Poloniae adventaturum non credebatur. Ipsius etiam Regio devastabitur, ad instar Germaniae Austriae, et lapis super lapide non manebit, et omnino destituetur, prouti in Divina providentia decretum est: quando quidem juramenta in Sacris Capitulationibus declarata fregit, percipiet iram Dei omnipotentis. Itaque omnes intentiones et motus perversos indagabis et frequenter significare non desistas. Omnibus rebus Tuis et Gentis Hungaricae ad rectam dispositionem attinentibus prout optas facultas Imperialis concedetur indubitato. Tu quoque ad conferendum mecum Budam accedas. Diu valeas.

Ex interpretatione Alexandri Maurocordati.

Anlage III. Zu S. 344.

K. k. Archiv. Abtheilung Handſchriften. Aus dem Berichte des Botſchafters D. Contarini, vom 19. September 1683.

Anche il Techeli poco o nulla contribuì all' impresa, quasi sempre fermatosi al fiume Marca colle sue genti, continuando le negotiationi del suo aggius-

tamento, che potrebbe essere, si riducessero al presente a termini convenevoli per una parte e per altra. Per altro l'esorbitanza delle di lui pretese non hanno dato luogo alla conclusione, richiedendo oltre l'esser fatto Prencipe dell'Hungheria Sup. sin'alla Vaga, e dell'Imperio, che in caso venisse ad esser spogliato dal Turco dell'Ungaria sopradetta, che Cesare debba de paesi proprii hereditarii in equivalente forma e valore bonificarlo.

Anlage IV. Zu S. 346.

K. k. Archiv. Abtheilung Handschriften. Aus dem Berichte D. Contarinis vom 28. November 1683.

Disse (il Starhemberg) che veramente gl' Imperiali erano cosi incoragiti e con tanto disprezzo de Turchi, che nessuna intrapresa poteva esser loro impossibile; che nella battaglia di Barkan haveva conosciuto la costanza de loro cuori, mentre profugata la Cavalleria Polacca, e fattesi avvanzare dal Duca di Lorena alcuni squadroni di Cavalleria Alemanna, per ristrezzare la furia de Turchi, questi, dando negl' intervalli campo di ritirarsi a Polacchi fugitivi, attendevano con guerriera fermezza, che passassero, senza disordinarsi nelle loro linee in nessuna maniera.

Mi disse che il Re era Prencipe valorosissimo di cuore, e di pari condotta, mà che non era Padrone delle sue trappe, che, voltata una volta faccia, non potevano più rattenersi. I capi della militia con troppo indipendente autorità, cosiche non era il Re segondato con quella severa obbidienza, che richiede la guerra.

Anlage V. Zu S. 348.

K. k. Archiv. Abtheilung Handschriften. Beilage zum Berichte des ven. Botschafters Contarini an den Senat, vom 24. October 1683.

Le duc Charles V. de Lorraine au doge de Venise.

Du camp de Barcand, le 16 d'octobre 1683.

Monseigneur,

Le peu de dispositions que j'ay apporté au secours de Vienne, ne merite pas que V. S. m'en felicite. Je me trouve d'autant plus obligé à Sa civilité qu'Elle veuille bien m'en scavoir bon gré et prendre part à la satisfaction que j'ay eue d'en voir la réussite d'une entreprise à laquelle j'avois donné quelques soings. L'union de tant de princes et le concert de tant d'interests differents qui s'est rencontré dans l'assemblage et l'action des armes chrestiens, est un effect si visible de la main de Dieu que c'est à luy seul qu'on doit attribuer le secours de Vienne. L'on ne doit pas moins à la protection divine la victoire que nous avons eue le 9 de ce mois sur un detachement de onze à douze mille Turcs à Barcand, lesquels par leur presomption d'avoir contre l'armée de l'Empereur le mesme avantage qu'une partie d'eux avoit eu le 7me contre les Polonois, ont eu la temerité de se commettre à un combat dans lequel ils ont perdu presque tout ce monde qui faisoit l'eslite de leurs trouppes, le pont du

Danube qui servoit à leur retraite, s'estant rompu au commencement de leur fuite, et Dieu nous ayant donné par cette voye la facilité de les destruire.

Si la saison étoit moins avancée et ce pays moins facheux, je tacherois encore d'aller à quelque operation. Mais il faut se reduire à ce qui se peut, et je m'estimerois heureux, si en servant S. M. I. pour la deffense de la Chrestienté je pouvois meriter l'estime de V. S. et la consideration de la S^me^ Republique, en qualité, Monseigneur, de V. S.

Vostre tres humble serviteur
Charles de Lorraine.

Anlage VI. Zu S. 358.

K. k. Archiv. — Turcica 1683. Obwohl das Ungar-Latein des folgenden Actenstückes dem Türken-Latein des Maurocordato ziemlich ähnlich, so ist doch der Sinn des Ganzen verständlich.

Translatum Literarum Tökölianarum ad Comitatum Turocziensem exaratarum sub dato 5. Novbris 1683, ex oppido Talya.

Vt Dominationes Vestrae in tam insperatis, sed inter belligerationem, quae accidere solent, mutationibus etiam agnoscant, Nos circa Patriae negotia tantam reflexionem habere, quo pacto fortunam nostram et vitam pro eorum promotione debemus; cum autem non dubitemus, Dominationes Vestras etiam, quicunque veros patriae filios se esse profitentur, et tam pro parte Nostra quam etiam susceptae causae se declararunt, memores obligationis suae, et in casu renitentiae ipsis et bonis imminentium periculorum, acceptis praesentibus literis nostris, (nullatenus suffragando cuiquam pro priori emanata circa personalem insurrectionem quoquo modo annuentia nostra), omni mora seposita ad Nos venturos. Ita vero moveant, ut ubicunque Nos esse subintellexerint, eo properent, unde ab advenientibus ad Ser^mum^ Regem Poloniae expeditis legatis nostris, vel eorum etiam informatione accepta, cum Dominationibus Vestris communicare possimus, Et si tractatus in spe existentis bonum progressum advertimus, eum cum Ser^mi^ Regis hactenus demonstrata propensione unanimi corde et animo, cum Dominationibus Vestris promoveamus, Casu quo autem necessitate ita cogente in Ditionibus fulgidae Portae pro majori securitate, assistente Bassa Varadinensi copiosiori numero cogeremur condescendere, tali modalitate veniant ut obligationi suae satisfaciant, et per Antecessores sanguine partas libertates ac Patriam Deo auxiliante contra impetitores et persecutores tueri possimus.

Anlage VII. Zu S. 360.

K. k. Archiv. Abtheilung Handschriften. Anlage zum Berichte des ven. Botschafters D. Contarini, aus Linz, vom 20. Februar 1683/4.

Schreiben des Banus von Croatien, Grafen Nicolaus Erdödy, vom 22. December 1683, an den Grafen Franz Thurn, kais. Botschafter in Venedig.

Excell^me^ Domine Comes, Domine mihi Col^me^

Salutem et obligationem, servitiorum meorum commendationem. Non ita dudum Sanctm^us^ Dom^us^ Vniversalis Ecclesiae Romano-Apostolicae summus Pon-

tifex ex speciali sua gratia et munificentia zeloque paterno, quo erga hocce afflictum Regnum Croatiae ducitur, certam summam pecuniarum pro defensione dicti Regni benigne subministrare dignatus est, pro qua summa pecuniaria certum peditatum in praemissum finem conducere in animo deliberavi, ut eo ardentiori desiderio Suae Sanctitatis voluntas, et Suae M^tis^ Sacrat^mae^ servitium bonumque publicum promoveatur. Sed quia in hocce Regno pro tali peditatu nulla prorsus dantur arma, imo neque pro pecunia acquiri possunt, Idcirco ad Exc^am^ Vestram hisce meis literis recurrere volui, rogando eandem obsequenter, quatenus mediante Exc^ae^ V^rae^ gratiosa apud Ser^mam^ Venetiarum Rempublicam fienda interpositione, eadem Ser^ma^ Resp^ca^ ex peculiari sua gratia et munificentia aliquam quantitatem armorum pro tali peditatu gratiose deputare dignaretur etc.

Anlage VIII. Zu S. 363.

K. k. Archiv. Abtheilung Handschriften. Aus dem Berichte des venetian. Botschafters D. Contarini vom 21. November 1683.

Dal Duca di Lorena s'esprime (il Borgomainero) alle volte con stupore di vederlo infervorato talmente nella guerra del Turco, senza pensare a contraporre di quà ostacoli alla Potenza Francese, meravigliandosi non pensi una volta a poter ricuperare i proprii Stati. Passò tant'oltre che udii una volta dire non saper distinguere se sia sciapitezza del Duca o pure altra intentione il non accudire al proprio interesse con procurare assistenze alla Fiandra invasa, perche non precipiti e sepelisca nelle proprie rovine per sempre le speranze di mai più por piede nella Lorena.

Zum zehnten Capitel.

Anlage I. Zu S. 379.

Ich folge im Texte dem gleichzeitigen Berichte in Sylvius: zaken van staet en oorlog, b. 21, p. 111, mit welchem die Darstellung bei C. Contarini: istoria della guerra etc., t. I, p. 239, wesentlich übereinstimmt.

Nach dem Berichte Donados in Barozzi e Berchet: Turchia, t. II, p. 311, haben die drei Vollstrecker dem Kara Mustafa, während er nach dem Lesen des Schriftstückes das Siegel hervorzog, die Schlinge um den Hals geworfen. Seine Worte sind: Mentre K. M. stava leggendo, nell'atto di aver eseguito il levarsi da collo il sigillo, gli altri gli fecero mettere il laccio, con cui suffocato etc. — Zu diesem Berichte stimmen die beiden kurzen bei Cameſina S. LI. — Jedoch hat keiner von allen diesen Berichten auf christlicher Seite die höhnenden Worte, welche Herr von Hammer-Purgstall als zu dem Sterbenden gesprochen aus Defterdar und Raschid aufgenommen.

Herr von Hammer-Purgstall hat ferner in seiner Geschichte der Osmanen, Bd. III, S. 819, den Schädel des Kara Mustafa im städtischen Zeughause zu Wien einen frommen Betrug der Jesuiten genannt, weil die Inschrift des Grabmales von

Kara Muſtafa in Adrianopel das Gegentheil beweiſe. Herr A. Cameſina führt dagegen S. XLIX. u. f. mehrere Berichte an, welche angeben, daß die mit Häckerling ausgefüllte Kopfhaut des Kara Muſtafa nach Adrianopel geſchafft iſt, nicht alſo der Schädel. Die Anzahl dieſer Berichte läßt ſich noch vermehren.

Der venetianiſche Bailo Donado ſagt in ſeinem Finalberichte, bei Barozzi e Berchet: Turchia t. II. p. 311: soffocato ed immediamente troncata la testa, scorticata, asciugata e riempita di paglia fu con espresso Olaco spedita ai piedi del Gransignore.

Sylvius: zaken van staet en oorlog t. II. b. 21 p. 112: Soo haast als hy nu gewurcht wierdt, sneed hem de Beul het hoofd af, stroopte het vel daar af, en vulde hetselve met gekapt stroy, om in een doos naar Andrionopolen gebracht te werden by den Sultan.

Der Bericht Donados iſt einer der kurzen, die den Großweſir ſofort tödten laſſen; der holländiſche, dem ich im Texte weſentlich gefolgt bin, einer der längeren, die ihm vor dem Tode noch einige Zeit laſſen. So verſchieden alſo ſonſt dieſe Berichte, in Betreff der Kopfhaut des Großweſirs ſtimmen ſie überein.

Demgemäß wird die Glaubwürdigkeit des von H. Cameſina S. XLIX. mitgetheilten Actenſtückes über den Schädel des Kara Muſtafa im ſtädtiſchen Zeughauſe von Wien noch verſtärkt.

Anlage II. Zu S. 389.

K. k. Archiv. Bericht des venet. Botſchafters D. Contarini, aus Linz, vom 26. December 1683.

Mi disse il Cardinale che il Papa non tralascia colla voce e coll'opere di facilitare i santi suoi dissegni. Che andava pensando anche soccorrere i soldati feriti Alemanni, i quali privi de necessarii rimedii perivano miseramente. Anzi con tal riguardo di non haver le assistenze, che si ricercano, non poco restavano disanimati ad esporsi al cimento. Che perciò la S. S. andava escogitando i mezzi di mantener nell'esercito un Hospital volante de chirurghi e medici salariati, con il solo oggetto di risanare gl'infermi; con che consolato il soldato, e sicuro d'haver suffraggio negl'accidenti, che nelle fattioni accadano, sia per assurarsi con più franchezza di cuore, ne più assardosi cimenti.

Man wolle in dieſem Berichte die Worte bemerken: i soldati feriti Alemanni. Innocenz XI. hat ſicher nicht bloß an die kaiſerlichen Soldaten *deutſcher* Nationalität gedacht, ſondern an Alle. Daher iſt vielmehr das von Contarini gebrauchte Wort Alemanni ein Beweis, daß damals kaiſerlich und deutſch für gleichbedeutend galt.

Zum Schluß-Capitel.

Anlage I. Zu S. 393.

K. k. Archiv. Acten, die neunte Kurwürde betreffend. Bericht des Gesandten Plittersdorf aus Hannover, 8. October 1684.

Ferner hat der Herzog zu Hanover aus sonderbarem Vertrauen mir entdeckt, daß er von Paris gesicherte Nachricht erhalten, daß sowohl der König als auch die Königin in Polen durch eigenhändige Schreiben dem Könige von Frankreich eine große Submission und gleichsam Deprecation bezeigt und versichert haben, daß fürderhin gegen dieses Königs Interesse und Willen nicht das Geringste mehr unternommen, sondern daß sie dessen Befehl und Meinung nachleben wollen. So nun dies bei künftigen Campagnen zu einiger wirklichen Hilfe oder considerabelen Diversion gegen die Türken gar geringe Hoffnung geben kann, als vermeint der Herr Herzog, daß darauf zu reflectiren und sowohl der Papst als die Republik Venedig zu avertiren sein würde.

Anlage II. Zu S. 437.

Die französischen, wie die englischen Historiker über jene Zeit, werden wenn auch in verschiedener Weise, so doch gleich stark durch ihre National-Vorurtheile gehindert, die Umwälzungen von 1688 im richtigen Verhältnisse zu erkennen. Es ist nicht blos das bekannte, immer erneute Vorurtheil, nach welchem Ludwig XIV. und Jakob II. den Katholicismus vertreten haben sollen, sondern auch dasjenige der Großmuth Ludwigs XIV. für das Haus Stuart, u. dgl. mehr. Eine Polemik gegen Irrthümer solcher Art erscheint mir weniger zweckmäßig als eine positive Darstellung, wie ich sie gegeben habe. Da ich mich aber hier beschränken mußte, gemäß der Anlage dieses Werkes, die Consequenzen des Jahres 1683 übersichtlich wieder zu geben: so muß ich für die Belege dessen, was ich hier in gedrängter Kürze positiv darstelle, verweisen auf mein ausführliches Geschichtswerk: „Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover" u. s. w., speciell auf Band IV.

Das folgende Schreiben des Kaisers Leopold I. an Marco d'Aviano zeigt uns im originalen Wortlaute, wie der Kaiser über die englische Umwälzung dachte, bevor er von Wilhelm III. die Zusicherung erhalten hatte, daß dieselbe die Religion nicht betreffen solle.

Vienna, li 9. Decembre 1688.

Nel resto, Padre mio, ben posso dire: Angustiae mihi sunt undique; mentre da una parte li Francesi fanno gran danno e turbolenze nell'Imperio, e non vedo come resistergli. Dall'altra non son fuori dell'impegno col Turcho. Et abbenchè ancora vorrei continuare questa guerra santa, non vedo la possibilità per diffetto di denari, mentre il Papa ancora si dubita di non poter più continuare, onde non so quello debba fare. Confido unicamente in Iddio, qual vuole che l'amiamo, s'assista.

La guerra pure ch'è fra l'Olanda e l'Inghilterra mi spaventa nell'estremo, perche pare che possa essere in sommo danno della Religione Cattolica, mentre il Re sarà oppresso, onde ben ho bisogno e delle orazioni e delli prudenti consigli di V. R., con le quali spero m'ajuterà. Io farò in tanto ogni sforzo per difendere nel meglio potrò, e col mio sangue vorrei impedire, che la nostra vera fede non patisca danno. Ma V. R. sa bene che poco si può fidare in quelli che più potrebbero conseguire il desiato fine.

Attenderò con ansietà la risposta di V. R., mentre da quella attendo qualche sentimento.

Anlage III. Zu S. 495.

Omnipotens sempiterne Deus, per quem Reges regnant, et in cujus manu sunt omnium potestates et jura regnorum, ego Leopoldus, humilis servus Tuus, coram divina Tua Majestate prostratus, immortales Tibi gratias ago, quod in virtute et magnitudine brachii Tui, Turcarum et Barbarorum exercitus, immanes nominis Tui hostes, ab Austriae metropoli, ejusque finibus abegeris, quod inclytum Hungariae regnum, olim a St. Stephano Rege, antecessore meo, admirabili Matri Tuae donatum, post vero Turcarum tyrannide ejus cultui prope totum ereptum, mihi clementissime restitueris — gratias, inquam, reddo Tibi Deo immortali, victoriarum omnium largitori, et restitutum mihi a potenti Tua dextra regnum sanctissimae et admirabili Matri Tuae, coeli terraeque Reginae, magnae Hungariae Dominae, iterum dono, dico, dedico, totumque ejus protectioni consigno, humillime orans, velit in illud, tamquam iterato suum, misericordiae suae oculos convertere, et paganorum gentes, quae in feritate sua confisae illud infestare non desinunt, potenti sua virtute conterere, ac utrumque bellum pace universali, secura et stabili, ad maximam Tuam gloriam terminare.

Insuper voveo, ac pro me et successoribus meis, divinae Majestati promitto, me ad propagandam nominis Tui gloriam et Matris Tuae, Dominae nostrae, honorem, parochiales ecclesias per Hungariae regnum, tum barbarorum tyrannide, tum temporum calamitate destructas, iterum erecturum, et competente parochis sustentatione dotaturum, ut omnes a clementia Tua meo imperio subjecti populi Te verum dominum debito cultu adorare et Sanctissimam Matrem Tuam, magnam Dominam nostram, venerari addiscant.

Spondeo praeterea, me ad perpetuam tanti beneficii memoriam, S. Leopoldi in monte Caesio, unde primo singulare Tuae protectionis auxilium in propulsandis hostibus apparuit, restauraturum, ac in eodem aram D. Virgini sub titulo Auxilii Christianorum dedicaturum.

Suscipe igitur, clementissime Deus, servi Tui demisse Te adorantis vota, et me, conjugem meam, liberos, domumque meam, populos, exercitus meos, regna omnia ac provincias meas continua misericordiae Tuae protectione custodi, guberna, tuere et defende. Amen.

Anlage IV. Zu S. 528.

L'Imperatrice Eleonora al Padre Cosmo da Castelfranco.

Favorita, il 15. di Agosto (s. a.).

Molto Rev^do^ Padre. Essendo conosciuto a V. P^tà^ la venerazione, stima et affetto, che tutti noi habbiamo sempre havuto verso il buono P. Marco d'Aviano che, non dubito, ha a goder in paradiso il premio delle sue grande virtù, la puol giudicare, quanto vivamente habbiamo sentito la sua morte. In questa gran perdita è la consolazione la volontà di Dio, e la gloria ch'egli già goderà, e riccamente. Oltre che la M^tà^ dell' Imperatore mio signore et io, doppo haver ricevuto la sua santa benedizione, siamo stati presenti alla sua santa morte, il che ci ha penetrato il cuore, pareva come se il buon Padre ci havesse aspettato, perchè dimandò più volte, se non venivamo ancora, e subito doppo haverci dato la sua santa benedizione, a pena fummo in carozza, che ci richiamarono che già stava in agonia, tornassimo subito e nella commandazione dell' anima doppo le indulgenze, spirò cosi placidamente, che a pena si conosce —, avanti hieri, il 13. di questo mese, alli 11 della mattina.

Della Maestà Sua e dei Padri V. P^tà^ sentirà più le particularità della sua malattia e santa morte. Io spero che sarà nostro avocato in cielo, e mi raccommando nelle s. orazioni di V. P^tà^.

Eleonora.

Anlage V. Zu S. 528.

L'Imperatore Leopoldo I. al Padre Cosmo da Castelfranco.

Dalla Favorita, 15. Agosto 1699.

Molto Rev^do^ Padre. Come so che V. R. era per tanto tempo fatto compagno e parzial amico del nostro buon Padre Marco d'Aviano, cosi non posso tralasciare di parteciparle come al nostro buon Iddio ha piaciuto chiamare a se il detto Padre l'altr'ieri, alli 13 di questo mese, un'hora avanti il mezzo di esso stesso. Quasi sempre doppo ch'è venuto quà quest' ultima volta indisposto, veramente e per li dolori e per una grandissima debolezza, ben credo, causateli dalle fatiche e mortificazioni voluntarie da esso fatte, ha dovuto soccombere. Io ho havuto la fortuna coll' Imperatrice mia d'assistere alla sua morte. Siamo venuti a visitarlo ancora una volta e ricevere la sua santa benedizione. Il buon Padre in tutto parziale ci riconobbe tutti e parlassimo assieme, benche con voce fiacha, onde per non incommodarlo di più siamo partiti. Ma appena scese le scalle e montate le carozze, ci dissero che aggonizava, onde subito siamo ritornati, ingenocchiandoci al letto, stati siamo al fine della raccommandazione dell' anima ch'il Padre spirava lo spirito quello che caloriva anime, parlava con Dio conversando fra noi. E si come nostro dolore è grande per la perdita c'habbiamo fatta di questo servo di Dio, cosi dall' altro canto ci consoliamo col perderlo già a godere quella gloria, che con tanti stenti, fatiche e mortificazioni e tante opere buone ha meritato, come ancora noi poveri già oppressi ci havrà per raccommandati per spirare nella nostra presenza.

Io conoscendo l'amore mi condoglio con V. R., perche so che sentirà molto questa perdita; secundum spiritum poi mi rallegro seco perch' essa meglio de altri puo sapere le grandí operazioni di questo gran servo, godute in extensum, perche l'ha praticato più individualmente de altri tanti, et adesso potrà dire molto del nostro buon Padre Marco, che avanti non poteva fare; anzi mi farà sommo piacere, se scrivendomi, mi possi communicare qualche cosa di particolare di questo nostro servo di Dio.

Io poi per l'affetto che portavo al buon Padre feci tre Epigrafi in modo d'Epitafio alla misura stessa e ne mando una copia di mia mano, acciò la possi conservare per mia memoria. Ben potrà palesarlo communicando con che le parerà a proposito per maggior gloria di questo servo di Dio, e della persona di V. R. conserverò un speziale memoriale, mentre mi raccommando alle sue orazioni.

Leopoldus.

Anlage VI. Zu S. 529.

Fr. Cosmo da Castelfranco, sacerdote Cappuccino, all'Imperatore Leopoldo I.

Padova, 4. Settembre 1699.

Sacra Cesarea Augustissima Maestà.

Troppo favore mi fa la Maestà Vostra nell' incommodarsi, che io non meritava tanta grazia ed honore, in ragguagliarmi della morte del Padre Marco d'Aviano mio carissimo ed amorosissimo compagno, seguita ai 13. di Agosto, un'ora innanzi al mezzo giorno, come si degna notificarmi la Maestà Vostra, che ben si può imaginare la Clemenza Vostra, che colle lagrime agli occhi scrivo questa, se mi passa la viscere del cuore, benchè rassegnato al divino volere, che l'umanità vuole il suo luogo, il sentire una si funesta nuova, a me tanto amara, mentre ho perduto la mia Tramontana d'apprendere vie più le virtù e le perfezioni delle quali esso, Padre, era ornato, di pazienza e rassegnazione in Dio, ed armato di una viva fede sempre in tutte le sue operazioni, che delle tante grazie e miracoli seguiti in persone di fedeli conservate le memorie nell'Archivio del nostro convento di Venezia danno a divedere, e di tante altre virtù, che bene mi poteva appoggiare al detto del Salmista: Cum Sancto Sanctus eris, e però non mi meraviglio, se Iddio benedetto operasse per mezzo del suo servo tanti portenti, col dare il cervello anco a stola, mentre quella bell' anima in tutto il corso della sua vita si del secolo che della religione mai ha commesso peccato mortale, che ben posso io testificarlo a V. M. confidentemente, mentre stavo io con esso Padre 24. anni, ha fatto più volte da me la confessione generale si del secolo che della religione, onde è cosa veramente da meravigliarsi, che per questo si può dar a crèdere, che Iddio abbia voluto onorare il suo servo sino al fine della sua vita, che non è poco che due Maestà Imperiali sieno state assistenti al letto sino allo spirare dell' anima sua al creatore, che certo è stato un segnalato favore, e da tutto il mondo acclamato.

Ricevo poi la pregiata gioja dell'elogio fatto e scritto da V. M. C., veramente grandissimo, che fa al Padre Marco già defonto, quale sarà conservato colle altre memorie che si ha di esso, Padre, ad perpetuam rei memoriam, dopo

che sarà propalato a Signori e Cavalieri, e giacchè il Signor Iddio si è compiaciuto di chiamare a se il detto Padre, non senza disposizione divina, in codesta Imperiale città, e che vi resti il suo corpo cooperatore anch'esso come sa Vostra Maestà, ed io testimonio di vista, del liberarla dal truce nemico del Christianesimo, per tanto supplico la Maestà Vostra che dia ordine, che quel corpo sia bene custodito in qualche deposito solo, ed appartato fuori degli altri cadaveri, che certo sarà una santa opera, che siccome il servo di Dio in vita la Maestà Vostra gli ha fatto tanto onore, altrettanto dopo morte poi sarebbe di maggior onore, mentre non si sa quello che voglia Iddio, perchè li Superiori della religione dovranno, non dubito punto, fare quei passi dovuti alla gloria di Dio, ove s'aspetta, conservandosi le testimonianze autentiche sino a suo tempo, onde la Maesta Vostra avrà motivo più efficace, se si compiacerà far conservare il mentovato corpo nella guisa sopradetta, che di questa clementissima grazia ne voglio sperare, perchè benissimo so; che la Maestà Vostra si è compiaciuta e degnata di amare in vita il Padre, cosi vorrà anche continuare l'affetto e la divozione ad esso Padre dopo la morte che voglio sperare che sia nel cielo a pregare per tutta l'Augustissima Casa cotanto in sua vita a lui divota.

Nel rimanente resto molto confuso et attonito per vedermi cosi impresso nella sua clementissima grazia, che non merito tanto favore dell'espressione che mi fa nella clementissima sua, et assicuro la Maestà Vostra, che non passerà giorno, che non mi ricordi di raccommandarla a Dio nelle mie deboli orazioni e quotidiani sagrifizii, assieme con tutti dell'Augustissima Casa, che Dio conservi.

Di Vostra Aug^ma^ Maestà

umilissimo, oss^mo^ oblig^mo^ servo F. Cosmo da Castelfranco

Sacerdote Cappuccino.

Namen- und Sachregiſter.

A

Abaffi, Fürſt von Siebenbürgen S. 43, 54, 86, 100, 411, 467.
Abdi Paſcha, Commandant von Buda 402 u. f.
Abſalom 349, 414.
Achmet, Sultan 476, 496, 499.
Achmet Bei, Ex-Kapuziner und türkiſcher Ingenieur, 137, 201 u. f., 221 u. f. Urtheil über ihn 228 u. f.
Adrianopel 125 u. f., 180.
Aegypten 421.
Aeneas Sylvius, ſiehe Pius II.
Agnes, Kaiſerin 3.
Akakia, fr. Agent in Conſtantinopel 47.
Albrecht I., römiſcher König 5, 320, 456.
Alexander VIII., Papſt 459 u. f., 480.
Allianz, die große, vom 12. Mai 1689, 422 u. f.; Unkenntniß derſelben in England 445 u. f., 506.
Allianz, die kaiſerlich-polniſche, 172 u. f.
Altenburg, Deutſch- 203.
Alt-Oettingen 92, 145.
Amalie Wilhelmine, Prinzeſſin v. Braunſchweig-Lüneburg 527 u. f.
Amerongen 266 u. f.
Ampringen, Caſpar von 43, 85.
Amſterdam 6, 368 u. f., 513.
Andreas II., Statut des Königs 87, 373, 413 u. f.
Anguiſſola 223.
Anhalt, ſiehe Johann Georg.
Arquien, Marquis d' 44, 57, 75.
Artikel, gallicaniſche 211, 425 u. f.
Aſow 503, 523.
Aſpremont 468 u. f.
Aſſociation, ſchwediſche 94 u. f.
Auersperg, Graf 205.
Augsburg, die Liga von, 422, 424 und 482.
Augsburg, Wahl u. Krönung in 450 u. f., 454.
Auguſt II. von Polen 514 u. f., 518 u. f.
Avaux, Graf d', 369, 432 u. f.

B

Baco von Verulam 19.
Baden, ſ. Hermann und Ludwig.
Baranyavar 408 u. f.
Barbarini, Cardinal 173, 387.
Barillon, fr. Geſandter in England, 96, 132, 146, 429 u. f.
Bathiany 188, 198 u. f., 349, 463, 471.
Bathori, Sophie 86, 91, 111.
Batudſchina 450.
Beachy Head 472.
Belgrad 172, 182 u. f., 375, 416 u. f., 447, 468 u. f., 479, 493.
Benaglia 183.
Benie 100 u. f.
Beſançon 68.
Bethlen Gabor 20.
Bethune, fr. Botſchafter in Warſchau, 52 u. f., 57, 72 u. f., 392, 474 u. f.
Biſamberg 243, 284 u. f., 299.
Bogdanowics 520 u. f.
Bongars 19.
Borgomainero, ſpaniſcher Botſchafter in Wien, 118, 130, 176, 178, 187, 205, 344, 362.
Börner 188.
Bosnien, Paſcha von, 408 u. f., 470 u. f.
Boſſuet 211 u. f.
Bourbon, das Haus 27, 41, 66, 171, 193.
Boyne 472.

Braunſchweig-Lüneburg, das Haus 265, 269, 279 u. f., 330, 367, 395, 487.
Breitenſee 312.
Breuner 487.
Brieg 264, 277.
Bruck a. d. Leitha 198.
Bucellini 499.
Buda 10, 16 u. f. Vergebliche Belagerung von 1684 S. 391 u. f. Zweite Belagerung im Jahre 1686 S. 400 u. f.
Budziacki 380.
Bund, der rheiniſche 22, 31.
Buonviſi, Nuntius in Wien 129, 148, 154, 168, 214, 262, 323, 329, 339 u. f., 351, 358, 362, 364, 371, 374, 380, 386, 388.
Burg-Baſtei 221, 229 u. f., 240, 244 u. f., 365.
Burg-Ravelin 224, 229 u. f., 232 u. f., 240 u. f. Bedeutung desſelben für die Erhaltung der Stadt Wien 244 u. f.

C

Camaldulenſer-Kloſter 205, 301 u. f., 306 u. f.
Campegi, Cardinal 12.
Camuccio 223 u. f.
Candia 22.
Caprara, Aeneas 188, 202 u. f., 365, 401, 418 u. f., 500, 507.
Caprara, Albert, k. Internuntius bei d. Pforte 89 u. f., 91. Seine Abſchieds-Audienz in Wien und Aufbruch 105 u. f. Seine Berichte von der Reiſe aus 106 u. f. Sein erſter Bericht aus Conſtantinopel 109 u. f. Er erhält Audienz bei Mohammed IV. und meldet ſeine Anſicht über die Lage der Dinge im Juni 1682 S. 113 u. f. Seine erſte und zweite Conferenz mit den türkiſchen Bevollmächtigten 114 u. f.

Er erlangt mehr Gewißheit über die Abſicht des Krieges 125 u. 126. Differenz ſeiner Anſicht von derjenigen des Hofkriegsrathes 127. Beſtätigung der ſeinigen 128. Er beobachtet die türkiſchen Truppen 129; erfährt, im November 1682, daß Tököly die Türken gegen Wien locken will 137.

Seine dringenden Warnungen treffen in Wien ein, im December 1682 139 u. f. Er hat eine dritte Conferenz mit den Türken 140; erhält nicht die Erlaubniß zur Abreiſe 141. Sein Urtheil über die Politik Ludwigs XIV. und das herannahende Unheil 142 u. f.

Er mahnt abermals nach Wien zur Gegenwehr, zu Anfang 1683 174; berichtet über Tököly 179 u. f.; beurtheilt das türkiſche Heer 181 u. f.; erhält die letzte Antwort von Kara Muſtafa und wird nach Buda geführt 191. Er berichtet über die Tartaren 198; wird von Buda aus durch das türkiſche Lager nach Tuln geleitet 235 u. f.; verweilt in Paſſau in türkiſcher Kleidung 276; ſein Urtheil über die Hinrichtung des Ibrahim Paſcha 336, 361.
Caraffa 404, 411 u. f., 414, 418 u. f., 440.
Carl, Erzherzog 397.
Carl II. von England 30, 42 u. f., 59, 64, 94, 96, 132, 146, 368, 427.
Carl II. von Spanien 27, 38, 69, 118, 132, 256 u. f., 280, 335, 368, 482, 506.
Carl V., Herzog von Lothringen. Er iſt im Jahre 1682 für den Krieg gegen Frankreich 119. Seine Perſönlichkeit 185 u. f., ſo wie 292 u. f. Er hält Revue bei Kittſee 188 u. f.; zieht gegen Neuhäuſel und wieder zurück 190; beſchließt bei Raab Rückzug auf Wien 199; ſendet Aeneas Caprara an den Kaiſer 203 u. f.; trifft in Wien ein 206.

Er zieht aus der Leopoldſtadt auf das linke Donauufer 225 u. f.; gibt Nachricht in die Stadt 232; über den Plan des Entſatzes von Wien, im Auguſt 283 u. f. Seine Thätigkeit am linken Donauufer 284 u. f.; ſchlägt den Tököly wiederholt 285 u. f., 288.

Sein Beſuch bei dem Polenkönige in Hollabrunn 292 u. f. Er iſt als Urheber des Planes des Entſatzes das eigentliche Haupt der Entſatz-Armee 299; läßt die Höhen des Leopold- und des Kahlenberges beſetzen 301. Seine Führung der Schlacht 309 u. f. Er hält die Armee die Nacht hindurch unter den Waffen 313; wird von der Republik Venedig als der eigentliche Sieger von Wien betrachtet 327, und ähnlich von C. Contarini 328.

Er verfolgt die Türken 338; kommt dem Polenkönige zu Hilfe 344 u. f.; erringt den Sieg über die Türken bei Parkany 347 u. f.; geht auf die Forderungen des Tököly nicht ein 349; ſetzt bei dem Polenkönige die Zuſtimmung in die Belagerung von Gran durch 352 u. f.; nimmt dieſe Stadt 354.

Er belagert 1686 Buda 401 u. f. Im Feldzuge von 1687 gegen Eſſeg nicht glücklich 408; gewinnt dann den Sieg von Mohacs 409: gewinnt Siebenbürgen für den Kaiſer 410 u. f. Er erkrankt 1688 und ſtellt dann, in Betreff Belgrads, ſein perſönliches Intereſſe der Sache nach 418 u. f.

Er führt 1689 den Oberbefehl am Rheine 438; nimmt Mainz 452. Sein Tod 464 u. f.

Carl V., römiſcher Kaiſer 8 u. f., 14 u. f., 23, 82, 107, 524.
Carl X. Guſtav von Schweden 55.
Carl XI. von Schweden 93, 473.
Carl Philipp, Herzog zu Braunſchweig u. Lüneburg 462.
Carlowitz, Friede von 514 u. f.
Caſale 70, 157.
Chamlay 332.
Chaſſinet 273 u. f.
Chateauneuf, fr. Botſchafter bei der Pforte 452, 461, 465 u. f., 473, 489, 496 u. f., 498, 506.
Chios 90, 102.
Chriſtian V. von Dänemark 82 u. f.
Chriſtine, Königin von Schweden, 148, 334.
Civrano, venetian. Botſchafter bei der Pforte 49. Sein Bericht über die Türkei im Jahre 1682 107 u. f., 147.
Claudia Felicitas 48.
Cohary, Commandant von Filleck 124.
Colbert 52.
Colyer, niederländ. Botſchafter bei der Pforte 416, 465, 473, 479, 514 u. f., 520 u. f.
Condé, Herzog von 44.
Conring, Hermann 21.
Contarini, venet. Botſchafter in Wien 130, 137 u. f., 154, 170, 177, 178 u. f., 186, 204, 211, 228, 251, 267, 313, 325, 327, 339 u. f., 362, 364 u. f., 371, 379, 383, 392, 397.
Conti, Prinz 294, 508.
Cornaro, Ingenieur 469.
Cornaro, venet. Botſchafter in Wien 440, 448, 452, 457.
Croiſſy, franz. Miniſter, 96, 132 u. f., 273 u. f., 366, 370, 422, 474.
Cromwell, Oliver 29, 31.
Croy 188, 306, 468, 470, 493.

D

Dalmatien 523.
Degenfeld, FM., 289, 293.
Deutſch-Orden 4 u. f.
Döbling 310.
Dohna 402 u. f.
Donado 179.
Dönhoff 330.
Dörffling, brand. Feldmarſchall, 266 u. f., 277.
Dornbach 309 u. f.
Doroszensko 59.
Dover-Vertrag 132 u. f., 430.
Draskovich 205, 237.
Drau 408 u. f., 471 u. f.
Dreifaltigkeits-Säule 423 u. f.
Dünewald 285, 287, 345, 348, 410.
Dürrenſtein 296 u. f., 304 u. f.
Duvernay 159, 164.

E

Eleonora, geb. Gonzaga, Witwe Ferdinands III., 44, 198, 236, 257.
Eleonora, Erzherzogin, vermählt zuerſt mit dem Könige Michael von Polen, dann mit dem Herzoge Carl von Lothringen 43 u. f., 186, 257, 363, 464.
Eleonora Magdalena, geb. Pfalz-Neuburg, dritte Gemahlin des Kaiſers Leopold 48, 91, 105, 193, 254 u. f., 295, 328, 477, 527 u. f.
Eliſabeth, Gemahlin Friedrichs d. Schönen 218.
Eliſabeth, Gemahlin Friedrichs V. von d. Pfalz 465, 474.
Eliſabeth, Königin von England 18.
Emerich, Biſchof v. Wien 76; 118, 318, 208, 362.
Eperies, Blutgericht von 412.
Erdödy, Ban von Kroatien 185, 188, 281, 412.
Erlau 414.
Ernſt Auguſt, Herzog, ſpäter Kurfürſt v. Braunſchweig u. Lüneburg 93, 119, 160, 185, 265, 279, 286, 462, 487.
Eſpence 65.
Eſſeg 184, 191 u. f., 363, 374, 396, 408, 410, 470.
Eſterhazy, Paul, Palatin von Ungarn, 87, 105, 188 u. f. Seine dringende Vorſtellung u. Klage an den Kaiſer 195 u. f.; 203, 205, 384, 400, 412.
Eſtrees d', Botſchafter in Rom 153, 425.
Eſtrees d', Cardinal 153, 333, 350.
Eugen, Prinz von Savoyen 204, 294, 363, 410. Er erhält das Commando in Ungarn 508 u. f.; ſiegt bei Zenta 510 u. f.

F

Falkenhahn 279.
Favorita auf der Wieden 120, 198, 236, 518.
Ferdinand von Arragonien 7.
Ferdinand I., Kaiſer 8, 15 u. f.
Ferdinand II., Kaiſer 20 u. f., 36.
Ferdinand III., Kaiſer 21.
Feuillade, la, 423.
Filleck 124 u. f.
Flaſſan, franz. Geſchichtſchreiber 9.
Fleming 508.
Fleurus 472.
Fleury 490.
Forbin Janſon, franzöſ. Botſchafter in Polen, feindſelig wider den Kaiſer Leopold 44 u. f., 52, 75.

Foscarini, venet. Botschafter 84, 97, 171.
Frangepani 40.
Frankfurt, Congreß von 80 u. f., 133 u. f., 151, 157.
Franz I. von Frankreich 8 u. f., 16 u. f., 23.
Freiburg im Breisgau 63, 501, 513.
Friedrich II., Kaiser 3.
Friedrich II. von Preußen 13 u. f., 64.
Friedrich III., Kaiser 5 u. f.
Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg 479, 487, 519.
Friedrich V. von der Pfalz 20.
Friedrich August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg 294, 325, 462.
Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, erhält 1695 den Oberbefehl in Ungarn 499 u. f., und wieder 1696 503, und 1697 507; wird zum Könige von Polen gewählt 508 u. f. Vgl. August II.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 48, 62. Charakteristik 64. Sein Dienstangebot bei Ludwig XIV. 65 u. f. Er durchkreuzt den Plan des Graniers und denjenigen des Kaisers 78; schließt einen neuen Dienstvertrag mit Erhöhung des Lohnes 79. Seine Thätigkeit im Dienste Ludwigs XIV. und neuer Vertrag 82 u. f.
Er läßt seinen Gesandten Jena in Regensburg für den Frieden mit Frankreich reden 116 u. f.; erreicht bei dem Bündnisse mit Ludwig XIV. nicht seinen eigentlichen Zweck 134 u. f.; schließt das Bündniß von Soest 161; erkrankt 170.
Er zeigt sich zu Anfang 1683 geneigt, zum Kaiser überzugehen 263 u. f.; kündigt dem Kaiser diesen Entschluß an 267; geräth wieder ins Schwanken durch Rebenac 271 u. f.; schwankt längere Zeit 276 u. f.; wird von Ludwig XIV. wieder gekauft 278; trägt jedoch Bedenken einen inneren Krieg in Deutschland anzufangen 367.
Er schickt Hilfe vor Buda 1686 400.
Fuchs, brand. Minister 264, 268. Seine Antwort an den französischen Gesandten Rebenac 270 u. f.; 277 u. f.
Fürstenberg, Bischof v. Straßburg 134, 426 u. f.

G

Georg, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, der spätere König Georg I. 294, 325.
Georg Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg 185, 279.
Gigeri 22.
Giulay 497.
Gninski 356.
Goes, Cardinal 459, 480.
Golz, Feldmarschall 310.
Gotthard, Sanct 22.
Graben in Wien 257.
Gran 189 u. f., 344 u. f., 352 u. f.
Grana 340.
Gregor VII., Papst 2 u. f., 148, 261, 388.
Gremonville, fr. Gesandter in Wien 39 u. f.
Großwardein 487.
Guilleragues, französ. Botschafter in Constantinopel 71, 90, 99, 102, 104, 142.
Gustav Adolf v. Schweden 20 u. f., 33 u. f., 79.

H

Habsburg, Haus 5 u. f., 17 u. f., 21, 26, 31, 34, 38, 41 u. f., 118, 411, 456 u. f., 482, 487.
Hafner 231.
Hamsabeg 391.
[illegible] 480, 489 u. f.
Harkany 411.
Heemskerk, niederländ. Gesandter in Wien 467, 472, 485, 489, 491, 496.
Heinsius, Rathspensionär 473, 485, 498, 501.
Heisler 287, 404, 467, 493, 507.
Helena, geb. Zriny, vermählte Rakoczy, dann Tököly 41, 86, 91, 111, 414.
Hermann, Markgraf zu Baden 178, 183, 208, 293, 308, 345, 361, 407.
Hessen-Cassel 294, 330.
Hippolithus a Lapide 21.
Hocher 86.
Hofkriegsrath für Frieden mit den Türken 89; über die französischen Theologen 101; will, im Jahre 1682, nicht nachdrücklich gegen Tököly verfahren 110. Berathung über Frieden m. d. Türken im Jahre 1682 S. 120 u. f.; 451, 511.
Hollabrunn 292.
Homonay 349, 373, 385.
Hop, niederländ. Gesandter in Wien 439 u. f., 444 u. f.
Humieres, Marschall 331, 340.
Huniady, Johannes 7.
Hussay 474, 476, 479, 491.

I

Ibrahim Pascha von Buda 88, 90, 99, 106, 111, 124, 199 u. f., 202, 213, 221, 300, 310, 336.
Innocenz III., Papst 4, 73 u. f.
Innocenz XI., Papst. Charakteristik 147 u. f. Seine Thätigkeit für den Kaiser wider die

Türken 148 u. f. Sein Breve an Ludwig XIV., im Januar 1683, 150 u. f. Er erläßt Friedensmahnungen an den Kaiſer und Carl II. von Spanien 153 u. f.; läßt ſich durch Ludwig XIV. nicht täuſchen 161; wirkt nachdrücklich ein auf Johann III. Sobieski 162 u. f.; nimmt als Protector der kaiſerlich-polniſchen Allianz die Eide auf dieſelbe entgegen 173.

Er weiſt das Geld an für das Corps Lubomirski 212; iſt der wichtigſte Verbündete des Kaiſers 261 und 280; wirkt abmahnend auf Ludwig XIV. 275. Sein Breve an Starhemberg und die Siegesfeier für Wien 329 u. f. Seine moraliſche Größe gegenüber der Kleinheit Ludwigs XIV. 333.

Er wünſcht die Fortſetzung des Türkenkrieges und darum den Frieden des Kaiſers mit Frankreich 339; ſucht die Allianz zwiſchen dem Kaiſer und Polen zu erhalten 350 u. f. Seine Beiſteuern gegen die Türken nach allen Seiten 360 u. 362.

Er dringt bei dem Kaiſer Leopold auf einen allgemeinen Congreß im Haag 370; mahnt Johann III. Sobieski von der Unterſtützung des Tököly ab 372 u. f.; äußert ſich über das kaiſerliche Amneſtie-Patent für Ungarn 373; wird als der eigentliche Urheber der hl. Liga angeſehen 382 u. f., ſo wie 386 u. f.

Seine Fürſorge für die leidenden Soldaten 389 u. 398. Sein Beitrag für den Feldzug von 1684 390. Er ſchützt den Frieden im Weſten 393. Er erſehnt die Befreiung Ungarns 399; wünſcht die Betheiligung Ludwigs XIV. am Türkenkriege 421 und 424 u. f.

Er erkennt Lavardin nicht als Botſchafter an, und entſcheidet ſich für Joſeph Clemens als Kurfürſten von Köln 426 u. f. Sein Tod 459. Rückblick auf ihn 518 u. 525.

Innocenz XII., Papſt. Sein Verhalten z. Türkenkriege und zu Jakob II. 480. Er mahnt die Häupter der Chriſtenheit zum Frieden und erhält darauf Antworten 481 u. f. Sein Verhalten kirchlich und politiſch 484. Er weicht abermals der Bitte des Kaiſers um Hilfe aus 504. Ueberblick ſeiner Haltung zum Türkenkriege 318 u. f.

J

Jablonowski, polniſcher Kronfeldherr 322, 347.

Jagellonen, Haus der, 10.

Jakob II., König von England. Er ſteht ſowohl ſeinem Königreiche als der Republik der Niederlande gegenüber unter der Einwirkung Ludwigs XIV. S. 427 u. f.; ſchickt zuerſt ſeinen Sohn und flüchtet dann ſelber nach Frankreich 434 u. f. Er wird von Ludwig XIV. nach Irland geſandt 445; erhält Unterſtützung vom Papſte Alexander VIII. 459 u. f., ſo wie von Innocenz XII. 480; läßt ſich immerfort durch Ludwig XIV. täuſchen 497.

Jakob Sobieski 162, 291 u. f., 301, 310, 322, 345, 465, 474.

Jägerndorf 277 u. f.

Janoki 137, 181.

Jena, brandenb. Geſandter am Reichstage 117, 264, 272.

Jeruſalem 461, 466.

Jeſuiten 100, 112, 123, 205, 212, 231, 376, 398.

Joanelli 400.

Johann Friedrich, Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg in Hannover 93, 527.

Johann Georg, Fürſt von Anhalt 264, 266 u. f. 277 u. f.

Johann Georg, Kurfürſt von Sachſen 131, 261. Er zieht zum Entſatze von Wien 290 u. f. Sein Abzug 318 u. f.

Johann Philipp, Kurfürſt von Mainz 41.

Johann Sobieski, Kronfeldherr von Polen 43; wird König Johann III. 44 u. f., 51, 52. Er erkaltet langſam gegenüber Ludwig XIV. 53 u. f. Seine und ſeiner Frau Klagen vor demſelben 55 u. f. Er connivirt andauernd in die franz. Unterſtützung der Rebellen in Ungarn 72; trägt dem Kaiſer eine Offenſiv-Allianz wider die Türken an 73. Seine charakteriſtiſche Rede zu Bethune 1680, 75.

Er iſt in langſamer Wendung v. Ludwig XIV. zum Kaiſer 162 u. f.; beruft den Reichstag ein auf Januar 1683, 166; verlangt die Abberufung des Vitry 169; ſetzt den Beſchluß d. Reichstages für die Allianz mit dem Kaiſer durch 171; fordert den Herzog Georg Wilhelm von B.-L. zum Türkenzuge auf 279. Allgem. Bemerkungen über ihn 291 u. f.

Er berichtet über die Perſönlichkeit Lothringens 292; will nicht das Kommen d. Kaiſers zur Armee 293, 296 u. f.; bleibt dem Range nach bei d. Armee der Erſte 298; beurtheilt d. Ausſichten d. bevorſtehenden Entſatzſchlacht 302.

Sein Verhalten am Morgen des 12. September 306 u. f. Sein Kampf mit d. Türken 309 u. f. Er lehnt den Vorſchlag der ſofortigen Verfolgung ab u. begibt ſich in d. Stadt 315; ſucht nicht eine Begegnung mit dem Kaiſer 317; geht auf den Vorſchlag einer Begegnung mit dem Kaiſer ein 320 u. f.; äußert ſich über dieſelbe 322. Seine Verſtimmung überhaupt

323. Sein Bericht über die Beute 324 u. f. Er ſteht andauernd mit Tököly in Correſpondenz 326; entſendet Siegesberichte n. Venedig und Rom 327, 330; wird gefeiert von der Königin Chriſtine v. Schw. 334; willigt in die Verfolgung der Türken 338 u. f.; zieht gegen Parkany voraus u. wird geſchlagen 344 u. f.

Sein Urtheil über ſeine Truppen und Berathung mit den Häuptern 346 u. f. Er betrachtet ſich als Vermittler zwiſchen d. Kaiſer und Tököly 349 u. f.; willigt, nach wiederholtem Schwanken, in die Belagerung von Gran 352 u. f., ſpricht ſich zu der Königin Marie Caſimire über ſeine Stellung aus 355; macht vor dem Abſchiede von den Kaiſerlichen noch einen nachdrücklichen Verſuch zu Gunſten des Tököly 356; kommt zur Einſicht über Tököly 358, 372 u. f., 384; kehrt nach Polen zurück 359.

Er iſt geneigt für die heil. Liga 379 u. f., 383. Seine Leiſtungen fortan gering 392 u. f., 440. Sein Tod 508.

Jörger, Graf Quintin, 122, 139, 144, 166, 451, 453.

Joſeph, Erzherzog 65, 105, 406. Er wird zum Erbkönige von Ungarn gekrönt 413 u. f., 444 u. f.; römiſcher König 454 u. f., 526.

Joſeph II., Kaiſer 222.

Joſeph Clemens 426.

Joſephsberg 335.

Juan d'Auſtria 18.

Julius Ludwig, Prinz von Savoyen 204.

Jurieu 331.

K

Kaminiec 43, 519, 523.

Kanizſa 417, 463.

Kantakuzenos, Servan, Fürſt der Wallachei 237 u. f., 288.

Kantemir 193, 236, 251, 512.

Kapliers, Graf, 197, 203, 206. Seine Sorge für den Geſundheitszuſtand in Wien 239 u. f. Sein Bericht vom 27. Auguſt 240 u. f. Er bemüht ſich, alle waffenfähigen Perſonen in der Stadt heranzuziehen 243. Differenz mit d. Gemeinderathe 246 u. f.; Beförderung 365.

Kapos 88.

Kapuziner-Ingenieur, ſ. Achmet Bei.

Kara Ibrahim, Großweſir, 377 u. f., 384 u. f., 398.

Kara Muſtafa. Herkunft und Lebensgang 50 u. f. Er ſtützt als Großweſir die Rebellion in Ungarn 57; behandelt d. franzöſiſchen Geſandten Nointel unhöflich 58; wird von ſeinem Kriegesplane gegen d. Kaiſer zunächſt abgelenkt durch den Krieg mit Moscovien 59 u. f.; iſt unterrichtet über die Zuſtände in der Chriſtenheit 70; weicht der Verlängerung d. Friedens von Vasvar aus 89.

Sein Verhalten bei der franzöſiſchen Beſchießung von Chios 90, 104. Sein Einfluß auf Mohammed IV., 108. Er wird beurtheilt von Caprara 110 u. f., 113 u. f., 125 u. f., 128 u. 139. Er will den kaiſerlichen Hof in Ungewißheit erhalten 129 u. f. Dieſe Kriegsliſt gegen den Kaiſer wirkt nachtheilig für ihn in Polen 163.

Der Kriegeszug ſein Werk 174. Sein Eifer für den Zug 181 u. f. Seine Beſtallung bei Belgrad 183. Seine Antwort in Eſſeg, am 6. Juni, auf das kaiſerliche Erbieten zum Frieden 191. Er empfängt dort den Tököly 192. Sein eigentliches Ziel für ſich 193.

Er beſchließt an der Raab den Marſch auf Wien 199. Sein Feldzugsplan, charakteriſirt von einem Freunde der kaiſerlichen Sache in Buda 200 u. f. Sein Marſch vor Wien nicht verſpätet 207.

Seine Wahl d. Angriffsſtelle 219 u. f. Sein Minenkrieg wider die Stadt 230 u. f. Er iſt eifrig in der Belagerung 232; entläßt den Grafen Caprara 235 u. f.; fordert Tököly ins Lager vor Wien 242; läßt auf die Burg-Baſtei ſtürmen 245; hofft auf das Angebot d. Capitulation von Wien 250 u. f., 302 u. f.; trifft keine Anſtalten gegen das Entſatzheer 299; hält Kriegsrath 300; erkennt am Nachmittage des 12. September die Lage der Dinge 311.

Er ſchiebt die Schuld der Niederlage auf Ibrahim Paſcha 336; gewinnt Mohammed IV. für ſich 337; will den Krieg fortſetzen und fordert Tököly zu ſich 342, 344; zieht nach Belgrad und wird dort auf Befehl des Sultans erdroſſelt 375. Sein Schädel 376 u. f.

Kaſchau 123, 178, 357, 397 u. f.

Katharina von Bosnien 7.

Katſianek 462.

Kaunitz, Graf, Geſandter in München 145; im Haag 498, 501, 503.

Kielmannsegg, Freiherr, 209.

Kinsberg 59, 70.

Kinski, Graf, 440, 514 u. f.

Kittſee 187 u. f.

Kloſterneuburg 218, 284, 301.

Kolonitſch, Biſchof, ſpäter Cardinal 123. Seine Thätigkeit in Wien 209 u. f., 315, 318, 376, 398, 459, 493.

Koltſchitzki 233.

Komorn 58, 60, 186, 344 u. f., 452.
Königsegg 62, 122, 159, 370.
Köprili 21, 43, 49, 461 u. f., 469 u. f., 477 u. f.
Kottulinski 232.
Krakau 167.
Kramprich 490.
Krems 11, 166, 284, 289, 293.
Kroaten 182, 185, 281 u. f., 360, 363, 392, 396, 398.
Krokow, brand. Gesandter in Wien 122, 170.
Kronstadt 471.
Kuninski 380.
Kuniz, k. Resident in Constantinopel 70, 89 u. f., 98 u. f., 98 u. f., 101, 172, 179, 184, 191 u. f., 225, 230 u. f., 233, 237 u. f., 246 u. f., 341 u. f., 361.

L

Lamberg, Graf, k. Gesandter in Dresden und Berlin 146, 261, 266, 268, 271 u. f.
Lateran-Concil von 1517, 7.
Lavardin 425 u. f.
Lavigny 16.
Lazenburger Bündniß 119, 131.
Leibniz 41, 63 u. f., 67, 93, 421, 466, 501.
Leitha 198 u. f., 213.
Leo X., Papst 7.
Leopold I., römischer Kaiser 21. Er schließt den Frieden von Vasvar 22. Gegenüberstellung zu Ludwig XIV., 23 u. f. Seine Auffassung der römischen Kaiserkrone 31 u. f. Seine Stellung zu den Landtagen der Erbländer 33 u. f.; nach außen nur defensiv 34 u. f. Schattenseiten seines Charakters 36 u. f. Unordnung im Finanzwesen 37.

Er leistet, 1667, keine Hilfe für Spanien 38; geht mit Ludwig XIV. einen Theilungsvertrag über die spanische Monarchie ein 39; läßt ungern die ungarischen Rebellen hinrichten 40; tritt für die Republik der Niederlande ein 42; läßt Ungarn militärisch regieren 43; kann der Rebellion dort nicht Herr werden 46. Seine dritte Heirath 48. Seine Klage vor Carl II. von England über die Politik Ludwigs XIV. wider ihn 59 u. f. Er kann, allein gelassen, den Krieg wider Frankreich nicht fortsetzen und fügt sich in den Frieden v. Nymegen 62 u. f.

Er erkennt seit 1674, daß Ludwig XIV. nach der Kaiserkrone trachtet 70; klagt bei d. Polen über die Unterstützung der Rebellen in Ungarn 72; erwägt die Frage der von Polen 1680 angebotenen Offensiv-Allianz wider die Türken 73 u. f.; ist bereit zu einer Defensiv-Allianz 74.

Seine Haltung von 1679 an gegen Westen 76 u. f. Vergebliches Bemühen um ein Reichsheer 79. Er sucht Straßburg zu schützen 80 u. f.; hält offenen Krieg gegen Frankreich für das alleinige Heilmittel 82 u. f.

Er sucht Ungarn zu befriedigen durch den Landtag von Oedenburg 86 u. f.; hofft, 1681, Frieden mit den Türken zu behalten 89 u. f.; vertraut auf Bundesgenossen im Reiche 92 u. f.; gestattet die Heirath des Tököly m. der Helena Rakoczy und weist die Vorschläge des Ibrahim Pascha und des Tököly zurück 111 u. f.; fordert in Regensburg die Einigkeit der Reichsfürsten 117; erkennt d. Streben Ludwigs XIV., beide Linien d. Hauses Habsburg zu entzweien 118; wünscht Frieden mit den Türken u. Krieg gegen Frankreich 120, 122; setzt allzu viel Vertrauen in Tököly 130; hat, nach Westen hin, Aussicht auf feste Bundesgenossen 131 u. f.; läßt, im November 1682, die Deputirten des Tököly zur Audienz 137; setzt auch noch ferner die Unterhandlung fort 138; will nicht, in der eigenen Noth, d. Reich gegenüber Ludwig XIV. verlassen 144 u. f.

Er schickt Gesandte aus um Türkenhilfe 145; antwortet dem Papste Innocenz XI. in ausführlicher Darlegung der Differenzen mit Ludwig XIV. 155 u. f. Die Aussichten auf Gegenwehr wider Frankreich steigen für ihn 166. Er widerstrebt nicht der polnischen Forderung, einen Eid für die Allianz in die Hände des Papstes abzulegen 168, 173; liefert aufgefangene Briefe Ludwigs XIV. aus 169. Seine Allianz mit Polen 172 u. f.

Er ist, im Jannar 1683, noch zweifelhaft, ob Wien selbst bedroht werde 176 u. f.; verhält sich nur defensiv 183 u. f.; hält Revue bei Kittsee 188 u. f.; läßt die Stephanskrone von Preßburg holen 197, 203; beschließt die Flucht aus Wien 203; sendet den Bischof Kolonitsch in die Stadt Wien 210 u. f.; verlangt Bewaffnung des Landvolkes in Nieder-Oesterreich 216.

Seine Flucht nach Passau 253 u. f. Sein Verhältniß zu Marco d'Aviano 254 u. f. Er wünscht denselben bei der Armee zu haben 258 u. f. Sein Klageschreiben an Marco d'Aviano 259 u. f.

Er beschwert sich durch Chassinet über die heftige Denkschrift des Verjus de Crecy 273 u. f.; will sich auf die Terminstellung derselben nicht einlassen 274; erhält die Besorgniß Ludwigs XIV. vor einem Frieden mit d. Türken rege 276; geht in Unterhandlung m. Friedrich

Wilhelm von Brandenburg ein 278; anerkennt die Haltung des Hauses Braunschweig-Lüneburg 279.

Er lobt die Nation der Kroaten für ihre Treue und Ausdauer 281; legt seine Ansicht über einen Entsatz von Wien dar 283 u. f.; will selber an die Spitze des Entsatzheeres für Wien treten 290, 295; stellt die Entscheidung darüber Marco d'Aviano anheim 297; spricht abermals den Wunsch aus 304; antwortet Marco d'Aviano auf die günstige Meldung vom 12. September 314 u. f.

Sein Einzug in das befreiete Wien 317 u. f. Er wünscht eine Begegnung mit Johann Sobieski 319; begrüßt Max Emanuel und den Polenkönig 320 u. f.; äußert sich über die Begegnung 321; bethätigt nach verschiedenen Seiten seine Dankbarkeit 335; wünscht Aufnahme des heiligen Joseph in die Litanei der Heiligen 335.

Er hat nach der Befreiung Wiens nicht den Entschluß zu einem längeren Türkenkriege 339 u. f.; läßt vielmehr durch Kuniz einen Anwurf zum Frieden thun 341; will Sobieski nicht als Vermittler mit Tököly 350; erwägt, im Herbste 1683, die Frage, ob gegen Westen oder gegen Osten sich zu wenden 359 u. f.

Die Neigung zur Fortsetzung des Türkenkrieges bei ihm im Steigen 363 u. f. Er nimmt viele Beförderungen vor 364 u. f.; kann nicht Hilfe für Belgien bringen 368; willigt in einen allgemeinen Congreß im Haag 370; läßt der Republik Venedig die Liga gegen die Türken vorschlagen 371 u. f.; erläßt allgemeine Amnestie für Ungarn 373 u. f.; will nicht auf Friedensvorschläge der Türken eingehen 379; dringt auf den schleunigen Abschluß der heil. Liga 383; sendet den Palatin Esterhazy an Tököly 384.

Er erbittet sich wieder Marco d'Aviano für den Feldzug von 1684, 390; setzt geringes Vertrauen in Sobieski 393; schließt m. Ludwig XIV. den Stillstand von 1684 S. 395.

Seine Freude über die Erfolge von 1685, S. 396 u. f. Er läßt in der Fastenzeit sammeln für die Spitäler 398; erbittet sich Marco d'Aviano auch für 1686, 399; wünscht den Angriff auf Buda 400; faßt nach dem Siege den Plan, den Erzherzog Joseph zum König von Ungarn krönen zu lassen 406.

Er weist das türkische Friedenserbieten zurück 1686, 407; läßt durch Marco d'Aviano den Herzog von Lothringen über den Mißerfolg vor Essey trösten 408; erlangt im Landtage zu Preßburg den Beschluß der Krönung seines Sohnes Joseph zum Erbkönige von Ungarn 411 u. f.

Er wünscht 1688 die Belagerung von Belgrad 418 u. f.; sucht die Eintracht zwischen Max Emanuel und Carl von Lothringen zu erhalten 419 u. f.

Seine Stellung gegenüber Ludwig XIV. von 1684 bis 1688, 422 u. f. Seine Ansicht über die Umwälzung von 1688 in England 436 u. f. Sein Festhalten an den Verträgen 439 u. f., 497. Er erbietet sich der Republik der Niederlande und Wilhelm III. zur Allianz 439 u. f.; zieht darüber Gutachten von Theologen ein 442 u. f. Seine Ziele bei dieser großen Allianz 444 u. f. Er sichert dadurch die geschehene Umwälzung in England 445 u. f.

Er erhält von den Landtagen seiner Erbländer, im Jahre 1689, erhebliche Bewilligungen für den Türkenkrieg 447. Sein Verhältniß zu Marco d'Aviano von 1688 an 449, 486, 492, 494; wünscht 1689 den Frieden mit den Türken 450 u. f.

Seine Rede an die Kurfürsten in Augsburg für die Wahl Josephs 455 u. f. Seine damalige Stellung 456 u. f. Charakterisirt durch Cornaro 457 u. f. Sein Empfang in Wien 458.

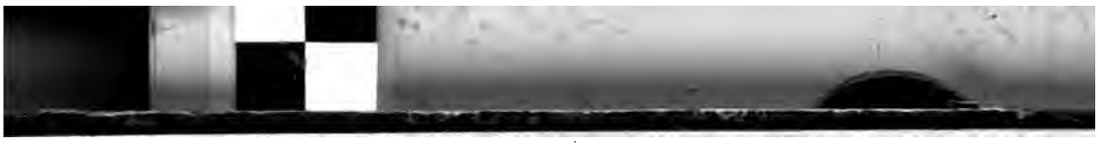
Er erhält geringe Hilfe vom Papste Alexander VIII. 459 u. f.; erleidet schweren Verlust durch den Tod des Herzogs von Lothringen 464 u. f.; geräth in weitere Bedrängniß 466; sendet Croy nach Belgrad 468; klagt über den Verlust 471; verneint d. Möglichkeit d. Türkenfriedens 473.

Seine Rüstungen für 1691, 476. Er lobt die Brandenburger für Salankemen 479; urtheilt über die französischen Mittel gegen d. Türkenfrieden 479 u. f.; antwortet dem Papste Innocenz XII. auf seine Friedensmahnung 481 u. f.

Sein Plan einer kirchl. Reunion in Deutschland u. Ungarn, und Bemühungen zu Gunsten der Katholiken in England u. Holland 483 u. f.

Seine Rüstungen für 1692, 485. Sein Verhalten auf die Mahnungen Marco d'Avianos 486, 492. Er verleiht die neunte Kurwürde 487; hält im Feldzuge von 1692 zurück 488; spricht nicht mit Nachdruck durch 492 u. f. Sein Gelübde am 15. August 1693, 494 u. f.

Er kann nicht vermeiden, dem Kurfürsten Friedrich August den Oberbefehl in Ungarn zu geben 499. Sein Urtheil über den Feldzug von 1695, 500. Er will nicht Straßburg bei Frankreich belassen 501, 505; gibt Rabutin das Commando in Siebenbürgen 502; fordert 1696



den Angriff auf Temeswar 502; kann den Papst Innocenz XII. nicht zur nachdrücklichen Hilfe bewegen 504.

Er gibt, 1697, dem Prinzen Eugen von Savoyen das Commando in Ungarn 507; meldet den Sieg von Zenta dem Könige Wilhelm III., 512; wird genöthigt, in den Frieden von Ryswyck einzugehen 513; bestimmt den Czaren Peter zur Theilnahme an d. Friedenshandlung 515 u. f.

Sein Verdienst um die Christenheit 524 u. f. Sein Verhältniß zu Marco d'Aviano übersichtlich und seine Dankbarkeit 525 u. f.

Leopoldsberg 301.

Lepanto 18.

Leslie 188, 285, 365, 392.

Liebenberg 208, 250.

Liechtenstein, k. Botschafter in Rom 459, 480.

Liegnitz 264, 277.

Liga, die heilige 371 u. f., 386 u. f.

Lilienfeld 219.

Lisola 30, 36, 38.

Löbel-Bastei 221 u. f., 229, 240, 244 u. f., 247 u. f., 365.

Lobkowitz, k. Botschafter in Paris 422 u. f.

Louvois, fr. Minister 52, 80, 422 u. f., 442.

Lubomirski 212, 285 u. f.

Ludwig der Heilige 5, 21, 41, 151.

Ludwig, König von Ungarn 10, 411.

Ludwig, Markgraf von Baden 207, 213, 308, 312, 345, 348, 365, 401 u. f., 406.

Er erhält 1689 den Oberbefehl gegen die Türken 448, 450; im Feldzuge von 1690, 468, 471 u. f.; im Feldzuge von 1691, 477; siegt bei Salankemen 478. Sein Feldzug von 1692, 488. Er hat das Commando am Rheine 493, 499, 501.

Ludwig XIII., 19.

Ludwig XIV. Gegenüberstellung zu dem Kaiser Leopold 23 u. f. Seine Selbst-Charakteristik 24 u. f. Sein Trachten nach der spanischen Monarchie 26, und nach der römischen Kaiserkrone 27 u. f. Seine glänzende Stellung im Beginne seiner Laufbahn 28 u. f. Grundsatz seiner Politik nach außen und die Verwendung der Staatsmittel 29 u. f.

Er unterstützt, vertragswidrig, Portugal gegen Spanien 37 u. f.; bricht 1667 in Belgien ein 38; weicht zurück vor der Tripel-Allianz 39; bewegt den Kaiser zu einem Theilungsvertrage über die spanische Monarchie 39; verlockt einige Ungarn zur Rebellion 40; weist den Vorschlag der Eroberung von Aegypten zurück 41; will die Republik der Niederlande vernichten 42.

Seine Thätigkeit in Polen gegen d. Kaiser 43 u. f. Sein Plan, den König Johann Sobieski zu verwenden 46. Er schürt das Feuer in Ungarn 47, 54; berath mit seinen Ministern die Aussicht auf einen Krieg der Türken wider den Kaiser 51 u. f.; kann den Wünschen der Königin Marie Casimire nicht willfahren 53 u. f., 57 u. f.; sieht über die Mißhandlungen seiner Gesandten an der Pforte hinweg 58 u. f.; weiß allein in West-Europa, seit 1676, um die Absicht des Kara Mustafa 60.

Er lockert und zersetzt die Allianz wider ihn durch den Friedensschluß von Nymegen 61 u. f. Sein Verhalten gegenüber dem Dienstangebote des Kurfürsten F. W. von Brandenburg 64 u. f. Der Dienstvertrag 66. Beginn der Reunionen 68 u. f. Der eigentliche Plan bei denselben ist die Erlangung der Kaiserkrone 69 u. f.

Seine Instruction an Bethune über die fernere Unterstützung der Rebellen in Ungarn 72. Er gibt den Wünschen des polnischen Königspaares nicht nach 74 u. f.; kann den Oranier nicht gewinnen 78; bindet den Brandenburger Kurfürsten an sich durch einen neuen Lohnvertrag 79; nimmt Straßburg weg 81; schließt abermals Vertrag, 1682, mit Brandenburg u. Dänemark 83 u. f.; unterstützt den Rebellen Tököly 86 u. f.

Er wagt nicht Luxemburg zu belagern 95; hebt den Blocus dieser Stadt auf mit Hinweis auf die Türkengefahr 96; ist Protector der Christen im Oriente 100. Sein Handschreiben an Mohammed IV., 102, und sein weiteres Zurückziehen 104. Urtheil über seine Plane in Wien 130, vgl. 142, 172 u. 193.

Er nimmt Orange weg 132; lähmt Carl II. von England völlig durch die Publication des Dover-Vertrages 132 u. f. Die Summen seiner Bestechungen 134 u. f. Er weicht vor der Gefahr eines allgemeinen Krieges zurück 133, 161; läßt dagegen die Meinung nähren, daß er losbrechen werde 146.

Seine Stellung zu dem Papste Innocenz XI., Gallicanismus u. Verfolgung der Hugenotten 149 u. f., 211. Seine Antwort an Papst Innocenz XI. eine Anklage wider den Kaiser 151 u. f. Er sucht vergeblich den Landgrafen von Hessen-Cassel zu gewinnen 160. Seine Anklage gegen den Kaiser vor den Polen 164.

Sein Plan gezeichnet von Foscarini 172, vgl. 193. Er leistet der Pforte Genugthuung wegen Chios 179. Sein Verfahren gegen die Herzoge von Lothringen 185 u. f. Er läßt Genua bombardiren 227. Sein Verhalten im

Sommer 1683, 262 u. f. Er gibt dem Brandenburger Kurfürſten die Erlaubniß zum Angriffe auf Schweden 263; beharrt thatſächlich, im Sommer 1683, auf dem Wege des Zurückweichens, jedoch mit hochfahrenden Reden 272; will nicht offen zu Gunſten der Türken handeln 274; kauft d. Brandenburger Kurfürſten aufs neue 278. Seine Anſicht über Rang und Etikette 319.

Sein Verhalten auf die Siegesnachricht vor Wien 330 u. f. Er fürchtet abermals den allgemeinen Krieg wider ihn 333; wird vielfach im rechten Lichte erkannt 334; ſucht die Allianz zwiſchen dem Kaiſer und Polen zu trennen 350; trachtet vergeblich, durch Brandenburg einen inneren Krieg im Reiche zu entzünden 367; zieht vor der Gefahr eines allgemeinen Krieges wider ihn, im Herbſte 1683, abermals zurück 368 u. f.; ſchließt den Stillſtand von Regensburg 1684, 395.

Er will nicht Theil nehmen am Türkenkriege 420 u. f. Sein Verhalten von 1684 bis 1688 gegenüber d. Kaiſer Leopold 422 u. f., gegenüber dem Papſte Innocenz XI., 424 u. f., gegenüber England und Holland 427 u. f. Er hetzt Jakob II. und den Prinzen von Oranien wider einander 428 u. f.; wirkt, durch ſeine wahrheitswidrige Erklärung an die Republik über ein Bündniß mit Jakob II., für die Expedition des Oraniers 431 u. f. Sein Plan dabei überſichtlich dargeſtellt 433.

Er trachtet das Königshaus Stuart in ſeine Hände zu bekommen 434 u. f.; ſucht von dem Kriege gegen den Kaiſer ſich wieder frei zu machen 436.

Sein Plan des Religionskrieges 442 u. f. Er reizt das engliſche Parlament gegen ſich durch die Sendung von Jakob II. nach Irland 444 u. f. Sein Trachten nach der Kaiſerkrone vereitelt durch die Wahl Joſephs 454.

Er ermuthigt die Türken 1690, 467. Sein Verhältniß zu denſelben von 1690 an 473; ſucht Polen in Unthätigkeit zu erhalten 474; vom Kaiſer beim Papſte angeklagt, verſucht er abermals den Plan des Religionskrieges 482; täuſcht die Türken wie Jakob II., 496 u. f., 506; unterſtützt dauernd den Tököly 497; über den Eifer des Kaiſers zum Frieden mit d. Türken 517; trägt ſeine Vermittelung an 519.

Lugos 500.

Luther, Martin, 12.

Luxemburg 69, 95, 368 u. f.

M

Madrid, Friede von, 9 u. f.

Mainz 434 u. f.

Majeſtäts-Titel 303, 320.

Malachowski 520 u. f.

Mannsfeld 60, 80, 133, 161.

Marco d'Aviano. Seine Perſönlichkeit und das Verhältniß des Kaiſerpaares zu ihm 254 u. f. Sein Beſuch in Wien 1682, 256 u. f. Er trifft beim Entſatzheere ein 295; gibt dem Kaiſer nicht den Rath zur Armee zu kommen 296 u. f. Seine Thätigkeit 298. Er ſchreibt im Angeſichte von Wien an den Kaiſer 303. Seine Bethätigung am 12. September 307 u. f., und in den folgenden Tagen 321.

Er wird vom Kaiſer Leopold mitgenommen nach Linz 335, 361; wirkt in Venedig für das Zuſtandekommen d. hl. Liga 379, 381; macht den Feldzug von 1684 mit 389; verläßt die Armee vor Buda 392.

Seine Vorſchläge für eine beſſere Verwaltung, namentlich in Kriegsſachen 393 u. f. Sein Urtheil über die Kriegführung 396.

Er folgt abermals der Bitte des Kaiſers zum Feldzuge von 1686, 399; wirkt mit dem Kaiſer für den Plan d. Belagerung von Buda 400 u. f. Seine Thätigkeit vor Buda 402 u. f. Sein Bericht über den gelungenen Sturm 405.

Er nimmt Theil an dem Feldzuge v. 1687, 400; urtheilt über die Ungarn 414; ſchlägt als d. Object d. Feldzuges v. 1688 Belgrad vor 416; betreibt die Belagerung desſelben 417 u. f.

Seine Anſicht über d. Weltlage im Beginne 1689, 437 u. f., 439, 446. Sein Verhältniß z. Kaiſer Leopold von 1688 an 449, vgl. 492, 494 u. 525 u. f.

Sein Segen für die kaiſerliche Armee 1691, 477. Seine Anſicht von den franzöſiſchen Mitteln der Politik 479. Seine Mahnungen an d. Kaiſer 485, 492 u. f., 501 u. 504.

Er denkt über die Verpflichtung d. Papſtes zur Hilfe wie der Kaiſer 504; beſucht den Kaiſer 1697, 507. Sein Verhältniß zu dem Kaiſerpaare überſichtlich u. ſein Tod 525 u. f.

Margaretha, Infantin von Spanien, erſte Gemahlin Leopolds, 27.

Maria, Königin von Ungarn 10.

Maria Antonia, Erzherzogin 92, 163, 395.

Maria Thereſia, Kaiſerin 221 u. f.

Mariahilf 400.

Marie Caſimire, Gemahlin Johann Sobieskis, 44, 52, 72, 74, 162 u. f., 171, 326 u. f., 352, 355, 393, 474 u. f.

Marie Thereſe, Infantin von Spanien, Gemahlin Ludwigs XIV., 26.
Maros 522.
Marſigli 479, 520 u. f.
Martinitz 147, 160, 504.
Mary, verm. Prinzeſſin von Oranien 434 u. f.
Mathias Corvinus 7.
Maurocordato 51, 182, 223, 342, 440, 520 u. f.
Maximilian I., Kaiſer, 7 u. f.
Maximilian Emanuel, Kurfürſt von Bayern. Er iſt kaiſerlich geſinnt 92 u. f.; 145 u. f., 189, 289, 320, 392.
Er heirathet die Erzherzogin Maria Antonia 395; belagert Buda von der einen Seite 401 u. f. Im Feldzuge von 1687 vor Eſſeg nicht glücklich 408, ſiegt dann bei Mohacs 409; hat im Feldzuge 1688 gegen Belgrad den Oberbefehl 418 u. f.
Maximilian Heinrich, Kurfürſt v. Köln 155, 161.
Mazarin, Cardinal, 21, 24, 26, 28.
Meinders, brand. Miniſter 264, 267, 278.
Melanchthon 15.
Melk 219.
Menegatti, S. J. 443.
Merkenſtein 217.
Metz 68.
Michael Koribut, König von Polen 43.
Michaelowitſch 233, 243.
Michiele, ven. Botſchafter, über die Türken 59; über die Rebellen in Ungarn 84.
Mohacs 10, 408.
Mohammed IV., Sultan, 49 u. f., 52, 57, 60, 99, 113 u. f., 126 u. f., 128, 134 u. f., 180, 183, 188, 336 u. f., 373, 415, 472.
Montecuculi 22, 35, 42, 62, 70, 76, 454, 464.
Montluc 12.
Morea 408, 523.
Moroſini 71, 392, 408.
Morßtyn 44, 73, 168 u. f., 170.
Moskovien 53, 73, 388, 393.
Munkacs 86, 111, 124, 414.
Muſtafa Bei 106, 221.
Muſtafa Köprili, Großweſir 461, 463, 465 u. f., 469, 477.
Muſtafa, Sultan 499 u. f., 503, 509 u. f.

N

Nadasdy 40, 237.
Nantes, Edict von, 425, 428 u. f.
Nemeſſani 158.
Neugebäude 212.
Neuhäuſel 21, 189 u. f., 338, 344, 394 u. f., 396, 407.
Niſch 450, 466, 468.
Nointel, fr. Geſandter in Conſtantinopel 47, 52, 58, 71.
Nottingham 473.
Nymegen, Friede von, 62.

O

Odescalchi, Hans, 153, 525.
Oedenburg, Landtag von, 87, 91.
Oettingen, Graf, 520 u. f.
Oranien, ſ. Wilhelm III.
Orleans, Herzog von 319, 333.
Othmar, S. J. 443.
Ottoboni, Cardinal 387.
Oxenſtjerna, Benedict 93.

P

Paget, Lord, engliſcher Geſandter in Wien 472, 489, 490, 498. Friedensvermittler von Carlowitz 514 u. f., 520 u. f.
Palant 325.
Palffy, Graf Carl 363.
Palffy, Graf Johann 283 u. f., 410.
Pallavicini, Nuntius in Warſchau 167 u. f., 171, 373.
Panneſics 105, 107, 141.
Parkany 344 u. f.
Parlament, das engliſche 94, 132 u. f., 428, 436 u. f., 444 u. f.
Parlament von Paris 425.
Pasko, Chriſtoph, 100 u. f.
Paſſau 261 u. f.
Pavia, Schlacht von, 8 u. f.
Penzing 220, 312.
Perchtoldsdorf 216.
Peter, Czar von Moskau 388, 393, 503. Dem Frieden mit den Türken abgeneigt, läßt er ſich in Wien dennoch zur Unterhandlung bewegen 514 u. f.
Peterwardein 509.
Petronell 203 u. f.
Petrozzi 124, 384.
Pfalz-Neuburg 44 u. f., 48, 63, 117, 294.
Philipp II. von Spanien 17 u. f.
Philipp IV. von Spanien 26, 31, 37.
Philippsburg 63.
Pio, Cardinal 154, 156, 161, 173, 333, 339.
Piraeus 408.
Pius II., Papſt 6.
Pommern 63 u. f.
Pomponne, fr. Miniſter 41, 52.
Portugal 37 u. f.

Pottendorf 439 u. f.
Preſton, engl. Geſandter in Paris 133.
Preßburg 285 u. f., 412 u. f.
Primi, Abbé 133 u. f.
Proski, polniſcher Geſandter bei d. Türken 137, 142, 343.
Pufendorf 367.

Q

Quartierfreiheit 425 u. f.
Quesne, du, 90, 102, 104, 142, 179.

R

Raab 58, 186, 191 u. f., 194 u. f., 198 u. f., 221 u. f., 294, 313.
Rabatta 353, 365.
Rabutin 502, 509 u. f., 512.
Raczinsky 440.
Radzivil 73.
Rakoczy, Franz, 41, 86, 415.
Rami, Reis Effendi, türkiſch. Friedensbotſchafter 520 u. f.
Ranuzzi, Nuntius in Paris 275, 370, 401.
Rebenac, fr. Geſandter in Berlin 264, 266. Sein Schreiben an den Miniſter Fuchs über d. Sachlage im Juli 1683, S. 268 u. f., 276 u. f., 280, 319, 367. Seine Anklage gegen d. Kaiſer in Rom 482.
Reichstag in Polen 54, 72, 74, 166 u. f., 170 u. f.
Reichstag in Regensburg 63, 79, 116 u. f., 160, 272, 464.
Reunionen Ludwigs XIV., 68 u. f., 80 u. f., 93, 95, 136, 152, 157.
Richelieu, Cardinal 28 u. f.
Rocheſter 435.
Ronquillo, ſpaniſcher Geſandter in London 133.
Roſſau 213, 220.
Roßtauſcher 209.
Rother-Hof 223 u. f., 312.
Rouſſet über den Sieg von Wien 332.
Rümlingen 209.
Rümpler 229.
Ruzzini, venet. Botſchafter in Wien 509, 512. Friedens-Bevollmächtigter ſ. Carlowitz 520 u. f.
Ryswyck, Friede von, 513.

S

Salaburg, Graf, 209.
Salankemen, Schlacht bei, 478.
Salm, Graf, Nikolaus, 11.
Salomo 17.
Saponara 111 u. f., 124, 178.
Saveſtrom 418 u. f., 488.
Schafgotſch, Graf 320.
Schärffenberg 365, 404.
Schlick, Graf 520 u. f.
Schönbrunn 221 u. f., 237.
Schöning, Hans Adam von, 499.
Schulz, FML., 214, 288.
Schwechat 206, 213 u. f., 284, 321.
Schwerin, brand. Geſandter in Wien 264.
Seppeville, franz. Geſandter in Wien 81, 144, 262, 340.
Sinzendorf, Präſident der Hofkammer 76.
Sitvatorok, Friede von, 19.
Sobieski, ſ. Johann.
Soliman d. Prächtige 10 u. f., 17, 107, 214, 411.
Soliman, Großweſir 398, 404 u. f., 407, 410 u. f., 413.
Soliman II., Sultan 415 u. f., 420, 472, 476.
Souches 365.
Spanheim, brand. Geſandter in Paris 83.
Spinola, Biſchof von Wiener-Neuſtadt 483.
Spork 22.
Staats-Omnipotenz Ludwigs XIV., 26 u. f., 424.
Starhemberg, Graf Ernſt Rüdiger 188. Er beginnt ſein Amt in Wien 206 u. f.; läßt die Vorſtädte verbrennen 213 u. f.; verlangt und erhält Geld von Kolonitſch 211. Seine Fürſorge gegen Feuersbrünſte 226. Sein Beiſpiel in der Vertheidigung der Stadt 229 u. f. Er hat Mangel an kundigen Mineurs 231. Sein Bericht vom 18. Auguſt, 233 u. f. Sein Bericht vom 27. Auguſt, 239. Differenz mit dem Gemeinderathe von Wien 245.
Er ſucht neue Bruſtwehren zu errichten 248. Seine Anrede an die Soldaten 249 u. f. Seine Hoffnung am 11. September 252, 305.
Er führt die Fürſten zur Beſichtigung der Belagerungsarbeiten 315; urtheilt über die Polen 346, 354, 365, 392 u. f., 401 u. f., 440, 448, 451, 508.
Starhemberg, Graf Guido, 213, 468, 470.
Stephanskrone 196 u. f., 203, 402.
Stetteldorf 291.
Straßburg 69, 80 u. f., 116, 136, 157, 359, 500, 513.
Straſſoldo 123 u. f., 130, 283.
Stratmann, Hofkanzler 361, 379, 401 u. f., 440 u. f., 444, 525.
Stuhlweißenburg 194, 200, 207, 400.
Sulfikar Effendi, türkiſcher Friedensbotſchafter 440 u. f., 451 u. f., 476.
Szapary 391.
Szecheny, Paul, Erzbiſchof von Kalocſa u. ſpäter von Gran, Primas v. Ungarn 412, 483, 499.

Szeleptseny, Primas von Ungarn 87, 188. Er gibt sein Geld in Wien her für die Löhnung der Soldaten 211 u. f., 398, 413, 499.
Szegesy 201, 356.
Szigeth 17, 417, 439.
Szirmay 124, 137, 181, 397.

C

Taaffe, Graf, Adjutant des Herzogs Carl von Lothringen 95 u. f., 132 u. f., 146.
Talenti, Secretär Johann Sobieskis 327 u. f., 351.
Tartaren, Schilderung derselben 198.
Tattenbach 40.
Teleki 85 u. f., 467.
Tellier, Le 52.
Temeswar 500 u. f., 502, 512.
Temple, Sir William 39, 77.
Terlingo 70.
Theiß 509.
Thuanus 19.
Thun, Graf, k. Gesandter in England 95 u. f., 132 u. f., 146.
Thurn, Graf, k. Gesandter in Venedig 260.
Tököly, Emerich, Graf 41. Seine Herkunft 85 u. f. Er fügt sich nicht dem Landtage von Oedenburg 87 u. f.; wirbt um Helena Witwe Rakoczy 91. Sein Bemühen bei der Pforte im Beginne 1682, 99 u. f. Heirath mit der Rakoczy und Vertrag mit den Türken 111 u. f. Seine Eroberungen in Oberungarn mit Hilfe von Ibrahim Pascha 123 u. f.
Er wird in Wien nicht durchschaut 130; sendet eine Deputation nach Wien, im November 1682, 137; wird in Wien andauernd als Vermittler betrachtet 177 u. f.; beruft einen Landtag nach Kaschau 178; sendet Boten nach Adrianopel, zu Anfang 1683, 179 u. f.; setzt auch dann noch in Wien sein trügerisches Spiel fort 187; findet sich im türkischen Lager bei Esseg ein 192 u. f.; wird von kaiserl. Räthen noch im Juni 1683 als Vermittler angesehen 197. Seine Absicht mit Wien 202.
Er fügt sich nicht dem Befehle des Kara Mustafa, ins Lager vor Wien zu kommen 242 u. f.; wird vom Herzoge von Lothringen geschlagen 285 u. f., und abermals 288, und abermals 289; meldet dem Kara Mustafa die Ankunft der Polen 300; ist in Correspondenz mit Johann Sobieski 326 u. f.; folgt nicht den Befehlen des Kara Mustafa 342, 344.
Er zieht von Lewents her gegen Parkany, um abzuwarten 345, 348; sucht durch d. Polenkönig zu unterhandeln 349 u. f.; erhält Geld von Ludwig XIV., 351; erlangt nochmalige Verwendung Sobieskis 356 u. f.; kehrt völlig zu den Türken zurück 357 u. f.; macht Versuche, die protestantischen Fürsten für sich zu gewinnen 373; wirkt mit zum Tode des Kara Mustafa 375.
Er wird von Kara Ibrahim angeklagt 377 u. f; hat seinen sicheren Rückhalt a. d. Pforte 384; behandelt die dem Kaiser treuen Ungarn als Rebellen 385, 412; wendet sich an den Papst Innocenz IX., 385.
Er wird in Ketten nach Adrianopel abgeführt, dann wieder in Freiheit gesetzt 397 u. f.; sucht nochmals Anknüpfung m. Rom 414. Seine Auslieferung von den Türken verweigert 441.
Sein Erfolg im Jahre 1690 in Siebenbürgen 466 u. f. Er wird von Ludwig von Baden hinaus gedrängt 471; erhält dauernd französ. Unterstützung 497; bei Zenta mit geschlagen 511; v. d. Türken nicht ausgeliefert 522, 524.
Traun, Graf 236.
Trautmannsdorf, Graf 209, 392.
Tripel-Allianz 39.
Türkenschanze bei Döbling 310 u. f.
Turenne 21.

V

Valiero, ven. Senator 382.
Vasvar, Friede von 22, 183.
Vaudemont 478.
Venedig 7, 9, 17, 22, 49, 147, 163, 327, 328, 339, 380 u. f., 515 u. f.
Venier, Hieronymus, ven. Botschafter in Wien 456, 473, 488 u. f.
Venier, Pietro, ven. Botschafter in Paris 473.
Verjus de Crecy, fr. Botschafter in Regensburg 136, 262 u. f., 272, 366.
Vesprim 194.
Veterani 406, 462, 500.
Victor Amadeus, Herzog von Savoyen 472, 505, 508.
Vitry, franz. Botschafter in Warschau 159, 165, 167 u. f., 172, 192.

W

Wagner, Historiker 464, 494.
Waitzen 391.
Waldeck, Georg Friedrich, Graf dann Fürst von, 117 u. f., 289, 292 u. f., 311, 338.
Walderndorf, Graf 145.
Waldstein, Graf, Gesandter in England 59, dann Botschafter in Warschau 140, 166, 167.